UC-NRLF
B 3 436 988

Digitized by Google

Die Buch- und Antiquariatsha
F. Hanke in Züric
empfiehlt ihr reichhaltiges L
und ... ern zu

$6.00 2 Bde. Leonard Batz
pervolvi.

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Louis Blanc's

Geschichte der zehn Jahre

von

1830 bis 1840.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Gottlob Fink.

Nebst einem

Vorwort zur Verständigung der Deutschen und Franzosen

von einem deutschen Publizisten in der Fremde.

Erster Theil:

Julirevolution.

Zürich und Winterthur.

Verlag des literarischen Comptoirs.

1843.

Druck von J. Fr. Heß.

Vorwort

zur Verständigung der Deutschen und Franzosen

von einem deutschen Publizisten in der Fremde.

Die Geschichte der französischen Revolution in den Jahren von 1830 bis 1840 wird hier wiedergegeben, wie der Franzose sie verfaßt, frei und ohne Umschweif, im Sinne seiner Partei, der neuen Demokratie, und völlig unverstümmelt, wie es die Presse der Schweiz erlaubt. So bleibt das Buch französisch auch im Deutschen. Kein Deutscher wagt über sein Vaterland so zu schreiben, und wenn er wagte, wenn er schriebe, was seine kühnsten Gedanken überfliegt, in seiner Heimath könnt' es nicht erscheinen.

Dieses Werk des freien Mannes, das Erzeugniß einer Welt, die uns weit vorangeeilt, wird die Deutschen gewaltig anziehen; aber es wird sie an vielen Stellen eben so gewaltig abstoßen, eben so tief verletzen. Es ist dem Hochmuth und dem Taumel unserer Romantik, der Aberweisheit unserer amtlich Berufenen, ja, sogar dem nüchternen Bewußtsein über unsere nicht eben glänzende Vergangenheit und Gegenwart allzu schroff entgegengesetzt.

Das liegt nicht ausschließlich in dem Charakter des geistreichen Republikaners, auch nicht darin, daß er überhaupt Republikaner und ein Freund der unterdrückten Klassen der Gesellschaft ist (man würde einen Nordamerikaner und einen Chartisten mit ganz andern Gefühlen anhören); aber er ist Franzose: es liegt also in dem gegenwärtigen Verhältniß der beiden Völker, welches von eingewurzelten Spannungen, Vorurtheilen und Antipathieen bestimmt wird. Nur die Zeit, aber hoffentlich auch schon die nächste Zukunft, wird durch die gemeinsame Arbeit edler Männer alle Disharmonieen in das wahre Verständniß der gegenseitigen und gleichen Interessen Frankreichs und Deutschlands auflösen.

Glücklicherweise wird das Werk der Verständigung, nachdem die letzten 30 Jahre schon so viel Gemeinsames in Arbeiten und Erfolgen, in Hoffnungen und Täuschungen zum Vorschein gebracht, eben so leicht als ruhm-

voll sein. Die Uebelstände der französischen wie der deutschen Vorurtheile springen von selbst in die Augen, es ist nur nöthig, darauf zu achten. Und je mehr beide Völker jetzt noch unter ihrer Entfremdung leiden, um so geneigter werden sie sein, dieselbe aufzuheben. Zuerst an den Deutschen ist nicht zu zweifeln. Sie lieben die Gerechtigkeit gegen Fremde bis zum Uebermaß, sie sind gerecht und billig auf ihre eigenen Kosten, ja, sie finden die Ungerechtigkeit selbst noch gerecht, wenn sie nur die Stirn hat, ihre Billigkeit in Anspruch zu nehmen. Und wollte man oberflächlich urtheilen, man könnte mit vielem Schein behaupten, unsere ganze politische Unterdrückung hätte in nichts anderem ihren Grund, als in diesem Charakterzuge unsers Volks. Und nun die Franzosen — haben sie durch das Studium unserer Literatur und selbst unserer überschwenglichen Philosophie nicht hinlänglich bewiesen, daß sie geneigt sind, auf uns einzugehen? Es ist nur nöthig, dies Verhältniß in die Politik einzuführen: beide Völker müssen sich gewöhnen, auch ihre Politik nur als eine gemeinsame Angelegenheit zu betrachten (in dem Unterricht der Franzosen über uns macht übrigens das bekannte Buch: »De la Prusse et de sa domination,« mit überraschender Sachkenntniß den Anfang); und jeder Freund der Freiheit, die man ja nirgends mit mehr Hingabe liebt, als in Frankreich, wird der unsere sein.

Louis Blanc's Geschichte der 10 Jahre ist ein ganz neues Unternehmen. Es löst eine Aufgabe, die man sich nur in einem freien Lande stellen konnte, die Zeitgeschichte zu schreiben: und indem er sie schreibt, ist er im Grunde mit ihr fertig. Ihre Oberfläche nimmt ihn nie ganz ein, ja, er berichtet die Niederlagen der Freiheit an allen Enden und Ecken und erklärt sie mit der Kälte eines Arztes. Der Grundton, der durch das ganze Buch geht, ist das Grollen des neuen demokratischen Geistes, der das Volk der Franzosen, inwiefern es unter dem Namen Peuple von der Bourgeoisie unterschieden ist, so lebhaft bewegt, und in unzähligen gelehrten und populären oder vielmehr Volksschriften — einer ganz neuen ort- und namenlosen Literatur von großer Bedeutung — zum Vorschein kommt. Das Interesse und die Fähigkeit des Peuple, welcher seine eigenen Angelegenheiten bereits selbst versteht und geschickt behandelt, und in kurzer Zeit sogar gelehrte Schriftsteller (Proudhon ist aus einer Druckerei hervorgegangen) erzeugt hat, muß uns eine große Idee von dem Geist und der Freiheitsfähigkeit des französischen Volkes geben. Die Julirevolution gewinnt durch diese enorme geistige Arbeit, diese in die Tiefe des Volks gedrungene Philosophie und Aufklärung eine ganz andere Bedeutung, als man ihr gewöhnlich zuzugestehen geneigt ist: und die Aufklärung der Menschen über ihre wahren Interessen hat so wenig ein Ende genommen, daß vielmehr jetzt erst die wahre Aufklärung und das eigentliche Denken der Menschen, das Denken in Masse,

den Anfang nimmt. Während früher nur die Könige und Minister die Aufklärung zu ihrer Sache machten, ist sie jetzt eine Angelegenheit der alleruntersten Schichten der Gesellschaft geworden und dafür umgekehrt der verrückteste Obskurantismus nach oben geschlagen. Louis Blanc hat nun bei jedem Wort, das er niederschreibt, das Recht und die Bedeutung des Peuple, das Unrecht, die Hohlheit und die Schlechtigkeit der Bourgeoisie im Sinne, und es folgt aus dieser Situation von selbst, daß er mit aller Parteilichkeit, ja, Ungerechtigkeit im Einzelnen, doch im Ganzen und Großen das Recht der Geschichte vertritt, die sich von der Oberfläche nicht täuschen läßt.

Louis Blanc hatte schon vor der Bekanntmachung seiner Geschichte eine Abhandlung über die große Frage, wie den unterdrückten Klassen der Gesellschaft aufzuhelfen wäre, bekannt gemacht. Er meinte das Problem zu lösen mit dem Vorschlage einer „Organisation der Arbeit“ und der Ausrottung des Systems der Konkurrenz, dessen Folgen er vornehmlich an Englands Beispiel nachweist. Eine freie Gemeinschaft und eine rein demokratische Einrichtung derselben soll die Isolirung, die in der Konkurrenz liegt, aufheben. Dazu fordert er eine Reform, die zugleich eine politische und eine soziale ist, also eine Reform der Staats- und Gesellschaftsordnung zugleich. Die kleine Schrift ist in Frankreich mit großer Aufmerksamkeit gelesen und ihr Titel seitdem zum Stichwort geworden. Sie hätte längst verdient, auch in Deutschland bekannt zu werden, wäre es auch nur, um den Freunden der Zünfte und Korporationen zu beweisen, daß man auch aus der entgegengesetzten Absicht, nämlich um den Egoismus aufzuheben, gegen die Konkurrenz sein könne. Allerdings würde alle Organisation der Arbeit den Peuple noch immer nicht emanzipiren. Sein Loos verbessern, seine Existenz vermenschlichen, das ist ein großer Fortschritt, den er durch Assoziation und Organisation machen kann; aber das Prinzip des Egoismus und der Inhumanität in der Wurzel angreifen, wäre offenbar eine ganz andere Frage, die zwar in der ganzen neudemokratischen Bewegung liegt, von Louis Blanc in seiner Untersuchung aber noch nicht gestellt worden ist. Offenbar liegt die Verwahrlosung der großen Massen in der Einrichtung unserer Gesellschaft, nach welcher nicht der Mensch und sein unverjährbares Recht, sondern das Eigenthum das Prinzip ist. Proudhon fragte sich also, „was ist das Eigenthum?“ und er gelangte zu der Antwort: „es ist unmöglich, denn es ist Fixirung des Besitzes in der Hand des Individuums, während doch nur die Gesellschaft auf eine permanente Weise besitzt.“ — „Cicero,“ sagt er, „vergleicht die Erde einem großen Theater, welches Gemeingut ist, und wo Jeder den Platz, den er einnimmt, wohl den seinigen nennen kann. Er besitzt ihn, aber aneignen kann er ihn sich nicht.“ — „Und eben darum, weil das Maß der Besitznahme nicht in dem Willen gesucht werden kann,

sondern nur in den veränderlichen Bedingungen des Raumes und der Menschenzahl, so ist es unmöglich, daß sich ein Eigenthum bilden kann." — „Der den Genießbrauch hat, ist unter die Aufsicht der Gesellschaft gestellt, der Bedingung der Arbeit und dem Gesetze der Gleichheit unterworfen."

Diesen Männern, Louis Blanc und Proudhon, liegt die Rettung des Volkes ernstlich am Herzen: aus der unerbittlichen Schärfe der Proudhonschen Untersuchungen, die allerdings den innersten Kern der tausendjährigen Frage ans Licht gestellt, und aus dem grollenden Grundton der Louis Blancschen Geschichte, die uns mehr das Gefühl als die Erkenntniß der Sache vor Augen führt, geht gleichmäßig hervor, daß der französische Geist seine große Aufgabe, den Menschen in allem Ernste zum Prinzip der Gesellschaft und des Staates, und ihn so erst definitiv zum wirklichen Menschen zu machen, nicht vergessen und nicht ruhen lassen konnte. Hierin ist er nun unendlich viel gesunder, als die systematische Philosophie der Deutschen, welche den Menschen an alle Götzen der Vorwelt und Gegenwart unbedenklich verräth und verkauft, und in der neuesten Zeit durch Schelling die Schamlosigkeit dieses Judasdienstes bis auf's Aeußerste, bis zu ihrer eigenen Selbstvernichtung getrieben hat.

Schon hierin ist nun Louis Blanc's Darstellung ohne Zweifel ungewohnt, daß sie in ihrem ganzen Verlauf umgekehrt die Götzen und all ihre Ansprüche dem Menschen opfert: vielleicht aber wird sein Buch dazu dienen, den Götzendienst und die Menschenopfer in den Herzen vieler Deutschen zu stürzen. Jedenfalls werden sie sich, wenn sie diese Lage der Sache bedenken, nicht sogleich auf's hohe Pferd ihrer Unpartheilichkeit setzen, und im Kampf mit dem Drachen sich nicht für verpflichtet halten, abwechselnd auch dem Drachen ein wenig beizuspringen.

Liegt nun aber die ganze Haltung des Werkes in seinem Prinzip, so liegt ohne Zweifel alles für uns Deutsche Verletzende, was es enthält, ganz außer der Absicht des Verfassers. Der Kreis seiner Gedanken schließt es nothwendig in sich, wenn er z. B. Napoleon nur durch die französische Bourgeoisie stürzen läßt, wenn er es ganz in der Ordnung findet, daß Deutschland für Frankreich und durch Frankreich gestaltet worden war, und wenn er keine andere Restauration, als die der Bourbonen kennt; und doch, wie sehr würde es seinen Prinzipien gedient, wie sehr seine Sache gehoben haben, wenn er gerade in diesen Punkten das Recht unserer Geschichte nicht ganz außer Acht gelassen und bedacht hätte, daß ebenso wesentlich der deutsche Volksaufstand, als der französische Abfall, und beide aus demselben Grunde, Napoleon gestürzt, die Restauration aber ebenso sehr eine deutsche, ja, eine europäische, als eine französische war! Louis Blanc nimmt die Dinge einseitig französisch; wir begreifen das wohl, aber diese Auffassung ist mehr als nach-

theilig für die Wahrheit, sie ist gefährlich für die Freiheit. Wenn alle Franzosen nach dem Beispiel des Elsasses, das ohne Widerrede mit Herz und Hand für Frankreich und seine Freiheit gewonnen ist, sich die Wiedergewinnung der Rheingrenze als eine ganz unverfängliche Sache vorstellen, und den Plan, damit die verhaßten Verträge von 1815 wieder aufzuheben, laut aussprechen: wir werden es sehr begreiflich finden. Und dennoch kann kein Franzose der Sache unsers gemeinsamen Feindes, den sonst haltungslosen Despotismus, einen größern Dienst leisten, als wenn er eine solche Sprache führt. Die Eroberung durch den Tyrannen und Egoisten Napoleon ist in Deutschland noch nicht vergessen, und jede neue Eroberung wäre im Stande, einen neuen Volksaufstand hervorzurufen, wenn auch vielleicht, was eben um so schlimmer wäre, mit derselben Uebertölpelung.

Sind die Irrthümer und Einseitigkeiten der Franzosen gefährlich, weil sie praktische Mißgriffe erzeugen, so sind die unpraktischen Gedanken des befangenen Teutonismus darum nicht minder schädlich. Eine dreißigjährige Fortsetzung jenes somnambülen Deutschthums, dessen Herrlichkeiten sämmtlich in den Brunnen gefallen sind, wäre schon als alter Schaden eine bedenkliche Sache; aber wenn auch die Form eine andere geworden ist, die Täuschungen über unsre eigne Herrlichkeit und über das Unglück der Franzosen, über unsere Sittlichkeit und ihre Unsittlichkeit, über unsere Sicherheit und ihre Gefahr beherrschen noch so viele Köpfe in Deutschland, daß es fast den Anschein hat, als könnten nur große politische Krisen sie aufheben. Die Dummheit, Deutschlands Ruhe für definitiv zu halten und alle historischen Kämpfe auf ewig aus seinen Grenzen verbannt zu glauben, die Albernheit, eine Ruhe des politischen Todes für Glück, und eine Unruhe des politischen Lebens und der mühevollen Lösung praktischer Probleme für ein Unglück zu erklären, ist so eingewurzelt, daß sie die Deutschen selbst nach Paris verfolgt. Nur ein Beispiel: Herr L. Stein beschenkt uns mit einem ausführlichen Buche über den Kommunismus und Sozialismus, Probleme der Humanität, welche die Geschichte des Menschengeschlechtes nicht eher aufgeben wird, als bis sie gelöst sind. Der Verfasser ist noch jung, schwerlich wird er sein dreißigstes Jahr schon überschritten haben; aber er spricht in seinem Buche, wie der älteste Altdeutsche, der eben darum, weil er ein Deutscher ist, Alles besser weiß, als die Franzosen. Er erkennt das Problem, auch die untern Klassen der Gesellschaft zu freien Menschen zu machen, gar nicht an, auf keiner Seite seines Buches stellt er die Aufgabe, aber er löst alle Schwierigkeiten des Kommunismus und Sozialismus durch die Rückkehr zur deutschen Ruhe und zur deutschen Weisheit. Kann es für einen Deutschen und für einen Hegel'schen Christen noch Probleme geben? Nein. Und wenn es in Deutschland einen Pöbel, eine hoffnungslos unterdrückte Klasse der Gesellschaft gibt, beunruhigt

das den Deutschen und den Philosophen? Nein und abermals nein! Er denkt mit Hegel: „Das beste Mittel ist noch, den Pöbel auf den öffentlichen Bettel anzuweisen.“ Und er lobt unsere göttliche Ruhe. Es hat einer das Bein gebrochen; der Arzt ruft ihm zu: beunruhigt Euch nicht darüber und Ihr seid geheilt! Herr Stein sagt S. 382: „Die einzige Möglichkeit einer staatlichen und bürgerlichen Ruhe in Frankreich beruht daher, so paradox es klingen mag, darauf, daß der Kommunismus selber sich durch das Erkennen seiner eigenen Einseitigkeit aufhebt. Das Fieber, das ihn erzeugt, muß austoben; ist die Lebenskraft frisch, so wird es der Gesundheit dienen. Uns aber, die wir einer solchen bittern Erfahrung ferne stehen, muß eben dadurch der Kommunismus eine Unmöglichkeit werden, daß Frankreich uns seine innere Unwahrheit und seine ernsten Konsequenzen als belehrendes Beispiel auch dem sinnlichen Auge darzulegen bestimmt ward. Doch nicht minder gewiß ist es, daß Frankreich selbst noch weit entfernt von jener inneren Versöhnung der gährenden Widersprüche ist. Was es noch erdulden muß, ehe es dahin gelangt, darf Niemand zu behaupten wagen. Freundlich aber wird sie nicht sein, die nächste Zeit, der dieses Land entgegengeht.“

Also Herr Stein denkt: Frankreich ist der Seiltänzer, der sich wahrscheinlich den Hals brechen wird, und Deutschland der Zuschauer, der sich die Lehre daraus zieht, nicht auf dem Seile zu tanzen; Frankreich hat das Fieber, Deutschland ist in Ordnung; Frankreich macht bittere Erfahrungen, Deutschland macht süße. Sollte man nicht denken, Herr Stein wäre nicht 30, sondern mindestens 130 Jahre alt, so weise sind seine Gedanken! Sollte man nicht denken, er schriebe in Petersburg, oder in Wien, oder in einer Berliner Expedition, so konform sind seine Ansichten denen der nordischen Höfe! Und er lebte in Paris, als er so dachte und schrieb!

Aber Herr Stein ist ein Deutscher, und diese Gedanken sind so wenig sein Eigenthum, daß man sie in Deutschland auf allen Gassen bei der großen Herde trivialer Köpfe findet, die ohne sich zu besinnen in angeerbter Weisheit mit Allem fertig sind, und ebenso ohne zu prüfen die Verfassung ihres Dorfes für die höchste Sittlichkeit und Freiheit erklären. Dieser hohle sittliche Hochmuth und diese angeerbte philosophische Aberweisheit ist das deutsche Gegenstück zu dem unbesiegten Napoleon und den Eroberungsphantasieen der Franzosen.

Die Deutschen können nur frei werden, wenn sie das politische und geistige Elend, in dem sie faulen, begreifen und davor sich entsetzen; die Franzosen werden durch nichts mächtiger werden, als durch die Anerkennung und Förderung der Freiheit, deren Prinzip ihre Revolution enthält, bei allen Völkern.

In der That ist das Schicksal Frankreichs und Deutschlands so entschieden eins und dasselbe, daß nur der Nationalcharakter den Unterschied macht. Denn was ist ihre neueste Geschichte anders, als das Schicksal des neuen Prinzips, welches mit der französischen Revolution zur Welt kam?

Die Verbreitung dieses Prinzips durch die Revolutionskriege war eine oberflächliche und gewaltsame; und zuletzt unter Napoleon verdrängte sogar das Interesse der Eroberung die Propaganda gänzlich. Wenn Napoleon am Rhein und im Königreich Westphalen aus revolutionärem Instinkt noch überall das Mittelalter zusammenschlug, so ließ er es schon in Sachsen wuchern, wie es wollte; und wer Lust hat, kann sich hier noch heutigestags an seinen Delikatessen erquicken. An die Stelle der Befreiung durch Verbreitung des Prinzips der Humanität und ihrer Rechte trat durch Napoleon das der rein gewaltsamen Beherrschung und seine abgeschmackten Dynastiepläne. Dagegen war denn allerdings selbst das roheste Volksthum und die Unabhängigkeit seiner Brutalität, die in Spanien, Rußland und Deutschland proklamirt wurde, immer noch Freiheit. Wir geben nun zu, daß nur brutale und von allen philosophischen Freiheitsprinzipien entblößte Volksaufstände in den drei Ländern das Kaiserreich gestürzt haben; aber es war Frankreich vor allen, welches das Bewußtsein und den Glauben der Freiheit verloren, es war Frankreich, welches der Welt den Schatz der Freiheit nicht bewahrt hatte. Sie erhob sich daher mit dem wüsten Zorn ihres alten Aberglaubens gegen ihre Unterdrücker. Diese Kriege und ihre Folgen waren überall die Bewegung der Restauration des alten Geistes gegen die entartete Revolution. Es entstand der Begriff der Legitimität. Legitim war nun aber nirgends mehr „der Mensch und seine ewigen Rechte," sondern der „angestammte Herr," dem Land und Leute gehörten. Für einen solchen Zweck, für den Zweck der unumwundenen Hörigkeit haben wir uns geschlagen; und der Friede setzte das herrliche Werk unermüdlich fort. Die Bewegung ist nun aber in beiden Ländern die nämliche. Mit welchem Bewußtsein wurde überall das Mittelalter und alle seine Herrlichkeiten gepriesen, mit welcher Eilfertigkeit alles, was nur irgend halten wollte, wieder aufgerichtet! Die Mystik des Christenthums, der Geist des Mittelalters, die Poesie des Mittelalters, die Philosophie des Mittelalters, eine neue Scholastik und also eine Philosophie der Restauration (Schelling und Hegel, Chateaubriand und der katholische Lamennais), die Priester, der Pabst, der Adel und die großen Herren: haben nicht beide Völker mit gleichem Eifer alle diese schönen Sachen so eifrig kultivirt, daß nun am Ende beide gleich voll und satt davon sind? Und wenn man einen Blick in Louis Blanc wirft — ich nehme nur das Register und lasse den Namen weg — und liest: „mehr Edelmann als König." „Die Kongregation und die Jesuiten, die nothwendigen Stützen

des Thrones;" wer ist der Mann und wo die Maxime in Kraft? In Frankreich oder in Deutschland? 1830 oder jetzt?

Lamennais ist umgeschlagen, die Hegel'sche Philosophie desgleichen, das Christenthum sogar, es ist nun schon wieder die Religion der Armen und Unterdrückten; werden der Adel und die Herren dieser Welt, die in Frankreich wie in Deutschland das Christenthum zur Unterdrückung der Freiheit empfehlen, nicht an ihm ein scharfes Schwert sich durch die Finger ziehen?

Was also geschieht? Der Geist der Restauration trägt überall seine Feindin, die Freiheit, im Schooße, wie er selbst vor dreißig Jahren aus dem der Revolution hervorging. Beiden Völkern ist dies Phänomen gemeinsam, und auch von dieser Gemeinschaft durchdringt beide ein untrügliches Gefühl. Wohlan, vereinigen wir uns also, Deutsche und Franzosen, den Geist der Unterdrückung, der den Menschen und sein unverjährbares Recht nicht achtet und anerkennt, mög er sich nun Restauration, Reaktion, Romantik oder geradezu Contrerevolution nennen, für immer aus den Wohnsitzen der gebildeten Völker zu verbannen!

Aber die Franzosen, so offenbar sie auch dasselbe Schicksal mit uns erfahren, müssen dennoch im Ganzen immer die Revolution vertreiben, es ist einmal so Mode geworden, während uns Deutschen aus keinem andern Grunde, als weil wir die Fragen abstumpfen und uns den wahren Stand der Dinge immer möglichst zu verbergen suchen, die Rolle der Bekämpfung des freien Geistes und der neuen Prinzipien zugetheilt wird. Die Franzosen werden damit übertölpelt, daß man ihnen in den Deutschen immer noch ihre alten Feinde zeigt, was um so glaublicher klingt, wenn man, wie gegenwärtig bei uns, nichts anders gedruckt sieht, als die offizielle Franzosenfresserei, die von den alten schwachköpfigen Zeitungsredaktionen, der Augsburger, der Kölner, der Berliner, und wie sie alle heißen mögen, immer von neuem unter dem Gelächter ihrer Leser zu Markte gebracht wird. Die Deutschen werden damit übertölpelt, daß man unaufhörlich die Unruhe, das Unglück und die Eroberungssucht der Franzosen schildert und nie unterläßt von ihrer angeblichen Unsittlichkeit ein verläumderisches Geschrei zu erheben. Allerdings ist bei dieser Aufhetzerei eben so viel Dummheit als Nichtswürdigkeit im Spiele; aber es wäre doch eine große Verblendung, wenn man verkennen wollte, von wem die Dummheit benutzt und wozu die Verworfenheit des schreibenden Gesindels in Thätigkeit gesetzt wird. Der Verläumdung Frankreichs und der Verwirrung Deutschlands bedient sich der alte Despotismus, um die politische Freiheit in Europa, wo sie Fuß gefaßt, zu stürzen, wo sie aufkommen will, niederzuhalten. Dieses Lügengewebe der Reaktion muß zerrissen, die Irrthümer von beiden Seiten aufgehoben und eine Allianz geschlossen werden, deren

Grund kein geringerer ist, als die Eine und die gemeinsame Freiheit der beiden gebildetsten Völker des Kontinents.

Hier hör' ich den ganzen Chor der Heiligen und Hochgestellten durch alle ihre Organe mit Entrüstung uns anfahren: Wer seid Ihr, daß ihr Allianzen schließt und Fehden schlichtet, wer hat euch berufen und wo ist eure Macht?" Darauf dient dem Chore zur Antwort: Wir sind die neuen Oedipus, die das Räthsel der menschenverschlingenden Sphinx zu lösen wissen: es ist nocheinmal der Mensch mit seinen ewigen Rechten. Das Zauberwort schließt die Fehde unter den Brüdern und stürzt die Ungeheuer von ihren Felsen. Berufen aber hat uns die Freiheit, und unsre Macht ist die größte, die es gibt, die enthüllte Wahrheit.

Mit einem Worte: die Allianz ist die geistige Vereinigung der zivilisirten und freien Völker gegen die Barbaren des In- und Auslandes; die Gesandten, die sie schließen sollen, sind alle denkenden und wahren Menschen; und ist ihre Thätigkeit einmal ernstlich begonnen, so wird sie nie wieder aufhören. Unsere Verblendung gegen den französischen Geist haben wir hart gebüßt, aber es leben noch immer viele Dogmen und Vorurtheile im Munde der Franzosen und Deutschen, die eine alte schwerfällige Zeit gemünzt hat. Sie sind allesammt aufzulösen. Um nur gleich das nächste zu erwähnen: Man nennt die Deutschen die Denker und die Philosophen, die Franzosen hält man nicht dafür. Unterdessen hat sich aber die Sache so ziemlich herumgedreht. Nichts gedankenloser, als diese deutschen Systematiker, Systemmacher und Schwätzer im Ton der seligen Apokalypse von Schelling bis Rosenkranz; nichts schärfer, neuer und gründlicher, als die jungen französischen Schriftsteller, ja man würde nicht zu viel sagen, wenn man behauptete, ein französisches Weib, die Sand, hätte mehr Gedanken zur Welt gebracht, als alle diese Perrückenstöcke der hochwohlweisen Universitätsphilosophie, seit Hegel todt ist, zusammengenommen. Und Hegel selbst, welch' ein abstruser Politiker, wie festgekettet an den Triumphwagen der Restauration! und welch' ein entschiedener Theologe sowohl in seiner Religionsphilosophie, als in der ganzen Ueberschwenglichkeit, womit er sich selbst in der Logik von dem heimischen Boden der Menschheit losreißt; auch die Kategorien macht er zur Theologie! Eins nur können wir philosophischen Großhändler jetzt den Franzosen bieten, die Befreiung von der bisherigen Philosophie, d. h. aus der theologischen Knechtschaft und dem ganzen Götzendienst, welcher bisher mit der systematischen Philosophie getrieben worden ist. Die Kritik, die durch Feuerbach begonnen hat und bei uns von innen heraus das ganze Hegel'sche System, die Logik nicht ausgenommen, aufheben und es aus dem theologischen Nebel zur menschlichen Vernunft, aus der Phantasie zum Verstande zurückführen wird, kommt auch den Franzosen zu Gute, sowohl denen, die sich

von Hegel unbedingt haben gefangen nehmen lassen, als auch denen, welche der Religion diese Herkularbeit nicht zugewendet haben, wie wir Deutsche, die wir uns Jahrhunderte lang von ihren Luftgebilden irre leiten ließen und darum in der politischen Wüste verlieren sollten. In der Politik dagegen liegen die schätzbarsten Elemente der Kritik des alten Systems bei den Franzosen schon offen vor. Köpfe wie Le Bon und Proudhon, Schriftsteller wie Louis Blanc, Lamennais, Lamartine können politisch nur verjüngend auf das welke Deutschland einwirken. Aber erst durch den Austausch der gegenseitigen Erwerbungen, erst durch Vereinigung des deutschen Universalismus mit französischem Geiste und französischer Kühnheit, die überall, wo sie sich interessirt, mitten in die Sache eindringt, wird eine neue Welt erobert und eine neue unwiderstehliche Geistesbewegung eingeleitet werden. „Unwiderstehlich?“ Allerdings.

Einer geistigen Vereinigung kann man sich nur widersetzen, wenn man Mißverständnisse zu festen Glaubenssätzen erhebt und daraus einen blinden Haß entspringen läßt. Heben wir also diese Dogmen auf, die eben genannten und alle andern ähnlichen, was vollkommen in unserer Macht steht; so gelangen wir dahin, wo zwei ehrenwerthe Männer sich befinden, wenn sie sich gründlich kennen lernen: mit jedem Tage muß nothwendig ihr gutes Vernehmen nur ein besseres werden. Ohne Zweifel ist die Dummheit der unüberwindlichste Feind der Verständigung; aber zwischen zwei Nationen ist es überflüssig diesen Feind zu bekämpfen: kein Volk folgt auf die Länge anderen Führern, als solchen, die sich durch Geist unter ihm hervorthun. Man könnte nun wohl fürchten, daß die guten Köpfe geflissentlich verderbt und ihre Kraft dem Dienste der Reaktion zugewendet werden möchten. Aber der Augenschein lehrt überall die Nichtigkeit dieser Furcht. Welch' eine verächtliche Horde, diese verkauften und in Dienst genommenen Schriftsteller der jetzigen unterdrückten Tagespresse in Deutschland! Die Kraft des Talentes ist gebrochen, so wie es von der Freiheit abfällt; Kraft und Talent haben und der Freiheit huldigen, ist e i n Begriff. Jeder neue Gedanke befreit den Menschen; wer diese Befreiung bewirken kann, ist unfähig, sie zu versäumen; nur die Ohnmacht, der die Gedanken ausgehn, wird sich die traurige Aufgabe gefallen lassen, nichts als das Rüstzeug vergangener Jahrhunderte und todter Menschen seelenlos fortzuschleppen, nur fremde und bereits ausgetretene Gedanken dagewesener Menschen bewußtlos zu wiederholen. Die besten Köpfe gehören immer nur sich selbst und einer neu sich bildenden Welt an. Was die Gesellschaft ihnen gibt, und wäre es auch noch so viel, ja wäre es, bis auf ein allerkleinstes Theilchen, Alles: sie können ihm keine menschenfeindliche, keine fremde Seele einhauchen, ohne ihr eignes Produkt gleich in der Geburt zu zerstören. Gebt der Welt einen Lobgesang der Sklaverei, nennt ihn auch noch Freiheit, um

sie desto besser zu betrügen, es ist umsonst, ihr habt euch selbst entseelt. Gebt ein Gesetz der Zensur und der Unterdrückung des Geistes und preiset es als die schönste Erfindung der Befreiung des Menschengeschlechts, eure Worte sind Spreu vor dem Winde, ihr Hauch ist seelenlos, ist todt; ihm antwortet kein Echo in der Brust lebendiger Menschen. Wer aber die Wahrheit sagt, der zieht mit jedem Athemzuge die Welt enger in seinen Kreis; und die Macht der Bewegung, die er anregt, ist für alle Zeiten unwiderstehlich, weil die Menschheit immer sucht, was er ihr bietet, immer in ihrem Innern verbreitet, was er ihr zu Ohren bringt. Was also könnte der Ausbreitung eines großen Gemeinsinns der Freiheit über Frankreich und Deutschland zugleich im Wege stehn, sobald die besten Köpfe auf beiden Seiten die Verständigung wollen? Eine solche Bewegung ist souverän.

Ja, die alten Grenzpfähle sollen fallen, es steht in unserer Macht sie niederzureißen, und nicht der Rhein und nicht die Vogesen sollen die neue Grenze sein, nichts als die Schranken unsers eignen Geistes, deren Aufhebung unser gemeinsames Tagewerk, das Werk der Geschichte sein wird.

Ist das undeutlich? Nun, so frage man sich, wenn wir das Elsaß wieder gewönnen, was gewönnen wir? Wir? welche wir? wer sind wir? Sind wir Deutsche schon überhaupt so weit, daß wir Wir sagen können? Sind wir ein Staat, werden wir einer sein? Sind unsre Staaten schon Staaten? und wann werden sie welche sein? Wir also, die wir keine Seele und kein Ich haben, wir, die wir ein großes Chaos von sehr zweifelhafter Zukunft sind; wir, die wir nicht uns selbst, sondern unsern Herren gehören, wir wollen das Elsaß wieder gewinnen? Gewinnen? und wofür? Für die Preßfreiheit, die wir nicht haben? für die Jury, die wir nicht einmal haben wollen? für ein öffentliches Staatsleben, das unsere Weisheit für ein großes Unglück erklärt? Aber gesetzt, wir hätten es gewonnen, wie man im Whist das Trick gewinnt, denn in diesem rohen Sinne ist der Gewinn doch nur gemeint — was anders wäre damit erreicht, als für uns die resultatlose, ganz gleichgültige Sache, daß wir in unserer politischen und geistigen Verfassung und Geltung ganz das blieben, was wir sind? Wenn ein Mensch tausend Thaler gewinnt, so mag ihm das ganz angenehm sein; daß aber dieser Mensch dadurch ein anderer geworden sei, daß er selbst wesentlich dadurch gewonnen habe, kann nur ein Schacherjude sagen. Oder ist das Leben nichts anderes, als Geldgewinnen, und die Weltgeschichte eine Lotterie? Der Zweck des Menschen und der Menschheit ist die Freiheit. Sind tausend Thaler oder eine Provinz die Bedingung, so müssen sie gewonnen werden; sind sie es nicht, so ist ihr Gewinn eine sehr äußerliche Sache. Das Allerabsurdeste aber ist die trübe Vorstellung der Altdeutschen von der Volkseigenthümlichkeit, woraus sie mit der größten Schamlosigkeit herleiten, die Freiheit müßte bei

verschiedenen Völkern nothwendig verschieden sein, eine und dieselbe passe nicht für die Deutschen und für die Franzosen, — als wenn die Vernunft eine andere wäre in dem Kopfe eines Franzosen und eine andere in dem eines Deutschen! als wenn die Charakterverschiedenheit zweier Menschen verschiedenes Recht für jeden von ihnen, verschiedene Vernunft, verschiedene Freiheit begründete! Diese Beschränktheit aufzuheben durch das Faktum einer ausgetauschten und fortdauernd gemeinschaftlich in Betracht gezogenen Literatur und Geschichte, worin die gemeinsamen Freiheitskämpfe so augenfällig hervortreten, das wird für die Deutschen eine größere Eroberung sein, als das Elsaß und Lothringen nur immer sein könnten. Nur ein Volk, welches sich seine Freiheit erobert, gewinnt die Welt für sich; ein Volk dagegen, welches seine alten Sitten und den Kleiderschnitt seiner Vorfahren für die Freiheit hält, kann keine moralische, keine geistige oder menschliche, es kann nur barbarische Eroberungen machen.

Eine solche und nichts weiter ist nun auch das Geschrei der Franzosen nach der Eroberung der Rheinprovinzen. Geistig sind die Rheinprovinzen dem Prinzip der französischen Revolution bereits gewonnen. Sie sind mit ihrer freien Gerichtsverfassung und mit ihren historischen Erinnerungen aus der Zeit, als sie von jener wahrhaft weltbürgerlichen Bewegung im innersten Herzen miterfaßt wurden, ein wahrer Sauerteig in dem verderbten Deutschland und das entschiedenste Hinderniß eines Koalitionskrieges. Sie machen die völlige Zerstörung der französischen, d. h. der freien Institutionen, namentlich der Jury, welcher man so gerne an den Kragen möchte, unmöglich; und von ihnen aus werden auch die andern freien Verfassungsformen immer wieder in Anregung gebracht. So erobern sie für das neue Prinzip, in dem Frankreichs Ehre und Macht beruht, mehr, als wenn sie einverleibt wären; und im Falle eines Koalitionskrieges, der nicht durch Okkupation der Rheingrenze provozirt ist, hat Frankreich einen leicht verständlichen Prinzipienkrieg zu führen, während jeder reine Eroberungskrieg die Aufstellung des europäischen Problems, wie sie in einem entschiedenen Prinzipienkriege liegt, verhindert, die Gemüther verwirrt und mit dem barbarischen Vorurtheil der Nationalität (Volksthümlichkeit) Freunde gegen Freunde hetzen könnte. Der größte Verlust, den Frankreich erleiden kann, ist eine Entfremdung aller Herzen in Deutschland, die größte Eroberung, die es machen kann, ist eine entschiedene Haltung in der großen Frage der politischen Freiheit, allemal mit Anerkennung der Selbstthätigkeit der Völker. In diesem Sinne ist die Nationalität, der Charakter, die Eigenthümlichkeit eine Wahrheit: eine Nation muß sich allerdings selbst zur Freiheit bestimmen; sie dazu zuprügeln, ist nur indirekt möglich, wie dies Spanien, das sich erst seine Pfaffen wiedereroberte, um sie dann selbst todtzuschlagen, deutlich genug beweist. Wenn eine Nation

in der Barbarei und Unterdrückung schmachtet, wenn sie vollends in sich zerrissen, entzweit und durch viele selbständige Theile sich selbst entfremdet ist (wie z. E. die Schweiz und noch mehr Deutschland), so bietet sie den politisch vorgerückten Völkern allerdings das Bild einer trägen, willenlosen Masse dar, die also den Anschein hat, als könnte sie nur so der erste, beste nach Gefallen in Besitz nehmen. Wir geben nun zu, daß die ganze Entwicklung Deutschlands, welches seit den Restaurationskriegen unglaubliche Fortschritte gegen das alte Reichsunwesen gemacht hat, und die Kenntniß des knechtischen deutschen Charakters, der sich in Rußland, in Amerika und bei allen Völkern hinlänglich an den Tag legt, die Franzosen auf den Gedanken bringen konnte, Deutschland sei wirklich noch immer so ziemlich eine zweite Türkei und nur mächtig, als Alliirter seines Freundes, des weißen Czaren. Aber wir geben es nicht zu, daß dieses offizielle Deutschland unser Herz und unsre Seele sei. Wir geben es nicht zu, daß die Abenteurer, die in allen Weltgegenden auf die Güterjagd ausziehn, den Kern der Nation repräsentiren; und so indolent, so politisch feige und unfähig der Deutsche sich immer zeigen mag, er ist dennoch mit allen Fibern an die Explosionen der europäischen Geschichte geknüpft; er verfolgt mit rastlosem Interesse, je mehr ihm seine eigne Entwicklung verkümmert wird, die fremde, und der erste Sturm der Geschichte, welcher die Flammen noch einmal, wie 1830, in unser Land führt, wird den Beweis liefern, daß dieses Volk politisch viel weiter denkt und viel empfindlicher fühlt, als der stinkende Nebel einer lügnerischen und verderbten Presse, der jetzt über dem ganzen Lande liegt, es ahnden läßt. Darum ist in Deutschland viel mehr zu erobern, als die Rheingrenze: — die Sympathie und die geistige Allianz mit dem ganzen Volke. Der pfäffische reaktionäre Geist, der uns jetzt wie ein Vampir am Herzen saugt, er ist der gemeinsame Feind Frankreichs und Deutschlands, und wo er zuerst eklatant aus dem Felde geschlagen wird, da wird der neue Brennpunkt der europäischen Freiheit zu suchen sein. Bis dahin, was bleibt uns zu thun? Ein großes, ein unendlich dankbares Werk, die Aufhebung der geistigen Grenze zwischen den besten Köpfen beider Länder, die Verdoppelung der Macht der Freiheit und darum die Eroberung der wahren Größe beider Völker.

Was die denkenden Menschen in Frankreich und Deutschland sich zur Aufgabe zu machen haben, das ist auch bereits im ganzen Volke vorbereitet. Der Nationalhaß hat sich schon lange aus dem eigentlichen Volke verloren. Er ist nur noch ein offiziller Artikel. Schon damals, als Börne gegen die alte volksthümliche Beschränktheit auftrat, war es nur der schwache Nachklang des Teutonismus und der Beschränktheit untergeordneter Belletristen, dieser Käsemilben unserer verdorbenen und verfaulten Journalistik, der gegen ihn

laut wurde. Mit siegreicher Beredtsamkeit ist er durchgedrungen, und seine Werke gehören der Nachwelt, wie den Herzen aller edlen Menschen, die gleich ihm aus der Freiheit ihre Religion machen, während seine Gegner unberühmt und machtlos in Vergessenheit sinken. Nicht minder lahm und ohne alle edle Leidenschaft war der Rheinliedsenthusiasmus: er wurde sehr rasch offiziell und führte von Anfang an seine eigene Ironie mit sich. Und warum? — war es doch ganz in der Ordnung, daß die Herausforderung reizen und die Eroberungspläne beleidigen mußten! Aber — man hatte keine Freiheit des Staats und des Geistes zu vertheidigen und man glaubte an kein Nachspiel von 1813 und 15. Gleichwohl war damals die politische Lage noch getrübt. Die Enttäuschungen über die Richtung der deutschen Politik, die namentlich durch Preußens neueste Geschichte seit 1840 so schlagend erfolgt sind, standen erst noch bevor. Dokumente, wie sie Börne's Franzosenfresser und die Publikationen von Kombst veröffentlicht hatten, waren nicht im Stande gewesen, direkt auf das Gefühl der ganzen Nation zu wirken. Dies haben nun aber die letzten vier Jahre gethan. Jede Hoffnung und jedes edle Streben für die Aufgabe des Jahrhunderts wurde in Preußen durch die neue Regierung selbst angeregt, und je fester die große Masse sich ihren Hoffnungen hingab, desto gründlicher und fühlbarer ist nun ihre Enttäuschung. Ich sage mit Vorbedacht die große Masse. Denn der Unterschied zwischen jetzt und früher ist sonst freilich nur der, daß jetzt alle Leute wissen und fühlen, was früher nur einige wenige Publizisten wußten. Aber dieser Unterschied ist eine große politische Thatsache. Es hat sich alles diskreditirt, was der offiziellen Reaktion und ihrer Maske, dem Teutonismus, angehört. Die Franzosenfresser, die Parisverbrenner, die Aufhetzer zum Nationalhaß sind lächerliche Figuren geworden, von denen nicht mehr die Rede ist, und die ohne die ärgsten Mißgriffe der Franzosen nicht die geringste Aussicht haben, wieder zu Ehren zu kommen.

Wenn wir nun aber auch alle diese Anzeichen, die in diesem Augenblick eine großartige Assoziation französischer und deutscher Geister zu begünstigen scheinen, hoch anschlagen, so bleibt doch immer noch die deutsche Indolenz übrig, die es nicht einmal zum Gefühl ihrer eigenen Leiden bringt und dennoch nicht aufhört, die fremden Völker zu beklagen eben darum, weil deren öffentliche Verfassungen alle ihre Noth zur Sprache bringen.

Gut, wir gehen von dieser Indolenz selber aus. Weil sie vorhanden ist, so sind in wenigen Monaten alle freien Journale, die Königsberger Zeitung und andere ostpreußische Blätter, die Rheinische Zeitung, die deutschen Jahrbücher und neuerdings wieder ein kleines keckes Blatt, die Lokomotive, zum Schweigen gebracht worden; man hat sie theils verboten, theils, wie die Leipziger allgemeine Zeitung, unter so klägliche und bedauernswürdige

Redaktionen zu stellen gewußt, daß der große Zweck, ohne alle Opposition zu leben und alle seine Gedanken für unbezweifelte Weisheit verkaufen zu können, unseren Machthabern gelungen ist.

Die politische Freiheit belebte die Gemüther schon in der fernsten Aussicht: — wie gefährlich für das System der Unterdrückung! und woher kommt diese neue Tarantel in die Deutschen? Daran sind die neuen Philosophen schuld. Also man vertilgte in Deutschland mit dem Keim der neuen politischen Freiheit, welche die Zeitungen vertraten, auch die althergebrachte, vielgerühmte Freiheit des Denkens und Philosophirens über allgemeine Gegenstände, die sogenannte Geistesfreiheit. In dieser äußersten Kalamität bei uns zu Hause, welche Phänomene sind da die kühnen Schriften der freien Franzosen! Wir können sie nicht genug lesen und beherzigen; und ihre freie Presse — wird sie uns nicht reizen, uns zu ihr zu flüchten? Es kann nicht ausbleiben, unsere politische Kalamität wird uns immer zu den Franzosen und deren gewaltig bewegtem Volksleben zurückführen.

Könnten unsere Gegner nur im Entferntesten von dieser Wahrheit sich überzeugen, sie wären vor den Konsequenzen ihrer Unterdrückung selbst zurückgebebt. Nichts Schrecklicheres für sie, als eine wirkliche Fraternisirung zwischen Franzosen und Deutschen. Aber sie denken sich die Sache nicht so exaltirt, sie meinen, der jetzige geistige Druck und alle unheilschwangeren Pläne der Reaktion treffen nur einige müßige Menschen, junge Leute mit verschrobenen Köpfen. Sie finden in dem Journalismus keine allgemeine Angelegenheit und in seiner Kalamität nur die verletzten Interessen einiger eitler Schreier. Sie sagen:

„Einige politische Zeitungen, die sich zu Ausschweifungen hinreißen ließen, und ein philosophisches Journal, welches Gift und Zerstörung über alles Bestehende zu verbreiten suchte, sind zum Schweigen gebracht worden. Der ruhige Bürger darf nun sicher sein. Das ist es und nichts weiter. Die Nation hat die Maßregel gebilligt, in Preußen schweigend, und in Sachsen, wo sie gefragt wurde, durch den Mund ihrer Vertreter. Die Unterdrückung der Unruhestifter ist die Rettung des Staats; und schon der Gedanke dieser Partei, in dem einfachen Untergange ihrer Organe den politischen Untergang Deutschlands zu erblicken, zeigt ihren Irrsinn und ihre Ueberhebung."

Sie sagen, die Zeitungen sind nicht das Volk, aber sie handeln, als wären die Lettern der Zeitungen ein ganzes Volk in Waffen. Sie sagen, die Zeitungen sind gleichgültige und unseren ruhigen Bürgern verhaßte Erscheinungen, aber sie handeln, als wären sie am nächsten Tage in Gefahr gewesen, daß wir mit unseren Ideen alle Köpfe ihrer Unterthanen in Brand gesteckt und ihnen die Füße versengt hätten, die auf diesen ruhigen Köpfen

einherschreiten. Und sie haben Recht: ihre Füße, die das Feuer fühlen, sind ehrlicher, als ihre Worte, die es leugnen.

Bei jeder Zeitung ist die ganze Zeit betheiligt, wie bei jedem Wort der ganze Mensch; oder wenn die Zeitungen Ungeziefer, Gift, Auswüchse sind, so ist es wieder nur eben so: bei jedem Ungeziefer oder Auswuchs ist ebenfalls der ganze Mensch betheiligt. Hat ein Mensch Schwären, so ist er ein Aussätziger; hat ein Volk lauter lumpige Zeitungen, so hat es ein lumpiges Bewußtsein; und suchen sich einige aus der allgemeinen Niederträchtigkeit zu erheben, so ist auch das ein politisches Ereigniß, das den ganzen Volksgeist betrifft.

Kurz, die Unterdrückung aller selbständigen Journale beabsichtigt und bewirkt weit mehr, als eine bloße Beseitigung weniger verirrter und unverschämter Zeitungsschreiber, sie vereitelt den Versuch des politischen Geistes in Deutschland, aus der Misère, in welche er versunken war, sich zu erheben. Und die Thatsache, wir haben die freie Presse jetzt wieder nur im Auslande, was beweist sie anders, als daß wir des Auslandes um so dringender bedürfen, je unfähiger wir uns gezeigt, unsere Akquisition zu behaupten? Die Maßregeln der Unterdrückung trugen das Furchtsame des bösen Gewissens und das Schwankende einer Probe des neuen Geistes zu sichtbar an der Stirn, als daß nicht mit einiger Festigkeit und Sammlung des Volkes die Preßfreiheit wäre zu erobern gewesen. Die gänzliche Indolenz und Stumpfheit der Deutschen in dieser Angelegenheit, und die wirklich herrschende Unterdrückung beweist nichts gegen die stille Sehnsucht, aber alles gegen die wirklich stolze Existenz des politischen Volks in Deutschland. Ein Volk, welches über seine eigenen Angelegenheiten nicht reden darf, hat keine Angelegenheiten, ist kein Volk, sondern nur ein Haufen, eine Herde; ein Volk, welches über seine Angelegenheiten nicht reden will, dankt ab, schließt seine Geschichte und wird nothwendig das Spiel fremder Mächte; denn es gibt seine eigene Macht, die Selbstverständigung und Selbstbestimmung freiwillig auf. Aber daß wir nicht reden dürfen, ist nur die Folge davon, daß wir nicht reden wollen. Die Mehrzahl ist in der That zu aberweise, um nicht die freie politische Diskussion für überflüssig zu halten.

„Wir wollen nicht, man hat uns das Reden verleidet, und es nutzt zu nichts, sagen die Einen. Es wird unendlich viel geredet, sagen die Anderen, es werden ja ganze Ströme von Reden über uns ausgeschüttet: wer könnte alle diese Reden auch nur hören? Reden sind noch keine Thaten, ob sie Gedanken sind, ist sehr zweifelhaft, ob sie Willen und Energie ausdrücken, noch viel mehr. Sind nicht meist sehr energische Leute und tiefe Denker schlechte Redner und stille Menschen? Warum sollten wir uns nicht die

stillen Russen zum Muster nehmen und uns in der Eroberung der Welt, vornehmlich des unruhigen Westens, an sie anschließen? Heißen wir nicht Borussen?*) Haben die alten Germanen viel Worte gemacht, als sie die Römer, diese Schönredner, todtschlugen? Sind die Normannen Zungendrescher gewesen? Kurzum, die Deutschen würden viel mächtiger sein, wenn sie noch viel weniger, ja, wenn sie gar nicht mehr über politische Dinge redeten. Vielrednerei ist Geschwätz!"

Nein, leeres und erfolgloses Reden ist Geschwätz, und Geschwätz ist die Rede, welche auch der Sklave verführen darf, eine Form, worin der „stille" Russe alle andern Völker übertrifft. Das Geschwätz ist dem Sklaven erlaubt, er darf mit Pferd und Esel, mit Stock und Stein sich unterreden, er darf das Blau des Himmels herunterschwatzen, aber er darf nicht denken, ich bin ein Sklave, und nicht sagen, ich will aufhören, es zu sein; sein Gerede muß gedankenlos und erfolglos sein. Die Rede des freien Menschen dagegen ist weder erfolglos, noch leer. Sie ist der bewußte Gedanke über seinen Zustand, sie ist die That, welche die Herzen seiner Mitbürger trifft und bewegt. Die Rede ist die That des Menschen, nur die Rede ist rein menschliche That, die That eines geistigen Wesens. Nicht reden dürfen, heißt, nicht Mensch sein dürfen, nicht reden wollen, heißt, das Bedürfniß, Mensch zu sein, noch nicht empfinden.

Als wir Deutsche anfingen zu reden und Zeitungen zu schreiben, die unsere eigenen Angelegenheiten ernstlich und mit Erfolg in Betracht zogen, hatten wir die Absicht, Menschen, politische Wesen, ein freies Volk, wie andere, zu werden; als diese Absicht vereitelt wurde, siegte die Brutalität des alten deutschen Ungeistes, den sie vorzugsweise den deutschen nennen. Und wenn dieser Sieg der Verstummung entschieden ist, wenn ihn, wie es den Anschein hat, die nächste Zukunft ratifizirt, nun so ist jedenfalls die brutale Form der Entwicklung entschieden und die humane beseitigt; und es ist nicht so gewiß, als viele denken, daß die brutale Gewalt eine Revolution zu Gunsten der humanen Form herbeiführen werde. Unsere Gegner, die Advokaten des Despotismus, werden hier nun wieder finden, daß wir übertreiben und die Zeitungen viel zu hoch anschlagen. „Die Zeitungen," sagen sie, „sind nicht der Volksgeist, dieser ist viel mehr, als das endlose Gerede öffentlicher Diskussionen; und wenn man auch zugibt, daß die wahre Rede eine geistige That, ja die einzige That des geistigen Menschen, und seine Schriften mit Recht seine Werke genannt werden: steckt denn aller Geist in den Zeitungen? Sind nicht die unsterblichen Werke die Bücher, die

*) Man hat den Witz gemacht: wenn die Preußen den Kopf verlieren, so werden sie Reußen.

ephemeren die Zeitungen? Ist nicht die Wissenschaft frei nach wie vor? Ist nicht die Kunst eingeladen in die goldenen Theater unserer Herren und in die königlichen Museen? Also übt die freie, die gedankenvolle Rede, nur seid nicht thöricht und leichtsinnig, wie die armen Ephemeriden: wählt für den Sonnenblick des Einen Tages euch lieber das Jahrhundert und den ewigen Nachruhm."

O ihr Heuchler! Den Tag und seine Sonne, das Aufwachen des gegenwärtigen Lebens und Geistes, das Leben selbst, dieses flüchtige Tageswerk, wollt ihr dem Menschen nehmen, den Tag, die Stunde, seine Stunde, wo er sein Wort in die offenen Herzen seiner Brüder werfen und sein Herz an der Sonne ihrer Begeisterung wärmen darf, den Tag, den großen, den Einen Tag, wollt ihr ihm nehmen, und dafür zum Ersatz seinen Schatten auf seinen Grabstein, auf den Nachruhm anweisen? O ihr Priester der Tyrannei! — Zeitungen schreiben die Völker, und lebendige Menschen mit ihrem besten Herzblut sind ihre Lettern; Bücher schreiben die Einzelnen. Sklaven haben sie geschrieben, Sklaven können sie auch heut noch schreiben; isolirte, politisch annullirte Menschen werden die meisten schreiben, und blutlose Seelen sehr viele; die wenigen Bücher aber, die der Unsterblichkeit zugehen, müssen eben so, wie die historischen Menschen, ihren Einen Tag energisch an sich reißen und den Moment in seiner Flucht ergreifen. Aber der Moment der Bücher kann später kommen, sie können im Widerspruch mit der Zeit ihrer Geburt stehen, Bücher flüchten vielleicht zarte Keime der Zukunft in ihr Asyl, Bücher können Testamente großer Männer sein, die erst nach Jahrhunderten exekutirt werden; — Zeitungen sind die Zeit selbst, Zeitungen sind der reelle Kampf um Sein und Nichtsein der Geister, Zeitungen sind die Gerichtstage, an welchen alle Siegel gelöst werden und alle Fragen ihre geschworne Antwort erhalten. Die Bücher nehmt ihr uns nicht, das wissen wir wohl, aber die doppelte Buchhaltung der Zeitungen, die jedes Debet und Kredit wägt und feststellt, die Arena der Zeitungen, in die jeder herabsteigen muß, der den Ritterschlag seiner Zeit sich verdienen will, die Zeitungen, diese öffentlichen Sitzungen des hohen Raths aller Mächte der Weltgeschichte — diese wollen wir haben!! Mit der Preßfreiheit der Zeitungen gewinnen wir alle Preßfreiheit, mit der Freiheit der Presse geht die Freiheit überhaupt verloren. Es ist richtig, daß wir sie noch nie besessen haben; aber es ist eben so richtig, daß wir jetzt erst fühlen, was uns fehlt. O wir müßten keine Menschen sein, wenn uns Hesperiens goldene Aepfel nicht jetzt erst doppelt reizen sollten!

Die politische Gegenwart und das Zeitungswesen ist ein und derselbe Ausdruck; selbst die lügenhafte, die geflissentlich entstellte, ja selbst die censirte Zeitung charakterisirt ihre Zeit und ihren Ort; wenn aber beide Seiten,

die Zeit und die öffentlichen Zeitungen so weit auseinander gehen, daß noch eine apokryphische Zeitung, eine heimliche Tradition und eine abgesonderte Kritik der Zeit nöthig wird, dann ist eine tiefe Verderbniß und Unnatur vorhanden. So ist es jetzt. Nur Thorheit oder Verrath sucht die wahre Lage der Sache zu verbergen, um dem armen Vaterlande auch den letzten Hoffnungsanker, den Spiegel der Schmach und seine Wirkung zu entreißen. In solchen Zeiten muß man allerdings von der wahren und scheinbaren Gegenwart besonders sprechen und Bücher statt der Zeitungen schreiben, die Bücher der Fremden über sich selbst zu Rathe ziehen, und die eigenen Bücher in die Fremde flüchten. Solche Bücher kommen jetzt von allen Seiten in die Welt, vornehmlich aber aus Frankreich. Eigentliche politische Bücher schreiben bis jetzt nur die Franzosen. Das Buch von Louis Blanc ist ein solches, es ist ein wahres Zeitungsbuch. Der Franzose klagt die Gegenwart Frankreichs an; wir müssen unsere Gegenwart noch viel härter anklagen. Und es liegt ein Trost schon in der Existenz eines solchen Bewußtseins. Der politische Mensch ist so weit, als er zu denken wagt, und er wagt in der Regel nicht weiter zu denken, als öffentlich gedacht wird, das herrschende System schwebt wie eine Wolke um sein Haupt, ein Gewitter kann sie zerreißen; für gewöhnlich aber, mag er in seiner Einbildung noch so radikal sein, steht er in Wahrheit auch mit seinen geheimsten Gedanken unter der Zensur seines Staatsgeistes. Wer die Gedanken und Voraussetzungen des politischen Menschen zu ändern vermag, der ändert den Staat. Ein Russe wagt nicht so weit zu denken, als ein Preuße, ein Preuße nicht so weit, als ein Franzose. Der Preuße wagt schon zu räsonniren, aber freilich nur privatim, nicht öffentlich; ihm gehen die Mängel seines Staatswesens wie ein böser Traum durch den Kopf, er liegt unter ewigem Alpdruck, wenn er aber erwacht, so denkt er, es war nur ein Traum; der Russe wagt nicht zu räsonniren, und wenn er im Allgemeinen noch so frei dächte, er würde diesen sogenannten Gedanken mit seinem Staatswesen nie zusammenbringen: so wie er sich als Russe denkt, denkt er sich als Sklave im Innern und als Eroberer nach außen. Das politische Denken der Russen ist in den Schicksalskreis seines Volkes gebannt, und in ihm liegt Stolz und Erniedrigung hart nebeneinander. Der Russe hat in dieser einfachen und rohen Bestimmtheit einen Vorzug vor dem Preußen. Der Russe weiß, was Rußland will, der Preuße weiß nur, daß Preußen nichts will und nichts wollen darf. Das preußische Volk darf nicht Volk, nur viele Besitzungen, der Staat darf nicht Staat, nur auseinanderfallende Provinzen, die Macht nicht Macht, nur Alliirter fremder Mächte sein. Ist der Preuße auch gebildet und durch die Schule der Geschichte mit allen Revolutionen gefärbt und durchdrungen, kann er jedes große Ereigniß im Freiheitskampfe des Menschengeschlechtes auch

bei sich für möglich halten, so fehlt ihm doch das Gefühl der Sicherheit, das Selbstgefühl einer historischen Aufgabe, das Bewußtsein eines gewissen Schicksals. Sein chaotischer Staat tappt im Ungewissen, und seine Gedanken gehen umher in allerlei vagen Möglichkeiten; nur das Eine weiß er gewiß, daß er abhängig, oder, um offiziell zu reden, „angeschlossen“ an Rußland ist, und diese Ehre mit Oesterreich theilt. Die Neigung der „Unterthanen“ ist dies gerade nicht (Ungarn und Ostpreußen lassen sich von Zeit zu Zeit darüber vernehmen), aber es ist der politische Gedanke dieser beiden Staaten, daß eine solche Abhängigkeit sicherer sei, als die Freiheit, ja, daß selbst die Aussicht, durch Rußland unterzugehen vor der andern Aussicht, durch die Freiheit unterzugehen bei weitem den Vorzug verdiene. Um einen andern Gedanken in diese Welt zu bringen, müßte man ihr die Freiheit erobern, ihr eine siegreiche Opposition einimpfen, und, gestehen wir uns die Wahrheit, es lebt in diesem Augenblick kein Mensch in Preußen und in Oesterreich, der einen reellen Weg zu diesem Ziele wüßte. Wer wagt es, Opposition zu sein, wo ist ihr Kampfplatz, wo ihre Losung? Kein Preuße, kein Oesterreicher wagt, den Staat als seine Sache, die Freiheit als sein Eigenthum auch nur zu denken. Wer im Kerker geboren wäre, würde sich wohl immer als Gefangenen denken, auch in seinen kühnsten Träumen; er kann sich befreien, ein dunkles Gefühl seiner Würde und seiner Menschheit wird in seinem Herzen leben, aber frei denken wird er nicht eher, als bis er frei ist.

Die freien Völker sind darum frei, weil in ihnen die politischen Menschen, die Staatsbürger, den Muth haben, das herrschende System mit einem entgegengesetzten zu bekämpfen; die freien Staaten denken über sich hinaus durch ihre — Oppositionen. Die Opposition und die öffentliche Partei ist die Thatsache, daß man dort als Staatsbürger anders und weiter zu denken wagt, als der offizielle Staat. Dagegen ist es lehrreich, die Gedankenverkümmerung der kleinen deutschen Staaten, gleichviel, ob sie konstitutionell sind oder nicht, zu beobachten. Sie haben alle den Bund zur Voraussetzung, und obgleich eigentlich sie selbst und ihr System die Seele des Bundes sein sollten, so hat dennoch der Bund alle ihre politischen Herrlichkeiten, unabhängige Volksgerichte, freie Presse, Kammern, Souveränetät, auf die bloße Form und den leeren Schein zurückgeführt, ja, sogar das Interventionsrecht in ihre inneren Angelegenheiten ausdrücklich zum Gesetz erhoben (Schlußakte der 25. 26. Art. und Bundesbeschlüsse vom 18. Juni 1832, ad 2). Die Gedanken der kleinen Staaten sind also noch in einer ausdrücklicheren Abhängigkeit, als die der Oesterreicher und Preußen. Sie wagen nicht einmal, daran zu denken, ihre eigenen liberalen Gesetze — und Gesetze sind doch gewiß offizielle Gedanken — für eine Wahrheit zu nehmen, denn die Seele des Bundes ist das österreichisch-preußische System,

nicht ihr eigenes. Erkennen Oesterreich und Preußen in Rußland ihr eigenes Prinzip wieder, und sind also die Herren dieser Länder aus ihrem eigenen System heraus dem wirklichen absoluten Herrn, dem Kaiser von Rußland, „angeschlossen," so sind die kleinen deutschen Staaten ihrem gesetzlichen System zuwider an die Prinzipien Oesterreichs und Preußens gekettet; und wenn ganz Deutschland, wie es jetzt ist und denkt, ein einiges Schicksal hat, so ist es nur dieses, daß es sich solidarisch verpflichtet fühlt, den jüngsten Tag der kommenden Weltperiode unvorbereitet und wehrlos über sich hereinbrechen zu lassen. Der Alp des sogenannten Freiheitskrieges, die Restauration der alten Ohnmacht Deutschlands unter den Flügeln seines Befreiers, des russischen Riesen, den es neuerdings aus dem polnischen Kothe, als er darin zu versinken drohte, selbst wieder aufgerichtet hat, liegt fest auf seiner Brust.

Die wirkliche Befreiung Deutschlands wäre eine ganz neue Frage, eine gar nicht aufzuwerfende Frage, würden unsere unglückseligen Politiker sagen — und wirklich, eine deutsche Frage gibt es nicht; alle Freiheitsfragen aber, die partikular sind, wie sächsische, rheinische oder badensche Probleme, lassen keine reelle Antwort zu. Die vorgebliche Befreiung von 1813 und 15 dagegen ist der Grund unserer jetzigen Unterdrückung. Im „Freiheitskriege" haben wir uns nur andere Herren erobert, und alle Zeit, welche seitdem verflossen ist, hat uns keinen Staat, kein Staatsgefühl, kein Staatsleben, keine Ehre, keine Freiheit, sondern nur die Ohnmacht und Nullität nach außen und den Druck im Innern, unter dem wir gegenwärtig seufzen, zuwege gebracht. Die Franzosen wollen die Schmach der Kriege von 1813 und 15 in unserm Blute abwaschen? O, es lohnt sich, ihnen zu beweisen, daß die Schmach für uns so groß ist, wie für sie! Wir hatten in den Kriegen gegen Napoleon allerdings das Feldgeschrei: „Freiheit und Vaterland!" Die Seele dieser Kriege, der einzige Feldherr, der in Wahrheit diesen Namen verdient, der alle Schlachten gewann und die Fehler der nominellen Feldherren wieder gut machte, war der deutsche Patriotismus; aber die Auslegung der Freiheit und die Einrichtung des Vaterlandes fiel im Frieden ganz anders aus, als man im Kriege sich beides gedacht hatte. Die Einheit und Freiheit Deutschlands waren den Menschen damals noch nicht so geläufig, als jetzt, wo man ihnen bei jedem Gastmahl einen Becher bringen kann, ohne daß die Vielheit der Staaten und die Unfreiheit des deutschen Volkes auch nur Ohrenbrausen davon bekäme. Offenbar dachte man sich ursprünglich die Einheit sehr praktisch mit einem großen Kehrbesen, und die Freiheit mit der Jakobinermütze und den Gesetzestafeln der „Menschenrechte." Beides sind aber französische Vor-

stellungen; sie waren also zu verdeutschen, d. h. in unpraktische, illusorische Phrasen zu verwandeln.

Zuerst die Einheit. Die deutsche Bundesakte verwandelte diesen ausländischen Begriff gleich von vornherein in den deutschen Gedanken: „Unabhängigkeit Deutschlands" unter dem Schutze seiner vielen Fürsten, die sich gegenseitig „die Unverletzbarkeit ihrer Besitzungen" verbürgen (Art. 1 und 2). Dies hieß damals die Einheit Deutschlands sichern; nach unseren jetzigen Begriffen heißt es freilich ungefähr so viel, als die immerwährende Zerstückelung Deutschlands zum Gesetz machen. Sah es also mit der Einheit windig aus, so gerieth auch die Deutschheit Deutschlands sogleich in's Gedränge. Denn „die Souveräne von Oesterreich, Preußen, Dänemark und den Niederlanden (warum nicht auch von England für Hannover?) für ihre vormals zum Deutschen Reich gehörigen Besitzungen vereinigen sich mit dem Bunde, welcher der deutsche Bund heißen soll" (Art. 1.). „Heißen soll," ja wohl, es war nöthig, dies zu dekretiren, man hätte ihn sonst ohne Zweifel ganz anders genannt. Denn daß er das nicht ist, was er heißt, das wissen selbst die ältesten Urteutonen, z. E. der alte Jahn, der ihn schon damals „das deutsche Bunt" nannte. Weder die Einheit, welche die Patrioten geträumt, war also zur Welt gebracht, noch konnte von einem wirklich deutschen Bunde fortan mehr die Rede sein. Deutschland war keine politische Macht, nicht Staat noch Staatenbund geworden. Es trat als ein seelenloses Chaos unter die Herrschaft entgegengesetzter Interessen. Von Deutschland kann nicht die Rede sein, man fragt nur nach Oesterreich und Preußen. Deutschland ist nicht souverän geworden. Um Eine Souveränetät zu gewinnen, wäre es nöthig gewesen, viele Souveränetäten aufzugeben. Die Sicherheit einer Nation beruht in ihrer Souveränetät; wer von dem guten Willen eines Fremden abhängt, der hängt auch von seinem bösen Willen ab; und man braucht nicht das Herz eines Patrioten, nicht das Auge eines Staatsmannes dazu: jeder Russe, jeder Holländer weiß es, daß die vielen Souveräne in Deutschland und mancher deutsche Souverän in Europa sich einer sehr gefährlichen Illusion hingeben, wenn sie sich wirklich für souverän halten. Die kleinen Scheinsouveräne (diese mikroskopischen Staatsformationen) leben nur von der Eifersucht der wirklich souveränen Mächte, und es ist sehr thöricht, nur von den bevorstehenden Schicksalen der Türkei zu reden, seine eigene Zukunft aber ganz außer Acht zu lassen.

So ging es mit der Einheit und mit der Souveränetät des deutschen Volkes nach außen; noch schlimmer mit der Freiheit im Innern. Gleich von vornherein beherrscht der Begriff des Privateigenthums alle Staatsverhältnisse. Land und Leute werden besessen, vererbt, verwaltet, wie Ritter-

güter. Der Artikel 16 der Wiener Schlußakte lautet: „Wenn die Besitzungen eines souveränen deutschen Hauses durch Erbfolge auf ein anderes übergehen, so hängt es von der Gesammtheit des Bundes ab, ob und inwiefern die auf jenen Besitzungen haftenden Stimmen im Plenum dem neuen Besitzer beigelegt werden sollen." Man konnte seine innersten Gedanken nicht deutlicher ausdrücken. Und diese Ansicht von Staat und Freiheit ist deutsches Prinzip und deutsche Praxis. Volkssouveränetät und Staatsbürgerthum sind fremde Begriffe. Die Verwaltung, die Polizei, die Gesetzgebung, das geheime Gericht, die geleitete Presse, alles dies ist ein und dasselbe Privatrecht dessen, dem die „Besitzung" gehört. Bei dem „Herrn" der Unterthanen (der Unterthan ist der besessene Mensch) sind alle deutschen Gesetzgebungen stehen geblieben, und wenn sie ja in einzelnen Verfassungsbestimmungen darüber hinausgegangen sind, so ist der deutsche Bund das allgemeine unübersteigliche Hinderniß, in Wahrheit ein anderes Prinzip zu realisiren und eine mehr als illusorische innere Staatsfreiheit zuwege zu bringen. Der Deutsche ist durch den deutschen Bund Unterthan de facto und de jure. Die deutschen Länder sind „Besitzungen." Das ist die politische Schöpfung, wie sie unmittelbar aus den Freiheitskriegen hervorging, oder vielmehr, es ist möglichst das alte Chaos, welches sie wiederherstellten: denn zu einer reellen und positiv neuen Staatsschöpfung war der deutsche Geist damals entschieden unfähig.

Diese Unfähigkeit der Deutschen in den Jahren 1813 und allen folgenden bis auf den heutigen Tag ist eine viel größere Schmach für uns, als der unglückliche Krieg für die Franzosen.

Die Kriege der verbündeten Deutschen und barbarischen Völker gegen Frankreich „Freiheitskriege" zu nennen, ist die schreiendste Ironie, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, und die Früchte kennen wir nun: ein rohes Volks- und Barbarenthum, dessen Wesen die Hörigkeit (die Bundesakte Art. 1 und die Schlußakte Art. 16 machen den Menschen zu einem Gegenstande des Besitzes) und das trübe Abhängigkeitsgefühl (Schleiermacher und die Romantik) des unfreien Menschen von seinem Herrn in der Hauptstadt und im Himmel, eine reaktionäre Poesie und Philosophie (Arndt, Schenkendorf, Fouqué, Tieck, die Schlegel, Schelling, Hegel — alle diese berühmten Männer sind Restaurateure des Christenthums und des alten unfreien Staates), eine Doktrin also, welche dem freien Menschen, den die Revolution zum Prinzip erhebt, den abhängigen Christen und den hörigen Unterthan entgegensetzt. Hunderttausende sind in den Tod gegangen „für Vaterland und Freiheit," — das klang schön und erhebend, aber die Uebriggebliebenen haben die Devise in's Deutsche übersetzt, sie haben der Welt gezeigt, daß

ihnen das Vaterland nur der deutsche Zopf, und die Freiheit nur das alte Reichsunwesen, so eine Art Fürstenverfassung (wie die Frankfurter Versammlung) bedeute. Unser Zustand ist nun auch darnach: wir siegreich Befreite sind stumm gemacht und haben eine Freiheit und ein Vaterland errungen, die nach 30 Jahren keine Seele mehr dem Zustande der französisch gebliebenen Provinzen, also des nichtverdeutschten und nichtbefreiten Deutschlands, auch nur von ferne zu vergleichen wagt. Diese Früchte des Restaurationskrieges — denn das ist sein wahrer Name, und ihn allein wird die Zukunft verstehen und anerkennen — sind so bitter, daß ein deutscher Magen dazu gehört, um sie zu verdauen. Wir haben im Kriege gegen Frankreich allerdings ein tyrannisches System gestürzt und ein volksthümliches erobert; aber wir standen nicht nur mit barbarischen Volksthümen oder vielmehr Volksungethümen zusammen, wir waren auch selbst noch Barbaren und politische Ungethüme. Die Geschwornengerichte, die Oeffentlichkeit jeder Art, die Zivilehe, die Judenemanzipation schaffen wir sogleich wieder ab; den Zopf (in Hessen), das Judengäßchen (in Frankfurt), die Folter (in Hannover) stellten wir gesetzlich wieder her; das ganze Unwesen, jede Willkür und jede Nullität des alten Reichs, die vielen Souveränetäten ohne Macht und die vielen Mächte ohne Souveränetät steckten uns noch im Kopfe. Das Produkt unsers jetzigen Zustandes ist nichts, als die deutsche Barbarei des Mittelalters wieder aufgewärmt, und unser politisches Unvermögen vor aller Welt öffentlich zur Schau gestellt. Niemals sind die Deutschen gründlicher besiegt, nie so verhöhnt und vernichtet worden, als in den Resultaten ihrer letzten Siege über die Franzosen; was Napoleon verloren hatte, sollte Talleyrand*) hundertfach wiedergewinnen. Er segnete das neue System ein und taufte es „Legitimität". Der Zopf war eingebunden, die Selbstentmannung wurde die Aufgabe. Andere Völker sind Menschen, bewußt und groß; wir wachsen wie die stillen bewußtlosen Früchte; aber wir werden von unsern Besitzern nie für reif erklärt, wir konserviren uns ewig auf dem Stiel, und wir werden nun bald so weit gediehen sein, daß irgend ein Sturm uns als verfaulte Aepfel vom Baum der Geschichte herunterschüttelt. Die alte Herrlichkeit, die keinem Menschen am Herzen liegt, als den Seelenbesitzern und Besorgern, ist wieder hergestellt, das heilige römische Reich deutscher Nation bis hinauf zu seinen Streitigkeiten mit dem heiligen Vater in Rom ist wieder aus dem Grabe hervorgeholt, der Adel steht wieder auf, die Pfaffen kommen wieder hervorgekrochen, das römische Recht regiert nach wie vor die deutschen Köpfe, und um allem die Krone aufzusetzen, ist nun auch der Fluch aus dem Munde der Potentaten, welche die obersten

*) Louis Blanc verkennt seine Verdienste gänzlich.

Bischöfe sind, ergangen über die gotttose Philosophie, die schlechte Presse; ein neuer Orden des heiligen Dominikus dreht allen Ketzereien schon vor der Geburt im Embryo des Manuskriptes den Hals um; und die lautlose Ergebung, ja die unverschämte Anpreisung, mit der dieses System über uns kommt, beweist uns nur noch einmal — unsere politische Barbarei.

Deutschland hat keine Politik und keine Staatsmänner. Es ist eine politische Wüstenei. Selbst der berühmte Mann Metternich wird die politische Ehre unserer Zeit und unseres Volkes nicht retten; im Gegentheil, daß ein Mann von seinem Gesichtskreise zu solchem Ansehen, daß ein so haltungsloser Gedanke, wie der Grundgedanke seines Systems, die Legitimität, diese Talleyrandsche Ironie, ernstlich genommen, zu solcher Herrschaft, und bei den Niederlagen, die er unausgesetzt damit erlitten hat, zu solchem Ruf der Sicherheit gelangen konnte, dies beweist nur um so augenscheinlicher die Trostlosigkeit aller übrigen sogenannten Staatsmänner in Deutschland, dieser Staatsmänner ohne Staat. Wir können nicht gering genug von ihnen denken. Sie wissen es nicht anders, als daß alles und auch sie selbst gehorchen müssen, und daß alles nicht einem großen Gedanken, sondern dem Gewicht einer äußerlichen Macht und einem Befehl, dessen Quelle und Stütze die Länder- und Menschenmasse seines Herren ist, unterthan sei. Ihr einziger Gedanke, ein sehr einfaches Aperçü, ist der Herr und der Unterthan oder noch näher der Landjunker und seine Leute. Das Verhältniß stammt aus dem Grundbesitz, dem die guten Herren meistens angehören, und wird durch den Spießbürger der Städte nur wenig modifizirt. Wer ist nun der Herr in letzter Instanz? Darüber ins Klare zu kommen, muthen sich unsre Politiker nicht zu. Es ist auch wirklich noch nicht ausgemacht, ob die deutsche Fürstenrepublik sich in eine Monarchie auflösen wird. „Das weiß man nicht, sagte jener Schulknabe, und ist auch thöricht, darnach zu fragen.“ Bis zu diesem mysteriösen Punkt, den sie ruhig der Zukunft anheimgeben, ist aber alles sonnenklar. Es ist klar, daß die Fürsten sämmtlich Herren und Landesherren sind, es ist eben so klar, daß es deren kleine und große gibt, es ist ferner klar, daß die großen mehr zu sagen haben, als die kleinen, und es ist endlich klar, daß die Herren immer noch Herren bleiben, wenn sie auch alle von einem einzigen oder von zweien, dreien nur Vasallen und Diener sind, während sie offenbar aufhören müßten, Herren zu sein, sowie das Volk ein politischer Körper würde. Darum nimmt alles, Klein und Groß, den entschiedenen Herrn zu seiner Stütze, die „befreiten“ Deutschen machen noch fort und fort mit dem Czar aller Reußen Front gegen den revolutionären Westen; und dieser Gedanke oder vielmehr dieser Mangel alles Gedankens ist ein politisches System geworden?

Wir müssen es anerkennen, dies System ist eine Realität; es stützt sich

nun schon seit dreißig Jahren auf eine reelle Grundlage, nämlich auf die dicken Köpfe der deutschen Philister, die nur Privatinteressen kennen und sich nirgends im Zusammenhange mit dem Geist eines großen Ganzen fühlen. Nach diesem System ist der Mensch ein Thier, welches Nahrung und Kleidung braucht und den Zweck hat sich fortzupflanzen. Auch ist es edel wie das Pferd und geht wiehernd in die Schlacht, sobald die Trompeten geblasen werden, am liebsten gegen freie Völker, die es für Unmenschen und Kannibalen hält. Die politische Existenz des deutschen Philisters ist überall nur ein Schein; das Volk ist keine Macht. Darum sind auch unsere Angelegenheiten das Spiel fremder Mächte, unsre Schicksale in den Händen fremder Politiker, unsere Entwickelung nicht unsre eigene Sache (bei Jena haben die Franzosen einem ganzen Regiment Sachsen die Zöpfe abgeschnitten) und darum ist unsere Geschichte, durch Anstöße von außen bestimmt und, wie die Angelegenheiten der Türkei, den Kombinationen der äußern Politik preisgegeben.

Der kürzeste Ausdruck für eine solche Situation ist der: Unser Volk ist kein Volk, unsere Staaten sind keine Staaten, unsere Staatsmänner nur Privatmänner, nicht Diener des öffentlichen Wesens — dieser Begriff fehlt — sondern Diener der Krone, d. h. der Landesherrn und der Territorialverhältnisse der Krone. Die Deutschen sind nicht Staatsbürger, sondern Unterthanen, nicht freie Männer, sondern politische Nullen, nicht öffentliche Charaktere, sondern charakterlose Privatleute, nicht Menschen, welche die Geschichte ihres Volks bestimmen, sondern Philister, welchen die Weltgeschichte, wie ein Platzregen im Freien, wider Willen über den Hals kommt. In allen diesem, was fehlt uns also? Noch einmal, uns fehlt, was die Franzosen besitzen: politischer Verstand und politischer Muth. Die erste Gelegenheit, welche Deutschland zu seiner politischen Wiederherstellung nach den Freiheitskriegen geboten wurde, verstand es nicht zu benutzen. Später bot sich noch eine zweite Gelegenheit dar zur Bildung eines wirklichen deutschen Staates und zur Ausführung der Bestrebungen für die Einheit und Freiheit des Volks. Die allgemeine Aufregung von 1830 machte zuerst Deutschland selbst für eine große Idee empfänglich, die Erhebung Polens sodann hielt Rußland im Schach, Frankreich wünschte die Erstarkung und Verjüngung Deutschlands, Talleyrand, der nun als Kritiker seines eigenen Systems, der gestürzten Legitimität, auftrat, schlug von London aus die Mediatisirung der kleinen Staaten vor, eine große Zukunft lag Preußen vor den Füßen, wenn es die Zeit verstand und frei zu sein den Muth hatte. Die Gelegenheit wurde versäumt, man wartete allenthalben vergebens auf ein Pronunciamento Preußens, es blieb stumm und kalt, und der Schrecken vor der neuen Revolution nahm den deutschen Politikern auch noch

die wenigen Gedanken, die sie bis dahin übrig behalten hatten. Nach und nach kehrten diese Gedanken zurück, und worauf waren sie nun gerichtet? Auf nichts anders, als auf den alten Bund mit dem alten Gott Saturnus, der sich selbst und sein eignes Geschlecht vertilgt und daran untergeht, daß er ewig allein und verwaist sein will. Statt die Revolution zu machen von der Ohnmacht zum starken Deutschland, von all den Legitimitätsherrlichkeiten zur deutschen Volkssouveränetät, von der Scheinfreiheit zur wahren Freiheit, — was that Preußen? Es versäumte Alles im Innern und beging die unverzeihlichsten Fehler nach außen. Preußen half die Polen unterdrücken und rettete Rußlands Macht — Rußlands, das sich mit Karl X notorisch zur Theilung Preußens und Deutschlands verbündet hatte, Rußlands, das nun den Keil zwischen Oesterreich und Preußen hineingetrieben hat, den Polen bildet, Rußlands, das nun nach Westen einen großen Schritt vorwärts in das Herz Europa's gethan und den langen Strich der preußischen Ostseeküste bereits vorbeigerückt ist, Rußlands, das 80 Linienschiffe für solche Küstenländer bereit liegen und von Warschau bis Danzig einen schnellen und tiefen Fluß zu befahren hat, Rußlands, das keinen andern Ehrgeiz kennt, als den der Beherrschung fremder Völker durch seine eigenen Sklaven, Rußlands endlich, das für diesen Ehrgeiz durch die Losung des Panslavismus sogar die unterworfenen Polen und die armen Slavaken der österreichischen und türkischen Länder zu begeistern gewußt hat. Die Macht Deutschlands war zu gründen, die Macht Rußlands wurde wirklich gegründet; und gleichsam, als wäre die deutsche Bundesakte und die Wiener Schlußakte, diese doppelte magna charta unserer politischen Ohnmacht, nicht deutlich genug gewesen in der Sanktionirung unserer Zerworfenheit und Unfreiheit, erhob Oesterreich seine Stimme gegen „die Fortschritte der Revolution in Deutschland", und beantragte in der Sitzung vom 18. Juni 1832 sechs Beschlüsse, die den alten Zustand Deutschlands neu befestigten und die Gunst der Geschichte, welche 1830 noch einmal Deutschland ihre Hand bot, für immer ausschlugen. Der erste Artikel dekretirte die unzweifelhafte innere Souveränetät der Besitzer der deutschen Länder, die folgenden Artikel dagegen lehrten, daß diese Souveränetät in dem Interventionsrecht des Bundes (d. h. in Wahrheit Oesterreichs und Preußens) in die innern Angelegenheiten des Bundes bestehe. Die Kammern dürften die Steuern nicht verweigern, die Verhandlungen derselben sollten unschädlich gemacht werden durch Unterdrückung alles Bundeswidrigen, ein Preßgesetz wurde durch den Bund aufgehoben in Baden, und als in Hannover eine Verfassung aufgehoben wurde, erklärte der Bund sich für inkompetent, sie wieder herzustellen. Und allerdings, wenn Deutschland noch einmal die Rand- und Bandlosigkeit zur Verfassung, die Bewußtlosigkeit zur Seele und die Ohnmacht zum Selbstgefühl

erhalten sollte, so ist Hannover das konsequenteste Chaos, und die Aufhebung der Preßfreiheit so wie der wirklichen Volksvertretung die zweckmäßigste, oder, wie Metternich sagen würde, die „gedeihlichste" Maßregel.

Das haben Oesterreich und Preußen gethan; was werden sie ferner thun? das hat Deutschland aus sich machen lassen, was wird es ferner erdulden? Die Antwort würde nicht zweifelhaft sein, wenn es ganz gewiß wäre, daß die Thaten Oesterreichs und Preußens nicht noch einmal, wie im Anfange dieses Jahrhunderts, in Leiden umschlügen. Aber es ist nur zu augenscheinlich, daß diese Leiden, und zwar diesmal aus heiler Haut, mit unabwendbarem Verhängniß auf beide Staaten hereindrohen. Haben sie Deutschland geflissentlich in chaotischer Auflösung erhalten, so sind sie beide selbst schon gegenwärtig in der entschiedensten Auflösung begriffen, und je entschlossener sie alle Palliativmittel von sich werfen und der reinen Krankheit ihren Lauf lassen, desto fühlbarer wird die endliche Katastrophe sein, die mit ihrem Untergange zugleich den Aufgang einer neuen Welt herbeizuführen bestimmt ist. An Oesterreichs und Preußens Fortexistenz kann der Geist der Menschheit fortan kein Interesse mehr haben, vielmehr ist der Aufgang der Freiheit identisch mit ihrem Untergange. Sie haben beide freiwillig das Prinzip des Todes ergriffen, und nun sollten sie nicht zu Grunde gehen? Es ist hier der Ort nicht, dies weiter auszuführen und zu beweisen; auch lacht der Schwindsüchtige dem Tode immer so lange ins Angesicht, bis er wirklich eintritt; nur für die Aerzte ist es möglich, über seine Leiden und ihren Ausgang ins Reine zu kommen. Wir haben uns nur gegen die deutsche Indolenz in politischen Dingen gewendet, und rufen unsern Landsleuten zu: braucht die Frist, die euch gegönnt ist, zur Verständigung über die reellen politischen und sozialen Probleme unserer Zeit, und erfrischt euere Trägheit mit französischem Geist. Wäret ihr französischer, wäret ihr politischer, so müßtet ihr jetzt, da Alles aus den Fugen geht, ein Einsehen haben. Nun aber, da ihr seid, wie ihr seid, träumerisch und dem praktischen Leben entfremdet, so ist für euch noch immer

Nulla salus sine Gallis.

Die Franzosen sind euere wesentliche Ergänzung. Verdankt ihr ihnen doch sogar die Zerstörung eueres alten Reiches, das ihr ohne sie gewiß noch heute mit all seinen Dummheiten heilig hieltet.

„Im Laufe einer langen Regierung, sagt Montesquieu, nähert man sich auf einem unmerklichen Abhange dem Verderben; und ohne einen großen Kraftaufwand erhebt man sich nicht wieder zum Heil."

Die Völker müssen von Zeit zu Zeit mit ihrer Vergangenheit zu brechen, eine schlechte Richtung ihrer Geschichte für eine schlechte anzuerkennen, und der Schande den Namen Schande zu geben den Muth haben.

Erster Theil.

Julirevolution.

Vorwort.

Ich schreibe die Geschichte der Angelegenheiten meiner Zeit: eine kitzliche, gefährliche Aufgabe!

Ehe ich zur Feder griff, habe ich mich strenger Selbstprüfung unterworfen, und da ich mich weder auf eigensüchtigen Neigungen, noch auf unversöhnlichem Hasse betraf, habe ich mich fähig geglaubt, die Menschen und die Dinge zu beurtheilen, ohne der Gerechtigkeit ungetreu oder an der Wahrheit zum Verräther zu werden.

Die Sache der Vornehmen, der Reichen, der Glücklichen ist nicht die Sache, der ich diene. Ich gehöre kraft meiner Ueberzeugungen einer Partei an, deren Fehler grausame Buße nach sich gezogen. Aber ich bin in diese Partei erst am Tag

nach ihrer letzten verlornen Schlacht eingetreten. Somit habe ich weder alle ihre Hoffnungen zu theilen, noch persönlich unter ihren Unfällen zu leiden gehabt. Auf diese Art ist es mir möglich geworden, mein Herz sowohl vom Aerger getäuschten Stolzes, als von dem Gifte, das sich selbst in gerechtem Unmuth birgt, rein zu erhalten.

Einleitung.

Blick auf die Restauration.

Meine Erzählung eröffnet sich mit der Erinnerung an eine Katastrophe. Denn so groß ist die Dunkelheit, welche das Prinzip der Dinge einhüllt, daß sich in ihren Anfang für uns stets die Idee des Verfalles mischt. Um in die Geschichte einzugehen, müssen wir über Ruinen schreiten.

Die drei Namen: Napoleon, Alexander, Karl X — wie lautet ihr Echo heute? St. Helena, Tangarok, Holyrood. Als Alexander es zum Sturze Napoleons getrieben, um den Bruder Karls X zu krönen, hatte er also bloß einen neuen Sturz vorbereitet: er hatte zwei große Unfälle vermittelt. Und dazu hatte man die Welt aufrühren müssen.

In der ununterbrochenen Reihenfolge von Unglücksfällen, die sich Geschichte nennt, was sind da all diese famösen Triumphatoren, all diese stolzen Reichevertheiler? Ihre Bedeutungslosigkeit stellt sich noch klarer in ihrem Glück, als in ihrem Unglück heraus. Das neunzehnte Jahrhundert zeigt uns einen Monarchen, noch unglücklicher, noch gedemüthigter, als Karl X. Und dieser Monarch ist der Kaiser Alexander, ohne welchen Karl X nie regiert hätte.

Gewiß war die Macht dieses Kaisers groß und furchtbar.

Er hatte den Frieden von Hauptstadt zu Hauptstadt geführt. Er hatte die Kongresse souverän beherrscht und die Versammlungen der Könige präsidirt. Es war ihm sogar vergönnt worden, vor seinem Stern den eines Mannes erblassen zu sehen, der mehr war, als Cäsar. Nun gut, es schien, als sei er nur darum so hoch erhoben worden, um seine Schwachheit besser zur Schau zu tragen. Von Melancholie verzehrt, besuchte er entlegene Länder, ohne sich selbst ausweichen zu können, und um seine vagen Schmerzen zu betäuben, mischte er sich in alle Aufregungen seiner Zeit. In Paris, wohin ihn das Schicksal der Schlachten getrieben, sah man ihn überrascht, ja beinahe

erschrocken über die Größe seines Geschicks, und voll Traurigkeit über seine Triumphe kehrte er in seine Staaten zurück. Warum war diese Traurigkeit gegen das Ende seines Lebens so ätzend geworden? Was hatte er Abends auf den Kirchhöfen zu knieen? Welche Gedanken verfolgten ihn auf den einsamen Spaziergängen von Czarkoëselo? Hatte Pauls I tragischer Tod irgend ein unverlöschbares Bild in seinem beunruhigten Geiste zurückgelassen? Man glaubte es. Vielleicht erlag er auch blos diesem Lebensüberdrusse, dieser moralischen Krankheit, womit Gott die Mächtigen heimsucht, um die Schwachen und Kleinen für ihre physischen Leiden zu rächen. Er war schon einige Zeit fern von seinem Lande gegangen, das er floh, als man eines Tags, während seine Mutter in der Kathedrale von St. Petersburg für ihn betete, die Ankunft eines schwarzgekleideten Couriers vernahm. Der Metropolit trat in die Kirche, einen kreppumhüllten Christus in der Hand, und man fing an zu singen wie für die Todten. Der Gründer der heiligen Allianz, der gewaffnete Ruhebringer Europas, der Mann, durch welchen in Napoleon der gedoppelte Genius des Kriegs und Frankreichs zu Boden geworfen worden, Kaiser Alexander war nicht mehr.

Ein ergiebiger Stoff zum Nachdenken! Von den zwei Männern, welche in Tilsit die Welt unter sich getheilt, starb der eine fern von seinem Lande, in einer wilden Gegend, wohin er sich, müde der Menschen, der Natur und seiner selbst, geflüchtet. Der Andere, durch seine Allmacht erdrückt, erlosch langsam in der Mitte der Meere. Sie maßen sich an, über die Völker zu verfügen, und können nicht bis zum Ende über sich selbst verfügen. Eine von Gott gegebene Lehre der Gleichheit!

Im Uebrigen folgen sich die Ereignisse auf eine weit logischere Art, als man zu glauben versucht sein könnte, wenn man sieht, wie hinfällig die Regierungen sind und wie gebrechlich die Menschen.

Von dem Tage an, da die konstituirende Versammlung die Eroberungen der Bourgeoisie in Frankreich in ihre Register eingetragen, welche Veränderungen in der Politik! Welche Wechsel! Welche Erschütterungen! Welche unerwartete, gewaltsam in die Macht eingeführte Modifikationen! Und doch erscheint die Bourgeoisie 1815 abermals auf der Bühne, bereit das kaum unterbrochene Werk von 89 fortzusetzen.

In einem Buch, welches sich an das vorliegende anschließen und zu seiner nähern Erklärung dienen wird, habe ich gesagt, wie die Bourgeoisie in Frankreich sich entwickelt hatte. Ich habe auseinandergesetzt, wie sie zum Genusse der bürgerlichen Freiheit durch die Gemeinen, zur religiösen Unabhängigkeit durch das Parlament, zum Wohlstand durch privilegirte Innungen und Meisterrechte, zur politischen Gewalt durch die allgemeinen Reichsstände gelangte. Auf diese letzte Phasis ihrer Entwicklung bezieht

sich die Restauration, während welcher sich die Elemente einer neuen Regierung vorbereiteten.

Ich werde mich daher beschränken, nachzuweisen:

1) daß der Sturz des Kaiserreichs und die Throngelangung Ludwigs **XVIII** im Interesse und das Werk der Bourgeoisie war;

2) daß alle politischen Bewegungen der Restauration durch die Anstrengungen erzeugt wurden, welche die Bourgeoisie machte, um das Königthum zu bemeistern, ohne es zu vernichten. *)

I.

In dieser magischen Geschichte Napoleons und des bewaffneten Volkes scheint die Bourgeoisie gänzlich von der Bühne zu verschwinden. Wenn man jedoch schärfer hinblickt, wird man gewahr, daß in Sachen des Handels, der Industrie, der Finanzen Napoleon das Werk der konstituirenden Versammlung fortgesetzt hat. Die im Prinzip des Gewährenlassens verborgene Tyrannei hat er aufrecht erhalten und befestigt. Seinen Codex hat er aus den alten Gebräuchen und den Quartanten Pothiers hervorgehen lassen. Er hat das Prinzip der Theilung des Eigenthums geheiligt. Er hat nichts gethan, um den individuellen Kredit durch den des Staats zu ersetzen. Mit Einem Wort, er hat alles das befestigt, was heute die Grundlage der Herrschaft des Mittelstandes ist.

Das hat ihn zu Grunde gerichtet.

Denn, während seine Staatsverwaltung die Herrschaft der Bourgeoisie regelte, versuchte sein politisches System die Wiederherstellung der Aristokratie. Seltsamer, unseliger Widerspruch! Was fehlte ihm denn, diesem Manne, daß er nicht einsam und ohne aristokratischen Pomp seinen Weg gehen wollte? Sein Genius hatte ihn mit unermeßlicher Kraft begabt; das persönliche Uebergewicht, das er ausübte, grenzte ans Fabelhafte. Seine Siege hatten ihn mit einem Nimbus umgeben, dergleichen weder Karl der Große, noch Karl der Fünfte jemals besessen. Er hatte aus Frankreich einen Soldaten und sich zum Gott dieses Soldaten gemacht. . . Konnte er denn nicht der Kammerherrn und Pagen entbehren? Aber nein. Es war selbst Napoleon nicht gegeben, nach seiner eigenen Weise Kaiser zu sein. Er mußte Musketiere mit dem Titel Adjutanten, er mußte Wappen-

*) Unter Bourgeoisie oder Mittelstand verstehe ich die Gesammtheit der Bürger, welche Handwerkszeuge oder ein Kapital besitzen, mit eigenen Mitteln arbeiten und daher nur bis auf einen gewissen Grad von Andern abhängen. Das Volk ist die Gesammtheit der Bürger, die kein Kapital besitzen und daher gänzlich, sogar in Beziehung auf die ersten Lebensbedürfnisse, von Andern abhängen.

herolde, wappenprangende Equipagen, eine wahrhaft kindische Etikette haben; seine Generale mußten Herzöge, seine Helden Barone, seine großen Männer Fürsten sein. Aus lauter Furcht, sein Genie möchte in zu plebejischem Gewande erscheinen, stattete er jeden seiner Siege mit Adelspatenten aus. Der Sieg von Wagram gab ihm zur Gattin die Tochter eines Monarchen, den er in seinem Vorzimmer hätte können warten lassen, und er, der ehmalige Unterlieutenant, der Schwager eines ehmaligen Stallknechts, bildete sich Wunder was ein, Gemahl einer Erzherzogin zu werden, die er so zu sagen unter der Bagage einer geschlagenen Armee gefunden hatte. Als aber diesem aus dem Volke hervorgegangenen Manne ein Sohn geboren ward, da war es freilich etwas Anderes. Das Wickelkind wird zum König von Rom ernannt, ein eigener Hofstaat wird für die Kinder Frankreichs gebildet, und eine Gräfin, eine wirkliche, leibhaftige Gräfin vertritt Gouvernantenstelle bei diesem Kinde Frankreichs. Jetzt nehmt euch wohl in Acht, mit Verachtung einen Thron zu betrachten, den freilich das Genie eines Emporkömmlings nicht genügend ehrte; um diesen Thron reihen sich, um ihn mit ihrem historischen Glanze zu bedecken, die de Croï, die Just de Noailles, die Albert de Brancas, die Montmorency, kurz Alle, die der unbefleckte Besitz alter, den Würmern entgangener Pergamente empfiehlt. Im Uebrigen werden in den von dieser noblen Horde, welche sich zur Patronin der Bürgerlichkeit des Chefs emporgeschwungen, erstürmten Tuilerien die Formeln sklavischer, die Etikette erniedrigender, als sie je unter den Nachfolgern Hugo Capet's gewesen. Alle Bewegungen sind nach monarchischem Ritus geregelt: die Zahl der jeder Ihrer Majestäten zu machenden Knixe ist streng festgesetzt. Wie kleinlich und jammervoll dies Alles ist! Und dennoch, wer dürfte es wagen, Napoleon den Sinn für wahre Größe abzusprechen? Wie oft sah man ihn nicht durch die Majestät seines Benehmens, seines Gedankens, seiner Sprache gewissermaßen in die höchsten Regionen der Epopee emporsteigen! Aber Kaiser geworden, ließ er sich beherrschen, knechten durch das Prinzip, kraft dessen er sich auf einen Thron gesetzt hatte. Er hätte entweder die Macht der Bourgeoisie vernichten, oder ihre Abneigungen schonend berücksichtigen sollen.

Ueberdies mußte Napoleon, um seine historische Rolle zu erfüllen, Despot und Krieger zugleich sein; die Bourgeoisie aber konnte sich nur unter der doppelten Bedingung des Friedens und der Freiheit entwickeln.

Frieden! Napoleon hätte ihn gewünscht, aber er mußte ruhmvoll sein und durfte seine Macht nicht zu sehr beeinträchtigen. Als im November 1813 Herr von Saint-Aignan ihm die Grundlagen eines allgemeinen Friedens überbrachte, so wie die Alliirten dieselben so eben in Frankfurt festgesetzt hatten, willigte er da nicht ein, seinem Stolze Schweigen zu gebieten?

Und doch waren es harte Bedingungen, die man ihm vorschrieb! Er sollte Spanien, Holland, Italien, Deutschland abtreten, somit das kaiserliche Frankreich vernichten und auf den Länderbesitz des republikanischen zurückführen. Gleichviel: der Kaiser ergibt sich darein. Um die Gemüther desto sicherer zu beruhigen, ersetzt er im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten den Herzog von Bassano durch den Herzog von Vicenza, welchen der Czar liebt. Und als das Opfer vollbracht ist, als der Herzog von Vicenza den Verbündeten geschrieben hat, daß Napoleon einwillige, den Frieden um den Preis so vieler Eroberungen zu erkaufen, da treten die Verbündeten von ihren eigenen Vorschlägen zurück und werfen drei große Armeen nach Frankreich! Welch ein Augenblick, Napoleon der Tyrannei anzuklagen, während das Land von allen Seiten überzogen wird! Aber was vermögen Rücksichten der Ehre gegen die Entfeßlung der Interessen? H. H. Flaugergues, Raynouard, Gallois, Maine de Biran, Lainé, lassen gegen den erstaunten Kaiser die alte Opposition der Parlamente wieder aufleben. Er beantwortet diese Angriffe mit Niedersetzung der Diktatur. Sodann rüstet er sich, voll Vertrauen auf seinen Genius und das Glück Frankreichs, noch einmal den Schlachten entgegenzueilen. Es war eine feierliche Nacht, die Nacht vom 23. Januar 1814, in welcher Napoleon, nachdem er seine geheimen Papiere verbrannt, Gattin und Sohn umarmte. Er sollte sie nicht wiedersehen!

Daß diese Abreise das Signal zu einem neuen Weltbrand gebe, konnte die Bourgeoisie allerdings fürchten und darob erbeben. Aber man kann die Verantwortlichkeit für diese letzten Kämpfe nicht ohne Ungerechtigkeit auf Napoleons Haupt fallen lassen. Die Konferenzen von Chatillon-sur-Seine dürfen nicht vergessen werden: es war der Gedanke des Friedens mitten unter allen Schrecknissen des Kriegs. Allerdings weigerte sich Napoleon, Frankreich auf seine alten Grenzen zurückführen zu lassen; allerdings hielt er es für seine Pflicht, das Erbe der Republik zu vertheidigen, so lang ihm ein Degen in der Hand blieb. „Wie!“ rief er, als er aus Chatillon das Protokoll vom 7. erhielt, „wie! man verlangt, ich solle einen solchen Vertrag unterzeichnen! solle meinen Eid, die Integrität des republikanischen Gebiets zu behaupten, mit Füßen treten! Unerhörte Unglücksfälle haben mir das Versprechen entreißen können, auf die Eroberungen zu verzichten, die ich gemacht habe; aber daß ich auch diejenigen aufgebe, die vor mir gemacht worden; daß ich das so vertrauensvoll in meine Hände gelegte Gut verschleudere; daß ich um den Preis so vieler Anstrengungen, so vielen Bluts und so vieler Siege Frankreich kleiner hinterlasse, als ich es angetroffen: nein! nie!“*)

---

*) Baron Fain's Manuscript von 1814, Seite 110.

Lag etwa übermäßiger Stolz in diesen Worten? Wer kann dies zu behaupten wagen, nachdem er die Bulletins von dem wundervollen Feldzug von 1814 gelesen? Denn niemals hatte sich dieser unausweichbare Krieger so furchtbar gezeigt. Nachdem er die Verbündeten bei Champaubert, bei Montmirail, bei Montereau, bei Craonne erdrückt, hatte Napoleon gewiß das Recht, über diejenigen, welche das Vaterland überzogen, zu sagen: „Ich stehe näher bei München, als sie bei Paris." Aber in dieser Stadt, deren Frauen, gleich denen von Sparta, seit vielen Jahrhunderten den Rauch eines feindlichen Lagers nicht gesehen hatten, befand sich eine nach Frieden dürstende Aristokratie; es waren Bankiers da, die beim Donner der Siege von Anlehen träumten; Fabrikanten, Kaufleute, Alle, die durch den Vernichtungskampf zwischen Napoleon und England Schaden nahmen, das waren die eigentlichen Urheber des Abfalls, der den Fremden die Thore von Paris öffnete.

Konnte sich Paris 1814, wenn auch nur zwei Tage, länger vertheidigen? Diese Frage ist von den Meisten, welche über diese düstere Epoche unsrer Geschichte geschrieben haben, mit: Nein! abgewiesen worden. Zeigen wir, wie sich die Sache vom militärischen Gesichtspunkte aus verhielt. *)

Die Kasernirungsdirektion von Paris und der Umgegend kann zwanzigtausend Mann aufnehmen, je zwei in ein Bett. Nun gut, im März 1814 lagen die Soldaten zu drei in einem Bette, und auch die Speicher der Gebäude waren vollgedrängt von Kriegern, die Mann an Mann auf Stroh schliefen. Somit kann die Zahl der in Paris kasernirten Soldaten auf wenigstens dreißigtausend geschätzt werden.

Ferner standen zu Gebot:

1) mehr als zweitausend unverwendete Offiziere, welche gekommen waren, um vom Ministerium Dienste zu begehren;
2) mehrere Tausende Soldaten, die ganz unbedeutend krank oder in der Genesung waren;
3) alle diese wackern Vorstädter, welche später die Föderirten von 1815 bildeten und sich freiwillig anboten, die zahlreiche in Paris aufgehäufte Artillerie zu bedienen (500 Feuerschlünde mit 8000 Zentnern Pulver);
4) gar manches gutgesinnte Mitglied der Nationalgarde;
5) die Nationalgarde selbst, aus der man scheinbar eine Reserve bilden konnte, und die jedenfalls den Dienst im Innern der Stadt versehen hätte.

Alle diese lebendigen Streitmittel waren gelähmt.

*) Die Nachweisungen, die wir hier folgen lassen, sind einer Erklärung entnommen, die uns mitgetheilt worden ist und von der eigenen Hand eines der im Jahr 1814 mit der Vertheidigung von Paris beauftragten Oberoffiziere herrührt. Dieser Oberoffizier lebt noch und ist Pair von Frankreich.

Seit mehreren Monaten war Paris bedroht. Man hatte somit Zeit genug gehabt, um das Personal der Vertheidigung zu organisiren. Woher kam es, daß nichts vorbereitet war, als der Feind vor unsern Thoren erschien?

Die bereits so zahlreiche bewaffnete Masse, die in Paris lag, mußte sich im Augenblick des Kampfes noch verstärken durch die Corps, die sich auf sie zurückzogen.

Man hat die Zahl der Kavalleristen aller Waffengattungen, die sich damals in Versailles oder der Umgegend befanden, auf zwölftausend angegeben. Dies ist übertrieben; aber das ist wahr, daß, als der König Joseph auf seiner Flucht von Paris durch Versailles kam, eine Menge Kavalleristen, zu Fuß, in kleiner Uniform und Mützen, auf seinen Weg herbeiströmte und ihn in der Meinung, der Kaiser sei's, mit Ergebenheitsgeschrei begrüßte; das ist wahr, daß in Maintenon ein Regiment Ehrengarde sich in der glänzendsten Haltung in Schlachtordnung aufgestellt hatte, und daß Lanciers und Chasseurs, die aus ihren Kantonnirungen kamen, sich in Chartres sammelten.... Diese Truppen waren tapfer und voll Ergebenheit. Welche geheimnißvolle Hand hielt sie unbeweglich zurück in der Nähe von Paris, unter dem Donner der Kanonen, welcher das Schicksal Frankreichs entschied? Ach! sie wurden so gut vom Kampfe entfernt, daß man die Zahl der möglichen Vertheidiger der Hauptstadt nur nach der Fluth von Flüchtlingen beurtheilen konnte, die mehrere Tage hindurch die Straßen nach Blois und Vendome überschwemmte!

Die materiellen Vertheidigungsmittel waren noch weit bedeutender.

Saint-Denis konnte durch Ueberschwemmungen, welche mittelst einfacher Aufziehung von Mühlschleußen zu bewerkstelligen und durch einige Laufgräben wirksamer zu machen waren, vor einem Angriff geschützt werden.

Der Kanal von Saint-Denis, der 20 Meter breit und 2 tief war, schloß die Ebene von Saint-Denis, und die Grundmauern seiner Erdarbeiten am Ufer auf der Seite gegen Paris boten geeignete Brustwehre dar für eine bedeutende Entwicklung von Batterien, die in aller Sicherheit gespielt hätten.

Der Ourcqkanal, 6—8 Meter breit, bildete einen Graben, der, flankirt von den Batterien des Kanals von Saint-Denis, die linke Seite des Dorfes Pantin schützte und deckte. Benützte man noch die Häuser und einige militärische Hindernisse einer raschen Exekution, so wäre es ein Leichtes gewesen, den schmalen Raum zwischen dem Kanal und den Böschungen von Romainville zu behaupten, zumal da er noch überdies durch die in Sicherheit hinter und unter Romainville aufgepflanzten Batterien geschützt war.

Dieses Dorf liegt hoch und günstig zur Vertheidigung. Auf der Seite gegen den Feind zu steht ein schönes, großes Schloß, die Kirche und der Kirchhof, von wo aus die Abhänge nach vorn und sämmtliche Angriffs-

linien des Feindes bestrichen werden können. Zur Vertheidigung der Straßen waren dreihundert spanische Reiter in Bereitschaft gesetzt.

Zwischen Romainville und Montreuil ist ein Raum von drei Viertelmeilen zwar allerdings dem Angriff ausgesetzt, aber hinter demselben befinden sich die Dörfer Belleville, Bagnolet, Charonne und der Wald von Romainville. Unter den Feuern der Artillerie des letztgenannten Dorfes wäre der Feind aufgehalten worden und hätte es einnehmen müssen, bevor er weiter ziehen konnte.

Montreuil, ein unermeßlicher Haufe Häuser und Spaliermauern, bildet ein Labyrinth von Hindernissen, das man mittelst Schießscharten und Versperrungen hätte noch unzugänglicher machen können. Ueberdies ist es durch die Nähe von Vincennes geschützt.

Endlich hätte zwischen dem Schloß von Vincennes und der Marne das mit Verhauen und andern schnell herstellbaren Hindernissen übersäte Gehölz von wackern Soldaten ohne große Anstrengungen behauptet werden können.

Somit reduzirte sich bei einer Armee, wie die, welche 1814 in Paris lag, und mittelst der obengenannten Vorsichtsmaßregeln, die Vertheidigung von Paris auf den Besitz von Romainville.

Es wurden förmliche Vorschläge in dieser Richtung gemacht. Man verwarf sie, und zwar unter dem Vorwand, daß zur Besetzung der ganzen Linie dreißigtausend Mann nöthig seien. Vergebens wurde geantwortet und bewiesen, daß es durchaus nicht schwer falle, über dreißigtausend Mann zu verfügen; die Bewahrheitung dieser Thatsache wurde hartnäckig verweigert, und man begnügte sich, vor die verschiedenen Barrièren ein lächerliches Schattenbild von Vertheidigungsapparat vorzuschieben.

Dies ist noch nicht alles: am Tage vor der Schlacht schickte der Kriegsminister einen Oberoffizier des Geniewesens zu König Joseph ab. Es war 6 Uhr Abends; der Feind begann sich bei Noisy am Fuße der Höhen von Romainville zu zeigen. Es war von hoher Wichtigkeit, ihm durch Besetzung des Dorfes, das den Schlüssel der Stellung bildete, zuvorzukommen. Eben das wollte der Kriegsminister dem Könige sagen lassen. Vergebliches Bemühen! Der Abgesandte konnte trotz aller Bemerkungen, Vorstellungen und dringenden Bitten keinen Zulaß erhalten.

Am andern Tage war es bereits nicht mehr Zeit, das Uebel gut zu machen. Der Feind hatte Romainville während der Nacht besetzt, ohne irgend Widerstand zu erfahren, und am Morgen verkündeten Kanonenschüsse von den diesseitigen Höhen her den Vertheidigern der Hauptstadt, daß ihnen nur noch ein Mittel des Heils übrig bleibe: man mußte Romainville um jeden Preis wiedernehmen. Jerome schlug diesen Akt der Thatkraft vor: er verlangte lebhaft, sich an die Spitze der kaiserlichen Garde stellen

zu dürfen, um eine Position zu erobern, von welcher der Erfolg der Schlacht von Paris abhing: er konnte nichts erlangen.

Was darauf folgte, weiß man; und in welcher französischen Seele hätte eine solche Erinnerung erlöschen können? Man weiß, daß das 6te Corps, welches kaum 5000 Mann zählte, mit staunenswerthem Heldenmuthe dieses Paris, das Herz und Hirn der Welt, vertheidigte. Man weiß, daß der Herzog von Ragusa den Feind, welcher bereits in die Hauptstraße von Belleville eingedrungen war, mit dem Bayonnette angriff, und ihm dabei Hut und Kleider von Kugeln durchlöchert wurden. Aber bereits hatte der König Joseph die Marschälle Mortier und Marmont beauftragt, zu kapituliren, und Abends gegen 5 Uhr, in einer elenden Schenke von La Villette, wurde das Programm zur Leichenfeier des Kaiserthums aufgesetzt.

Weniger bekannt ist, daß der Herzog von Ragusa bei der Rückkehr in sein Hotel und vor der Ratifikation des unseligen Vertrages, dessen Grundlagen so eben festgesetzt worden, einige Zeit die Beute schmerzlicher Unschlüssigkeit war. Und wer überwand diese Unschlüssigkeit? Repräsentanten der Bank und hohen Handelsschaft. Ich klage hier Herrn Jacques Laffitte nicht an. Die Geschichte ist ihm die Gerechtigkeit schuldig, daß er gleich am ersten Tage der Restauration auf die Bresche gestiegen ist, auf der er fünfzehn Jahre hindurch blieb. Aber dennoch hatte Herr Laffitte das Unglück, am Abend des 30. März 1814 Herrn Perregaux zu dem Herzog von Ragusa zu begleiten; er hatte das Unglück, in dem grünen Salon zu erscheinen, wo Marmont's Herz sich den dringlichen Mahnungen einer von Entsetzen ergriffenen Bourgeoisie öffnete.

Auf diese Art kamen die Fremden nach Paris. Daß die Hauptstadt im Stande gewesen wäre, eine lange Belagerung auszuhalten, ist, das gebe ich selbst zu, im höchsten Grade zweifelhaft; aber was bedurfte es, um das Schicksal Frankreichs zu retten? Eines längern Widerstandes von zwei Tagen, denn am Abend der Schlacht hatte der Feind, von seinen Parks abgeschnitten, seine Munitionen erschöpft und der Kaiser nahte.

Unglücklicherweise, und ich bestehe auf diesen Punkt, war Napoleon's Sturz schon lange zuvor in Paris vorbereitet. Das Volk der Vorstädte hatte vergebens um Waffen gerufen. Die Leute, welche damals die politische Bühne besetzt hielten, ließen auf dem Platze des Stadthauses Flinten ohne Patronen und auf dem Revolutionsplatze Patronen ohne Flinten austheilen. Napoleon, der das Volk in der Uniform so sehr liebte, verabscheute das Volk in der Blouse: er wurde grausam dafür gestraft. Er hatte im Jahre 1814 gegen sich die Bourgeoisie, die alles vermochte, und für sich die Bevölkerung der Vorstädte, die nichts vermochte. Er fiel, weil er nicht der Arm der Demokratie hatte sein wollen.

Die französischen Truppen hatten am Abende des 30. März Befehl erhalten, sich auf Chateau d'Eau zurückzuziehen. Von da wurden sie gegen die Barrière d'Enfer geführt. Als man um Mitternacht zum Appell rief, war die Zahl der Anwesenden 1800 Mann! Wie hätte diese Handvoll Soldaten, sich selbst überlassen, die zahllose Masse der Angreifenden in Schach halten können! Also hätte die bürgerliche Bevölkerung von Paris sich bewaffnen müssen, um ihre Herde zu vertheidigen? Es geschah nichts der Art. Die Männer im Kamisol, die Männer in Lumpen, diese allein zeigten sich bereit zu fechten, bereit zu sterben. Und sie hatten nichts zu vertheidigen! Aber die Bankiers, die Fabrikanten, die Kaufleute, die Notare, die Häuserbesitzer, diese jubelten zum Einzuge der Verbündeten. Ja — und ich schreibe dies mit Schamröthe auf der Stirne, denn es ist immerhin mein eigenes Land, von dem ich spreche — ja klein war die Zahl der Leute aus der Bourgeoisie, die damals auch nur daran dachte, einen Degen zu ergreifen. Seitdem ist, ich weiß es wohl, die Tapferkeit der Nationalgarde von 1814 in pompösen Ausdrücken gefeiert worden. Man hat aus dem Erdhaufen Montmartre den Schauplatz unsterblicher Heldenthaten gemacht; die Barrière von Clichy hat Stoff zu einem der rührendsten Gemälde geliefert. Aber die Geschichte, welche über den Parteilügen schwebt und die auf immer entschlafenen Nationen beurtheilt, die Geschichte wird sagen, daß im Jahre 1814 Paris sich nicht vertheidigen wollte; daß die Nationalgarde mit Ausnahme einiger beherzten Leute ihre Pflicht nicht that; daß endlich die Bourgeoisie, ein kleines Häufchen muthvolle Studenten und patriotische, obschon reiche, Bürger abgerechnet, der Invasion entgegenlief.

Als deswegen der Oberst Fabvier, der sich auf Befehl des Marschalls Marmont auf den Barrièren aufgestellt hatte, um das feindliche Heer defiliren zu sehen und seine Macht zu beurtheilen, als der Oberst Fabvier am Tage nach dem 31. März Napoleon von dem, was er beobachtet, Rechenschaft ablegen sollte, war seine Entrüstung so groß, daß er vergebens nach Worten suchte, um sie auszudrücken. Napoleon befand sich in diesem Augenblicke hinter Essonne. Der Oberst Fabvier tritt mit Thränen in den Augen vor ihn. Er hatte dem Kaiser zu sagen, daß das feindliche Heer Paris besetzt halte; daß dieses Heer furchtbar sei; daß man es in der Hauptstadt mit Jubel empfangen habe; und er hätte hinzufügen können, daß er, ein Soldat, Gefahr gelaufen, in dieser Eigenschaft von Nationalgardisten zusammengehauen zu werden, und daß er sein Leben nur dem Schutze eines russischen Offiziers verdanke! „Was spricht man von mir?“ fragte der Kaiser den Obersten. — „Sire! ich wage es Ihnen nicht zu wiederholen.“ — „Sagen Sie es immerhin.“ — „Man beschimpft Sie von allen Seiten.“ — „Was wollen Sie?“ versetzte Napoleon gelassen, „die Leute sind unglücklich,

und das Unglück macht immer ungerecht." Und nicht ein bitteres Wort kam aus seinem Munde.

Napoleon's Sturz lag also in den Gesetzen der Entwickelung der Bourgeoisie. Kann vielleicht eine Nation ihrem Hauptwesen nach industriell und kriegerisch zugleich sein? Napoleon hätte also entweder seiner militärischen Rolle entsagen oder die industriellen Traditionen der Bourgeoisie barsch abfertigen müssen. Zu gleicher Zeit mit dem Schwert regieren und die konstituirende Versammlung fortsetzen zu wollen, war eine Thorheit. Frankreich konnte nicht die Geschicke Rom's und Karthago's zugleich haben. Napoleon erlag und mußte erliegen unter den Anstrengungen der karthaginensischen Partei des französischen Volkes.

Aber wenn die nothwendige Entwicklung der Bourgeoisie den Umsturz des Kaiserreichs herbeirief, so rief sie auch die Throngelangung der Bourbons herbei. Um dies zu beweisen, müssen wir die von so vielen Historikern entstellte Geschichte dieser Throngelangung in der ganzen lehrreichen Naivetät ihrer Details wiederherstellen.

Versetzen wir uns in die Epoche, wo die Diplomaten der Koalition sich in Chatillon für Marne versammelt hatten. Was sollten sie aus dem Schicksal Frankreichs machen? Frankreich war der Welt zu unumgänglich nothwendig, als daß sie ernstlich daran denken konnten, sich in seine Lappen zu theilen. Ueberdies blieb ihm in seinem Unglück immerhin sein Kaiser und seine Verzweiflung. Aber abgesehen von dieser Furcht hatte das todte Frankreich für die Völker etwas noch Schrecklicheres, als das gar zu lebensvolle.

Es gibt nothwendige Völker.

Die fremden Könige begriffen dies. Deshalb hatten sie, als sie den Fuß auf unsern Boden setzten, nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Völkern zu erklären, daß sie nicht Frankreich, sondern den Kaiser bekriegen. Napoleon über den Haufen zu werfen, Frankreich zu schwächen, darauf beschränkte sich ihre Kühnheit, wenn auch nicht ihre Lüsternheit.

Und sie fühlten die Nothwendigkeit, eine solche Beute mit Ehrfurcht zu berühren, so gut, daß sie alle darin übereinstimmten, bei der Wahl einer neuen Regierung müsse vor Allen der Wille der Franzosen befragt werden.

Diese Gesinnung hegte besonders der Kaiser Alexander. Mitten unter diesem gewaltigen Getöse von Waffen und Pferden, womit er Europa erfüllte, war er in schwermüthiges Träumen versunken. Während er von den Ufern der Newa bis an die Ufer der Seine seine zahllosen Krieger durch die zitternde Welt schleppte, hatte sich Oede und Leere um sein Herz gebildet. Das Glück gewährte ihm bald so viel, daß es ihm weitere Wünsche und Hoffnungen gleich unmöglich machte: er war allmächtig und unglück-

lich. Er schämte sich jetzt, in Napoleon einen Sterblichen überwunden zu haben, den er sich überlegen wußte, und fand einen bittern Genuß darin, sich selbst seine Größe abzuläugnen. Die Mäßigung im Triumph ward ihm daher leicht und angenehm: er war gedemüthigt durch diesen Triumph, und das Uebermaß seines Glückes hatte ihn auf immer seiner Freude beraubt.

Mehr als alle andern Fürsten, seine Verbündeten, bestand Alexander darauf, als Befreier in das unterjochte Frankreich einzuziehen; aber wer konnte wissen, was Frankreich wollte? Unter Napoleon's Hand war es stumm geblieben: wie es errathen?

Wenn übrigens die Verbündeten unschlüssig waren, so waren es ihre Mitschuldigen im Innern nicht minder. Was auch die Historiker der Restauration gesagt haben mögen, Herr von Talleyrand wußte nichts, komplottirte nichts, sah nichts voraus. Er wollte bloß den Untergang Bonaparte's, weil er aufgehört hatte, von ihm verwendet zu werden. Bonaparte hätte ihn immer unter seinen Anhängern gezählt, wenn er sich immer darauf beschränkt hätte, ihn zu verachten.

Auch brachte Herr von Talleyrand seine Leidenschaft mit zu den Veränderungen, die im Werke waren. Die Regierung einer unwissenden und schwachen Frau bot dieser eigensüchtigen, zu Haß und Liebe gleich unfähigen Seele eine schöne Aussicht in die Zukunft dar, und deshalb wünschte er die Regentschaft Marie Louisen's. An die Bourbons dachte er kaum, denn kurz vor dem 31. März sagte er zu der Herzogin von Vizenza: „Alles, nur den Kaiser nicht! Lieber sogar die Bourbons!“ Im Uebrigen sprach er sich nicht aus, zehrte von der Dummheit der Menschen und ließ, nachdem die Ereignisse sich gestaltet hatten, seine Rückhaltung für tiefe Weisheit gelten. Das war sein ganzes Genie.

In Paris befand sich damals ein Mann, dem es bisher sowohl an Renommée als an Glück gefehlt hatte, den aber eine stürmische Celebrität erwartete. Voll Scharfblick und Kühnheit, besonders auch mit dem Talente begabt, unter den Manieren eines großen Herrn seine ränkesüchtige Thatenlust zu verbergen, trachtete der Baron von Vitrolles nach Wiedereinsetzung der Bourbons. Er eröffnete sich dem Herzog von Dalberg, mit dem er in genauer Verbindung stand und dessen bewegliche Einbildungskraft er durch eine Art revolutionäres Ungestüm verführte.

Der Salon des Herrn von Talleyrand war ohne Nachrichten. Was die Verbündeten dachten, was sie wollten, Herr von Talleyrand befand sich darüber in der gänzlichsten Unwissenheit.

Mittlerweile hörte er von Baron von Vitrolles sprechen. Der Herzog von Dalberg schilderte ihn als einen intelligenten und entschlossenen Mann. Es handelte sich davon, ihn bei den Alliirten zu verwenden, nicht um sie zu

Gunsten der Bourbons zu stimmen, sondern ihre Gesinnung auszuforschen. Diese passive und servile Rolle war die einzige, welche der Herr von Talleyrand bei dieser Gelegenheit spielte. Es ist wahr, er hatte auch versprochen, Herrn von Vitrolles durch einige Zeilen von seiner Hand zu beglaubigen; aber als man sie ihm abforderte, verweigerte er sie aus Furcht vor der Zukunft.

Der Herzog von Dalberg hatte in München sehr genau den Grafen von Stadion gekannt, den Repräsentanten Oestreichs auf dem Kongresse. In München hatten die zwei Herren zarte Verhältnisse mit zwei jungen Damen angeknüpft, deren Namen dem Herzog von Dalberg jetzt wieder beifielen. Er schrieb sie auf ein Schreibtäfelchen, das dem abenteuerlichen Gesandten als Beglaubigungsbrief diente. Der Baron von Vitrolles reiste ab, ohne Herrn von Talleyrand gesehen, ohne von ihm einen Auftrag empfangen, ohne auch nur das Geständniß seiner Zustimmung erhalten zu haben. Er verkleidete sich, nahm in Auxerre den Namen Saint-Vincent an und gab sich dem Grafen von Stadion mittelst der zwei Namen, Erinnerungen an Studienzeit und Liebe, zu erkennen. Auf diese Art gefällt es dem Herrn, über das Schicksal der Völker zu verfügen!

Da der Kaiser Alexander in Troyes war, so verließ Herr von Vitrolles Chatillon, um sich zum Czar zu begeben. Er fand bei Alexander äußerste Abneigung gegen die Bourbons. „Diese Dynastie wieder auf den Thron setzen," sagte der Monarch, „hieße der furchtbarsten Rache Thür und Thor öffnen." — Ney und Labedoyère bewiesen die Wahrheit dieser Ahnung nur zu gut. — „Und dann," fügte er hinzu, „was für Stimmen erheben sich denn für die Bourbons in Frankreich? Einige Emigranten, die uns ins Ohr flüstern, daß ihr Land royalistisch sei — vertreten diese die öffentliche Meinung?" Herr von Vitrolles, der in seinem eigenen und in Talleyrand's Namen sprach, bekämpfte die Einwendungen Alexanders mit vieler Geschicklichkeit. Bei einem letzten Gespräch, das sie mit einander hatten, rief Herr von Vitrolles: „Glauben Sie mir, Sire, Sie hätten nicht so viele Soldaten in diesem Lande verloren, wenn sie aus der Okkupationsfrage eine französische gemacht hätten." — „Das habe ich doch hundertmal gesagt," antwortete Alexander lebhaft. Das Gespräch dauerte drei Stunden, und nach Verfluß desselben war Alexander für die Sache Ludwigs XVIII gewonnen.

Bekanntlich zogen die Verbündeten am 31. März in Paris ein. Herr von Talleyrand hatte seine Salons in Bereitschaft setzen lassen, um den Czar zu empfangen. „Nun," sagte Alexander, als er seines Wirthes ansichtig wurde, „es scheint, Frankreich wünscht die Bourbons zurück?" Diese Worte überraschten Herrn von Talleyrand im höchsten Grade. Aber ge-

wohnt, sein Gesicht in seiner Macht zu haben, hielt er sich zurück und hütete sich wohl, dem zu widersprechen, was er für den Ausdruck eines persönlichen Wunsches des Kaisers hielt. Von diesem Augenblicke an war er für eine Sache bekehrt, die ihm die des Sieges zu sein schien.

In der Konferenz, welche das politische Schicksal Frankreichs entscheiden sollte, war Herr von Pradt einer der Ersten, die für die Bourbons Feuer fingen. Der Herzog von Dalberg, der in den neuesten Royalismus des Herrn von Talleyrand, seines Vorbildes, noch nicht eingeweiht sein konnte, der Herzog von Dalberg ergriff das Wort zu Gunsten Marie Louisens. Plötzlich, als er eine Art Erstaunen auf Alexanders Gesicht wahrnimmt, geräth er in Verwirrung, hält inne und richtet die Augen auf Herrn von Talleyrand, um in den seinigen zu lesen. Herr von Talleyrand blieb unbeweglich, undurchdringlich, die Blicke auf den Boden geheftet. Der Herzog von Dalberg fürchtete, sich zu weit eingelassen zu haben, und alle eilten sich zum Royalismus zu bekennen, um ihre Zukunft nicht zu kompromittiren.

Inzwischen hatten sich auch draußen einige Royalisten zusammengeschaart. Die kleine Anzahl mußte durch verdoppelte Thätigkeit ersetzt werden. Die Lüge von Volksbegeisterung wurde vollständig durchgeführt. Die höchsten Personen des Königreichs spielten auf dem Platze Ludwigs XV und unter den Augen Alexanders eine Komödie, an der sich Schulbuben spiegeln könnten. Alexander erblickte in ein Paar Menschen, welche schrieen, die Nation. Er beurtheilte Frankreich von den Fenstern eines Hotels in der Straße Saint-Florentin herab. Herr von Montmorency, der ein weißes Tüchlein an einem Stocke schwang, zeigte der Koalition in ihrer Verlegenheit einen Ausweg. Was soll ich weiter sagen? Herr Michaud wartete im Vorzimmer des Kaisers Alexander. Er hielt eine zum Voraus verfaßte Proklamation in der Hand: Dank dem Eifer etlicher Royalisten bedeckte sie bald alle Straßenecken von Paris. Das Volk erfuhr daraus zu seinem großen Erstaunen, daß es die Rückkehr der Bourbons aufs Sehnlichste wünsche.

So erfolgte denn diese Rückkehr gegen den Willen des Volkes, das im Jahr 1814 kaum noch vom Dasein der Bourbons wußte, gegen die Sympathien Alexanders, der die Gefahren einer Reaktion fürchtete, endlich gegen die Meinung Herrn von Talleyrand's, der die Regentschaft Marie Louisens gewünscht und für allein möglich gehalten hatte.

Im Uebrigen, nachdem das neue Königthum einmal proklamirt war, drängten sich um dasselbe alle Diejenigen, welche über Reichthümer und Würden zu verfügen hatten. Napoleon hatte die Pairie zweimal erniedrigt: durch sein Glück, das sie kriechend, und durch sein Unglück, das sie undankbar machte. Als aber ihr Herr und Meister zu Boden lag, befand sie sich so schwach, daß sie nicht einmal die Initiative ihrer Undankbarkeit zu neh-

men wagte; sie warf sich dem nächsten besten Schuft in die Arme, und der Senat wurde in Talleyrands Händen eine Maschine der Verräthereien. Zur ewig denkwürdigen Strafe seines Uebermuthes wurde dieselbe Niederträchtigkeit, die Napoleon geschaffen, gehegt und gepflegt hatte, mit ein Werkzeug seines Falles. Er hatte für die Kraft und Dauer seiner Regierung auf die Herabwürdigung der Menschen gerechnet, und seine erste Niederlage ließ ihn allein auf den Trümmern seines Glücks.

Dies geschah im Jahr 1814. Man nannte es die Wiederherstellung des legitimen Königthums. Welches jammervolle Possenspiel! Und wie man bei solchen Schauspielen in Versuchung geräth, in der Geschichte nur die blödsinnige Herrschaft des Zufalls zu erkennen! Aber bloß die Ausführungen und die Werkzeuge sind klein, die Ursachen sind groß. Um die Nachfolger Ludwigs XVI in den Palast zurückzuführen, welchen er nur verlassen hatte, um durch ein Gefängniß hindurch auf's Schaffot zu steigen, wäre dazu weiter nichts, als eine Parade vor einem Tartarenchef nöthig gewesen, wenn nicht der innere Kern und Grund dieser scheinbar außerordentlichen Thatsache im Wesen der Dinge gelegen wäre? Die Wahrheit ist, daß Ludwig XVI im Jahre 1814 fortgesetzt wurde, weil sein Tod bloß das Signal eines Anhaltens der Bourgeoisie in der Geschichte gewesen war. Damit die Bourgeoisie im Jahr 1814 das Uebergewicht wieder gewinnen konnte, dessen schnelle Zunahme das Regiment des Schreckens und des Kaiserreichs unterbrochen hatte, bedurfte sie einer Regierung, die ihrer bedurfte, die ihre Unterstützung und selbst ihren Schutz nicht entbehren konnte, d. h. einer Regierung ohne innere Kraft, ohne Glanz, ohne Nationalität, ohne Wurzeln. Was die Bourbonische Monarchie dem Bürgerstand wünschenswerth machen mußte, war eben ihre Schwäche und besonders ihre Neuheit; denn so durch und durch Capetisch sie war, so datirte sie doch bloß vom 21. Januar.

Im Jahr 1814 war freilich die große Masse der Bourgeoisie weit entfernt, alle diese Berechnungen anzustellen; auch ist meine Absicht bloß, Eines zu beweisen, nämlich, daß die Vorsehung dieselben für sie anstellte. Und je mehr ich an die Kleinheit der Ereignisse denke, aus welchen die Epopee des überwundenen Kaiserreiches zusammengesetzt ist, um so mehr überzeuge ich mich, daß die Geschichtschreiber vor mir Zufälligkeiten als wirkliche Ursachen genommen und mit pompösen, aber bedeutungslosen Vorkommnissen Dinge erklärt haben, die durchaus keine andere vernünftige Erklärung zuließen, als die Nothwendigkeiten des siegreichen Vorschreitens der Bourgeoisie in der Geschichte seit Abschaffung der Feudalherrschaft.

Und hat man nicht z. B. geschrieben und sich geberdet, als glaube man's, daß ohne den Abfall des Herzogs von Ragusa in Essonne die Geschicke Frankreichs eine andere Richtung genommen haben würden? Aber vor

allen Dingen, ist die Wahrheit über diesen Abfall gesagt worden? Man erlaube uns hier, die Logik der Geschichte von einigen Thatsachen zu befreien, mit denen man sie ungeschickter Weise getrübt hat.*)

Napoleon war in Fontainebleau und sann noch auf Mittel, ein letztes Unglück zu beschwören, als der Fürst von Tarent ihm einen Brief zeigte, den er eben entsiegelt erhalten hatte. Er war vom General Beurnonville, Mitglied der provisorischen Regierung, und zuerst dem Herzog von Ragusa zugesendet worden, der ihn auch gelesen hatte. Bei Durchlesung dieses Briefs, der dringende Aufforderungen zum Abfall enthielt, sank Napoleon immer mehr der Muth. Man sprach ihm von Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, ohne daß der Stolz seiner Seele gar zu sehr verletzt schien. Die Unermeßlichkeit seines Unglücks hatte ihn betäubt, ihn, den seine fabelhafte Erhebung nicht einmal in Staunen versetzt hatte. Er setzte jene bedingungsweise Abdankungsakte auf, die in jedes Gedächtniß eingegraben geblieben ist, und ernannte, um die Interessen seines Sohnes zu verfechten und das Spiel wenigstens nicht ganz zu verlieren, den Marschall Ney, Caulaincourt und den Herzog von Ragusa. Dann besann er sich auf einmal eines Andern und sagte: „Marmont ist in Essonne als Soldat besser an seinem Platze, denn in Paris als Unterhändler. Er kennt das Terrain: er bleibe bei der Vorhut.“ Und Macdonald wurde an Marmonts Stelle ernannt.

Inzwischen hatte der Herzog von Ragusa aus Paris eine unselige Botschaft erhalten. Er ging in einem Garten mit dem Oberst Fabvier spazieren und fragte ihn, was er von den angefangenen Versuchen halte. „Ich“, antwortete der Oberst, auf einen Baum mitten im Garten zeigend, „ich bin der Meinung, in einer gewöhnlichen Zeit müßte man den Boten dort aufhängen.“ Aber diese Gesinnungen waren nicht diejenigen, welche die Seele der Oberanführer belebten.

Die drei von Napoleon ernannten Unterhändler kamen auf ihrem Weg nach Paris über Essonne. Sie besuchten den Herzog von Ragusa und theilten ihm den Zweck ihrer Sendung mit. Marmont wurde im Innersten der Seele gerührt; das Vertrauen, das der Kaiser auf ihn setzte, quälte ihn, wie ein Gewissensbiß. Er gestand, daß er den Vorschlägen Schwarzenbergs sein Ohr geliehen, daß er seine Generale zusammenberufen, daß er sie über die Eröffnungen der Verbündeten befragt und ihrem Rathe zufolge beschlossen habe, Befehl zu einer Bewegung gegen Versailles zu geben. „Aber“, fügte er in leidenschaftlichem Ton hinzu, „da ihr mit den Interessen des

*) Beifolgende Erzählung stützt sich auf Notizen, die der Marschall Macdonald geliefert und Herr Arago mir zur Verfügung gestellt hat.

Königs von Rom beauftragt seid, so schließe ich mich euch an und stelle die Bewegung gegen Versailles ein." Er gab wirklich Gegenbefehl und stieg in den Wagen, der die Kommissäre nach Paris brachte.

Nach ziemlich kurzem Aufenthalt auf dem Schlosse Petit-Bourg, wo der Kronprinz von Würtemberg, der die feindliche Vorhut befehligte, sich einquartirt hatte, kamen sie in die goldprunkenden Salons der Straße Saint-Florentin, den Schauplatz so vieler Niederträchtigkeiten. Die offiziellen Unterhändler verfochten die Sache des Sohnes Napoleons. Aber Herr von Talleyrand hatte sich bereits zu Gunsten Ludwigs XVIII kompromittirt: er setzte alle Springfedern der Intrigue in Bewegung, um die Unterhandlung scheitern zu machen.

Das letzte Stündlein des Kaiserreichs schlug: Alexander entschloß sich endlich, sie auszusprechen, diese Worte, die Napoleons und seinen eigenen Todeskampf beginnen sollten. Kaum hatte er sich erklärt, als die Thüre des Gemachs sich öffnete; ein russischer Offizier trat herein und sagte mit einer ausdrucksvollen Geberde: »*Totum.*« Nur zu bald sollte man den Sinn dieses geheimnißvollen Wortes kennen lernen. Seit Marmont's Abreise hatte sich in Essonne Folgendes zugetragen.

Der General Gourgaud war von Fontainebleau nach Essonne geschickt worden. Er langt an, erfährt die Abreise des Herzogs von Ragusa, macht seinem Schmerz in heftigen Ausdrücken Luft und kehrt nach Fontainebleau zurück. Jetzt versammeln sich die Generale. Soll man eine Bewegung nach Versailles anordnen? Ist Napoleon der Mann, der seinen Generalen verzeihen wird, daß ihr Glaube an sein Geschick gewankt hat? Der General Souham sprach sich förmlich für den Abfall aus. Bereits in einer Verschwörung kompromittirt, um die Napoleon wußte, hatte er einen besondern Grund, seinen Zorn zu fürchten. Der General Compans verlangte, man solle nichts übereilen und wenigstens Marmont's Rückkehr abwarten. „Hütet euch wohl", rief der General Bordesoulle, indem er von dem Kaiser sprach, „ihr kennet den Tiger nicht; er liebt Blut und wird uns sammt und sonders erschießen lassen." Den Truppen wurde Befehl zum Aufbruch ertheilt.

Der Oberst Fabvier hatte vom Herzog von Ragusa das Kommando der Vorposten erhalten, die auf den Höhen gegen Paris zu standen. Da er die Bewegung um sich her nicht begriff, so ritt er über die Brücke von Essonne mitten unter den Schaaren von Infanterie, die sich in Unordnung dahin wälzten. Um ein Feuer in der Nähe einer Schenke links von der Brücke bemerkte er die Generale Souham und Bordesoulle. *) Er nähert

---

*) Es existirt ein Brief vom General Bordesoulle, worin er erklärt, daß er, im Einverständniß mit sämmtlichen in Essonne anwesenden Generalen, einen ein-

sich ihnen und fragt den ersten in ehrerbietigem Tone, was die Bewegung der Truppen zu bedeuten habe. „Ich bin nicht gewohnt“, antwortet der General Souham, „meinen Untergeordneten Rede zu stehen.“ Und als der Oberst auf seiner Frage bestand, fügte er die charakteristischen Worte hinzu: „Marmont hat sich in Sicherheit gebracht. Ich besitze meine schöne Größe und habe nicht Lust, mich um einen Kopf kürzer machen zu lassen.“ Der Oberst Fabvier hielt sich zusammen: er bat nur, man möge ihm erlauben, sich zur provisorischen Regierung zu begeben, und vor seiner Rückkehr nichts beschließen. Dies wurde ihm gerne bewilligt und er reiste schnell nach Paris ab.

Die drei Unterhändler waren bei Herrn von Talleyrand, der Herzog von Ragusa beim Marschall Ney. Als er den Oberst Fabvier eintreten sah, wurde Marmont leichenblaß, und ohne zu warten, bis der Oberst den Mund öffnete, rief er: „Ich bin verloren! —“ „Ja, das sind Sie“, rief der Oberst Fabvier, „Ihre Truppen gehen zum Feinde über.“ Der Herzog von Ragusa lehnte sich schwankend an das Kamin und murmelte finster, es bleibe ihm nichts Anderes übrig, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen. „Sie haben noch einen andern Ausweg“, sagte der Oberst Fabvier zu ihm, „reisen Sie ab und stellen Sie die Bewegung ein. Der Herzog von Ragusa ergriff diesen Vorschlag mit Lebhaftigkeit, erklärte aber bald darauf, er sei es seinen Kollegen schuldig, sie darum zu befragen, und eilte in Begleitung des Obersten zu Herrn von Talleyrand, zu dem er allein hineinging. Kaum waren einige Minuten verstrichen, als der Oberst Fabvier, der Marmont erwartete, ihn mit Bestürzung auf dem Gesichte zurückkommen sah, aber bemüht, seine Unruhe zu bemeistern. Er wollte nicht mehr abreisen: und er nahm die Verantwortlichkeit eines Abfalls, der nicht sein Werk war, auf sich! Seitdem hat diese furchtbare Verantwortlichkeit nicht aufgehört, schwer auf ihm zu lasten: warum hat er nicht den Muth gehabt, ihre Last abzuwerfen? Glauben lassen, daß man schuldig sei, wenn man Nutzen aus dem öffentlichen Irrthum zieht, das heißt doppelt schuldig sein.

Aus dieser Erzählung geht hervor, daß die Katastrophe, welche den König von Rom mitten unter den Trümmern seines väterlichen Glücks erreichte, sich nicht aus einigen zufälligen Thatsachen, sondern nur aus einem zusammenhängenden Ganzen von unwiderstehlichen Ursachen erklären läßt.

Vor allen Dingen ist unter diesen Ursachen die Abspannung der Generale zu erwähnen, die keine hohen Hoffnungen mehr zu fassen hatten. Na-

---

zigen, den General Lucotte ausgenommen, die Bewegung nach Versailles gegen die Befehle des Herzogs von Ragusa habe ausführen lassen.

poleon hatte einen unersetzlichen Fehler begangen, indem er seine Oberoffiziere mit solchen Gunstbezeugungen überschüttete, daß ihnen nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Nachdem sie mit Würden überhäuft, mit Reichthümern vollgestopft waren, trat Ueberdruß an die Stelle ihrer früheren Thatenlust. Und allerdings hatte Napoleon sie nicht geschont. Seine Siege waren Relais; seine Armeen Wechselpferde, die vor Erschöpfung unter ihm zusammensanken. Wie viele Seelen wären wohl im Stande gewesen, dieses keuchende Rennen nach dem Unbekannten, gleich der seinigen, auszuhalten? Diejenigen unter seinen Generalen, von welchen der Horizont der Wünsche nicht mehr zurückweichen konnte, hatten also endlich allen Muth verloren; die Liebe zur Ruhe hatte sich ihrer bemeistert. Lusthäuser, prachtvolle Hotels, glänzende Equipagen, Frauen, Vergnügungen aller Art, die mühelosen Würden des Friedens, alles das konnte ihnen jeder neue Plan des unermüdlichen Krieges rauben, und nur murrend folgten sie ihm durch dieses Europa, das sein Gedanke aufregte.

Ueberdies hatten sich die militärischen Traditionen der Republik seit langer Zeit in der Armee verloren. Schon seit der Bildung des Lagers von Boulogne hatte man junge, aus der Korruption des Direktoriums hervorgekrochene und von der Korruption des Kaiserreiches adoptirte Herrchen, Soldaten ohne Kraft, denen der Schutz galanter Frauen ins Lager folgte, als betitelte Militärs in die Reihen treten sehen. Gleichwohl hatte Frankreich nicht aufgehört, sich unüberwindlich zu zeigen, aber es hatte aufgehört, durch das thätige und einsichtsvolle Zusammenwirken der Generale, Offiziere und Soldaten zu siegen. An die Stelle dieses Zusammenwirkens, das au den republikanischen Siegen nur eine glorreiche Manifestation hatte, war das Genie eines Einzigen getreten. Die Armee war gleichsam eine kolossale, lebendige Kriegsmaschine geworden, die von einem allmächtigen Arme bedient wurde. Den Kombinationen eines Mathematikers und dem Vertrauen, das er einer Million wohldisziplinirter Soldaten einflößte, hatten wir alle unsere Siege des Kaiserthums zu verdanken. Napoleon hatte die Persönlichkeit der Heere vernichtet.

Als ihn daher seine ersten Generale verließen, befand er sich einsam, obgleich angebetet vom Soldaten. Es war ihm nicht möglich und er verstand es nicht, die Stufen der Hierarchie herabzusteigen, um Hülfe zu finden. Er glaubte sich verloren, als er in Fontainebleau bloß noch Marschälle mit verstörten Gesichtern um sich her erblickte und über ihre Lippen nur den von Undank eingegebenen Ausspruch kommen hörte: „Danken Sie ab!" Abdanken! und warum? Hatte Napoleon kein Heer mehr? Konnte er nicht noch auf die Ergebenheit der Generale zweiten Ranges rechnen, derjenigen, welche die Wohlhabenheit noch nicht verweichlicht, die Intrigue noch nicht mit ihren Netzen umsponnen hatte; derjenigen, welche die verderbnißschwangere

Luft der hauptstädtischen Salons noch nicht geathmet? Wenn die Corps von Soult und Suchet sich vereinigt hätten, wäre dann die Partie mit einem Spieler, wie Napoleon, nothwendig verloren gewesen?

Diese Raisonnements, auf die ein Korporal kommen konnte, fielen Napoleon selbst kaum ein. Merkwürdig, wie die Schwachheit der Menschen sich hauptsächlich in den Sachen kund gibt, die am meisten von ihrer Macht zeugen! Napoleon hatte jederzeit einen solch wunderbaren Einfluß um sich ausgeübt, daß er an dem Tage, wo man an seiner Zukunft zu zweifeln schien, selbst, wie die Andern, daran zweifelte. Wenig an Widerstand gewöhnt, machte ihn der erste Widerstand, den er zu erfahren hatte, so verdutzt, daß er darüber Muth und Fassung verlor. Er wurde bis zum Uebermaß unschlüssig zur Sühnung des Mißbrauches, den er fünfzehn Jahre hindurch von seinem Willen gemacht hatte.

Man sehe ihn in Fontainebleau Seine Unschlüssigkeit ist wirklich jammerwürdig; er weiß weder als Kaiser zu leben, noch zu sterben. Nachdem er für sich abgedankt, geht er immer weiter zurück und dankt für seine Familie ab. Aber kaum hat er dem Herzog von Vizenza das entscheidungsvolle Papier zugestellt, worin der Stab über seine Dynastie gebrochen ist, so besinnt er sich anders, bereut es, und jetzt sieht man ihn seinem abgetretenen Kaiserthrone nachlaufen, wie ein Kind seinem verlornen Spielzeug. Dann, als er erfährt, daß jede Rückkehr unmöglich, daß das Opfer unwiderruflich geworden ist, sucht er mühsam diese wirkliche Größe, die seinen Händen entgleitet, durch eine erkünstelte zu ersetzen; er will den Philosophen machen, er glaubt sich in seinen Erinnerungen zu gefallen, er unterhält sich ganz laut mit den berühmten Todten und kommentirt glorreiche Selbstmorde. Komödie, die ein großer Mann mit sich selbst spielt!

Kommt die letzte Nacht, die er in Fontainebleau zubringen soll. Man hat sie entschleiert, die Geheimnisse dieser Nacht! Kerzen werden angezündet, der Doktor Yvan wird gerufen, dem Marschall Bertrand kommt eine Meldung zu, Schluchzen ertönt die Gallerie entlang, auf der sich das Gemach des Kaisers öffnet. Er leidet gräßliche Schmerzen, sagt man, und seitdem hat man erzählt, er habe einen Versuch gemacht, sich zu vergiften. *) Es ist möglich, daß er sich in seinem Stolze begraben wollte: in dieser erhabenen und tiefen Seele mischte sich Exaltation mit Verschlagenheit, und die Berechnung schloß die Poesie nicht aus.

Im Uebrigen hätte ihn der Selbstmord vom Todeskampfe gerettet, denn seit 1814 war seine Rolle zu Ende. Dadurch, daß er sich wieder aufrichtete, konnte er seinen Sturz nur vollständiger machen.

---

*) Siehe das Manuskript von 1814 vom Baron Fain.

Man denke in der That darüber nach und man wird zur Ueberzeugung gelangen, daß unter allen im Jahr 1814 möglichen politischen Kombinationen keine den wahren Interessen der Bourgeoisie so durchaus entsprach, als die Throngelangung der Bourbons. Der König von Rom und die Regentschaft Marie Luisens war nichts Anderes, als der Schatten des Kaisers, auf dem Throne sitzend, oder vielmehr der Kaiser selbst, der noch von seinem Verbannungsorte aus Frankreich beherrschte. Den Herzog von Orleans kannte man noch nicht genug, und es bedurfte noch etlicher Jahre mehr, bis die Bourgeoisie ihn schätzen lernte und sich gewöhnte, ihn als ihr natürliches Oberhaupt zu betrachten. Ludwig XVIII allein schien geeignet, die konstitutionelle Monarchie an dem Punkte wieder aufzunehmen, wo Ludwig XVI sie gelassen; er allein konnte, wie die Bourgeoisie es wünschte, die königliche Gewalt in Unterordnung ausüben.

Die Rückkehr der Bourbons unter dem Schutze unserer Feinde versetzte Frankreich freilich und nothwendig Europa gegenüber in ein Verhältniß der Unterordnung und Abhängigkeit. Aber was lag der hohen Bourgeoisie an dieser subalternen Stellung unseres Landes, wenn nur ein dauernder Friede, die Oeffnung der Häfen, die Ausdehnung oder die Befestigung der Handelsverbindungen, mit einem Wort die Herrschaft der Industrie die Folge davon sein sollte? Wenn sie nur Geld dabei gewann, so war die Demüthigung mehr als aufgewogen durch den Profit.

Lag nicht überdies eine für die Eigensucht von Krämerseelen höchst verführerische Bürgschaft der Stabilität in der Wiedereinführung des Grundsatzes der Legitimität, dessen Verwerfung auf einige Augenblicke die Konvulsionen von 93 und die mörderischen Schlachten des Kaiserthums herbeigeführt hatte?

Aber Ludwig XVIII führte die Emigration mit sich zurück. Mußte er nicht die Schulden seines Exils bezahlen? Mußten die Repräsentanten des im Jahre 89 besiegten Adels nicht ihre Macht wieder zu erobern, die Wunden ihres gezüchtigten Stolzes zu rächen suchen? Mußte nicht der Hof nebst allem, was das Zeremoniell für Plebejer Beleidigendes hat, wieder aufleben? Und was noch wichtiger war, standen nicht die Käufer der Nationalgüter in Gefahr, derselben beraubt zu werden? Ich werde den Umfang und die Bedeutung dieser Befürchtungen weiter unten erörtern; aber welche Wichtigkeit man ihnen beilegen mag, so viel läßt sich versichern, daß die Restauration, vom rechten Gesichtspunkte aus betrachtet, ihrem Wesen nach eine That des Mittelstandes war: sie entsprach, ich wiederhole es, den theuersten Interessen, den ureigensten Instinkten der Bourgeoisie.

Deshalb proklamirte sie auch sogleich ihre Grundsätze. Ist nicht mit Ludwig XVIII der Liberalismus auf den Thron gestiegen? Ist es nicht

der Chef dieser restaurirten Dynastie, der die Charte geschaffen und dadurch die politische Macht der Bourgeoisie organisirt hat?

Hier eröffnet sich eine Reihe von Ereignissen, deren Charakter wohl zu studiren von Wichtigkeit ist.

....

Die Regierung Ludwigs XVIII begann mit Eitelkeit, und so beginnen alle Regierungen. Es kann auch nicht anders sein. Die Könige würden Niemand über ihre Größe täuschen, wenn sie nicht durch den künstlichen Scheinglanz, womit sie sich umgeben, zuvor sich selbst täuschten.

Ludwig XVIII hatte gewiß vom Schicksal herbe Lehren empfangen. Diese Krone, welche die Hand eines barbarischen Eroberers dem Nachfolger Ludwigs XIV auf das Haupt setzte, sie war mit königlichem Blute befleckt. Ludwig XVIII wußte recht gut, wie der Glanz seines Namens getrübt worden. Man hatte seine schimpflich geächtete Familie in der Welt umherirren und von Hauptstadt zu Hauptstadt um eine Gastfreundschaft betteln sehen, die eine Menge schmählicher Demüthigungen mit sich führte. Er selbst war müde geworden auf den Straßen des Exils. Auf seiner Flucht durch Deutschland hatte er eines Tags vor einem Pfosten ausruhen müssen, auf welchen ein König die Worte hatte schreiben lassen: „Bettler und Geächtete dürfen sich nicht länger, als eine Viertelstunde, hier aufhalten.“ Und gleichwohl wußte dieser so hart geprüfte Mann nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich aufzublähen über seinen Triumph und sich selbst seine Macht zu beweisen. Vor Allem beschäftigte er sich mit der Bildung eines prunkvollen Hofstaats. In diesem Palast, von welchem aus man den Platz erblickte, wo die Hand des Henkers Ludwig XVI berührte, wurde die alte Etikette wiederhergestellt, und um dem neuen Hofe einen Oberhofmarschall, einen Großalmosenier, einen Oberzeremonienmeister, einen Oberhofgarderobier, einen Oberhofinspektor zu geben, schienen die berühmtesten und ältesten Namen kaum alt und berühmt genug.

Die hohe Bourgeoisie fühlte sich tief beleidigt durch diesen Anfang; sie hatte Unrecht. Ich weiß wohl, daß der herrschende Theil bescheiden auftreten sollte. Zwischen dem größten und dem kleinsten Menschen ist der Unterschied nicht so bedeutend, daß der Wille des Einen rechtmäßigerweise den des Andern absorbiren könnte. Der Stolz ist nur dem Gehorchenden gestattet; der Gebietende kann sich für diese freche Anmaßung nur durch Demuth Verzeihung erwerben. Aber solche Wahrheiten sind zu hoch für eine unwissende und verdorbene Gesellschaft. In der unreinen Mitte, in welcher sich die Bourgeoisie 1814 herumtrieb, ein bescheidenes Königthum verlangen, hieße ein unmögliches Königthum verlangen.

Dem sei, wie ihm wolle, wenn dieser erste Regierungsversuch unglücklich war, wenn Napoleon seine einen Augenblick gedemüthigten Adler ohne Anstrengung von Elba zurückführen konnte, so kam dies daher, daß das Königthum in seinem Anfang nicht demüthig und klein genug auftrat. In den Salons der Bank und der hohen Handelsschaft verzieh man ihm nicht, daß er die Hand nach den Trümmern der Adelsherrschaft ausgestreckt hatte. Besonders verzieh man ihm nicht, daß er zu Ministern und Rathgebern Männer erwählt, wie die Herren von Montesquiou, von Ambray, Ferrand, blasse und hinfällige Personifikationen der besiegten Ideen. Argwöhnisch, wie alle neuen Mächte, war die Bourgeoisie unversöhnlich in ihrem Groll, absolut in ihrem Willen.

Dies zeigte sich schon bei der Eröffnungssitzung im Monat Juni. Die Rede des Monarchen wurde günstig aufgenommen, weil sie gemäßigt, unterwürfig und sogar ein wenig traurig war. Aber als der Siegelbewahrer von der Tribüne herab die alten monarchischen Formen wieder vernehmen ließ, da entstand in der ganzen Versammlung eine furchtbare Bewegung. Reformationsordonnanz hatte Herr von Ambray zu sagen gewagt, als er von der Charte sprach, und lautes Murren erstickte seine Stimme. Ein ahnungsschweres Murren! ein Murren, das sich fünfzehn Jahre später, durch dasselbe Wort hervorgerufen, in einen schrecklichen Sturm verwandeln sollte. So sind durch eine merkwürdige Fügung des Schicksals die drei Sylben, die im Jahre 1814 den Kampf beginnen, dieselben, die ihm 1830 ein Ende machten! In der That war 1814 die Frage zwischen der Bourgeoisie und dem Königthum dieselbe, wie heutzutage, und es handelt sich darum, zu wissen, was siegen werde, das Wahlprinzip oder das erbliche Prinzip, die Souverainetät der Versammlungen oder die der Krone, das Gesetz oder die Ordonnanz.

Während man so der Nation im Ganzen das furchtbare Problem der Einheit der Staatsgewalt aufzulösen gab, war Paris der Schauplatz der verschiedensten Umtriebe. Die Kaiserlichen konspirirten und bereiteten, ich weiß selbst nicht, welche finstern Schlangenwege zur Rückkehr eines Mannes, der nur mit dem Fuß auf die Erde zu stampfen brauchte, um ein Heer aus derselben heraufspringen zu lassen. Fouchét besuchte häufig die komplottlustigen Handwerker, nicht um sie zu unterstützen, wie man geglaubt hat, sondern um sie um so gewisser zu verrathen. Seine Eigensucht hatte ihn nicht getäuscht: er fühlte, daß die Kraft auf Seite der bürgerlichen Interessen und liberalen Ideen war. Diese Interessen und diese Ideen, nachdem er sich als ihr Vertreter festgestellt, in die Gewalt einzuführen; in dieser Eigenschaft der Restauration seine Dienste anzubieten und sie zu beherrschen, indem er sie bediente, das war sein Zweck. Herr von Talleyrand befand sich da-

mals in Wien, wo er die Schmach seines Landes unterhandelte. Fouché blieb also Herr des Schlachtfeldes. Er machte sich ans Werk und trieb seine Sache so fein, daß eines Tags Herr von Montesquiou mehrere einflußreiche Männer der royalistischen Partei zusammenrief, um sie zu fragen, ob es nicht gut für die Monarchie wäre, wenn die Gewalt einem liberalen Ministerium übergeben würde. Das Ministerium nun, um das es sich handelte, war Fouché, der es vorbereitet hatte. Und wißt ihr auch, aus welchen Männern er es hat zusammensetzen wollen? Aus den Herren Lainé, Lally-Tollendal und selbst Voyer-d'Argenson. Auf diesem Abhange glitt man hin, so wahr ist es, daß als Hauptsache nichts Anderes im Hintergrunde lag, als der Triumph des Liberalismus als Prinzipien, der Bourgeoisie als Interessen.

Auf einmal verbreitete sich eine Nachricht seltsamer Art. Man erzählt, der Verbannte habe so eben den Boden berührt, wo er Kaiser gewesen; die Städte erheben sich bei seinem Nahen, die Bataillone eilen ihm mit Rufen der Liebe entgegen, das bewaffnete Frankreich bildet sein Staatsgefolge. Nun gut! Hier kann man den Grad von Macht sehen, wozu die Bourgeoisie gelangt war. Das Gerücht hatte wirklich nicht gelogen: Napoleon nahte, getragen auf den Armen einer wahnsinntrunkenen Armee; er nahte schnell, wie seine Adler, deren Bild die kaiserliche Standarte überragte. Um vom mittelländischen Meere bis an die Seine zu gelangen, braucht man zwanzig Tage; er brauchte kaum so viel Zeit, um sich des Kaiserthums wieder zu bemächtigen. Er zog in seine Hauptstadt zum einen Thore ein, während das andere Königthum, durch das entgegengesetzte Thor fliehend, trübselig und bebend einem zweiten, noch demüthigenderen Exil entgegeneilte. Dies ist noch nicht viel. Am andern Tag musterte er seine getreuen Legionen und ließ sich aufs Neue als Cäsar begrüßen, und einige Tage später schickten die zu Wien versammelten Souveraine, gleichsam um von der Macht dieses Mannes Zeugschaft abzulegen, ihren auf dem Rückwege begriffenen Heeren Befehl zu, Rechtsumkehr zu machen und sich gegen Frankreich zurückzuwenden. Konnte das Schicksal mehr thun für den Ruhm eines Sterblichen? Eitler Glanz! Eintagstriumph! Es gab in Frankreich eine Macht, mit der Napoleon nicht abgerechnet hatte und an der sich die seinige sehr schnell brechen sollte. Einen Augenblick überrascht, kommt die Bourgeoisie wieder zu sich. Der Liberalismus schickt sich zum zweiten Male an, den kaiserlichen Thron zu untergraben. Napoleon muß in die Zusatzakte willigen, er muß sich Fouché als Minister und als Controlleur gefallen lassen; er muß ein Ohr für dieses parlamentarische Geschwätze haben, das ihm so von ganzer Seele zuwider und zum Ekel ist. Aber seine Konzessionen sind ebenso unmächtig, wie seine Diktatur, gegen diesen Bund aller

merkantilen Interessen, gestützt auf eine heuchlerische Achtung der Freiheit und Rechte des Volkes. Ganz Europa strengt sich an gegen Napoleon. Er fällt. Und von wem, frage ich, von wem waren die Folgen von Waterloo vorbereitet worden? Etwa von der Aristokratie? Diese verbarg sich damals in Gent oder in Wien; diejenigen vom Adel, die ihr Land nicht verlassen hatten, hielten es für das größte Glück, sich vergessen zu machen; der Baron von Vitrolles schmachtete in den Kerkern von Vincennes, und der Marquis von Lafayette hatte schon seit langer Zeit erklärt, daß er kein großer Herr sei. Waren es die Soldaten, die Handwerker, die Arbeiter der Vorstädte von Paris, die Proletarier? Von diesen konnte ihn keiner vergessen haben: Die Kinder des Volks, die Männer im Kamisol und mit der Mütze oder in einfacher Uniform waren es, die nach der Schlacht von Waterloo alle Tage unter die Fenster des Elysée-Bourbon strömten und das gewohnte Geschrei erhoben: „Es lebe der Kaiser!“ Und was trug sich in denselben Stunden im Schooße des gesetzgebenden Körpers zu, wo die Interessen und Leidenschaften der Bourgeoisie sich wieder aufgenommen hatten? „Er danke ab! Er danke ab!“ so dachte die Versammlung, und dieser Wunsch, der hier die Herzen Aller erfüllte, fand sich bald in jedem Munde. Man wollte selbst Napoleon II nicht, so ungeduldig war man, mit der kaiserlichen Vergangenheit zu brechen und die Traditionen von 89 wieder aufzunehmen!

Ich weiß nicht, warum glänzendes Unglück so tief bewegt; was mich betrifft, so gestehe ich, daß das gemeine, gewöhnliche Unglück mein Herz am meisten rührt. Ich beklage Diejenigen, welche der Sturm zu Boden wirft, ohne daß sie die Befriedigung gehabt haben, frei darin zu athmen und ihm zu trotzen; ich beklage Diejenigen, die, mit einer starken Seele begabt, gleichwohl gestorben sind, ohne gelebt zu haben; Diejenigen, deren mit dem Staub der Wege vermischte Asche der Wanderer betritt, ohne daran zu denken. Ach mein Gott! es gibt gewisse Niederlagen, die ebenso berauschen, wie Siege. Der menschliche Stolz gefällt sich an großen Unfällen, wie an großen Erfolgen. Hoch herab zu fallen ist eine Art, vom Schicksal ausgezeichnet zu werden. Daß Napoleon in wenigen Stunden von seinem Piedestal herabglitt; daß er in dem für seinen Sohn in Bereitschaft gesetzten Palast fremde Fürsten sich einquartiren sah; daß man ihm zum letzten Vaterland einen in der Unermeßlichkeit der Meere verlorenen Felsen gab, und daß er sich dort langsam unter dem Auge seiner grausamsten Feinde verzehrte, darüber muß man ihn nicht beklagen. Aber daß die versprochene, gehoffte Abschaffung der vereinigten Rechte eine der Ursachen seines Falles geworden; aber daß er, der Krieger ohne Gleichen, von einigen zusammengekoppelten Kaufleuten gebändigt worden ist; aber daß er über eine Versamm-

lung von Prokuratoren und Geldmäklern nichts vermocht hat, er, von dem man mit Wahrheit gesagt, daß seine Gegenwart auf zahllose Armeen dieselbe Wirkung hervorbringe, wie die Erscheinung des Löwen auf die unerschrockensten Jäger, ach! das ist es, was ihn zum Gegenstande ewigen Mitleides machen muß. Die Stunden, die für ihn im Elysée-Bourbon verstrichen, damals als er seine letzte Nacht durchwachte, waren Stunden der Demüthigung und Bitterkeit, wie vielleicht nie ein Mensch ähnliche durchzumachen gehabt hat. Darin und nur darin finde ich eine wahrhafte und genügende Sühnung seines Stolzes.

Die Bourgeoisie vollendete also im Jahre 1815 das 1814 begonnene Werk. Aber ihre Führer, durch die Erfahrung aufgeklärt, ergriffen diesmal ihre Vorsichtsmaßregeln und rückten mit ihren Vorbehalten heraus. Damit Ludwig XVIII, wenn er sich seiner Krone wieder bemächtigte, keinen einzigen Augenblick aufhören konnte, ein bürgerlicher Monarch zu sein, war es von Wichtigkeit, ihm als Minister einen den herrschenden Interessen ergebenen Mann an die Seite zu geben, einen Mann, der zugleich Gewandtheit genug besaß, um im Namen des Königs zu regieren. Fouché eignete sich vortrefflich zu dieser Rolle. So wurde er denn der nothwendige Mann. Man erinnert sich, daß nach dem Unglück von Waterloo die Kammern eine Regierungskommission ernannten. Carnot war Mitglied derselben, Präsident aber war der Herzog von Otranto. Es ist wahr, Carnot liebte das Volk.

Das erste, was Fouché that, nachdem er Herr der Geschäfte geworden, war, daß er den Baron von Vitrolles auf freien Fuß setzte. Sie hatten ein Gespräch mit einander. Herr von Vitrolles wollte Paris verlassen, um dem König entgegenzugehen; der Empfang der ihm von Fouché zu Theil ward, hielt ihn zurück. „Ich kann," sagte Herr von Vitrolles zum Herzog von Otranto, „der Sache Ludwigs XVIII hier mit Nutzen dienen, aber nur unter drei Bedingungen: erstens daß man mir nicht nach dem Leben trachtet; zweitens daß sie mir wenigstens fünfzig Pässe geben, um Verbindungen mit dem König zu unterhalten; drittens daß ich jeden Tag zu Ihnen vorgelassen werde." — „Was Ihren Kopf betrifft", antwortete Fouché mit der pittoresken Vertraulichkeit der Sprache, „so hängt er in denselben Haken, wie der meinige. Die fünfzig Pässe sollen Sie haben, und sehen können wir uns, wenn Sie es für gut halten, nicht bloß einmal, sondern zweimal des Tags." Auf diese Art wurde Herr von Vitrolles eine Art Vermittler zwischen den Bourbons und Fouché: der Restauration auf der einen Seite, der Bourgeoisie auf der andern.

Während übrigens Fouché mit dem Hof von Gent thätige Verbindungen unterhielt, schickte er nach Oestreich Emissäre mit dem Auftrag, die Sache des kleinen Königs von Rom zu verfechten, und schrieb an seinen

Kollegen auf dem Wiener Kongreß, er solle die Diplomatie über die Kandidatur des Herzogs von Orleans ausforschen; somit stellte er sich bei allen Komplotten vorne an und machte sich bei allen Kombinationen möglich.

Herrn von Talleyrand kostete es keinen großen Kampf, auf Fouché's Absichten in Beziehung auf den jüngsten Zweig einzugehen. Gewandte Vorstellungen machten, daß sie auch bei Kaiser Alexander Wurzel faßten, so daß eines Tags der Czar im vollen Kongreß auf einmal die Frage so stellte: „Läge es nicht im Interesse Europa's, wenn die Krone Frankreichs dem Herzog von Orleans aufs Haupt gesetzt würde?" Ueber diesen unerwarteten Vorschlag war alles im höchsten Grade verblüfft. Aber hatten nicht die hundert Tage die politische Unmacht der ältern Bourbons bewiesen? Zwischen einem 21. Januar und einem 20. März, welche Bürgschaft für die Ruhe Europa's und die Sicherheit der Könige? Schon neigte man sich auf die Seite des Herzogs von Orleans, als die Opposition des Lords Clancarty das Projekt vereitelte. Lord Clancarty drückte sich lebhaft über die Gefährlichkeit solcher Aufmunterungen des Ehrgeizes von Seitenverwandten aus. Jetzt änderte Herr von Talleyrand mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit seinen Plan, schrieb an Ludwig XVIII und enthüllte ihm diese Art diplomatischer Verschwörung, deren sämmtliche Fäden er mit eigener Hand zusammengeknüpft hatte.

Inzwischen kommen die Fürsten nach Arnouville. Der Baron von Vitrolles eilt ihnen entgegen, voll Ungeduld, die Gesinnungen der Häupter der Koalition selbst auszuforschen. Wie groß war seine Ueberraschung, als der Herzog von Wellington zu ihm sagte: „Es handelt sich hier sowohl um Sachen, die dreifarbige Kokarde, als um Personen, Fouché." Als nun Herr von Vitrolles den Herzog erinnerte, daß die dreifarbige Kokarde das Zeichen einer Empörung gegen den König und Fouché ein Königsmörder sei, so antwortete der englische General: „Nun gut! dann könnte man vielleicht die Frage der Sachen fallen lassen, aber die der Personen, nein! das ist unmöglich." *) Merkwürdige Worte, die wohl verdienen, genauer überlegt zu werden! Nach der Ansicht der Verbündeten repräsentirte also Fouché eine mächtigere Idee, als diejenige, welche von der dreifarbigen Kokarde selbst ausgedrückt wurde! Ach! freilich hatte die französische Revolution zwei Arten von Leidenschaften erweckt: die einen männlich und strahlend, stolz, patriotisch; die andern eigensüchtig und kaufmännisch. Die ersteren repräsentirte die dreifarbige Kokarde; aber nachdem sie in ihrer wundervollen Explosion die Welt geblendet und aufgestört, waren sie am Ende eingeschlummert; von der Republik wieder aufgeweckt, waren sie gewissermaßen von Napoleon er-

*) Wir können die Authentizität dieser interessanten Details verbürgen.

schöpft worden. Die zweiten personifizirten sich in Fouché. Unglückseligerweise gehörte diesen die Gewalt.

Man wundere sich nach solchen Vorgängen nicht mehr, wenn die Ernennung Fouché's zum Polizeiminister eine der Bedingungen von Ludwigs XVIII Einzug in Paris wurde. Die Bourgeoisie verlangte eine Bürgschaft: man gab sie ihr. Unter den Royalisten selbst betrachteten viele diese Ernennung Fouché's als ein nothwendiges Unglück, unter andern der Bailli von Crussol, ein Mann von ehrlichem überzeugungskräftigem Royalismus.

Das Gefühl dieser Nothwendigkeit war es auch, was Ludwig XVIII bestimmte, auf seinem Bureau einen Mann sitzen zu lassen, den er als Mörder seines Bruders verwünscht hatte. Man kann dies aus den zynischen Worten schließen, die er an den Baron von Vitrolles richtete, als der Herzog von Wellington und Herr von Talleyrand nach Neuilly abgegangen waren, wo der Herzog von Otranto sie erwartete: „Ich habe ihnen empfohlen, ihr Bestes zu thun, denn ich fühle wohl, daß ich meine Jungferschaft preisgebe, wenn ich Fouché annehme.“

Im Uebrigen sollten alle diese Skandale bald durch den großen Skandal des zweiten Einzugs der Verbündeten in Paris überschattet werden. Diesmal wurde kein Kampf geliefert, kein Blut vergossen. Paris kapitulirte nicht: es bot sich hin. Die Mitschuldigen der Fremden hatten diesmal nicht im Schatten gehandelt, sondern in hellem Sonnenschein, im Angesichte Aller, in dem Palast, der den öffentlichen Berathungen gewidmet war. Wie ließe sich das Aussehen von Paris während dieser schauderhaften Tage malen? Der Stolz Frankreichs hatte sich in den Busen seiner unglücklichsten Kinder geflüchtet: die Proletarier waren das ganze Vaterland; aber was vermochten sie? Höchstens begegnete man an der Einbiegung öder Straßen, an abgelegenen Gasseneken einigen alten Soldaten, welche Worte des Fluches murmelten. Und während den prachtvollen Hauptstraßen, den strahlenden Boulevards entlang die Fremden zu Tausenden defilirten, nicht wie im Jahre 1814 Ueberraschung und Bewunderung, sondern Zorn, Verachtung und frechen Hohn auf der Stirne tragend, begrüßten Gruppen von eleganten Frauen, an die Fenster gelockt, die vorübergehenden Sieger und ließen Schärpen und Tücher flattern zum Zeichen ihrer Fröhlichkeit; die Reichen setzten ihre prachtvollsten Gemächer in Bereitschaft, um die englischen und preußischen Offiziere darin zu empfangen, und die Kaufleute entfalteten in der Trunkenheit einer lüsternen Freude um die Wette das Kostbarste, was sie hatten.

Gleichwohl erweckte diesmal der Einbruch der Feinde in die Hauptstadt keinen so allgemeinen Enthusiasmus, als ihre erste Invasion. Man muß es zum Lob eines Theils der Bürgerschaft sagen, sie konnte sich eines Gefühls der Traurigkeit und der Scham nicht erwehren. Der Anblick der Land-

bewohner, die sich unter lautem Jammergeschrei mit ihren Habseligkeiten und ihren Herden in die Stadt flüchteten, verkündete deutlich genug, welche Aenderung in der Gesinnung der Verbündeten eingetreten war: man fürchtete Sie. Und gleichwohl ...... doch nein: die Nachwelt wird dieses Uebermaß von Schmach nie glauben wollen — gleichwohl tanzte man auf dem auf alle Ewigkeit geschändeten Rasen der Tuilerien, einige Schritte vom Pont des Arts hinweg, wo unsere Feinde zwei Kanonen aufgepflanzt hatten, jeden Augenblick bereit, Feuer auf unsere Gebäude zu speien! Aehnlich den Wilden, die sich mit verschlungenen Armen um einen besiegten Feind herum drehen und winden, wagten es Franzosen, um das blutende Vaterland herum fluchwürdige Farandolen aufzuführen. Die Fremden sahen es; sie verachteten uns.

So eröffnete sich in Frankreich die Aera der materiellen Interessen.

Diejenigen konnten sich übrigens einen Augenblick in ihrem Egoismus erfreuen, die voraus berechnet hatten, was ihnen eine bis damals beispiellose Demüthigung an Geld einbringen werde. Denn um das Maß der Erniedrigung voll zu machen, ließen sich die Besiegten von den Siegern mit Gold beladen. Paris verkaufte sich im Detail, nachdem es sich im Großen preisgegeben, und hatte nicht einmal das Verdienst einer uneigennützigen Schmach. „Die Kaufleute nahmen zehnmal so viel ein, als gewöhnlich; sämmtliche jungen Offiziere hatten kostspielige Maitressen, Logen in den Theatern und ließen es sich wohl sein bei Very. Von diesem Jahre 1815 datiren sich die meisten Kaufmannsreichthümer in der Hauptstadt. Man kann sich keinen Begriff machen von dem Aufwand der Chefs der verbündeten Heere: Der Großfürst Constantin und sein Bruder ließen im Zeitraum von vierzig Tagen 1,500,000 Rubel in Paris sitzen. Blücher, der von der französischen Regierung drei Millionen empfing, verpfändete seine Güter und hatte sich, als er abreiste, in den Spielhäusern gänzlich ruinirt."*) Man sieht es, Paris empfing seinen Lohn reichlich; die Feinde Frankreichs waren verschwenderisch, und die Lieferanten dieser bezauberten Horden zeigten sich ebenso eifrig, die Vortheile ihrer Trunkenheit auszubeuten, als diese selbst, sich in Vergnügungen und frecher Ungezogenheit zu erschöpfen.

Aber die Resultate, welche die Invasion mit sich brachte, hatten die Eigenthümlichkeit, daß Frankreich auf eine brutale Weise der Stadt Paris aufgeopfert wurde.

Im Jahr 1815 bestand die vom Kaiserreich gestiftete Centralisation in ihrer ganzen Fülle; alle Instinkte, alle Interessen, alle Leidenschaften von mehr als dreißig Millionen Menschen konzentrirte Paris in ihrer Mannigfaltigkeit,

---

*) Geschichte der Restauration von einem Staatsmann 3. Band Seite 64 und 65.

ohne sie zu schwächen; es nahm sie alle zusammen in sich auf, ohne sie zu ändern. Paris war bereits Frankreich. Die Invasion zeigte deutlich, was eine solche Centralisation Unterdrückendes haben kann; eine Stadt wurde bereichert und ein ganzes Königreich der Plünderung hingegeben. Ja, die verwüsteten Felder, die Masse ruinirter kleiner Gutsbesitzer, der in seiner Quelle vertrocknete Landbau mehrerer Provinzen, die Erdrückung wohlhabender Städte unter dem Gewichte willkürlicher Kontributionen, mit Einem Wort, Alles, was die Eroberung in ihren wildesten und rohesten Ausbrüchen kann und wagt, das repräsentiren diese Goldstücke, welche die Fremden mit höhnischer Gedankenlosigkeit in Paris verschleuderten.

Ein anderes bemerkenswerthes Resultat: wie Frankreich zum Nutzen der Mutterstadt unbarmherzig gebrandschatzt wurde, so verarmte am Ende die große Masse der Bourgeoisie zum Vortheile einiger glücklicher Kapitalisten. Die Unterhaltungskosten für die 700,000 Fremden, die auf unserm Boden lasteten, der abscheuliche Mißbrauch der Requisitionen, die Vermehrung von Auflagen aller Art, die gezwungenen Anlehen, die Milliarde, die als Kaufpreis unserer Erlösung festgesetzt worden, welche Last für die Bürger! Es ist wahr, daß man, um sich dieser Last zu entledigen, zum Kredit seine Zuflucht nehmen mußte; es ist wahr, daß die Bedingungen des mit den ausländischen Bankiers Baring und Hoppe kontrahirten Anlehens, von denen die angesehensten Pariser Bankiers ein Achtel erhielten, denjenigen, welche das Geld dazu gaben, den unermeßlichen Vortheil von 20 bis 22 % sicherten; es ist wahr, daß diese ersten finanziellen Maßregeln der Restauration den großen Kapitalisten dermaßen günstig waren, daß wenn Herr Casimir Perier in einer Broschüre den Skandal der Operation angriff, dies unter Anderm aus dem Grunde geschah, weil es nationeller gewesen wäre, sich bloß an französische Bankiers zu wenden. Erhaben über die Masse der Bürgerschaft, die sich unter der Last krümmte, schöpfte die hohe Bourgeoisie aus der öffentlichen Schmach einen Zuwachs von Kraft und Wohlhabenheit. In dieser Beziehung ist es klar, daß die Invasion gewissermaßen ein neues, den Reichsten zur Verfügung gestelltes Mittel war, um die Aermsten auszuplündern. Im Grunde nahmen die Fremdlinge, als sie später unsere Grenzen zurückpassirten, vielleicht keine große Masse Geld mit sich; aber die Masse, die sie verrückten und in unbefugte Hände brachten, war ungeheuer. Durch das Loos der Schlachten, zwischen die großen Kapitalisten und die kleinen Industriellen, zwischen die Bankiers und die Handwerker, zwischen die kühnen Spekulanten und die Arbeiter getrieben, gaben sie den ersten unter dem Titel Anlehen, was sie den zweiten als Auflage entrissen.

So hatte sich die Bourgeoisie noch nicht der Geschäfte bemächtigt, als bereits das in ihrem Busen verborgene Todesprinzip dem aufmerksamen Philosophen durch das erste materielle Ergebniß der Invasion angezeigt war.

Man denke über die Zeilen nach, die ich so eben geschrieben; sie enthalten im Keim die ganze soziale Geschichte der Bourgeoisie: die Bank, welche sich der Industrie und des Handels bemeistert, den individuellen Kredit, der den Starken nützt, den Schwachen schadet, mit einem Wort, den Grundsatz der Konkurrenz, welcher die unvermeidliche Wirkung hat, kleine Glücksgüter über den Haufen zu werfen, mittlere zu untergraben, so daß das Ganze am Ende auf eine wahre finanzielle Feudalität oder, wenn man will, auf eine Oligarchie von Bankiers hinausläuft. Bewunderungswürdiges Gesetz der Vorsehung, welche dem Verbrechen die Drohung der Züchtigung an die Seite stellte, aus dem Egoismus der Bourgeoisie den Anfang ihrer Auflösung hervorgehen ließ und mit den schmählichen Ursachen ihres Gedeihens zugleich die Ursachen ihres endlichen Unterganges anzeigte!

Aber was auch seine angeborenen Laster sein mögen, ein Regime, an das sich zahllose Leidenschaften knüpfen, stürzt nicht an einem Tage über den Haufen. Oft reichen selbst mehrere Generationen nicht hin, das Gift eines schlechten Prinzips zu absorbiren. Jedes tyrannische Regime kann mit einem Abgrunde verglichen werden, welcher mit Todten auszufüllen ist. Die grausame Operation geht langsam von Statten, denn der Abgrund ist tief.

Also und trotz einiger im Uebrigen nicht sehr augenfälliger Zeichen künftigen Verfalls war diesem mitleidlosen Regime der Konkurrenz und des Individualismus im Jahre 1815 eine lange Herrschaft versprochen. Nur begehrte diese Herrschaft vervollständigt zu werden. Die Macht der Bourgeoisie hatte ihre Wurzeln in der gesellschaftlichen Ordnung: es blieb ihr nichts mehr übrig, als in das Gebiet des Staats einzudringen. War der Individualismus zu Boden geworfen, so rief er den Liberalismus in die Höhe.

Auch beschäftigte sich die Bourgeoisie von 1815 bis 1830 lediglich und allein mit Vervollständigung ihrer Herrschaft. Das Wahlsystem zu ihrem Nutzen zu kehren, sich der parlamentarischen Gewalt zu bemächtigen, sie, wenn sie einmal erobert war, souverain zu machen, das war fünfzehn Jahre hindurch das Werk des Liberalismus, ein Werk, das sich in die Worte zusammenfassen läßt: **Das Königthum bemeistern, ohne es zu vernichten.** Also erschien, nach dem Vorübergang dieser Revolutionäre von 93, welche mit so wildem Heroismus die politische Tradition mit Füßen getreten, nach der Herrschaft eines Mannes, der, nur sein eigener Ahn, das antike Geschrei der Versammlungen zum Schweigen zu bringen versucht hatte, die Tradition auf's Neue ungebändigt und führte den durch die all-

gemeinen Reichsstände und die Parlamente so lange behaupteten Kampf gegen das Königthum mit sich zurück.

Wie viel Neues, das sich durch den natürlichen Gang der Ereignisse in diesen alten Streit eingeführt! Das Schlachtfeld hatte sich verwandelt; der Gegenstand des Kampfes war nicht mehr derselbe; der Siegespreis hatte eine andere Bestimmung, und die Kämpfer ein anderes Gesicht. Was liegt daran? Dieser neu erstehende Streit hatte etwas an sich, was die Ereignisse nicht zu verändern vermocht: seine ureigene Natur.

II.

Als man im Jahre 1830 die Bourbons fallen sah, gab man diesem Ereignisse verschiedene Erklärungen:

— Sie waren, sagte man, in Frankreich eingezogen, getragen auf den Wogen der Invasion, deren Schaum sie bildeten. — Sie hatten Frankreich zur Vasallin Europa's gemacht, und die Hand ihrer Minister war nicht verdorrt, als sie die Verträge von 1815 unterzeichnete. — Sie hatten in den Schooß des trauerumhüllten Vaterlandes Tausende von Edelleuten, eine stolze Race, und die Geistlichkeit, eine anmaßende, lüsterne Kaste, zurückgeführt. — Sie hatten mit Proskriptionen begonnen, und der Schatten Ney's erhob sich gegen sie mit der Anklage des Mordes. — Sie hielten das Schwert über das Haupt der Nationalgüterkäufer erhoben, und schon ihr bloßes Dasein war eine endlose Drohung.

Alle diese Beschwerden — wehe dem, der sie für ungegründet erklären wollte! Aber genügen sie vielleicht, um die Rolle der Bourgeoisie im Jahre 1830 historisch zu erklären? Ich antworte: Nein.

Wenn Ludwig XVIII es wagte, seine Krone auf dem Schlachtfelde von Waterloo, diesem blutgedüngten Boden, aufzuheben; wenn er in der Mitte eines englischen, russischen und preußischen Generalstabes in Paris wieder einzog; wenn er sich nicht entblödete, dem Prinzregenten von England ein moralisches Oberlehensrecht über das Erbe Ludwigs XIV und Napoleons zuzuerkennen; wenn Wellington durch ihn Marschall von Frankreich wurde; wenn, während er sich in den Tuilerien im Königthum versuchte, der Baron von Müffling, ein Fremder, zum Gouverneur seiner Hauptstadt gemacht; wenn das Museum von den Preußen ausgeplündert wurde; wenn Blücher in einem Anfall von Wuth ungestraft davon sprechen konnte, unsere Gebäude in die Luft sprengen zu lassen; wenn Alexander als der Freund des Königs von Frankreich betrachtet wurde, weil er sich begnügt hatte, die zum Andenken an unsere Siege erbauten Brücken unter den Schritten seines Heeres erdröhnen zu lassen; wenn die Verbündeten, ehe sie sich überhaupt in

Unterhandlungen mit diesem selben Könige von Frankreich einließen, die Auflösung der Loirearmee forderten und erlangten, damit Frankreich nichts mehr thun konnte, als um Gnade flehen; endlich — denn ach, sie ist sehr lang, die Liste unserer damaligen Demüthigungen — wenn unsere Feinde durch den Vertrag vom November das Recht erhielten, nicht bloß Frankreich auf seine letzten Grenzen zu reduziren, sondern auch seine Festungen niederzureißen, mit seinem eigenen Gelde neue gegen das Land zu bauen, seine Politik zu überwachen, fünf Jahre lang sein Gebiet besetzt zu halten ... war dies alles etwa bloß das Verbrechen des Königs, der Fürsten und der Minister? Warum hatten die Repräsentanten der Bourgeoisie, die Mitglieder des gesetzgebenden Corps dem besiegten Napoleon den Degen verweigert, den er als einfacher General verlangte, um das Unglück von Waterloo wieder gut zu machen, das Vaterland zu retten oder zu sterben? Und warum hat die Pariser Bourgeoisie nicht beim Anblick der ersten Feuer der feindlichen Bivouacs das so kampfbereite Volk aufgeboten und aufschreiend und verzweiflungsvoll, wie die glorreichen Mönche von Saragossa, selbst zu den Waffen gegriffen? Aber nein: alle Thore der Stadt wurden geöffnet; die Straßen ertönten von Jubelgeschrei; in den öffentlichen Gärten wurde getanzt, und in allen Theatern begrüßte mehrere Monate hindurch der Enthusiasmus derjenigen, die in's Theater gehen, in Alexander den Halbgott der Invasion! Ich wiederhole es: die Kaufleute nahmen zehnmal so viel ein, als gewöhnlich. Von 1815 datiren sich die meisten Kaufmannsreichthümer in der Hauptstadt. Der beste Beweis, daß die Bourgeoisie im Jahre 1830 in den Bourbons nicht die von den Fremden nach Frankreich gebrachten Fürsten züchtigen wollte, ist der Umstand, daß sie Philipp, Herzog von Orleans, auserwählt und auf ihren Thron gesetzt hat. Dieser Herzog von Orleans, wie war er nach Frankreich zurückgekommen? Hatte er sich nicht auch im Nachtrab der Invasion befunden? Gerechtigkeit und Wahrheit für Alle! Hätte die Bourgeoisie im Jahre 1830 für das Königthum 1815 büßen lassen wollen, so hätte sie, sage ich, an den ältern Bourbons das Verbrechen gerächt, dessen sie sich selbst mitschuldig gemacht hatte. Das geschah nicht. Das Volk war es, das sich daran erinnerte.*)

*) Man höre, in welchen Ausdrücken Herr Villemain, der seit 1830 Minister gewesen ist, dem Kaiser Alexander zu seinem Siege von **1814** Glück wünschte, und zwar in voller Akademie am **21. April 1814**:

„Wenn alle Herzen zum voraus eingenommen sind von diesem erhabenen Besuche, so muß ich um Verzeihung bitten, daß ich es wage, die Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke in Anspruch zu nehmen. Welcher Kontrast zwischen einem so schwachen literarischen Interesse und einem solchen Auditorium! Die Fürsten des Nordens, die in früheren Zeiten diesen selben

Konnte sich die Bourgeoisie mit mehr Grund gegen den Adel erheben? Ich habe zugegeben, daß im Jahre 1841 Ludwig XVIII das Unrecht begangen hatte, sich gar zu offen zum Kultus der alten Namen zu bekennen; aber dieses Unglück hatte er seit 1815 wieder gut zu machen geeilt. Lesen wir nicht auf der ersten Ministerliste dieser Epoche neben dem Namen Talleyrand von Perigord den Namen Pasquier, dem Advokatenadel angehörig, und die noch weniger aristokratischen Namen Chouvion-Saint-Cyr, Fouché, Louis? Herr Decazes, der so lange Zeit die Seele der Regierung unter der Restauration war, verdankte er seinen Einfluß etwa Pergamenten? Die Herren von Villèle, von Corbière, von Peyronnet, welche die letzten Jahre der Restauration mit ihrer Existenz ausfüllten, waren sie nicht beinahe ganz neue Menschen? Daß der hohe Bürgerstand einen sehr lebhaften Widerwillen gegen die Adeligen und die Priester hegte, daß er die einen unter dem Feldgeschrei: Gleichheit! mit seinen eifersüchtigen Leidenschaften, und die andern unter dem Feldgeschrei: Gewissensfreiheit und Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt! mit seinem frostigen Skeptizismus verfolgte, ist allerdings sehr wahr. Nur hätte er sich niemals freiwillig den Gefahren einer Revolution ausgesetzt, wenn es sich für ihn nur darum gehandelt hätte, den Triumph seines Skeptizismus und seiner Eitelkeit zu sichern.

Was einzelne Grausamkeiten betrifft, welche man Ludwig XVIII so sehr zum Vorwurf macht, so muß man zugeben, daß der Stempel, den sie in

---

Sitzungen anwohnten, haben sie es wohl vorausgesehen, daß eines Tages ihre Nachkommen durch den Krieg hieher geführt werden sollten? Das sind die Revolutionen der Reiche, aber für großherzige Seelen ändert sich die Macht der Künste nicht. Vor dem Bilde der Künste bleiben die bewaffneten Monarchen stehen, wie die reisenden Monarchen. Sie ehren es in unsern Denkmälern, im Genie unserer Schriftsteller und in dem umfassenden Ruhme unserer Gelehrten. Die Beredtsamkeit oder vielmehr die Geschichte wird diese literarische Urbanität feiern, während sie diesen Krieg ohne Ehrgeiz, diesen unverbrüchlichen und uneigennützigen Bund, dieses königliche Opfer der theuersten Gefühle, der Ruhe der Nationen und einer Art europäischen Patriotismus dargebracht, erzählen muß. Der tapfere Erbe Friedrichs hat uns bewiesen, daß die Wechselfälle der Waffen einen wahren König nicht vom Thron herunterwerfen; daß er sich, gestützt auf die Arme seines Volks, immer edel wieder erhebt und unüberwindlich bleibt, weil er geliebt ist. Die Großherzigkeit Alexanders führt unsern Augen eine jener antiken Seelen wieder vor, deren Leidenschaft Ruhm war. Seine Macht und seine Tugend verbürgen Europa langen Frieden. Sein Heldengeist, geläutert durch das Licht der modernen Zivilisation, erscheint würdig, die Herrschaft derselben zu verewigen, würdig, zu erneuen, ja zu verschönen das Bild des kaiserlichen Philosophen Marc Aurel, würdig endlich, auf dem Throne die bewaffnete Weisheit einer Macht zu zeigen, so groß wie die Wünsche, welche sie für das Glück der Welt hegt."

der Geschichte behalten haben, ihnen hauptsächlich durch die Umstände aufgeprägt worden ist.

„Morgens 9 Uhr *) — sagt ein Historiker der Restauration — stieg Ney, mit einem blauen Frack angethan, in einen Miethwagen. Er hatte Herrn von Semonville um eine Flasche Bordeaux bitten lassen und sie getrunken. Der Großreferendar begleitete den Marschall bis an den Fiaker. Der Pfarrer von Saint-Sulpice saß ihm zur Seite, zwei Gensdarmerieoffiziere vorn auf dem Wagen. Der Trauerzug ging durch den Garten des Luxembourg auf der Seite des Observatoriums. Draußen vor dem Gitterthor schlug er sich links und machte fünfzig Schritte weiter unter den Eingangsmauern Halt. Sobald der Wagen stehen blieb, stieg der Marschall schnell heraus, stellte sich acht Schritte von der Mauer und sagte zu dem Offizier: „Ist es hier, mein Herr?" „Ja, Herr Marschall." Jetzt nahm Ney seinen Hut mit der linken Hand ab, legte die rechte auf sein Herz und rief den Soldaten zu: „Kameraden, schießt auf mich!" Der Offizier gab das Signal zum Feuern, und Ney fiel, ohne irgend eine Bewegung zu machen."

Was bei dieser schauderhaften Exekution den peinlichsten Eindruck machte, ist das im Finstern Schleichende, Unheimliche. Keine Volksmenge ist da im letzten Augenblicke; man hat sie getäuscht: sie ist auf der Ebene von Grenelle. Michel Ney, ein Marschall von Frankreich, der Fürst von der Moskowa, der Herzog von Elchingen, wird an einem stummen, öden Ort, am Fuße einer Mauer von Soldaten erschossen, die sich auf Befehl einer, vor ihrer eigenen Gewaltthat bangenden Regierung versteckt hatten. Dieß erklärt, warum die ersten Grausamkeiten der Restauration eine Feuerspur in den Herzen zurückließen. Ney hatte gegen Ludwig XVIII den Degen gekehrt, den er 1814 zu seiner Vertheidigung von ihm empfangen hatte: das ist keine Frage. Es ist wahr, er war durch eine schützende Kapitulation gedeckt, aber das Schwert der Reaktionen läßt sich wegen solcher Kleinigkeiten nicht Einhalt thun. Ueberdies war es seit einem halben Jahrhundert nichts Neues, seine Feinde zu tödten. Das Jahr 93 hatte den Henker müde gemacht. Aber die Streiche, welche die Revolution geführt, hatten ihre Erklärung und mehr als ihre Entschuldigung in den Nothwendigkeiten einer unerhörten Lage. Das Geräusch des Beiles im Jahre 93 verlor sich im Geschrei des Forums und in dem allgemeinen Sturm. Hier war nichts der Art. Man versammelte sich, um zu tödten, und eine ganze Nation stand schweigend um die Henker herum. Dem sei, wie ihm wolle, wenn die Bourgeoisie darüber empört war, so war ihre Entrüstung ge-

*) Geschichte der Restauration, von einem Staatsmanne, Band 3, Seite 404.

wiß eine uneigennützige, weil Ney und Labedoyère als Opfer einer, durch die eigene Mitwirkung der Bourgeoisie bekämpften und überwundenen Idee starben, weil sie als Opfer des Kaiserreichs, weil sie als Opfer der hundert Tage starben. Napoleon hatte den Herzog von Enghien in den Laufgräben von Vincennes erschießen lassen: Ludwig XVIII gab Napoleon Mord mit Mord heim, eine Art von Nacheiferung, welche den Herrn der Welt gar trefflich ansteht! Aber dies ist alles. Hat die Bourgeoisie vielleicht am Tage nach der Julirevolution, damals, als sie allmächtig war, ihrem Könige die Rehabilitirung Ney's vorgeschrieben? Und warum hat sie es nicht gethan?*)

Ich komme an einen andern Punkt: das Interesse der Nationalgüterkäufer. Diese Frage war wichtiger für die Bourgeoisie, denn es war nicht mehr bloß eine Sache des Gefühls und der Menschlichkeit. Auch hütete man sich wohl, die Interessen in dieser Beziehung in Aufruhr zu setzen. Ludwig XVIII, der so viele Fehler beging, beging wenigstens diesen nicht. In seiner Erklärung von Saint-Ouen versicherte er, die Besitzer der Nationalgüter sollen nie beunruhigt werden. Was sage ich? Hat selbst die Kammer von 1815, so trunken sie von Aristokratie war, die Kühnheit ihrer gegenrevolutionären Leidenschaften jemals so weit getrieben? Man erinnere sich an das Gesetz über aufrührerisches Geschrei. Dieses Gesetz sprach im Artikel 5 eine Strafe für jedes Wort aus, das geeignet wäre, die Besitzer von Nationalgütern zu erschrecken. „Wozu diese Maßregel?“ rief damals der

*) In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, heute, den 7. März 1841, verkündigen die Journale, daß der Sohn des Marschalls Ney sich entschlossen hat, seinen Sitz in der Versammlung einzunehmen, die beinahe einstimmig das Todesurtheil über seinen Vater gesprochen. In dem Briefe, worin er die Motive dieses Entschlusses erklärt, lese ich:

„Der Sohn des Marquis von Strafford nahm seinen Sitz im Oberhause nicht eher ein, als bis er die Zurücknahme des Beschlusses ausgewirkt, der unter der Regierung Karls I seinen Vater ungerecht verurtheilt hatte.“

„Weniger glücklich als er, oder weniger gut bedient durch die Umstände und den Stand unserer Gesetze, ist es mir nicht vollständig gelungen, eine heilige Pflicht zu vollziehen, für die ich gleichwohl seit 1831 ohne Unterlaß und mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln gearbeitet habe.“

„Meine Anstrengungen bei den verschiedenen Ministerien, die sich während dieses Zeitraums folgten, sind jederzeit an Unstatthaftigkeitseinwendungen gescheitert, entnommen, sei es nun den Lücken unsers Codex in Revisionsangelegenheiten, sei es den Nachtheilen, welche die Heraufbeschwörung gewisser Erinnerungen, deren sich die Leidenschaften unfehlbar bemächtigen würden, für die öffentliche Sicherheit haben könnte.“

„Was soll ich sagen? So kämpfe ich ohne Erfolg seit 10 Jahren!“
Das hat die Regierung der Bourgeoisie dem Andenken des Marschalls Ney aufgespart.

Vicomte von Chateaubriand in voller Pairie — „Um ein Schweig'n aufzuerlegen, das in Ermangelung der Menschen die Marksteine der Güter brechen würden, deren Besitzer man beruhigen will." Verwegene Worte, deren Verwegenheit aber Herr von Chateaubriand trotz aller seiner Beredtsamkeit selbst in einem Augenblick, wo die Gegenrevolution sich bis zur Ungezogenheit kühn zeigte, nicht geltend zu machen vermochte. Wenn also das Interesse der Nationalgüterbesitzer so oft von der liberalen Polemik in Anregung gebracht wurde, so geschah dies bloß, weil es dieser nicht ganz aufrichtigen Polemik eine Waffe zum Kampf lieferte. Und wenn man mir die Milliarde der Emigrirten entgegenhält, so werde ich antworten, daß die Bourgeoisie diese Kriegserklärung nicht abgewartet hatte, um sich unversöhnlich zu zeigen; ich werde ferner antworten, daß dieser contrerevolutionäre Akt erst nach der Wahl des Königsmörders Abbé Gregoire, erst nach der Ermordung des Herzogs von Berry beschlossen wurde, d. h. erst als die Monarchie, auf's Aeußerste getrieben, sich endlich entschloß, alles gegen ihre Feinde zu wagen, weil sie wohl einsah, daß ihre Feinde alles gegen sie wagen würden. Ueberdies lasse man ja nicht aus dem Auge, daß die Entschädigungsmilliarde, wenn sie die Grundsätze von 98 verurtheilte, auf der andern Seite auch eine Bürgschaft für die Nationalgüterbesitzer und der Kaufpreis ihrer Sicherheit war. Wenn diese Entschädigung bezahlt war, so waren die Besitzer auf immer gegen jede Verfolgung geschützt, und wer sich am meisten zu beklagen hatte, das waren alle diese armen Handwerker, alle diese Arbeiter, alle diese Kinder des Volks, von denen die Emigration ihren Tribut erhob, obgleich sie niemals an dem an ihnen begangenen Raube hatten Theil nehmen dürfen.

Indem ich nun auf das zurückkomme, was ich beweisen wollte, wiederhole ich, daß der Kampf, der 1815 begonnen hatte, zur Revolution von 1830 führen mußte, weil er nichts war, als eine zum Vortheil der Bourgeoisie sich entscheidende Fortsetzung des Kampfes, den die allgemeinen Reichsstände schon vor 1789, wiewohl ohne Glanz, ohne Kraft, ohne Konsequenz, gegen das monarchische Prinzip geführt hatten.

Kann die Gesellschaft zwei Köpfe haben? Ist die Souveränetät theilbar? Liegt nicht zwischen der Regierung durch einen König und der Regierung durch eine Versammlung ein Abgrund, der sich mit jedem Tage tiefer zu höhlen strebt? Und sind nicht überall, wo dieser Dualismus Statt findet, die Völker verdammt, jammervoll zwischen einem 10. August und einem 18. Brumaire einherzutreiben? Am Tage, wo Ludwig XVIII sich auf den Thron setzte, wurde ihm dieses Problem vorgelegt, wie es während der hundert Tage Bonaparte vorgelegt worden war. Und da die soziale Macht der Bourgeoisie angehörte, so mußte sich natürlich die Frage zu ihren Gunsten entscheiden. Die Hindernisse, welche das Königthum während der Restau-

ration zu bekämpfen hatte, die zahllosen Feindseligkeiten, die sich auf seinem Wege gruppirten, die Stürme, die es umsausten, diese Art Volksbeben, von dem es 1830 über den Haufen gestoßen wurde, schrieben sich alle daher.

Wäre es nur wenigstens möglich gewesen, zwischen dem Königthum und der Kammer eine vermittelnde Macht zu schaffen! Aber nachdem die Rechte der Aftererbsatzung (Substitution) auf immer abgeschafft, die Theilung der Güter eine unvermeidliche Thatsache geworden, die Aristokratie dreimal besiegt war, was vermochte da eine Pairie? Die von 1815 stellte weiter nichts vor als eine Anhäufung von Ruinen und war in Wirklichkeit nichts anderes, als die lebendige Geschichte eines Viertel-Jahrhunderts von Verräthereien. Man achtete sie so gering, daß Ludwig XVIII sie ganz einfach als ein Mittel betrachtete, „den Leuten seines Hofstaates bei der Geburt ihres Erstgeborenen einen Ring an den Finger zu stecken.“ So viel ist wahr, daß das Personal der Pairie im Jahre 1815 ohne Bedenklichkeit und ohne Scham umgemodelt wurde. Man kassirte Pairs von Frankreich und schuf dafür neue; der Pairstitel wurde eine Art Belohnung oder Aufmunterung für das hohe Gesinde des Schlosses. Und nach allem diesem hielt sich Herr von Talleyrand für einen großen Staatsmann, weil er es dahin gebracht, daß eine solche Pairie als erblich erklärt wurde. Welche Armseligkeit der Gesichtspunkte! Als der Sohn des Lords Chesterfield seine Rundreise an die verschiedenen Höfe Europa's antrat, sagte sein Vater zu ihm: „Geh' hin, mein Sohn, geh' hin und besieh' Dir's, von was für Menschen die Welt regiert wird.“ Ich begreife diese Verachtung.

Ja, die Regierung der Restauration war noch nicht am Werke, als sich bereits die nothwendige Rivalität dieser zwei Gewalten, des Königthums und der Kammer, als der wesentlichste und wichtigste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und Sorgen herausstellte. Und man sehe, welche Umstände den Kampf ankündigen und vorbereiten! Als die Wahlen beginnen, theilen zwei Männer die ministerielle Gewalt unter sich, Talleyrand und Fouché: dieser gewandt, scharfsichtig, ein abgefeimter Intrigant, im Besitz des Vertrauens der Bourgeoisie und wohlbewandert in der Kunst, unreine Triebfedern zu handhaben; dem andern fehlte es eben sowohl an intellektueller als moralischer Tüchtigkeit, allein er galt für einen großen Herrn ohne Vorurtheile und erfreute sich eines unermeßlichen Rufes als Staatsmann, weil die Niederträchtigkeit ihre Triumphe hat, die jeder gewöhnliche Geist mit denen der Geschicklichkeit verwechselt. Zwischen diesen zwei Männern ist die Feindschaft klar und offenkundig; Jedermann sieht, Jedermann sagt es, und dies scheint die Klippe zu sein, an der sich das Ministerium zerschlagen muß. Doch nein, es wird sich auflösen, aber seine Auflösung wird das erste Zeugniß

für die Macht der bürgerlichen Interessen und die unwiderstehliche Kraft des Wahlprinzips sein.

Was Fouché zu einem nothwendigen Minister gemacht hatte, weiß man. Er konnte folglich nur fallen, um einem Manne Platz zu machen, der gleich ihm die Fähigkeit besaß, die Interessen und Leidenschaften der Bourgeoisie bei der Gewalt zu vertreten. Diejenigen, welche das außerordentliche Glück des Herrn Decazes nur der persönlichen Zuneigung Ludwigs XVIII zugeschrieben, scheinen mir den Grund der Dinge nicht durchdrungen zu haben. Herr Decazes war plebejischen Ursprungs. Kein Band konnte ihn an die Regierung großer Herren knüpfen. Er liebte das Geld, denn er kannte seinen Werth; er liebte die Gewalt und er errieth ihre Bedingungen. Scharfblick, Geschmeidigkeit, Thätigkeit, Skeptizismus, subalterner Ehrgeiz — er besaß an guten und an schlechten Eigenschaften so viel, als nothwendig ist, um zu wissen, auf welcher Seite sich die Macht befindet, und sich ihrer zu bemeistern. Der Liberalismus auf seinem minder erhabenen Standpunkte konnte keine wahrere Personifikation finden. Herr Decazes war ein Fouché im verkleinerten Maßstabe.

Gerade das ist es, was Herrn Decazes in den Augen der Bourgeoisie geeignet machte, Fouché zu ersetzen. Auf der andern Seite hatte er sich aus Veranlassung des staunenswürdigen Marsches Napoleons nach Paris am 20. März geäußert: „Man erwirbt die Legitimität nicht im Wettlauf,“ und abgesehen von diesem Glaubensbekenntniß zogen ihn die Royalisten dem Herzoge von Otranto vor, weil seine Kleider wenigstens nicht nach Blut rochen.

Auf diese Art wurde Herr Decazes auf den Gipfel der Ehren getrieben, und Fouché fiel, indem er einen seiner würdigen Nachfolger zurückließ. Ludwigs XVIII persönliche Neigung für den neuen Minister förderte sein Glück, erklärt es aber nicht; Herr Decazes war liberal, und darin lag seine Kraft. Die Zeit der Günstlinge war vorüber, und hätte Herr Decazes keine andere Stütze gehabt als dieses königliche Wohlgefallen, das sich durch Schmeichelei erhaschen und erhalten ließ, so hätte sich sein Einfluß, wie der des Herrn von Blacas, niemals über die Antichambre-Herrschaft hinaus erstreckt.

Aber neben diese auffallende Thatsache, die plötzliche Erhebung des Herrn Decazes, stellt sich ein nicht minder charakteristisches Faktum, der Sturz des Ministeriums Talleyrand. Warum sinkt dieses Ministerium zusammen? Weil die ersten Wahlmännerwahlen eine dem Ministerium feindselige Kammer ankündigen. Herr von Talleyrand fürchtet eine gar zu lebhafte Opposition; er geht zum König und fragt ihn, ob das Kabinet in dem Kampfe, der sich vorbereite, vollkommen auf die Unterstützung

der Krone rechnen dürfe. Ludwig XVIII, schon lange eifersüchtig auf den Ruf des Fürsten, stellt sich durch die in dieser Aengstlichkeit versteckte Anmaßung beleidigt, und zum großen Erstaunen des ganzen Hofes löst er das Ministerium auf und übergibt das Schicksal des Königthums in Frankreich den kraftlosen Händen des Herzogs von Richelieu. Muß man diese Sachen nicht sehr merkwürdig finden? Ein Bürgerlicher, ein Liberaler, Herr Decazes wird das Haupt der royalistischen Regierung; gleich im Anfang wird das erste Ministerium der Restauration schon durch die bloße Annäherung der Kammer und gewissermaßen durch den Schatten des Wahlprinzips über den Haufen geworfen; dieser Sieg wird am Tage vor der Schlacht erfochten: klingt nicht dies alles, wie eine Offenbarung dieser Macht, deren vollständige Entwicklung in politischer Beziehung die fünfzehn Jahre der Restauration sein sollten?

Diese unüberwindliche Macht des Wahlprinzips, als Entwicklungsmittel zum Nutzen der Bourgeoisie betrachtet, diese Macht wurde von den intelligenteren Royalisten so deutlich geahnt, daß einige von ihnen unglaubliche Anstrengungen machten, um Fouché bis zur Einberufung der Deputirten am Ruder zu erhalten; Zeuge Herr von Vitrolles, der unaufhörlich sagte: „Ehe ihr Fouché wegschickt, erwartet doch die Kammer!“

Aber noch bezeichnender ist das, was folgt. Die Wahlen sind zu Ende, die Kammer versammelt sich. Wer über den Charakter aller Reaktionen nachgedacht hat, weiß recht gut, warum diese Kammer sich für ausschließlich royalistisch ausgeben mußte. Man sprach von nichts als vom Könige; Treue gegen den König war die Tugend der Epoche; nach der offiziellen Sprache zu schließen, wäre Frankreich nie vollständiger monarchisch gewesen, und nichts gleicht dem Enthusiasmus, der in der Versammlung losbrach, als Herr von Vaublanc rief: „Die unermeßliche Majorität der Kammer will ihren König.“ Aber wie! diese so ausgezeichnet royalistische Kammer beginnt mit einer Reihe lebhafter Angriffe auf das Königthum. Der erste Gesetzesentwurf, *) den der Siegelbewahrer der Kammer vorlegt, wird mit vielfachem Gemurre angehört und nur mit Modifikationen, die ihn gänzlich entstellen, angenommen. Eine glänzende Einweihung der Initiative der Versammlung! Und mit welchem Eifer sucht nicht die Initiative von Stund an Gelegenheit, sich geltend zu machen! Da mag es sich nun um das von Herrn Decazes vorgelegte Gesetz über die Suspension der individuellen Freiheit, oder um den vom Herzog von Feltre eingebrachten Entwurf über die Prevotalgerichte handeln, die Kammer glaubt sich berufen, nicht bloß die Arbeit der Minister zu verbessern, sondern sie gänzlich umzuändern. Sie

*) Der Gesetzesentwurf über aufrührerisches Geschrei.

allein hält die politische Bühne besetzt; sie allein regiert. Hat man je seit dem Konvent eine gewaltthätigere, herrischere, von dem Gefühl ihres Rechtes trunkenere Versammlung gesehen? Sie hört, daß der König die Ordonnanz vom 24. Juli legalisiren lassen will, welche die royalistische Rache auf neunzehn ausgezeichnete, den Gerichten übergebene Köpfe und auf achtunddreißig Personen, über welche das Verdammungsurtheil gesprochen ist, beschränkte. Bei dieser Nachricht geräth sie in die höchste Wuth, und damit das Amnestiegesetz nicht gar zu nachsichtig werde, bemächtigt sie selbst sich der Initiative und ursurpirt somit das persönlichste aller Vorrechte des Königthums! Kann man sich etwas Hochmüthigeres denken? Und gibt es einen entschiedeneren Akt der Souveränetät, als dieser Gesetzesentwurf des Herrn von Labourdonnaye, der mit einem und demselben Schlage sämmtliche Marschälle, sämmtliche Generäle, sämmtliche Präfekten, sämmtliche hohe Beamte, die zur Rückkehr Bonaparte's mitgewirkt, ächtete; der alle Königsmörder, welche die Zusatzakte unterzeichnet, zur Strafe zog; der alle Mitglieder der Familie Bonaparte vom vaterländischen Boden ausschloß; der das Vermögen so vieler Bürger mit Sequestration belegte; der mit einem Worte die richterliche Gewalt zur Dienerin der gesetzgebenden Gewalt machte? Diese großartige Anmaßung sanktionirt indessen die Versammlung unter den Augen des Königs, welcher förmlich erklärt hatte, daß er in die Proskription der Königsmörder nicht willigen werde.

Man hat gesagt, Ludwig XVIII sei hierin nicht aufrichtig gewesen, er habe die Königsmörder im Grunde verabscheut und sich den Anschein, sie schützen zu wollen, bloß gegeben, um die ganze Gehässigkeit der Proskription auf die Kammer zu schieben. Mag sein. Aber er hatte sich laut ausgesprochen, und seine Minister bekämpften in seinem Namen die Entwürfe der Kammer mit der äußersten Lebhaftigkeit. Man denke sich die Wirkung, die ein so heftiger, erklärter Kampf auf die öffentliche Meinung hervorbringen mußte, wie es sich auch im Uebrigen mit den geheimen Gedanken und der Heuchelei der Kämpfenden verhalten mochte! Eines Tags kommt der Herzog von Richelieu und sagt der Kammer: „Der König hat sich über Ihre verschiedenen Vorschläge und Ihre zweckgemäßen Berathungen Bericht erstatten lassen. Das Testament Ludwigs XVI schwebt ihm beständig vor Augen.“ Und als die Kammer diese Worte vernimmt, bleibt sie unbeweglich, stumm; Drohung steht auf allen Gesichtern: das Ministerium muß zu langen Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen, um die Versammlung freundlicher zu stimmen. Endlich willigt sie in die blutigen Kategorien des Herrn von Labourdonnaye, aber auf der Verbannung der Königsmörder besteht sie, nachdem sie den faktiös royalistischen Ausruf des Herrn von Bethisy: „Es lebe der König, und wenn —!“ mit Bravos übertäubt

hat. Und wenn! Der Kampf der beiden Prinzipien machte sich sogar in dem glühenden Royalismus der Versammlung Luft.

Dies ist noch nicht Alles: das Wahlgesetz wird der Kammer vorgelegt. Zwei Systeme kommen in Vorschlag: das eine stellt in jedem Bezirk ein Wahlkollegium auf und gibt dem König das Recht, jedem Wahlkollegium Friedensrichter, Maires, Generalvikare, Steuereinnehmer, Pfarrer u. s. w. beizugesellen; das andere setzt zum Vortheil der Reichen die Wahl nach zwei Abstufungen fest. Die Alternative ist furchtbar. Siegt das erste System, so hat das Königthum die Wahlen in seiner Hand und entwächst aller Zucht. Triumphirt hingegen das zweite, so ist es verloren; die parlamentarische Gewalt hat kein Gegengewicht mehr; der ungleiche Kampf zwischen Pym und Karl I, zwischen Robespierre und Ludwig XVI, zwischen Lafayette und Bonaparte beginnt auf's Neue, um fortzuwähren; das Königthum ist auf dem Wege der Abgründe. Und nun — das dem Königthum tödtliche System ist es, das bei der ultraroyalistischen Kammer von 1815 Gnade findet. Welcher Stoff zu Betrachtungen!

Möglich, daß diese Kammer nur dem Ministerium zu Leibe gehen wollte, nicht dem Königthume; daß sie die parlamentarische Allmacht aus Taktik proklamirte, nicht aus Prinzipien; daß sie aus der Wahlgewalt nur deshalb einen unwiderstehlichen Hebel machen wollte, weil sie gerade in ihren Händen war. Und was beweist dies anderes, als daß die großen Ereignisse Gesetzen gehorchen, durch welche die Ränke des Egoismus und die ganze Strategie der Leidenschaften vereitelt werden? Was liegt der Geschichte an dem, was die Kammer von 1815 gewollt hat? Nur das bleibt, was sie gethan hat. Nun, sie hat den Grundsatz der unumschränkten Souveränetät der Versammlung ausgesprochen, und sie ist es, die, ohne es selbst zu wissen, die Prämissen des Syllogismus gesetzt hat, dessen Schluß nach fünfzehnjährigen Kämpfen das Jahr 1830 gezogen.

Deswegen lag schon die ganze Julirevolution in der famösen Ordonnanz, welche die unauffindbare Kammer auflöste.

Gleichwohl appellirte Ludwig XVIII durch die Ordonnanz vom 5. September nur an neue Wahlen und an eine neue Wahlmethode. Im Grunde hieß dies zu Gunsten des Königthums diesem auch in England anerkannten und gültigen Auflösungsrechte Gesetzeskraft geben, diesem Kronen beschützenden Rechte, das aber gewiß nicht zu viel in sich begriff, da es nicht verhindert hatte, daß der zweite Stuart auf dem Schaffot seinen Tod fand. Welchen Eindruck brachte jedoch dieser so auffallend monarchische Akt hervor? Diejenigen, welche man die Ultraroyalisten nannte, waren bestürzt; diejenigen, die man die Liberalen nannte, jubelten. Das Gegentheil hätte Statt finden müssen, wenn es in Frankreich wirklich auf der einen Seite Freunde der

Monarchie, auf der andern Freunde der Freiheit gegeben hätte. Aber nein: die Ultraroyalisten verwünschten die Ordonnanz vom 5. September, weil sie eine Kammer aufhob, in der sie herrschten, und opferten somit einem augenblicklichen Interesse der Stellung alle Grundsätze der Monarchie. Die Liberalen dagegen empfingen dieselbe Ordonnanz mit lauter Freude, weil die parlamentarische Gewalt, die dadurch geschlagen wurde, ihnen noch nicht gehörte, und opferten somit einem augenblicklichen Interesse der Stellung alle Interessen der Freiheit.

Wirklich entsprachen die Worte hier den Ideen nicht. Unter diese Benennungen Liberale und Royalisten versteckten sich Interessen, welche in Wirklichkeit weder die der Freiheit, noch die der Monarchie waren.

Der wahre Zwiespalt, welcher in Frankreich Statt fand, war der: Die Einen wollten, die Nation sollte sich vorzugsweise dem Ackerbau zuwenden, die Kultur im Großen sollte wiederhergestellt und das große Besitzthum durch Afterlehen und das Erstgeburtsrecht wieder eingeführt werden; die Geistlichkeit sollte mit den Staatswaldungen entschädigt, die administrative Zentralisation aufgehoben, mit einem Worte das Land wieder unter das aristokratische Regime gestellt werden, dessen Grundfeste die Bourgeoisie mit Hülfe der Könige über den Haufen geworfen hatte. Die Ideen der Andern waren diesen schnurstracks entgegengesetzt. Die ersten waren im Allgemeinen Adelige, Emigranten, geistliche Würdeträger, Sprößlinge alter Familien; sie bildeten, was man die feudale Partei hätte nennen können. Die zweiten waren Söhne von Parlamentsanhängern, Bankiers, Fabrikanten, Kaufleute, Nationalgüterbesitzer, Aerzte, Advokaten, die Bourgeoisie.

Um die Worte bei Seite zu lassen und auf den Grund der Dinge einzugehen, so drehte sich der Kampf also bloß um die Ideen der Feudalität und die Interessen der Bourgeoisie. Nun, die Abkömmlinge derer, welche die monarchische Zentralisation durch Karl den Kühnen so feindselig bekämpft, der Graf von Soissons, Montmorency, Cinq-Mars, waren sicherlich nicht royalistischer, als die Söhne derjenigen, welche durch die Jansenisten, die Magistratur und die Philosophen die Throne so gewaltig erschüttert hatten. In den Augen der feudalen wie in den Augen der bürgerlichen Partei war das Königthum mehr ein Werkzeug, als ein Prinzip. Damals, als es der Bourgeoisie seine Unterstützung zuwandte, mußte sich also die feudale Partei hinter der parlamentarischen Gewalt verschanzen und die Sprache der öffentlichen Freiheiten sprechen. Als es sich dagegen den Absichten und Leidenschaften der feudalen Partei zuwandte, so war es an der Bourgeoisie, den Thron im Namen der Freiheit anzugreifen. So erklären sich die Widersprüche und Anomalieen, aus denen die politische Bewegung der Restauration zusammengesetzt ist.

Im Jahre 1816 konnte die Bourgeoisie beinahe sagen, sie sitze neben Ludwig XVIII, den sie durch Herrn Decazes beherrschte, auf dem Throne. Deshalb fingen die sogenannten Ultraroyalisten an, die königliche Gewalt abzunützen, und wurden sämmtlich Doktoren des Liberalismus. Da war es Herr von Villèle, der sich über den unkonstitutionellen Einfluß des Königs auf die Wahlen vom Pas-de-Calais beklagte. Da waren es die Herren von Castelbajac und von Labourdonnaye, die auf der Tribüne die Vertheidigung der Preßfreiheit und der persönlichen Freiheit übernahmen. Wer erinnert sich nicht der Petition des Herrn Robert und der stürmischen Debatten, die sie veranlaßte? Wie! man hatte es gewagt, über Herrn Robert eine willkürliche Haft zu verfügen! Man war so weit gegangen, sein Journal zu unterdrücken! Was sollte aus der Presse werden, wenn es der Gewalt frei stand, so furchtbare Streiche zu führen? Von welchen Gefahren wurde die Gesellschaft nicht bedroht, wenn man dem Regiment der Willkür diese Elastizität gab? Solche Reden hallten vom einen Ende Frankreichs zum andern wieder. Und von wem wurden sie gehalten, diese Reden? Von den Ultraroyalisten. Dabei ist zu bemerken, daß die übermäßige Strenge gegen Herrn Robert ihre Quelle in einer Flugschrift hatte, die, wie man allgemein glaubte, aus seinen Pressen hervorgegangen war, und in welcher die königliche Majestät im Kothe herumgezogen wurde.

Während dieser Zeit spielten die Liberalen folgende Rolle. Herr Decazes war beschäftigt, das System der Censur, der Präventivhaft, der Ausnahmsgesetze vorzubereiten, der Kammer vorzulegen, zu unterstützen und von seinen Freunden unterstützen zu lassen. Herr Villemain führte eine ängstliche Oberaufsicht über die Presse und unterdrückte Journale zu seinem Zeitvertreib. Herr Royer-Collard, der für keinen Ultraroyalisten galt, sprach sich laut für den Vorrang der königlichen Gewalt aus und gab Herrn von Castelbajac bei der Preßfreiheitsfrage die Antwort: „Man darf nicht verkennen, daß da, wo es Parteien gibt, die Journale aufhören die Organe der individuellen Ansichten zu sein, daß sie sich vielmehr den Interessen widmen, die sich ihrer bemächtigen, dadurch zu Werkzeugen ihrer Politik, zum Tummelplatze ihrer Kämpfe werden, und ihre Freiheit also weiter nichts ist, als die Freiheit der entfesselten Parteien."

Kam das Wahlgesetz vom 5. Februar 1817, welches die Departementswahlen nach einer einzigen Abstufung und mit Zugrundelegung eines Census von 300 Franken festsetzte. Eine vom Ministerium veröffentlichte Statistik machte bekannt, daß die Zahl der Bürger, welche 300 Franken Abgabe, die für Patente mit eingerechnet, bezahlten, 90,878 betrug. Das Gesetz vom 5. Februar 1817 gab also die parlamentarische Macht dem reichen Bürgerstande preis. Auch sah man alsbald die Rollen wechseln. Je mehr sie

im Parlament die Oberhand bekam, um so kräftiger trat die Bourgeoisie gegen das Königthum auf, dessen sie nicht mehr bedurfte, und fing an dieselben Freiheiten zu vertheidigen, deren Vertheidigung sie vor dem Gesetz vom 5. Februar der feudalen Partei überlassen hatte. Man mußte das Gesetz über die Präventivverhaftungen zurücknehmen, man mußte die Censur abschaffen, und das Polizeiministerium wurde so augenscheinlich eine Sinekur, daß Herr Decazes selbst aus Schamgefühl seine Aufhebung verlangen mußte. Aber je mehr sich das monarchische Prinzip vor ihr demüthigte, um so höher steigerte diese Bourgeoisie, die es im Anfang so lebhaft vertheidigt hatte, ihre Forderungen. Während die Politiker des Pavillon Marsan den König mit ihren Intriguen zu umspinnen suchten, untergruben die Schriftsteller der Bourgeoisie ohne Unterlaß die Grundlagen des Thrones. Die Polemik der Minerva wurde von Tag zu Tag feindseliger. Bereits legte man den Wählern die Kandidatur von Bürgern vor, die, wie Herr Voyer d'Argenson, durch herbe Unabhängigkeit bekannt waren. Die Wahlen von 1818 enthielten die ganze Bedeutsamkeit dieser Bewegung: Manuel wurde in der Vendee an zwei Orten gewählt, und die Sarthe schickte auf die Bänke der Kammer den berühmtesten aller Feinde der königlichen Familie, Herrn von Lafayette.

Was hatte also die feudale Kammer von 1815 gethan, als sie der parlamentarischen Gewalt so viele Kraft und einen solchen Schwung gab? Sie hatte mit eigenen Händen ein scharfes, blitzendes Schwert für die Bourgeoisie geschmiedet. Die Geschichte, wenn man sie mit Aufmerksamkeit ergründen will, zeigt sich voll von solch' hohen Lehren. Aehnlich gewissen Mönchen, die wenigstens für sich das Bewußtsein ihres Nichts haben, wenden die Parteien oft ihr Leben dazu an, sich selbst eine Grube zu graben. Ich sehe es gerne an, mit welchen Mienen gewisse Menschen über die Bühne der Welt schreiten: sie bilden sich ein, den Gesellschaften ihren Impuls zur Bewegung zu geben, während sie nur ihre eigene Ohnmacht um ihre eigene Achse herumdrehen; sie schrauben sich zur Unsterblichkeit hinauf und möchten gerne dem lieben Gott das Weltregiment für die Zukunft abnehmen. Närrischer Ehrgeiz! Gott allein schreitet mitten durch die aufgeregten Generationen hindurch.

Inzwischen fing Europa an, sich über den Stand der Dinge zu beunruhigen. Die fremden Souveräne hatten Frieden in unserm Lande zu stiften geglaubt, indem sie die Herrschaft der Charte und den politischen Dualismus einführten, den sie begründet. Der Irrthum war groß. Endlich merkten sie es. Herr von Richelieu, der zum Kongreß von Aachen abgereist war, brachte von da lebhafte Besorgnisse über die der Monarchie vorbehaltene Zukunft mit: es handelte sich um Abänderung des Wahlsystems. Unglück-

licherweise lag die Gefahr, gegen die man sich auf dem Kongreß von Aachen so stark ereifert hatte, nicht im Gesetz vom 5. Februar. Um den Thron zu befestigen und über alle Stürme zu erheben, hätte man in Frankreich, wenn es möglich gewesen wäre, nicht diese oder jene Wahlkombination, sondern die Wahlgewalt selbst vernichten müssen. Denn, in welche Hände man auch diesen furchtbaren Hebel legen wollte, es war unmöglich, daß das Königthum lange seiner Wirkung widerstand. Die Wahlmacht andern übertragen, hieß dem monarchischen Prinzip andere Feinde geben, aber nicht es retten.

Das hatten weder die Souveräne, noch Herr von Richelieu, ihr Repräsentant und Organ im Ministerrathe, begriffen. Im Uebrigen waren Herrn von Richelieu's Versuche, das Gesetz vom 5. Februar umzustoßen, vergeblich, und hatten, wie man weiß, kein anderes Resultat, als daß sie seinen Sturz beschleunigten: Herr Decazes, sein Kollege und sein Rival, Herr Decazes, dessen Verbannung er verlangt hatte, blieb in der Gewalt und berief den General Dessole an seine Seite. Das Wahlrecht aufrecht zu erhalten war der Zweck des neuen Ministeriums, oder mit andern Worten, die Monarchie wählte Minister, deren Programm die Vernichtung der Monarchie war.

Ohne Zweifel kam ein solcher Gedanke Niemanden. Die Bourgeoisie selbst hatte bei ihrem feurigen Rennen nach der absoluten Herrschaft bloß ein verworrenes Gefühl dessen, was sie that, und war weit entfernt zu glauben, daß sie das Königthum abschaffe, wenn sie es abhängig mache. Aber, ich wiederhole es, die Menschen sind fast immer die Spielzeuge der Dinge, welche sie vollziehen. Die Gesellschaften leben in einem ewigen Mißverständnisse.

Das Ministerium Dessole konnte nichts anderes sein und war in der That nichts anderes, als eine ununterbrochene Reihenfolge von Siegen, welche die mit der parlamentarischen Gewalt bewaffnete Bourgeoisie über das Königthum davon trug. Gleich der erste Akt der Sitzung von 1818 war die Zuerkennung einer nationalen Belohnung für den Dienst, welchen Herr von Richelieu, sagte man, Frankreich erwiesen hatte, indem er es von der fremden Okkupation befreite. Wie theuer uns dieser Dienst zu stehen kam, will ich nicht ins Gedächtniß zurückrufen. Man konnte diesmal mit Wahrheit sagen, die Ehre Frankreichs habe aus allen Poren geschwitzt. Aber die Bourgeoisie hatte ihren Zweck erreicht: ihr Wohlstand hatte zugenommen in der Demüthigung des Vaterlandes: Herr von Richelieu verdiente dafür wohl einige Erkenntlichkeit. Gleichwohl hatte dieser Mann eine loyale Seele. Es war sein Unglück, daß er die Erniedrigung Frankreichs hatte unterzeichnen müssen. Dennoch bleibt es wahr, daß es ein Skandal war, ihn zu belohnen: man schuldete ihm nichts als Mitleid.

Dem sei, wie ihm wolle, die Abstimmung der Kammer in dieser Frage war eine offenkundige Wegbahnung zur parlamentarischen Diktatur. „Nehmt euch in Acht! nehmt euch wohl in Acht!“ wurde von den Bänken der Rechten gerufen. „Alles das ist antimonarchisch. Ihr macht es den Versammlungen der Revolution nach.“ Aber es ist kindisch, von einer Macht zu verlangen, daß sie sich selbst Grenzen setze. Die Kammer ging weiter und auf diesem Wege durfte sie nicht mehr stehen bleiben.

Was that man nicht alles, um sie zu gewinnen? Der König rief die Proskribirten zurück. Der Kriegsminister, Herr von Gouvion Saint-Cyr, öffnete alten Offizieren die Cadres der Armee. Der Justizminister, Herr von Serres, schrieb an alle Generalprokuratoren, und empfahl ihnen in dringenden Ausdrücken, die persönliche Freiheit wohl zu respektiren. Der Minister des Innern, Herr Decazes, dekretirte, die Industrie solle eingeladen werden, von Zeit zu Zeit ihre Wunder zur Schau zu stellen, und weihte auf diese Art die Feste der Arbeit in einem Lande ein, wo der Pomp der Monarchie bereits nicht mehr existirte. Was soll ich weiter sagen? In einem Gesetzesentwurf über die ministerielle Verantwortlichkeit huldigten die Repräsentanten der Krone der politischen Allmacht der Bourgeoisie, während sie in einem Gesetzesentwurf, welcher die vorläufige Zensur abschaffte und die Journale unter die Jury stellte, ihre gerichtliche Allmacht anerkannten. Dies hieß, wie man deutlich sieht, allen Forderungen entgegenkommen. Aber, wenn zwei rivalisirende Gewalten einander gegenüberstehen, so ist es nicht genug, daß die schwächere nachgibt: ihr Schicksal ist, zu erliegen. Die Bourgeoisie verlangte immer mehr, als man ihr gab. Der Gesetzesentwurf über die Verantwortlichkeit der Minister wurde zu vag und unvollständig gefunden. Derjenige, welcher die Preßfreiheit regelte, wurde heftig angegriffen, weil er verantwortliche Verleger schuf und eine Kaution verlangte. Die Klagen der Tribüne fanden in der Presse lärmende, furchtbare Echos. Geängstet durch jedes Gerücht, das sich um sie her verbreitete, hatte die Pairskammer davon gesprochen, das Gesetz vom 5. Februar zu modifiziren, und die Minister hatten sie alsbald gezüchtigt durch einen Pairsschub, der ihre Majorität änderte und eine Menge Bürgerliche ihrem Schooße einverleibte. Selbst das genügte nicht mehr. Die Gährung wurde immer heftiger. Die Minerva verlangte, der Wählbarkeitszensus solle aufgehoben werden. Der Konstitutionnel fragte ironisch, ob zweihundert Deputirte wohl getreu dreißig Millionen repräsentiren. Herr Bavoux hielt flammende Reden an die studirende Jugend, und bei der Erklärung der Artikel 86 und 89 des Strafcoder, worin das einfache Komplott gegen das Leben des Königs mit denselben Strafen belegt wird, wie das vollendete Verbrechen, sagte er: „Der Traum des Marsyas, den Dionysius von Syrakus als Majestätsver-

brechen bestrafte, und der Tod des Edelmanns, der auf offenem Markte hingerichtet wurde, weil er den Gedanken gehabt, Heinrich III zu ermorden, sind das nicht Thatsachen, die unser gegenwärtiger Coder legitimirt, troß der unausbleiblichen und allgemeinen Mißbilligung der Nachwelt?" Man begreift, welche Wirkung solche Worte auf junge Herzen haben mußten. In der Rechtsschule fanden Unruhen Statt, und Herr Bavour wurde vor die Assisen gestellt. Aber die Bourgeoisie beklatschte seinen Muth, die Jury erklärte ihn nicht schuldig, und als er aus dem Saale kam, drängten sich die Studenten in Menge heran, um ihn zu beglückwünschen und zu umarmen.

Die Nachrichten von außen vermehrten diese Gährung der Gemüther, welche die Schriftsteller der Bourgeoisie so thätig unterhielten. Die antimonarchischen Manifeste der deutschen Gesellschaften wurden günstig aufgenommen. Die Ermordung Koßebues hatte Bewunderer. Es war die Zeit, wo die mächtige Stimme der Reformatoren von Manchester in ganz Europa wiederhallte. Es versteht sich von selbst, daß die französische Presse das Programm dieser zahllosen Versammlungen gab, die den Boden Großbritaniens bedeckten, und man las in den Journalen: „In Smithfield hat eine Versammlung Statt gehabt. Henry Hunt, von dem Gegner der Reform beschuldigt, Geld angenommen zu haben, hat geantwortet: Der Herzog von York hat dieser Tage die Summe verspielt, die ihm das Parlament als Vormund seines kranken Vaters ausgesetzt. Dies ist ohne Zweifel ein Beweis für die Moralität der hohen Klassen der Gesellschaft. Dieselbe Moralität hat Lord Sidmouth veranlaßt, das Amt eines Schatzkammerbuchhalters, eine Sinekur von 3000 Pfund Sterling jährlich, seinem Sohne zu übertragen, der noch ein Kind ist. Die legitime Gattin des Herzogs von Sussex, mit der er sehr lange gelebt hat, ist neuerdings von diesem Prinzen verstoßen worden, und man hat ihr 2678 Pfund Sterling gegeben von den Steuern, die man euch aus der Tasche gejagt ꝛc. ꝛc."

Diese giftigen Anklagen gegen die englische Aristokratie entsprachen in Frankreich Interessen und Feindseligkeiten, die in den Salons der Magistratur und der Finanz leidenschaftlichen Gebrauch davon machten, und das Königthum empfing den Gegenstoß dieser Angriffe.

Die feudale Partei ihrerseits gebrauchte eine mehr gewandte, als aufrichtige Taktik, und reizte die Minister gegen die Bourgeoisie auf. Herr von Chateaubriand schrieb in den Conservateur, Herr Decazes habe sich von Anfang an zum Verfolger der Revolutionäre hergegeben und sie ohne Maß und Ziel verfolgt. Der General Donnadieu schleuderte eine Flugschrift in die Welt, worin er die ganze Gehässigkeit der Grenobler Ereignisse vom Jahre 1816 auf den Günstling Ludwigs XVIII schob. Er erzählte, als Antwort auf ein Gnadengesuch, das er zu Gunsten von sieben Verurtheilten

an den König gerichtet, habe ihm eine telegraphische Depesche den Befehl gebracht, sie sogleich umzubringen. Selbst den offenkundigen und ganz besonderen Schutz, den die Regierung dem industriellen Genie angedeihen ließ, machte man ihr zum Verbrechen, und die weiße Fahne wunderte sich über die Gefälligkeit und Ungezwungenheit in der Politik des Herrn Decazes, der die Ausstellung der Industrieprodukte mit den Wahlen zusammenfallen lasse; das heiße, der Bourgeoisie zu verstehen zu geben, daß man ihr schmeichle, um sie zu täuschen.

Man muß hinzufügen, daß es damals die Politik der Ultras war, durch höhnische Provokationen zum Jakobinismus zu treiben. „Da habt ihr's“, sagte das Journal des Debats aus Veranlassung eines neuen Beschlusses des deutschen Bundestages zu den Gegnern der Feudalpartei, „jetzt seid ihr doch gezwungen anzuerkennen, daß ganz Europa Ultra ist, wie wir. Jetzt hat man euch überführt, daß das, was ihr Europa, die Völker, das Jahrhundert nennet, sich in letzter Analyse auf einige Krämer von Rouen, die in der Straße der Ramassés auf Baumwollenballen und Zuckerfässern sitzen, auf ein Paar milchbärtige Schüler der Universität Jena mit langen Haaren und kurzen Röcken, und auf einige Tausende ehrlicher Radikalen reduzirt, denen die Branntweindünste den Kopf illuminirt haben.“ Diese auf Baumwollenballen sitzenden Krämer wollten zeigen, was ihnen zu wagen erlaubt war. Sie wählten Herrn Gregoire und schienen somit das blutige Haupt Ludwigs XVIII ihren Gegnern als Handschuh hingeworfen zu haben.

Aber ihre Gegner freuten sich darüber: „Lieber jakobinische Wahlen, als ministerielle!“ hatte die weiße Fahne gesagt. Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Die Herzogin von Angoulême seufzte und weinte mehr, als je; der Graf von Artois erhielt das Recht, seine Stimme hören zu lassen; Ludwig XVIII, welcher die Erinnerungen an das Ministerium Fouché schwer auf seiner Krone lasten fühlte, wich vor dem Phantom seines Bruders zurück: von diesem Augenblick an war die Abschaffung des Gesetzes vom 5. Februar beschlossen.

Die Minister Dessole, Louis und Gouvion Saint-Cyr wollten die Aufrechterhaltung dieses Gesetzes: sie mußten sich von der Gewalt zurückziehen, und an der Spitze des neuen Kabinets erblickte man mit Erstaunen — Herrn Decazes! Herrn Decazes, der von der Rednerbühne der Pairskammer herab den Vorschlag Barthelemy's einen unseligen genannt, Herrn Decazes, der den Herzog von Richelieu zum Rücktritte gezwungen hatte, um dieses selbe Wahlsystem, um dessen Aufhebung es sich jetzt handelte, vor jedem Angriffe zu schützen. Aber der Günstling war schlecht berathen von seinem Ehrgeiz. Wenn man die Fahne wechselt, so muß man der Partei, zu der man über-

geht, Bürgschaften geben: Herr Decazes sah sich genöthigt, die persönliche Freiheit zu suspendiren. Das Gesetz, das den Abfall des Ministers so eklatant verkündigte, wurde mit dem Namen Verdächtigengesetz gebrandmarkt, und die Partei, der er seine ganze Ehre zum Raube gegeben, bediente sich dieses Verdächtigengesetzes, um die eigenen Freunde dessen einzukerkern, der es eingebracht. Die liberale Partei organisirte zu Gunsten der Opfer ein Subskriptionskomité, dessen Thätigkeit so furchtbar wurde, daß die Subskriptionen als Werbungen zur Revolte betrachtet werden konnten und wirklich betrachtet wurden. Welchen Nutzen sollte Herr Decazes aus seiner Apostasie ziehen? Die Bourgeoisie, die er verrieth, verließ ihn, und die feudale Partei wußte ihm keinen Dank für eine unfreiwillige Umkehr.

Plötzlich verbreitete sich eine Nachricht seltsamer Art. Im Augenblick, wo er aus dem Theater kam, war der Prinz, auf welchem die Unsterblichkeit der königlichen Race beruhte, der Herzog von Berry, von einem Unbekannten angefallen und mit einem Dolch in die Seite gestochen worden.

Als unter Karl II in England die herrschende Partei die Papisten vernichten wollte, hatte sie einen frechen Betrüger, Namens Titus Oates, aufgestellt, welcher das Verbrechen eines Individuums der ganzen katholischen Partei ins Gewissen schob. Jahrhunderte gehen hin über die Gesellschaften, aber sie nehmen ihren alten Schlamm mit in ihrem Laufe. Die Titus Oates fehlten auch nicht nach der Ermordung des Herzogs von Berry. „Der Prinz“, sagten die Feinde der Bourgeoisie, „ist von einer liberalen Idee erdolcht worden.“ Und da man bloß auf eine Gelegenheit wartete, um Herrn Decazes über den Haufen zu werfen, so stürzten ihn die sogenannten Ultraroyalisten mit dem Geschrei: „Sie sind der Mitschuldige Louvels!“ Lügenhafte Vorwände freilich! wohlbekannte Kniffe von Parteien, die sich auf dem Grab des ermordeten Prinzen ein Rendezvous gaben, um sich gewissermaßen mit seinem Leichnam zu bekämpfen. Die wahren Ursachen von Herrn Decazes Sturz waren weit weniger gehässig und weit entschiedener: er fiel, weil er an dem Tage, wo er sich gegen das Gesetz vom 5. Februar ausgesprochen, aufgehört hatte, der Gewalt etwas zu repräsentiren. Und die Zärtlichkeit des Königs vermochte nicht ihn aufrecht zu erhalten zu einer Epoche, wo das Königthum nur noch ein hinwelkender Greis war, zu dem man Sire sagte, wenn man mit ihm sprach.

Da also die Ermordung des Herzogs von Berry für diejenigen, welche sich die Freunde der Könige und Prinzen nannten, eine vollkommen glückliche Spekulation gewesen, so sah sich natürlich Herr von Richelieu an die Spitze der Geschäfte gestellt. Hier kommen wir an die lehrreichsten Seiten der Restaurationsgeschichte; aber ehe wir diesen Gedanken entwickeln, laßt uns sehen, wie die politische Sendung des neuen Kabinets erfüllt wurde.

Diese Sendung bestand darin, die politische Gewalt durch Aenderung des Wahlsystems in andere Hände zu bringen. Man verlor keine Zeit, und gleich im Mai 1820 wurde der seit kurzem versammelten Kammer ein Wahlgesetzesentwurf vorgelegt. Die bedrohte Bourgeoisie versammelte ihre ganze Streitmacht und rüstete sich zu kräftiger Vertheidigung. Sie gab Broschüren heraus, sie ließ alle Journale zu gleicher Zeit seufzen oder brummen, sie rief aus den Provinzen feurige Petitionen hervor, sie erklärte die Charte in Gefahr. Alle Geister waren wach: die Diskussion eröffnete sich im Sturme.

In Paris bestand damals eine Verbindung, ein ächter der Freimaurerei entsprossener Klub, der sein politisches Treiben unter der Maske eines zeremoniösen Hokus-Pokus im Grand-Orient versteckte. Gestiftet von vier Schreibern der Octroiverwaltung, den Herren Bazard, Flotard, Buchez und Joubert, hatte sich dieser Klub unter dem Namen Loge der Wahrheitsfreunde im Anfang in den Schulen des Rechts, der Medizin, der Pharmazeutik rekrutirt, dann aber auf Bazards Vorschlag eine große Anzahl junger Handelsbeflissener aufgenommen. Auf diese Art war es der Loge der Wahrheitsfreunde gelungen, sich in der Pariser Jugend einen mächtigen Einfluß zu verschaffen, und sie war im Stande, der Bewegung zu gebieten.

Inzwischen hatte in der Kammer der Abgeordneten die Diskussion mitten unter der lebhaftesten Angst begonnen, und, obgleich sehr leidend, hatte sich Herr von Chauvelin ins Palais-Bourbon tragen lassen, in einem Aufzug, der wohl geeignet war, die Phantasie lebhaft anzuregen. Von den Einen mit Jubel empfangen, wurde er von den Andern beschimpft. Die Gelegenheit war günstig, um das Volk aufzureizen; die Loge der Wahrheitsfreunde bemächtigte sich ihrer: ihre Mitglieder verbreiten sich in der Hauptstadt, um ihr den Geist mitzutheilen, der sie belebt: in den Hörsälen entsteht Tumult, und zahlreiche Gruppen von Studirenden bilden sich mit dem Geschrei: „Es lebe die Charte!“ um den Palast der Berathungen. Ihrerseits eilen Militärs, die der Feudalpartei angehören und größtentheils bürgerlich gekleidet sind, mit Stöcken bewaffnet, herbei. Es kam zu einem Streite, zu Unordnungen, ein junger Mann wurde getödtet. Wer erinnert sich nicht des Eindruckes, welchen Lallemands Tod in Paris hervorbrachte. Man schuldete ihm eine rührende Leichenfeier; sie wurde pompös. Die Unruhen verlängerten sich. Die ganze Garnison war auf den Beinen. Man sah die Boulevards entlang eine grollende Masse junger Leute sich wälzen, mit der sich in der Straße Saint-Antoine alle die Arbeiter vermischten, welche das Elend unaufhörlich zur Verfügung des Unvorhergesehenen stellt. Niemand kann sagen, was geschehen sein würde, wenn nicht der Regen,

der in Strömen herabstürzte, den Angriffen der Kavallerie zu Hülfe gekommen wäre. Nicht weniger groß war die Verwirrung in der Kammer. Der Vater des unglücklichen Lallemand hatte einen Brief geschrieben, um das Andenken seines Sohnes zu rächen, welches einige Journale des Hofs niederträchtigerweise beschimpft hatten. Herr Laffitte las diesen Brief mit tiefer Stimme vor, während die Deputirten seiner Partei mit gen Himmel erhobenen Händen riefen: „Welche Abscheulichkeit!“ Manuel trat auf und, an den Marmor der Tribune gelehnt, krank, das Gesicht mit Blässe bedeckt, sprach er das fürchterliche Wort: „Mörder!“ Mehrere Sitzungen wurden von Trauerberichten ausgefüllt, welche die Deputirten der Bourgeoisie vortrugen. Herr Demarçay hatte Dragoner auf einen harmlosen Volkshaufen in der Straße Rivoli einhauen und zwei von ihnen ihre Pferde bis in die Passage Delorme treiben sehen. Nicht minder rührende Gemälde entwarf Herr Kasimir Perier. Und während dieser Zeit veröffentlichten die Journale das düstere Verhör Louvels, dieses seltsamen Menschen, der bloß darum einen Prinzen erstochen hatte, um in ihm mit einem einzigen Stoß ein ganzes Königsgeschlecht zu vertilgen — eines Mannes von unversöhnbaren Ueberzeugungen, unversöhnbarer jedoch, als sein Herz.

In der unendlichen Aufregung, welche durch dieses alles hervorgerufen wurde, beschuldigten sich die beiden Parteien gegenseitig mit großer Heftigkeit. Sie hatten, bis auf einen gewissen Grad, beide Recht. Die Bourgeoisie hatte das Recht, über die Exzesse einer grausamen Repression entrüstet zu sein, ihr selbst aber konnte man vorwerfen, daß sie sich aufrührerisch und gewaltthätig benommen habe.

In den Straßen war einige Male der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ gehört worden. Die Deputirten der Linken erklärten, diejenigen, die so gerufen, seien Polizeiagenten, und nur die seien gute Bürger, die gerufen haben: „Es lebe die Charte!“ Der Geist der Bourgeoisie zeigte sich hier ganz und vollständig.

Solche Ruhestörungen, welche sie im Jahre 1819 offen in Schutz nahm, hat sie seitdem zu wiederholten Malen gebrandmarkt. Ach ja freilich, im Jahr 1819 war sie noch nicht am Ziel ihrer Eroberungen! Dem sei, wie ihm wolle: da alle Unruhen, die nicht zu einer Revolution führen, zu Gunsten der Gewalt ausfallen, die ihnen den Kopf zertritt, so wurde die Bourgeoisie im Parlament besiegt, weil sie ihre Feinde nicht auf der Straße besiegt hatte. Einige ihrer Führer wurden von Schrecken ergriffen: einige Gewisse ließen sich erkaufen, und nach stürmischen Debatten machte das Gesetz vom 5. Februar einem Wahlsystem Platz, das der feudalen Partei eine besondere Repräsentation gab. Sie hatte die Wahl nach zwei Abstufungen verlangt: man gab ihr, indem man in jedem Departement ein doppeltes

Kollegium einführte, mehr und Besseres, als sie verlangt hatte. Groß war die Freude der Sieger. Was indeß die Monarchie betrifft, so irrte sie, wenn sie sich gerettet glaubte: sie war verloren.

Um den Thron über den Bereich der Stürme zu erheben, war es, habe ich gesagt, nicht genug, diese oder jene Wahlkombination zu modifiziren: man hätte das Wahlprinzip selbst vernichten müssen. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird aus dem Nachfolgenden hervorleuchten.

Das Ministerium Richelieu hatte über die Bourgeoisie einen der Siege erfochten, welche über das Schicksal der Reiche zu entscheiden scheinen. Welche Erkenntlichkeiten war ihm nicht die feudale Partei schuldig! Wie viele Segnungen mußte nicht der Krone ein so glänzender Dienst zuziehen von Seite der Royalisten, wenn es aufrichtige darunter gegeben hätte!

Uebrigens war der Herzogin von Berry ein Sohn geboren worden, gleichsam zum Beweise, daß Louvels Hand sich verirrt habe, als sie den Stoß führte, und daß die Vorsehung selbst sich auf die Seite der Monarchie stelle. Gewiß ist es Wahnsinn, an unversiegbare Dynastieen zu glauben, wenn ihre Zukunft auf dem Haupt eines wimmernden, schwächlichen Geschöpfchens beruht, und gewiß war es, seitdem Wien den Sohn Napoleons bewachte, Niemand mehr erlaubt, die Lächerlichkeit des Ruhmes und die Unmacht der Gewalt in Zweifel zu ziehen. Aber so groß ist der blödsinnige Stolz der Großen der Erde, daß dieser Stolz ihre Intelligenz unter die gemeinste, alltäglichste Philosophie herabdrückt. Sie meinten jetzt, die Geburt des Herzogs von Bordeaux müsse das Königthum mit einem neuen Nimbus umgeben.

Dazu kommt, daß die Minister alles aufboten, um die Aristokratie zu gewinnen. Es war natürlich, daß bei dem neuen System die Wahlen ihr den Vortheil sicherten, und so hatte es sich auch herausgestellt. Die Wahlen von 1820 hatten der Bourgeoisie nur eine sehr kleine Anzahl Repräsentanten gegeben und eine Kammer erzeugt, die ganz so feudal war, wie die von 1815. Um sich die Gunst dieser Kammer zu erwerben, berief Herr von Richelieu alsbald die Männer in seine Nähe, welche sie in Schutz nahm. Er stellte Herrn von Corbière an die Spitze des königlichen Raths des öffentlichen Unterrichts und ernannte Herrn von Villèle zum Minister ohne Portefeuille.

Eitle Konzessionen! Die beiden Prinzipe standen sich nicht so bald gegenüber, als sie sich schon bekämpften. Die feudale Kammer von 1820 zeigte sich dem feudalen Minister, Herrn von Richelieu, nicht minder feindlich, als sich die weiland bürgerliche Kammer dem bürgerlichen Minister, Herrn Decazes, feindlich erwiesen hatte; so sehr war der Kampf der zwei Gewalten eine natürliche, unvermeidliche Sache.

Diese Feindseligkeit offenbarte sich schon in der Antwortsadresse auf die Thronrede. Nachdem sie von den Verbesserungen gesprochen, welche sie in der gesellschaftlichen Ordnung einführen wollte, fügte die Kammer hinzu: „Diese wichtigen Verbesserungen werden wir mit der Mäßigung verfolgen, die mit der Kraft Hand in Hand geht." Dieß war gewiß die Sprache einer souveränen Versammlung.

Inzwischen wird die Sitzung eröffnet. Und welche Stimme ertönt zuerst von der Tribune herab? Die unerbittliche Stimme des Generals Donnadieu, der den Ministern des Königs schmachvolle Korruptionsversuche vorwirft. Noch ganz zermalmt von den Folgen dieser Anklage, bringen die Minister einen Gesetzesentwurf über die Donatare ein, einen Gesetzesentwurf, der die Entschädigung der Emigrirten vorbereitet. Und nun sehe man, wie die ganze aristokratische Fraktion der Kammer dem Herrn Duplessis von Grenedan zujauchzt, welcher die Entschädigung der Donatare einen Lohn für die Verschwörer nennt. Ein Munizipalgesetz wurde mit Ungeduld erwartet. Die Minister bemühen sich, indem sie es ausarbeiten, den Geist der alten Zeiten darin wieder aufleben zu lassen; sie übergeben die ganze Gemeindegewalt einer sehr geringen Anzahl von Wählern, die unter den Reichsten gewählt werden. Würden ihre Ideen angenommen, so wäre der Rückkehr der Feudalität auf dem Lande Thüre und Thor geöffnet. Aber wie! sie haben es gewagt, in den städtischen Gemeinden für den König, und in den ländlichen Gemeinden für seinen Repräsentanten die Ernennung des Präfekten und der Adjunkte in Anspruch zu nehmen! Unverzeihliches Verbrechen in den Augen der Royalisten in der Kammer!

Damals war es, daß Ludwig XVIII gepreßten Herzens ausrief: „Ich habe ihnen die Rechte meiner Krone preisgegeben; sie wollen nicht: das ist eine Lektion." Es war wirklich eine Lektion, und zwar von größerer Bedeutung, als Ludwig XVIII vermuthen konnte, denn ihr ganzer Sinn war der: überall, wo die Regierung eines Königs und die einer Versammlung einander gegenüberstehen, wird es Unordnungen geben, und die Gesellschaft zwischen der Diktatur und der Anarchie wandeln, d. h. zwischen zwei Abgründen.

So stand es mit der Monarchie in Frankreich, als ein Ereigniß eintrat, das noch wichtiger für sie war, als die Geburt des Herzogs von Bordeaux. Auf einem Felsen, im fernen Süden, in der Mitte der Meere, war Napoleon gestorben. Die Welt schauerte.

Napoleons Fall war tief, unermeßlich gewesen: er zeugte besser für sein Genie, als seine Triumphe. Welchem weltumfassenden Herzen, welchem unbesiegbaren Willen, welcher hervorragenden Intelligenz hat die Geschichte eine absolute Straflosigkeit gewährt? Welcher große Mann war nicht und

glaubte sich nicht zur Auszeichnung des Unglücks bestimmt? Cäsar stirbt, gemordet im Senate. Sulla bebt und zagt vor der Beständigkeit seines Glückes: er dankt ab. Karl V mißtraut seiner eigenen Macht: er wird Mönch. Das Schicksal wahrhaft starker Seelen ist nicht, bis zum Ende auf dem Gipfel zu bleiben, sondern mit Glanz zu fallen. Man zeige mir einen Mann, der sich zahlreiche Hindernisse und unversöhnliche Feinde zu erschaffen gewußt hat: wenn die Hindernisse sein ganzes Wollen erschöpft, und seine Feinde ihn mit Füßen getreten haben werden, dann werde ich sein Genie begrüßen, und bewundern, welche Kraft er haben mußte, um sich ein solches Unglück zu bilden.

Die Dynastie der Bourbons hatte einen Feind weniger. Der Hof täuschte sich indeß, wenn er sich freuen zu können glaubte. So lange Napoleon lebte, war jede andere Kandidatur als die seinige unmöglich. Nachdem Napoleon gestorben, drängten sich die Prätendenten auf der finstern Bahn der Verschwörungen. Es gab eine Partei für Napoleon II, eine Partei für Joseph Bonaparte, eine Partei für den Prinzen Eugen, und die Krone wurde von einer Menge im Finstern schleichender, subalterner Ehrgeizigen zum Aufstreich gebracht. Damals war es, daß dem General Lafayette von Seiten des Prinzen Eugen die Summe von fünf Millionen angeboten wurde, um die ersten Kosten einer Revolution zu Gunsten des Bruders der Königin Hortensia zu decken. Dieser Antrag, der von Lafayette weder angenommen noch verworfen wurde, veranlaßte später seine Reise nach Amerika und gab ihm die Idee zu den seltsamen Schritten ein, die er bei Joseph that.

Aber der furchtbarste Feind des Throns der Bourbons war ein Prinzip, unter dessen Anstrengung selbst Napoleon erlegen, das Wahlprinzip. Die Sitzung von 1821 vollendete, was die Sitzung von 1820 begonnen hatte. Die Thronrede beantworteten die Royalisten der Kammer mit einer Adresse, worin sich folgende, für den Monarchen persönlich beleidigende Phrase vorfand: „Wir wünschen Ihnen Glück, Sire, zu Ihren fortwährend freundschaftlichen Verhältnissen mit den fremden Mächten und hegen das gerechte Vertrauen, daß ein so kostbarer Friede nicht mit Opfern erkauft ist, die sich mit der Ehre der Nation und der Würde der Krone nicht vertrügen."

Als daher im Jahre 1830 die Bourgeoisie in einer ewig denkwürdigen Adresse der königlichen Gewalt die parlamentarische Souveränetät entgegenstellte, und zwar mit Gefahr furchtbarerer Stürme, so befolgte sie nur das Beispiel der feudalen Kammer von 1821.

„Ei wie!" rief Herr von Serres, als er den Adreßentwurf gelesen, „Ihr Präsident will also hingehen und dem Könige in's Gesicht sagen, die

Kammer hege das gerechte Vertrauen, daß er keine Niederträchtigkeiten begangen habe? Das ist eine grausame Beschimpfung." Unnütze Abmahnung! Was Herr von Serres als eine grausame Beschimpfung betrachtete, das sagte der Präsident der Kammer wirklich dem erbitterten aber machtlosen Könige in's Gesicht. Also unter der Hand derer, die bloß von der Anbetung der unwissenden Menge leben, solltet ihr zusammenstürzen, ihr alten Götzenbilder!

Hier beginnt der politische Dualismus, dessen Entwickelungen man bisher gefolgt ist, einen neuen Charakter anzunehmen, und wird einige Zeit statt des Kampfes der zwei Gewalten die freiwillige Knechtschaft der einen zum Erfolg haben. Um diese Aenderung begreiflich zu machen, ist es nöthig, Ursprung, Zweck und Verlauf des Carbonarismus aus einander zu setzen, denn sein Einfluß auf die Beziehungen der beiden Gewalten sollte bedeutsam und dauernd sein.

Am 1. Mai 1821 saßen drei junge Männer, die Herren Bazard, Flotard und Buchez, an einer runden Tafel in der Straße Copeau. Aus den Köpfen dieser drei unbekannten Leute und aus diesem Bezirke, einem der ärmsten der Hauptstadt, ging der Carbonarismus hervor, der einige Monate später Frankreich in Brand steckte.

Die Juliusunruhen von 1820 hatten zu der Militärverschwörung vom 19. August geführt, die am Tage vor dem Kampfe erstickt wurde. Der Schlag, der die Verschwörer getroffen, hatte Wiederhall gefunden in der Loge der Wahrheitsfreunde, deren angesehenste Mitglieder sich zerstreuten. Die Herren Joubert und Dugied gingen nach Italien. Neapel war in voller Revolution. Die beiden jungen Franzosen boten ihre Dienste an und verdankten nur der Protektion von fünf Mitgliedern des neapolitanischen Parlaments die Ehre, ihren Kopf in diesem Unternehmen wagen zu dürfen. Man weiß, auf welche Art diese Revolution mißglückte und mit welcher traurigen Schnelligkeit das österreichische Heer die glänzenden Vorhersagungen des Generals Foy Lügen strafte. Herr Dugied kam nach Paris zurück, unter seinem Rock das dreifarbige Band tragend als Abzeichen des Grades, den er im italienischen Carbonarismus erlangt hatte. Herr Flotard hörte von seinem Freunde die Einzelnheiten dieser Einweihung zu Bestrebungen, von denen man bisher in Frankreich nichts gewußt. Er sprach davon im Administrativrathe der Maurerloge der Wahrheitsfreunde, und die sieben Mitglieder, aus denen dieser Rath zusammengesetzt war, beschlossen, den französischen Carbonarismus zu gründen, nachdem sie einander geschworen, unverbrüchlich das furchtbare Geheimniß zu bewahren. Die Herren Limperani und Dugied wurden beauftragt, die Statuten zu übersetzen, welche der letztere von seiner Reise mitgebracht hatte. Sie paßten vortrefflich für den italienischen Charakter, eigneten sich aber schlecht, in Frankreich

ein Gesetzbuch für Verschwörer zu werden. Ihr Hauptgedanke war wesentlich religiös, sogar mystisch. Die Carbonari wurden darin bloß als der kriegführende Theil der Freimaurerei, als eine Christus, dem Patrioten par excellence, ergebene Armee betrachtet. Man mußte auf Modifikationen denken, und die Herren Buchez, Bazard und Flotard wurden erwählt, um die Grundlage einer vernünftigern Organisation vorzubereiten.

Der herrschende Gedanke der Verbindung hatte nichts Bestimmtes, nichts Festgesetztes, und beschränkte sich nach der Redaktion der Herren Bazard, Flotard und Buchez etwa auf folgende Erwägungen: „In Betracht, daß Gewalt kein Recht ist, und daß die Bourbons durch fremde Waffen zurückgeführt worden sind, verbinden sich die Carbonari, um der französischen Nation die freie Ausübung des Rechts, sich nach eigenem Belieben eine Regierung zu wählen, zurückzugeben.“ Dies hieß die Volkssouveränetät dekretiren, ohne sie zu definiren. Je unbestimmter jedoch die Formel war, um so mehr entsprach sie der Verschiedenheit der Abneigungen und des Hasses, welche man gegen die Regierung der Bourbons hegte. Man konspirirte demnach auf einer unermeßlichen Leiter mit ungeheurem Eifer, und zwar ohne einen Gedanken an die Zukunft, ohne vorgängige Untersuchungen, so wie es jeder launenhaften Leidenschaft gefallen mochte.

Wenn aber auch der Carbonarismus als Prinzip nur ein knabenhaftes Spiel gewesen ist, so war er doch als Organisation etwas Mächtiges und Wunderbares. Trauriges Loos der Menschen! Ihre Kraft zeigt sich in den Mitteln, ihre Schwäche in dem Ergebniß.

Man kam überein, um einen Mutterbund, den man die Hohe Venta nannte, unter dem Namen von Zentral-Venten andere Verbrüderungen zu bilden, unterhalb deren die besonderen Venten handeln sollten. Die Zahl der Mitglieder für jede Verbrüderung war auf zwanzig festgesetzt, um auf diese Weise das Strafgesetz zu umgehen. Die hohe Venta bestand ursprünglich aus den sieben Gründern des Carbonarismus: Bazard, Flotard, Buchez, Dugied, Carriol, Joubert und Limperani. Sie rekrutirte sich selbst.

Um die Zentral-Venten zu bilden, ging man auf folgende Weise zu Werke: Zwei Mitglieder der hohen Venta gesellten sich einem dritten bei, ohne ihn von ihrer Eigenschaft in Kenntniß zu setzen, und ernannten ihn zum Präsidenten der künftigen Venta, in welche sie selbst, der Eine unter dem Titel eines Deputirten, der Andere unter dem eines Zensors, eintraten. Da die Aufgabe des Deputirten war, mit der höheren Brüderschaft zu korrespondiren, und die des Zensors, den Gang der sekundären Verbrüderung zu kontroliren, wurde durch dieses Mittel die hohe Venta gleichsam der Kopf jeder der Venten, welche sie schuf, während

sie gleichwohl ihnen gegenüber Herrin ihres Geheimnisses und ihrer Handlungen blieb.

Die besonderen Venten waren nur eine administrative Unterabtheilung, welche zum Zweck hatte, die Verwickelung zu vermeiden, welche die Fortschritte des Carbonarismus in den Verhältnissen zwischen der hohen Venta und den Deputirten der Zentral-Venten herbeiführen könnten. Im Uebrigen, so wie diese vom Mutterbunde ausgingen, eben so gingen die unteren Verbrüderungen von den sekundären Gesellschaften aus. Es lag in dieser Kombination eine wunderbare Elastizität. In Kurzem vermehrten sich die Venten in's Unendliche.

Man hatte die Unmöglichkeit eingesehen, der Wachsamkeit der Polizei ganz zu entgehen; um nun die Gefährlichkeit derselben zu mindern, kam man überein, daß die Venten gemeinschaftlich handeln sollten, ohne jedoch sich unter einander zu kennen, und zwar so, daß die Polizei nur, wenn sie bis zur hohen Venta gelangte, das Ganze der Organisation kennen lernen konnte. Es war mithin jedem Carbonaro, der einer Venta angehörte, bei Todesstrafe verboten, sich in eine andere Venta einzuführen.

Die Gründer des Carbonarismus hatten auf den Beistand der Truppen gerechnet — daher die ihnen gegebene doppelte Organisation. Jede Venta stand unter einer militärischen Hierarchie, auf gleicher Höhe mit der bürgerlichen Hierarchie. Dem Carbonarismus der hohen Venta, der Zentral-Venten, der besonderen Venten zur Seite waren die Legion, die Kohorten, die Zenturien, die Manipeln. Wenn der Carbonarismus bürgerlich handelte, wurde die militärische Hierarchie gleichsam als nicht vorhanden betrachtet; handelte er dagegen militärisch, so verschwand die bürgerliche Hierarchie. Abgesehen von der Kraft, welche das Spiel dieser beiden Gewalten und ihre alternative Regierung erzeugte, lag auch in den doppelten Benennungen, welche sie nothwendig machten, ein Mittel, die Polizei von der Spur der Verschwörung abzuleiten.

Der Carbonaro war verpflichtet, eine Flinte und fünfzig Patronen zu haben und den Befehlen unbekannter Oberer unbedingt und bis in den Tod zu gehorchen.

Auf vorstehende Weise konstituirt, verbreitete sich der Carbonarismus sehr schnell über alle Theile der Hauptstadt. Er drang in sämmtliche Schulen ein. Ich weiß nicht was für ein glühendes Feuer in den Adern der Jugend kreiste. Jeder bewahrte das Geheimniß, jeder zeigte unbegrenzte Hingebung. Die Mitglieder jeder Venta erkannten sich an besonderen Zeichen, und man hielt geheimnißvolle Musterungen. In mehreren Venten wurden Inspektoren aufgestellt, die darüber wachten, daß Jeder seine Patronen und seine Flinte hatte. Die Verbündeten übten sich in ihren Wohnungen

in den Waffen; mehr als einmal wurde auf einem mit Stroh bedeckten, getäfelten Boden exerzirt. Und während diese merkwürdige Verschwörung unter dem Schutze einer beispiellosen Vorsichtigkeit sich ausbreitete und tausend unsichtbare Bande um die Gesellschaft schlang, schlief die Regierung im Schooße der Sicherheit!

Die Gründer des Carbonarismus waren, wie man gesehen hat, unbekannte junge Männer ohne offizielle Stellung, ohne anerkannten Einfluß. Als es sich nun darum handelte, ihr Werk zu vergrößern und das Netz, womit sie ganz Paris eingegarnt, über ganz Frankreich auszuspannen, gingen sie in sich und mißtrauten sich selbst. Es bestand damals ein parlamentarisches Komité, dessen Mitglied Herr von Lafayette war. Herr Bazard, der den General sehr gut kannte, bat seine Freunde um Erlaubniß, ihn in ihr Geheimniß zu ziehen. Es konnte nicht an Einwendungen fehlen. Wozu diese Mittheilung, welche der leicht zugängliche Charakter Lafayette's mißlich und gefährlich machen konnte? Wenn er in den Bund eintreten und gleich allen Andern seinen Kopf einsetzen wollte — ja, dann —! Lafayette, in Kenntniß gesetzt, zauderte keinen Augenblick und trat in die hohe Venta ein. Die Muthigsten seiner Kollegen in der Deputirtenkammer folgten seinem Beispiele. Die obersten Leiter des Carbonarismus irrten sich indeß, wenn sie diesen Beitritt für durchaus nothwendig hielten. Da die Carbonari von Anfang an nicht gewußt, von welchen Händen der Impuls ausging, der ihnen gegeben wurde, so hatten sie nie anders geglaubt, als daß sie denselben liberalen Notabilitäten gehorchten, die erst später zur Theilnahme an dieser geheimnißvollen Macht berufen wurden. Ihre wirkliche Anwesenheit in der hohen Venta fügte daher der moralischen Wirkung, welche ihre vorausgesetzte Anwesenheit bisher hervorgebracht hatte, nichts bei. Was diese hohen Personen vermochten und was sie wagen würden, lag noch im Dunkel der Zukunft.

Wie dem aber auch sei, so war ihr Eintritt in den Bund durch ihren Verkehr mit den Provinzen den Fortschritten des Carbonarismus doch nützlich. Mit Empfehlungsschreiben versehen reisten mehrere junge Männer in die Departements, um den Carbonarismus dort zu organisiren. Herr Flotard wurde in den Westen geschickt, Herr Dugied ging nach Burgund, Herr Rouen, der Aeltere, in die Bretagne, Herr Joubert in's Elsaß. In ihrer Stellung zu den Departements betrachtet, erhielt die hohe Venta den Namen oberste Venta, und der Carbonarismus wurde überall so organisirt wie in der Hauptstadt. Der Eifer für die Sache war allgemein, unwiderstehlich, beinahe über ganz Frankreich waren Komplotte und Verschwörer verbreitet.

Die Sache gedieh so weit, daß in den letzten Tagen des Jahres 1821 Alles zu einem Aufstande bereit war in La Rochelle, in Poitiers, in Niort,

in Colmar, in Neu-Breisach, in Nantes, in Befort, in Bordeaux, in Toulouse. Auch in einer großen Anzahl Regimenter waren Venten errichtet worden, und selbst die Garnisonswechsel waren für den Carbonarismus ein schnelles Mittel der Propaganda. Wenn der Präsident einer militärischen Venta eine Stadt verlassen mußte, so erhielt er die Hälfte eines Metallstücks, dessen andere Hälfte in die Stadt geschickt wurde, wohin sich das Regiment begab, und wohin zugleich ein Mitglied der hohen Venta oder der Zentral-Venta reiste. Durch diese Art der Kommunikation und gegenseitigen Erkennung, welcher die Polizei nicht auf die Spur kommen konnte, wurden die in den Geheimbund aufgenommenen Soldaten die Commis-Voyageurs des Carbonarismus und führten, so zu sagen, die Verschwörung in ihren Patrontaschen mit sich.

Inzwischen war die Stunde des Losschlagens gekommen: wenigstens glaubte man es. Da das Personal der obersten Venta ungebührlich angewachsen war, so errichtete man in derselben ein Komité der Bewegung, das sich speziel mit den Vorbereitungen zum Kampf beschäftigen mußte, aber ohne Zustimmung der obersten Venta keinen definitiven Entschluß fassen durfte. Dieses Komité entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Sechsunddreißig junge Männer empfingen Befehl, nach Befort abzugehen, wo das Signal zum Aufstande gegeben werden sollte. Sie reisten ohne Bedenken ab, obgleich fest überzeugt, daß sie dem Tode entgegengingen. Einer von ihnen konnte Paris nicht verlassen, ohne dadurch einer Ehrensache auszuweichen; er zögerte so wenig, als seine Kameraden, er versagte ein Duell, da es sich um ernsthaftere Kämpfe handelte, und opferte auf diese Art einer patriotischen Pflicht sogar den Ruf der Tapferkeit, der edlen Seelen so theuer ist. Je näher das letzte Stündchen heranrückte, um so zuversichtlicher zeigten sich die Verschwörer: auf der Straße von Paris nach Befort ertönte die Marseillaise, dieser magische Gesang, den man schon so lange nicht gehört hatte.

Blut sollte fließen: warum nicht an die Folgen denken, wenn das Glück günstig war? Treu dem Geiste des Carbonarismus dachten die Mitglieder der obersten Venta nicht daran, Frankreich irgend eine besondere Regierungsform aufzunöthigen. Sogar die Dynastie der Bourbons war nach ihren Grundsätzen nicht absolut und unwiderruflich proskribirt. Aber jedenfalls mußte man für die große Nothwendigkeit aller Revolutionen, eine provisorische Regierung, sorgen. Man nahm die Grundlagen der Verfassung vom Jahre 3 an, und die fünf designirten Direktoren waren die Herren von Lafayette, Corcelles Vater, Köchlin, von Argenson, Dupont (von der Eure), d. h.: ein Mann des Degens, ein Repräsentant der Nationalgarde, ein Fabrikant, ein Mann der Verwaltung, ein Beamter.

Manuel hatte dem Carbonarismus bisher nur eine unstete und unentschiedene Mitwirkung geliehen. Als er hörte, daß man auf dem Schauplatze der Insurrektion diejenigen verwenden wollte, die zum voraus berufen waren, ihren Erfolg zu regeln, benutzte er seinen Einfluß auf einige von ihnen und namentlich auf Herrn von Lafayette, um ihnen die Reise nach Befort abzurathen, sei es nun, daß er das Unternehmen für schlecht angelegt oder unreif hielt, oder daß seine starre Seele sich bei dem Gedanken an die Zukunft einem geheimen Mißtrauen geöffnet hatte.

So viel ist wahr, daß von allen einflußreichen Männern, deren Anwesenheit auf dem Schauplatze der Revolution erwartet wurde, nur ein einziger sich auf den Weg begab, der General Lafayette. Aber eine Familienpflicht, die er immer mit gewissenhafter Frömmigkeit erfüllt hatte und auch jetzt nicht verabsäumen wollte, hielt ihn einige Stunden zu lang in seinem Landhause Lagrange zurück. Am 1. Januar 1822, einige Meilen von Befort, begegnete die Postchaise, worin der General und sein Sohn saßen, einem Wagen, der die Herren Corcelles Sohn und Bazard führte. „Nun wie stehts?" — „Alles ist aus, General, Alles verloren!" Verzweiflungsvoll schlug Lafayette eine andere Straße ein, während die Herren Corcelles Sohn und Bazard, um ihre Freunde in Paris möglichst schnell zu benachrichtigen, auf einem elenden Karren mit Postpferden nach der Hauptstadt eilten. Es war eine Kälte von zwölf Graden; — Schnee bedeckte alle Straßen. Bazard hatte, als er nach Paris kam, ein Ohr erfroren.

Ich will mich nicht auf die Details dessen einlassen, was in Befort geschehen war: der Sergent, der am Abend des 31. Dezembers, als er in sein Quartier zurückkommt, auf seinen Kapitain zugeht, ihn auf die Schulter klopft und durch die ungewohnte Vertraulichkeit seiner Sprache unseligen Argwohn erweckt; der Platzkommandant Toustain, welcher in Kenntniß gesetzt wird, die Offiziere zusammen beruft und bei sich behält; der Schrecken derjenigen unter ihnen, die mit im Komplott waren, die Unentschlossenheit der verschworenen Soldaten, als sie sich ihrer Anführer beraubt sehen; die tumultuarische Zusammenrottirung auf dem Platze; der Posten, der zu den Waffen greift; die Kolonne der Tags zuvor in den Vorstädten angelangten jungen Männer, die auf den Platz losmarschiert und durch das Herabsinken des Fallgitters im entscheidenden Augenblick entzwei geschnitten wird; der Pistolenschuß auf den Lieutenant des Königs, auf dessen Kreuz die Kugel ihre Kraft verliert; die Zerstreuung der Verschworenen, unter denen sich der wackere Oberst Pailhès befand, der ungestüme Guinand und Pance, dieser starke Charakter, dieses patriotische Herz; die Verhaftung mehrerer; die Sympathieen, die sie durch ihren Muth erwecken; ihr Prozeß; ihr sieghafter Einfluß auf die Richter — Alles das bildet gewiß eine der pathetischsten Epi-

foben in diesem so oft mit Blut getränkten Drama der Restauration. Aber einige dieser Details sind veröffentlicht worden. *) Andere sind weniger bekannt, verdienen aber eine Stelle in der Geschichte der Bourgeoisie.

Der Carbonarismus hatte in Befort eine keineswegs tödtliche Niederlage erlitten. Auf einem Punkte erstickt, konnte die Insurrektion an einem andern losbrechen. Herr Flotard war nach La Rochelle geschickt worden, um dort eine Bewegung vorzubereiten, und diese Stadt war voll von Verschwörern. Die drei Bataillonchefs der Marineartillerie warteten nur auf das Signal. Man hatte Einverständnisse mit Poitiers und mit der Garnison von Niort. Ein beherzter Offizier, Herr Sofreon, sollte dem Carbonarismus siebenhundert Mann zuführen, welche zu dem Kolonialdepot auf der Insel Oleron gehörten, und die er nach Senegal zu führen beordert war. Der Chef des Depots selbst hatte sich auf Herrn Sofreons Mittheilungen eingelassen, und man rechnete, wo nicht auf die Unterstützung, so doch auf die Neutralität des Herrn Feisthamel. Auch in Nantes rührte man sich, und der General Berton schickte sich an, nach Saumur zu marschiren.

Herr Flotard, der im Begriff war, La Rochelle zu verlassen, speiste eines Tages im Gesandtenhotel an der Table d'hote, als zwei Militärs, die er nicht kannte, in seiner Gegenwart auf die neuesten Verhältnisse zu sprechen kamen. „Dieser Narr von Berton," sagte der eine, „er glaubt sich ganz sicher; er meint im Geheimen zu konspiriren, aber der General Despinois läßt sich von Stunde zu Stunde über sein ganzes Treiben Bericht abstatten, und hat im Sinn, ihn bei der nächsten besten Gelegenheit erschießen zu lassen." Sehr erschrocken reiste Herr Flotard sogleich nach Nantes ab und kehrte erst nach Paris zurück, nachdem er den General Berton gewarnt und ihm nachdrücklich von seinem Plane abgerathen hatte. Die Expedition nach Saumur fand gleichwohl Statt; sie scheiterte, wie zu erwarten war, und Berton sah sich genöthigt, von Asyl zu Asyl zu fliehen.

Der Carbonarismus hatte einen Grundfehler. Das Ungestüm seiner Stifter und die Aengstlichkeit der angesehenen Männer, die sich hatten aufnehmen lassen, waren einander beständig hinderlich. Auf der andern Seite hatte sich Herr von Lafayette ohne Rückhalt den jungen Leuten hingegeben, die er zu beherrschen glaubte und von denen er im Gegentheil gänzlich beherrscht wurde. Ihnen zu gefallen hielt er sich von seinen Kollegen in der Kammer entfernt und verbarg sich vor ihnen, was einen geheimen Zwiespalt und bei den wichtigsten Angelegenheiten unübersteigliche Hindernisse zur Folge hatte. Dazu kommt, daß die obersten Leiter des Carbonarismus in Folge

*) Man sehe im revolutionären Paris die interessante Erzählung des Herrn Trelat.

einer Politik, die sehr passend ist, wenn es sich um die Verschwörung eines Tages, aber höchst unklug, wenn es sich um eine dauernde Verschwörung handelt, um neue Anhänger zu gewinnen, ihre Streitkräfte systematisch übertrieben und am Ende Mißtrauen erweckt hatten.

So viel ist gewiß, daß die Vorbereitungen in La Rochelle eine Mitwirkung erheischten, welche verweigert wurde. Nach Paris zurückgekehrt, setzte Herr Flotard den Stand der Dinge aus einander. „Der Erfolg wäre sicher," sagte er, „wenn irgend ein bedeutender, im Lande bekannter und kraft seiner amtlichen Stellung angesehener Mann sich dazu hergäbe, persönlich alle Gefahren der Unternehmung zu theilen." Der General Lafayette und Herr Flotard wandten sich an Herrn von Beausejour, dem populäre Ansichten, einfaches Benehmen und ehrenhafte Antezedentien einen großen Einfluß in La Rochelle und der Umgegend erworben hatten. Herr von Beausejour weigerte sich abzureisen und schützte ein Geschäft mit Herrn von Villèle vor. So ermangelte die Direktion des Carbonarismus sowohl derjenigen Kraft, die aus Klugheit entspringt, als auch derjenigen, welche die Tochter der Kühnheit ist.

Herr von Lafayette, den seine Liebe zur Popularität, unterstützt von natürlicher Edelherzigkeit, mit Jünglingseifer erfüllte, Herr von Lafayette erbot sich zur Reise nach La Rochelle, wie er sich zu der nach Befort erboten hatte. Aber sein Opfer wurde nicht angenommen, und der Oberst Dentzel Herrn Flotard als Begleiter zugetheilt.

In La Rochelle vereinigten sie sich mit dem General Berton und jenen unsterblichen Sergenten, die der Grèveplatz erwartete.

Der 14. März, der für die Explosion des Komplotts festgesetzt war, nahete heran. Dem Carbonarismus standen vermittelst der Offiziere und Unteroffiziere beinahe alle Garnisonen der westlichen Städte zu Gebote. Vierundfünfzig bespannte Kanonen sollten im verabredeten Augenblicke den Verschworenen angehören. La Rochelle hatte seit einiger Zeit ein seltsames Aussehen gewonnen. Die Hoffnungen der Einen, die Zweifel der Andern, die Vorsichtsmaßregeln der Gewalt, halbe Mittheilungen und neugierige Muthmaßungen, alles das verbreitete in der Stadt eine Unruhe, die sich gewissermaßen in die Luft mischte, die man athmete. Wenn der Sturm sich zusammendrängt, so sieht man unter einem verdüsterten Himmel den Horizont sich absondern und erhellen. Das Gleiche findet Statt, wenn bürgerliche Ungewitter sich bilden: ehe sie ausbrechen, erleuchten und erweitern sie die Gemüther, während sie dieselben mit Traurigkeit erfüllen.

Aber es ist selten, daß man bei den menschlichen Unternehmungen von dem Sandkörnchen Notiz nimmt, von welchem Pascal spricht, und das, an eine gewisse Stelle in Cromwel's Leib gelegt, das Ansehen der Welt verän-

dert haben würde. Der militärische Chef des **Komplotts**, der General Berton, hatte auf seiner Flucht von Saumur seine Uniform dort zurücklassen müssen. Bei Revolutionen verschafft man sich durch äußern Schein Geltung. Die Verschworenen wußten es. Sie machten in La Rochelle vergebliche, und bei so bewandten Umständen nicht ungefährliche Versuche, sich eine Generalsuniform zu verschaffen. Man mußte nach Saumur schicken. Aber der Abgesandte erschien erst am Abend des 19. März wieder. Die Sergenten Raoulx, Goubin und Pommier, gegen die man schon lange Verdacht gehegt, waren am Morgen verhaftet und auf dem Wege zum Schaffot in's Gefängniß geworfen worden.

Inzwischen stiegen am 20. März mit Tagesanbruch drei Männer in eine Barke und nahmen die Richtung nach der Insel Aix. „Die Fregatte," sagte der Herr der Barke, „muß heute Nacht nicht ganz leicht über das Fahrwasser gekommen sein." — „Von welcher Fregatte sprechen Sie?" riefen die drei Passagiere, die ihre Bewegung kaum bemeistern konnten. — „Von der, die nach Senegal bestimmt war." Bei diesem unerwarteten Schlage sahen die Herren Berton, Dentzel und Flotard einander stillschweigend an. Es blieb ihnen nur noch e i n e Hoffnung.

Auf der Insel Aix wurden Berton und Dentzel von dem Kommandanten erkannt. Dieser denunzirte sie indeß nicht, sondern nahm sie freundschaftlich auf, und als sie davon sprachen, weiter auf die Insel Oleron zu fahren, wo noch fünfhundert Mann standen, sagte der Kommandant zu ihnen: „Hüten Sie sich wohl; Sie würden dort auf der Stelle erschossen werden." Jetzt vernahmen sie, daß Herr Feisthamel in einem Gespräch, das vor einem Agenten der Regierung Statt gehabt, Herrn Sofreon gefragt hatte, ob er den General Berton nicht kenne. Herrn Sofreons bejahende Antwort hatte die lebhafteste Unruhe erweckt; deshalb die eilige Abfahrt der Truppen, welche das Kolonialdepot bildeten. Der Kommandant der Insel Aix ließ unter seinen Augen die Uniform verbrennen, welche die drei Verschworenen mitgebracht hatten, und verschaffte ihnen eine Barke, welche sie schnell nach Rochefort führte. Die Versuche der Verschworenen waren abermals vereitelt worden.

Die Folgen sind bekannt. Der Carbonarismus schleppte sich seitdem nur im Blute seiner Märtyrer noch fort. Die Regierung organisirte gegen ihn ein umfassendes und scheußliches System der Provokation. Berton, das unbezwingbare Herz, hatte die Gastfreundschaft ausgeschlagen, die ihn auf fremder Erde erwartete. Er tritt zurück in die Schranken, und, von Wolfel verrathen, stirbt er ohne zu beben, ohne zu klagen wie ein Mann, der schon lange überzeugt ist, daß sein Leben dem Henker gehört. Unter seinen Unglücksgefährten bitten zwei um Gnade; aber Sauge ruft auf dem Schaf-

fot die rächend prophetischen Worte: „Es lebe die Republik!“ und Caffé kommt seinen Feinden zuvor, öffnet sich die Adern und stirbt nach antiker Weise. Einige Zeit nach der Verhaftung Bertons läßt sich ein Oberstlieutenant, der die großherzige Hoffnung gefaßt hat, die Angeklagten von Befort zu retten, der unglückliche Caron, zu einem Rendezvous im Walde von Brissac führen. Ein elender Plagiarius Wolfels, der Unteroffizier Thiers, wirft sich dem Obersten in die Arme und bringt ihn durch verrätherische Ergebenheitsbezeugungen dahin, daß er seine Hoffnungen offenbart, während Spione, die hinter einem Gebüsche versteckt sind, die anklagenden Geständnisse auffangen. Caron wird zum Tode verurtheilt; man verweigert ihm die bittere Freude, ehe er Abschied vom Leben nimmt, seine Frau und seine Kinder zu umarmen; er stirbt, wie der Marschall Ney gestorben war. Es fehlt mir an Muth, weiter zu gehen und euch auf diesen Grèveplatz zu begleiten, wo eure Häupter hinrollten, nachdem eure Seelen sich unter den Augen einer gerührten Menge in einer letzten Umarmung vereinigt — du, o Bories, und ihr, würdige Genossen dieses unsterblichen jungen Mannes! Die angegriffene Restauration hatte allerdings das Recht, sich zu vertheidigen, aber nicht durch hinterlistige Fallstricke; denn dies hieß die Todesstrafe zum Meuchelmord machen.

Am Abend des Tages, der für ihn und seine Kameraden der letzte sein sollte, schrieb Bories von seinem Gefängniß im Bicêtre an einen Freund:

„Man läßt uns verhungern. Man will uns trennen. Wenn ihr uns heute nicht retten könnt, so ist zu wünschen, daß wir morgen sterben.“

Dieser melancholische Wunsch ging in Erfüllung; man hatte den Gefangenen Gnade versprochen, wenn sie einige Mittheilungen machten: großherzig nahmen sie die Namen ihrer Mitschuldigen mit sich in's Grab.

Wie könnte man sich hier einer schmerzlichen Zusammenstellung enthalten? Was that die Bourgeoisie, um diese heldenmüthigen jungen Leute zu retten, welche für sie in den Tod gingen? Das Angebot von sechzigtausend Franken an einen Kerkermeister, dessen Stelle jährlich zwanzigtausend eintrug, war alles, was versucht wurde! Und als der Todeskarren die Fluthen einer Menge theilte, welche so tief bewegt war, daß man Männer auf die Kniee sinken und Greise das Haupt entblößen sah, da fand die Bourgeoisie kein Mittel, das Volk aufzuwiegeln, sie, die im Monat Juni zur Vertheidigung ihrer bedrohten Interessen eine so furchtbare Aufregungsgewalt zu entwickeln gewußt hatte.

Ich halte ein. Nach dem Tode der Sergenten von La Rochelle wird der Carbonarismus von Tag zu Tage schwächer und geht mit schnellen Schritten seiner Auflösung entgegen. Die Gesellschaft spaltet sich in zwei Parteien. Die eine will, man soll sich entschieden für die Republik aus-

sprechen, und diese schaart sich um Lafayette; die andere behauptet, man dürfe der Nation keine Regierung aufnöthigen, und diese deckt sich mit dem Namen Manuel. Dieser anfänglich geheim gehaltene Zwiespalt nimmt bald einen leidenschaftlichen, giftigen Charakter an und bricht in gegenseitigen Beschuldigungen aus. Die Anarchie dringt durch alle Poren des Carbonarismus, und in ihrem Gefolge führen sich ungerechtes Mißtrauen, Gehässigkeiten, Eigennutz und Ehrgeiz ein. Die Periode patriotischer Hingebung ist vorüber, die der Intrigue beginnt.

Der Carbonarismus war nicht in die Tiefen der Gesellschaft hinabgestiegen; er hatte ihre unteren Schichten nicht aufgeregt. Wie hätte er sich lange von den Fehlern der Bourgeoisie, dem Individualismus, der Kleinlichkeit der Ideen, der Gemeinheit der Gesinnung, dem übertriebenen Streben nach materieller Wohlfahrt, der Plumpheit der Instinkte rein erhalten können? Der Carbonarismus hatte den edlen und gesunden Theil der Bourgeoisie gebraucht, aber nachdem er ihn ermüdet, abgenützt, in die Hände provozirender Agenten und des Henkers geliefert, was konnte er da noch Großes versuchen und ausführen? In diesem Zustande des Verfalls und der Unmacht ließ er es sich gefallen, daß Leute, wie die Herren Merilhou und Barthe, sich an seine Spitze stellten. Letzterer hatte bei der Vertheidigung der Angeklagten von Befort edle Inspirationen gehabt, aber wenn man ihm die Tugenden eines Volksfreundes zuschrieb, so beurtheilte man ihn sehr falsch.

Man hat seit 1830 viel von den dramatischen Szenen gesprochen, die der Carbonarismus mit seinem Schatten bedeckte, von Eiden des Hasses gegen das Königthum, die auf Dolche geschworen worden, und anderen unheilschwangeren Formalitäten. Das Wahre an der Sache ist, daß, nachdem der Carbonarismus eine große Ausdehnung gewonnen, die Venten am Ende jeder Zentraldirektion entwachsen waren. Es gab republikanische, orleanistische, bonapartistische; einige konspirirten ohne einen andern Zweck, als um zu konspiriren. Die Gebräuche wechselten, wie die Grundsätze, und in einem Geheimbund konnte in einem so fürchterlichen Augenblicke nichts übrig bleiben, als das Chaos. Der Mangel an entschiedenen Grundsätzen, dieser Urfehler des Carbonarismus, war auch eine der Ursachen seines Untergangs. Die Sache war ganz einfach.

Was seinen Einfluß betrifft, so beurkundete er sich in zwei verschiedenen Ergebnissen.

Indem er der Gewalt zeigte, wie zahlreich und unversöhnlich ihre Feinde waren, drängte der Carbonarismus sie auf diesen Abhang der Reaktionen, unter welchem sich ein Abgrund öffnete.

Auf der andern Seite reagirte er mit gleichem Eifer sowohl gegen die Dynastie der Bourbons, welche den Thron besetzt hielt, als gegen die feu-

dale Partei, die in der Kammer herrschte; dadurch aber zwang er die beiden Mächte, sich zu vereinigen, und schwächte auf einige Zeit die nothwendigen, unvermeidlichen Wirkungen ihrer Rivalität.

Die Kraft, welche die Restauration unter dem Ministerium Villèle entwickelte, und die Gewaltthätigkeit, wodurch das Ministerium Polignac sie zu Grunde richtete, hatten also bloß eine und dieselbe Quelle: den Carbonarismus.

Deshalb habe ich mich ausführlich über diese Episode der Restaurationsgeschichte ausgesprochen, zumal da mir ihr Charakter bisher noch nicht genügend erforscht, ihre Bedeutung nicht nach Gebühr gewürdigt worden zu sein scheint.

Auch sehe man, welche Modifikation der Carbonarismus in die Verhältnisse der Kammer und des Königthums bringt. Es ist nicht mehr dieser, jeden Augenblick sich wiederholende Kampf, der sich von 1814 herschreibt. Das Königthum demüthigt sich, es gibt nach. In den Schlachten, die ihm der Carbonarismus im Schooße der Gesellschaft liefert, ist seine Haltung stolz, und seine Siege sind grausam. Aber auf der politischen Bühne erscheint es nicht anders als kraftlos und unterwürfig. Es gibt nur noch eine wahre Macht in Frankreich: das ist die Kammer, und die Minister des Königs sind die Commis dieser Macht.

Den ersten Beweis für die Richtigkeit dieser Bemerkung finde ich in dem Kriege in Spanien.

Werde ich wohl daran zu erinnern brauchen, auf welch' lebhaften und hartnäckigen Widerstand der Plan einer Expedition nach Spanien im Ministerrathe stieß? Herr von Villèle, der die Seele des Ministeriums war, betrachtete eine solche Expedition geradezu als ein öffentliches Unglück. Ludwig XVIII konnte nicht ohne Entsetzen daran denken. Und welche Motive, die ihn davon abbringen mußten! Was sollte man in Spanien thun? Den Stein der Konstitution im Blute der Spanier umwerfen; ein Heer über die Pyrenäen schicken, um eine Art 18. Brumaire zu veranstalten? Und warum? Um die Halbinsel mit Gewalt unter das Joch eines Antonio Maranon und seines Gleichen zu beugen, furchtbarer Menschen, die in der einen Hand einen Rosenkranz, in der andern ein Pistol hielten! Und für wen? Für Ferdinand VII, einen Fürsten, von welchem Herr von Chateaubriand gesagt hat, er sei von der Unerschrockenheit seines Kopfes in die Niederträchtigkeit seines Herzens herabgesunken; einen Despoten, der alle konstitutionellen Monarchen, so auch Ludwig XVIII und seine Charte, verachtete! Ueberdies brauchte man Geld zu dieser Expedition. Und Herr von Villèle zeigte den Schatz erschöpft, den öffentlichen Kredit ruinirt, den Liberalismus unruhig, die Industrie in banger Ungewißheit, den

Handel bestürzt. Und noch mehr. Der Carbonarismus hatte den Geist der Empörung in die Armee gepflanzt, und von der andern Seite der Bidassoa wehete die dreifarbige Fahne, von französischen Händen geschwungen. Endlich grollte England; Canning nahm eine drohende Haltung an, und Ludwig XVIII bebte vor Angst, Wellington zu mißfallen.

Aber was das Königthum fürchtete, rief dagegen die Kammer mit allen ihren Wünschen herbei. Was Herr von Villèle in Paris als Minister Ludwigs XVIII verwarf, adoptirte auf dem Kongreß zu Verona Herr von Montmorency als Mann des Vertrauens der parlamentarischen Aristokratie. Die Kammer siegte. Den Grund habe ich bereits gesagt. Nachdem die zwei Gewalten, welche eine grenzenlose Verschwörung zu gleicher Zeit angriff, Einigkeit nöthig gefunden, so war es an der schwächeren von beiden, sich zu unterwerfen.

Wenn also Herr von Villèle dem Willen der Kammer zu widerstehen suchte, so kämpfte er bloß gegen die Macht der Dinge, und wenn er dadurch, daß er Herrn von Montmorency aus dem Ministerium drängte, einen wichtigen Sieg erfochten zu haben glaubte, so sollte er bald eines Bessern belehrt werden. Denn diese selbe parlamentarische Souveränetät, die Herr Mathieu von Montmorency damals repräsentirte, führte alsbald als Nachfolger des Herzogs Mathieu den Vicomte von Chateaubriand in's Ministerium, und dies machte den spanischen Krieg unvermeidlich.

Um diesem Kriege zu entgehen, hatten Ludwig XVIII und Herr von Villèle zwischen den Cortes und Ferdinand VII eine Versöhnung zu vermitteln gesucht, welche die Gründung einer spanischen Charte nach dem Muster der französischen zur Basis gehabt hätte, und Herr von Villèle hatte in diesem Sinne an Herrn von Lagarde, unsern Gesandten in Madrid, geschrieben. Dies hieß, die Nothwendigkeiten des Augenblicks sehr schlecht beurtheilen.

Was lag der religiösen und feudalen Partei, welche herrschte, an der politischen Lage Spaniens, vom Gesichtspunkte der spanischen Nation aus betrachtet? Die feudale Partei wünschte den Krieg um ihrer selbst willen: sie wünschte ihn, um ihre Feinde in Frankreich des Wahnsinns überführen oder einängstigen zu können.

Was Herrn von Chateaubriand betrifft, so waren seine Ansichten erhabener und seine Wünsche noch ungestümer, absoluter. Herr von Chateaubriand hatte Herrn von Montmorency auf den Kongreß zu Verona begleitet und daselbst die Gesinnung der Souveräne erforscht. Er wußte, daß Oesterreich und Preußen, wenn sie sich für die Intervention in Spanien aussprachen, nur dem Impuls folgten, den ihnen der Kaiser von Rußland aufdrückte: er wußte, daß der Kaiser von Rußland seinerseits diese Inter-

vention nur aus Stolz verlangte und um in allen europäischen Angelegenheiten seine Hand zu haben. Aber Herrn von Chateaubriand hätte es tödtlichen Verdruß bereitet, russische Bataillone in dem alten Lande Karls V zu erblicken. Er wollte aus dem Kriege in Spanien eine französische Sache machen. Er, ein Diener der Bourbons, dessen poetische Treue die Verträge von 1815 belästigten, hoffte die Restauration zu heben, indem er ihr einen Degen gab.

Man hat den Krieg in Spanien gebrandmarkt und das Interventionsprinzip ein Prinzip der Unterdrückung genannt. Lächerliche Anklage! Alle Völker sind Brüder, und alle Revolutionen sind kosmopolitisch. Wenn eine Regierung eine gerechte Sache zu vertreten glaubt, so lasse sie dieselbe überall triumphiren, wo der Triumph möglich ist; dies ist nicht nur ihr Recht, sondern sogar ihre Pflicht. Aber konnte man diese Sache Ferdinands VII für eine gerechte halten? Ach, in Spanien war damals eine andere Tyrannei zu fürchten, als die der Descamisados: die der Servilen. Grausame Herzen schlugen unter der Kutte des Franziskaners, und mehr Gräber sollten sich beim Gesange des *Veni Creator* öffnen, als bei den Refrains der Tragala. Als unter den Befehlen des Herzogs von Angoulême hunderttausend Mann die Pyrenäen überschritten, da überkam Herrn von Chateaubriand (er hat es später selbst gesagt) oft ein kalter Schauder. Die Liberalen hatten von einem Ende Frankreichs bis zum andern schreckliche Weissagungen ertönen lassen. Wenn in der Kammer Zuversicht herrschte, so waltete auf dem Throne und um den Thron Mißtrauen vor, und von den Generälen, welche den Herzog von Angoulême begleiteten, waren die meisten kopfschüttelnd abgegangen, weil sie sich recht wohl erinnerten, wie viele Franzosen unter Napoleon in Spanien eingezogen und nicht zurückgekommen waren. Nichtsdestoweniger glückte die Expedition. Aber ihr Verdammungsurtheil lag in ihrem Erfolge selbst. Was mußte Herr von Chateaubriand denken, als er vernahm, daß der Dolch der Seïden Ferdinands VII die Befreier dieses Monarchen bedrohte; als er die Ordonnanz von Andujar las; als er nicht mehr daran zweifeln durfte, daß Frankreich sich unter denjenigen, deren Sache es gedient, mehr Feinde gemacht, als unter denen, die es bekämpft hatte; als er endlich Herrn Pozzo-di-Borgo nach Madrid reisen und Ferdinand VII sich vor dem Einflusse Rußlands, dem er nichts verdankte, beugen sah, nachdem er den Frankreichs, welchem er alles verdankte, zurückgestoßen!

Dem sei, wie ihm wolle, die triumphirende Rückkehr des Herzogs von Angoulême verbreitete Bestürzung unter der Bourgeoisie. Und dies allein wurde bemerkt. Lag also in diesem, gegen den Wunsch der königlichen, und in Folge des vorherrschenden Einflusses der parlamentarischen Gewalt unter-

nommenen Kriege weiter nichts Bemerkenswerthes, als die Enttäuschung einer Partei? Mußte es nicht jedem, der der Sache näher auf den Grund gehen wollte, klar sein, daß der Krone nunmehr das Recht über Frieden und Krieg entrissen war?

Gleichwohl ließ Herr von Villèle aus dieser unbemerkten, aber wirklichen Niederlage des monarchischen Prinzips die sonderbare Idee der Siebenjährigkeit hervorgehen. Begriff denn Herr von Villèle nicht, daß er der Kammer nur mehr Festigkeit und Halt sicherte, wenn er ihr eine Dauer von sieben Jahren gab?

Es ist wahr, die Kammer wurde aufgelöst und eine neue berufen, um die Siebenjährigkeit zu berathen. Aber unter der Herrschaft des Gesetzes der doppelten Abstimmung und in der Begeisterung, welche der Erfolg des spanischen Krieges erzeugt hatte, konnte die Versammlung nur ultrafeudal sein. Das war sie auch. Das konstitutionelle Regime verschwand, um einer oligarchischen Regierung Platz zu machen, einer Regierung, die, da sie keine Wurzeln in der Gesellschaft hatte, sich sehr schnell durch ihre Anmaßungen abnützen mußte, aber erst, nachdem sie das Königthum bemeistert und auf immer außer Stand gesetzt hatte, sich wieder aufzurichten.

Ich weiß nicht, ob Herr von Villèle dieses Resultat vorausgesehen hatte, oder ob er, im Fall er es vorausgesehen, es sich sehr hätte zu Herzen gehen lassen. Herr von Villèle hatte nur für die kleinen Sachen Genie. Rechnungen in Ordnung bringen, Budgets vorbereiten, die Bankiers meistern, die Stürme der Börse beherrschen, das verstand er mit wunderbarer Leichtigkeit. Und in dieser Beziehung war Herr von Chateaubriand kein unbequemer Kollege für ihn; denn die kleine Politik brachte Herrn von Chateaubriand in Verlegenheit; er hatte eine entschiedene Unfähigkeit für dieselbe, wie sie die Gewohnheit hoher Gedanken häufig erzeugt. Aber sein literarischer Ruf, das Prunkhafte in seinem Benehmen, die Pracht, mit der er lebte, sein Einfluß auf den eleganten Theil der Nation, alles, selbst der Glanz seiner poetischen, edelmännischen Faulheit verdunkelte Herrn von Villèle. Herr von Chateaubriand wollte eines Tages in der Diskussion über die Siebenjährigkeit eben das Wort ergreifen, als sein Kollege, der Minister des Innern, Herr von Corbière, ihn bat, ihm die Tribune abzutreten. Und am andern Tage, am Sonntag vor Mariä Himmelfahrt, erhielt Herr von Chateaubriand, der sich im Schlosse befand, von Herrn Pilorge, seinem Sekretär, ein Billet folgenden Inhalts:

„Herr Vicomte, ich gehorche den Befehlen des Königs und übermache Ihnen beiliegende Ordonnanz:

„Der Herr Graf von Villèle, Präsident unsers Ministerrathes und Minister, Staatssekretär im Departement der Finanzen, ist interimistisch

mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, an der Stelle des Herrn Vicomte von Chateaubriand."

Einen brutaleren Versuch mit seinem Einfluß konnte Herr von Villèle nicht machen. Nachdem er hinter einander Herrn von Montmorency und den Herzog von Belluno aus dem Ministerium gedrängt, kompromittirt er durch schimpfliche Absetzung eines hochberühmten Mannes die Würde der Krone. Er blieb ohne Nebenbuhler im Ministerrathe. Aber in der Kammer hatte er seine Meister.

Diese Herrschaft der Kammer wurde durch folgenden Umstand vollends absolut. Am 6. September 1824 befanden sich die Prinzen und mehrere Oberoffiziere im Schlosse, um ihre Aufwartung zu machen. Auf einmal öffnete sich die Thüre des Gemachs und eine Stimme rief: „Meine Herren, der König!" Karl X trat herein: Ludwig XVIII war so eben verschieden.

Lugwig XVIII hatte im Kampf der Parteien sich selbst geschont und wünschte sich dazu Glück in seiner letzten Stunde. Was hatte er dabei gewonnen? Daß er ruhig starb, beinahe wie der geringste Bauer seines Königreichs. Armseliger Triumph, und dem schlechtesten Ehrgeize erreichbar! Wie läppisch diese Eitelkeit der Großen der Erde! Da widersteht ein König dem Anfall der Faktionen, weil es ihm an Macht gebricht, sie zu besiegen, und an Muth, sich von ihnen besiegen zu lassen; mit Konzessionen um Konzessionen verlängert er seine Regierung, verlängert er sein Leben; für Vergnügungen, die seinen abgestumpften Sinnen nicht gewährt, aber versprochen werden, übergibt er einem Weibe die Regierung seines eigenen Hauses, nachdem er seinen Ministern die Sorge überlassen, in seinem Namen, an seiner Stelle alles abzutreten, was er von dem Königthum zu verlieren einwilligt; und als er endlich alt, krank, lendenlahm, geschwächt von bitteren Wollüsten, verzehrt von trügerischen Wünschen, das Leben von sich weichen fühlt — — da richtet er sich auf dem Throne, den er seinem Bruder nur im Sturme übermachen kann, noch einmal auf und rühmt sich, im Begriff zu sterben!

Man erzählt, er habe, auf dem Lehnstuhl sitzend, wo er erlöschen sollte, umgeben von hohen Personen, welche weinten, und ganz blaß von seinem herannahenden Tode, den jüngsten, den schwächlichsten unter den Prinzen seiner Familie kommen lassen, die Hände segnend auf den Kopf des gebeugten Kindes gelegt, und gesagt: „Möge mein Bruder die Krone dieses Kindes wohl in Acht nehmen!"

Höchst eitle Worte! Man nimmt angegriffene Kronen nicht in Acht; man rettet sie oder richtet sie zu Grunde.

Ach mein Gott! was hatte also diese lange Reihe von Schwankungen und Fristverlängerungen, welche die Regierung Ludwigs XVIII bildete, zu Stande gebracht? Auf der politischen Bühne Unordnungen ohne Ende, ferner

Verschwörungen, Provokationen, verrätherisches Lauern im Hinterhalt, militärische Hinrichtungen — dies war alles, was man gesehen hatte. Allenthalben hatte der Sturm gewüthet: im Parlament, in der Presse, bei Hof, in den Städten, auf dem Lande. Didier, Tolleron, Berton, Bories, welche Erinnerungen! Ach, es däucht mich, als hätte bei dieser schlaffen Politik Ludwigs XVIII der Henker nach Behagen manövriren können!

Alles ist tödtlich, was von Königen kommt, die man angreift. Ihre Schwäche ist ebenso unheilvoll, wie ihre Kraft, ihr Schrecken so verderblich, wie ihre Wuth. Wollen sie ihr Joch auflegen und können sie es, so erdrücken sie alles. Lassen sie sich dagegen gefallen nachzugeben, und können nicht bis ans Ende nachgeben, so provoziren sie Angriffe, gegen die es außer dem Bürgerkriege nichts gibt, als die Guillotine. Was sage ich? Was sie hier unter der Form der Macht abtreten, nehmen sie anderwärts wieder unter der Form der Gewaltthat. Wenn ihre Feinde einen geringen Vortheil davon tragen, so rächen sie sich an den Kleinen für das, was ihnen von den Großen entrissen worden ist, und ihre Schwachheit von gestern sucht einen Ersatz in ihren Grausamkeiten von morgen. Auf diese Art trinken ihre Konzessionen, wie ihre Forderungen, das Blut der Völker. Als Ludwig XVIII in derselben Stunde, wo der Todtengräber aus den Händen des Henkers die blutenden Leichen der vier Soldaten von La Rochelle empfing, einen Tanz bei Hof anordnete, da nahm Ludwig XVIII seine Rache für die Siege der Kammer. Es war ein Fest im Schlosse, weil mitten unter den Demüthigungen des Königthums die straflose Unmenschlichkeit dieses Festes Aehnlichkeit mit Kraft hatte. Von allen Orten verjagt, hatte sich der Stolz des Monarchen in diese rohe Großthuerei geflüchtet.

Aber würde ein System der Vergleiche, das zu solchen Folgen führte, die Monarchie lange vom Untergange gerettet haben? Dem Kampf der zwei Gewalten unaufhörlich ausweichen, hieß das ihrem innern Widerstreit ein Ende machen? Und mußte nicht jeder neue Versuch, ihm auszuweichen, das monarchische Prinzip abnützen und erniedrigen? „Möge mein Bruder die Krone dieses Kindes wohl in Acht nehmen!“ Ei, wie hätte Karl X sie lange in Acht nehmen können, gegenüber dieser so eifersüchtigen, so unzähmbaren parlamentarischen Gewalt? Sie hatte seit 1814 ihre Besitzer oft genug gewechselt: hatte sie auch ihre Natur gewechselt? Nein, nein. Die ganz feudale Kammer von 1815 hatte die königliche Gewalt nicht mehr geschont, als die ganz bürgerliche Kammer von 1817, und das Gesetz der doppelten Abstimmung war, wie das vom 5. Februar, eine gegen den Thron gerichtete Kriegsmaschine gewesen.

Hätte es eine Möglichkeit gegeben, daß die Gesellschaft, auf diese Art, zwischen die Autorität eines Königs und die einer Versammlung getheilt,

ihr Leben gefristet hätte, so wäre dies Phänomen sicherlich unter der Regierung Karls X zu Stande gekommen.

In der That, man versetze sich zu Ludwigs XVIII letztem Augenblick zurück. Verlangte die Partei, die damals herrschte, nicht vor allem, daß der große Grundbesitz wieder hergestellt, daß die religiösen Körperschaften wieder in ihre Rechte eingesetzt, daß den Adeligen eine unabhängige und üppige Existenz zurückgegeben werde, daß die Zentralisation dem System der lokalen Einflüsse Platz mache? Diese der Monarchie so wesentlich widerstrebenden Tendenzen, diese Tendenzen, die das mühsame, von Ludwig XI begonnene und von Ludwig XIV fortgesetzte Werk angriffen, waren genau die Karls X. Karl X war nicht im Stande zu begreifen, daß die Monarchie in Frankreich durch stufenweise Erniedrigung des Adels, durch Veräußerung der Feudalgüter, durch unmerkliche Schwächung des Systems der Erstgeburt und der Substitution, durch die Mißachtung der priesterlichen Diktaturen, und vor allem durch die Zentralisation groß geworden war. In seiner Unwissenheit glaubte er die Monarchie zu befestigen, während er bloß nach besten Kräften die Feudalität ins Leben zurückrief. Ludwig XI hatte, um König zu sein, aufgehört Edelmann zu sein. Karl X war mit seinen Ideen mehr Edelmann, als König.

So kam es denn, daß beim Tode Ludwigs XVIII die Wahlgewalt und die königliche Gewalt durch eine nahe Gemeinschaft der Grundsätze und Ansichten verbündet waren.

Auch läßt sich in Beziehung auf Stärke und Lebendigkeit nichts mit dem Impulse vergleichen, welcher der Gesellschaft einen Augenblick gegeben wurde. Die Entschädigungsmilliarde, welche man den Emigrirten auf ihre Weide geworfen, das Sacrilegiumsgesetz, das Gesetz über die religiösen Gemeinschaften, die Ausarbeitung eines Systems, welches den Grundbesitz wieder auf den zwei großen und starken Grundlagen der Feudalität, dem Erstgeburtsrecht und dem Substitutionsrecht festsetzte, alles das bildete ein Ganzes von Maßregeln, deren Zweckmäßigkeit und Zeitgemäßheit man wohl bestreiten, deren Charakter man brandmarken konnte, deren Glanz und Kühnheit aber sich unmöglich läugnen läßt.

Ueberdies wurde nichts verabsäumt, um den Erfolg dieser riesenhaften Unternehmung zu sichern. Die vereinigten Kräfte der gesetzgebenden Gewalt und der königlichen Gewalt fühlten das Bedürfniß, sich auf eine moralische Kraft zu stützen, welche den furchtbaren Voltairianismus im Schach hielte, der aus dem Schooße des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen war. Der Bund bildet sich, disziplinirt sich, breitet sich aus. Mystische Vereine schlugen sich um das Land. Die Jesuiten bemächtigten sich, um sie zu verunreinigen, der Quellen der menschlichen Intelligenz, und in Sainte-Anne

d'Auray, in Bordeaux, in Billom, in Montrouge, in Saint-Acheul arbeiten sie darauf los, in den jungen Geschlechtern das Grab der vorangegangenen zu graben. Das hieß das Jahrhundert am unrechten Ende anfassen, aber mit Konsequenz, mit festgeschlossenen Reihen, mit Energie. Soll ich von diesen fanatischen Predigten sprechen, diesen Prozessionen, welche die Städte beunruhigten und die Dörfer bedeckten, diesen Bußzeremonien, dem die Straßen entlang wiedertönenden Miserere der Salbung, die in den Augen der Einwohnerschaft die alte Allianz des feudalen Königthums und der Kirche erneuen sollte?

Es war im Monat Mai 1825, daß die Hand eines Erzbischofs die Krone Karls des Großen über dem Haupte Karls X schwebend hielt. Wie denn! also brauchte sie bloß fünf Jahre, um zu sterben, die in der Kathedrale zu Rheims als Tochter Gottes und als unsterblich erklärte Dynastie? Ja gewiß, und man hätte Mühe, die Schnelligkeit dieses Falles zu begreifen, wenn man seine Erklärung nur im Widerstande der Bourgeoisie suchte.

Dieser Widerstand war allerdings lebhaft. Die Bourgeoisie entfesselte gegen die parlamentarische Feudalität alle Mächte der Presse; sie schuf der Pairskammer, die sich Wunder was darauf einbildete, daß sie das Erstgeburtsrecht und Peyronnet's Gesetzesentwurf gegen die Presse verworfen, eine ephemere, künstliche Popularität; sie erniedrigte die königliche Majestät zu den Füßen der Pamphletisten und Liederdichter; sie jubelte zu den Memoiren des Herrn von Montlosier, welche Aergerniß um den Altar ausbreiteten; sie erweckte in den königlichen Gerichtshöfen, als Opposition gegen die Liga der Priester, den alten Geist der Parlamente wieder; und dann wollte sie ihrerseits jetzt auch auf die Einbildungskraft wirken, auch ihre Feste halten. Eines Tags sah man Tausende von Bürgern um ein Grab versammelt. Junge Männer nahten sich, einen Sarg tragend. Folgte eine lange Reihe goldprunkender Wagen. Alle Reichen von Paris waren da. Die Leichenfeier des Generals Foy war das Gegenstück zu dem Pomp der Königssalbung.

Aber was will das heißen! es fehlte diesen Bewegungen, wenn eine Revolution daraus hervorgehen sollte, die Mitwirkung des Elends. Und das Volk, das diese Macht besaß, was konnte es von solchen Streitigkeiten begreifen? Man schlug sich über demselben, nicht für dasselbe.

Was den raschen Verfall der königlichen Gewalt unter Karl X erklärt, ist der Umstand, daß sie blieb, was sie war, während die Wahlgewalt sich unmerklich verwandelte und dadurch den unvermeidlichen, entscheidungsvollen Krieg zwischen den beiden Prinzipien zurückführte.

Und was brauchte man über diese Verwandlung der Wahlgewalt zu staunen? Hatten nicht die Gegner der bürgerlichen Gesellschaft selbst, ohne es zu wissen, die Sitten der Bourgeoisie angenommen? Hatten sie sich nicht

ihre Laster zu eigen gemacht? War nicht der Industrialismus unter die Helden des neunzehnten Jahrhunderts gedrungen? Ich will hier nicht alle finanziellen Skandale der Restauration aufrühren; aber wer kennt nicht die Geschichte der Ouvrard'schen Käufe und die Namen, welche in traurigen Debatten wiederhallten? Nach dem Krieg in Spanien erhoben sich plötzlich kolossale Reichthümer: und warum? Weil die Royalisten, welche auf das Steigen gespielt, sicher gespielt hatten. Man weiß, daß die Protektion der Jesuiten zu dieser Zeit ein Mittel war, vorwärts zu kommen; man weiß, daß die Kongregation die Aemter vertheilte, den Ehrgeiz klassifizirte und der Inbrunst mystischer Frömmigkeit ein weltliches Ziel vor die Augen hielt. Und der erste Minister des Königs, derjenige, der berufen worden, den gegen die Bourgeoisie unternommenen Kreuzzug gewissermaßen anzuführen, war es nicht selbst ein Mann der Börse, Herr von Villèle? Herr von Villèle, an dem Alles bürgerlich war: Manieren, Sprache, Gesinnung, Instinkte, Fähigkeiten?

Die feudale und religiöse Partei trug also die Keime ihres Unterganges in sich selbst. Sie sprach von Gründung der Glaubensherrschaft und opferte nur den Interessen; sie eiferte gegen den modernen Geist und stand selbst unter seiner Herrschaft. Dergleichen Widersprüche sind der Selbstmord der Parteien.

Ueberdies, und unabhängig von ihrer moralischen Wahl, besaß die Bourgeoisie im Institut der Nationalgarde eine vollkommen organisirte materielle Macht. Nachdem sie aus dem Parlament ausgeschlossen worden, war es ganz natürlich, daß sie die öffentlichen Plätze zu ihrer Arena wählte und mit Drohungen zu Stande brachte, was sie mit den Gesetzen nicht auszuführen vermochte. Eine unvorsichtige Musterung verschaffte ihr die gewünschte Gelegenheit. Mitten aus ihren bewaffneten Reihen erhoben sich eines Tags Rufe des Hasses, die in Karls X eigenen Ohren wiederhallten. Im Grunde war diese Demonstration nicht so ernstlich, wenigstens nicht sehr revolutionär gemeint. Die Bourgeoisie hatte bei einer sozialen Erschütterung zu viel zu verlieren, um sich freiwillig den Gefahren derselben auszusetzen. Sie entwaffnen war nicht bloß eine Lächerlichkeit, sondern ein Wahnsinn. In einem monarchischen Lande ist der Thron die erste aller Privatbesitzungen und kann folglich unter keinen sicherern Schutz gestellt werden, als unter den einer Bürgermiliz. Aber als die Herzogin von Berry und die Dauphine hörten, daß die königliche Majestät gehöhnt worden sei, machten sie mit sieghafter Beredtsamkeit die Eingebungen ihres Grolls gegen die Mahnungen der Vernunft geltend, und die aufgelöste Nationalgarde säuberte die Straße, welche in Bälde das entfesselte Volk bis zu dem Throne selbst führen sollte.

So vielen Gefahren hatte Herr von Villèle nichts mehr entgegen zu

stellen als die Kammer. Zum Unglück für ihn und die Monarchie hatte diese ursprünglich so feste und haltungsvolle parlamentarische Feudalität angefangen zu taumeln, wie ein Betrunkener. Man hatte die Nationalgarde entlassen, man mußte die Kammer auflösen. Der Sturm brauste von allen Seiten zugleich.

Die absolute Unverträglichkeit der beiden Gewalten hatte sich diesmal glänzend und entschieden herausgestellt. Dieser König, diese Minister, diese Kammer, hatten sie nicht dieselben Dinge gewollt, hatten sie sich nicht freundschaftlich zur Ausführung der kühnsten Pläne die Hände gereicht? Gleichwohl standen sie jetzt auf dem Punkt, sich nicht mehr verstehen zu können! Eine neue Kammer ward einberufen und die Wahlen begannen.

Herr von Villèle meinte, um Minister zu bleiben, brauche er nur das System zu ändern. Aber sollte ein feudaler König sich darein ergeben, seine Krone einer Versammlung von Advokaten und Kaufleuten zu Füßen zu legen?

Man hatte nicht vergessen, welche Angst während des Verlaufs der Wahlen in den Gemüthern herrschte. In Paris war eine Emeute ausgebrochen, als es sich für die Bourgeoisie darum gehandelt hatte, das politische Werkzeug zu verlieren: eine Emeute brach aus, als es sich für sie um Wiedereroberung desselben handelte. Blut floß also auf dem Pflaster der Straße Saint-Denis. Die beiden Parteien klagten sich gegenseitig an; es geht immer so. Es scheint in der That, als hätte die Polizei, wenn sie die Unruhen nicht geradezu herbeirief, wenigstens dazu gereizt. Sehet ihr da Männer von Pferdehufen zerstampft, oder unter den Säbeln von Gensdarmen verbluten, um den Triumph dieses oder jenes Kandidaten der Rechten oder der Linken zu unterstützen? Das nennt man Politik, Regierungskunst, was weiß ich! Ich für meine Person habe in Sachen der Politik einen schlechten Glauben an die Wirksamkeit solcher Machinationen. Es ist Gotteslästerung, das Schicksal der Reiche und die Zukunft der Völker von einigen platten Galgenstücken abhängig zu machen.

Die Wahlen hatten das vorhergesehene Resultat. Sie führten zwei Parteien in die Kammer: die stärkere von den beiden war die der neuen Interessen. Herr von Villèle hätte sich vielleicht zu ihrem Diener hergegeben, aber um sich annehmbar zu machen, mußte er noch mehr Haß auf sich laden, als um sich zu behaupten. Er fiel und zog in seinem Falle Kollegen mit sich, die, wie die Herren von Peyronnet und von Corbière, noch mehr kompromittirt waren, als er selbst. Nun, worauf belief sich das Erbe, das Herrn von Martignac hinterlassen wurde?

Der König hatte sich beeilt, seinen neuen Ministern zu sagen: „Herrn von Villèle's System ist das meinige!“ und die Kammer beeilte sich, in

ihrer Adresse Herrn von Villèle's System als ein beklagenswerthes zu bezeichnen. Die ganze Geschichte der Restauration liegt in dieser einfachen Zusammenstellung. Wie konnte man die Kammer, welche die Macht besaß, hindern, sie ausüben zu wollen, und wie das Oberhaupt des Staates hindern, bei Lesung der Adresse beleidigt auszurufen: „Ich werde nicht dulden, daß man meine Krone in den Koth wirft!" Was blieb nun noch zu versuchen übrig? Sollte er sich vollständig an die Wahlgewalt anschließen? Herr von Martignac konnte dies nicht, ohne dem Königthum den Krieg zu erklären. Sollte er dem Königthum nach seinen Wünschen dienen? Er konnte es nicht, ohne der Kammer den Krieg zu erklären. Sollte er diese zwei Arten von Unterjochung kombiniren, und, um zu regieren, ein doppelter Sklave sein? Er versuchte es.

Und vor allem ist zu bemerken, daß die Umstände den Erfolg dieser Versöhnersrolle zu begünstigen schienen. Die Bourgeoisie hatte, nachdem sie in Ausübung ihrer Macht einmal weiter vorgeschritten war, immer mehr von ihrem Ungestüm abgelegt. Sie wachte sogar mit einer gewissen Unruhe über das Wohl des Königthums, seit sie sich stark genug fühlte, es zu bemeistern. Die königlichen Gerichtshöfe, die unter dem Ministerium Villèle den Tendenzprozessen systematische Lossprechungen entgegengesetzt, hatten jetzt für zu heftige Schriften vorerst noch strenge Strafen, und die hinter einander erfolgenden Verurtheilungen der Herren Beranger, Cauchois-Lemaire, Fontan verkündeten den Geist, der unter dem Ministerium Martignac die Magistratur belebte.

Die Umstände hätten also ein System der Versöhnung zwischen den beiden Gewalten begünstigt, wenn diese Versöhnung nicht an und für sich selbst lächerlich, ja unmöglich gewesen wäre. Man frage einmal die Geschichte dieser Epoche. Um die herrschende Meinung zu gewinnen, erschöpft sich Herr von Martignac in Konzessionen. Er schließt in der Person des Herrn von Frayssinous die kongreganistische Partei vom Ministerium aus und ersetzt den Bischof von Hermopolis mit dem Abbé Feutrier, einem weltlichen Priester, den man liberal glaubt; er vernichtet bei den Wahlen den Einfluß der Agenten des Königs; er befreit die Presse vom Joch der königlichen Autorisation, und indem er das Finanzmonopol an die Stelle des politischen Monopols setzt, gibt er den Reichen die Waffe des Journalismus in die Hand; er schafft die Zensur ab; er versetzt der Macht der Jesuiten den Todesstoß; er läßt das Recht, die Gesetze auszulegen, vom Königthum auf die Kammer übergehen, deren Oberherrlichkeit er somit anerkennt. — Und die Bourgeoisie jubelt.

Als er aber, nachdem er die parlamentarische Gewalt so reichlich bedacht, gleichwohl der königlichen Gewalt nicht alles entreißen lassen will, da gewinnen die Dinge ein anderes Aussehen. Er legt den Kammern zwei Gesetzes-

entwürfe, über die Organisation der Gemeinen und über die Organisation der Departements, vor, und diese zwei Entwürfe enthalten sein Todesurtheil. Man findet es sonderbar, daß die Minister sich weigern, bei der Ernennung der Maires das Wahlprinzip anzuwenden; man macht gegen die Minister geltend, daß die Kammer eine souveräne Initiative ausübe und mittelst eines Amendements die durch ein Gesetz aufgestellten Bezirksräthe abschaffen könne. Es ist vorbei: die Minister haben die Majorität verloren. Wer hätte sie unterstützen sollen? Der Hof umspann sie seit langer Zeit mit seinen Intriguen; der König hatte in seinem Herzen ihren Untergang geschworen und sich im Geheimen vorbereitet, ihnen Nachfolger zu geben. Herr von Martignac zieht sich zurück, Herr von Polignac ist Minister.

Am 2. März 1830, dem Tag der Einberufung der Kammer, richtete Karl X folgende feierliche Worte an die Versammlung: „Pairs von Frankreich, Deputirte der Departements, ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung zu dem Guten, das ich stiften will. Sie werden mit Verachtung die verrätherischen Insinuationen von sich weisen, welche übelwollende Menschen zu verbreiten suchen. Wenn strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse in den Weg stellen sollten, welche ich nicht vorhersehen darf und will, so würde ich die Kraft, sie zu überwinden, in meiner Entschlossenheit, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten, im gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe finden, welche sie jeder Zeit für ihren König an den Tag gelegt haben.“

Und was antwortete die Versammlung in der berühmten Adresse der 221? „Die Charte hat die fortwährende Uebereinstimmung der politischen Absichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volkes zur unumgänglichen Bedingung des regelmäßigen Ganges der öffentlichen Angelegenheiten gemacht. Sire, unsere Loyalität, unsere Ergebenheit verurtheilen uns, Ihnen zu sagen, daß diese Uebereinstimmung nicht Statt findet.“

Die Kammer wurde aufgelöst: sie sollte nur durch Barrikaden hindurch, unter dem Getöne der Glocken, die zu unbekannten Leichenfeiern riefen, und durch Kinder des Volks mit beschmutzten Kleidern auf die Bühne zurückgeführt werden. Dann mußte man die Erfahrung aufs Neue beginnen, auf die Gefahr hin, den Müttern derer, die sich aufopfern, den Müttern der Armen aufs Neue Thränen auszupressen.

Der Armen! habe ich gesagt? und es ist das erstemal, daß ich dieses Wort ausspreche. Es hatte sich wirklich in diesen fünfzehnjährigen Debatten nicht um sie gehandelt. Triumphe der Opposition, Niederlagen oder Siege des Hofes, Kämpfe des Königthums, was hattet ihr, worüber das Volk sich mit Recht hätte betrüben oder freuen können? Man hatte viel Lärm über seinem Haupte gemacht: warum? Man war zur Eroberung der Schreibfreiheit

geschritten: geschah dies für das Volk, das nicht schrieb? Die Adeligen und die Reichen hatten sich um das Wahlrecht bekämpft: geschah dies für das Volk, das von der Hand in den Mund lebte? Auf dieser Tribune, worauf sich die Faktionen so lange Zeit heiser geschrieen, was für Stimmen hatten sich auf ihr dafür vernehmen lassen, daß der Lohn des Armen vergrößert oder seine Arbeit verkleinert werde? Hatte man bei diesen finanziellen Diskussionen, worin der Parteihaß so reichliche Nahrung fand, je auf eine gründliche Abänderung in der unbilligen Vertheilung der Abgaben gedrungen? Wie! man war am Vorabend einer großen Krisis nach fünfzehnjährigen Kämpfen, die im Namen der Gerechtigkeit, des Vaterlandes, der Freiheit geliefert worden, und das in diese Krisis hineingestürzte Volk sollte aus derselben nur hervorgehen, um in der Rekrutirung die Konskription und in den indirekten Auflagen das willkürliche Besteurungsrecht des alten Regiments, d. h. um die ewige Last wieder zu finden!

In ihrem Ganzen betrachtet, bietet die Restauration, man muß es sagen, Stoff zu schmerzlichen Betrachtungen. Während dieser langen Periode, so voll Lärm und Unruhen, trug der Liberalismus oft unselige Siege davon. Das Prinzip der Autorität wurde mit maßlosem Eifer angegriffen und erlag. Die Gewalt, in zwei in beständigem Vernichtungskampfe begriffene Kräfte getheilt, verlor durch ihre Veränderlichkeit ihre Rechte auf die Achtung Aller. Unfähig, die Gesellschaft zu lenken, weil sie in ihrem eigenen Busen Kampf und Anarchie trug, so daß sie selbst das eigene Dasein kaum zu fristen vermochte, gewöhnte sie die Gemüther an die Herrschaft der Frechheit. Die Nation wurde fast immer mit Gewalt gezwungen, nie geleitet. Was entstand hieraus? Das Gefühl der Hierarchie erlosch; der Kultus der Tradition verschwand. Um zu den Priestern zu gelangen, deren Tyrannei unerträglich geworden war, schritt man über die Religion selbst und trat sie mit Füßen. Der Protestantismus wurde der Grund der Ideen und Sitten; Viele übertrieben ihn; es gab einen Augenblick, wo das achtzehnte Jahrhundert ganz im neunzehnten wieder aufzuleben schien, und der Sarkasmus, der bis zu den Königen heraufgestiegen war, verstieg sich bis zu Gott.

Auch die materielle Welt wurde nicht weniger gestört, als die moralische. So wie in Sachen der Politik und Religion die Bourgeoisie beinahe gänzlich die Autorität der Freiheit, die Glaubensgemeinschaft der absoluten Unabhängigkeit des Geistes, die Brüderschaft dem Stolze geopfert hatte; so opferte sie in Sachen der Industrie die Assoziation der Konkurrenz, einem gefährlichen Prinzip, das den Wetteifer in unversöhnlichen Krieg verwandelt, allen Mißbräuchen der Gewalt Weihe gibt, den Reichen mit unersättlichen Wünschen quält und den Armen im Elend sterben läßt. Auch mußten sich mit der Konkurrenz in der Bourgeoisie schnell der unmäßige

Durst nach Reichthümern, der Wetteifer in Spekulationen, kurz der Materialismus in der grausamsten und plumpsten Bedeutung des Wortes entwickeln. Die Masse der Güter zu mehren, ohne an ihre Vertheilung zu denken, das war der kurze Inbegriff der ökonomischen Grundsätze, die der Liberalismus annahm. Sie waren unbarmherzig diese Grundsätze; sie beseitigten die Vermittlung jeder schützenden Macht in der Industrie; sie schützten den Starken und gaben die Existenz des Schwachen der Gnade des Zufalls preis.

Man wundere sich nach diesem nicht, wenn der hohe Bürgerstand vergaß, was er den Männern des Volkes schuldete, welche ihn jederzeit aufrecht erhalten hatten. Ach, sie waren im Begriff, noch einmal in seiner Streitsache ihr reinstes Blut zu vergießen. Und man wird sehen, ob die Erkenntlichkeit dem Dienste gleich kam.

Solche Resultate sind gewiß traurig, und der Geschichtschreiber, der sie zu verzeichnen hat, bedarf einigen Muthes, um seinem Herzen Stillschweigen aufzulegen. Wie! diese mörderischen Kämpfe der Menschen unter sich! Wie! diese kommenden und gehenden Geschlechter, die seufzend einem stets ungewissen und doch begehrten Ziele entgegenstreben! Wie! diese Treffen zu Land und zu Meer, diese Kämpfe politischer Körperschaften, diese Intriguen der Höfe, diese Verschwörungen, diese Bluthochzeiten! Wie! diese Gährungen sonder Zahl, welche die Empörung in Herrschaft und die hochtrabendsten Hoffnungen in namenlose Verzweiflung umwandeln! Wie! Alles dies wäre bloß vorhanden, um in der Geschichte großer Schmerzen und großer Verbrechen als heillose Abwechselung zu dienen! Was habe ich bis auf den heutigen Tag in diesen ewig wechselnden Formen erblickt? Eine ewige Tyrannei. Und in der Verschiedenheit der Sachen habe ich nichts zu entdecken vermocht, als ein ewiges lügenhaftes Spiel mit Worten. Seltsam furchtbares Geheimniß! Zu welcher stürmischen Fatalität sind wir doch bestimmt! Welche Anstrengungen ohne Zweck und Ziel! Welche Masse von Thatkraft vergeudet auf Erden, seit menschliche Gesellschaften bestehen! Sollen die Völker ewig verdammt sein, sich im Finstern herumzudrehen, gleich den blinden Pferden, den unverdrossenen Urhebern einer Bewegung, die sie nicht kennen? Denn was wollen am Ende die Kämpfe der Menschheit im Buch der Geschichte bedeuten? Hoffnung ist vorempfangene Täuschung. Was wir Triumph nennen, ist schon der Anfang der Niederlage. Gebäude haben zwar Dauer: ewigen Fortbestand haben nur die Ruinen. Ob die Tyrannei sich durch Aberglauben, durch das Schwert oder durch das Gold glänzend macht, ob sie sich Einfluß der Geistlichkeit, Feudalwesen oder Herrschaft der Bourgeoisie nennt — was liegt dieser Mutter daran, die über der Frucht ihres Leibes weint? was liegt jenem Greise daran, der nie weder Ruhe noch Liebe gekannt hat und auf dem Strohlager, wo er stirbt, mit seinem letzten Seuf-

zer noch dem Leben flucht? Sklave, Leibeigener oder Proletarier, der Mensch, der von der Wiege bis ins Grab leidet und duldet, wird er wohl in den wechselnden Benennungen eines Unglücks, das selbst nicht wechselt, hinreichende Gründe finden, die Vorsehung nicht anzuklagen?

Ach, hüten wir uns vor jedem gottlosen Worte. Das Ganze, der Zusammenhang der Dinge entgeht uns, deshalb haben wir kein Recht, den Himmel zu lästern. Wir kennen ja die letzte Konsequenz dessen nicht, was wir ein Uebel nennen, deshalb laßt uns nicht von menschlichen Anstrengungen ohne Zweck und Ergebniß sprechen. Vielleicht würden wir auch den Lauf der Flüsse als abgeschmackt verdammen, wenn wir nicht wüßten, daß es einen Ozean gibt.

Uebrigens findet sich, wie es scheint, das Gute im Grund der Dinge stets neben dem Uebel, um es allmälig und unmerklich zu vernichten und zu absorbiren. Es ist nicht alles zu tadeln am Werke des Liberalismus unter der Restauration. Obgleich im Allgemeinen selbstsüchtig, hatte die Bourgeoisie doch auch ihre Helden, ihre Märtyrer, und die Beispiele von patriotischer Aufopferung, welche der Liberalismus hervorgerufen, waren, wenn sie sich auch nicht in der ganzen Gesellschaft geltend zu machen wußten, gleichwohl nicht ohne Glanz und Größe. Manuel gab, als er sich von der Kammer ausschließen und sogar auf seiner Gesetzgeberbank von einem Gensdarmen packen ließ, ein edles Beispiel von Widerstand gegen die Unterdrückung. Dupont (von der Eure), Voyer-d'Argenson, Laffitte, der Abbé Gregoire, der General Tarayre gehörten durch ihre Sympathien dem Volke an. Im Kreise der Interessen, welche sie vertrat, verbreitete die Presse nützliche Wahrheiten und verfolgte trotz zahlloser Hindernisse muthvoll die Eroberung der Schreibfreiheit. Eine übrigens höchst unvollständige Freiheit; denn sie war im Ganzen genommen weiter nichts, als ein finanzielles Privilegium, statt eines politischen. Unter den Schriftstellern der Bourgeoisie befanden sich Männer von Talent und Herz. Die Herren Comte, Dunoyer, Bert, Chatelain, Cauchois-Lemaire machten dem Beruf des Journalisten alle Ehre. Paul Louis Courier trifft der Vorwurf, daß es ihm in seinen Flugschriften an dieser großherzigen Liebe zu dem armen Manne mangelte, welche seiner Entrüstung zuweilen die Beredtsamkeit der Begeisterung und seinem Talent die Macht ächter Menschenliebe geliehen haben würde; aber ein wahrer Ruhm war es für die Bourgeoisie, in Béranger, einem Sohne des Volks, der die Sprache des Volks in erhabener Weise spricht, einen Vertheidiger begrüßen zu dürfen.

Was die Restauration charakterisirt, ist, daß während ihrer Dauer das Prinzip der Autorität unter allen seinen Formen bekämpft wurde. Aber was dieses Prinzip verlor, gewann das der Freiheit und um so sicherer, als

letzteres abwechslungsweise von allen streitenden Parteien angerufen wurde; sie bekämpften es, wenn sie sich Sieger fühlten, und stellten sich unter seinen Schutz, wenn sie besiegt waren. Auf diese Art fand trotz der allgemeinen auflösenden Bewegung, die wir bezeichnet, besonders gegen das Ende der Restauration ein gewissermaßen folgerichtiger Zusammenhang statt in den Angriffen der Bourgeoisie. Die liberale Partei, die anfänglich nur blinden Instinkten gefolgt, hatte sich am Ende diszipliniert unter der Leitung einiger thätigen Männer, die man Doktrinäre nannte, und die Ergebnisse dieser Uebereinstimmung in der Negation und dem Hasse bewiesen wenigstens, was man von einem auf die Ideen der Brüderschaft und Vaterlandsliebe gegründeten Einklange erwarten könnte.

Sagen wir alles: der Liberalismus bereitete eben durch den Mißbrauch seines Prinzips eine Reaktion vor, die den Saint-Simonismus im Keime enthielt, und aus welcher die verschiedenen sozialen Schulen hervorgingen, deren Gang wir seiner Zeit folgen werden. Die Eroberungen, welche ihm der Geist der Forschung verdankte, und die anfänglich nur eine systematische Kritik ohne Bedeutsamkeit und Tiefe erzeugten, mußten später kühnen und fruchtbringenden Studien den Weg bahnen. Wenn endlich der dem Geiste der Industrie gegebene Impuls zu große Lüsternheit in den Gemüthern weckte und außer den Traditionen der Grazie und des guten Geschmacks auch die gebieterischen Pflichten der Menschheit in Vergessenheit brachte, so übte er auf der andern Seite einen günstigen Einfluß auf die Fortschritte der Wissenschaften aus, welche das Wohl der Menschen zum Gegenstande haben, und die auf das Schicksal des Volks verbessernd einwirken werden, sobald die unreine Mitte verändert ist, in welcher es leidet und zu keiner Ruhe kommt.

Im Uebrigen, was wissen wir? Damit der Fortschritt sich verwirkliche, ist es vielleicht nöthig, daß alle schlechten Wechselfälle erschöpft werden. Das Leben der Menschheit ist aber sehr lang und die Zahl der möglichen Lösungen sehr beschränkt. In dieser Beziehung ist jede Revolution wenigstens insofern nützlich, daß sie irgend eine unselige Möglichkeit absorbirt. Weil die Staatsgesellschaften aus einer unglücklichen Lage bisweilen in eine noch schlimmere gerathen, wollen wir daraus doch den übereilten Schluß nicht ziehen, daß der Fortschritt ein Traumgebilde sei. Ich denke mir einen von vorsichtigen Händen gelenkten Wagen: die Straße ist im Augenblick der Abfahrt schön, breit, vollkommen eben; je weiter der Wagen vorwärts kommt, um so schmaler und morastiger wird sie; aber sehet ihr nicht, daß der Wagen sich mit jedem Schritte dem Ziele mehr nähert? So ist es auch leicht, selbst in der Aufeinanderfolge allgemeiner Unglückszustände ein im höchsten Grade intelligentes und logisches Gesetz zu entdecken. Wenn alles vom Zufalle abhinge, so wären die Ereignisse gemischter und man hätte mehr Mühe, ihren

Zusammenhang zu verfolgen. Wenn dagegen ein boshafter Geist die Welt beherrschte, so wäre wahrscheinlich bei öffentlichen Leiden die Form ebenso eintönig, als der Grund und das Wesen, und die Unterdrückung würde weniger oft gezüchtigt. Muth also! Laßt uns in den sich erhebenden Zwingherrschaften wo möglich nur die Strafe des Unterliegenden erblicken! Die Herrschaft eines ausschließlichen Interesses, die Herrschaft eines Menschen oder einer Kaste ist bis jetzt immer der wunde Fleck der Menschheit gewesen. Warum sollte das Heilmittel nicht in der Verschmelzung aller Interessen liegen, die, mit richtigem Blick aufgefaßt, alle unter sich in Einklang stehen? Bald werden alle Theorien erschöpft sein, bis auf die einfachste und edelste — die der Verbrüderung des menschlichen Geschlechtes. So laßt uns denn, bis diese großherzige Erfahrung gemacht ist, über unsern Glauben wachen; laßt uns auch dann nicht verzweifeln, wenn es im Rathschlusse Gottes geschrieben stände, daß das Gute nur eine Erschöpfung des Bösen sein solle!

Erstes Kapitel.

Ministerium Polignac. — Auswärtige Politik der Restauration in dieser Epoche. — Rußland in Konstantinopel und Frankreich am Rhein. — Ursprung der Expedition gegen Algier. — Vorschläge im Namen Mehemed Ali's. — Innere Lage der Monarchie. — Adresse der 221. — Vertagung der Kammern. — Portrait Karls X. — Drohungen Englands. — Haltung des Kabinets der Tuilerien. — Versuche des Lords Stuart von Rothsay bei den Herren von Polignac und von Haussez. — Vorbereitungen zur Expedition nach Algier; Schwierigkeiten von Seiten der Bourgeoisie; lebhafte Opposition der Admirale. — Das Patent des Admirals Roussin zerrissen; Bedenklichkeiten des Admirals Duperré. — Abfahrt der Flotte: Intriguen; England. — Auflösung der Abgeordnetenkammer. — Unruhige Bewegungen. — Charakter der liberalen Opposition: der König und das Gesetz. — Karl X bei dem Herzog von Orleans. — Wirkung, welche die Eroberung von Algier hervorbringt. — Der Marineminister will den Admiral Duperré vor ein Kriegsgericht stellen. — Absichten der Restauration mit Algier. — Demagogisches Treiben des Königthums; Angriffe der Liberalen gegen das Volk. — Stellung der Bourgeoisie; sie fürchtet eine Revolution. — Die Gesinnungen ihrer Häupter. — Portrait des Herrn Laffitte. — Politische Gleichgültigkeit des Volks. — Spaltungen der Royalisten in zwei Parteien: die Männer des Kaiserreichs und die Emigranten. — Einfluß der Geistlichkeit. — Karl X entschließt sich zu einem Staatsstreich. — Befürchtungen des diplomatischen Corps. — Die Männer der Börse und Herr von Talleyrand. — Geheime Berathung der Ordonnanzen; Ansichten der verschiedenen Minister. — Vertrauliche Mittheilungen an Kasimir Perier. — Unterzeichnung der Ordonnanzen.

Seit Herr von Polignac an die Spitze der Geschäfte getreten, lebte die Bourgeoisie in Erwartung einer Revolution und bewegte sich unruhig zwischen Unmuth und Schrecken.

Der Hof besaß die ganze Verblendung des Fanatismus, entwickelte aber auch die Kühnheit desselben. Missionäre hatten sich über ganz Frankreich verbreitet, beunruhigten die Gemüther durch düstere Predigten, trugen unter den Augen der Frauen den Pomp einer furchtbaren Religion zur Schau und pflanzten an den öffentlichen Plätzen das Bild des gekreuzigten Jesus

auf. Man sann auf geeignete Maßregeln, den Geist des Militärs höher zu steigern, und so auf Soldaten und Priester sich stützend, traf das Königthum Anstalten, alles zu wagen.

Wenn ein König eine Reise macht, sei es nun auf dem Weg zum Throne oder zum Schaffot, so gibt die Menge fast jedesmal durch verworrenes Geschrei ihre Stimmung zu erkennen. Solches Geschrei hatte Karl X auf seiner Reise ins Elsaß vernommen und im Sinne seines Stolzes gedeutet; er glaubte sich geliebt.

Gleichwohl war diese Reise durch einige Szenen von unheilverkündender Vorbedeutung bezeichnet worden. In Varennes hatte die königliche Familie, um Pferde zu wechseln, an demselben Platze anhalten müssen, von wo einst Ludwig XVI, ein Deserteur des Königthums, auf der Flucht von seiner Hauptstadt zurückgebracht worden war. Auf einmal und beim Anblick des verhängnißvollen Relais überkommt die Dauphine ein krampfhaftes Zittern; sie befiehlt ihren Leuten, weiter zu fahren, und hinterläßt dem versammelten Volke zum Abschied einige jener Worte, welche die Fürsten ins Verderben stürzen. In Nancy zeigt sich die königliche Familie auf einem Balkon, um die Menge zu begrüßen. Gezische läßt sich vernehmen. Wem gilt die Beleidigung? Die Dauphine nimmt sie sich sehr zu Herzen; sie läßt schnell die Fenster schließen, nachdem sie zitternd und voll Jammer in ihre Gemächer zurückgekehrt.

Gleichwohl war die Reise ins Elsaß, im Ganzen genommen, kein durchaus unglücklicher Versuch, die Volksgunst zu erwerben, und Karl X kehrte mit gesteigerter Zuversicht zurück.

Ehe ich aber sage, zu welchen Extremitäten diese Zuversicht ihn treiben sollte, ist es nöthig, einen Blick auf die auswärtige Politik in dieser Epoche zu werfen.

Im Interesse ihrer Dynastie hatten die Bourbons Frankreich die Verträge von 1815 aufgenöthigt. In demselben Interesse der Dynastie sprach man seit 1829 davon, sie gründlich abzuändern. Denn es ist Regel in den Monarchien, daß die Geschicke eines Volkes durch die Angelegenheiten einer Familie bestimmt werden.

Die Ehre dieses Projektes gehörte zum Theil Herrn von Reyneval: Herr von Polignac machte dasselbe zur Grundlage seiner auswärtigen Politik.

So bereitete sich im Jahre 1830 eine große diplomatische Veränderung in der Welt vor. Es handelte sich um Rückgabe des Rheins an Frankreich.

Zu diesem Behuf waren zwischen dem Kabinet von St. Petersburg und dem der Tuilerien Unterhandlungen angeknüpft worden. Ihre Grundlagen wären folgende gewesen:

Frankreich und Rußland schließen einen festen Bund, der hauptsächlich gegen England gerichtet ist. Frankreich nimmt die Rheinprovinzen wieder. Hannover wird Großbritannien entrissen und in zwei Theile getheilt: mit dem einen wird Holland entschädigt und mit dem andern Preußen schadlos gehalten, das Gebiet der letztgenannten Macht überdies durch Hinzufügung eines Theils von Sachsen zu den preußischen Provinzen Schlesiens besser abgerundet. Der König von Sachsen wird auf Kosten Polens entschädigt. Oestreich wurde Serbien, ein Theil von Dalmatien, den es noch nicht besaß, und eines der beiden Donauufer zugesichert. Rußland seinerseits bekam das entgegengesetzte Ufer, beherrschte das schwarze Meer und setzte sich in Konstantinopel fest, mit dem Vorbehalt, sich von da aus über Asien werfen zu können.

Man weiß, Rußland hat seit Peter I nicht aufgehört, Gelüste nach dem Bosporus zu tragen, und Frankreich und England hatten in ihrer Verblendung seinem Ehrgeiz nur zu gut Vorschub geleistet. Zu seinem ausschließlichen Vortheil hatte die Waffenthat von Navarin statt gehabt. Es hatte die Ergebnisse derselben mit einer Lebhaftigkeit verfolgt, über die wir, trotz ihrer Bedrohlichkeit für uns, laut unsere Freude bezeugten. Aber es sollte selbst bei dem Vertrage von Adrianopel nicht stehen bleiben.

Mahmud hatte die Reform seines Reiches versucht. Eitles Bemühen! Eben in der Originalität der Geschlechter liegt ihre Kraft. Indem Mahmud die alten Traditionen zertrümmerte, entnervte er sein Volk, ohne es zu verjüngen, und die Erschöpfung des einst so kraftvollen Geschlechts der Osmanen war selbst blos ein Symptom vom Verfall des Islamismus.

Bereits hatte die vom Orient angenommene Lehre vom Fatalismus ihren unseligen Einfluß an gewissen Zeichen erkennen lassen. Durch diese Lehre zur Unbeweglichkeit verurtheilt, während der entgegengesetzte Grundsatz von der menschlichen Freiheit den westlichen Nationen unwiderstehliche Glut in die Adern goß, schien der Orient von Europa das Leben zurückzufordern, das er ihm einst gegeben hatte, und zeigte sich als eine reiche und unbegrenzte, aber unbebaute und herrenlose Ländermasse.

Rußland dahin rufen, hieß ihm die ganze Zukunft preisgeben.

Was Frankreich betrifft, so hatte die Revolution von 1789 es wesentlich industriell gemacht und seinem neuen Genius die Flügel der Konkurrenz verliehen. Es konnte folglich nur noch mit Landmächten Bündnisse abschließen. Denn einer mit jedem Tage zunehmenden Produktion einen immer umfassenderen Markt öffnen, von Comtoirs zu Comtoirs laufen, Kundschaften sammeln, das Meer unterwerfen, mit einem Wort, auf dem Abhang hingleiten, den der brittische Genius hinabgestiegen war, das waren die Nothwendigkeiten der Lage, die der Triumph der Bourgeoisie dem Lande bereitet hatte. Indem es jedem Bündniß mit England entsagte,

gehorchte es also bloß den Gesetzen einer unvermeidlichen Rivalität und entsagte dem Unmöglichen.

Aber war das ein richtiges Verhältniß, wenn Rußland Konstantinopel, und Frankreich dagegen weiter nichts als den Rhein erhielt? War es einer Nation, wie die unsrige ist, würdig, einem neu in Europa angekommenen und noch halb barbarischen Volke die Sorge für die Angelegenheiten der Welt und die Schicksale der Völker zu überlassen? Mußte man der französischen Thätigkeit die Bahn verschließen, welche die im Orient eingetretene unermeßliche Leere ihr zu eröffnen schien? Wäre ein solcher Ausweg etwa zu viel gewesen für diese Kraft der Elastizität, die sich während der Republik in unsterblichen Katastrophen und während des Kaiserreichs in wundervollen Eroberungen Luft gemacht hatte? Konnte nicht Rußland, auf die Straßen nach Indien gestellt, dereinst selbst als Seemacht an die Stelle Englands treten und uns tödtliches Herzeleid bereiten? Die Restauration blickte weder so hoch hinauf, noch so weit in die Ferne. Die Verträge von 1815 hatten eine brennende Spur in den Herzen zurückgelassen: man hoffte sie zu verwischen, indem man uns den Rhein als Grenze zurückgäbe.

In diesem Zustand der Dinge faßten Karl X und seine Minister einen hochwichtigen Entschluß. Der Fächerschlag, welchen der Dei von Algier dem französischen Konsul versetzt, war bis jetzt unbestraft geblieben. Ermuthigt durch die Schwachheit, welche die französische Regierung in dreijähriger vergeblicher Blokade an den Tag gelegt, hatte der Dei von Algier das Schiff eines Parlamentärs mit Kanonen beschießen lassen und unsern Konsul in Tripolis gezwungen, in aller Eile von seinem Posten zu fliehen. Wo wollte der Schimpf ein Ende nehmen? Wie lange sollte die Straflosigkeit noch dauern? Es wurde eine Expedition gegen die afrikanischen Seeräuber beschlossen.

Rußland unterstützte diesen Plan kräftig. Es erblickte Frankreich gerne auf dem afrikanischen Ufer des mittelländischen Meeres, weil es die Seeherrschaft der Engländer in diesen Gewässern in Schach halten konnte.

Mittlerweile kamen zwei Abenteurer, die Herren Drovetti und Liveron, nach Paris. Sie gaben sich bei den Ministern Karls X als Gesandte Mehemed Ali's aus. Der Pascha von Aegypten, sagten sie, sei bereit, den Seeräubern zu Leibe zu gehen, sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und die Beleidigungen, die Frankreich erlitten, an ihrem Oberhaupte zu rächen.

Dieser sonderbare Vorschlag wurde von dem Kriegsminister, Herrn von Bourmont, dem Marineminister, Herrn von Haussez, sowie von den Herren Guernon-Ranville und Courvoisier lebhaft bekämpft; von dem Fürsten von Polignac dagegen mit beiden Händen ergriffen. Er gewann den König dafür, und ohne den Ministerrath darüber zu befragen, wurde ein Vertrag

abgeschlossen. Dieser enthielt seltsame Bestimmungen: Frankreich verpflichtete sich, Mehemed Ali zehn Millionen, Transportmittel und vier Linienschiffe mit französischen Offizieren zu liefern.

Als die Minister des Krieges und der Marine diesen ohne ihre Mitwirkung abgeschlossenen Vertrag lasen, äußerten sie das lebhafteste Mißvergnügen. Sie versäumten nichts, um seine Vollziehung zu verhindern, und behielten sich vor, im Fall ihre Bemühungen vergeblich sein sollten, aus dem Kabinet zu treten. Aber die religiösen Bedenklichkeiten des Königs versprachen ihnen einen leichten Sieg. Herr von Bourmont hatte erklärt, er für seine Person werde sich nie dazu entschließen, christliche Offiziere unter die Befehle eines Muselmannes zu stellen. Karl X wurde wankend gemacht, mächtige Einflüsse auf sein Herz bestimmten ihn: der Vertrag wurde zurückgenommen.

Mehemed Ali, der bereits davon in Kenntniß gesetzt war, ohne jedoch eine offizielle Mittheilung erhalten zu haben, zeigte sich nicht beleidigt und stellte sogar in Abrede, daß die Vorschläge von ihm ausgegangen seien. Auch hatte er den Sultan um Erlaubniß bitten müssen, und diese war ihm abgeschlagen worden. Jetzt erst wurde beschlossen, daß Frankreich sich bewaffnen solle, um den Streit Frankreichs auszufechten.

Alsbald erwachte in England sein ganzer alter Haß wieder. Es zeigte sich bald überrascht, bald entrüstet. Es verlangte Erklärungen, reichte Beschwerden ein und schritt sogar zu Drohungen.

Die französische Regierung ließ sich dadurch nicht stören oder beunruhigen. Sie war der Unterstützung Rußlands sicher. Oestreich und Preußen neigten sich auf ihre Seite. Sämmtliche kleinen Mächte Italiens billigten ihren Plan, das mittelländische Meer von den Seeräubern zu reinigen, die so frech ihr Wesen trieben. Der König von Sardinien erblickte darin die Befreiung des Handels seiner Unterthanen. Holland hatte nicht vergessen, daß im Jahre 1808 der Dei von Algier in unerhörtem Uebermuth seinen Konsul daselbst, Herrn Frassinet, wegen einer unbedeutenden Verspätung in Bezahlung des gewohnten Tributs hatte einkerkern lassen. Spanien allein schien unruhig über die möglichen Vergrößerungen unserer Macht, die ihm zu nahe treten konnte. Aber man hatte von diesem Lande nichts zu fürchten: seine diplomatische Rolle in Europa war mit jedem Tage unbedeutender geworden, von der Stunde an, da Karl V sich lebendig in dem Kloster des heiligen Justus begraben hatte.

Karl X hatte überdies einen dringenden Grund, den Anmuthungen Englands zu widerstehen. Es war ihm leicht begreiflich zu machen, daß die Verlegenheiten seiner inneren Politik eine glänzende Diversion erheischen: daß die Monarchie, die unter den wiederholten Streichen des Liberalismus

zu wanken begann, mit Leidenschaft vertheidigt sein wolle; und daß der Glanz einer neuen Eroberung einen Angriff auf die öffentlichen Freiheiten weniger gefährlich machen werde.

In der That hatte sich die Monarchie in Frankreich eine verzweiflungsvolle, weil auf Gewaltthat beruhende, Lage geschaffen. Es war noch immer derselbe unvermeidliche und fürchterliche Kampf zwischen der Macht des Königs und der der Kammer, welcher sich für Ludwig XVI am 10. August und für Napoleon am Tage nach Waterloo geendet hatte. Fünfzehn Jahre mannigfaltiger Versuche hatten an diesem nothwendigen Streit zwischen zwei entgegengesetzten Mächten nichts geändert. Am 2. März richtete Karl X an die neu einberufene Kammer die feierlichen Worte: „Ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung zu dem Guten, das ich bewerkstelligen will. Sie werden mit Verachtung die verrätherischen Vorspiegelungen abweisen, welche übelwollende Menschen zu verbreiten suchen. Sollten strafbare Umtriebe meiner Gewalt Hindernisse in den Weg legen, welche ich nicht vorher sehen darf und will, so würde ich die Kraft, sie zu überwinden, in meiner Entschlossenheit, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten, in dem gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe finden, welche sie jederzeit für ihren König an den Tag gelegt haben." Und die Versammlung antwortete in einer von 221 Mitgliedern unterzeichneten Adresse: „Die Charte hat den fortwährenden Einklang der politischen Absichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volkes zur unumgänglichen Bedingung des regelmäßigen Ganges der öffentlichen Angelegenheiten gemacht. Sire! unsere Loyalität, unsere Ergebenheit verdammen uns, Ihnen zu sagen, daß dieser Einklang nicht statt findet."

Die Kammer wurde vertagt.

Man hatte im Anfang davon gesprochen, sie sogleich aufzulösen. Dies war die Ansicht des Herrn von Montbel, welcher wünschte, man solle der Auflösungsordonnanz sogleich eine königliche Proklamation an die Wähler nachfolgen lassen. Dieser Antrag wurde lebhaft bekämpft von Herrn von Guernon-Ranville. Er stellte vor, wenn man auf diese Art den König selbst auf den Tummelplatz der Parteien herabsteigen lasse, so werde dadurch die Majestät der Krone schwer kompromittirt, und eine Niederlage wäre dann eine förmliche Erschütterung des monarchischen Prinzips. Herr von Montbel hatte, wie es schien, hauptsächlich auf die Liebe der Franzosen zu Karl X gerechnet. Herr von Guernon-Ranville erklärte aber ohne Bedenken in Gegenwart des Monarchen, sein Kollege sei in dieser Beziehung in einem schweren Irrthume befangen. „Die Franzosen," sagte er „haben aufgehört ihre Könige zu lieben. Sehen Sie es nicht an diesem unversöhnlichen Hasse, welcher die achtbarsten und angesehensten Männer verfolgt, sobald sie mit

der Wahl der Krone beehrt werden?" Diese rauhe Freimüthigkeit mißfiel Karl X nicht. Der Gedanke an eine alsbaldige Auflösung wurde aufgegeben. Inzwischen standen die Sachen so, daß Karl X sich nur noch in die Diktatur flüchten konnte.

Ja, welcher andere Ausweg blieb der Monarchie? Durfte Karl X die Lehre vergessen, welche das seinem Palaste gegenüber errichtete Leichenmonument ihm zu ertheilen schien? Hatten Konzessionen Ludwig XVI gerettet? Auch er hatte, als er sich bedroht sah, angefangen zurückzuweichen, und war zurückgewichen bis auf den Platz Ludwigs XV; dort angelangt, konnte er aber nicht mehr weiter gehen und machte Halt unter der Hand des Henkers.

Karl X hätte abdanken, er hätte das Königthum in Frankreich für abgeschafft erklären können; aber welche andere Art von Mäßigung war ihm gestattet? Konzessionen hätten ihn später nur zu der Alternative geführt, abzudanken, oder seine Herrschaft dem Lande aufzunöthigen.

Gleichviel. Die Nation diesem hartnäckigen Kampfe zwischen zwei unversöhnbaren Gewalten aufzuopfern, auf den Umsturz aller durch so vieljährige Revolutionen eroberten Prinzipien loszuarbeiten, ohne eine andere Entschuldigung, als die Unmöglichkeit, das Königthum gegen die Macht der Dinge aufrecht zu erhalten, das war ein Verbrechen gegen das Volk und gegen Gott.

Wenn Karl X aufrichtig an sein Recht glaubte, als er seine Krone mit kecker Hand zu vertheidigen suchte, so könnte er gleichwohl nur dann dem Verdammungsurtheil der Geschichte entgehen, wenn er die Gefahren der Revolution, die er vorbereitete, auf sein eigenes Haupt herabbeschworen hätte. Da er den Thron weder erniedrigen lassen, noch von ihm herabsteigen wollte, so mußte er darauf sterben.

Allein Karl X war sowohl vermöge seiner Tugenden als vermöge seiner Fehler seiner Bestimmung nicht gewachsen. Voll Rechtlichkeit, Grazie und Artigkeit, treu seinem Worte und seinen Freundschaften, besaß er alle ritterlichen Eigenschaften, nur nicht Muth und Begeisterung. Sein Benehmen hatte etwas so Königliches, daß er trotz seines Mangels an Muth in einem kriegerischen Lande der Geringschätzung entging. Mit diesen Eigenschaften würde er vielleicht seiner Rolle genügt haben, wenn er, statt die Monarchie tragen zu müssen, gleich seinen Vorfahren von ihr getragen und gehoben worden wäre. Ludwig XVIII gelang es nur dadurch, ruhig in seinem Bette zu sterben, daß er aus seiner Regierung eine lange Abdankung des Königthums machte. Karl X hatte über die Herabwürdigung seines, in der That von nichts als Herabwürdigung umgebenen, Bruders geseufzt, und hoffte, das wieder herzustellen, was vernichtet, das wieder zu erheben, was zu Boden geworfen worden war, d. h. die Krone zu befreien, gegen-

über einem nach Herrschaft gierigen Parlament; das Ansehen der Kirche wieder zu beleben unter einem Volke, das sich zu den Festen des Atheismus hatte schleppen lassen; den Nimbus des Königthums wieder herzustellen in einem Lande, wo ein König mit auf den Rücken gebundenen Händen auf öffentlichem Platze gestorben war; endlich die Herrschaft der Etikette wieder einzuführen bei einer Nation, welche Gleichheit, wenigstens ihre Formen und Lügen, über alles liebt. Die Aufgabe war unermeßlich, sie hätte das Genie eines großen Mannes erschöpft: aber Karl X bebte nicht davor zurück, da er ihren ganzen Umfang nicht kannte. Die Priester beherrschten ihn, und von dem Tage an, wo er, die Sünden seiner Jugend zu büßen, mit der Hälfte der den sterbenden Lippen der Marquise von Polastron dargebotenen Hostie kommunizirt, hatte seine Frömmigkeit den Charakter melancholischer Ueberspannung angenommen; aber es war gleichwohl eine naive Frömmigkeit, die weder Tiefe noch Ziel hatte und dem verfallenen Katholizismus einen gewissen, mehr pomphaften als heroischen Schutz sicherte. Er hing fest an den alten Ideen, aber bloß, weil es ihm an Einsicht gebrach, sie zu beurtheilen, und an Kraft, sich ihrer zu erwehren. Er haschte nach Vergrößerung seiner Macht, aber weit mehr um ihren Grundsatz zu heiligen, als um ihren Gebrauch auszudehnen. Kleine Seelen gefallen sich in der Mejestät des Befehlens; männliche Geister begnügen sich mit dem Besitze der Gewalt. Der Despotismus hat seinen Ruhm, weil er seine Stürme hat; Karl X war nicht einmal fähig, sich bis zur Tyrannei zu erheben. Er sagte oft: „Man könnte alle Prinzen des Hauses Bourbon in einem Mörser zerstoßen und würde doch nicht ein Körnchen Despotismus herausbringen.“ Er sprach wahr. Die Diktatur, welcher Andere aus Uebermacht der Thätigkeit oder Willenskraft nachgestrebt hätten, verlangte er bloß aus Trägheit. Eben so menschlich als mittelmäßig, suchte er nur deshalb die unumschränkte Gewalt, um nicht genöthigt zu sein, sie gewaltsam zu machen. Es war nichts Thatkräftiges in ihm, nicht einmal sein Fanatismus, und nichts Großes nicht einmal sein Hochmuth.

Dem sei wie ihm wolle, Karl X hatte seinen Entschluß gefaßt, und in seiner Anschauung verknüpfte sich der Krieg gegen Algier immer mehr mit Maßregeln, welche, wie er glaubte, das Königthum über alle Angriffe erheben mußten. Die Vorstellungen Englands wurden daher keiner Beachtung gewürdigt. In diesem Sinne wurde eine ministerielle Depesche den 12. März unserm Gesandten in London, Herrn von Laval, zugeschickt.

Diese Depesche war absichtlich sehr dunkel abgefaßt. Nachdem er erklärt, die Expedition habe ursprünglich den Zweck gehabt, eine Beleidigung gegen Frankreich zu rächen, sprach Herr von Polignac von der umfassenderen Entwickelung, welche die Ereignisse sofort den Planen des Königs gegeben haben.

Aber was halfen solche zweideutige Worte? Lord Stuart wurde von dem Grafen Aberdeen beauftragt, eine weniger unbestimmte Antwort zu verlangen.

Die Instruktionen, die sich vom 3. Mai datiren, hatten eine zweite Depesche zur Folge, welche die dringenden Fragen Englands folgendermaßen beantwortete:

„Der König beschränkt seine Pläne nicht mehr bloß auf Genugthuung für Privatbeschwerden Frankreichs, sondern hat beschlossen, die Expedition, der die Zurüstungen gegolten, zum Vortheile der ganzen Christenheit ausschlagen zu lassen; er hat sich zum Zweck und Preis seiner Bemühungen die endliche Vernichtung der Seeräuberei, die gänzliche Abschaffung der Sklaverei von Christen, so wie die Abschaffung des Tributes gesetzt, welchen die christlichen Mächte der Regentschaft bezahlen."

Eine andere Depesche vom 12. Mai erklärte, daß der König die Waffen nicht niederlegen werde, ohne den doppelten Zweck, den er sich vorgesetzt, erreicht zu haben: nämlich Genugthuung für die Beleidigung, welche die unmittelbare Ursache der Feindseligkeiten gewesen, und zweitens den Triumph der gemeinschaftlichen Interessen der ganzen Christenheit. Aber beabsichtigte Frankreich, Algier zu seinem eigenen Vortheil zu erobern und sich daselbst festzusetzen? Das wünschte England vor allem zu wissen, und gerade über diesen Punkt hüllte sich das Kabinet der Tuilerien in ein gänzliches Stillschweigen.

Die Haltung der französischen Minister verursachte eine gewaltige Erbitterung in England. In Paris versuchte Lord Stuart in halb diplomatischen Gesprächen zuerst den Marineminister, Herrn von Haussez, dann den Präsidenten des Ministerraths, Herrn von Polignac, einzuschüchtern. Ersterer wies das hochmüthige Wesen des englischen Gesandten mit vieler Heftigkeit zurück.*) Der zweite setzte ihm eine kalte, höhnische Höflichkeit entgegen. Engländer durch Gewohnheiten, durch persönliche Freundschaften, durch die Erinnerung an seine in London zugebrachte Jugend, durch Benehmen und sogar durch Tracht, war Herr von Polignac als Staatsmann doch gänzlich dem System der russischen Allianz zugethan.

Der Würfel wurde also geworfen: die Rüstungen wurden eifrig fortgesetzt, das Landheer schnell organisirt, und in sämmtlichen Häfen des Königreichs den Arbeitern die doppelte Aufgabe gegen gedoppelten Lohn gestellt.

---

*) In seinem Gespräch mit dem englischen Gesandten entfuhren Herrn von Haussez im Aerger über den schneidenden Ton, den Lord Stuart annahm, folgende Worte: „Wenn Sie eine diplomatische Antwort wünschen, so wird der Herr Präsident des Ministerrathes sie Ihnen geben. Ich für meine Person erkläre Ihnen, abgesehen von der offiziellen Sprache, daß wir uns einen D.... um Sie bekümmern."

Inzwischen war es den Liberalen unheimlich zu Muthe. Ueberzeugt, daß dieses militärische Ungestüm des Königs einen unseligen Hintergedanken berge, stellten sie die Resultate des Königs in Zweifel, übertrieben die Hindernisse, schufen willkürlich unüberwindliche Schwierigkeiten und boten alles auf, um die Gemüther mit Angst zu erfüllen. Das Journal des Debats besonders setzte der kriegerischen Politik des Kabinets eine unversöhnliche Opposition entgegen.

Auf dem Kriegsministerium hatte man Herrn von Bourmont umlagert und suchte ihn durch die schwärzesten Prophezeiungen irre zu machen. Es gäbe, versicherte man ihm, gar kein Wasser in der Umgegend von Algier, und eben so wenig Holz zu den Faschinen; die Armee müsse vernichtet werden, ohne auch nur zum Kampfe zu kommen. In Paris befand sich damals ein Mann, der nicht lange vorher in die Gefangenschaft der Algierer gerathen und genöthigt gewesen war, einige Zeit am Bord eines Korsaren zu leben, wo er das Dolmetscheramt versah. Es war Herr Arago. Der Kriegsminister fragte ihn, und er antwortete, in der Umgebung von Algier finde sich sowohl Wasser als Holz im Ueberfluß.

Aber die Admirale ihrerseits erklärten eine Landung für unmöglich und erbitterten den unerfahrenen Marineminister, ohne ihn jedoch von seinem Vorhaben abzubringen.

Auf's Aeußerste getrieben, entschloß sich Baron von Haussez, zwei Schiffskapitäne zu befragen, welche die Blokade von Algier mitgemacht hatten und daher im Stande waren, genaue Aufschlüsse zu geben. Die Herren Gay von Taradel und Dupetit-Thouars versicherten, die Landung sei nicht nur ausführbar, sondern sogar leicht, und auf ihre Erklärung gestützt, berief Herr von Haussez die Admirale.

Herr Roussin war der Einzige unter ihnen, der sich noch nicht entschieden ausgesprochen hatte. Als die Reihe, sich zu erklären, an ihn kam, trat er der Ansicht seiner Kollegen bei und bekämpfte den Plan der Expedition vom seemännischen Standpunkte aus. Jetzt zog der Marineminister ein Papier aus seiner Tasche und sagte: „Ich bedaure, mein Herr, daß Sie diese Ueberzeugung haben, denn ich habe hier das Patent in der Hand, das Sie zum Vizeadmiral ernannte und Ihnen den Befehl über die Flotte gab." Mit diesen Worten zerriß der Baron von Haussez das Papier in Stücke. Sein Beschluß war unwiderruflich gefaßt. „Wenn die Admirale sich nicht herbeilassen," sagte er, „so ist der König entschlossen, bis zu einem Briggkapitän und nöthigenfalls bis zu einem Fähndrich herabzusteigen, um ihm das Kommando der Flotte zu übergeben."

Eine zweite Konferenz fand bei dem Fürsten von Polignac statt. Die Expedition, gegen welche der Admiral Jacob eine förmliche Abhandlung

geschrieben und mitgebracht hatte, wurde nur von den Herren von Taradel, Dupetit-Thouars und Valazé unterstützt. „Ich bin kein Seemann," sagte der General Valazé, „aber ich weiß kein Beispiel in der Weltgeschichte, wo eine ähnliche Unternehmung an der Unmöglichkeit der Landung gescheitert wäre. Hat denn die Marine keine Fortschritte gemacht? Wer wollte dies zu behaupten wagen?" Diese Ansicht mußte natürlich im Ministerrathe durchdringen; und so geschah es denn auch.

Aber wem den Befehl über die Flotte anvertrauen? Der General Bourmont, der das Kommando über die Landarmee übernahm, bezeichnete Herrn von Haussez den Admiral Duperré, damaligen Seepräfekten in Brest.

Der Admiral Duperré hatte im Anfang keine Einwendungen zu machen. Aber am andern Tage schien er alles Vertrauen verloren zu haben, sei es nun, daß Einflüsse, die er vorher nicht in so genaue Berechnung gezogen, siegreich auf ihn gewirkt, oder daß eine schärfere Prüfung des Unternehmens ihm die Hindernisse und Gefahren desselben deutlicher enthüllt hatte. Gleichwohl nahm er den ihm angebotenen Oberbefehl an. Da indeß seine Haltung, so wie seine Verbindungen den Ministern einiges Mißtrauen einflößten, so erwirkte sich der General Bourmont heimlich eine Ordonnanz, welche ihm selbst den obersten Befehl sowohl über das Landheer, als über die Flotte übergab.

Im Uebrigen waren die Ausrüstungen unermeßlich und ausnehmend prunkhaft. Die Landarmee, die aus drei Divisionen bestand und von den Generallieutenants Berthezène, Loverdo und von Escars befehligt wurde, belief sich auf mehr als siebenunddreißigtausend Mann mit Einschluß eines Regiments Chasseurs und einer Abtheilung vom Geniecorps unter den Befehlen des Barons Valazé. Die Flotte bestand aus hundert und drei Kriegsschiffen mit siebenundzwanzigtausend Seesoldaten, dreihundertsiebenundsiebzig Transportschiffen und etwa zweihundertfünfundzwanzig Fähren oder Flößen. Da England uns gedroht, so hatte man sich bereit gemacht, seine Angriffe nöthigenfalls kräftig abzuweisen. Die Seesoldaten zeigten sich voll Thatenlust. Der Admiral, der sie befehligte, war tapfer und erfahren. Im Uebrigen rechnete man auf das Glück Frankreichs.

Englands Versuche beschränkten sich auf Folgendes. Es veranlaßte die Pforte zu dem Entschlusse, von ihrer Oberlehnsherrlichkeit Gebrauch zu machen und einen Pascha nach Algier zu schicken, mit dem Auftrage, den Dei zu verhaften, erdrosseln zu lassen und Frankreich jede Genugthuung anzubieten, die es wünschen könnte. Dies hieß allen Vorwand zur Expedition nehmen. Tahir Pascha machte sich also auf einer englischen Fregatte auf den Weg nach Algier. Aber der Marineminister, der zur rechten Zeit davon in Kenntniß gesetzt worden, hatte den französischen Kreuzern befohlen,

dem Pascha die Einfahrt in den Hafen zu verwehren. Als nun seine Fregatte auf ein kleines Schiff stieß, das von dem Fähndrich Dubruel befehligt wurde, so erklärte dieser unerschrockene Offizier entschlossen, er werde sie nicht vorüberziehen lassen, ohne daß sie ihn selbst in den Grund bohre. Tahir Pascha wagte es nicht, seine Reise fortzusetzen; er wurde von der französischen Flotte erreicht und nach Toulon geschickt. Darauf liefen die Drohungen des Kabinets von Saint-James hinaus.

Am 16. Mai, dem Tage, wo die Flotte von Toulon absegeln sollte, wurde die Kammer, die bloß vertagt gewesen war, aufgelöst. Der Kampf erklärte sich immer deutlicher: zwei Minister, die seine Entwickelung voraussahen, traten ab. Es waren dies die Herren von Chabrol und Courvoisier. Man mußte sie ersetzen. Nun war seit einiger Zeit Herr von Chantelauze dem König als ein talentvoller, entschlossener und den Interessen der Monarchie gänzlich ergebener Mann bezeichnet worden. Der Dauphin hatte auf seiner Rückreise von Toulon, ehe er sich nach Paris begab, eine ernsthafte Unterredung mit ihm gehabt und ihm lebhafte Vorstellungen gemacht. Herr von Chantelauze knüpfte an seinen Eintritt in's Ministerium zwei Bedingungen: erstens, daß der Art. 14 der Charte angewendet, zweitens, daß Herr von Peyronnet gleichfalls berufen werde. Man bot deshalb das Portefeuille des Innern Herrn von Peyronnet an, und als der Fürst von Polignac zu ihm sagte: „Bedenken Sie, daß wir den Art. 14 anwenden wollen," antwortete Herr von Peyronnet: „Ich bin vollkommen einverstanden."

Herr Capelle, der sich in Wahlangelegenheiten den Ruf großer Gewandtheit erworben hatte, wurde gleichfalls in's Kabinet berufen, und da es kein erledigtes Portefeuille gab, so schuf man für ihn das Ministerium der öffentlichen Arbeiten.

Der Hof schritt sichtlich einem 18. Brumaire entgegen. Die Bourgeoisie zitterte schon bei dem Gedanken an einen 10. August. Mit diesen zwei Arten von Revolution, welche sie beide gleich sehr fürchteten, bedroht, flüchteten sich die Liberalen in das Wahlprivilegium, das sie im vollen Maße genossen, waffneten sich mit der Gesetzlichkeit, führten unaufhörlich die Charte im Munde und entfalteten mit einem Worte die fieberische Heftigkeit, welche aus großer Angst entsteht. Allenthalben bildeten sich Vereine zur Verweigerung der Abgaben. In Paris hatten sich Wahlcomités festgesetzt. Drängende Rundschreiben empfahlen den Wählern die Taktik der Ovationen. Zur weiteren Anfeuerung der Gemüther wurde in Paris mehr als sechshundert Wahlmännern ein Banket gegeben; zweihunderteinundzwanzig Kronen schmückten symbolisch den festlichen Saal, und die Rede, welche Herr Odilon-Barrot bei dieser Gelegenheit hielt, vermengte in einer und derselben Huldigung den König und das Gesetz.

Man merke sich nämlich wohl, daß nach dem Grundsatze der Liberalen der Thron über allen diesen Stürmen stand. In der Gesellschaft: „Hilf dir selbst," deren Mitglied Herr Odilon-Barrot war, hatte man sehr lebhaft die Frage verhandelt, ob bei dem Banket in der Weinlese von Burgund ein Toast auf das Königthum ausgebracht werden solle. Aber diejenigen, die den Haß, welchen seine Minister einflößten, bis auf den Monarchen ausdehnten, hatten sich in der Minderheit befunden und ihre Vorschläge zurücknehmen müssen. Die in der Weinlese von Burgund versammelten Liberalen tranken auf die Gesundheit Karls X.

Und sie entfernten sich hierin nicht von dem Geiste, welcher die 221 belebte, einem Geiste, der sich bei der Berathung der Adresse klar in folgenden Worten des älteren Dupin ausgesprochen hatte: „Die Grundbasis der Charte ist tiefe Ehrfurcht vor der Person des Königs; sie drückt im höchsten Grade die Verehrung für dieses alte Geschlecht der Bourbons aus; sie stellt die Legitimität nicht bloß als eine gesetzliche Wahrheit, sondern als eine soziale Nothwendigkeit auf, welche heutzutage bei allen Wohlgesinnten das Ergebniß der Erfahrung und Ueberzeugung ist."

Die dünn gesäeten Anhänger des Herzogs von Orleans bedurften also eines glänzenden Umstandes, der den Franzosen erlaubte, sich seiner zu erinnern. Die Ankunft des Königs und der Königin von Neapel gab die gewünschte Veranlassung. Man benutzte sie.

Den 31. Mai, Abends 9 Uhr, erglänzte das Palais-Royal von Lichtern; zahlreiche Reihen Orangebäume durchdufteten die Gallerien, die es umgeben, und draußen in dem huldreich der Menge geöffneten Garten drängten sich Tausende von Zuschauern.

Zu diesem prachtvollen Feste, bei welchem in den Personen einer großen Anzahl berühmter Oppositionsmänner der Kern der Bourgeoisie figuriren mußte, hatte der Herzog von Orleans die ganze königliche Familie und den ganzen Hof eingeladen. Karl X, bei welchem das ehrfurchtsvolle und übertrieben gefällige Wesen des Herzogs den Verdacht nicht hatte aufkommen lassen, der bei den Höflingen bereits Wurzel geschlagen, Karl X folgte der Einladung des Sohnes von Philipp-Egalité. Aber hohe Personen murrten über diesen Schritt und gaben sich das Ansehen, als erblickten sie darin eine Beeinträchtigung der Rechte der Etikette.

Vom Nahen des Königs in Kenntniß gesetzt, stellte sich der Herzog von Orleans mit seiner ganzen Familie unten an der Treppe auf, um ihn zu empfangen, verneigte sich tief und versicherte seinen Souverän in ausdrucksvollen Worten der ganzen Erkenntlichkeit, welche er für die ausgezeichnete Ehre, die er ihm erwiesen, in seinem Herzen trage.

Das Fest war königlich. Dreitausend Personen ergingen sich in den prachtvoll geschmückten Gemächern. Und bereits hatten sich alle Herzen dem Vergnügen geöffnet, als man einen gewaltigen Lärm vernahm von demselben Garten her, von wo aus einst Saint-Hurugues abgegangen war, um die erbitterte Menge nach Versailles zu führen, welche die Thaten vom 5. und 6. Oktober ausführte. Man drängt sich in den Salons, Alles geräth in Verwirrung. Flammen loderten im Garten am Fuße der Apollostatue. Lampen, mit brennendem Fett angefüllt, flogen hin und her, von unbekannten Händen geschleudert. Die Frauen flohen unter jammervollem Angstgeschrei. Bei diesem Anblick sehen die Feinde des Herzogs von Orleans, die zu seinem Feste geladen worden waren, überrascht einander an. Seltsame Muthmaßungen kommen in Umlauf. Man erzählt, der Polizeipräfekt habe am Morgen des Festes den Herzog um Erlaubniß gebeten, einige Soldaten in dem Garten aufzustellen, um mögliche Unordnungen zu verhüten, und dieser habe seine Einwilligung verweigert. Man prüft genau die Haltung des Prinzen, der mitten in einer zahlreichen Gruppe dringende Worte zu sprechen scheint und sie mit lebhaftem Geberdenspiel begleitet.

Die Ordnung wurde bald wieder hergestellt. Truppen, die man zum Voraus in der Nähe aufgepflanzt hatte, wurden herbeigerufen, und der Ball ging ohne weitere Störungen zu Ende. Aber schwankenden Gemüthern ein Ziel zeigen und ihnen etwas zum Wollen geben, das heißt eine Macht schaffen. Eine Kandidatur hatte sich in der Verwirrung eines Festes aufgethan.

Mitten in der allgemeinen bangen Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ertönten hundert Kanonenschüsse in Paris. Der Baron von Haussez eilte sogleich zum König, das Herz voll freudiger Rührung und mit strahlendem Gesichte. Karl X ging mit ausgestreckten Armen auf ihn zu, und als der Minister sich neigte, um dem Monarchen die Hand zu küssen, rief Karl X mit Wärme: „Nein, nein! Heute umarmt sich Alles.“ Algier gehörte Frankreich.

Bei dieser großen Nachricht machte der Hof seiner Begeisterung in den übertriebensten Freudenbezeigungen Luft. Die Liberalen legten nur ein unentschiedenes Vergnügen an den Tag, und die Hauptanführer der Bourgeoisie verheimlichten mit Mühe die Bitterkeit ihrer Empfindungen. Beklagenswerthe Impietät der Parteifeindseligkeiten! Die Eroberungen eines französischen Heeres versetzten die Hälfte von Frankreich in Trauer. Die Nationalehre hatte sich gehoben; die Fonds sanken. Sie waren gestiegen an dem Tage, da man in Paris das Unglück von Waterloo vernahm.

Statt also sich zu beruhigen, wurden die Leidenschaften heftiger als je. Die liberalen Blätter hatten, um Herrn von Bourmont damit zu Boden zu drücken, eine der grausamsten Erinnerungen aus einer an Verräthereien

fruchtbaren Epoche wieder aufleben lassen; sie suchten den ganzen Ruhm der Expedition dem Admiral Duperré zuzuwenden.

Die Royalisten ihrerseits ergossen sich in bitteren Klagen gegen ihn, die indeß wenig Anklang fanden.

„Die Abfahrt der Flotte," sagten sie zu einander, „war auf den 16. Mai festgesetzt: warum hat der Admiral ohne irgend einen augenfälligen Grund sie bis zum 25. hinausgezogen? Und als am 30. Morgens die Flotte nur noch fünf oder sechs Meilen vom Kap Carines stand, warum hat er sie in die Bucht von Palma zurückgeführt, trotz der dringenden Vorstellungen des Generals Bourmont und ohne daß die Stärke des Windes diesen plötzlichen Entschluß genügend entschuldigte? Und dann, warum hat er nicht mehr Vorsicht an den Tag gelegt? Hätte er nicht jedenfalls den Geschwadern zum Voraus den Punkt bestimmen und bezeichnen sollen, wo sie, im Fall sie zerstreut wurden, sich wieder sammeln konnten? Das mittelländische Meer hätte dann nicht mehrere von unseren Schiffen auf's Gerathewohl auf den Wogen umherirren sehen, und die Flotte hätte nicht acht Tage dazu gebraucht, um sich in der Bucht von Palma wieder zu sammeln. Und noch mehr. Wer war Schuld, wenn nach der Landung gänzlicher Mangel an Transportmitteln den Eifer unserer Truppen täuschte? Ohne die so verspätete Ankunft des Convois, der die Trainpferde, die schwere Artillerie und das Belagerungsmaterial brachte, hätte das Gefecht von Staouëli vielleicht nicht stattgefunden, und wir hätten eine schnellere Eroberung mit weniger Blut bezahlt." Einige behaupteten auf Privatkorrespondenzen hin, während der Belagerung des kaiserlichen Schlosses habe die Flotte außer Schußweite defilirt und die Anstrengungen des Landheeres nur sehr unvollkommen unterstützt.

Diese im Munde politischer Gegner ohnehin verdächtigen Beschuldigungen waren weniger gegen den Admiral selbst gerichtet als gegen diejenigen, deren Einfluß man ihn zugänglich glaubte. Wie dem auch sei, der Baron von Haussez verlangte, Herr Duperré solle vor ein Kriegsgericht gestellt werden; Karl X aber weigerte sich nicht nur dessen gänzlich, sondern erhob ihn in den Pairsstand. Die Liberalen beklagten sich und sagten, der Pairstitel stehe bei weitem der Würde eines Marschalls von Frankreich nach, welche Herrn von Bourmont zuerkannt worden war.

Der Lärm des Tedeums verlor sich in diesem Geschrei der feindlichen Parteien. Dasselbe war so laut, daß man beinahe nicht auf den Finanzbericht achtete, in welchem Herr Chabrol für 1831 einen Einnahmeüberschuß von drei Millionen ankündigte.

Wenn es der Politik des Ministeriums Polignac nicht an Kraft gemangelt hatte, als die Frage sich um die Eroberung Algiers drehte, so erman-

gelte es ihr dagegen gänzlich an Kühnheit und Schwung, als es sich um Benutzung dieser Eroberung handelte. Nach der Ansicht, welche im Ministerrathe die herrschende zu sein schien, hätte man sich darauf beschränkt, die Stadt Algier der Erde gleich zu machen und Oran als militärische, Bona als kommerzielle Stellung zu besetzen. Auch hatte Herr von Bourmont Befehl, sich provisorisch in Algier einzuschließen. Seine Expedition nach Blida überschritt die Grenzen seiner Vollmacht, wurde auch vom Hofe als ein Uebergreifen des militärischen Geistes betrachtet und mißbilligt. Aus Eroberern Afrika's wurden wir gewissermaßen Kerkermeister des mittelländischen Meeres. Die Macht der Mittel verschwand in der Hohlheit des Ergebnisses. Aber die Abschaffung der Seeräuberei und die Befreiung der Christenheit von einem schmählichen Tribut genügten zur Befriedigung Karls X, dessen Frömmigkeit nicht nach der Eroberung einer Welt trachtete.

Inzwischen begannen dumpfe Gerüchte sich zu verbreiten. War es wahr, daß ein Kohlenträger, der im Namen der Lastträger der Halle und der Hafenarbeiter sprach, zum Könige gesagt hatte: „Sire, der Kohlenträger ist Herr in seinem Hause, seien Sie es in dem Ihrigen —"? Die Höflinge versicherten es und legten gewaltigen Nachdruck auf diese Aeußerung, während die Schriftsteller der Bourgeoisie sie ganz in Abrede stellten, von einem Zustande der Verdummung unter den arbeitenden Klassen, so wie von der Gefährlichkeit ihrer Allianz sprachen und sich heftig über das Heimtückische in dem demagogischen Treiben des Königthums beschwerten.

So schrieb z. B. am 22. Juli 1830 der National, ein im Interesse des Hauses Orleans gegründetes Journal: „Ein Journal, welches nicht das ganze Vertrauen des Ministeriums besitzt, aber alle seine Gesinnungen theilt, ruft aus Anlaß einer Ansicht, welche wir in den letzten Tagen ausgesprochen haben: „Man will weder Holzschuhe noch Piken, sondern man will Patente! Wie, die Patente gehen den Holzschuhen vor! Denkt man so?" Das charakterisirt weit besser, als das Geschichtchen mit dem Redner der Kohlenträger, die verzweifelte Lage unserer Contrerevolutionäre. Wenn man sich gegen die öffentliche Meinung eines Landes in Opposition gesetzt hat, wenn man sich weder mit den Kammern, die es gesetzlich vertreten, noch mit den eben so gesetzlichen Organen, welche ihm die Presse liefert, noch mit der unabhängigen Magistratur, welche blos das Gesetz anerkennt, verständigen kann, dann muß man wohl in der Nation eine andere Nation finden, als diejenige, welche die Journale liest, sich für die Debatten der Kammer interessirt, über die Kapitalien verfügt, die Industrie beherrscht und den Boden besitzt. Man muß in diese unteren Schichten der Bevölkerung hinabsteigen, wo man auf keine Meinung mehr stößt, wo sich kaum einiger politischer Verstand vorfindet, und wo es zu Tausenden

von guten, geraden, einfachen, aber leicht zu täuschenden und zu erbitternden Wesen wimmelt, die von der Hand in den Mund leben und, da sie zu jeder Stunde ihres Daseins mit dem Mangel kämpfen müssen, weder Zeit noch die nöthige körperliche und geistige Ruhe haben, um hie und da an die Art zu denken, wie die Angelegenheiten des Landes verwaltet werden. Das ist die Nation, mit der unsere Contrerevolutionärs die Krone gern umgeben möchten, und wahrhaftig, dem Pöbel muß man sich in die Arme werfen, wenn man keine Gesetze mehr will."

Man wird sehen, wie drei Tage nach Erscheinung dieses Artikels diejenigen, welche den Pöbel mit solcher Verachtung behandelten, sich seiner bedienten.

Die Auflösung der Kammer hatte Veranlassung zu neuen Wahlen gegeben. Hier mußte der Triumph der Liberalen liegen, hier war auch ihre Gefahr. Das Königthum hatte beschlossen, die Volkswuth gegen sie aufzureizen. Dieser Wahlgewalt, womit sie sich waffneten, um es im Zaume zu erhalten, setzte das Königthum durch seine Schriftsteller die allgemeine Abstimmung entgegen. Einige seiner Agenten durchreisten die Städte des Südens und suchten dort künstliche Emeuten hervorzurufen. In Montauban wurde der Erwählte des Bürgerstandes, Herr von Preissac, in seinem eigenen Hause von einer wüthenden Bande angefallen, die unter dem Geschrei: „Es lebe der König!" seinen Kopf verlangte. Die Anführer der liberalen Partei übertrieben diese Akte der Gewaltthat und dachten nicht daran, daß sie dadurch ihren Gegnern alle schwachen Seelen gewannen.

In der Normandie hatte man geheimnißvolle Feuersbrünste sich erheben gesehen. Mögen nun diese Unglücksfälle aus Zufall oder aus Privathaß entstanden sein, von den Leidenschaften wurden sie bald als grausame Berechnungen und Versuche eines monarchischen Terrorismus gedeutet. Man erinnerte sich an die königlichen Freiwilligen von 1815 und unterhielt sich in den Familien voll Unruhe über die Szenen, welche damals den Süden mit Blut getränkt hatten. Die Besorgnisse wurden immer banger, und unter den wohlhabenden Agitatoren begannen mehrere reumüthig zu werden.

Die Gesundheit des alten Monarchen, die man in den letzten Jahren hatte schnell abnehmen gesehen, schien sich auf einmal neu belebt zu haben. Er zeigte sich munter und triumphirend, ohne daß man genau wissen konnte, unter welchem Einfluß sich die erschöpften Quellen des Lebens wieder in ihm geöffnet hatten.

Im Uebrigen gaben die hochmüthige Haltung des ersten Ministers, das steife Wesen seiner Kollegen, eine verdoppelte Anmaßung von Seiten der Höflinge, einige unvorsichtige Worte, die verstohlenerweise aufgefangen und von der Furcht weiter verbreitet wurden, die Sprache der öffentlichen Blät-

ter, welche leidenschaftlicher war, als je — alles dies gab reichlichen Stoff zu unheimlichen Muthmaßungen: bange Unruhe erfüllte die Gemüther.

Viele von der liberalen Partei ahnten einen Staatsstreich, aber außer einigen jungen Leuten, die ihre Wünsche für Voraussicht gelten lassen wollten, dachte Niemand daran, daß aus diesem Staatsstreich eine nahe Revolution hervorgehen sollte. Am 22. Juli sagte Herr Odilon-Barrot zu zwei der kühnsten Mitglieder der Gesellschaft Hilf dir selbst: „Ihr versprecht euch etwas von einer Insurrektion auf öffentlichem Platze? Mein Gott! wenn ein Staatsstreich geschieht und ihr besiegt werdet, so wird man euch auf's Schaffot schleppen, und das Volk wird euch ruhig vorbeiziehen sehen." Die politischen Häupter der Bourgeoisie rechneten nicht auf den bewaffneten Schutz der Menge, davon gar nicht zu sprechen, daß ein solcher Schutz ihnen viel zu gewaltsam und stürmisch schien.

In der That hatte die Bourgeoisie damals viel zu viel einzusetzen, um den Wechselfällen einer Revolution ohne Noth Trotz zu bieten. Sie genoß alle Vortheile des Kredits; der größere Theil der Kapitalien war in ihren Händen; ihr Einfluß auf die Verwaltung war bedeutend, wo nicht entscheidend. Sie hatte also nur wenig zu wünschen. Was sie wollte, forderte sie mit Ungestüm; aber die Feindseligkeit ihrer Haltung überschritt offenbar den Belang ihrer Forderungen. Eine ansehnliche Herabsetzung in den öffentlichen Ausgaben und eine unbedeutende Verminderung des Wahlcensus; die Aufhebung der Schweizer-Regimenter und etlicher gar zu kostspieligen Generalstäbe; eine weniger strenge Ueberwachung der Presse; die Wiederherstellung der Nationalgarde: das war alles, was ihr die Sorge für ihre Interessen zu erheischen schien.

Ihre Leidenschaften ermangelten zu sehr aller Größe, um sie zu Extremen zu treiben. Sie verabscheute die Adeligen, weil sie sich durch die Ueberlegenheit ihrer Manieren und den guten Geschmack ihrer Eitelkeit gedemüthigt fühlte; die Geistlichkeit, weil sie nach weltlicher Herrschaft trachtete und gemeinschaftliche Sache mit den Adeligen machte; den König, weil er der oberste Beschützer der Adeligen und der Geistlichkeit war. Aber die Lebhaftigkeit ihres Widerwillens war ermäßigt durch eine ungemeine Furcht vor dem Volke und durch schauervolle Erinnerungen. Im Grunde liebte sie in der Monarchie ein beständiges Hinderniß für die demokratischen Bestrebungen; sie wollte das Königthum knechten, ohne es zu vernichten. Auf solche Weise von widerstreitenden Gefühlen gepeinigt, wüthend und zitternd zugleich, mit Einem Wort, in die Alternative versetzt, entweder sich dem Regiment des Hofes zu unterwerfen oder das Volk zu entfesseln, schwankte sie, verwirrte sich und wußte weder zu entsagen noch zu handeln.

Inzwischen hatten einige unruhige Köpfe eigenthümliche Ideen fallen lassen. Man hatte die älteren Bourbons mit der unverbesserlichen Familie der Stuarts verglichen; man hatte von Wilhelm III gesprochen; von 1688, dem Datum einer friedlichen und gleichwohl gründlichen Revolution; von der Möglichkeit, eine Dynastie zu verjagen, ohne einen Thron umzustürzen; von der Ermordung Karls I, die unnütz gewesen bis zu dem Augenblick, wo Jakob II ins Exil gewandert. Solche Reden hatten anfangs in einigen Salons ihren Rundgang gemacht; der National, ein neugegründetes Blatt, hatte sie verbreitet und unterstützt. Aber solche Ideen, welche gewandte Schriftsteller, die Herren Thiers und Mignet, in Umlauf brachten, fanden wenig Anklang beim Publikum. Selbst diejenigen, welche die Kraft derselben versuchten, stellten sie bloß als entfernte Möglichkeiten dar.

Es gab um diese Zeit keine eigentlich republikanische Partei. Bloß einige aus dem Carbonarismus hervorgegangene junge Männer hatten sich's beigehen lassen, den Liberalismus auf die Spitze zu treiben, und erklärten sich zu grundsatzmäßigem Haß gegen das Königthum. Obgleich in kleiner Anzahl, hätten sie, vermöge ihrer aufopfernden Freiheitsliebe, ihrer Kühnheit und ihrer Lebensverachtung, das Volk gewaltig aufregen können, allein sie ermangelten eines Führers: Herr von Lafayette war ein bloßer Name.

Endlich wollten ohne alle systematische Parteimeinung einige bekannte Männer, aus verschiedenen Gründen oder Instinkten, eine Revolution herbeiführen: die Herren Barthe und Merilhou aus angewöhnter Neigung zum Konspiriren; Herr von Laborde aus Warmherzigkeit und Elastizität des Geistes; Herr Mauguin, um seine Thätigkeit zu entwickeln; Herr von Schonen aus Ueberspanntheit; die Herren Audry von Puyraveau und Labbey von Pompières aus Grundsätzen; Andere aus Temperament.

Einige, wie die Herren von Broglie und Guizot, fühlten die Ohnmacht des Dogmatismus in Tagen des Zornes und fürchteten eine Bewegung, in der ihre Persönlichkeit untergehen konnte. Mehrere, wie die Herren Sebastiani und Dupin, schwankten zwischen Furcht und Hoffnung. Herr Talleyrand wartete ab.

Unter allen diesen Männern aber war keiner mehr geeignet, auf die Entwicklung einer Revolution mächtig einzuwirken, als Herr Laffitte, weil er zugleich reich und populär war. Obwohl wenig geschickt, auf jener großen Bühne, dem öffentlichen Platze, eine revolutionäre Rolle zu spielen, vermochte doch Niemand besser als er, eine Palastrevolution zu leiten. Sein feiner Geist, seine Leutseligkeit, seine Eitelkeit voll Grazie und sein von Gallsucht freier Liberalismus hatten ihm eine Art Salonskönigthum verschafft, dessen Glanz er unverdrossen und selbstgefällig behauptete. Unter der Restauration hatte er zu Gunsten des Herzogs von Orleans nicht konspirirt,

aber geplaudert. Das genügte ihm, denn er besaß nicht jene leidenschaftliche Beharrlichkeit, jenes Feuer in Liebe und Haß, welche den zum Herrschen geborenen Menschen doppelte Macht verleihen. Gleichwohl war er trotz der Indolenz seiner Wünsche fähig, in einem gegebenen Augenblick viele Festigkeit und Schwung zu entwickeln, wie die Frauen, deren gewöhnliche Weichheit und Nervenreizbarkeit er hatte. Im Uebrigen hörte er gerne auf den Rath des Dichters Beranger, eines besonnenen, willensstarken Mannes, und er bedurfte dieser Unterstützung als Mann der Lagen, die keine lange Dauer haben.

Das war die Stimmung der Bourgeoisie und ihrer Führer. Die Gefühle, welche das Volk belebten, trugen nicht denselben Charakter. Noch ganz voll von den Erinnerungen an den Kaiser kannte es keinen andern politischen Kultus. Von den militärischen Gewohnheiten des Kaiserreichs und der Ungebundenheit der Feldlager her war eine tiefe Verachtung gegen die Jesuiten und die Geistlichkeit in ihm zurückgeblieben. Von den Bourbons wollte es nichts wissen, aber bloß wegen des Skandals ihrer Throngelangung, die sein Stolz mit allen Erniedrigungen des Vaterlandes in Verbindung setzte. Es selbst verlangte wenig, weil es seit geraumer Zeit in gänzlicher Unkenntniß seiner eigenen Angelegenheiten erhalten worden und eben so unfähig war, etwas zu wünschen, als in die Zukunft zu blicken. Somit fand zwischen der Bougeoisie und dem Volke weder eine Gemeinschaft der Interessen, noch eine Uebereinstimmung des Hasses statt.

Bei gehöriger Benützung solcher gegebenen Thatsachen wäre es keine sonderliche Verwegenheit gewesen, einen monarchischen Staatsstreich zu versuchen. Aber es gab in Frankreich weder eine wahre royalistische Partei, noch einen wahren König.

Ich habe gesagt, was Karl X war. Um diesen kraftlosen Monarchen herum bewegten sich zwei royalistische Parteien. Die eine stützte sich auf die Geistlichkeit; sie bestand aus Emigranten, aus Edelleuten, und hatte zu Anführern den Fürsten von Polignac, den Baron von Damas, den Kardinal von La Fare. Die andere stützte sich auf das Heer; sie umfaßte alle die Emporkömmlinge, welche die Restauration an sich gelockt, den größeren Theil der Generäle des Kaiserreichs und diejenigen vom alten Adel, die sich hinter einander für die Sache aller Regierungen hergegeben und der letzten aus Interesse oder Skeptizismus angeboten hatten.

Diese zwei Parteien wollten zwei gleich unmögliche, obschon entgegengesetzte Dinge. Indem die erste verlangte, die Rechte der Erstgeburt und der Substitution sollen wieder hergestellt, die Kirche ihrem alten Glanze zurückgegeben, die hohen Würden nur Adeligen verliehen werden und der Hof weit mehr Rechte über das Parlament haben, so legte sie die natürlichen

und nothwendigen Bedingungen der Monarchie zu Grunde, aber ohne dem Zustand der Gesellschaft Rechnung zu tragen. Indem dagegen die zweite verlangte, die Theilung der Güter solle beibehalten werden, die Geistlichkeit sich bescheiden, geleistete Dienste, selbst bei Hof, sollen den Vorrang vor bloßem Geburtsadel sichern, und die Wahlgewalt geschont werden, so berücksichtigte sie zwar den Zustand der Gesellschaft, begriff aber nicht, unter welchen Bedingungen eine Monarchie leben und dauern kann.

Dieser Zwiespalt unter den Royalisten hatte sich von Tag zu Tag schärfer herausgestellt, und Karl X hatte durch auffallende Bevorzugungen seine Gefährlichkeit vervielfältigt. Diejenigen, welche nicht die Taufe der Emigration empfangen, diejenigen, welche der König nicht als Freunde seiner Kindheit oder Genossen seiner Verbannung um sich gehabt, fanden zwar bei ihm einen wohlwollenden Empfang, aber sein Vertrauen blieb ihnen versagt; er ließ sie unter den höflichsten Formen fühlen, daß sie trotz allem bloß wieder zu Gnaden angenommene Blaue seien und sich sehr glücklich schätzen müssen, wenn man die Gewogenheit habe, ihre Ergebenheit anzunehmen und zu verwenden. Diese Verachtung, die der Monarch durch ungemeine Zartheit des Benehmens zu versüßen wußte, verwandelte sich bei den Günstlingen in Unverschämtheit und bereitete dem Königthum tödtliche Täuschungen. Namentlich war die Hofetikette für diejenigen Royalisten beleidigend, die ihre hohe Stellung nur ihrem Degen verdankten; denn im Schloß wurde ein Edelmann von reinem Adel, und wenn er bloß ein Unterlieutenant war, einem plebejischen Marschall von Frankreich vorgezogen. Daher mannigfache Unzufriedenheit und heimliche Erbitterung, namentlich auch bei den Häuptern der Armee ein großes Mißtrauen in ihre eigene Autorität. Wie ärgerlich mußte nicht diese durchgehende Oberherrschaft der Hierarchie des Hofes über die militärische Hierarchie für alle Soldaten, wie der Herzog von Ragusa und der General Vincent, sein! In despotischen Ländern hatten sie den Glanz der Geburt neben dem der militärischen Grade sich verfinstern sehen: nun mußte es ihnen eben so sonderbar und empörend erscheinen, daß man bei einer konstitutionellen Regierung ein Pergament höher stellte, als die glänzendsten im Dienste erworbenen Rangstufen.

Zu diesen Fehlern Karls X kamen noch die der Geistlichkeit. Während der niedere Klerus die Regierung durch seine Knickerei in Mißkredit brachte, kompromittirte die hohe Geistlichkeit sie durch ihre Intriguen und ihren Hochmuth. Der Einfluß der Garnisonsprediger war bei den Regimentern ein Gegenstand des beißendsten Spottes, wenn er nicht eine Aufmunterung zur Heuchelei war. Als es sich um Einweihung des Ludwig XVI errichteten Sühnungsmonumentes handelte, mußte Karl X bei dieser Zeremonie in einem violetten Gewande figuriren, da violett die Trauerfarbe für die Könige ist.

Nun gut, unter den Soldaten verbreitete sich das Gerücht, er beabsichtige sich dem Publikum im Bischofsornate zu zeigen. Dies alles reizte den Spott bei einem Volke, das niemals mißvergnügter ist, als unter den Waffen. Wenn man übrigens den göttlichen Schutz auf sich herabruft, so muß man ihn nicht gar zu tief hinabsteigen lassen wollen. Es ist ein Hohn gegen den höchsten Beherrscher der Dinge, wenn man die Majestät seines Namens mit Akten in Verbindung bringt, die aller Größe ermangeln. Der Bund, den **Karl X** zwischen der Monarchie und der Religion abschloß, hob den Thron nicht, machte aber in den Augen des Volkes Gott selbst kleiner.

In dieser Mitte befand sich das Königthum, als es sich entschloß, jeden gesetzlichen Widerstand zu brechen. An eine Verletzung der Charte dachte der König nicht. Nicht als ob er sie gut gefunden hätte, aber er hatte sie beschworen. Nun war er zugleich Edelmann und Frömmler. *) Zwischen der Erfüllung seiner Wünsche und der Heilighaltung seines Wortes schien ihm der Art. 14. eine mögliche Versöhnung darzubieten. Die Wohlthat dieses Artikels zu benützen, wurde bald sein sehnlichstes Trachten, und tausend Umstände verkündeten dieses Streben, ohne seinen Gegenstand genau zu bestimmen.

Jetzt zeigten sich die Intelligenteren unter den Royalisten unruhig. Herr von Villèle machte eine Reise nach Paris, um, wenn es noch Zeit wäre, vom Königthume den Schlag abzuwenden. Seinerseits sagte Herr Beugnot: „Die Monarchie wird umgeworfen werden wie ein ausgerüstetes Schiff unter Segel.“ Tagtäglich und von allen Seiten belagerte man die Minister, um von ihnen das Wort dieses furchtbaren Räthsels zu erfahren; aber sie verhüllten sich in Heimlichkeit, und der Präsident des Ministerrathes beruhigte die Mitglieder des diplomatischen Corps, als sie ihn zitternd für den Frieden der Welt über die künftigen Dinge fragten. Wohl unterrichtet von dem außerordentlichen Aussehen, das die Physiognomie des Pariser Hofes angenommen, hatte Herr von Metternich seine Befürchtungen gegen den französischen Gesandten, Herrn von Reyneval, geäußert und die denkwürdigen Worte gesprochen: „Ich wäre weit weniger unruhig, wenn der Fürst von Polignac es mehr wäre.“ **)

---

*) „Karl X, der seinen Thron und die Charte bedroht glaubte, wollte sowohl den einen, als die andere vertheidigen. Daß beide in Gefahr gestanden, wird man heutzutage nicht leugnen wollen, da Charte und Thron zu gleicher Zeit über den Haufen geworfen worden sind.“

(Aus den Manuskripten des Herrn von Polignac.)

**) Wir haben eine Sammlung Briefe von Herrn von Polignac's eigener Hand, und auf die Ereignisse von 1830 bezüglich, vor uns liegen. Wir veröffentlichen diese Bemerkungen, je nachdem es uns passend erscheint, selbst dann,

Die Wahrheit ist, daß Herrn von Polignac's Haltung gegenüber den fremden Gesandten immer ein eigenthümliches Gepräge des Mißtrauens und Hochmuthes gehabt hatte. Deshalb waren sie auch dem letzten Ministerium nicht sehr hold. Die Expedition nach Afrika hatte die Eifersucht der Engländer gereizt, deren Befürchtungen und Abneigungen Lord Stuart in Frankreich vertrat. In dem Entwurf, der sich auf die Abtretung der Rheinprovinzen bezog, hatte man Preußen, wie es meinte, nich genügend bedacht, und Herrn von Werther's Verhältnisse zu dem Hofe waren dadurch einigermaßen gestört worden. Was den Gesandten von Rußland, Herrn Pozzo-di-Borgo, betrifft, so hegte dieser einen heimlichen Groll gegen Karl X, der, ohne die Konvenienz im Mindesten zu verletzen, sich nie hatte entschließen können, ihn anders zu behandeln, als einen Emporkömmling.

So vereinigte sich also Alles, um die Lage des Königthums schwer und beunruhigend zu machen. Aber Karl X theilte Herrn von Polignac eine Sicherheit mit, die dieser auf der andern Seite wieder ihm einflößte. Er hatte ihn hauptsächlich deshalb zum Minister genommen, weil er von ihm keinen Widerspruch zu befürchten hatte. Karl X war ganz und gar ohne Entschiedenheit, aber, wie alle unentschlossenen Geister, wollte er das, wofür er sich einmal ausgesprochen hatte, mit Ungestüm, um nicht genöthigt zu sein, lange zu wollen.

Deshalb verblendeten der Monarch und der Minister einander gegenseitig mit hartnäckigem, ungeduldigem Wahnsinn. Die Unglücklichen, deren Verwegenheit es an Kraft mangelte, und welche die Augen vor der Gefahr schlossen, obgleich sie die Fähigkeit besaßen, ihr zu trotzen, jedoch nicht, ohne sich selbst zu betäuben!

Dem sei, wie ihm wolle, die allgemeine Ungewißheit weckte durch ihr langes Andauern den der hohen Bourgeoisie eigenthümlichen Spekulationsgeist. Die Kühnheit der Börsenmänner fand in den Dunkelheiten der Politik eine Nahrung, deren sie sich ungesäumt bemächtigte. Die Bankiers umlagerten durch ihre Späher alle Zugänge zum Thron. Priester wurden bestochen, das Beichtgeheimniß zu verletzen; mit den Vertrauten der Minister wurden Verträge abgeschlossen. Ein Finanzmann, der sich zuerst unter dem Kaiserthum, dann unter der Restauration einen beklagenswerthen Ruf für Kühnheit und Gewandtheit erworben hatte, machte sich vor Notar und Zeugen verbindlich, fünfzigtausend Franken zu bezahlen, wenn man ihm einen Ent-

---

wenn wir Ursache haben sollten, die Behauptungen, welche sie enthalten, für nicht ganz wahrheitsgemäß anzuerkennen. Es handelt sich für uns hier um eine Pflicht der Loyalität. Eine dieser Noten lautet wörtlich so:

„Die Gesandten machten keine Vorstellung. Ich ließ sie sich nicht in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mischen."

wurf der erwarteten Ordonnanzen verschaffe. Die fünfzigtausend Franken wurden entrichtet, und der glückliche Spekulant spielte auf das Sinken der Staatspapiere. Weniger gut unterrichtet und überzeugt, daß die Krisis nicht vor dem Monat August ausbrechen werde, spielte dagegen Herr von Rothschild auf das Steigen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juli beschied der Fürst von Talleyrand einen seiner Freunde, der tief im Börsenspiel steckte, zu sich und erzählte ihm, er sei heute in Saint-Cloud gewesen, um Karl X eine vertrauliche Mittheilung über die Befürchtungen des Königs von England zu hinterbringen, allein die Vertrauten des Schlosses haben alles aufgeboten, um ihn von dem Monarchen fern zu halten; so habe er denn Saint-Cloud verlassen müssen, und aus dem Empfang, der ihm geworden, könne er nicht anders als auf das unmittelbare Bevorstehen einer Katastrophe schließen. „Spielen Sie auf das Sinken," fügte er hinzu, „es ist an der Zeit."

Am 24. hatten die Minister in Paris wirklich Sitzung gehalten, und das Schicksal der Monarchie in Frankreich war zum letzten Male verhandelt worden.

Keiner der Minister stellte die Nothwendigkeit eines Staatsstreiches in Abrede. Herr von Chantelauze hatte schon in den ersten Tagen des Juni einen förmlichen Antrag darauf im versammelten Rathe gestellt. *) Kühn aus der gesetzlichen Bahn herauszutreten, war das Ziel, das Herr von Polignac sich vorgesetzt hatte. Die Herren von Haussez und von Chantelauze hatten die Ergreifung der kräftigsten Maßregeln beinahe zu Bedingungen ihres Eintrittes in das Ministerium gemacht. Aber über die Zeitgemäßheit des Staatsstreiches erhob Herr von Guernon-Ranville mehr als bloße Zweifel. „Die Wahlen", sagte er, „haben gegen uns entschieden. Gleichviel. Lassen wir die Kammer zusammenkommen. Wenn sie, wie es wahrscheinlich ist, ihre Mitwirkung verweigert, so haben wir Europa bewiesen, daß sie es ist, welche die Regierung unmöglich macht. Die Verantwortlichkeit für ein verweigertes Budget kann nicht auf der Krone lasten. Unsere Stellung wird dann günstiger sein, und wir werden viel bequemer das Wohl der Monarchie berathen können."

Herr von Guernon-Ranville besaß eine Gewandtheit als Redner, welche ihn in den Stand setzte, den Debatten in der Kammer Trotz zu bieten. Dieser Grund war für seine Kollegen nicht vorhanden. Herr von Peyronnet hatte nichts Hinreißendes in seiner Sprache. Herrn von Chantelauze war eine gewisse

*) Sämmtliche Minister waren einstimmig über die Nothwendigkeit der Ordonnanzen und das Recht, sie zu erlassen. Bloß Herr von Ranville wünschte, man solle sie noch einige Wochen aufschieben. Es handelte sich nur um die Zeit.
(Aus den Manuskripten des Herrn von Polignac.)

krankhafte Hitze eigen, welche die Diskussion nur mit Mühe aushielt. Die Herren von Polignac, von Montbel, Capelle, von Haussez waren keine Männer der Tribüne. Diese Rücksichten hatten obgesiegt, und man hatte am 24. im Ministerrathe beschlossen, der Kammer zuvorzukommen.

Die erste Frage, die jetzt zur Verhandlung kam, bezog sich auf die nunmehr einzuführende Wahlart. Herr von Haussez billigte die vorbereitende Arbeit des Herrn von Peyronnet nicht. Er erklärte sich dahin, da man sich einmal von der Gesetzlichkeit frei machen wolle, so müsse man dies vollständiger und kühner thun: es sei eben so gefährlich und weniger vortheilhaft, das Wahlsystem zu ändern, als ganz zu vernichten; die Reichen sowohl aus dem Adel als dem Bürgerstande seien die natürlichen Stützen des Königthums, und deshalb müsse man dasselbe auf sie stützen; folglich könne man nichts Besseres thun, als die Höchstbesteuerten jedes Departements, und zwar in gleicher Anzahl wie die Deputirten, provisorisch einberufen, um die Gesetze zu machen. Dieser Vorschlag, dessen Kühnheit wenigstens logisch war, wurde nicht angenommen.

Herrn von Peyronnet's Wahlsystem war gleichfalls bekämpft worden von Herrn von Guernon-Ranville, der am Ende sagte: „Eben so gut könnte man Ihre Ordonnanz auf vier Linien reduziren und die Bestimmung erlassen, daß die Deputirten von den Präfekten der Departements erwählt werden sollen", eine Aeußerung, welche Herrn von Peyronnet sehr erbitterte.

Man ging sofort zur Musterung der Streitmacht über, die zur Verfügung stehe. In dieser Beziehung hegten mehrere Minister lebhafte Besorgnisse. Herr von Polignac hatte bei Abgang des Herrn von Bourmont seinen Funktionen als Präsident die des Kriegsministers beigefügt. Doppelte Last und viel zu schwer für ein so gebrechliches Haupt! Vergebens hatte Herr von Bourmont beim Abschied seinem Kollegen empfohlen, vor seiner Rückkehr nichts zu versuchen: Herr von Polignac hegte ein unbegrenztes Vertrauen auf sich selbst. „Auf wie viel Mann dürfen Sie rechnen in Paris?" fragte ihn Herr von Haussez. „Haben Sie wenigstens 28 oder 30 Tausend?—" „O weit mehr", antwortete Herr von Polignac, „ich habe 42 Tausend." Und ein Papier aufrollend, das er in der Hand hielt, warf er es dem Baron von Haussez zu, der auf der andern Seite des Tisches saß. — „Ei wie!" rief der Marineminister, „ich sehe hier bloß 13 tausend Mann! 13 tausend Mann auf dem Papier, also so viel, daß man zum Kämpfen kaum 7 oder 8 Tausend haben würde! Und die 29 Tausend, die zu Ihrer Angabe fehlen, wo sind denn die?" Herr von Polignac versicherte, sie seien um Paris verbreitet und können nöthigenfalls binnen zehn Stunden in der Hauptstadt versammelt sein.

Dieses Zwiegespräch machte einen tiefen Eindruck auf die Minister. Sie schickten sich an, mit geschlossenen Augen eine furchtbare Partie zu spielen.

Inzwischen war der 25. Juli gekommen, und noch hatte nichts ganz Gewisses verlautet. Ja so unklar waren die Ahnungen, daß der Prinz von Condé an diesem Tage dem Herzog von Orleans ein großes Fest gab. Die Stunden strichen in Freude hin im Schlosse Saint-Leu. Abends war Theater, und die Baronin von Feuchères ließ sich sehen.

Während dieser Zeit empfing ein Mann, der seit etlichen Monaten eine starke, geheime Verbindung mit dem Hofe unterhielt, Herr Casimir Perier, in seinem Hause im Boulogner Walde ein Billet in dreiwinkliger Form. Er öffnete es ängstlich in Gegenwart seiner Familie und ließ verzweiflungsvoll seine Arme sinken. Sein Gesicht hatte einen bleifarbigen Teint angenommen.

Er war genau berichtet worden. Noch an demselben Tage versammelten sich die Minister in Saint-Cloud, um daselbst Ordonnanzen zu unterzeichnen, welche die Verfassung des Landes suspendirten. Der Dauphin war zugegen. Er hatte sich Anfangs gegen die Ordonnanzen ausgesprochen, allein seine Meinung war sehr bald vor der des Königs in den Hintergrund zurückgetreten; denn der Dauphin zitterte unter dem Auge seines Vaters und trieb die Ehrfurcht vor dem Familienhaupte, worin Ludwig XIV die Prinzen erhalten wissen wollte, bis ins Lächerliche.

Die Minister reihten sich schweigend um die verhängnißvolle Tafel. Karl X hatte den Dauphin zu seiner Rechten und den Fürsten von Polignac zur Linken. Der König fragte seine Diener, einen um den andern. Als die Reihe an ihn kam, brachte Herr von Haussez seine Einwendungen von gestern wieder vor. „Weigern Sie sich?" fragte Karl X. — „Sire," antwortete der Minister, „es sei mir erlaubt, eine Frage an den König zu richten. Ist Eure Majestät entschlossen, weiter zu gehen, im Fall Ihre Minister sich zurückziehen würden?" — „Ja!" sagte Karl X mit festem Ton.

Der Marineminister nahm die Feder und unterzeichnete.

Als alle Unterschriften beigebracht waren, trat ein feierlicher, furchtbarer Augenblick ein. Eine mit Unruhe vermischte Spannung malte sich auf den Gesichtern der Minister. Nur Herr von Polignac's Antlitz strahlte. Karl X ging mit großer Heiterkeit im Saale auf und ab. Als er an Herrn von Haussez vorbei kam, der mit sehr bekümmerter Miene die Augen aufschlug, fragte er ihn: „Was sehen Sie so?" — „Sire, ich wollte nur sehen, ob sich nicht zufällig ein Portrait von Strafford hier befindet.

Zweites Kapitel.

26. Juli. Veröffentlichung der Ordonnanzen. — das Volk kümmert sich wenig darum. — Bestürzung der Bourgeoisie. — Befragung der Advokaten. — Aufregung, welche die Ordonnanzen auf der Börse hervorbringen; schmerzliche Enttäuschung derer, die auf das Steigen gespielt. — Bewegung in der Akademie; Verzweiflung Marmont's. — Zusammenkunft der Journalisten; sie protestiren im Namen des Gesetzes. — Unschlüssigkeit und Aengstlichkeit der Deputirten; Haltung Casimir Perier's; sein Portrait. — Der Geist des Widerstandes verbreitet sich; das richterliche Ansehen mit in den Kampf gezogen. — Die Bourgeoisie allmälig durch die Kühnsten oder Kompromittirtesten zum Aufstand getrieben. — Die Bewegung dem Volke mitgetheilt.

In Paris war der 26. sehr ruhig. Im Palais-Royal sah man indeß einige junge Männer auf Stühle steigen, wie einst Camille Desmoulins. Sie lasen mit lauter Stimme den Moniteur, appellirten an's Volk wegen Verletzung der Charte und suchten durch eifrige Geberden und flammende Reden in andern, wie in sich selbst, ein unbestimmtes Bedürfniß nach Unruhe zu erwecken. Aber in der Umgebung der Hauptstadt tanzte man. Das Volk war seinen Arbeiten oder seinen Vergnügungen nachgezogen. Nur die Bourgeoisie zeigte sich bestürzt. Die Ordonnanzen hatten sie doppelt angegriffen: in ihrer politischen Macht, indem sie ihren Gesetzgebern, und in ihrer moralischen Macht, indem sie ihren Schriftstellern zu Leibe gingen.

Im Anfang herrschte unter dem ganzen dem höhern Bürgerstande angehörigen Theil der Bevölkerung eine düstere Betäubung. Bankiers, Kaufleute, Fabrikanten, Drucker, Advokaten, Journalisten näherten sich einander voll Bestürzung. In dieser plötzlichen Aufhebung der Schreibfreiheit, in dieser gründlichen und kühnen Aenderung des Wahlsystems, in diesem Umsturz aller Gesetze kraft eines dunkeln Artikels lag eine Art hochmüthiger Herausforderung, worüber man allgemein verdutzt war. So viele Kühnheit ließ auf Macht schließen.

Ein trauriger, wunderlicher Umstand, daß diese Revolution, welche die Krone in die Gerichtsstube fallen lassen sollte, gerade mit einer Befragung von Advokaten anfing. Auf die erste Nachricht von den Ordonnanzen eilten mehrere Journalisten, gefolgt von einigen Rechtsgelehrten, zu Herrn Dupin, dem Aelteren. Sie wollten wissen, ob es kein Mittel gäbe, die Journale ohne Genehmigung der Regierung erscheinen zu lassen, und in wie weit eine solche Kühnheit auf den Schutz der Richter und der Gesetze rechnen könnte. Hier machten sich einige Männer, welche zu einer mit viel Beifall aufgenommenen Rolle bestimmt waren, bemerkbar. Neben Herrn von Remusa, der

eine überlegte Festigkeit an den Tag legte, schien Herr Barthe in eine Art moralischer Trunkenheit versunken, die er in flammenden, jugendlichen Worten ausströmen ließ. Ein wenig auf der Seite sitzend, blätterte Herr Odilon-Barrot in einem Codex, aber Unruhe und Unmuth malte sich auf seinem Gesichte. Herr Dupin selbst, der das Talent besaß, unter einer erkünstelten, rauhen Unempfindlichkeit die Kleinmuth seiner Seele zu verbergen, verweigerte seinen Rath nicht, aber er rief nicht ohne Aufwallung, er sei nicht mehr Deputirter, und lehnte somit jede politische Verantwortlichkeit für Ereignisse ab, deren Ausgang er nicht kannte.

Inzwischen waren die Börsenmänner nicht die letzten gewesen, die in Bewegung geriethen. In den unseligen Zeilen des Moniteur hatten sie, die einen verlorene, die andern gewonnene Millionen gelesen. Herr von Rothschild, der von seinem Landhause zurückkehrte, vernahm am Eingang der elyseischen Felder die Nachricht von den Ordonnanzen. Er erblaßte; es war ein Donnerschlag für Einen, der auf das Steigen gespielt hatte. Wir werden weiter unten sagen, welcher Maßregel er es verdankte, daß er bei dieser Krisis nur etliche Millionen verlor. Andere hatten besser gerechnet. Die Ordonnanzen waren für sie der Ausgangspunkt einer Reihe fruchttragender Operationen. Da die dreiprozentige Rente plötzlich von 78 auf 72 herabgesunken war, so gab es Leute, die ihren Wohlstand von diesem Tage herschreiben konnten.

In der Akademie war die Aufregung eben so lebhaft wie auf der Börse, nur trug sie einen höheren Charakter. Herr Arago sah den Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, mit flammendem Auge und verstörten Zügen auf sich zukommen. „Nun!“ rief der Marschall heftig, „die Ordonnanzen sind wirklich erschienen. Ich habe es doch gesagt. Die Unglücklichen, in welch' schreckliche Lage versetzen sie mich. Am Ende muß ich noch den Degen ziehen, um Maßregeln zu vertheidigen, die ich verabscheue!“. Er täuschte sich nicht. Es lag im Schicksale dieses Mannes, zweimal Unheil über sein Land zu bringen.

Die Lobrede auf Fresnel, die Herr Arago am 26. Juli halten sollte, hatte eine Menge Leute ins Institut gelockt, aber die Tagesneuigkeit beschäftigte alle Gemüther. Herr Arago beschloß, seine Abhandlung nicht vorzutragen, und gab als Grund dafür die Schwierigkeit der Lage an. Mehrere seiner Kollegen ermahnten ihn dringend zu diesem Akt des Muthes. Einige, und unter ihnen Herr Cuvier, ein Mann, der durch seine Geistesgaben weit höher steht, als durch die Eigenschaften seines Herzens, stellte ihm dagegen vor, unter solchen Umständen wäre sein Schweigen aufrührerisch, und er sei es sowohl der öffentlichen Ordnung als sich selbst schuldig, die Majestät der Wissenschaft nicht in Parteistreitigkeiten bloß zu stellen.

Mittlerweile erschien Herr Villemain, und zwischen ihm und Herrn Cuvier entspann sich eine äußerst heftige Debatte. Herr Arago entschloß sich endlich, zu sprechen, verflocht aber in das Lob Fresnel's feurige Anspielungen auf die Verhältnisse des Augenblicks. Sie erweckten einen düstern Enthusiasmus in der Versammlung.

Die Staatspapiere waren gesunken, Herrn Arago's Rede wurde beklatscht; somit hatte die alte Monarchie gleich am ersten Tage das Geld und die Wissenschaft gegen sich: unter allen menschlichen Mächten die niedrigste und die edelste.

Aber sie hatte eine noch furchtbarere Macht herausgefordert. In ihrem Eigenthum, ihrer politischen Bedeutsamkeit, vielleicht sogar ihrer Freiheit bedroht, hatten sich die Journalisten tumultuarisch auf dem Büreaux des National versammelt. Was thun? Die Straßen mit aufrührerischem Geschrei erfüllen, die dreifarbige Fahne entfalten, die Vorstädte aufwiegeln, mit einem Wort, das Königthum mit dem Schwert angreifen, das hätten vielleicht die Redacteurs der Tribune gewagt, aber die Schriftsteller der liberalen Blätter trieben den Feuereifer ihrer Ueberzeugung nicht so weit. Voll von Erinnerungen an 93 hätten sie zum Schutz ihrer bedrohten Interessen gern eine Revolution auf öffentlichem Platze hervorgerufen, wenn sie nicht gefürchtet hätten, unwiderstehliche Stürme zu entfesseln. Wie konnten sie überdies hoffen, die Leidenschaften der Menge für die Beschwerden der Bourgeoisie zu gewinnen? Durften sie erwarten, daß die Werkstätten der Sache einer Kammer, wo das Volk keine Repräsentanten hatte, und einer Presse, welche der Armuth noch keinen einzigen Publizisten gegeben, eine genügende Anzahl Soldaten und Märtyrer liefern würden? Von den beim National versammelten Schriftstellern hatten einige so eben Paris durchzogen. Nichts verkündete das Nahen von Volksstürmen. Man hatte gesagt, das Volk rührt sich nicht, und diese Worte waren sehr geeignet, den aufbrausendsten Muth abzukühlen.

Man dachte daher auch nur daran, im Namen der Charte zu protestiren, und die Protestation der Journalisten, so wie die Herren Thiers, Chatelain und Cauchois-Lemaire sie abfaßten, war in der That nichts als eine unerschrockene und feierliche Huldigung, der Unverletzlichkeit des Gesetzes dargebracht. Man setzte darin der diktatorischen Gewalt der Ordonnanzen das Ansehen des Grundvertrages entgegen; man rief gegen die willkürlich eingeführten Aenderungen, sei es nun im Wahlsystem oder in der Verfassung der Presse, nicht bloß die Bestimmungen der Charte, sondern auch die Entscheidungen der Tribunale und die bisher vom König selbst befolgte Praxis an; endlich wurde die Verletzung der Gesetzlichkeit durch die Regierung als Signal zu einem Ungehorsam dargestellt, welcher dadurch nothwendig, gesetz-

lich und gewissermaßen geheiligt werde. Dies hieß in einer gerechten Maßregel Klugheit und Kraft vereinigen. In diesem Geiste abgefaßt, wurde die Protestation einstimmig angenommen.

Aber mußte man sie mit den Unterschriften aller derer bedecken, die dazu mitgewirkt hatten? Die Herren Baude und Coste, ersterer Administrator, letzterer Hauptredacteur des Journals Temps, erklärten sich dahin: der Einfluß der Journale hänge theilweise von dem Geheimnisse ab, in welches die Schriftsteller eingehüllt bleiben; die Feierlichkeit eines solchen Widerstandes müsse daher unvermeidlich durch Nennung einiger dunkler Namen geschwächt werden, und es sei am zweckmäßigsten, der Macht des Unbekannten ihre ganze Wirkung zu lassen. Herr Thiers entgegnete, man würde weit besser daran thun, der Protestation diejenige Gunst zu sichern, die der Muth jederzeit verdiene und sich erwerbe. Diese Ansicht erhielt die Oberhand wegen ihrer scheinbaren Kühnheit. Im Grunde aber wurde die Verantwortlichkeit für den Widerstand verringert, wenn man sie theilte und über so viele Häupter ausdehnte.

Gleichwohl muß man sagen, daß die meisten der Unterzeichner glaubten, es handle sich um ihr Leben, und einige mit wahrer Großherzigkeit dem Tode entgegengingen. Als eine Deputation von Studenten erschien, nahm Herr von Laborde keinen Anstand, sie zur Empörung aufzumuntern. Aber Herr Thiers, Herr Mignet und die meisten der einflußreichen Wähler waren der Ansicht, man müsse von dem Gesetze selbst die Mittel entlehnen, ihm zum Triumphe zu verhelfen. Unter diesen Mitteln stand die Steuerverweigerung oben an. Da die Kammer ungesetzlich aufgelöst worden war, so war diese Steuerverweigerung weiter nichts, als eine Appellation an die Charte. Es fand also eine neue, hauptsächlich aus Wählern bestehende Versammlung beim National statt. Es handelte sich darum, diejenige Art von Opposition zu organisiren, die in England mit dem Widerstande Hampden's begonnen und mit der Hinrichtung Karls I geendet hatte. Zu den charakteristischen Zügen der französischen Bourgeoisie im neunzehnten Jahrhundert gehört nämlich, daß sie beständig die Vorgänge in England zum Muster nahm, ohne sie zu begreifen.

In diese Versammlung hatten sich feurige Männer eingeschlichen, und es wurden gewaltsame Maßregeln in Vorschlag gebracht. Herr von Schonen legte eine eigenthümliche Exaltation an den Tag, und seine von lautem Schluchzen unterbrochenen Reden machten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Herr Thiers seinerseits suchte diese brausende Aufwallung zu beschwichtigen. Er wandte sich an die Ungestümsten und fragte, wo die Kanonen seien, welche sie der königlichen Artillerie entgegenstellen wollten, und ob es ihnen zur Rettung der Freiheit genüge, den Kugeln der Schweizer

ihre nackte Brust hinzubieten. Aber diese Aengstlichkeit wurde verworfen sowohl von denjenigen, die ein aufrichtiger Enthusiasmus belebte, als von denjenigen, die sich bereits zu weit gewagt zu haben fürchteten und daher bloß noch darauf sannen, alles zu verwirren, um sich selbst in Vergessenheit zu bringen und gewissermaßen hinter dem Chaos zu verschwinden.

Während dieser Zeit dachten einige bei Herrn von Laborde versammelte Deputirte auf kühne Maßregeln. Der Ruf: Zu den Waffen! war erklungen. „Es handelt sich um ein neues Ballhaus," sagte Herr Bavour, und Herr Daunou fügte hinzu, es bleibe nichts übrig, als an das Volk zu appelliren. Auf einmal erschien Herr Casimir Perier. Er kam, nicht um zur Bewegung zu mahnen, sondern um ihr wo möglich Einhalt zu thun. Er sagte, die Kammer sei aufgelöst, folglich gebe es keine Deputirten mehr, seit der Moniteur erschienen; im Uebrigen berufen sich auch die Urheber von Staatsstreichen auf die Charte, und zwischen der Gewalt und der öffentlichen Meinung gebe es keinen Richter; man müsse die Ereignisse abwarten, und der allgemeinen Entrüstung Zeit lassen, sich auszusprechen, oder vielmehr dem getäuschten Königthume Zeit, auf einen bessern Weg zurückzukehren. Und dies alles sagte er mit befehlender Geberde und in leidenschaftlichem Tone. Brauchte es mehr, um in einem Augenblick, wo Unschlüssigkeit natürlich scheinen konnte, den Schwung der Gemüther zu lähmen? Vergebens brachten die Herren von Schonen, Laborde und Villemain, die von ihren Kollegen in die Versammlung der Wähler geschickt worden, dringende Aufforderungen zu muthiger Entschlossenheit mit, es wurde nichts beschlossen. Casimir Perier, der bloß die aufgeregten Geister im Zaume zu halten suchte, bot für den nächsten Tag sein Haus an. Man trennte sich.

Und wer war denn der Mann, der sich auf diese Art und in dieser feierlichen Stunde zum Vermittler zwischen den Liberalen und dem Throne aufwarf? Casimir Perier war von hohem Wuchs und besaß eine sichere Haltung. Auf seinem von Natur sanften und edlen Gesichte konnten zuweilen plötzliche Veränderungen vorgehen, die es abschreckend machten. Das bewegliche Feuer seines Blicks, das Ungestüm seines Geberdenspieles, seine fieberische Beredtsamkeit, die häufigen Ausbrüche seines an Wahnsinn streifenden Jähzornes, alles schien in ihm einen Mann zu verkünden, der geboren ist, um Stürme zu erwecken. Aber es fehlte seinem Geist an Hochsinn, seinem Herzen an Edelmuth. Er besaß nicht die Hingebung, ohne welche die Kunst zu herrschen nur eine glänzende Charlatanerie ist. Er haßte die Aristokratie bloß, weil er es ihr nicht gleich zu thun vermochte, und das empörte Volk erschien seiner kranken Einbildungskraft nur als eine Barbarenhorde, die sich durch Blut einen Weg zur Plünderung bahnt.

Die Liebe zum Golde hielt seine Seele gefangen und steigerte die Angst, die ihm dieses aus Armen zusammengesetzte Volk einflößte. Feig, aber heftig und stets bereit, unter seiner tyrannischen Laune jeden zu zermalmen, der sie reizte und doch zu fürchten schien, liebte er die Herrschaft, weil sie der Gewaltthat Straflosigkeit verspricht. Im Uebrigen hatte seine Willenskraft ihre Quelle nur in Verschlagenheit, aber diese Verschlagenheit wurde bei ihm trefflich bedient von einem herben, galligen Temperament. So ungeheuer auch sein Hochmuth war, so bestand er doch nur in Verrichtung von Kleinigkeiten. Scheinbar um so hochmüthiger, je kriechender er in der Wirklichkeit war, hatte seine Herrschaft im Schooße der Erniedrigung etwas Unwiderstehliches, und nie eignete sich ein Mensch mehr als er, kleinmüthige Plane durchzusetzen, denn er rieth sie nicht, er befahl sie.

Casimir Perier hätte also gewiß die Revolution in ihrer Wiege erstickt, wenn er dazu bloß der Unterstützung seiner Kollegen bedurft hätte. Aber sie waren es nicht, denen an diesem Tage die Ereignisse gehorchten.

Ich habe es bereits gesagt: nachdem sie sich von einem ersten Aufschwung hatten hinreißen lassen, fürchteten viele zu weit gegangen zu sein, und da sie sich nicht viel von der königlichen Nachsicht versprachen, beschlossen sie, den Widerstand zu verallgemeinen und das Volk für ihre Gefahren zu interessiren. Auf diese Art verbreitete sich schon am 26. das Gerücht unter den Bürgern, es sei beschlossen worden, die Werkstätten zu schließen und die Arbeiter auf den öffentlichen Platz zu treiben. Auch an die richterliche Gewalt wandt man sich, um sie in den Augen der Regierung bloß zu stellen. Dies gelang ohne Mühe, da sich die Tribunale hauptsächlich in der Bourgeoisie rekrutiren; und die Geranten des Courrier-Français, des Journal du Commerce, des Journal de Paris erwirkten sich vom Präsidenten des Tribunals erster Instanz, Herrn Debelleyme, eine Ordonnanz, welche den Druckern befahl, ihre Pressen den nicht genehmigten Journalen zu leihen.

Man hat gesehen, in welcher Weise die auf der Oberfläche der Gesellschaft hervorgebrachte Aufregung die Protestation unter den Journalisten erzeugt hatte. Indem diese Protestation dem gesetzlichen Widerstande eine Formel gab, kompromittirte sie einige Namen. Die bedrohten Personen bemühten sich, den Geist der Empörung weiter zu verbreiten oder, mit andern Worten, die Gefahr zu zertheilen. Auf diese Art wurden allmälig die untern Schichten der Gesellschaft aufgewühlt. Einige am Montag Abend nach dem Wagen des Herrn von Polignac geworfene Steine waren nur ein Vorspiel zu kühneren Unternehmungen. Durch eine solche Verkettung kleiner Maßregeln, durch eine solche Verbrüderung von edlen Instinkten, von Unschlüssigkeit und von Angst verwandelte sich der gesetzliche Widerstand allmä-

lig in eine Emeute, die ihrerseits eine Revolution erzeugen sollte. Wahrhaftig, eine seltsame Revolution! Sie wurde von der hohen Bourgeoisie veranlaßt, welcher davor graute, und von dem Volke ausgeführt, das sich, beinahe ohne daran zu denken, hineinwarf!

In der Nacht vom 26. auf den 27. erzählte auf der Straße von Fontainebleau ein Postillon einem seiner Kameraden die Nachricht von den Ordonnanzen. „Die Pariser," sagte er, „sind gestern Abend schön vexirt worden. Keine Kammer, keine Journale, keine Preßfreiheit mehr." — „Wirklich?" antwortete der andere. „Ei, um so besser. So lange man das Brot um zwei Sous, und den Wein um vier haben kann, kümmert mich alles Andere nichts." Auf einem Blatte, wo diese Anekdote erzählt wurde, haben wir, von des Fürsten von Polignac eigener Hand geschrieben, folgende Bemerkung gelesen: „Natürlich, denn für das Volk reduzirt sich die Charte auf drei Dinge: Arbeit, wohlfeiles Brot und wenig Abgaben." Herr von Polignac täuschte sich hierin. Er sprach bloß von den materiellen Interessen des Volkes, das allerdings in Zeiten der Unwissenheit geringe Ansprüche macht. Er hätte aber auch seine Leidenschaften in Berechnung ziehen sollen, insofern ihnen ein höherer Schwung inwohnte; denn um den Postillon Lügen zu strafen, genügte es, die dreifarbige Fahne zu entfalten und den alten Soldaten in Erinnerung zurückzurufen, daß die letzte Lunte von Waterloo noch nicht verbrannt war.

Drittes Kapitel.

27. Juli. — Die Bourgeoisie wiegelt das Volk auf. — Die Revolution beginnt durch die ihres Dienstes entlassenen Drucker. — Wirkliche Ursachen der Erbitterung des Volkes. — Zuversichtlichkeit des ersten Ministers. — Freude der exaltirten Royalisten. — Beispiel von gesetzlichem Widerstande. — Neue Zusammenkunft von Deputirten: zwecklose Reden. — Junge Leute unter den Fenstern des Herrn Casimir Perier von Gensdarmen angegriffen. — Bürger und Proletarier machen gemeinschaftliche Sache; Ueberraschung, Unschlüssigkeit der Soldaten. — Das Palais-Royal Ausgangspunkt des Aufstandes, wie im Jahre 89. — Die Zöglinge der polytechnischen Schule bereiten sich zum Kampfe. — Eine dreifarbige Fahne entfaltet. — Unglück verkündender Anblick der Stadt Paris am Abend des 27. — Die Häupter der Bourgeoisie erstaunen und erschrecken ob der Bedeutsamkeit der Bewegung, wozu sie selbst Anlaß gegeben. — Versammlung von Wählern. — Die Bonapartisten berathen sich. — Unter den Männern der Bourgeoisie stecken sich mehrere bloß das Ziel, Karl X kapituliren zu lassen, und unter diesen Casimir Perier; Huldigung, die ihm Männer aus dem Volke darbringen, die ihn für einen Revolutionär halten. — Zöglinge der polytechnischen Schule klopfen an Herrn Laffitte's Thüre. — Austheilung von Patronen in Saint-Denis; das sechste Garderegiment marschirt gegen die Hauptstadt.

Am 27. machte sich der thätigere Theil der Bourgeoisie an's Werk, und nichts wurde verabsäumt, um das Volk in Bewegung zu setzen. Die Gazette, die Quotidienne, der Universel hatten sich aus Ueberzeugung oder Parteigeist, das Journal des Debats und der Constitutionnel aus Furcht und Krämersinn den Ordonnanzen unterworfen. Der Globe, der National, der Temps waren erschienen und in einer Unzahl von Exemplaren verbreitet worden. Die polizeiliche Ordonnanz, welche Tags zuvor ihre Herausgabe untersagt hatte, diente bloß dazu, die Neugierde zu reizen. Man warf sie zu Hunderten in die Café's, die Lesekabinette, die Restaurants. Journalisten liefen von Werkstätte zu Werkstätte, von Laden zu Laden, um sie zu erläutern. Man sah Männer von gewählter Kleidung, von vornehmem Anstand und feinen Sitten auf Bänke steigen und zur Emeute auffordern, während Studenten, durch die der Jugend angeborene Ruhelosigkeit aus ihren Wohnstätten gelockt, mit Stöcken bewaffnet, die Straßen durchzogen, ihre Hüte schwangen und riefen: „Es lebe die Charte!"

Mitten in eine Bewegung gestoßen, die sie nicht begreifen konnten, betrachteten die Männer des Volks alle diese Dinge mit Ueberraschung; aber allmälig gaben auch sie sich der Wirkung jener elektrischen Kraft, welche

von jeder starken Bewegung ausgeströmt wird, hin, thaten es den Bürgern nach, rannten mit verstörten Mienen da- und dorthin und riefen gleichfalls: „Es lebe die Charte!"

Unter den Begünstigern des Aufstandes waren einige, die zu viel gethan zu haben fürchteten. Was bloß eine geeignete Demonstration sein sollte, um das Königthum durch Einschüchterung auf den rechten Weg zu leiten, konnte das nicht eine Erschütterung werden, die zur Plünderung und zur Diktatur einiger Tribunen führte, welche noch weit furchtbarer wäre, als die eines Königs? War es der Klugheit angemessen, die Leidenschaften alle zu wecken, welche im Schooße einer durch keine Bande verknüpften Gesellschaft schlummerten? Einige Geschäftsherren hielten daher ihre Arbeiter zurück. Einige, die mehr Muth besaßen, entließen sie mit den Worten: „Wir können euch kein Brot mehr geben." Bald waren die Druckereien verlassen und die Straßen überschwemmt.

Damit begann der revolutionäre Bund zwischen der Bourgeoisie und dem Volke. Er wurde noch fester geknüpft durch den Wahnsinn Karls X und seiner Minister.

Der General, der am 27. und den folgenden Tagen den Oberbefehl über Paris haben sollte, konnte seine Sendung nicht erfüllen, und nun wurde der Herzog von Ragusa zu seinem Nachfolger ernannt. Unselige Wahl! Das dem Feinde überlieferte Paris, unsere von Barbaren besetzten Paläste, unsere verwüsteten Museen, unsere von den Wachtfeuern beleuchteten Plätze, die vor unseren jammernden Müttern mit der Lanze in der Faust einhergaloppirenden Kosaken, welche auf Pferden, denen das kaiserliche N in die Lenden eingebrannt war, erschienen waren, um das Kaiserthum über den Haufen zu werfen, namenlose Schmerzen und Beschimpfungen des Vaterlandes — alles das faßte sich für das Volk in einem Namen zusammen, und dieser Name war der des Herzogs von Ragusa. Indem die alte Monarchie ihn an die Spitze ihrer Vertheidiger stellte, machte sie das Maß ihrer Fehler gerüttelt voll und verwandelte selbst einen rein bürgerlichen Streit in eine Sache des Volkes. Wie hätte es sich da fern halten sollen? Hinter ihm Agitatoren, die ihm mit Hunger drohten; vor ihm Marmont, der es an den verrathenen Kaiser und an Waterloo erinnerte!

Aber die Verblendung Karls X und seines ersten Ministers überstieg alle Grenzen. Es war keine Vorsichtsmaßregel ergriffen worden. In Paris, wo man vor Kurzem die Garnison verringert hatte, standen höchstens zwölftausend Soldaten; das Parquet der Staatsanwälte war gar nicht in Kenntniß gesetzt worden; auf dem Kriegsministerium war Herr von Champagny auf Einzelheiten der Verwaltung angewiesen, und Herr von Polignac bedauerte, keine disponiblen Kapitalien zu haben, um damit Staatspapiere zu kaufen.

Die Exaltirten der königlichen Partei gingen so weit, daß sie laut ihre Freude über diesen allgemeinen Lärm ausdrückten. Sie hatten oft gesagt, man müsse die Faktionen auf offenem Felde zusammenmähen; Ludwig XVI habe sich durch übermäßige Güte ins Verderben gestürzt. Das Wohl der Monarchie erheische Opfer, und das Jahr 93 Sühnungen. Das Schauspiel, das an ihren Augen vorüberging, galt daher ihrem Wahne bloß als eine Anzeige, daß das Schicksal das letzte Stündlein für ihre Gegner festgesetzt. Wozu sollte diese gewaltige Erschütterung der Gesellschaft anders dienen, als um die Köpfe, welche abzuschlagen von Wichtigkeit war, aus der Masse hervortreten zu lassen? Haftbefehle wurden gegen die Unterzeichner der Protestation der Journalisten erlassen, und bereits war Befehl gegeben, die Pressen der widerspänstigen Journale mit Beschlag zu belegen.

Der Temps war dasjenige unter allen, das die meiste Energie entwickelt hatte. Er mußte sich deshalb auf einen Angriff gefaßt halten. Und wirklich erschien gegen Mittag eine Abtheilung Gensdarmerie zu Pferde und stellte sich in Schlachtordnung vor der Thüre auf. Das bedrohte Haus lag in der Straße Richelieu, einer der frequentesten von ganz Paris, und die Pressen, die mit Beschlag belegt werden sollten, standen im Hintergrunde eines großen Hofes. Man meldet die Ankunft des Polizeikommissärs. Alsbald läßt Herr Baude die Thüren der Druckerei schließen und beide Flügel des auf die Straße gehenden Hofthores öffnen. Redacteurs, Drucker, Arbeiter aller Art stellen sich in zwei Reihen auf. Herr Baude stellt sich in die Mitte mit unbedecktem Haupte; ringsum die tiefste Stille. Die Vorübergehenden bleiben verwundert stehen, einige verbeugen sich achtungsvoll, die Gensdarmen sind in sichtlicher Unruhe.

Der Kommissär langt an. Gezwungen, durch diese Masse unbeweglich stummer Menschen zu gehen, geräth er in Verwirrung, erblaßt, und als er bei Herrn Baude ankommt, theilt er ihm höflich den Zweck seiner Sendung mit. „Mein Herr“, sagte Herr Baude in festem Ton zu ihm, „Sie kommen im Namen der Ordonnanzen, um unsere Pressen mit Beschlag zu belegen; ich aber fordere Sie im Namen des Gesetzes auf, sich nicht an ihnen zu vergreifen.“ Der Kommissär schickt nach einem Schlosser, um die Thüren der Druckerei aufbrechen zu lassen. Herr Baude tritt dem Mann des Volks entgegen, läßt sich einen Codex geben und verliest mit lauter Stimme den Artikel des Gesetzes, der gewaltsamen Einbruch mit Strafe belegt. Der Schlosser zieht den Hut ab, um dem Gesetz seine Huldigung darzubringen, aber auf eine neue Aufforderung des Kommissärs scheint er gleichwohl entschlossen, zu gehorchen. Da sagt Herr Baude mit ironischer Kaltblütigkeit zu ihm: „Nur zu, es handelt sich für Euch bloß um Galeerenstrafe.“ Zugleich appellirt er von dem Kommissär an den Assisenhof und zieht eine Schreib-

tafel aus der Tasche, um eine Liste der Zeugen zu fertigen. Die Schreibtafel geht von Hand zu Hand und jeder schreibt seinen Namen ein. Alles an dieser Szene war seltsam und aufregend: Herrn Baude's kräftige Gestalt, sein strenges Gesicht, sein flammendes, von dichten Brauen beschattetes Auge, das Gesetz, für das er Achtung fordert, die kühne Haltung der Zuschauer, der Schutz abwesender Richter, einige Schritte von einer Abtheilung Gensdarmen angerufen, das Gemurre der außen von Minute zu Minute anwachsenden Menge. Von Schrecken ergriffen, zieht sich der Schlosser unter lautem Beifall- und Bravorufen zurück. Ein anderer wird berufen. Er versucht den erhaltenen Befehl zu vollziehen, aber man hat ihm sein Handwerkszeug weggenommen. Endlich mußte man zu dem Schlosser seine Zuflucht nehmen, der die Ketten der Galeerensklaven fertigte. Diese Verhandlungen, die mehrere Stunden dauerten und viele Augenzeugen hatten, erlangten durch die Umstände eine wahrhaft geschichtliche Bedeutung. Indem man dem Volke das Beispiel des mit der Liebe zum Gesetz verbundenen Ungehorsams gab, schmeichelte man in ihm dem doppelten Bedürfniß seiner Natur: Unabhängigkeit an den Tag zu legen und gleichwohl sich regiert zu fühlen.

Während dieser Zeit fanden an verschiedenen Punkten von Paris stürmische Versammlungen statt. In der Wählerversammlung, welcher Herr Thiers beiwohnte, begann man die Frage wegen Aufwiegelung der Massen in Anregung zu bringen, und Herr Feline rief: „Wir müssen alle unsere Feinde außer dem Gesetz erklären, König und Gensdarmen.“ Aber festgerannt in die Idee, daß ein Kampf zwischen einer unbewaffneten Menge und geregelten Truppen nur schreckliches Unglück herbeiführen könne, bestand Herr Thiers darauf, man solle sich auf den gesetzlichen Widerstand beschränken und vor allem „den Namen des Königs nicht in diese erbitterten Diskussionen mischen.“

Dieselbe Ansicht hegten die meisten der in Paris anwesenden Deputirten. Im Salon des Herrn Casimir Perier versammelt, verloren sie mit zwecklosen Reden unwiederbringliche Stunden. Vergebens schickte die Versammlung der Wähler die Herren Merilhou und Boulay (von der Meurthe) zu ihnen, um ihren Eifer aufzustacheln. Vergebens wurden sie von den Herren Audry von Puyraveau, Mauguin, Labbey von Pompières beschworen, nach dem Beispiel der Journalisten gegen einen Staatsstreich, der sie entwaffnete, zu protestiren. Herr Sebastiani sprach bloß von einem Schreiben an den König; Herr Dupin erklärte, wie Tags zuvor, es gäbe keine Deputirten mehr, und, wie Tags zuvor, rieth Herr Casimir Perier seinen Kollegen, es bei ihrer Niederlage bewenden zu lassen und Handlungen des Muthes zu verschieben. Und doch hatte sich seit gestern rings um diese unbeweglichen Gesetzgeber Alles gerührt. Sie konnten sich selbst davon überzeugen, denn von ihrem

Speisesaale aus hörten sie Pferdehufe auf dem Pflaster ertönen, und einige junge Männer, die Casimir Perier Muth einsprechen und ihren Beifall bezeugen wollten, wurden unter seinen Fenstern angegriffen und sanken blutend an den verschlossenen Thoren seines Hotels nieder.

Abends sieben Uhr hatte noch kein sehr ernstlicher Kampf statt gehabt. Auf dem Platz des Palais-Royal waren Steine nach den Gensdarmen geworfen worden. In der Lyzeumsstraße hatten die Truppen nach einigem Zögern Feuer gegeben und ein Mann war umgekommen. In der Straße Saint-Honoré hatte ein Flintenschuß, den ein Fremder aus den Fenstern eines Hotels abgefeuert, eine Salve veranlaßt, welche diesen Fremden und seine zwei Bedienten getödtet hatte. Endlich war einige Schritte vom Theater français eine Barrikade errichtet worden und Lanciers hatten, mit dem Säbel in der Faust, die benachbarten Straßen durchzogen, wo einige Personen verwundet wurden. Es war bloß der Versuch eines Aufstandes. Aber die Physiognomie der Stadt war traurig, und Paris durchzuckte bereits das Beben, das einem großen Kampfe vorhergeht. Die Menge drängte sich in den Straßen, von düsterer Neugierde getrieben. Einige Waffenladen waren geplündert worden; zwei neue Barrikaden zerschnitten die Straße Saint-Honoré, und, um sie zu zerstören, kam eine Abtheilung Garde von der Seite der Madeleine her, während ihr ein Bataillon vom 15. leichten Regiment vom Marché des Innocents her entgegenkam. Flinten funkelten von einem Ende der Straße Saint-Denis bis zum andern, und mitten aus diesem Volksgebrause, das eben so unbestimmt und noch tiefer war, als das des Meeres, erhob sich vielfach der Ruf: „Es lebe die Linie!“ Bald geschmeichelt, bald bedroht, befanden sich die Soldaten in der schmerzlichsten Unschlüssigkeit: mit freundlichen Blicken und bittenden Geberden trieben sie die Menge vor sich her. Es konnte auch nicht anders sein: elegante Frauen hatten sich an den Fenstern blicken lassen und den vorüberziehenden Truppen zugerufen: „Thut dem Volke nichts zu Leide!“ Der modische Frack des Weltmanns zeigte sich in der Emeute neben dem zerlumpten Kamisol des Proletariers. Hier war es also nicht, wie später in Lyon, ein Heer moderner Sklaven, das von andern Sklaven zum Kampf geführt wurde. Die Häupter waren mächtig durch Intelligenz, durch Reichthümer, durch Würden. Nun hat aber in jeder noch nicht zur Reife gediehenen Staatsgesellschaft der Servilismus der Seele das Eigenthümliche, daß in derselben das dem Unrecht sich widersetzende Unglück minder heilig geachtet wird als die Staatsgewalt, welche sich gegen diejenigen erhoben hat, die sie zu mißachten wagten.

Im Uebrigen hatte sich die Aufregung nicht so bald von den Salons auf die Straßenecken verpflanzt, als sie dort Tausende von Menschen traf, die an Lebensüberdruß litten. Es ist wohl zu bemerken, daß sie ihren

Anfang im Palais-Royal nahm, also in diesem von Gold und Edelsteinen glitzernden Quartier, wo die Zivilisation ihr Elend in ihren Pomp einhüllt, dem Aufenthaltsort der Reichen und der Freudenmädchen. Aus diesen unreinen Schlupfwinkeln, die durch funkelnde Boutiquen verdeckt werden, sah man am Abende des 27. mit wirren Blicken und flammenden Gesichtern einige der Männer hervorkommen, die den Anfang machten. Aber dem eigentlichen Volke, demjenigen, das arbeitet und das leidet, sollte es vergönnt sein, die ganze Geschichte dieser Kämpfe auszufüllen; und von Seiten dieses Volkes war alles nur Heldenmuth, edler Instinkt, unwissende und blinde Großherzigkeit.

Beim letzten Dämmerschein des Tages erschien auf dem Quai de l'Ecole ein Mann, die dreifarbige Fahne in der Hand schwingend, die man seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hatte. Kein Geschrei wurde erhoben, keine Bewegung that sich kund in der ängs der Brustwehr des Flusses aufgestellten Menge. Erstaunt, schweigend und wie in ihre Erinnerungen versunken, sah sie diese Fahne, die so unerwartet glorreiche Bilder heraufbeschwor, vorüberflattern, und folgte ihr lange mit den Augen. Einige Greise entblößten ihre Häupter, andere vergossen Thränen: alle Gesichter waren erblaßt.

Während dieser Zeit trug sich in der polytechnischen Schule, die zu einer so ruhmreichen Rolle bestimmt war, folgendes zu: Ein Zögling, der aus der Schule verbannt worden war, weil er fünf Monate zu früh bei einem Banket die Marseillaise gesungen, Herr Charras, schrieb einem seiner Kameraden, allem Anscheine nach werde es zu einem Handgemenge kommen, und man müsse es zum Ausbruche treiben. Zugleich schickte er ihm die Journale, die am Morgen erschienen waren. Die einfachen Zöglinge hatten nicht in die Stadt gehen können, weil sie bloß zwei Ausgangstage hatten, den Mittwoch und den Samstag; die graduirten Zöglinge aber, die Sergenten und Sergentsmajors, die das Vorrecht genossen, alle Tage von zwei bis fünf auszugehen, durchzogen Paris und erzählten bei ihrer Rückkehr, die Truppen haben Feuer gegeben, es seien Opfer gefallen, Alles scheine sich zu einem ernsten Kampfe vorzubereiten. Gegen 6 Uhr hören die Zöglinge ganz deutlich Rottenfeuer von der andern Seite der Seine her. Alsbald thut sich die lebhafteste Gährung unter ihnen kund; die Studien werden unterbrochen, die Zöglinge verachten die Drohungen und sodann die Vorstellungen der Offiziere sowie des General-Studieninspektors, Herrn Binet; sie versammeln sich in den Billardsälen, und fangen an sich zu berathen, was zu thun sei. Die Aufregung überschritt alle Grenzen. Endlich wurde beschlossen, eine Deputation von vier Zöglingen zu den Herren Laffitte, Casimir Perier und Lafayette zu schicken und ihnen zu erklären, daß die Schule bereit sei, ihre Bemühungen zu unterstützen und sich nöthigenfalls in den

Aufstand zu werfen. Die Wahl fiel auf die Herren Lothon, Berthelin, Pinsonnière und Tourneux. Sie erzwangen sich bei der Schildwache den Ausgang und begaben sich in die Straße des Fossés-du-Temple zu Herrn Charras. Dort zogen sie Zivilkleider an, weil sie verhaftet zu werden fürchteten, da das Pflaster nicht frei war, und gingen dann alle drei nach dem Hotel Laffitte.

Welch ein Anblick, den die Stadt Paris in dem Augenblicke darbot, da das Dunkel der Nacht sich auf sie herabsenkte! Die Boulevards entlang, auf dem Platz Ludwigs XV, auf dem Vendome- und auf dem Bastille-Platz Schweizer oder Lanziers oder Gensdarmen oder Gardeküraffiere oder Fußgänger; Patrouillen, die sich nach allen Richtungen kreuzten; auf der Straße de l'Echelle, sowie auf der der Pyramiden Versuche zu Barrikaden, und rings um das Palais-Royal ein herbeigeströmtes Menschengewimmel, welches nur auf das Signal zum Losschlagen wartete; da und dort einige Flintenschüsse; am Fuße der Börsensäulen ein Schilderhaus angezündet und eine unheimliche Helle über den Platz verbreitend; unter dem Säulengange des Theaters des Nouveauté ein Leichnam, den man dahin geworfen, nachdem man ihn unter Rachegeschrei herumgetragen hatte; die Dunkelheit, die sich immer dichter über die Stadt ausbreitete, weil man die Laternen eingeworfen; Männer, die mit nackten Armen und Fackeln in der Hand durch die Straße Richelieu zogen. — — Ach! die Anführer mußten freilich erschrecken, denn wo sollte der Wagen anhalten, den sie in Bewegung gesetzt hatten? „Nein!" rief Herr von Remusat voll Nachdruck auf den Bureaux des Globe, „nein! eine Revolution haben wir nicht machen wollen: es handelte sich bloß um gesetzlichen Widerstand." — Ueber diese Aeußerung ließ sich der Doktor Paulin sehr scharf aus, und nun entspann sich ein heftiger Streit zwischen beiden. Drohende Ausrufungen ließen einen ernstlicheren fürchten.

Herr von Remusat hatte übrigens eine ehrenhafte Festigkeit bewiesen, so lange es sich nur um verfassungsmäßigen Widerstand handelte. Aber jetzt gerieth er in Unruhe über das, was alles gewagt werden konnte.

Diese Herren vom Bürgerstande fürchteten nämlich das Volk noch mehr, als den Hof. „Bedenken Sie wohl", sagte an diesem Abend ein Fabrikant aus der Vorstadt Saint-Marceau zu seinen Freunden vom National, „wenn Sie den Arbeitern Waffen geben, so werden sie fechten, geben Sie ihnen keine, so werden sie stehlen."

Man gab ihnen keine, sie nahmen sie sich selbst, stahlen nicht und dachten nur daran, zu fechten.

Inzwischen beriethen sich einige Bürger, worunter die Herren Thiers, Cauchois-Lemaire, Chevallier, Bastide, Dupont, bei Herrn Cadet-Gassicourt über die Mittel, den Widerstand zu regeln. Das Haus lag in der Straße

Saint-Honoré: man berieth sich beim Lärm des kleinen Gewehrfeuers, und es herrschte hier mehr Verwirrung als Begeisterung. Herr Thiers sprach sich sehr nachdrücklich für die Nothwendigkeit aus, zu den gesetzlichen Formen zurückzukehren. Die meisten der Anwesenden waren der Ansicht, die unruhige Bewegung in der Hauptstadt habe keinen andern Charakter und könne auch keinen andern Ausgang nehmen, als diejenige, die im Jahre 1827 in der Straße Saint-Denis ausgebrochen war. Die Versammlung selbst bezweckte nichts anderes, als in jedem Bezirk ein Widerstandscomité zu bilden, das den Auftrag erhalten sollte, mit den Deputirten zu korrespondiren. Aber Revolutionen gehen nicht mit so viel Methode vor sich. In einen Winkel des Saales zurückgezogen, wurden einige unerschrockene Männer, wie die Herren Charles Teste und Anfous ungeduldig über diese zeitraubenden Verhandlungen; ohne ihr Ende abzuwarten, entfernten sie sich und gingen in die Stadt, um mit ihren Freunden das Nöthige wegen der Schlacht am kommenden Tage zu besprechen.

Eine andere Versammlung, welcher die Herren Clavet-Gaubert, vormaliger Adjutant des Generals Bertrand, Herr Dumoulin, der Oberst Dufays, der Kommandant Bacheville, sämmtlich Männer des Kaiserreiches, beiwohnten, fand bei dem General Gourgaud statt. Man beschied sich für den morgenden Tag auf den Platz des Petits-Pères, nicht weit vom Palais-Royal.

Andere sannen bloß darauf, Karl X kapituliren zu lassen, und hielten dies für das einzige Mittel zwischen den zwei Klippen: Despotismus und Plünderung, durchzusteuern. Der Baron von Vitrolles erhielt einen Besuch vom Doktor Thibault, der in genauer Verbindung mit dem General Gerard stand. Der Zweck dieses Besuches war, Herrn von Vitrolles, dessen Einfluß auf Karl X man kannte, zu einem versöhnenden Schritt bei dem Monarchen zu veranlassen.

Aber eine Revolution war unvermeidlich geworden. Begriff nun dieses Volk, das sich dazu anschickte, ihren ganzen Sinn, und konnte es ihre Bedeutung ahnen? Wußte es, wo seine Feinde standen? Wußte es, welche Männer es zu Führern nehmen mußte? An diesem Abend hielt ein mit Stöcken bewaffneter Haufen Arbeiter einen Wagen in der Straße Clichy an. „Ein Minister, der fliehen will!“ riefen diese Arbeiter mit furchtbarer Stimme. Im Wagen befanden sich Madame Danremont, ihre zwei Kinder und ein Unbekannter. Der Schlag wird geöffnet und der Unbekannte springt heraus. Er wäre vielleicht getödtet worden, denn er wagte es nicht, das Geheimniß seines Namens preiszugeben, als ein Vorübergehender, der ihn erkannte, rief: „Casimir Perier!“ Bei diesen Worten tritt Begeisterung an die Stelle der Drohung, und man trägt im Triumph als einen der unversöhnlichsten Feinde Karls X den Mann, der in diesem selben Augenblick nur

auf Mittel dachte, ihm eine Krone zu retten. Nur zu oft kämpft das Volk bloß, um die Tyrannei in andere Hände zu geben, und wählt sich Führer, die es nur dem Namen nach kennt.

Beinahe in derselben Stunde klopften die jungen Abgeordneten der polytechnischen Schule am Hotel Laffitte. Man antwortete ihnen, der Herr des Hauses sei zu Bette gegangen. Er sollte am andern Morgen beim Getöse einer Revolution erwachen; denn man stieg einen Abhang hinab, welchen wieder hinaufzusteigen bereits nicht mehr möglich war.

Herr von Polignac seinerseits ergriff seine Maßregeln und schickte zwei Bataillonen vom 6. Garderegiment, das zu Saint-Denis in Garnison lag, den Befehl zu, in aller Eile nach Paris zu marschiren. Es war Nacht, als diese Ordre dem Obersten zukam. Der Tambour berief die zwei Bataillone zur Fahne; fünfzehn Patronen wurden den Soldaten ausgetheilt, und mit tiefbewegter Stimme sprach der Oberst zu den Offizieren: „Meine Herren! wir marschiren nach Paris. Halten Sie Ordnung in Ihren Kompagnien, und wenn die Garde angreift, so thue Jeder seine Pflicht.“

Viertes Kapitel.

28. Juli. — Der Aufstand wird populär durch Entfaltung der dreifarbigen Fahne. — Man gibt dem Volk ein Feldgeschrei, das nicht das seinige ist. — Nationalgarden bewaffnen sich zur Aufrechterhaltung der Ordnung. — Deputation der polytechnischen Schule an Lafayette. — Militärische Diktatur, dem Herzog von Ragusa anvertraut; sein Vertheidigungsplan. — Angst der hohen Bourgeoisie; sie glaubt nicht an den Erfolg. — Gefecht auf dem Grèveplatz; Heldenmuth der Kämpfenden. — Barrikaden. — Eigenthümliche Physiognomie des Aufstandes in den reichen Quartieren. — Zug der Truppen über die Boulevards. — Theilweise Gefechte. — Die Männer des Volks, welche die Charte leben lassen, schlagen sich; diejenigen, die Arbeit oder Brod! rufen, schlagen sich nicht. — Kämpfe in der Straße Saint-Antoine. — Paris ein großes Schlachtfeld geworden. — Verschiedene Szenen; Großmuth des Volks; Unschlüssigkeit der Soldaten; Unerschrockenheit der Kinder und Frauen. — Bewunderungswürdiger Charakter dieses Kampfes. — Gefechte in der Straße Saint-Denis. — Die Deputirten versammeln sich; zwecklose Reden; kalte, ängstliche Protestationen; Deputirte beauftragt, mit dem Herzog von Ragusa in Unterhandlung zu treten. — Herr Arago bei dem Herzog von Ragusa; seltsame Auftritte. — Fünf Deputirte erscheinen bei dem Herzog von Ragusa; unnützer Versuch. — Fanatismus des Fürsten von Polignac. — Briefe und ein Bote nach Saint-Cloud geschickt. — Allgemeine Verwirrung in Paris. — Neue Zusammenkunft von Deputirten; zwecklose Reden. — Grenzenlose Zuversichtlichkeit Karls X; Benehmen der Höflinge. — Der General Vincent macht den Vorschlag, den Herzog von Bordeaux nach Paris zu führen; die Herzogin von Berry billigt den Plan; das Geheimniß wird ausgeplaudert. — Neue Zusammenkunft von Deputirten, eben so fruchtlos, als die vorhergehenden. — Erscheinung Lafayette's; seine Umgebung. — Gelegenheit, die sich der Kühnheit neuer Menschen darbietet. — Die Truppen räumen um Mitternacht das Stadthaus.

Am 27. hatte sich das Volk, aus dem Schlafe geschreckt durch den Lärm von Leidenschaften, welche nicht die seinigen waren, im Aufstande versucht. Als es am 28. auf die Straße herabstieg, hatte es sich noch weder von seinen Neigungen, noch von seinem Hasse Rechenschaft abgelegt, aber es fühlte sich unglücklich, es hatte Pulvergeruch eingesogen, was bedurfte es weiter? Ueberdies sind ja Liebe zur Gefahr und Lust zu Abenteuern etwas Natürliches bei Leuten, welche das Elend lange Zeit unter seine rauhe Zuchtruthe gebeugt hat.

Wie die menschlichen Gewalten sich auf die äußern Zeichen der Dinge gründen, so werden sie durch dieselben auch zermalmt. Das Volk begann damit, in dieser Gesellschaft, wo es sich unbehaglich fühlte, das Erhabenste, und in diesem Erhabensten das Augenfälligste zu ächten. Es insultirte die

monarchische Idee in allen ihren Symbolen. Es zertrümmerte die Schilder der Hoflieferanten und trat die Sinnbilder des Königthums in den Koth.

Dies alles war bis jetzt nur Unordnung; die dreifarbige Fahne wurde entfaltet und nun begann die Revolution.

In diesen drei Lappen verschiedenfarbigen Zeuges lag für das Volk eine ganze Geschichte, ebenso heroisch, als rührend. Sie bedeuteten Frankreich, das wieder die erste Nation der Welt zu werden, die kaiserliche Epopöe, die aufs Neue zu beginnen wieder im Begriffe stand; wer weiß? auch den Kaiser, der nicht gestorben war. Am Posten der Bank erschienen zwei Männer des Kaiserreiches. Der eine, Herr Dumoulin, trug einen Federhut und die Uniform eines Ordonnanzoffiziers. Der andere, der Kommandant Dufays, hatte sich als Arbeiter verkleidet; er hatte seinen Kopf mit einem rothen Seidentuch umwickelt und um den Leib eine dreifarbige Fahne geschlungen. Ihnen folgten zwei- bis dreihundert Mann, welche den Namen des Kaisers in Wünsche nach Freiheit mischten. Aber es lebe die Charte! war das Feldgeschrei des höheren Bürgerstandes. Die Männer des Volks, welche die Charte nicht kannten, ließen in diesen Ruf alle die verworrenen Hoffnungen übergehen, die sie in der Tiefe des Herzens hegten. Viele starben für ein Wort, das sie nicht verstanden: diejenigen, welche es verstanden, sollten sich erst später zeigen, um die Todten zu begraben. Gewandte Rädelsführer wagten es sogar, gleich im Anfang des Kampfes, in einigen Gruppen den Namen des schwarzen Prinzen zirkuliren zu lassen. Sie wußten, wie unwiderstehlich die Macht des Geheimnisses ist, und wie poetisch die Unwissenheit des Volkes.

Die Einnahmen der Mairie des Petit-Pères war eine der ersten Episoden des Tages vom 28. Dahin hatten sich in aller Frühe, mit Flinten bewaffnet und zum Kampfe bereit, die Herren Degousée, Higonnet, Laperche begeben. Herr Degousée trug die Uniform der Nationalgarde, und viele Männer des Volks hatten sich auf den Boulevards an diese Gruppen muthvoller Bürger angeschlossen. Bald war der Posten überwältigt, die Mairie besetzt, die Flinten, die sich vorfanden, wurden an das Volk ausgetheilt, man schlug den Rappell. Bei diesem feierlichen, Aufstand verkündenden Trommelgewirbel setzen sich mehrere Mitglieder der hohen Bourgeoisie in Bewegung, ziehen ihre Nationalgardeuniform an und eilen bewaffnet auf den Platz. Einige sondern sich von der Masse ab und wollen den Posten der Bank bewachen, wo sie sich unter die Soldaten der Linie mischen; andere setzen sich in der Mairie fest, um dort die öffentliche Ordnung zu überwachen. Sonderbare Hülfstruppen für die Insurgenten! Inzwischen verbreitete sich die Aufregung überall, und Flintenschüsse ertönten in den benachbarten Straßen. Einige von denen, die sich des Postens

bemächtigt, wollen weggehen, um zu kämpfen. Die Nationalgarden halten sie zurück, und Einer von ihnen ruft: „Was wollt ihr? Man wird uns für Feinde halten.“ — „Gerade so verstehe ich's auch,“ antwortet Herr Higonnet mit Verachtung, und droht seinem Manne, ihn niederzuschießen. So beurkundeten die Meisten vom höheren Bürgerstande mitten in diesem schrecklichen Gemenge, in welches sich Arbeiter und Knaben mit ritterlicher Verblendung stürzen, nur Mißtrauen und Schrecken. Sie wollten Ordnung in der Empörung stiften und hatten in dem möglichen Sturze eines Thrones nur die Erhaltung einiger Kaufladen im Auge.

Aber bereits standen die kraftvollen Bewohner der Vorstädte in Masse auf und setzten sich in Bewegung, um den Mittelpunkt von Paris zu überschwemmen. Gruppen bildeten sich an den Thoren Saint-Denis und Saint-Martin. Am Eingange der Vorstadt Saint-Denis begann man eine Barrikade mit einem schweren Karren voll Bruchsteine. Drucker versammelten sich in der Passage Dauphine, wo Herr Joubert sein Büchermagazin in ein Arsenal umgewandelt hatte. Auf einem andern Punkte öffnete Herr Audry von Puyraveau die beiden Flügelthüren seines Frachtwagenhauses, rief mit lautem Geschrei die Kämpfenden herbei und theilte Musketen unter sie aus. In der Vorstadt Saint-Jacques steckten die Studenten ihre Pistolen in den Gürtel und bewaffneten sich mit ihren Jagdflinten. Auf dem Börseplatz erschienen, von Herrn Etienne Arago herbeigeschafft, zwei große Körbe mit Waffen und kaiserlichen Uniformen. Sie kamen aus dem Vaudeville-Theater, wo man einige Tage zuvor den *Sergent Matthieu* gespielt hatte, ein Stück, in welchem eine ganze Kompagnie Schauspieler bewaffnet werden muß. Herr Charles Teste theilte diese Waffen und Uniformen in seiner Wohnung, genannt *der kleine Jakobinersitz*, aus. Die Zöglinge der polytechnischen Schule ihrerseits hatten in der Nacht die Fechtsäle erstürmt und sich der Rappiere bemächtigt, von denen sie die Knöpfe abschlugen und die Klingen auf den Steinplatten der Corridors wetzten.*) Als sie Morgens um 10 Uhr die Ordonnanz vernahmen, welche die Schule aufhob, strömten sie, meistens in großer Uniform, zum Thore hinaus. Auf der Straße Montagne-Sainte-Geneviève wurden sie mit lautem Geschrei: „*Es lebe die polytechnische Schule!*“ empfangen. Sie riefen zur Antwort: „*Es lebe die Freiheit, es lebe die Charte!*“ Einer von ihnen schwang seinen Hut in der Luft, riß die weiße Kokarde ab, trat sie mit Füßen und ließ den furchtbaren Ruf ertönen: „*Nieder mit den Bourbons!*“ Dieses Beispiel fand schnelle Nachahmung, aber die Schule

---

*) Unter der Restauration hatten die Zöglinge der polytechnischen Schule keine Waffen, nur die Sergenten trugen den Degen.

zerstreute sich und die Bemühungen der Zöglinge wurden beinahe individuell; so kam es, daß viele von ihren Familien oder den Korrespondenten derselben zurückgehalten werden konnten und statt der zweihundertundfünfzig, die als Nichtlegitimisten am Kampfe Theil genommen hätten, nur sechzig fochten.

Gegen zehn oder eilf Uhr erschienen die Herren Charras und Lothon in Lafayette's Wohnung. Man sagte ihnen, er sei nicht zu Hause. Eine andere Deputation, die vor ihnen gekommen war, hatte von dem General die seltsame Antwort bekommen: „Rathen Sie Ihren Kameraden, sich ruhig zu verhalten.“ Ueberall herrschte die Bewegung, und nur diejenigen, die durch den ganzen Stand der Dinge berufen schienen, sie zu leiten, zeigten sich verzagt. Chatelain, Hauptredakteur des Courrier-Français, hatte auf die Nachricht, daß das Volk die Schilder der patentirten Lieferanten aus ihren Haken reiße und in die Gasse werfe, ausgerufen: „Das wäre eine schöne Partie für den Herzog von Orleans, wenn er den Muth hätte, sie zu spielen!“

Inzwischen war der Herzog von Ragusa zum Fürsten von Polignac beschieden worden und hatte von ihm erst jetzt die königliche Ordonnanz erhalten, welche ihm das Kommando der ersten Division übergab. Diese Ordonnanz hätte ihm Tags zuvor mitgetheilt werden sollen, allein am 27. hatte Herr von Polignac auf eigene Faust hin für gut befunden, den Platzkommandanten an die Spitze der in Paris liegenden Garderegimenter zu stellen. Denn auf der einen Seite glaubte Herr von Polignac, man werde mit dieser einfachen Emeute, wofür er die Bewegung ansah, ganz leicht fertig werden, und auf der andern hätte er die Ehre dieses kleinen Triumphes lieber einem Manne von seiner eigenen Partei gegönnt, als dem Herzog von Ragusa, der bei Hofe beinahe für liberal galt.

Dem sei, wie ihm wolle, nachdem Paris am 28. in Belagerungszustand erklärt worden war, sah sich der Herzog von Ragusa unter Oberaufsicht des ersten Ministers mit einer wahren Militärdiktatur bekleidet. Seine Lage war schrecklich. Ging er zu den Insurgenten über, so verrieth er einen König, der auf ihn gerechnet hatte; versetzte er so viele Mütter in Trauer, ohne selbst an die Gerechtigkeit seiner Sache zu glauben, so beging er einen Frevel; hielt er sich neutral, so entehrte er sich zweimal. Er entschied sich für das, was am meisten Unheil über das Volk brachte.

Dem sei, wie ihm wolle, nachdem er die Diktatur angenommen, hatte er ein sehr einfaches Mittel, den Aufstand zu bändigen: er durfte nur drohen, Paris anzünden zu lassen. Aber es gibt Menschen, die weder den Muth der Tugend, noch den des Verbrechens haben. Der Plan des Herzogs von Ragusa war folgender.

Die Truppen waren um die Tuilerien konzentrirt; es wurde beschlossen, daß sie von da abgehen und, in zwei große Divisionen getheilt, nach Südost marschiren sollten. Von diesen zwei Divisionen erhielt die erste Befehl, an der Seine hin gegen den Grèveplatz und das Stadthaus zu marschiren. Die zweite sollte der Krümmung der Boulevards folgen, über den Bastilleplatz ziehen und dann durch die Straße Saint-Antoine gegen das Stadthaus herabkommen. So hätte man sagen können, daß das königliche Heer mit seinen zwei unermeßlichen Armen von den Tuilerien aus und in der allgemeinen Richtung nach Südost, der eine rechts, den Quais entlang, der andere links, an den Boulevards hin, geworfen, den Aufstand in dem bedeutendsten und unruhigsten Theile der Stadt einschließe. Aber es war von Wichtigkeit, zwischen diesen beiden, durch den ganzen Umfang des Terrains, das sie umschlossen, getrennten Linien noch an einem andern Orte als dem Vereinigungsplatze eine Verbindung herzustellen. Zwei Bataillone Garde wurden daher beauftragt, den Marché des Innocents in der Straße Saint-Denis zu besetzen und diese Straße frei zu halten, indem sie, die eine gegen Norden bis an die Boulevards, die andere gegen Süden bis an die Seine hin dieselbe durchzogen.

Die Fehler dieses Planes waren handgreiflich. Die Truppen konnten den blutigen Weg, der ihnen auf der Karte vorgezeichnet war, wohl marschiren, aber sie waren bei Weitem nicht zahlreich genug, um den großen Raum besetzt zu halten. Auf der andern Seite setzte man sie, wenn man sie in diesen, von so unendlich vielen krummen und dunkeln Gäßchen durchschnittenen Straßen Saint-Denis und Saint-Antoine aufstellte, der Gefahr aus, von allen Seiten her den Tod zu empfangen, ohne ihn selbst geben zu können.

Aber welcher andere Plan war ausführbar? Wie konnte man mit einigen tausend Mann diese unermeßliche Stadt Paris blokiren? Hätte Karl X, als er die Ordonnanzen unterzeichnete, eine Revolution voraussehen können, hätte man darauf gedacht, Lebensmittel für die Truppen herbeizuschaffen, so wäre es ohne Zweifel möglich gewesen, den 13. Vendémiaire wieder anzufangen. Die königliche Armee hätte dann den Palast der Könige umschlossen und mit aufgesteckten Bajonetten und brennenden Lunten den Aufstand erwartet. Wenn nun die Empörer sich darauf beschränkt hätten, die Stadt zu durchziehen, sich der Posten zu bemächtigen, die öffentlichen Gebäude zu besetzen, die königlichen Wappenschilder zu zertrümmern, so hätte die Bourgeoisie in ihrer Herzensangst nicht ermangelt, knieend um Verzeihung zu bitten, und sich glücklich geschätzt, durch Unterwerfung unter den Despotismus der Furcht vor Plünderung zu entgehen.

Aber es fehlte den Soldaten an Lebensmitteln, und sie wären selbst zuerst durch den Hunger entwaffnet worden. Noch einmal: für einen Die-

ner Karls X gab es keine andere Wahl, als entweder die Krone dieses sterbenden Greises in den Abgrund fallen, oder seine Hauptstadt an ihren vier Ecken anzünden zu lassen. Denn wenn sich eine Staatsgesellschaft einer monarchischen Herrschaft unterwirft, so muß sie auch wissen, daß die Rettung derselben sie so theuer zu stehen kommen kann.

Die Truppen setzten sich also in Bewegung, die Kanonen rollten über das Pflaster hin, und der Bürgerkrieg brach aus in Paris.

Welchen Ausgang wird er wohl nehmen? Die Gelehrten, die Schriftsteller, beinahe sämmtliche Militärs bemitleideten die Kämpfenden und ihre Thorheit. Herr Thiers eilte, bei Frau von Courchamp, im Thale Montmorency, eine Zufluchtsstelle zu suchen. In den Bureaux des Globe sprach Herr Cousin von der weißen Fahne als der einzigen, welche die Nation anerkennen könne, und machte Herrn Pierre Leroux den Vorwurf, er kompromittire seine Freunde durch den revolutionären Anstrich, den er seinem Blatte gebe. Der Hauptredakteur des Globe, Herr Dubois, war abwesend. Kurz, nichts als Bangigkeit, Unschlüssigkeit und Verwirrung in den Reihen des hohen Bürgerstandes.

Zu den merkwürdigsten Schriftstellern dieser Zeit gehörte ein Mann von schmächtiger Gestalt, von raschen, aber edlen Bewegungen, nicht sehr in die Augen springender, aber gedankenvoller Miene. Er war Soldat gewesen. Beim ersten Knallen des Kleingewehrfeuers schüttelte er traurig das Haupt; dann ging er ohne Waffen, nur mit einer schwarzen Gerte in der Hand, durch die Stadt, gleichgültig gegen die Kugeln, die um ihn her zischten und dem Tode trotzend, ohne den Erfolg zu suchen. Dieser zu einer glorreichen und unglücklichen Rolle bestimmte Mann war damals wenig gekannt: er nannte sich Armand Carrel. „Habt ihr auch nur ein Bataillon?“ fragte er unaufhörlich seine zuversichtlichen Freunde. Am Morgen des 28. ging er mit Herrn Etienne Arago, der vielen Eifer an den Tag legte, über das Boulevard. „Sehen Sie, sagte er, auf einen Mann im Volke deutend, der mit dem Oel einer zertrümmerten Laterne seine Schuhe wichste, „das ist das Volk, das ist Paris! Leichtsinn — Gedankenlosigkeit — Anwendung dessen, was große Dinge vorstellt, zu kleinen Gebräuchen —.“ Er täuschte sich zur Hälfte. Das Volk sollte ernstlich Theil am Kampfe nehmen: nur für die Ergebnisse des Siegs war es gleichgültig.

Die zwei Gardebataillone, welche beordert waren, auf dem rechten Seineufer zu marschiren, hatten sich unter Anführung des Generals Talon in Bewegung gesetzt. Am Pont-Neuf zogen sie das 15. leichte Regiment, das sie hier trafen, an sich, verließen sodann das rechte Seineufer und marschirten über den Mittelpunkt der Brücke, auf die Insel der Cité. Sodann zogen

sie über das Quai de l'Horloge, und an der Brücke Notre-Dame angelangt, machten sie einen Augenblick Halt.

Das Stadthaus war seit Tagesanbruch von einigen unerschrockenen jungen Leuten und vielen ängstlichen Bürgern besetzt, welche letzteren sich dahin begeben hatten, um über die öffentliche Ordnung zu wachen. Sie waren hineingegangen, weil sie den Platz leer getroffen, und schienen sehr erschreckt durch das Ungestüm der Muthigeren unter ihnen. Aber auf dem Grèveplatz und in allen Straßen, die in denselben mündeten, drängten sich unbezähmbare Männer. Die Sturmglocke ertönte in der Kirche Saint-Severin, und die große Brummglocke von Notre-Dame beantwortete das Trauergetöne mit einem noch furchtbareren. Die Trommel wirbelte in der Straße Planche-Mibray, gegenüber der Brücke Notre-Dame, und die Menge stürzte sich nach dem Quai.

Die Garde rückte gegen die Brücke vor, öffnete plötzlich ihre Reihen und ließ zwei Kanonen spielen. Die Trommeln verstummten; auf dem Straßenpflaster blieben nur Todte. Die Garde zog über die Brücke, entfaltete sich über den Quai Gèvres und Pelletier, ließ eine Abtheilung zurück, um den Eingang der Straße Planche-Mibray zu bewachen, und verbreitete sich über den Grèveplatz, beständig die Pariser vor sich hertreibend, welche sich eilends durch alle Ausgänge davonmachten, während die Vertheidiger des Stadthauses, ihre Flinten abfeuernd, durch die Hinterpforten entwichen.

Das 15. leichte Regiment war jenseits der Brücke geblieben und bedeckte den Blumenmarkt. Unbeweglich, das Gewehr bei Fuß, wohnten die Soldaten des 15. dem Kampfe bei, ohne Theil daran zu nehmen. Vor ihnen kamen jeden Augenblick bewaffnete Bürger vorüber, und der Offizier begnügte sich, ihnen mit der Degenspitze Arbeiter zu zeigen, die blutend weggetragen wurden, und zu sagen: „Sie sehen's ja! .... Bitte, gehen sie nicht dahin." Aber Schützen, die von der Passage-Dauphine und der Vorstadt Saint-Jacques herkamen, schaarten sich, ohne daß sie etwas aufzuhalten vermochte, immer dichter auf dem Quai der Cité zusammen. Die hohe Brustwehr der Seine schützte sie vor dem Feuer, das die Garde vom rechten Ufer her gegen sie richtete, indeß ihre eigenen Kugeln sicher die Soldaten trafen, welche den Grèveplatz bedeckten. So groß war übrigens das Ungestüm der Männer vom Volke, daß viele sich auf die hängende Brücke warfen, die auf den Platz führt, von dessen Mitte aus eine Kanone gegen sie spielte. Mehrere Kartätschenschüsse wurden gethan und mehrere mal hinter einander die Brücke auf eine schauderhafte Art rein gefegt. Ein Zögling der polytechnischen Schule, Herr Charras, stand auf dem linken Ufer, den Degen in der Hand. Er erbte von einem Arbeiter, der so eben an seiner Seite eine Kugel in die Brust empfangen hatte, seine Flinte, aber es fehlte ihm an Munition. Ein

Knabe von fünfzehn oder sechzehn Jahren nähert sich Herrn Charras und zeigt ihm ein Paket Patronen, mit den Worten: „Wir wollen theilen, wenn Sie es wünschen, aber unter der Bedingung, daß Sie mir Ihre Flinte leihen, damit ich meinen Theil auch schießen kann." Die Flinte wird ihm übergeben, und der Junge will sich hinter einer Planke aufstellen. In diesem Augenblick rückte ein Peloton der königlichen Garde über die Brücke her. Die Insurgenten verschwanden in den Straßen, welche auf den Quai münden, und mitten unter ihnen das unerschrockene Kind. Auf diesem selben Schlachtfelde that ein junger Mann, der eine dreifarbige Fahne trug, den heroischen Ausruf: „Freunde, wenn ich sterbe, so erinnert euch, daß ich Arcole heiße!" Er sank wirklich todt nieder, aber die Brücke, die seine Leiche aufnahm, hat wenigstens seinen Namen behalten.

Einige Schritte von diesem Schlachtfeld errichteten Studenten Barrikaden. Tambours der Nationalgarde liefen hin und her, den Rappell und Generalmarsch schlagend. Eigenthümliche Schauspiele mischten sich zuweilen in das Schreckliche, das solch' ein Drama hat. In der Straße Saint-André-des-Arts zum Beispiel sah man eine Kolonne von fünfzehn bis zwanzig Mann nach einer Geige marschiren. Die Frauen standen an den Fenstern und empfingen jeden Bewaffneten, der vorüber kam, mit Bravorufen. Zu diesen Aufmunterungen gesellten sich noch andere, die hauptsächlich an die Truppen gerichtet waren. Man verbreitete gedruckte Blättchen mit den Worten: „Das Vaterland hält für den ersten Obersten, der gemeinschaftliche Sache mit dem Volke macht, eine Marschallstelle bereit." Auf diese Art trug Alles dazu bei, den Schwung dieser Bewegung zu steigern, der außerordentlichsten, welche je die Bevölkerung einer großen Stadt hingerissen hat.

Aber in den reichen Stadttheilen hatte der Aufstand einen ganz andern Charakter als in denen, von wo die Kämpfer des Grèveplatzes kamen. In der Vorstadt Saint-Honoré war es Liebe zur Ordnung, Wunsch nach Erhaltung, was die Gemüther beherrschte. Diese Gesinnung hatte eine große Anzahl Nationalgardisten auf die Mairie des ersten Bezirkes geführt; eine Abtheilung des 6. Garderegiments wurde unter den Befehlen des Herrn Sala ebenfalls dahingeschickt, aber kein Flintenschuß abgefeuert. „Wir sind," riefen die Nationalgardisten „nur da, um das Eigenthum zu schützen." — „In derselben Absicht kommen wir," antwortete der Offizier. Es entspann sich ein lebhafter Wortwechsel. Endlich gaben die Nationalgardisten nach, und Herr Sala, der sie nach den Instruktionen des Generals Saint-Hilaire gefangen hätte zurückhalten sollen, entließ einen um den andern beruhigt und befriedigt nach Hause. Als das Bataillon seinen Marsch fortsetzte, wurde eine halbe Kompagnie vor der Madeleine von Arbeitern mit Flinten und

Pistolen angegriffen. Sie fanden aber einen kräftigen Empfang, und während die Einen sich in den benachbarten Straßen verbreiteten, flüchteten die Anderen in die Kirche. Eine Kompagnie verfolgte sie über umgeworfene Barrikaden hin. Die Arbeiter steigen auf den Giebel. Man droht ihnen, mittelst des Strohes, das auf den Platten liegt, die Gerüste anzuzünden. Sie kamen herab und wurden in die Kirche eingeschlossen. Zwei Stunden nachher kam eine andere Abtheilung und setzte sie in Freiheit. Die Soldaten, die in der Madeleine und ihrer Nähe gekämpft, hatten Blut vergossen, aber auch welches verloren. Ihre Lage war schmerzlich, ihre Traurigkeit tief. Und gleichwohl hörte man sie, als die Stunde ihres gewöhnlichen Mahles schlug, scherzhaft von der Ueberraschung und Ungeduld ihrer in Saint-Denis zurückgebliebenen Köche sprechen. So ging es in diesem Kriege zu. Neben Thränen erschallte Gelächter. Bald war er großmüthig und höflich, bald unversöhnlich; hier ernst wie auf einem Schlachtfelde, dort possenhaft wie auf einer Marktschreierbühne, zeigte er den Geist unserer Nation in seinem ganzen Glanze, aber auch in seiner ganzen Beweglichkeit.

Mitten in diesem namenlosen, verworrenen Gemenge glaubten die meisten Gardeoffiziere, ihrer Fahne unverbrüchlich treu bleiben zu müssen. Einige, wie Herr Lemotheux, schrieben ihre Entlassung, waren aber fest entschlossen, sie erst nach dem Kampfe einzureichen. Andere faßten ihre Pflicht anders auf. Der Graf Raoul de la Tour-du-Pin zum Beispiel richtete an den Fürsten von Polignac folgendes Schreiben:

„Gnädigster Herr!

„Nach einem Tag des Gemetzels und namenlosen Unglücks, herbeigeführt gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze und woran ich bloß aus einer menschlichen Rücksicht, die ich mir jetzt zum Vorwurf mache, Theil genommen habe, verbietet mir mein Gewissen auf's Strengste, einen Augenblick länger zu dienen. Ich habe Beispiele genug von Ergebenheit an den König gezeigt, daß es mir jetzt erlaubt sein muß, ohne daß meine Absichten verläumdet werden können, das, was von ihm selbst ausgeht, von den Grausamkeiten zu unterscheiden, die in seinem Namen begangen werden. Deshalb habe ich die Ehre, gnädigster Herr! Sie zu bitten, dem König meine Entlassung als Kapitain seiner Garde vorzulegen.“ *)

Inzwischen war eine von Herrn von Saint-Chamans befehligte und aus einem Bataillone des 1. Garderegiments, einem Bataillon des 6. und zwei Schwadronen Lanziers bestehende Kolonne über die Boulevards gegen

*) Ich habe diesen Brief nie empfangen und hätte ihn jedenfalls seinem Verfasser zurückgeschickt. Im Augenblick der Gefahr nimmt man keine Entlassungsgesuche an.

(Aus den Manuskripten des Herrn von Polignac.)

den Bastilleplatz vorgerückt und führte zwei Kanonen mit sich. Sie marschirte lange, ohne auf einen sehr lebhaften Widerstand zu stoßen; aber auf der Höhe der Thore Saint-Denis und Saint-Martin angelangt, wurde sie mit äußerster Heftigkeit angegriffen. Hier kämpften an der Spitze einer heroischen, mit Lumpen bedeckten Menge — junge Leute, die mitten in die Gefahr die alte französische Fröhlichkeit mitbrachten, Anführer von Proletariern, die man nach ihrer eleganten Tapferkeit und ihrer ritterlichen Begeisterung für die Erben jenes tapfern Adels hätte halten können, der bei Fontenoy gesiegt. Von allen Seiten angegriffen, machten die königlichen Truppen Halt und gaben Feuer. Diesmal gab es weder Todte noch Verwundete. Die Kämpfenden merkten es und erneuerten den Angriff unter schallendem Gelächter, das sich mit dem unheimlichen Gekrache des Gewehrfeuers vermischte. Man ließ die Kanonen vorführen: im Augenbick, wo man sie abfeuern wollte, stürzt ein Knabe vor, läuft auf einen Offizier zu und streckt ihn durch einen Pistolenschuß todt zu seinen Füßen nieder. Die königlichen Truppen setzten ihren Marsch fort, aber hinter ihnen häufte sich die Menge; die Bäume der Boulevards fielen unter den Streichen der Axt, und ungeheuere, mit erstaunenswerther Schnelligkeit errichtete Barrikaden raubten den Soldaten alle Hoffnung zur Rückkehr. Auf dem Bastilleplatz stieß Herr Saint-Chamans auf einen zahlreichen Menschenhaufen, der zum Theil aus Weibern und Kindern bestand. „Arbeit! Brod!“ das waren die Rufe, die von dieser Versammlung ausgingen. Diejenigen, die sie bildeten, waren beinahe alle unbewaffnet. Ein seltsames Ding! Während anderwärts das Volk mit einem Feldgeschrei kämpfte, dessen Sinn es nicht kannte, stieß es auf dem Bastilleplatz sein wahres Feldgeschrei aus, ohne an's Kämpfen zu denken! Herr von Saint-Chamans trat mitten unter die Gruppen und theilte alles Geld aus, das er hatte, während seine Truppen sich in Schlachtordnung aufstellten. Inzwischen mußte die Kolonne, um ihre Sendung zu erfüllen, in die Straße Saint-Antoine rücken und sie bis zum Stadthaus durchziehen. Als sie sich zu diesem Behuf in Bewegung setzte, kam aus allen Winkeln der benachbarten Straßen ein so lebhaftes Feuer hervor, daß Herr von Saint-Chamans sich entschloß, über die südlichen Boulevards nach den Tuilerien zurückzumarschiren. Er passirte die Seine über die Brücke von Austerlitz und ließ bloß eine Abtheilung Kürassiere auf dem Bastilleplatze. Diese Abtheilung zog das 5. Linienregiment an sich und marschirte mit ihm durch die Straße Saint-Antoine auf das Stadthaus zu. Es war dies ein langer, blutiger Weg; Barrikaden erhoben sich von Entfernung zu Entfernung; Gruppen von unsichtbaren Schützen ließen einen Hagel von Kugeln über die Truppen regnen, und von jedem Fenster fielen Bruchstücke von Flaschen, Ziegeln und

Geräthschaften herab. Schwache Frauen trugen schwere Pflastersteine in die obersten Theile ihrer Häuser hinauf, um sie auf die Köpfe der Soldaten herabzuwerfen. Die Zahl der Männer vom Volke, die mit Flinten in der Hand auf der Straße fochten, war im Ganzen nicht sehr bedeutend, aber die Zahl derer, die einen indirekten Antheil am Kampfe nahmen, war unermeßlich. Während des stärksten Kleingewehrfeuers sah man in der Straße Culture-Saint-Katherine, welche in die Straße Saint-Antoine mündet, mehrere Männer in Blousen sich an Seilen über die Mauern der Pompierkaserne herablassen. Es waren Kämpfende, die gefangen genommen und in diese Kaserne gebracht worden waren, von wo aus die Pompiers sie jetzt auf diese Art in den Kampf zurückschickten. Mehrere Kanonenschüsse wurden abgefeuert, aber diese höchst eigenthümliche Lage, welche die Stadt in ein Schlachtfeld verwandelte, befeuerte die Gemüther bis zur Begeisterung und verbreitete eine ansteckende Trunkenheit in der Luft. Den Männern des Volks öffneten sich Thüren, um sie im Augenblick der Gefahr aufzunehmen, und schlossen sich augenblicklich hinter ihnen; die Verwundeten wurden mit der wärmsten Theilnahme empfangen und von liebkosenden Händen gepflegt, Charpiezupfen oder Pulverstoßen war in jedem Hause die Beschäftigung der Frauen: der Mütter, Schwestern oder Gattinnen derjenigen, die zu sterben gingen. Nie hatte die Sonne so glühend geschienen: sie steigerte dieses Fieber der Seelen.

Die Soldaten, die den Grèveplatz besetzt hielten, und mit denen sich die von der Bastille kommenden Truppen wieder vereinigen sollten, vertheidigten sich in Erwartung derselben mit vielem Muth aber großer Traurigkeit. Jedes Haus war eine feste Burg geworden und aus allen Fenstern wurde geschossen. Drei Männer hatten sich hinter einem Kamin postirt und unterhielten von da aus lange Zeit ein mörderisches Feuer auf die Truppen, bis sie endlich entdeckt wurden. Eine Kanone wurde gegen das todtbringende Kamin gerichtet, aber ehe der Kanonier abfeuerte, gab er denen, die es schützte, ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Ebensoviel Tapferkeit und Großmuth legten die Angreifenden an den Tag. Aber was griffen sie an? Was vertheidigten diese? Andere wußten es! Auf einmal erhob sich auf dem Quai des Grèveplatzes ein gewaltiges Getöse von Waffen und Pferden. Das 50. Linienregiment kam an, voran eine Abtheilung Kürassiere. Diese unglücklichen Truppen waren genöthigt gewesen, die Straße Saint-Antoine oben an der Kirche Saint-Gervais zu verlassen und sich über den Quai zu ziehen, um den Grèveplatz zu erreichen. Sie erreichten ihn, begünstigt von einem Angriffe, welche Lanciers unter der Arkade Saint-Jean machten, und welcher die Streitkräfte der Pariser nach dieser Seite hinzog. Die Soldaten des 50. Linienregimentes brachten der königlichen Garde nur eine sehr schwache Un-

terstützung. Die ganze Straße Saint-Antoine entlang, welche sie so mühsam durchzogen, hatten sie neben dem Geschrei: „Es lebe die Charte!“ vielfach rufen gehört: „Es lebe die Linie!“ Als sie auf dem Grèveplatz ankamen, waren sie für die Sache der Insurrektion bereits halb gewonnen. Man ließ sie in den Hof des Stadthauses rücken, und ihre Patronen, wovon Gebrauch zu machen sie sich weigerten, wurden unter die Soldaten der Garde, als standhaftere Vertheidiger des Königthums, ausgetheilt. Eine Abtheilung Schweizer war von den Tuilerien aus dem Stadthaus zu Hülfe geschickt worden und rückte im Sturmschritt auf dem Grèveplatz an. Beim Anblick dieser rothen Uniformen verdoppelte sich die Wuth der Empörer. Aus jedem Gäßchen stürzen neue Kämpfer hervor, eine Barrikade wird von dem Volke besetzt. Die Schweizer halten diesen Angriff muthvoll aus; die Garde kommt, sie zu unterstützen, und schon neigten sich die Pariser zur Flucht, als ein junger Mann, um sie zu beleben, eine dreifarbige Fahne an der Spitze einer Lanze schwingend, und mit dem Rufe: „Ich will euch sterben lehren!“ vorangeht. Zehn Schritte von der Garde fiel er, von Kugeln durchbohrt. Dieser Kampf war furchtbar: die Schweizer ließen viele von den Ihrigen auf dem Pflaster.

Der Krieg brach in ganz Paris in wunderlichen, heroischen, beklagenswerthen Szenen aus. In der Säulenhalle des Louvre, gegenüber Saint-Germain-l'Auxerrois, saß der Marquis von Autichamp auf einem Stuhle. Niedergedrückt von Jahren und kaum im Stande sich aufrecht zu erhalten, belebte er die Schweizer durch seine Gegenwart zum Kampfe, und die Arme gekreuzt, betrachtete er mit stoischer Unempfindlichkeit das trauervolle Schauspiel. Auf dem Boulevard de l'Hopital griff ein Volkshaufe die Pulvermühle von Ivry an, schlug die Thüren mit Aexten und Keulen ein, ergoß sich über den Hof und zwang die Verwalter, Pulverpakete den Fenstern hinauszuwerfen, welche sie in ihrem ungestümen Feuereifer mit der Pfeife im Mund aufrafften und jählings forttrugen. Auf einem andern Punkte erbrachen die Schuldgefangenen vermittelst eines in einen Mauerbrecher umgewandelten Balkens die Thore von Saint-Pelagie und vereinigten sich sofort mit dem Posten, um das Entrinnen der Verbrecher zu verhindern. Ein blutiges Zusammentreffen fand in der Straße des Prouvaires statt und bot das in Bürgerkriegen ziemlich gewöhnliche Schauspiel dar, daß Brüder in den entgegengesetzten Reihen fechten. Ueber die ganze Stadt hatte sich eine Art moralischer Trunkenheit verbreitet, deren Physiognomie menschliche Worte wiederzugeben unvermögend sind. Durch die Flintenschüsse, das Trommelgewirbel, das Geschrei und Geächze hindurch verbreiteten sich tausend seltsame Gerüchte und vermehrten das allgemeine Beben. In einigen Stadttheilen trug man einen Federhut herum und sagte, er habe dem Herzog von Ragusa gehört, dessen Tod man verkündigte. Es lag etwas Uebernatürliches in der Kühnheit einzelner Kämpfer. Ein Arbeiter, der eine Kompagnie vom

5. Linienregiment auf den Börseplatz hereinkommen sieht, läuft gerade auf den Kapitän zu und schlägt ihm eine eiserne Stange über den Kopf. Dieser Kapitän hieß Caumann. Er wankt und sein Gesicht bedeckt sich mit Blut, aber er kann mit seinem Degen noch die Bajonnette seiner Soldaten in die Höhe halten, die Feuer auf den Angreifer geben wollen. Mit solcher Unerschrockenheit verbanden die Männer aus dem Volke eine unbedingte Selbstverläugnung und stellten sich vorzugsweise unter die Befehle jedes Kämpfers, den ihnen eine elegantere Kleidung als Mitglied einer begünstigten Klasse bezeichnete. Im Uebrigen fanden die jungen Leute auf jedem Schritte, um ihre Unerfahrenheit zu leiten, alte, den Schlachten des Kaiserreichs entgangene Militärs, ein kriegerisches Geschlecht, das die Bourbons im Jahre 1815 auf immer erbittert hatten.

Aber die Großherzigkeit dieses Volkes war nicht minder erstaunenswerth, als sein Muth. Wenn in der Hitze des Gefechts der Reiche dem keuchenden und vor Schwäche beinahe umsinkenden Armen seine Börse anbot, so nahm der Arme nur das Nothwendige an und brachte mitten im Kugelregen den Rest des Goldstückes zurück, das er in diesen Tagen glühender, aber vorübergehender Brüderschaft empfangen hatte. Oft mischte sich in diese glorreiche Uneigennützigkeit eine Poesie, wie sie nur edle, unter Lumpen klopfende Herzen begreifen können. Einige Arbeiter vertheidigten eine in der Straße Saint-Joseph errichtete Barrikade. Ein Herr vom Bürgerstande, der an ihrer Seite focht, sah einen von ihnen kraftlos sich an die Steine der Barrikade anlehnen. Er glaubt ihn verwundet, denn das Hemd des jungen Mannes war voll Blut und sein Gesicht mit der Bläße des Todes bedeckt. Der Bürger beugt sich über ihn, aber der Arbeiter flüstert mit schwacher Stimme: „Ich habe Hunger.“ Ein Fünffrankenstück wird ihm angeboten. Da steckt er seine Hand unter sein blutendes Hemd, zieht einen Lappen von einer royalistischen Fahne aus seinem Busen und sagt zu dem, der ihn unterstützt hatte: „Hier, mein Herr, das gebe ich Ihnen dagegen.“

Und mitten unter so vielen Trauerszenen, wie viele tröstliche Episoden! Auf dem Platze des Victoires, wo die Truppen des Generals Wall standen, sah man Frauen vom Volke Krüge mit Wasser und Wein bringen und den lechzenden Lippen der Soldaten bieten. Zu gleicher Zeit trat der General mit Herrn Degousée in Unterhandlung wegen Fortschaffung der Verwundeten. Man setzte die Unglücklichen auf Karren, und ein Insurgentenanführer in einer Blouse, mit einer Soldatenmütze auf dem Kopf und einer Flinte in der Hand, nahm es auf sich, in Begleitung von vier Infanteristen den ächzenden Trauerzug durch Paris zu führen. Unerhörter Krieg, wo jeder Kämpfer zweimal dem Tode trotzte; zuerst, um seinen Feind zu treffen, und dann, um ihn zu retten!

Aber das hitzigste Gefecht fand auf dem Marché des Innocents statt. Das Bataillon, das von da abmarschirte, um die Straße Saint-Denis bis an's Boulevard zu säubern, konnte seine traurige Sendung nur mit unglaublichen Anstrengungen erfüllen. Am batavischen Hofe angelangt, empfing es eine mörderische Flintensalve und gelangte erst, nachdem es beinahe dreißig Todte oder Verwundete hatte, an das Thor Saint-Denis. Sein Oberst, Herr von Pleinselve, war tödtlich verwundet: die Soldaten trugen ihn auf einer Sänfte. Während das Bataillon vorrückte, bedeckte sich die Straße Saint-Denis mit Barrikaden, so daß es nicht mehr umkehren konnte. Der General Quinsonnas blieb daher mit einer geringen Mannschaft und eingeschlossen von dem Aufstand auf dem Marché des Innocents.

Während so auf verschiedenen Punkten von Paris gekämpft wurde, thaten die Deputirten, wie folgt. Herr Audry von Puyraveau hatte sie auf Mittag in sein Hotel beschieden. Herr Audry war mächtig und reich damals. Seitdem ist er in Armuth und Elend gerathen; er ist an den empfindlichsten Theilen seines Herzens verletzt worden und irrt jetzt in fremdem Lande umher, nachdem er auf einem Boden, wo er die Freiheit zu gründen geglaubt, nicht hatte finden können, wo sein Haupt hinlegen. Herr Audry hatte einen schlechten Glauben an die Festigkeit seiner Kollegen. Ehe er ihnen die Thore seines Hauses öffnete, ließ er es heimlich mehreren Studenten und einer großen Anzahl Arbeiter wissen, daß eine Versammlung von Deputirten bei ihm stattfinden werde: um sie zu einer energischen Umwälzung zu treiben, müsse man ihnen Angst einjagen. Als daher die Deputirten zu Herrn Audry von Puyraveau kamen, fanden sie den Hof des Hotels von einem lärmenden, aufgeregten Volkshaufen erfüllt. Einige junge Leute suchten in den Berathungssaal zu dringen, jedoch vergebens; aber dieser Saal war zur ebenen Erde, die Fenster standen offen, man mußte unter den Augen des Volkes berathen. Herr Mauguin ergriff zuerst das Wort. „Eine Revolution ist es, was wir zu leiten haben," sagte er; „wir haben nur zwischen der königlichen Garde und dem Volke zu wählen." Bei diesen Worten schauderten die Herren Sebastiani und Charles Dupin zusammen und riefen lebhaft: „Laßt uns in der gesetzlichen Ordnung bleiben!" Herr von Lafayette lächelte verachtungsvoll, und während Herr Guizot seinen Kollegen den Vorschlag machte, als Vermittler in den Aufstand einzugreifen, wurde die falsche Nachricht gebracht, das Stadthaus sei so eben in die Gewalt des Volkes gefallen. Jetzt erhob sich mitten in der von gedoppelter Angst gefolterten Versammlung Herr Guizot, mit einem Protestationsentwurf in der Hand, der folgendermaßen abgefaßt war:

„Die Unterzeichneten, regelmäßig zur Deputation erwählt von den Kollegien der unten genannten Bezirke und Departements kraft der königlichen

Ordonnanz vom . . . . . . und gemäß der konstitutionellen Charte und den Wahlgesetzen von . . . . . . und derzeit in Paris anwesend, glauben es durchaus ihrer Pflicht gegen den König und Frankreich schuldig zu sein, daß sie gegen die Maßregeln protestiren, welche die Rathgeber der Krone, die Absichten des Monarchen täuschend, durch Umstoßung des gesetzlichen Wahlsystems und Vernichtung der Preßfreiheit neuerdings durchgesetzt haben. Besagte, in den Ordonnanzen von . . . . . . enthaltene Maßregeln sind in den Augen der Unterzeichneten gerade der konstitutionellen Charte, den konstitutionellen Rechten der Pairskammer, dem Staatsrechte der Franzosen, den Befugnissen und Beschlüssen der Tribunale zuwider und geeignet, den Staat in eine Verwirrung zu stürzen, welche den Frieden der Gegenwart und die Sicherheit der Zukunft gleich sehr gefährdet. In Folge davon protestiren die Unterzeichneten, unverbrüchlich getreu ihrem Eid gegen den König und die konstitutionelle Charte, einstimmig nicht bloß gegen die besagten Maßregeln, sondern auch gegen alle Handlungen, die daraus entstehen könnten. Und in Betracht: einerseits, daß die Deputirtenkammer nicht konstituirt war, folglich auch nicht gesetzlich aufgelöst werden konnte; andererseits, daß der Versuch, eine andere Deputirtenkammer nach einer neuen und willkürlichen Methode zu bilden, im förmlichen Widerspruch steht mit der konstitutionellen Charte und den wohlerworbenen Rechten der Wähler, erklären die Unterzeichneten, daß sie sich fortwährend als gesetzlich erwählte Deputirte der Bezirks- und Departementskollegien betrachten, wo sie die Stimmen erhalten haben, als Deputirte, die nur kraft solcher Wahlen ersetzt werden können, welche nach den von den Gesetzen vorgeschriebenen Grundsätzen und Formen vor sich gegangen sind. Und wenn die Unterzeichneten nicht in Wirklichkeit die Rechte ausüben und sich allen Pflichten unterziehen, die ihnen ihre gesetzliche Erwählung auferlegt, so geschieht es deswegen, weil sie durch eine materielle Gewalt daran verhindert sind, gegen welche sie nie aufhören werden, zu protestiren."

Ströme von Blut flossen in Paris in diesem Augenblick, wo Herr Guizot diese Akten vorlas. Sie wurden verschieden aufgenommen. Die Einen, wie die Herren von Lafayette, Laffitte, Audry von Puyraveau, Berard, Daunou, von Schonen, Mauguin, Bavoux, von Laborde, Labbey von Pompières fanden es schwer zu begreifen, wie man mitten in einer verwüsteten Stadt, in der an hundert Orten zugleich gefochten werde, von Treue gegen den König und von Rathgebern, welche die Absichten des Monarchen täuschen, sprechen könne. Die Andern, wie die Herren Charles Dupin und Sebastiani, fanden die Erklärung vermessen. Herr Casimir Perier machte sich vor Allen durch seine krampfhafte Aufregung bemerklich. Er trat zu Herrn Laffitte und sagte zu ihm: „Man muß durchaus mit Marmont unterhandeln. Vier Millionen wären hier nicht übel angebracht." Der Gedanke,

einen Schritt bei Marmont zu thun, fand bald Anklang bei der Versammlung. Herr Laffitte wird beauftragt, die fünf Mitglieder zu bezeichnen, welche die Deputation bilden sollen: Er nennt die Herren Casimir Perier, Mauguin, Lobau und Gerard. Eine neue Versammlung wird auf vier Uhr bei Herrn Berard angesagt. Die Sitzung wird aufgehoben und die fünf Kommissäre begeben sich auf den Weg nach dem Hauptquartier, nachdem sie vorher bei Herrn Laffitte eingesprochen haben, um das Nöthige zu verabreden. Als er den Fuß auf den Carrouselplatz setzte, konnte Herr Casimir Perier in seiner maßlosen Bangigkeit nicht umhin, zu Herrn Laffitte zu sagen: „Ich fürchte sehr, wir sind auf dem Wege, uns selbst in den Rachen des Wolfes zu stürzen."

Vor den Deputirten ging Herr Arago zu dem Herzog von Ragusa. Herr Arago hatte am Morgen einen Brief von Frau von Boignes erhalten, die ihn beschwor, Marmont aufzusuchen und seinen Einfluß auf den Marschall dahin zu verwenden, daß Paris von einem nie wieder gut zu machenden Uebel errettet werde. Herr Arago zögerte: bei bürgerlichen Zwistigkeiten ist der Haß so argwöhnisch. Eine hochsinnige Inspiration bestimmte ihn. Er läßt seinen ältesten Sohn kommen und befiehlt ihm, mitzugehen, da man einen Vater doch nicht im Verdacht haben kann, daß er in Gegenwart seines Sohnes von der Bahn der Pflicht abweichen werde. Sie gehen und gelangen durch einen Kugelregen hindurch in's Hauptquartier. Ein Saal öffnet sich vor ihnen. In der Mitte ein Billard, auf welchem Herr Laurentie einen Artikel für die Quotidienne schrieb, und ringsum die schrecklichste Verwirrung. Die Adjutanten kreuzten sich in Unordnung, bleich, mit Schweiß und Staub bedeckt. Vom Zimmer des Obergenerals gingen jeden Augenblick Depeschen ab; tausend unselige Gerüchte liefen von außen ein und mischten sich in den Donner des Flintenfeuers; in ungeordneten Gruppen beisammenstehend, folgten die höheren Offiziere angstvoll den Entwickelungen des Kampfes, mit aufmerksamem Ohr und Entsetzen auf dem Gesichte.

Als auf einmal Herr Arago mit seiner kolossalen Gestalt, seinem ehrfurchtgebietenden Kopfe und seinem flammenden Auge eintrat, entstand eine furchtbare Aufregung. Man umringte ihn von allen Seiten mit Aeußerungen der Angst und Drohungen, gleich als ob man in ihm das lebendige Medusenhaupt des empörten Volkes erblickte. Da tritt ein polnischer Offizier, Herr Komierowski, schnell zu ihm und sagt: „Wenn Einer die Hand gegen Sie erhebt, so haue ich sie ihm ab."

Herr Arago wird zu dem Obergeneral geführt. Ehe er noch den Mund öffnet, ruft ihm Marmont hastig und mit ausgestrecktem Arme entgegen: „Schlagen Sie mir nichts vor, was mich entehrt!" — „Im Gegentheil würde das, was ich Ihnen vorschlagen will, Sie ehren. Ich verlange nicht, daß Sie Ihren Degen gegen Karl X kehren; aber treten Sie vom Kom-

mando ab und begeben Sie sich sogleich nach Saint-Cloud". — „Wie! ich soll den Posten verlassen, auf welchen das Vertrauen des Königs mich gestellt hat! Ich, ein Soldat, soll mich von aufrührerischen Bürgern aus dem Felde schlagen lassen! In Europa soll man sagen dürfen, daß unsere wackern Truppen vor einem mit Steinen und Prügeln bewaffneten Pöpel zurückgewichen seien! Unmöglich! unmöglich! Sie kennen meine Gesinnungen, Sie wissen, daß ich diese verfluchten Ordonnanzen nicht gebilligt habe! Aber ein schaudervolles Verhängniß lastet auf mir: ich muß mein Schicksal erfüllen." — „Sie können diesem Schicksal begegnen. Es gibt ein Mittel, die Erinnerungen der Invasion im Andenken der Pariser zu erlöschen.... Gehen Sie; gehen Sie ohne Verzug!"

In diesem Augenblicke stürzt ein Mensch in Hemdärmeln und mit einer Kappe von Biberfell auf dem Kopfe in den Saal. Beim Anblick dieses Unbekannten wird man unruhig, man will ihn verhaften, und er hatte kaum Zeit, mit der ausgekehrten Hand seine Kappe abzuwerfen und zu rufen: „Kennt ihr mich denn nicht? Ich bin der Adjutant des Generals Quinsonnas. Ich habe meinen Schnurrbart abgeschnitten, um hieher kommen zu können." Er verlangt den Herzog von Ragusa zu sprechen und meldet ihm, die Truppen auf dem Marché des Innocents haben schon viel gelitten und bedürfen durchaus einer Verstärkung. — „Habt ihr denn keine Kanonen?" — „Allerdings, Herr Marschall, aber was nützen Schüsse in die Luft? Was vermögen Kanonen gegen das Straßenpflaster, gegen die Steine, gegen die Meubles, die aus allen Fenstern den Soldaten auf die Köpfe geworfen werden?"

Eben brachte man in den angrenzenden Saal einen Lancier, der vom Pferde gestürzt war. Der Unglückliche war ganz mit Blut bedeckt und durch seine halb offene Uniform erblickte man in seiner Brust Lettern aus der Druckerei, die man aus Mangel an Kugeln in die Gewehre geladen hatte.

Der Herzog von Ragusa ging mit großen Schritten auf und ab. Die stürmischen Gefühle seines Herzens spiegelten sich auf seinem Gesichte. „Bataillone!" sagte er ungeduldig zu dem Adjutanten. „Ich habe keine Bataillone, die ich ihnen schicken könnte. Sie sollen sich herausziehen, so gut sie können.

Der Adjutant ging, und Herr Arago wiederholte seine Vorstellungen immer dringender. „Nun denn".... murmelte der Herzog von Ragusa, „auf den Abend... ich will sehen..." — „Auf den Abend! Wo denken Sie hin? Auf den Abend werden Tausende von Familien in Trauer versetzt sein! Auf den Abend wird alles beendet sein! Und wie auch der Kampf ausfallen mag, Ihr Loos wird ein furchtbares sein. Besiegt, ist Ihr Untergang gewiß — Sieger, nie wird man Ihnen alles dieses Blut verzeihen." —

Der Marschall schien erschüttert. „Soll ich Ihnen Alles sagen?" fuhr Arago, immer eindringlicher werdend, fort. „Ich habe auf meinem Weg

hieher unter der Menge unselige Worte gehört: Man schießt, hieß es, das Volk mit Kartätschen zusammen: Marmont bezahlt seine Schulden." Bei diesen Worten legte Marmont die Hand an seinen Degen.

Man meldete die Ankunft der fünf Deputirten, die parlamentiren wollten. Herr Arago trat ihnen den Platz ab und war in diesem Augenblick Zeuge einer außerordentlichen Szene. Der Gouverneur der Tuilerien, Herr Glandevez, hatte einem der fünf Unterhändler die Hand gedrückt, und Herr von Ambrugeac hatte es sich herausgenommen, ihm zu erklären, daß er sich bei dem König darüber beschweren werde. Entrüstet läuft der General Tromelin auf ihn zu, redet ihn mit donnernder Stimme an und wünscht sich Glück, daß er endlich Gelegenheit gefunden, offen heraus zu sagen, was ihm auf dem Herzen liege. Dieser Zornesausbruch war so ungestüm, daß die Degen aus der Scheide geflogen sein würden, wenn er auf einen Widerstand gestoßen wäre. So viele glühenden Antipathieen gibt es unter dieser frostigen und trügerischen Einförmigkeit des Hofes!

Beim Weggehen sagte Herr Arago zu Herrn Delarue, Adjutanten des Herzogs von Ragusa, er habe auf dem Odeonsplatze Soldaten geneigt gesehen, sich dem Volke anzuschließen. Höchlich bestürzt über diese Nachricht, eilt Herr Delarue, sie dem Fürsten von Polignac mitzutheilen; kommt aber bald muthlos zurück und sagt: „Er will, man soll auch auf die Truppen schießen, wenn sie zum Volke übertreten."

Mittlerweile kamen die fünf Deputirten, und wurden sogleich ins Zimmer des Herzogs von Ragusa geführt. Er war allein, Laffitte ergriff das Wort im Namen seiner Kollegen und beschwor den Marschall, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Er stellte ihm vor, welches Unheil diese hartnäckige Verletzung aller verfassungsmäßigen Gesetze des Landes nicht allein für das Volk, sondern auch für den Thron herbeiführen müsse. Der Marschall antwortete, es stehe ihm nicht zu, über das Verfassungswidrige der Ordonnanzen abzuurtheilen; er sei Militär und müsse, wenn er nicht ehrlos werden wolle, auf dem Posten bleiben, auf welchen ihn das Vertrauen des Königs gestellt; im Uebrigen müßten jedenfalls, bevor von Zurücknahme der Ordonnanzen die Rede sein könne, die Pariser das Gewehr strecken. Es handle sich um seine Ehre, daß er hier nicht nachgebe. Bei diesen Worten sah er die Generale Gerard und Lobau mit fragenden Geberden und Blicken an. — „Ihre Ehre," versetzte jetzt Herr Laffitte lebhaft, „Ihre Ehre, Herr Marschall! Es gibt nicht zweierlei Ehre, und das größte aller Verbrechen ist, das Blut seiner Mitbürger zu vergießen!" — „Können Sie gegen mich diese Sprache führen, Herr Laffitte!" erwiederte der Herzog von Ragusa mit bewegter Stimme, „gegen mich, dessen Gesinnungen Sie kennen? Was kann ich denn thun? Ich will an den König schreiben."

Herr Laffitte fragte ihn, ob er bei diesem Versuch einige Hoffnung auf Erfolg habe, aber Marmont schüttelte traurig den Kopf. „In diesem Fall", erklärte Herr Laffitte, „bin ich entschlossen, mich mit Gut und Blut in die Bewegung zu stürzen."

Ein Offizier trat ein und sprach leise mit Marmont. Dieser wandte sich plötzlich gegen die Unterhändler um und fragte sie: „Könnten Sie sich nicht entschließen, den Fürsten von Polignac zu sehen?" Auf ihre bejahende Antwort ging er hinaus, kam aber beinahe sogleich zurück. Der Fürst weigerte sich, die Deputirten zu empfangen. So groß war wirklich der unbezähmbare Fanatismus dieses Mannes. In der Nacht, die auf diesen blutigen Tag folgte, sagte er zu einem Offizier, Namens Blanchard, der eine sehr schöne Stimme besaß und am 28. die Kanone auf dem Grèveplatz hatte spielen lassen: „Ich habe ihre Stimme oft bewundert, aber nie hat sie mir mehr ans Herz gesprochen, als heute."

Der Herzog von Ragusa hatte, wie man sieht, den unseligen Auftrag, der ihm geworden, nur mit innerem Widerwillen angenommen. Gleichwohl hatte er gegen einige dem Hof schon lange verdächtige Männer, wie die Herren Lafayette, Laffitte, Audry von Puyraveau, Eusèbe von Salverte, Marchais, Haftbefehle erlassen müssen. Er benützte den Besuch der Deputirten, um diese grausamen Befehle zurückzunehmen. Seine Loyalität diente ihm hier zum Vorwand. Hierauf schrieb er, wie er versprochen hatte, an den König. Es war dies der dritte Brief, den er an Karl X richtete, seit die Hauptstadt in Belagerungszustand versetzt war. Der erste war nicht an seine Adresse gelangt. Im zweiten sagte er: „Sire! es ist keine Emeute mehr, es ist eine Revolution. Die Ehre der Krone kann noch gerettet werden: morgen ist es vielleicht nicht mehr Zeit." Im dritten endlich meldete er dem König zuerst von der Deputation und drang in ihn, die Ordonnanzen zurückzunehmen, gab aber zugleich die Nachricht, daß die Truppen sich einen Monat halten könnten. Herr von Polignac las diesen Brief, und auf die darin enthaltenen Versicherungen sich stützend, schrieb er gleichfalls an Karl X, um ihn zu einem kräftigen Widerstande aufzumuntern. Die Depesche des Marschalls wurde von Herrn von Komiérowski nach Saint-Cloud gebracht; aber er reiste einige Augenblicke nach dem Courrier ab, den der Fürst von Polignac seinerseits an Karl X schickte. Auf diese Art machten die Vorstellungen des Marschalls keinen Eindruck auf den König, der ihm durch Herrn von Komiérowski antworten ließ, er solle die Truppen um den Palast der Tuilerien versammeln und mit Massen wirken.

Aber es war bereits nicht mehr Zeit, das Heil der Monarchie in neuen strategischen Verfügungen zu suchen. Der Aufstand wuchs von Minute zu Minute; alle Stadttheile setzten sich in Bewegung. Wie diesen Brand

löschen, der auf tausend verschiedenen Punkten zugleich loderte? Die Empörung hatte schon seit geraumer Zeit die Seine überschritten. Die Passage Dauphine war ein wahrer Waffenplatz, von wo mit jedem Augenblick neue Kämpfer ausgingen. Es herrschte hier eine Begeisterung, die an Wahnsinn streifte. Armand Carrel, der Kämpfe beklagte, die er für nutzlos hielt, hatte sich zu seinen Freunden begeben, um ihnen vorzustellen, wie ihr Heroismus fruchtlos bleiben müsse, und hielt eben, auf einem Tische stehend, eine Rede an sie, als ein gegen seine Brust gerichtetes Pistol ihm zeigte, wie unwiderstehlich die Bewegung geworden war. Wüthendes Geschrei ertönte in der Straße Grenelle-Saint-Germain um das Hotel des Kriegsministeriums herum. In ihrer Herzensangst hatte Frau von Bourmont selbst die dreifarbige Fahne aufpflanzen lassen, aber Herr von Champagny ließ sie wegschaffen.

Dieser Oberoffizier versäumte seit zwei Tagen nichts, um seinem Dienste gut vorzustehen, aber man ließ ihn über alles in Unwissenheit und fragte ihn nie um Rath. Der Fürst von Polignac empfing die militärischen Notizen, deren er bedurfte, von einem dem Kriegsministerium gänzlich fremden Manne, und ein solcher Schwindelgeist hatte die Häupter des Staates ergriffen, daß man nicht einmal daran gedacht hatte, die Lager von Luneville und Saint-Omer davon in Kenntniß zu setzen. Herr von Champagny schlug dies ausdrücklich vor, aber nun war die Telegraphenlinie abgeschnitten. Von den drei Brüdern, die den Telegraphen unter sich hatten, waren zwei liberal, der dritte ein Royalist. Die Depesche wurde von einem armen Invaliden mit einem hölzernen Bein, über die Barrikaden hin, nach Ecouen getragen. Mit einem Worte, in der höhern Sphäre, von wo alle Befehle ausgehen sollten, herrschte ein gänzlicher Mangel an Voraussicht; eine unaussprechliche Verwirrung. Noch hatten die Truppen ihren Proviant nicht regelmäßig erhalten. Herr von Champagny, welcher hörte, daß die Proviantanstalten bedroht seien, meldete dies sogleich ins Hauptquartier. Man schickte zwei Kompagnien Veteranen ab, die, kaum angelangt, sich entwaffnen ließen. Herr von Champagny wandte sich sofort an Herrn von Latour-Maubourg, den Gouverneur des Invalidenhauses, und gründete mit den Vorräthen dieses Hotels eine neue Art Proviantanstalt in der Kriegsschule. Vergebliche Bemühungen! Als es sich darum handelte, die für die Truppen bestimmten Lebensmittel an Ort und Stelle gelangen zu lassen, waren die Verbindungen unterbrochen, und der Hunger gesellte sich zu den vielfachen Leiden, die die Soldaten an diesem Tage niederdrückten.

Um vier Uhr versammelten sich die Deputirten verabredetermaßen bei Herrn Berard. Eine lebhafte Angst malte sich auf allen Gesichtern. Herr Laffitte stattete Bericht ab von der Deputation zu dem Herzog von Ragusa.

Also glaubte sich das Königthum nicht in Gefahr! Es hielt sich sogar für befugt, Bedingungen vorzuschreiben! Wäre es nicht sehr unklug, einer Macht Trotz zu bieten, die ihrer Sache so gewiß ist? Ausrufungen von allen Ecken des Saales her bezeugten das Entsetzen der Versammlung. Auf der andern Seite war die Hartnäckigkeit der Empörer, das Feldgeschrei, das selbst im Hofe des Hotels erhoben wurde, die lärmende Begeisterung der Bürger, die sich an den Thoren drängten, das ferne Getöne der Glocken, das sich in das Gekrache des Flintenfeuers und das Gewirbel der Trommeln mischte, — alles das war Beweis genug, daß die Kraft sich nicht bloß in Saint-Cloud befand, und daß das Volk so gut seine Leidenschaften hatte, wie das Königthum. Was thun? „Muth zeigen!" sagten Herr Berard und einige seiner Freunde. Zwei Journalisten, die Herren Andra und Barbaroux, hatten sich in den Saal gestürzt, verhöhnten die Deputirten wegen ihrer Schwäche und beschworen sie, sich an die Spitze der Empörer zu stellen und eine Bevölkerung, welche sich für die Sache der Bourgeoisie bewaffnet, nicht ohne Anführer zu lassen. Herr Coste brachte ein Exemplar der eben mitgetheilten Protestation mit, die er aus Auftrag seiner Kollegen hatte drucken lassen, aber er hatte sie nicht nur von jedem monarchischen Ausdrucke gereinigt, sondern weigerte sich auch, sie zu veröffentlichen, wenn anders die Deputirten nicht ihre Namen unterzeichnen würden. Man mußte sich entscheiden. Herr Sebastiani bekam Angst und entfernte sich, begleitet von Herrn Bertin de Vaux und dem General Gerard. Nach und nach sah sich die Versammlung auf eine sehr kleine Anzahl Mitglieder reduzirt. Um der Gefahr wirklicher Unterzeichnungen zu entgehen, besann man sich auf die Auskunft, eine beliebige Namensliste zu fertigen und dadurch Jedem die Möglichkeit zu sichern, die Sache abzuläugnen; da aber auch dieses Mittel nicht beruhigend genug schien, so machte man den Vorschlag, diese Liste mit den Namen sämmtlicher, auch in Paris nicht anwesenden liberalen Deputirten zu bedecken. „Sehr gut", sagte Herr Laffitte in spöttischem Tone: „werden wir besiegt, so wird Niemand unterzeichnet haben; siegen wir, so werden die Unterschriften nicht fehlen." Herr Dupin der ältere wohnte dieser Versammlung nicht bei. Sein Name wurde auf die Liste gesetzt, aber von Herrn Mauguin gestrichen, der im Fall des Mißlingens eine heftige Reklamation von Seiten seines Kollegen zu fürchten schien. Die Deputirten mußten ihren Heimweg mitten durch einen Volkshaufen machen, den ihr Benehmen mit Entrüstung erfüllte. Herr Sebastiani unter andern wurde von den Flüchen des Volkes verfolgt, die sich zwei Tage später in Triumphgesängen verloren. Ewig unfruchtbare Lehre!

Der General Vincent, der in Gesellschaft des Generals Pajol verschiedene Theile der in Flammen stehenden Stadt durchzogen hatte, reiste am Abend nach Saint-Cloud. Er wollte Karl X seine Eindrücke mittheilen und

ihn in Kenntniß setzen, daß seine Lage sich immer mehr verdüstere; daß man weder vom Grafen von Saint-Chamans, noch vom General Talon Nachrichten empfangen habe; daß die Truppen ohne Lebensmittel seien; daß sie vor Durst verschmachten und auf ihrem Marsche nichts als drohende Gesichter oder verschlossene Thüren zu sehen bekommen. Ein Höfling, dem der General unterwegs begegnete und dem er diese traurige Einzelnheiten mittheilte, fand Gelegenheit, ihm in Saint-Cloud zuvorzukommen, um ihn im Voraus Lügen zu strafen, in der festen Ueberzeugung, daß er dem Monarchen einen Gefallen erzeige, wenn er ihn vor der Wahrheit schütze. Karl X nahm also die schmerzlichen, aber getreuen Nachrichten des Generals frostig auf. „Die Pariser sind in der Anarchie," sagte er, „die Anarchie wird sie nothwendig zu meinen Füßen zurückführen." Hierin allen Fürsten ähnlich, glaubte Karl X nur an die Ergebenheit derjenigen, die auf seine Selbsttäuschungen eingingen. Da man nun diesem in einem solchen Augenblicke nicht schmeicheln konnte, ohne an ihm selbst zum Verräther zu werden, so verriethen ihn die Höflinge aus Furcht, ihm zu mißfallen.

Im Uebrigen wurde die Angst der Männer des Vergleichs mit jeder Stunde peinlicher. Casimir Perier besonders zeigte sich von Grauen erfaßt. Er hatte am Morgen des 28. zu Herrn Alexander von Girardin gesagt: „Für Frankreich paßt gar nichts besser, als die Bourbons ohne die Ultra." Und wirklich dachte er auf nichts anderes, als Karl X seinen Thron zu sichern. Im Einverständniß mit ihm eilte Herr Alexander von Girardin nach Saint-Cloud, um den Monarchen zum Widerruf der Ordonnanzen zu vermögen.

Eine dumpfe Unruhe hatte sich in der königlichen Wohnung verbreitet: Niemand war auf seinem Posten; der Dienst im Schlosse wurde beinahe ganz vernachlässigt, und die Leute von der hohen Dienerschaft machten sich einer nach dem andern davon. Gleichwohl war bei den geübteren Höflingen die Unruhe ermäßigt durch die Besorgniß, den Herrn und Meister vor den Kopf zu stoßen; einige zeigten sich sogar voll Zuversicht: eine raffinirte Schmeichelei, die ihre bleichen Gesichter Lügen straften.

Am Morgen ging Frau von Gontaut mit eiligen Schritten durch den Saal der Gardisten; sie wollte nach den Gemächern Karls X und, ihr Gesicht halb mit den Händen bedeckend, rief sie: „Retten Sie den König, meine Herren! Retten Sie den König!" Im Augenblick waren alle auf den Beinen; die Gardisten setzten in aller Eile ihre Caskets auf; Herr von Damas, der mit seinem königlichen Zögling im Park spazieren ging, nahm ihn auf seine Arme und trug ihn so schnell als möglich über den Trocadero, gefolgt von Herrn Mazas, der die bestürzte Frau von Damas führte. Eine Schildwache hatte ohne Noth zu den Waffen! gerufen, und dies hatte genügt, sämmtliche Bewohner des Schlosses in Todesangst zu versetzen.

Herr von Girardin traf inzwischen Karl X vollkommen überzeugt von dem Erfolg und unerschütterlich in seinem Entschlusse. Während er ihn anflehte, die Ordonnanzen zurückzunehmen, erschien die Herzogin von Berry, und da sie in leidenschaftlichem Tone von der Nothwendigkeit sprach, durch eine feste Haltung die königliche Majestät zu retten, so rief der erste: „Mein Gott! Madame! ich vertheidige hier nicht meine Interessen, sondern die Ihrigen. Der König spielt nicht bloß um seine eigene Krone, sondern auch um die des Herrn Dauphin, um die Ihres Sohnes, Madame!“ Und er wurde immer dringender. Karl X schickte ihn zum Dauphin; dieser aber antwortete trocken: „Ich bin der erste Unterthan des Königreichs und als solcher darf ich keinen andern Willen haben, als der König.“ Politik der Prinzen! Sie sind gehorsam bis zur Sklavendemuth, oder Verräther bis zum Meuchelmord.

An diesem Tage wurden noch andere ähnliche Versuche bei Karl X gemacht. Der Baron von Vitrolles erschien im Schlosse. Er bat den König in den dringendsten Ausdrücken, mit den Aufrührern zu unterhandeln, und stellte vor, es sei gut, wenn man den Umständen manchmal nachgebe; man setze sich dadurch in den Stand, sie später zu beherrschen; diese Politik habe Mazarin und bis auf einen gewissen Punkt selbst Richelieu befolgt. Karl X machte keinen Hehl daraus, wie zuwider es ihm sei, Ränke gegen die Empörer zu gebrauchen. Uebrigens glaubte er die Kraft auf seiner Seite und sprach mit so viel Zuversicht von dem unvermeidlichen Triumph seines Willens, daß der Baron einen Augenblick überzeugt war. Als er aber am Abend über die blutgedüngten Barrikaden hin und beim Gekrache des Flintenfeuers nach Paris zurückkehrte, da urtheilte er, die immer lügnerische Stimme der Höflinge schläfere den König am Rande eines Abgrundes ein. Er sah den Doktor Thibault wieder, der ihm, wenn auch nicht aus Auftrag, so doch im Namen des Generals Gerard ein Stückchen Papier übergab, auf welchem zwei Namen geschrieben standen, die der Herren von Mortemart und Gerard. Der Baron von Vitrolles nahm es auf sich, am andern Tag nach Saint-Cloud zu gehen und dem König die beiden Minister vorzuschlagen, die so eben designirt worden. Und so entstand dieses Ministerium Mortemart, das so schnell vom Sturme fortgerissen werden sollte.

Während Karl X nur darauf dachte, seine unglückselige Sicherheit um sich her zu verbreiten, wurde beinahe unter seinen Augen im Zimmer der Frau Gontout ein kühner Plan angezettelt. Ueberzeugt vom Unvermögen des alten Monarchen, seine Dynastie zu vertheidigen, hatte der General Vincent beschlossen, das Königthum ohne den König, ohne sein Wissen und nöthigenfalls selbst gegen seinen Willen zu retten. Er begab sich zu Frau von Gontaut und setzte ihr auseinander, wie beim dermaligen Stande der

Dinge das Schicksal der Monarchie von einem heroischen Entschlusse abhänge. Er machte ihr also den Vorschlag, die Herzogin von Berry und ihren Sohn nach Paris zu führen. Man hätte einen Abstecher nach Neuilly gemacht, sich daselbst des Herzogs von Orleans bemächtigt und ihn geradezu mit Gewalt in die Gefahren der Unternehmung verwickelt; dann wäre man durch die Vorstädte in Paris eingezogen, die Herzogin von Berry hätte das königliche Kind dem Volke gezeigt und der Großmuth der Kämpfenden anvertraut. Frau von Gontaut billigte diesen Plan. Trotz des Abenteuerlichen, das darin lag, oder vielmehr gerade dadurch verführte er die bewegliche Einbildungskraft der Herzogin von Berry, und Alles wurde verabredet, um ihn auszuführen. Aber die Treulosigkeit eines ins Vertrauen Gezogenen half Karl X auf die Spur des Komplotts, und es scheiterte.

Inzwischen hatte sich der Aufstand über alle Theile der Stadt verbreitet, und überall war das Volk im Vortheil. Ein Bataillon Schweizer bedeckte den Quai de l'Ecole. Der Herzog von Ragusa, der, wie wir bereits gemeldet, Befehl erhalten hatte, seine Truppen um die Tuilerien zu konzentriren, ließ dem Oberstlieutenant, Herrn von Maillardoz, sagen, er solle sich augenblicklich auf den Marché des Innocents verfügen und den General Quinsonnas, der daselbst von allen Seiten eingeschlossen war, zurückführen. Herr von Maillardoz zog an der Spitze der Schweizer vom Quai de l'Ecole ab und kam über die Münzstraße an die Spitze von Saint-Eustache; aber statt über die Straße Montmartre wieder nach dem Marché des Innocents herabzuziehen, schlug er die Straße Montorguil ein. Unglückseliger Irrthum! Er war noch nicht in der Straße Mandar angelangt, als bereits das Pflaster voll von Todten lag, und als er in diese Straße, die eine ungeheure Barrikade verschloß, hereindringen wollte, entstand ein schauderhaftes Gemetzel. Gleichwohl wurde die Barrikade überschritten, aber am andern Tag erblickte man auf den Steinen, woraus sie gebildet war, die Leichen mehrerer Schweizer-Soldaten ausgestreckt und unter ihnen auch die eines ihrer Offiziere! ein Leichenmonument, das sich die Unerschrockenheit und Rache des Volkes gesetzt! Herr von Maillardoz verfolgte seinen Weg, erreichte die Straße Montmartre wieder und durchzog sie mitten unter einem Kugelregen bis zum Marché des Innocents. Hier vereinigten sich seine Soldaten mit denen des Generals Quinsonnas, zogen mit ihnen gegen den Fluß herab und schickten sich an, auf dem Quai de l'Ecole Stellung zu fassen.

Die Truppen, welche das Stadthaus besetzt hielten, vertheidigten sich fortwährend gegen eine unaufhörlich anwachsende Masse Empörer. An den Fenstern des Hauses aufgestellt, gaben sie von oben herab auf alle Straßen in der Nähe ein mörderisches Feuer. Die Zahl der Opfer auf diesem Punkte war beträchtlich am Abend elf Uhr, d. h. in dem Augenblicke,

wo die Deputirten, zum zweiten Male bei Herrn Audry von Puyraveau versammelt, auf's Neue ihre Unschlüssigkeit und Kraftlosigkeit zur Schau trugen. In dieser Versammlung entwickelten die Herren Laffitte, Lafayette, Mauguin, Audry, von Laborde, Bavour, Chardel eine ehrenwerthe Festigkeit; Herr Sebastiani dagegen zeigte sich mehr als je der gesetzlichen Ordnung zugethan. „Meine Herren," sagte er, „laßt uns unterhandeln! Unsere Rolle ist eine vermittelnde, und wir sind ja nicht einmal mehr Deputirte." — „Wir konspiriren, wie das Volk konspirirt, und mit ihm," antwortete Herr Mauguin mit bewegter Stimme, und Herr Laffitte erinnerte an die Drohung, die er gegen den Herzog von Ragusa geäußert hatte: „Wenn die Ordonnanzen nicht zurückgenommen werden, so werfe ich mich mit Gut und Blut in die Bewegung." Der Saal war zur ebenen Erde; das Volk hörte alles durch die Fenster, welche Herr Audry von Puyraveau hatte öffnen lassen. Bald erhob sich nur ein Schrei des Zornes gegen den General Sebastiani. Mehrere Kämpfende hatten sich in den Hof gestürzt und erzählten, wie mörderisch der Streit gewesen sei. Jetzt riefen, von Schmerz durchdrungen, die Herren von Lafayette, Laffitte, Audry von Puyraveau, von Laborde wie aus einem Munde, man müsse die Bemühungen des Volkes leiten, seine Gefahren theilen, seine Fahne adoptiren. Herr Guizot blieb schweigsam und unbeweglich. Auf Herrn Mechin's Gesicht spiegelte sich Mißvergnügen und Verlegenheit. Herr Sebastiani hatte nicht so bald von der dreifarbigen Fahne sprechen gehört, als er sich mit allen Zeichen der heftigsten Angst erhob und erklärte, er für seine Person könne an solchen Verhandlungen keinen Theil nehmen, und es gäbe keine nationale Fahne, als die weiße. Sodann fordert er Herrn Mechin auf, mit ihm zu gehen, und die beiden entfernten sich. „Wir haben lange genug in den Wind gesprochen!" rief Herr Audry von Puyraveau, „es ist jetzt Zeit, zu handeln. Zeigen wir uns dem Volke, und zwar in Waffen!" Herr von Lafayette seinerseits verlangte, man solle ihm einen Posten anweisen; er sei entschlossen, sich sogleich auf denselben zu verfügen. Man trennte sich noch einmal, ohne etwas zu beschließen, nachdem man auf den andern Morgen um sechs Uhr eine neue Konferenz bei Herrn Laffitte festgesetzt hatte. Aber diese Sitzung konnte dazu dienen, gewisse Leute, welche man unter den Triumphatoren erblickt hat, nach Verdienst zu würdigen.

Lafayette wurde, als er aus dem Hause trat, mit lebhaftem Beifallsruf empfangen. Das Alter hatte seinen Körper geschwächt, aber dem Herzen nichts von seiner Wärme geraubt. Ueberdies war er trunken von Popularität und gern bereit, sein Leben zu opfern. Aber sein Feuereifer wurde beständig durch die Personen seiner Umgebung bekämpft und abgekühlt. In dieser Nacht vom 28. auf den 29. ging er einige Zeit zu Fuß in der Stadt

herum, gelehnt auf den Arm des Herrn Carbonel und begleitet von Herrn Lasteyrie und einem Bedienten. Schon öffnete er sein Ohr dem Jubelgeschrei, das am kommenden Tage ohne Zweifel seine Erscheinung begrüßen würde, und sog mit Wollust die über die Stadt verbreiteten Wohlgerüche der Empörung ein. An seinem Wagen angekommen, wollte er eben einsteigen, als ein Bürger zu ihm tritt mit den Worten: „General, ich gehe nach dem Hofe des Fontaines, wo mich einige Insurgenten erwarten. Ich will in Ihrem Namen mit ihnen sprechen und ihnen sagen, daß die Nationalgarde unter Ihren Befehlen steht.“ — „Wo denken Sie hin?“ ruft alsbald Herr Carbonel. „Wollen Sie durchaus, daß der General erschossen werden soll?“ Solche Einflüsse verfolgten Lafayette mitten in eine Krisis, bei der ihm geboten war, seinen Kopf einzusetzen. Wie groß auch die Macht bekannter Namen sein mag, so genügt sie doch nicht immer; und gewiß war unter den Juliuskämpfern mehr als Einer im Stande, zu begreifen, daß die Volksbewegungen der Kühnheit neuer Menschen den unermeßlichsten Spielraum gestattete. Während auf der einen Seite von Paris die wärmsten Freunde Lafayette's diesen Namen bloßzustellen fürchteten, ergab sich auf einem andern Punkte folgende charakteristische Szene. In derselben Stunde gehen zwei Bürger, die Herren Higonnet und Degousée, über den Platz des Petits-Pères, der gänzlich verlassen war. Ein Unbekannter tritt auf sie zu und sagt zu ihnen: „Der Kampf beginnt morgen wieder; ich bin Militär; brauchen Sie einen General?“ — „Einen General?“ antwortete Herr Degousée; „in Revolutionszeiten kann man jeden Schneider dazu brauchen.“ Und Herr Higonnet fügt hinzu: „Sie wollen General sein? Nun gut, ziehen Sie eine Uniform an und gehen Sie an irgend einen Ort, wo gefochten wird.“ Dieser Unbekannte hieß Dubourg. Er fand den Rath gut, befolgte ihn, wie man später sehen wird, und war am andern Tage einige Stunden lang König von Paris.

Mit der Nacht hatte sich Schweigen auf die Stadt herabgesenkt. Welch' ein Tag! Paris hatte nie einen schrecklichern gehabt, selbst nicht während der wilden Kämpfe der Armagnacs und der Burgunder. Und warum all' dieses Blut vergossen? *Es lebe die Charte!* war gerufen worden, aber dieser Ruf hatte die Deputirten und die meisten von denen, deren Macht die Charte begründete, in ihren Wohnungen beben gemacht. *Es lebe die Charte!* hatte man gerufen, aber wer waren die Kämpfenden? Einige junge Bürger, Männer von Entschlossenheit und Muth, die in der Charte nur einen geschickt verdeckten Despotismus erblickten; Proletarier, denen die Charte unbekannt war, denn sonst würden sie dieselbe verflucht haben; endlich und vor Allen die Jungen der Straßen von Paris, ein unbesonnenes, tapferes Geschlecht, heroisch aus Gedankenlosigkeit, vergnügungssüchtig und

eben darum kriegerisch, weil das Fechten eine Art Spiel ist. Und gleichsam um diesem beispiellosen, grausamen Spotte die Krone aufzusetzen, war der Oberbefehlshaber der königlichen Truppen, der Herzog von Ragusa, selbst ein erbitterter Gegner dieser Ordonnanzen, zu deren Aufrechterhaltung er auf das Volk schießen ließ. Gleichviel, man mußte bis auf's Aeußerste gehen, denn die menschliche Dummheit erschöpft sich nicht so schnell. Man begann daher nach den Schlächtereien vom 28. Barrikaden zu errichten in Voraussicht der Schlächtereien am 29. Und wie viele Mütter erwarteten in dieser ruhelosen Nacht einen Sohn, der nicht wiederkam!

Inzwischen waren die Truppen von allen Seiten gegen die Tuilerien zurückgewichen. Diejenigen, welche das Stadthaus besetzt hielten, hatten sich um Mitternacht, da sie nur noch vierzig Patronen besaßen, zum Rückzug entschlossen. Sie zogen also heraus und nahmen ihre getödteten oder verwundeten Kameraden mit sich. Sie marschirten voll Mißtrauen, lauschten auf das unbedeutendste Geräusch und schienen hinter jeder Barrikade neue Angreifer zu argwöhnen. Aber sie trafen auf keine Feinde. Nur Todte lagen auf ihrem Wege, auf die man in der Finsterniß mit dem Fuße stieß.

Fünftes Kapitel.

29. Juli. — Vorbereitungen zum Kampfe. — Niedergeschlagenheit der Truppen. — Der General Dubourg im Stadthause. — Depesche des schwedischen Gesandten aufgefangen. — Stimmung des diplomatischen Corps. — Schrecken unter den Würdeträgern des Reichs: sie wünschen einen Vergleich; Abreise der Herren von Semonville und von Argout nach Saint-Cloud. — Der General Vincent in Versailles. — Unterredung Karls X mit Herrn von Semonville. — Kämpfe in Paris: Einnahme der Babylon-Kaserne. — Erstürmung des Louvre und der Tuilerien; Rückzug der Truppen; Angst des Herrn von Talleyrand. — Das Volk im Palast der Könige; seine Uneigennützigkeit; Philosophie dieser Uneigennützigkeit. — Gefecht in der Straße Rohan. — Rache und Großmuthsszenen. — Versuche, das Volk zu täuschen. — Abfall zweier Regimenter. — Panischer Schreck im Hotel Laffitte. — Nach der Schlacht Szenen der Brüderlichkeit; wie lange sie dauern; warum man die Tugenden des Volks zum Himmel erhebt. — Die Diebe auf der Stelle erschossen; Philosophie dieser Exekutionen. — Anblick des Hotels Laffitte; ein Komplott in einer Revolution. — Paris von einer imaginären Macht beherrscht. — Lächerliche Seite dieser wunderbaren Ereignisse. — Munizipalkommission. — Lafayette im Stadthause. — Spaziergang des Generals Gerard. — Vorsichtigkeit des Herzogs von Choiseul. — Muth und Grausamkeit. — Der Dauphin begegnet den auf dem Rückzuge begriffenen Truppen; Unempfindlichkeit dieses Prinzen. — Ankunft der Truppen in Saint-Cloud. — Der Herzog von Mortemart in Saint-Cloud zum Minister ernannt. — Unterhandlungen zwischen der Regierung des Stadthauses und den Abgesandten Karls X. — Casimir Perier's Unterschrift allmächtig. — Schritt des Herrn von Argout bei Herrn Laffitte. — Denkwürdige Worte des Generals Pajol. — Die königliche Familie in Saint-Cloud. — Großmuth Karls X in Beziehung auf den Herzog von Orleans. — Die Whistpartie. — Seltsame Szenen, welche der Widerrufung der Ordonnanzen vorangehen. — Herr von Mortemart kommt in Paris an. — Nacht vom 29.

Am 29. verließen mit Tagesanbruch einige wachsame Bürger das Haus des Herrn Baude, um die Stadt zu durchstreifen. Sie war still, öde, und die Kämpfe des gestrigen Tages hatten blutige Spuren zurückgelassen. Auf dem Grèveplatz angelangt, wo noch einige Leichen lagen, wunderten sie sich höchlich über die trauervolle Ruhe, die ringsum herrschte. Sie verabredeten sich nun, sich in die verschiedenen Gegenden von Paris zu theilen und überall die falsche Nachricht zu verbreiten, vor dem Stadthause habe sich ein unübersehbarer Menschenhaufe versammelt, um von da aus gegen den Louvre zu marschiren.

Schon bereiteten sich die Arbeiter der Vorstädte zum Wiederbeginn des Kampfes, aber Sorgen anderer Art quälten einen gewissen Theil der Bür-

gerschaft. Herr Baude, dem eine zahlreiche Schaar folgte, mit welcher er mehrere Kasernen besucht und die Treue der Soldaten geprüft hatte, traf auf der Place Royale eine Kompagnie Nationalgardisten in Schlachtordnung aufgestellt. Er hielt eine lebhafte Anrede an sie, sagte ihnen, die Truppen ließen sich überall entwaffnen, und wollte sie veranlassen, ihm auf's Stadthaus zu folgen. Sie weigerten sich hartnäckig und erklärten, sie hätten sich nur bewaffnet, um ihre Häuser vor Plünderung zu schützen.

Während dieser Zeit drang ein Bürger, Namens Galle, durch die Schildwachenlinie, die auf dem Carrouselplatze aufgestellt war. Ein Unbekannter führte ihn, den die Soldaten ungestört passiren ließen. Vor den Herzog von Ragusa zugelassen, rief er mit einer von Bewegung zitternden Stimme: „Herr Marschall, Ihre Truppen schießen von einigen Balkonen der Straße Saint-Honoré herab auf harmlose Bürger. Können Sie diesen Grausamkeiten nicht Einhalt thun?" — „Sie beleidigen mich, wenn Sie mich für den Urheber solcher Befehle halten," antwortete der Herzog von Ragusa. „Ich habe den Truppen befohlen, bloß zu ihrer Vertheidigung Feuer zu geben. Eine Proklamation wird Paris davon in Kenntniß setzen." — „Ei wie, Herr Marschall," fuhr Herr Galle fort, „schon seit zwei Tagen lassen Sie auf das Volk schießen und die Munizipalbehörde hat sich noch nicht gezeigt." — „Es ist wahr," sagte der Marschall, die Hand verzweiflungsvoll an die Stirne legend, „es ist wahr!" Und er rief seinem Sekretär: „Die Maires sollen sich in einer Stunde versammeln!" — „In einer Stunde, Herr Marschall! Wer weiß, was in einer Stunde geschehen kann? In einer Stunde leben vielleicht Sie selbst und zweimalhunderttausend Pariser, der König und auch ich nicht mehr. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, was geschehen muß: Gehen Sie augenblicklich und thuen Sie diesem Feuern Einhalt, das Sie von hier aus hören; gehen Sie nach Saint-Cloud und sagen Sie dem König, daß wir unsere Straßen entpflastert haben, daß die obern Theile unserer Häuser mit Pflastersteinen angefüllt sind, daß hunderttausend der tapfersten Soldaten Paris nicht nehmen würden; daß viele Leute, die sich auf den Krieg verstehen, und ich vor Allen zuerst, sich an die Spitze der Bevölkerung stellen werden, wenn er nicht beispiellose Konzessionen macht."

Der Herzog von Ragusa antwortete niedergeschlagen, der König wisse alles, aber er würde vielleicht auf eine Deputation hören, vorausgesetzt, daß sie von der Bürgerschaft*) ausginge.

Nach diesem Gespräch befahl der Herzog von Ragusa den Maires, sich zu versammeln. Vier von ihnen leisteten der Aufforderung Folge. Die

*) Angabe des Herrn Galle beim Prozeß der Minister.

Proklamation, von welcher der Marschall gesprochen, wurde gedruckt. Man setzte Gefangene auf freien Fuß mit dem Auftrage, dieselbe unter dem Volke zu verbreiten.

Die königlichen Truppen waren weit von den volkreicheren Stadttheilen zurückgedrängt, wozu ihnen der Eingang von zahllosen, in der Nacht errichteten Barrikaden unwiderruflich verschlossen war. Sie hielten bloß noch den Cordon besetzt, der sich vom Louvre bis auf die elyseischen Felder erstreckt. Linientruppen standen im Garten der Tuilerien und auf dem Vendomeplatze. Die Garde bedeckte den Carrouselplatz, den Platz Ludwigs XV, das Boulevard de la Madeleine und den innern Hof des Palais-Royal. Mehrere Posten waren in der Straße Saint-Honoré aufgestellt; zwei Bataillone Schweizer vertheidigten den Louvre, und überall waren Kanonenschlünde nach der Seite gerichtet, von wo das Volk kommen konnte.

Die Schweizer zeigten sich unruhig. Eine ganz andere Gesinnung belebte die übrigen Truppen. Erschöpft von Hunger und Anstrengungen, und vor allem Söhne des Volks, war bei ihnen die Schmach einer Niederlage aufgewogen durch den Abscheu vor dem Siege über Brüder. Sie lehnten auf ihren Waffen, niedergeschlagen, lautlos, mit stierem Blick. Diese Häuser, wo sie hinter jedem verschlossenen Fenster einen Feind ahnten, diese mitten im hellen Tageslicht verlassenen stillen Straßen, wo so viele ihrer Kameraden von den Kugeln ihrer Gegner niedergestreckt lagen, diese hohen Barrikaden, diese Einsamkeit in der unermeßlichen Stadt, wo jetzt weder Tumult noch Ruhe mehr war, diese von Zeit zu Zeit erschallenden durchdringenden Rufe: Es lebe die Charte! eine wilde Appellation an eine Gesetzlichkeit, welche die Meisten nicht kannten, alles das brachte selbst die Muthigsten aus der Fassung, und auch ihre Führer schwankten, im tiefsten Herzen beunruhigt.

Das Volk, Meister im Innern der Stadt, kam schaarenweise von den Vorstädten her und zog in geschlossenen Kolonnen die Boulevards herab.

Eine seltsame Szene ereignete sich jetzt mitten in Paris. Zwischen zehn und elf Uhr ging ein Mann von mittlerer Größe und ausdrucksvollem Gesicht, gefolgt von einer großen Zahl Bewaffneter, in Generaluniform über den Marché des Innocents. Herr Evariste Dumoulin, Redakteur des Constitutionnel, hatte ihn in diese, bei einem Trödler gekaufte Uniform gesteckt, und die Epauletten hatte ihm der Schauspieler Perlet gegeben: sie kamen aus dem Magazin der komischen Oper. „Was ist das für ein General?“ fragte man von allen Seiten. „Der General Dubourg.“ „Es lebe der General Dubourg!“ rief jetzt das Volk, das diesen Namen noch nie gehört hatte. So dringend wurde das Bedürfniß empfunden, unter einem bestimmten Befehle zu stehen.

Der Zug ging in das Stadthaus, wo der General sich als Befehlshaber einsetzte. Einige Augenblicke darauf hatte die dreifarbige Fahne aufgehört, über dem Hause zu flattern. Ein Mann trat in das Kabinet, wo sich Herr Dubourg befand und wo mehrere junge Leute, um einen Tisch herum sitzend, beschäftigt waren, zu schreiben. „General, hier ist der Tapetenwirker. Welche Farbe soll die Fahne haben?" — „Wir brauchen eine schwarze Fahne, und diese Farbe soll Frankreich behalten, bis es seine Freiheiten wieder erobert hat."

Herr Baude erschien gleichfalls auf dem Stadthause, um daselbst die Vorrechte der Kühnheit zu genießen. Er machte sich zum Sekretär einer idealen Regierung und ließ Proklamationen verbreiten. Ein Advokat, Herr Franque, erhielt Befehl, zum ersten Präsidenten des königlichen Gerichtshofes, Herrn Seguier, zu gehen, ihn zu verhaften und mit Gewalt nach dem Stadthause zu führen. Man wollte den Aufstand unter den scheinbaren Schutz der gerichtlichen Behörden stellen. So bildeten die zwei Männer, die sich an die Spitze stellen wollten, wirklich einige Stunden lang die Regierung. Man gehorchte ihnen.

Herr Baude ergriff sogleich dringende Maßregeln. Er ließ durch Herrn von Villeneuve die Kasse des Stadthauses stürzen, worin sich etwas über fünf Millionen vorfand. Sofort beschied er die Vorsteher der Bäcker zu sich und erfuhr von ihnen, daß Paris auf einen Monat mit Brot versehen sei. Den Vorstehern der Metzger ließ er sagen, daß während der Krisis für das Schlachtvieh kein Eingangszoll zu entrichten sei. Endlich bildete sich auf seine Anleitung in jedem der zwölf Bezirke der Hauptstadt ein Ausschuß, der den Auftrag hatte, mit dem Stadthause zu korrespondiren.

Mitten unter den Sorgen dieser so kühn usurpirten Gewalt empfing Herr Baude einen Besuch von Herrn Claproth, Attaché der preußischen Gesandtschaft. Dieser sagt ihm, das Benehmen des Pariser Volkes während dieser denkwürdigen Tage habe sämmtliche Mitglieder des diplomatischen Corps nicht nur mit Staunen, sondern auch mit Bewunderung erfüllt; ihre Depeschen enthalten den Ausdruck dieser gedoppelten Gesinnung und machen die Erhaltung des Friedens zwischen dem monarchischen Europa und dem revolutionären Frankreich wahrscheinlich. Die Aufrichtigkeit dieser Mittheilungen bewahrheitete sich alsbald. Arbeiter schleppten unter lautem Geschrei einen Mann vom Volke herbei, den sie mit einem sorgfältig versiegelten Packet auf den Barrièren getroffen und verhaftet hatten. Dieser Mann berief sich im Verhör auf Herrn von Löwenhielm. Das Papier, das man ihm abgenommen hatte, war eine Depesche des schwedischen Gesandten an das Kabinet zu Stockholm. Herr Baude schickte sie unerbrochen sogleich dem Gesandten zurück. Herr von Löwenhielm, durch diesen Edelsinn gerührt,

oder vielleicht auch neugierig, das Bivouak einer Revolution zu besuchen, von der er bis jetzt bloß den Lärm gehört hatte, begab sich in aller Eile nach dem Stadthaus und versicherte Herrn Baude, nichts gleiche der Hochachtung, welche das eben so energische, als besonnene und gemessene Benehmen der Pariser dem diplomatischen Corps eingeflößt habe; jedenfalls werde die Nachricht von diesen wunderbaren Ereignissen am schwedischen Hofe gut aufgenommen werden. Diese Sprache konnte im Munde des Herrn Löwenhielm um so weniger verdächtig erscheinen, als Bernadotte schon seit geraumer Zeit ehrgeizige Hoffnungen nährte. Das Glück, das ihn aus einem Feldlager gezogen und auf einen fremden Thron gesetzt, hatte sein Herz dermaßen mit Stolz angeschwellt, daß er von der Krone Frankreichs geträumt hatte. Der Sturz der Bourbons war eine Katastrophe, zu deren Ausbeutung er ins Geheim Vorbereitungen getroffen hatte, aber die Ereignisse sollten schneller voranschreiten, als sein Gedanke.

Es waren zwei Militärregierungen in Paris: welche von beiden hatte wohl Aussicht, die Macht zu behalten? Jede Hoffnung auf Versöhnung war chimärisch. Man hatte an verschiedene Posten den Befehl geschickt, das Feuer einzustellen, allein er war nicht angelangt. Die Fourriere der auf dem Carrouselplatze aufgestellten Kompagnien waren beauftragt worden, die Proklamation des Marschalls abzuschreiben, und hatten sie wirklich, die einen auf ihren Knieen, die andern auf Trommeln abgeschrieben, aber nichtsdestoweniger wurde das Feuer sowohl vor der Kolonnade des Louvre als auch anderwärts mit ungemeiner Lebhaftigkeit fortgesetzt. Jedem Militär wurde ein anderthalbmonatlicher Sold zugesagt, und die Vertheilung desselben, welche die Nähe des Schatzes möglich machte, fand augenblicklich auf dem Carrouselplatze statt. Am Eingange der Straße Rohan wurde ein Achtpfünder aufgepflanzt. Endlich trafen Soldaten vom 6. Garderegiment, welche man an den Häusern zunächst dem Palais-Royal aufgestellt hatte, alle Anstalten, den Angriff auszuhalten. Denn die Masse der Angreifer wuchs mit jedem Augenblicke; das brausende Gewoge der Stadt dehnte sich immer mehr aus, und in der Straße Richelieu wurden die Barrikaden, indem sie den Soldaten mit überraschender Schnelligkeit näher kamen, zu wahren Angriffsgräben.

Die Kühnheit der Royalistenhäupter entsprach weder dem drohenden Charakter der getroffenen Maßregeln, noch der Bedeutsamkeit der Gefahr. Der Herzog von Ragusa verweigerte den Artilleristen förmlich die Erlaubniß, die Kanone in der Straße Rohan spielen zu lassen, und als ein junger Offizier des 6. Garderegiments einige Kugeln auf den Quai Voltaire werfen wollte und ihn um seine Genehmigung anging, ließ ihn der Marschall zornig an: „Wollen Sie denn die ganze Stadt von Grund aus zerstören?“

Was die Würdeträger des Reichs, die Pairs von Frankreich betrifft,

diese ergossen sich inzwischen in bittern Wehklagen, daß ihre Stellung gefährdet, ihre Güter dem Pöbel zur Plünderung preisgegeben, vielleicht sogar ihre Häupter bedroht seien. Das Volk sei entfesselt; wie es zusammenhalten? Und sie schmähten um die Wette auf Herrn von Polignac. Besitzer eines aus den Trümmern von vier Revolutionen zusammengesetzten Vermögens, seit fünfzehn Jahren wohlbehaglich in einem Lande, dessen namenlose Leiden ihr Glück zusammenfaßte, hatten sie sich dem absoluten Königthum aus Berechnung, nicht aus Ueberzeugung angeschlossen und eben dadurch eine Vorsicht angeeignet, wozu Herrn von Polignac alle Fähigkeit abging, da er, wie alle Fanatiker, uneigennützig und in seiner Verblendung wenigstens loyal war.

„Wir haben es doch vorausgesagt," sprachen diese hohen Herren unter einander. „Man hätte die wilde Bestie einschläfern sollen, aber nicht reizen. Da stehen wir jetzt am Rande eines Abgrundes. Und warum? Weil man unsere weisen Rathschläge verworfen; weil der Hof durch den unglückseligen Einfluß eines Wahnsinnigen beherrscht, die Bewegung der Contrerevolution nicht zu mäßigen gewußt hat. Was soll aus uns werden? Wer weiß, ob das Volk sich nicht mit der Zurücknahme der Ordonnanzen begnügen würde? Das allein könnte uns noch retten."

Der Großreferendar der Pairskammer, Herr von Semonville, begab sich also aus dem Luxembourg in das Hauptquartier. Herr von Argout begleitete ihn. Sie kommen an und treffen den Herzog von Ragusa unruhig, verzweiflungsvoll. Als er sie eintreten sieht, geht der Marschall in das nächste Zimmer, wo die Minister versammelt waren, und kommt sogleich mit Herrn von Polignac wieder heraus. Herr von Semonville überhäufte den Fürsten mit bittern, heftigen Vorwürfen. Dieser antwortete ruhig und entfernte sich. Wüthend über einen Widerstand, welcher sie der Gefahr preisgab, forderten die beiden monarchischen Unterhändler den Marschall auf, die Minister zu verhaften, die sich des Verbrechens schuldig gemacht, für die Sache des Königs das Wohl der Diener des Königthums aufs Spiel gesetzt zu haben. Herr von Glandevez bot seinen Degen an. Der Herzog von Ragusa schwankte; Herr von Peyronnet trat ein. Um eine letzte Anstrengung zu versuchen, begaben sich die Herren von Semonville und Argout sofort nach Saint-Cloud.

Im Augenblick, wo ihr Wagen in die große Allee des Tuileriengartens fuhr, stellte sich plötzlich ein Mann vor die Pferde und zeigte mit der einen Hand auf Saint-Cloud, mit der andern auf einen Wagen, der nachfolgte. Es war der des Herrn von Polignac, und der Mann, der mit dieser stummen Beredtsamkeit Herrn von Semonville zur Eile aufforderte, war einer

von denen, die er einen Augenblick zuvor hatte verhaften wollen lassen, Herr von Peyronnet.*)

Eine eben eingelaufene wichtige Nachricht hatte dieses Schloß Saint-Cloud, auf welches die Minister zufuhren, in Schrecken und Bestürzung versetzt; man hatte am frühen Morgen erfahren, daß Versailles in vollem Aufstande sei. Die Nähe dieser Stadt gab dem Ereigniß einen furchtbaren Charakter. Noch einige Stunden, und das Königthum sah sich vielleicht in seinem Palaste belagert. Es war dringend nöthig, Kraft zu entwickeln. Zwei Kompagnien Garde waren im Schloßhof; diese konnte man nach Versailles entsenden, allein es zeigte sich kein Hauptmann der Garden, um die gefährliche Expedition anzuführen. Auf der andern Seite war es ein schrecklicher Eingriff in die Vorrechte des Hofes, den Befehl über ein Corps, das zu kommandiren sich nur Edelleute aus den ältesten Häusern würdig glaubten, irgend einem plebejischen General des Kaiserreichs zu übergeben. Karl X legte einer solchen Abweichung von der Etikette beinahe die Wichtigkeit einer verlornen Schlacht bei. Aber es gibt Augenblicke, wo die Dinge unwiderstehlich ihren natürlichen Zug nehmen, und die Logik über die kleinlichen Anordnungen menschlicher Eitelkeit siegt. Der General Vincent erbot sich, den Befehl über die Garde zu übernehmen, und sich erbieten hieß unter den gegebenen Umständen so viel, als sich aufnöthigen. Seine Dienste wurden von dem Dauphin angenommen; Karl X verbarg sein Mißvergnügen, und der General ging mit den beiden Kompagnien und zwei- bis dreihundert Gensdarmen nach Versailles ab. An der letzten Krümmung der Straße angelangt, ließ er sein Corps Halt machen, ging allein an das Thor vor und verlangte eine Besprechung mit den Behörden der Stadt. Bald erschienen der Generalsekretär und der Maire, gefolgt von einer zahlreichen Abtheilung Nationalgardisten. Die Gruppe schien sehr aufgeregt und merkwür-

*) Weder die Aufforderungen des Herzogs von Ragusa, noch des Herrn von Semonville haben, wie vermuthet worden ist, die Minister zu ihrer Abreise nach Saint-Cloud veranlaßt. Der Grund ist ganz einfach der, daß die Aufforderungen gar nicht statt fanden, und die genannten Herren auch gar nicht berechtigt waren, welche ergehen zu lassen. Die Abreise der Minister hatte ihren Grund in einem Schreiben Karls X, der ihnen seine Absicht mittheilte, am andern Morgen seinen Rath um sich zu versammeln. Mein Wagen hatte schon lange vor Herrn von Semonville's Ankunft im Hof der Tuilerien auf mich gewartet.

Herrn von Semonville's Angabe bei der Pairskammer ist weiter nichts, als eine auf Effekt berechnete Szene, die er später ausgedacht hat. Ich erkläre, daß ich von dem größeren Theil der Sachen, die er erzählt und wobei er mich handelnd auftreten läßt, nichts weiß; aber Jeder hat seine Manier: die des Herrn von Semonville ist, immer eine Fahne auf die Szene zu bringen.

(Aus den Manuskripten des Herrn von Polignac.)

digerweise riefen alle wie aus einem Munde: „Auf's Stadthaus! auf's Stadthaus!“ — das revolutionäre Feldgeschrei der Bourgeoisie im zwölften Jahrhundert. Der General Vincent, der 1814 an demselben Platze in einem Kampf mit den Kosaken vom Pferde gestürzt war, entwickelte eben so viel Festigkeit als Klugheit, und schon begannen sich die Gemüther zu beruhigen, als eine Kolonne Männer vom Volk, mit Flinten oder Pistolen bewaffnet und mit aufgestülpten Hemdärmeln, auf die Straße stürzten. Jetzt begann das Geschrei auf's Neue; die Gährung wurde furchtbar und der General Vincent beschloß, sich zu seinen Truppen zurückzuziehen. Kaum aber hatte er sie wieder erreicht, als die Gensdarmen ihn verließen und sich auf die Seite des Volkes stellten, worauf er mit seiner Garde nach Saint-Cloud zurückkehren mußte.

Mittlerweile kamen die Minister im Schlosse an; der Wagen des Herrn von Polignac fuhr zu gleicher Zeit mit dem des Herrn von Semonville in den Hof hinein. Die Herzogin von Berry, die bei dem Gerassel der Räder auf den Steinplatten ihr Fenster geöffnet hatte, warf nur Herrn von Polignac einen freundlichen Gruß zu. Bald darauf wurde der Großreferendar, der zu dem Herzog von Luxenburg gegangen war, zum Könige gerufen. Unter der Thüre begegnete er Herrn von Polignac, der, die Hand an seinen Hals legend, zu ihm sagte: „Sie kommen, um meinen Kopf zu fordern. Nur zu; ich habe dem König gesagt, daß Sie hier seien; sprechen Sie zuerst.“

Herr von Semonville glaubte den König in großer Aufregung zu finden, und erstaunte höchlich über seine Ruhe und Würde in Gesicht und Haltung. Karl X hörte mit ungläubiger Miene die schlimmen Botschaften, die man ihm brachte, und suchte sogar Herrn von Semonville zu beruhigen, wie es ihm Tags zuvor mit Herrn von Vitrolles gelungen war. Er sagte, es seien alle Maßregeln ergriffen, um den Aufstand zu dämpfen; er könne sich auf eine Truppen verlassen; die Empörung werde sich selbst abnützen, weil das Volk keine Anführer habe, und bereits sei Befehl gegeben, die Rädelsführer zu erschießen. Herr von Semonville gab sich alle Mühe, den König zu enttäuschen, aber vergebens. „Nun denn, Sire!“ rief er endlich, „ich muß Ihnen Alles sagen: wenn in einer Stunde die Ordonnanzen nicht zurückgenommen sind, so gibt es keinen König und kein Königthum mehr!“ — „Vielleicht haben Sie doch die Güte, mir zwei Stunden zu gestatten,“ antwortete der König, in seinem Hochmuth gekränkt, und zog sich zurück. Herr von Semonville fiel auf die Knie und ergriff ihn am Rocke; der König aber ging gleichwohl zurück, und so schleppte sich der alte Mann auf eine jammervolle Art auf den Fußboden hin. „Die Dauphine!“ rief er endlich, „denken Sie an die Dauphine, Sire!“ Karl X war bewegt, beharrte aber dennoch auf seinem Entschlusse.

Gleichwohl hielten die Minister Sitzung. Herr von Vitrolles war ebenfalls nach Saint-Cloud gekommen und hatte das viereckige Päckchen Papier mitgebracht, auf welches der Doktor Thibault gestern die den meisten Kämpfenden unbekannten Namen Mortemart und Gerard geschrieben hatte.

Man berieth sich in Saint-Cloud über eine Aenderung im Ministerium; in Paris kämpfte man bereits nur noch, um das Königthum zu stürzen.

Der Kampf hatte auf mehreren Punkten wieder begonnen. Zöglinge der polytechnischen Schule durchstreiften die Vorstadt Saint-Jacques, klopften an jedem Kosthause an, und riefen: „Polytechniker, heraus!" Auf dem Odeonsplatze hatte sich eine namhafte Volksmenge versammelt, allein es fehlte an Waffen. Eine Stimme rief: „Nach der Kaserne in der Straße Tournon!" und einen Augenblick darauf war diese Kaserne erstürmt: die Gensdarmen flohen, und diejenigen, welche zuerst eingedrungen waren, warfen der gierigen Menge durch das halbgeöffnete Thor Säbel, Degen, Patrontaschen, Flinten und Musketen heraus. Jeder Zögling der polytechnischen Schule rief, wenn er eine Waffe bekommen hatte: „Wer will mir folgen?" und alsbald bildeten sich Gruppen von zwanzig, dreißig oder vierzig Arbeitern hinter ihnen, der Tambour schlug und man setzte sich in Marsch. Von diesen Abtheilungen nahm eine den Schweizern ihren Posten auf dem Platze des heiligen Thomas von Aquino weg; eine andere bemächtigte sich eines Pulvermagazins in der Nähe des Jardin des Plantes; eine dritte, aus zweihundert bis zweihundertfünfzig Mann bestehend, marschirte auf ein Depot der königlichen Garde auf dem Place de l'Estrapade zu. Die Soldaten zeigten sich an den Fenstern mit den Flinten in der Hand. Man rief ihnen zu: „Schießet nicht, es soll euch kein Leid geschehen!" und die Kolonne rückte immer weiter vorwärts. Diesen Augenblick der Unschlüssigkeit benutzte ein junger Mann, Namens d'Hostel, und kletterte schnell ans Fenster hinauf. Er sagte zu dem Offizier einige Worte, die man nicht hörte, aber in demselben Augenblick sah man diesen seinen Rock ausziehen und den jungen Mann damit bekleiden, während er ihn in seine Arme schloß. Der Posten wurde geräumt und die Waffen dem Volke überliefert.

Eine ziemlich ähnliche Szene hatte etliche Schritte vom Pantheon am Gefängniß Montaigu statt. Der Kommandant des Postens hatte seine Truppen in Schlachtordnung auf der Straße aufgestellt. Der Bierbrauer Maës aus der Vorstadt Saint-Marceau stand am Eingange, gefolgt von hundert Arbeitern, und wollte eben das Feuer beginnen, als Herr Charras in seiner Uniform schnell vortrat. Er sprach einige Worte, die aus dem Herzen kamen, und mehr bedurfte es nicht: der Offizier senkte seinen Degen und die Soldaten schworen, nicht auf ihre Brüder zu schießen.

In diesem Augenblicke bedeckte sich der Odeonsplatz mit Bewaffneten.

An der Ecke der Straße, die mitten auf den Platz einmündet, in dem Laden eines Weinhändlers, machte eine Menge Studenten und Arbeiter, unter Anleitung einiger alten Militärs, Patronen. Am Anfang hatte es an Papier gefehlt. Aber als das Volk dies mit Geschrei verkündete, wurde aus allen Fenstern eine Masse geworfen. Mit jeder Minute brachte man neue Kugeln aus einer improvisirten Werkstätte auf dem Platze Saint-Sulpice, wo Zinn und Blei gegossen wurde. Ganz nahe am Seitengange des Odeonstheaters stand ein Karren mit zwei aufgedeckten Fässern Pulver, die aus dem Pulvermagazin im Jardin des Plantes kamen. Zwei Zöglinge der polytechnischen Schule, die Herren Liédot und Millette, steckten unaufhörlich ihre Hüte hinein und zogen sie voll von Pulver zurück.

Während der Austheilung, die mit heroischer Unklugheit vor sich ging, wurde Herr Lothon durch Zuruf zum Hauptanführer dieser kleinen Armee ernannt, trat aber den Befehl fröhlich einem Unbekannten ab, der als alter Krieger die Ehre für sich in Anspruch nahm. Der Unbekannte hatte eine rothe Schärpe um den Leib. Die Trommel wirbelte und die ganze Kolonne setzte sich in Bewegung. Sie bestand aus tausend Mann.

Dreißig bis vierzig Kämpfer sonderten sich von ihr ab, um unter Anführung des Herrn Lothon den Weg nach dem Pont-Neuf einzuschlagen. Sie gingen über die Seine und gelangten durch die Straße Saint-Thomas du Louvre auf den Platz des Palais-Royal. Hier wurden sie von einem sehr lebhaften Feuer empfangen und wichen zurück. Um seine Leute ins Gefecht zurückzuführen, marschirte Herr Lothon allein voraus auf den Platz, hatte aber kaum zwanzig Schritte gemacht, als ihn eine Kugel an den Kopf traf und ohnmächtig auf's Pflaster warf. Man hob ihn erst lange nachher auf: sein Uniformshut war von Kugeln durchlöchert.

Ein anderer Zögling der Schule, Herr Baduel, führte eine Abtheilung von fünfundzwanzig bis dreißig Mann gegen die Tuilerien; ein Kartätschenschuß streckte ihn beinahe am Fuße des Triumphbogens zu Boden.

Das große Corps, von welchem diese beiden kleinen Häuflein sich abgesondert hatten, marschirte gegen die Babylon-Kaserne zu, die von den Schweizern besetzt war. In der Nähe derselben angelangt, theilte es sich in drei Kolonnen. Die eine zog durch die Straße, wo die Façade liegt; die andere marschirte gerade auf das Eingangsthor zu durch eine Straße, die beinahe senkrecht auf ihr steht; die dritte rückte von hinten her in einer Allee, welche damals zum großen Theile Gartenmauern bildeten. Diese dritte, etwa zweihundert Mann starke Kolonne, die Herr Charras befehligte, hatte sich nicht sobald in die Allee begeben, als von einem unausgebauten Hause rechts, wenn man hereinkommt, ein lebhaftes Flintenfeuer hervorging. Drei Mann fielen; fünf Tambours, welche zum Angriff schlugen, ergriffen die Flucht; ein Arbeiter

ließ sein Gewehr fallen und tödtete seinen Vordermann damit; Unordnung riß in die Kolonne ein, und sie zog sich eilig zurück. Herr Charras warf sich vorwärts, seinen Hut auf der Degenspitze emporhaltend und gefolgt von einem Mann aus dem Volk, Namens Besnard, der mit Begeisterung eine dreifarbige Fahne schwang. Die Schweizer verdoppelten ihr Feuer, aber glücklicherweise erschienen jetzt einige Pariser Schützen an den Fenstern der benachbarten Häuser und feuerten mit so vielem Erfolg auf sie hinüber, daß jene das unausgebaute Haus verließen und sich durch die Gärten in die Kaserne zurückzogen. Charras, Cantrez, gleichfalls ein Zögling der polytechnischen Schule, und Besnard, rückten auf's Neue vor, gefolgt von einigen Arbeitern und bald darauf von der ganzen Masse. Schützen pflanzten sich in den Gärten und auf dem Dache eines Hauses in der Nähe der Kaserne auf, die auf diese Art von allen Seiten angegriffen wurde. Die Schweizer hatten sich an allen Fenstern aus ihren Matratzen Brustwehren gemacht und vertheidigten sich verzweifelt. Die Angreifenden ihrerseits, beinahe sämmtlich Arbeiter, hielten mit der bewundernswürdigsten Unerschrockenheit das Feuer aus. An ihrer Spitze fochten drei Zöglinge der Schule, die Herren Vanneau, Lacroix und d'Ouvrier. Der erste empfing in die Stirne eine Kugel, die ihn todt niederstreckte; die zwei andern wurden schwer verwundet. Einem Studenten, Herrn Alphonse Moutz, zerschmetterte eine Kugel das Dickbein: er starb fünf Tage nachher an seiner Wunde. Ein Professor der Mathematik, Herr Barbier, wurde am linken Arm verwundet. Noch andere fielen, deren Namen unbekannt geblieben sind; freilich diese gehörten dem Volke an.

Der Angriff hatte seit drei Viertelstunden gedauert, als einer der Kämpfer auf den Gedanken kam, Stroh vor das Kasernenthor zu tragen. Man zündete es an, und die Schweizer ergriffen unter einem heftigen Kugelregen die Flucht. Einige, die sich weder retten, noch ergeben wollten, wurden niedergemacht: so der Major Dufay. Die Tambours schlugen den Rappell, die Kolonne bildete sich wieder in der Straße Serres und marschirte auf die Tuilerien zu.

Aber schon war der Palast der Könige in der Gewalt des Volkes. Der Louvre, aus dem man eine Festung gemacht hatte, war eingenommen. Folgendes sind die Umstände dieser denkwürdigen Waffenthat.

Eine große Masse Insurgenten strömte von allen Gäßchen, die in der Nähe der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois liegen, gegen den Louvre zu, den einige junge Leute mit Musik zu nehmen erklärt hatten. Eine poetische Grille! Die im Säulengange aufgestellten Schweizer gaben ein furchtbares Feuer, das die Pariser kräftig erwiederten.

Der Herzog von Ragusa war zu dieser Zeit auf dem Carrouselplatze und ordnete alles zu einem letzten, furchtbaren Kampfe. Man meldete ihm, auf dem

Vendomplatze setzen sich die Soldaten mit dem Volke in Verbindung, ihre Treue wanke, es sei ein Abfall zu befürchten. Alsbald beschloß der Marschall, die beiden Regimenter der Berührung mit dem Volke zu entziehen, sie nach dem Platz Ludwigs XV und den Tuilerien marschiren zu lassen und mit Schweizern zu ersetzen, da diese weder Brüder noch sonst Verwandte in dem Volke hatten, um dessen Zusammenschießung es sich handelte. Er ruft seinen Adjutanten, Herrn von Guise: „Gehen Sie schnell zu Herrn von Salis, er soll mir schnell eins von den zwei Bataillonen schicken, die er kommandirt; das andere genügt, um den Louvre zu schützen."

Als dieser Befehl zu Herrn von Salis gelangte, hatte er seine Schweizer theils im Hofe des Palastes, theils im Seitengange stehen. Letztere allein waren dem Feuer ausgesetzt. Herr von Salis, der dem Volke frische Truppen entgegenstellen wollte, beschloß, dem Herzog von Ragusa das eben im Kampfe begriffene Bataillon zu schicken und das andere, das noch nicht gefochten hatte, in dessen Stelle rücken zu lassen. Statt nun aber vor allem das im Hofe stehende Bataillon in den Louvre hinaufmarschiren zu lassen, ließ er in einer merkwürdigen Geistesbefangenheit dasjenige, welches den Säulengang besetzt hielt, zuerst herabmarschiren. Das Volk sieht das Feuer der Schweizer erlöschen und erblickt weit und breit keine Feinde mehr vor sich. Ein muthiger Junge war bereits auf einer Ablaufsröhre hinaufgeklettert und hat eine dreifarbige Fahne auf dem Louvre aufgepflanzt. Einige Kämpfer gehen durch ein offen gebliebenes Gitterthor hinein, dringen in die verlassenen Säle, eilen an die Fenster, die auf den Hof gehen und geben Feuer auf die Schweizer. Diese sonst so unerschrockenen Soldknechte werden verblüfft und gerathen in Angst. Die Erinnerungen vom 10. August, eine furchtbare, blutige Tradition, leben in ihren entsetzten Gemüthern wieder auf; sie stürzen sich über einander und laufen, so schnell sie können, über den Carrouselplatz. Inzwischen schießt das Volk mit Pistolen in die Schlösser, schlägt die Thüren mit Aexten ein und überschwemmt den Louvre von allen Seiten, während ein anderer Theil sich zur Verfolgung der Flüchtlinge aufmacht. Gedemüthigt, Schamröthe im Gesicht und Wuth im Herzen, versucht der Herzog von Ragusa seine Soldaten zu sammeln und führt einige in den Tuilerienhof zurück, aber die Unordnung war grenzenlos. Herr von Guise, der seinen Säbel in der Hand hatte, verlor ihn in diesem schrecklichen Gemenge und fand ihn erst in namhafter Entfernung wieder an der Kinnkette eines Gendarmeriepferdes hängend. Schüsse fielen auf Schüsse, die Männer des Volkes rückten kämpfend und neu belebt von dem Erfolge heran. Die Schweizer erreichen den Pavillon de l'Horloge, rennen in Unordnung hindurch und verbreiten sich im Garten der Tuilerien. Ihr Schrecken theilt sich den hier aufgestellten Truppen mit, die nun ihrerseits auch die auf dem Platze Ludwigs XV postirten Regimenter

anstecken. Von diesen flüchtigen Soldaten rissen sich in ihrer Herzensangst die einen ihre Epauletten von den Schultern, die andern ihre Uniform vom Leibe. Einige Offiziere, von der unwiderstehlichen Fluth hingerissen, zerbrachen verzweiflungsvoll ihre Degen. Im Nu war die Verwirrung allgemein geworden, und die Armee des Königs zog sich über die elyseischen Felder zurück.

In dem Augenblick, wo die Truppen auf diese Art die Linie passirten, die sich vom Louvre bis an den Arc-de-l'Etoile erstreckt, öffnete sich in der Ecke der Straßen Rivoli und Saint-Florentin langsam ein Fenster. „Mein Gott, Herr Keiser, was machen Sie da?" rief aus einem prachtvollen Gemache hervor eine gebrechliche, ältliche Stimme — „Wollen Sie das Hotel plündern lassen?" — „Seien Sie unbesorgt," antwortete Herr Keiser, „die Truppen ziehen sich zurück und das Volk will weiter nichts, als sie verfolgen!" — „Wirklich!" rief Herr von Talleyrand, machte dann einige Schritte gegen die Uhr und fügte in feierlichem Tone hinzu: „Notiren Sie, daß am 29. Juli 1830 fünf Minuten über 12 Uhr Mittags der ältere Zweig der Bourbons aufgehört hat über Frankreich zu regieren." Das hieß der alten Monarchie gar zu frühe ins Grab läuten. Aber großes Unglück vorherzusagen, um es nachher zu verrathen, war die Eitelkeit dieser aller Treue ermangelnden Seele.

Während die Menge, die den Louvre erstürmt hatte, sich durch die lange Gallerie des Museums nach dem Palast der Tuilerien stürzte, traten die Herren Thomas, Bastide, Guinard, Joubert, Gauja durch das Pförtchen am Pont-Royal in denselben. In einem Augenblicke war die ganze königliche Wohnung von den Parisern besetzt, und Thomas und Joubert pflanzten auf dem Giebel des Hauses eine dreifarbige Fahne auf. Einer der Streiter öffnete dem General Bertrand eines der Thore des Tuileriengartens, und weinend betrat der Genosse des kaiserlichen Exils diese Stellen, wohin er seit 1815 nicht mehr gelangt war.

In den Sälen des Palastes zertrümmerte das Volk Statuen von Königen; Portraits von Prinzen wurden von Piken oder Bajonetten zerstochen und zerrissen, und einige Arbeiter nahmen statt aller anderen Trophäen Lappen von gemalter Leinwand mit. Im Saal der Marschälle schossen die Sieger auf einige Bilder, welche Erinnerungen an Verrath zurückriefen. Aber mehr als ein Haupt entblößte sich ehrerbietig vor dem Bilde Macdonalds, den das zusammenstürzende Glück seines Wohlthäters treu gefunden hatte im Jahr 1814. Eine Menge Arbeiter war in den Thronsaal gedrungen; einer um den andern setzte sich auf den Thron und dann legte man eine Leiche darauf. Diese Besitznahme bot mehrere Stunden hindurch ein unbegreifliches Gemische von Heldensinn und Gedankenlosigkeit, von Possenhaftigkeit und von Größe dar. Man sah Männer vom Volk über ihr bluttriefendes Hemde blumige

Kleider anziehen, welche die Taille der Prinzessinnen umschlossen hatten. In diesem wunderlichen Aufzuge spazierten sie auf und ab und verspotteten so zwischen ihrem Elend von gestern und ihrem Elend von morgen ihren eigenen Sieg.

Als sich aber einmal das Gerücht verbreitet hatte, daß die Thore des Louvre und der Tuilerien Jedermann offen stehen, da liefen Leute von den verschiedensten Ständen herbei. In diesem Wirrwarr wurden viele elegante Diebstähle begangen. Die Gegenstände, welche verschwunden und nicht wieder gefunden worden sind, waren im Allgemeinen seltene Bücher, Prachtausgaben, keusche Pantoffeln, eine Menge allerliebster Kleinigkeiten, mit einem Wort, Sachen, welche im Stande sind, die Lüsternheit zarter Seelen in Versuchung zu führen. Außerdem wurde nicht viel Schaden angerichtet. Der reiche Mann ging zum Armen und sagte zu ihm: „Mein Freund, du hast eine Flinte, wache über diese glänzenden Kästen.“ — „Sehr wohl,“ antwortete der arme Mann, und er hätte sich lieber niederstoßen lassen, als an seiner Schildwachenpflicht etwas verabsäumt. Ein junger Mensch hatte sich eines königlichen Hutes bemächtigt, der mit sehr werthvollen Zierrathen eingefaßt war. Leute vom Volk bemerken ihn und halten ihn an. „Wohin so hitzig? Man stiehlt nicht.“ — „Ich will ja nur ein Andenken haben.“ — „Ganz recht, aber in diesem Falle kommt auf den Werth nichts an.“ So sprechend nehmen sie den Hut, treten ihn mit Füßen und geben ihn dem jungen Menschen zurück. Das Volk überwachte sich also selbst vollkommen. Ein Arbeiter, Namens Müller, war vom Conservator des Museums, Herrn von Cailleur, als Hüter kostbarer Gegenstände aufgestellt worden. Er erfüllte seine Funktion edel, mit Anstrengung, sogar mit Gefahren. Einige Tage später, als die Ordnung wieder hergestellt war, erschien ein Arbeiter, Namens Müller, bei Herrn von Cailleur und bat ihn um eine kleine Unterstützung. Er war ohne Arbeit und hatte Hunger.

Während dieser Zeit schwemmte die Seine Bücher, Meßgewänder, Vorhänge und derartige Artikel fort, die sämmtlich aus dem erstürmten erzbischöflichen Palaste kamen, und eine Insurgentenschaar, unter welcher man Pompiers erblickte, kehrte triumphirend aus der Babylon-Kaserne zurück, die rothen Röcke der überwundenen Schweizer auf der Spitze der Bajonette schwingend. Das Volk war mit Gewalt in das Museum der Artillerie gedrungen, und so sah man denn in diesem Aufstand vom neunzehnten Jahrhundert den Helm Gottfrieds von Bouillon, die Luntenbüchse Karls IX und die Lanze Franz I blinken.

Die Truppen hielten noch den Hof des Palais-Royal besetzt, und Soldaten von der Garde standen in Schlachtordnung auf dem Platze. Einige Empörer, die von der Straße Montesquieu herkamen, stürzten sich muthvoll

auf das Thor, das in den Schloßhof führte. Einer von ihnen fiel, von einer Kugel durchbohrt. Ein anderer kam hinein und sah sich allein mitten unter der Garde und den Schweizern. Aber so seltsam war der Charakter dieses Kriegs, daß jeder Kämpfer die gedoppelte Eigenschaft eines Unterhändlers und eines Feindes hatte. Der Mann vom Volk, als er zum Kriegsgefangenen gemacht wurde, trat sogleich in Unterhandlung mit dem kommandirenden Offizier, und der Hof des Palastes wurde geräumt.

In der Uebereilung des Rückzuges hatte der Herzog von Ragusa in der Straße Rohan eine Kompagnie vom 3. Garderegiment vergessen. Im Hause eines Hutmachers, etliche Schritte vom Theater français aufgestellt, gaben die Soldaten dieser Kompagnie aus allen Fenstern Feuer auf einige Empörer, die, von den Kolonnen des Säulenganges oder von den Straßenecken gedeckt, mit unerschöpflichem Eifer den erbitterten Kampf aushielten. Zwei junge Leute kämpften Seite an Seite. Der Eine von ihnen wird tödtlich verwundet. Der Andere, der eben seine Flinte lud, ließ sich dadurch in seinem Geschäfte nicht stören und sagt mit dumpfer Stimme zu seinen Kameraden: „Wenn ich getödtet werde, nicht wahr, so hebet ihr diesen Unglücklichen auf? Es ist mein Bruder."

Nach einem mörderischen Kampfe wird das Haus genommen, der Hauptmann Menuissier vom dritten Stockwerk gestürzt, mehrere Soldaten werden niedergemacht und die andern als Gefangene auf den Börsenplatz geführt. Es war dies eine der schrecklichsten Episoden des Aufstandes, aber auch die letzte.

Der Widerstand war hartnäckig gewesen, einzelne Akte der Rache waren daher unausbleiblich. Ein Soldat hatte sich in einen Kasten versteckt; er wurde von einem Fabrikanten in der Vorstadt Saint-Antoine entdeckt und mit dem Bajonette durchbohrt.

Aber wenn der Sieg sich bei Einzelnen unversöhnlich zeigte, so war er bei der Mehrzahl großmüthig und christlich. Ein Offizier, Namens Rivaux, hatte sich über die Dächer geflüchtet, von da in den Gang eines benachbarten Hauses und sofort in den für den Augenblick verlassenen Laden eines Kistners geschlichen. Ein umgeworfenes Wetterdach diente ihm als Zufluchtsstätte. Auf einmal ertönen laute Stimmen in dem dunkeln Hausgange; die Thüre des Ladens öffnet sich. „Er ist in diesem Hause", sagten die bewaffneten Sucher, die in den Saal gedrungen waren, und begleiteten ihre Worte mit den schrecklichsten Drohungen. Unter dem schützenden Wetterdache zusammengekauert, hörte der Offizier alles; jedes Wort klang in seinem Ohre wie ein Todesurtheil, und mit Entsetzen überzeugte er sich von der Vernehmlichkeit seines Athmens. Dieses war so schwer, daß es einige Stückchen Packpapier bewegte, und das genügte, ihn zu verrathen. Ein Menschenfuß lehnte sich leicht an seinen Arm; schon glaubte er sich verloren, aber er

wurde gerettet. „Was thun wir hier?“ rief derjenige, der ihn entdeckt hatte, mit rauher Stimme. „Kommt, laßt uns das Haus durchsuchen!“ Er ging mit seinen Kameraden hinaus, kehrte aber im Augenblick zu dem Offiziere zurück, der ihm sein Leben verdankte und mit Hülfe einer bürgerlichen Verkleidung verschwand. Der Lieutenant Goyon hatte sich muthvoll von Stockwerk zu Stockwerk vertheidigt und endlich mit einigen seiner Kameraden in eine Kammer eingeschlossen. „Tod dem Offizier!“ rief von allen Seiten die gereizte Menge der Stürmenden. „Hier bin ich!“ antwortete er, sogleich die Thüre öffnend. Von mehreren Schüssen getroffen, sinkt er, das Gesicht mit Blut bedeckt, zusammen; aber zwei der Insurgenten stürzen auf ihn zu, nehmen ihn auf ihre Arme und tragen ihn mit eigener Lebensgefahr fort. Ein anderer Offizier, Namens Ferrand, hatte ein traurigeres Loos. Seine Wunden waren tödtlich, er erlag; aber ein Insurgent war es, der seinen Todeskampf überwachte, seinen letzten Seufzer empfing und sich verpflichtete, den Willen des Sterbenden zu vollziehen. Die Geschichte der Revolutionen ist voll von ähnlichen Zügen. Sie beweisen, daß große Krisen, indem sie die verschiedenen Kräfte der Seele überreizen, die menschliche Natur nach allen Richtungen größer machen.

Zwei Stunden später kehrte einer der Louvrekämpfer, Doktor Delaberge, nach seiner Wohnung zurück, als er in der neuen Kapuzinerstraße einem Mann begegnete, den er mit Mühe wieder erkannte, so bleich war sein Gesicht, so verstört seine Augen. Herr Casimir Perier läuft auf ihn zu und beschwört ihn, Gensdarmen zu retten, die sich ins Hotel der auswärtigen Angelegenheiten geflüchtet hatten, und deren Tod mit lautem Geschrei verlangt wurde. Doktor Delaberge dringt ins Hotel und mit ihm einige entschlossene Männer. Er trifft daselbst wirklich achtzehn Gensdarmen, die ihre Uniformen abgeworfen hatten und jeden Augenblick gewärtig waren, niedergemetzelt zu werden. Er gab ihnen bürgerliche Kleider, und, während er sich an dem Thore zeigte, welches auf das Boulevard hinausgeht, und eine Rede an die Menge hielt, entwischten die Unglücklichen durch das Thor, das sich auf die Kapuzinerstraße öffnet.

Um dieselbe Zeit sah man zwei große, mit grauer Leinwand bedeckte Kisten auf den Börsenplatz ankommen. Herr Charles Teste, der den Börsenplatz besetzt hielt, ließ sie abdecken: sie enthielten das Silberzeug des Schlosses und die kostbarsten Zierrathen der Kapelle. Diejenigen, welche diese Reichthümer schützend geleiteten, hatten nichts als blutgetränkte Lumpen auf dem Leibe.

Der Kampf schien beendigt; und gleichwohl gehörte die Stadt noch nicht sich selbst wieder. Vom Vendomplatze, den zwei Linienregimenter bedeckten, dehnte sich die königliche Garde bis zur Madeleine aus, die Friedensstraße

und das Boulevard der Kapuziner entlang. Aber eine unüberwindliche Muthlosigkeit hatte sich der Truppen bemächtigt. Einige Soldaten, in deren Reihen die Erstürmung des Louvre durch das Volk bereits bekannt war, hatten vom Vendomplatze aus die Fluth der aus demselben kommenden Flüchtlinge sich hinwälzen sehen können. Ein Abfall stand bevor. Als der General Wall Herrn August Billiard erblickte, ritt er auf ihn zu und sagte zu ihm: „Mein Herr, kennen Sie Casimir Perier? Es ist von Wichtigkeit, ihn sogleich zu benachrichtigen, daß der König ihn zu sprechen wünscht." Herr Billiard eilte zu Casimir Perier, traf ihn aber nicht zu Hause.

Die Nachricht von einem Waffenstillstande, der zwischen diesem und Karl X abgeschlossen worden sei, verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit. Unbekannte Agenten trugen sie unter den Gruppen herum und forderten das Volk dringend auf, die Waffen niederzulegen. Andere Bürger dagegen beschworen die Empörer, sich nicht an solche Reden zu kehren und das Schlachtfeld erst nach errungenem Siege zu verlassen. Dies war namentlich die Sprache, welche die Herren Berard und Dupin der Aeltere, einige Schritte von der Straße der Chaussée-d'Antin, gegen das Volk führten. Letztgenannter Herr war ganz enthusiasmirt und strafte auf eine höchst auffallende Art seine bis jetzt behauptete Haltung Lügen, sei es nun, daß der Anblick der siegreichen Pariser seine bewegliche Einbildungskraft entflammt hatte, oder daß er sich durch eine solche lärmende Anschließung an die Sache des Volks Verzeihung für seine Ungläubigkeit an den Erfolg erwerben wollte. Dem sei, wie ihm wolle, kriegerische Aufforderungen ertönten aus seinem Munde; man war empört über diejenigen, die mitten unter den Opfern der königlichen Hartnäckigkeit noch von Vergleich sprechen wollten. Als vollends ein Mann über das Boulevard ritt und ein weißes Tuch schwang, stieg die Wuth der Menge auf den höchsten Grad. Der Kommandant Roux und Herr Durand, welche von Ruhestiftung sprachen, sahen sich bald von einem grimmigen Volkshaufen umgeben, der ihren Tod verlangte. Sie wurden durch Vermittlung der Herren Gerard und Berard gerettet, welche sie zu Herrn Laffitte führten unter dem Vorwand, sie daselbst aburtheilen zu lassen.

Während dieser Zeit kam eine Kolonne Insurgenten über die neue St. Augustinerstraße in die Friedensstraße. Ein muthvoller Bürger, Herr Froussard, zog voran, seine Flinte im Wehrgehäng und in jeder Hand ein Pistol. Nachdem er den General Wall bedroht, wandte er sich militärisch an die Truppen und beschwor sie, sich ihrer Abstammung zu erinnern und wohl zu bedenken, daß ihre Feinde in diesem schrecklichen Kampfe ihre Brüder seien. Die Unschlüssigkeit der Soldaten benützend, hatten sich mehrere Männer vom Volk allmälig den Reihen genähert, und die lebhaft aufgeregte Menge läßt tausend theils energische, theils rührende Vorstellungen an sie ergehen. Casi-

mir Perier, der sich in diesem Augenblick bei Herrn Noël, seinem Notar, in einem Eckhause der Friedens- und der neuen St. Augustinerstraße befand, bemerkt von einem Fenster aus die Bewegung der Garde, kommt schnell herab, gibt sich zu erkennen, und mitten unter dem Geschrei, womit seine Anwesenheit begrüßt wird, zerbricht ein Kapitän seinen Degen.

Casimir Perier begriff jetzt wohl, auf welche Seite sich das Glück entschieden hinneigte, und begab sich in aller Eile zu Herrn Laffitte. Kaum war er angekommen, als Herr August Billiard auf ihn zulief: „Ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Karl X Sie zu sprechen wünscht. Casimir Perier beantwortete diesen Antrag mit einer hochmüthigen Weigerung. Seine Seele gehörte bereits dem Erfolge.

In diesem Augenblicke waren viele hochstehende Männer bei Herrn Laffitte versammelt. Es entstand ein lauter Lärm vor dem Thore des Hotels. Ein Sergent, Namens Richemont, begehrte Einlaß, und da man Schwierigkeiten machte, einen Soldaten in die Salons gelangen zu lassen, wo so wichtige Interessen verhandelt wurden, hatte Richemont seinen Säbel gezogen und unter wiederholten dringenden Vorstellungen den Lakeien die Spitze desselben gewiesen. Endlich führte man ihn ein. Er kam, um zu melden, daß das 53. Linienregiment bereit sei, mit dem Volk zu fraternisiren, und das Offizierskorps, mit Ausnahme des Obersten und der Bataillonschefs, ihn zum General Gerard geschickt habe, um ihn davon in Kenntniß zu setzen. Auf die Aufforderung des Generals ging der Oberst Heymès in bürgerlicher Kleidung mit dem Sergenten nach dem Vendomeplatz. Unterwegs begegneten sie dem Bruder des Herrn Laffitte, der einige Nationalgardisten bei sich hatte und sich dem Zuge anschloß. Die Herren Heymès und Jean-Baptiste Laffitte treten durch die Reihen der Soldaten hindurch vor den Obersten. Ihre lebhaften Worte kreisen in den Gliedern; die Offiziere rufen Bravo; der Oberst läßt sich nach einigem Widerstande hinreißen. Die Soldaten verlangen bloß, ihre Waffen und ihre Fahne behalten zu dürfen, eine militärische Bedingung, die ihnen nicht verweigert werden konnte, und das Regiment marschirt mit den Tambours voraus nach dem Hotel Laffitte.

Bald war der Hof des Hotels gedrängt voll von Soldaten. Fünf Offiziere traten in den großen Salon. Herr Laffitte, der am Beine verwundet war, lag in einem Lehnstuhle. Er empfing sie mit Wohlwollen und Würde. „Meine Herren,“ sagte er zu ihnen, „behalten Sie Ihre Waffen, aber schwören Sie, dieselben nicht gegen das Volk zu kehren. Die Offiziere streckten die Hand aus, wie zu einem Schwure. „Keinen Schwur, meine Herren,“ erklärte Herr Laffitte mit bewegter Stimme: „Die Könige haben diese Zeremonie entwürdigt; bei braven Männern genügt das Wort.“ Diese Worte wurden mit lautem Beifall aufgenommen, und jeder

überließ sich den aufgeregten Gefühlen seines Herzens, als man auf einmal eine Salve hörte. Wie den Tumult schildern, der jetzt in allen Gemächern losbrach! Gewiß war die königliche Garde siegreich, und der Feind im Anzuge — Alles nimmt Reißaus. Man drängt, man stößt sich in den Vorsälen; mehrere, und unter andern Herr Mechin, springen zu den Fenstern des Erdgeschosses in die Gärten hinaus; zwei Deputirte findet man in den Ställen zusammengekauert. In einem Nu war Herr Laffitte von allen denen verlassen, die seinen Lehnstuhl umlagert hatten. Sein Neffe, Herr Laroche, war allein bei ihm geblieben; seine Frau war in Ohnmacht gefallen. Er selbst, fortwährend ruhig, benützte diese Unordnung, um sich von seinem Neffen das Bein verbinden zu lassen. Und was war denn geschehen? Die Soldaten des 6. Regiments hatten das Beispiel ihrer Kameraden vom 53. befolgt und, für die Sache des Volks gewonnen, ihre Flinten in die Luft abgefeuert, um es zu beruhigen.

Nun, und dieses Hotel Laffitte, den Schauplatz so lächerlicher Angst, sollte man später das Hauptquartier der Revolution nennen.

Nach beendigter Schlacht wurde die Stadt, die so lange unbeweglich geblieben war und sich verborgen gehalten hatte, auf einmal lebendig und bewegte sich auf allen Punkten in einer Art, die wirklich Ehrfurcht gebot. In wenigen Augenblicken hatte sich eine zahllose Masse, gleich einem Meer, über die Straßen, die öffentlichen Plätze und die Boulevards entlang ergossen. Auf die düstere Stille von gestern, welche bloß von einzelnen Flintenschüssen unterbrochen wurde, folgte stürmisches Gebrause. Aber wie kam es, daß die Hauptstadt frei war? Welche geheimnißvolle Macht hatte so brave, so wohl disziplinirte Truppen veranlaßt, vor einigen zerstreuten, großentheils aus Arbeitern und Knaben bestehenden Haufen zurückzuweichen? In diesem Ereigniß lag etwas für Alle Unbegreifliches, und das Staunen war allgemein.

Dem sei, wie ihm wolle, die ersten Augenblicke des Triumphes gehörten der Freude und Brüderschaft an. Eine beispiellose Begeisterung bewegte alle Herzen. Der Mann von Welt redete den Mann vom Volke vertraulich an und fürchtete sich jetzt nicht, ihm die Hand zu drücken. Leute, die sich nie gesehen hatten, umarmten sich, wie alte Freunde; die Kaufläden öffneten sich an diesem Tage den Armen. Auf verschiedenen Punkten wurden Verwundete auf Sänften vorbeigetragen, und Jedermann begrüßte sie mit Ehrerbietung. In ein und dasselbe Gefühl der Begeisterung verschmolzen, schienen alle Klassen ihre alten Feindseligkeiten abgelegt zu haben, und wenn man die gefällige Großmuth der Einen, so wie die Rückhaltung und Bescheidenheit der Andern sah, so mußte man sagen, daß diese Gesellschaft wußte, was zusammenleben heißt. Dies dauerte einige Stunden.

Am Abend wachte die Bürgerschaft bewaffnet für die Erhaltung ihres

Eigenthums. Das Gefühl der Brüderschaft hatte bei den Glücklichen schnell einem Mißtrauen Platz gemacht, in welches sich die Furcht vor der Rückkehr der Truppen und noch weit mehr Furcht vor dem Volke mischte. Ueberall stieß man auf Posten der Nationalgarde. Wachsame Patrouillen durchstreiften die Stadt nach allen Richtungen. Um mit einiger Freiheit von einem Ort nach dem andern gehen zu können, mußte man die Parole wissen. Eine Menge willkürlicher Verhaftungen wurden vorgenommen. Die Bürger in Uniform entwaffneten die Arbeiter im Kamisol und sogar die Bürger ohne Uniform. Zwei der Kämpfer vom vorigen Tage, die Herren Dupont und Godefroi Cavaignac, wurden auf diese Art an der Croix-Rouge angehalten und verdankten es bloß ihrer Energie, daß sie im Besitze ihrer Flinten blieben.

Im Uebrigen hatte man schon am 28. Nationalgardisten in Verbindung mit den Linientruppen vor den Thoren der Bank Schildwache stehen gesehen; und während das Volk sich schlug, war Herr Dequevauvilliers in's Hauptquartier gegangen, um sich mit dem Herzog von Ragusa über die Parole zu verständigen und für die Nationalgarde das Recht zu ungestörter Beschützung des Eigenthums in Anspruch zu nehmen.

Das Eigenthum lief also im Juli nicht die mindeste Gefahr. Es wäre durch die Vorsichtigkeit der Bürger geschützt worden, wenn nicht die Uneigennützigkeit der Proletarier allein schon sichere Bürgschaft geboten hätte.

Es muß hinzugefügt werden, daß man es dieser Uneigennützigkeit nicht an Aufmunterungen fehlen ließ. Während der Tage, welche auf den Sieg von Paris folgten, verherrlichten die öffentlichen Blätter um die Wette die Selbstverläugnung der Armen. Die Bewunderung war einstimmig und lärmend. Man erzählte, ein Arbeiter habe auf der Polizeipräfektur eine Almandinvase niedergelegt und nicht einmal seinen Namen sagen wollen; ein anderer habe unter dem Pförtchen des Louvre einen großen Beutel mit dreitausend Franken gefunden und sich beeilt, denselben auf's Stadthaus zu bringen. Man machte viel Aufhebens von der Aeußerung eines unglücklichen Handwerkers: „Gleichheit vor dem Gesetze, ja, das ist schon recht; aber Gleichheit des Vermögens, das ist unmöglich.“ Endlich war man unerschöpflich in Lobpreisungen über die gemessene Rechtlichkeit dieses Volkes, welches Diebe, die auf der That ertappt wurden, niedergeschossen habe, und man übertrieb absichtlich die Zahl dieser vom Volke ausgegangenen Exekutionen. Aber man sagte nicht alles. Einen Mann, der verhaftet wurde, weil er ein Stück Silberzeug von sehr unbedeutendem Werthe entwendet hatte, schleppte man unter einen Schwibbogen der Arcolebrücke. Der Unglückliche zerfloß in Thränen und rief: „Wie! wegen einer solchen Kleinigkeit soll ich sterben! Das Elend hat mich verführt. Gnade! Gnade! ich habe eine Familie. Laßt mich wenigstens mein Weib und meine Kinder zum letzten

Male umarmen! Ist denn Keiner unter euch, der schon Hunger gelitten hat? Gnade! Gnade!" Man hieß ihn niederknieen und erschoß ihn. Diese wilde Justiz hatte nichts Willkürliches von Seiten derer, die ihre Werkzeuge waren. Der Befehl zum Mord war vom Stadthause ausgegangen.

Im Uebrigen war alles, was man von der Uneigennützigkeit des Volkes sagte, wahr, und damals durchaus kein Grund vorhanden, Tugenden, deren man bedurfte, das wohlerworbene Lob zu versagen.

Als der Tag sich zu Ende neigte, führte Herr Charras einen Theil derer, welche die Babylon-Kaserne gestürmt hatten, vor das Stadthaus. Er traf den General Lafayette sehr ruhig und erhielt von ihm auf die Frage, was er mit den zweihundert Freiwilligen anfangen solle, die auf dem Grèveplatz warteten, die Antwort: „Sie sollen friedlich nach Hause gehen, sie müssen der Ruhe bedürftig sein." Herr Charras machte dem General bemerklich, daß viele von diesen wackern Leuten daheim kein Brot antreffen würden. „Nun gut," sagte dieser, „man gebe ihnen hundert Sous dem Mann." Das Anerbieten wurde den Arbeitern gemacht. „Wir kämpfen nicht um Geld!" riefen alle wie aus einem Munde. Unter diesen Männern hatte der am wenigsten arme nicht für zehn Franken Leinwand und Kleider auf dem Leibe.

Während das Flintenfeuer in Paris aufhörte und man vor dem Louvre zwei große Gräber grub, die von einem Priester geweiht und mit einem Kreuze geschmückt wurden, worauf die Worte standen: „Den für die Freiheit gestorbenen Franzosen," beschäftigte man sich im Hotel Laffitte mit Gründung einer neuen Dynastie.

Hier beginnt eine Reihe von Intriguen, die scheinbar bedeutungslos, aber gleichwohl charakteristisch sind und entscheidend waren.

Alle Finanzmänner, welche das Bewußtsein der Gefahr in diese prachtvollen Salons gerufen hatte, waren unruhig und nachdenklich. Sie glaubten schon ihre Hotels erstürmt zu sehen, und erschrocken über die Kraft, welche das Volk entwickelt hatte, zählten sie nicht sehr auf seine Seelengröße.

Herrn Laffitte's Plan war beschlossen. Er nähert sich Herrn Oudart: „Gestern habe ich Sie ersucht, sich nach Neuilly zu begeben. Auf die Mittheilung, die ich ihm machen ließ, hat der Prinz geantwortet: „Ich danke Ihnen." Gehen Sie doch noch einmal zu ihm. Er hat die Wahl zwischen einer Krone und einem Paß. Gelingt mein Plan, so begehre ich nicht meinen Mäklerlohn von ihm; scheitert er, so wird er mich desavouiren."

Man strömte von allen Seiten nach dem Hotel Laffitte. In den Gemächern, in den Höfen, in den Gärten sah man vornehme Herren, Finanzmänner, Advokaten, Nationalgardisten sich drängen. Neugierige waren auf die Dächer der benachbarten Häuser gestiegen. Es war ein unbeschreibliches

Gesumme unter dieser von verschiedenen Leidenschaften belebten und unaufhörlich sich erneuernden Menge. Patronen, die in den Hof gebracht wurden, veranlaßten einen heftigen Tumult. Die Männer vom Volke rissen sich darum, indem der letzte Flintenschuß noch nicht gethan sei. Herr Degousée trat ein mit einem Papier in der Hand. Gleich bei Tagesanbruch hatte dieser unerschrockene Bürger dem General Pajol den Befehl über die Nationalgarde angeboten. In Revolutionen gehört die Gewalt demjenigen, der sich ihrer bemächtigt. Da aber der General geantwortet, die Genehmigung der Deputirten scheine ihm nothwendig, so war Herr Degousée schnell zum Herzog von Choiseul gegangen, hatte dort Herrn Dupin getroffen, und dieser hatte eine Feder ergriffen und geschrieben: „Die in Paris versammelten Herren Deputirten ermächtigen den General Pajol, das Kommando über die Pariser Miliz zu übernehmen." — „Pariser Miliz!" rief Herr Degousée überrascht, „und warum diesen Ausdruck?" — „Weil die Nationalgarde gesetzlich aufgelöst ist," antwortete Herr Dupin, der keine Lust hatte, seinen Kopf in dieser Revolution einzusetzen. An demselben Morgen, in demselben Hotel des Herzogs von Choiseul hatte er, als von den Erfolgen der königlichen Armee die Rede war, in Anwesenheit des Chevaliers von Pannat gesagt: „Die königlichen Truppen siegen auf allen Punkten, und das ist wahrlich ein großes Glück."

Die bei Herrn Laffitte versammelten Deputirten unterzeichneten die geschriebene Vollmacht, welche Herr Degousée ihnen vorlegte, aber ihr Herz war voll Unruhe und Bangigkeit. Dem bewaffneten Volke ein Oberhaupt geben, das kein Deputirter war, hieß neben der gesetzlichen Autorität eine rein insurrektionelle schaffen. Im Augenblick, wo Herr Degousée sich entfernen will, läuft ein Deputirter von Melun, Herr Baillot, auf ihn zu, fordert ihm, als hätte er ihm noch einiges darüber zu sagen, die gefährdende Vollmacht ab und gibt das Papier erst zurück, nachdem er heimlich die Unterschriften weggerissen. Auf diese Art bereitete sich die Bourgeoisie zur obersten Leitung der Geschäfte.

Inzwischen wuchs die Menge an, tausend verschiedene Gerüchte verbreiteten sich; ein Mann vom Volke brachte die Nachricht, der Louvre sei genommen; Herr von Lafayette kam. Herr Audry von Puyraveau hatte sich Morgens in aller Frühe zu ihm begeben, um ihn dringend zur Uebernahme des Befehls über die Truppen aufzufordern. Er wurde von Herrn Carbonel empfangen, der zu ihm sagte: „Wissen Sie auch, daß Sie den General in große Gefahren stürzen werden?" worauf Herr Audry von Puyraveau energisch antwortete: „Und ich, mein Herr, wage ich etwa nichts seit zwei Tagen?" Auf seinem Wege zu Herrn Laffitte traf Herr Audry von Puyraveau in der Straße Artois eine große Menge Leute aus

dem Volke, denen Herr Mignet zurief: „Seid ruhig, meine Freunde, auf den Abend werdet ihr den Herzog von Orleans zum König haben.“

Bei Herrn Laffitte hatten nicht Alle einen so bestimmt vorgezeichneten Plan, aber Alle wünschten die Einsetzung einer Regierung: die Einen, um die Revolution zu leiten; die Andern, und dies war die Mehrzahl, um sie streng zu überwachen und im Zaume zu halten. Im Uebrigen war die Nothwendigkeit einer obersten Leitung von den Kämpfern selbst auf den Straßen ausgesprochen worden. Mehrere Bürger hatten sich in aller Hast in der Straße Sainte-Avoye im Hause des Herrn Garnier-Pagès versammelt und den Beschluß gefaßt, den General Lafayette, den General Gerard, so wie den Herzog von Choiseul zur Uebernahme der öffentlichen Gewalt aufzufordern. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zu gleicher Zeit die Herren Charles Teste und Taschereau auf den Bureaux des National eine provisorische Regierung ernannten, bestehend aus den Herren Lafayette, Gerard und Labbey von Pompières. Auf den Rath des Dichters Beranger wurde der letztere Name gestrichen und der des Herzogs von Choiseul an seine Stelle gesetzt. Sofort veröffentlichte der getäuschte Constitutionnel eine Proklamation und verkündete in ganz Paris die große Nachricht von einer Regierung, welche bloß in der Einbildung etlicher muthiger Fälscher bestand, die auf den Erfolg rechneten, um Lossprechung zu erlangen.

Bald geschah in der Hauptstadt alles nur kraft dieser imaginären Gewalt: die intelligenteste Stadt der Welt ließ sich durch ein Wort beherrschen.

Leute, die ihr Mandat nur von sich selbst empfangen hatten, setzten sich als Repräsentanten der provisorischen Regierung auf dem Stadthause ein. In dieser Eigenschaft parodirten sie die Majestät des Herrschers, unterzeichneten Befehle, theilten Aemter aus und verschenkten Würden. Groß war die Zahl derer, die, vielleicht von Schulerinnerungen im Selbstvertrauen bestärkt, von der Rolle Sulla's träumten; und neben einigen jungen Leuten voll besonnenen Muthes und uneigennütziger Kühnheit, sah man ehrgeizige Glücksritter auftauchen, deren Keckheit weiter nichts als Unkenntniß der Hindernisse, oder der Gipfel der Eitelkeit war. Ihre Herrschaft war kurz, weil man viel vermögen muß, wenn man es sich beigehen läßt, viel zu wagen, aber sie bestand in der Wirklichkeit und veranlaßte ungemein possirliche Szenen. Im Saale Saint-Jean theilte man sich ganz friedlich in die Verwaltung Frankreichs. Jeden Augenblick kamen Bittsteller und beugten sich vor der Allmacht der Gewalthaber des Ortes. Hier übte Herr Dumoulin die Herrschaft seines Federhutes und seiner glänzenden Uniform aus. Er hatte sich zum Kommandanten des Stadthauses befördert und vollzog bis auf einen gewissen Grad die Funktionen desselben. Als Herr Alexander von Laborde kam, um sich gleichfalls ein Plätzchen unter den Siegern

zu suchen, ernannte ihn der Kommandant des Stadthauses unter Trommelgewirbel und mit bewunderswürdiger Kaltblütigkeit zum Präfekten der Seine. Herr von Montalivet, der während des Kampfes nicht in Paris gewesen war, ließ sich jetzt auch auf dem Stadthause sehen und gab seine Hoffnungen zu erkennen. Er wandte sich an Herrn Baude und verlangte die Direktion der Brücken und Straßen, erklärte jedoch, im Fall Herr Baude dieses Amt sich selbst vorbehalten habe, so wolle er es ihm mit Vergnügen überlassen. Herr Baude antwortete wie ein Mann, der sich weder das Recht zu geben noch zu nehmen zuerkennt. So zeigte diese seltsame Revolution im Zeitraume von einigen Tagen die menschlichen Angelegenheiten in ihren verschiedensten Gestaltungen: Heldensinn und Kleinlichkeit, männliche Leidenschaften und kindische Eitelkeit, Größe und Elend, kurz — den ganzen Menschen.

Während dieser Zeit trat eine Deputation, zu welcher die zwei Brüder Garnier-Pagès gehörten, in den Vorhof des Hotels Laffitte, um den Generalen Lafayette und Gerard die Gewalt anzubieten. Letzterer gab eine ausweichende Antwort; ersterer erklärte sich mit wahrem Jugendfeuer dazu bereit. Er verlangte bloß, seinen Kollegen diesen Vorschlag mitzutheilen, trat daher mitten unter sie und sagte: „Meine Herren, man fordert mich auf, das Kommando von Paris zu übernehmen." Aber wenn Lafayette Herr von Paris war, so hieß das mit andern Worten, das Volk war Herr vom öffentlichen Platze.

Herr Bertin de Vaux war zugegen, ein Mann ohne allen Hochsinn, aber von seltener Geistesschärfe und nicht unvermögend im Bösen. Während er mit dem Talente begabt war, Andere zu leiten, indem er sich selbst scheinbar in den Hintergrund stellte, hatte sein Bruder seit langer Zeit mehrere gewandte Schriftsteller um ihn gesammelt, die, ohne es selbst zu wissen, ihre Eingebungen von ihm empfingen und sich seiner Ueberlegenheit um so bereitwilliger unterwarfen, als er dieselbe durchaus nicht empfinden ließ. Auf diese Art war es ihm gelungen, im Journal des Debats eine Macht zu gründen, mit welcher alle Regierungen hatten unterhandeln müssen. Herr Bertin de Vaux hatte keine politischen Leidenschaften: kalte, vortrefflich rechnende Eigensucht bestimmte seine jeweilige Meinung. Zu einsichtsvoll, um nicht zu begreifen, daß die Aenderung der politischen Formen sehr gut nur eine neue Art von Schutz für dieselben Interessen sein kann, hatte er allen Regierungen, einer um die andere, gedient, ohne seinen Grundsätzen, denen von 1789, untreu zu werden. Herr Bertin de Vaux war einer der Staatsmänner der Bourgeoisie.

Auch kannte er sie vortrefflich. Er wußte, wie groß ihre Kraft und wie weit sie den Fanatismus ihrer Leidenschaft, der Liebe zum Besitz,

zu treiben fähig war. Er wußte folglich auch, daß man, um eine soziale Revolution zu ersticken, die im Begriffe stand, aus einer politischen hervorzugehen, weiter nichts zu thun habe, als schnell die Nationalgarde zu reorganisiren, oder mit andern Worten, die Eigenthümer zum Schutze des Eigenthums in Regimenter einzutheilen. Als er Lafayette davon sprechen hörte, Besitz von der Gewalt zu ergreifen, so spielte er den Begeisterten und rief: „Können wir auch Bailly, den tugendreichen Maire von Paris vom Jahre 1789, nicht wiederfinden, so müssen wir uns doch Glück wünschen, den hochberühmten Chef der Nationalgarde wiedergefunden zu haben." Dies hieß, bei Lafayette auf eine geschickte Weise eine jener Erinnerungen zurückrufen, welche die Eitelkeit der Greise gern liebkost. Dieser sah übrigens nicht so weit.

Lafayette nimmt das Kommando an und geht nach dem Stadthause, diesen Tuilerien des Volks seit dem 10. August. Man drängte sich auf den Weg des vom Volke geliebten Marquis und hob ihn in die Höhe, um ihm die Barrikaden überschreiten zu helfen. Er selbst, von der einen Seite auf Herrn Carbonel's, von der andern auf Herrn Audry's von Puyraveau Arm gestützt, verfolgte sein Ziel, getragen vom allgemeinen Jubelruf, und lächelnd zu der Ovation, welche ihn zu lebhaften Eindrücken seiner Jugend zurückführte.

In der Straße Neuve-Saint-Marc bemerkte er einen Mann, Herrn Etienne Arago, der eine dreifarbige Kokarde an seinem Hute trug. Er ließ ihn durch Herrn Poques bedeuten, sie abzunehmen, und als der junge Mann seine Ueberraschung darüber zu erkennen gab, winkte er ihm mit der Hand zu und sagte: „Noch nicht, mein Freund." Und doch trugen Tausende von Bürgern bereits dreifarbige Bänder im Knopfloche; aber so sehr waren selbst die edelsten Geister über diese unvermuthete Revolution irre geworden. Im Augenblicke, in welchem Herr Lafayette unter das Gewölbe des Stadthauses trat, erhob die über den Grèveplatz ausgebreitete Menge ein lautes Freudengeschrei und schoß ihre Flinten in die Luft ab. Der Oberst Dubourg hatte; als Herr Etienne Arago ihn von der Ankunft dieses Mannes benachrichtigte, geantwortet: „Ehre, wem Ehre gebührt." Er ging dem alten General entgegen, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor ihm, und eine Stunde nachher hielt Herr von Lafayette die Geschicke Frankreichs in seinen Händen.

Die Deputirten, die bei Herrn von Laffitte einen kleinen Klub gebildet hatten, in welchen das Publikum nicht zugelassen wurde, begriffen, wie wichtig es sei, der Macht eines Mannes, welcher sein Amt vom Volke empfangen, die Waage zu halten. In dieser Absicht wählten sie aus ihrer Mitte den General Gerard und vertrauten ihm die Leitung der aktiven Operatio-

nen an. In Beziehung auf die Organisation der Zivilgewalt schwankten sie zwischen einer provisorischen Regierung, wie Herr Mauguin verlangte, und einer bloßen Munizipalkommission, wie Herr Guizot vorschlug. Letztere Ansicht siegte, weil sie am wenigsten Muth erforderte und nichts entschied. Die Mitglieder der Kommission wurden durch Kugelung ernannt. Die Namen, die aus der Urne kamen, waren die der Herren Casimir Perier, Laffitte, Gerard, Odier, Lobau und Audry von Puyraveau. Letzterer wurde ohne sein Mitwissen ernannt und erfuhr die Sache erst auf dem Stadthause. Herr Odier lehnte die Ehre ab und wurde durch Herrn von Schonen ersetzt. Herr Laffitte hatte seinen Fuß verstaucht, mußte aber, um seine Pläne ausführen zu können, darauf bedacht sein, daß die Fäden aller Ereignisse in seinem Hotel zusammenliefen. Endlich schützte der General Gerard, um nicht in's Stadthaus zu gehen, die militärischen Pflichten vor, die ihm so eben auferlegt worden seien. Die Deputirten waren es sehr zufrieden und hoch erfreut, einen Mann des Degens zu ihrer Verfügung zu haben; die Kommission aber, definitiv aus den Herren Casimir Perier, Lobau, von Schonen und Audry von Puyraveau zusammengesetzt, ergänzte sich durch die weitere Ernennung des Herrn Mauguin.

Kaum war die Munizipalkommission zusammengetreten, so veröffentlichte sie folgende Akte, ein unverwerfliches Zeugniß des Mißtrauens, welches diese Bourgeoisie, die sich der Leitung der Angelegenheiten zu bemächtigen im Begriffe stand, gegen das Volk bewaffnete:

„Die in Paris anwesenden Deputirten haben sich versammeln müssen, um die ernstlichen Gefahren zu beseitigen, welche die Sicherheit des Eigenthums und der Personen bedrohen. In Ermangelung jeder regelmäßigen Organisation ist eine Kommission ernannt worden, um über die Interessen Aller zu wachen.“

Diese für das Volk so beleidigende Akte war die erste Maßregel der ersten aus der Revolution hervorgegangenen Gewalt. Das hieß wahrhaftig, sich sehr beeilen.

Gleichwohl leistete die Munizipalkommission einige Dienste und würde noch weit größere geleistet haben, wenn sie sich herbeigelassen hätte, dem Impulse zu folgen, den ihr Herr Mauguin geben wollte. Unglücklicherweise übte dieser Mann nur einen schwachen Einfluß auf seine Kollegen aus: dem strengen Audry von Puyraveau flößte er Besorgnisse ein; Herr von Schonen hatte keine Sympathie für ihn, und der General Lobau mißtraute einer Ueberlegenheit, der er sich nicht unterwerfen konnte, ohne an eigener Bedeutung zu verlieren. Ein rüstiger und intelligenter junger Mann, Herr Hippolyte Bonnelier, war unter den Ersten auf's Stadthaus gekommen, wo Lafayette ihm die Funktionen eines Sekretärs anvertraut hatte. Die Muni-

zipalkommission behielt ihn auf seinem Posten, gab aber zu gleicher Zeit sich selbst ebenfalls unter dem Titel Sekretär Herrn Odilon Barrot bei, den Herr Laffitte dazu ausersehen. Dieser Umstand war von nicht unbedeutendem Einfluß auf die Haltung der neuen Gewalt, welche im Stadthause ihren Sitz hatte. Zwischen Herrn Mauguin und Herrn Odilon Barrot herrschte eine Meinungsverschiedenheit, die noch lebhafter wurde in Folge einer heimlichen Rivalität, welche übrigens beide sich selbst nicht gestehen wollten.

Dem sei, wie ihm wolle, Herr Mauguin hatte nicht sobald seinen Sitz im Stadthause eingenommen, als er auch bereits seine ganze Thätigkeit entwickelte. Herr Bavoux wurde zum Polizeipräfekten, Herr Chardel zum Direktor der Posten ernannt. Eine Proklamation stellte die französischen Monumente unter den Schutz des Volkes. Verschiedene Rundschreiben, die für die dringendsten Bedürfnisse sorgten, wurden abgefaßt. Herr Mauguin wollte, die Munizipalkommission sollte den Titel provisorische Regierung annehmen. Der General Lobau widersetzte sich diesem Antrage auf's Förmlichste. Inzwischen wurde gemeldet, vielen Arbeitern fehle es an Brot. Man brauchte Geld und wandte sich an Herrn Casimir Perier; dieser aber antwortete: „Es ist vier Uhr vorüber, meine Kasse ist geschlossen."

Während dieses ganzen Tags vom 29. hörte das Hotel Laffitte auch nicht einen Augenblick auf, Mittelpunkt der Bewegungen von Paris zu sein. Man strömte von allen Seiten zugleich hin; Deputationen folgten auf Deputationen; die Männer vom Volke hatten Zutritt, und in diesem unabsehbaren Gemenge kam keine einzige Störung der Ordnung vor, kein einziger Gegenstand wurde entwendet. Herrn Laffitte's Pferde wurden nach allen Richtungen hin von unbekannten Reitern geritten, und am Abend standen sie alle wieder im Stalle. Nichtsdestoweniger hegten die Vertreter der Bürgerschaft ein tiefes Mißtrauen gegen das Volk.

Der General Pajol, der, im Hofe des Hotels angekommen, gerufen hatte: „Ich bringe euch den Hut von Waterloo!" war sehr schlecht empfangen worden. Herr von Lafayette war zu populär, um nicht noch mehr Verdacht einzuflößen. Um dem General Gerard einen Einfluß zu gründen, dessen man sich im Fall der Noth bedienen konnte, drang man in ihn, seine Uniform anzuziehen, sich dem Volke zu zeigen, die Barrikaden zu besuchen. Herr Casimir Perier schrieb an den Lehrer seiner Kinder: „Kommen Sie unverzüglich in's Hotel Laffitte und bringen Sie Pferde mit." Herr Gerard schwankte, aber man setzte ihm immer dringender zu. „Ja, da sieht man's, so seid ihr Militärs," sagte Herr Eugène Laffitte, um ihn aufzustacheln, „ihr könnt bloß marschiren, wenn rothe Hosen hinter euch drein kommen." Endlich gab der General nach. Er ging, um dem Volke zu

zeigen, daß es ihm nach der Schlacht nicht an Führern fehle. Inzwischen trug er immer noch die weiße Kokarde. Auf die Bemerkungen des Herrn Sarrans nahm er sie ab, ohne jedoch die der Revolution an ihre Stelle zu setzen.

Diejenigen zeigten, sei es aus Furcht, sei es aus Gleichgültigkeit oder Rathlosigkeit, die bereits als Führer auftraten, übrigens nirgends einen gewaltigen Eifer, die Fahne aufzupflanzen, für welche das Volk gefochten hatte. Die Art, wie sie am 29. in dem Stadthause aufgesteckt wurde, verdient erwähnt zu werden. Herr Dumoulin, der hinter einem Meuble eine zusammengerollte und ganz mit Staub bedeckte Fahne bemerkte, drückte die Absicht aus, sie an einem Fenster im Saale Saint-Jean zu befestigen, und that es auch auf ein beifälliges Zeichen von Herrn Baude. Nur zu oft führt man die Völker mit Zeichen und mit Worten. Aber das schienen alle die großen Männer des Augenblicks nicht zu wissen: unterstützt von dem alten Obersten Zimmer, Chef seines Generalstabs einem wackern Offizier, der aber weniger Schwung des Geistes als Vaterlandsliebe und Eifer besaß, ließ Herr von Lafayette die Politik in den Händen von Subalternen schwanken.

Mittlerweile eilte ein Pair von Frankreich nach dem Hotel Laffitte. Es war der Herzog von Choiseul. Er hatte vernommen, daß er Frankreich regiere, und diese Nachricht erfüllte ihn mit Angst und Schrecken. Da noch Niemand sagen konnte, was aus einer so plötzlichen Erschütterung wohl entstehen werde, so kam der Herzog von Choiseul, um Herrn Laffitte als Zeugen seiner Unschuld anzurufen. Hauptsächlich protestirte er gegen die Vergesellschaftung seines Namens mit dem Lafayette's und fügte hinzu, er wolle entweder allein regieren oder nichts sein. „In diesem Falle werden Sie nichts sein, Herr Herzog," rief eine Stimme. Später veröffentlichte der Herzog von Choiseul eine Proklamation, deren Schluß also lautete: „Jetzt, da der Sieg nicht mehr ungewiß ist, gebietet mir mein Gewissen zu erklären, daß ich niemals an der provisorischen Regierung Theil genommen habe und mir auch keine Vorschläge in dieser Beziehung gemacht worden sind. Ich habe in der Stunde des Kampfes schweigend alle Gefahren auf mich genommen; in der Stunde des Sieges bin ich der Wahrheit diese Huldigung schuldig." Dies wurde bewundert.

Inzwischen hatte die königliche Armee ihre rückgängige Bewegung nach Saint-Cloud fortgesetzt. Aber jedes Bataillon zog seinen Weg, so zu sagen, auf's Gerathewohl. Die Schweizerbataillone, ein Theil des 3. Gardebataillons, das 15. leichte und Abtheilungen des 1. Garderegiments schlugen den Weg über Cours-la-Reine und den Quai von Chaillot ein. In Chaillot gab es noch Opfer. Man sah Jungen plötzlich an der Straßenecke hervorkommen und mit einer Wuth, welche sich durch nichts erklären läßt, Feuer

auf die Truppen geben. Hier kam einer der gebildetsten und wackersten Gardeoffiziere, Herr Lemotheur, ums Leben. Keiner hatte kräftiger, als er, die Ordonnanzen mißbilligt, und er war entschlossen, seine Entlassung einzugeben. Er starb, getroffen von einer Kugel, welche die Hand eines zehnjährigen Empörers abgedrückt hatte. Andere Offiziere wurden tödtlich verwundet, einer von ihnen stand auf dem Punkte, gefangen genommen zu werden. Von seinem Regimente abgeschnitten, mußte er die Nacht in Chaillot zubringen, von wo er am andern Tage in einer Verkleidung entfloh. Nur die Uneigennützigkeit und Größe des Zweckes vermögen diejenigen zu entschuldigen, welche den Blutdurst der Völker wecken, denn er hat etwas Epidemisches. Die Julirevolution war selbst für die Kinder eine Aufmunterung zum Heroismus, aber auch ein Reiz zur Grausamkeit.

Die Bataillone, welche den Cours-la-Reine nicht eingeschlagen, hatten sich am Arc-de-l'Etoile versammelt, von wo sie sich bis an das Thor Maillot ausdehnten und Casimir Perier's Landhaus berührten. Ein Bataillonschef und einige Offiziere wurden eingeladen, hinaufzukommen. Man empfing sie passend und reichte ihnen Erfrischungen. Ihre Traurigkeit war bitter und tief. „Welch' furchtbare Soldaten, diese Pariser!“ sagte der Bataillonschef, an die Lücken erinnernd, welche der Tod in seinem Regiment gemacht hatte. Hier, wie in Chaillot, griff ein Haufen Jungen einige Soldaten mit Flintenschüssen an. Erbittert drangen diese hinter ihren Angreifern her in ein Haus, wo Arbeiter mit einander tranken, die nun als Opfer einer irregeführten Rache niedergemacht wurden. Einige in der Richtung von Neuilly abgefeuerten Kanonenschüsse entsandten bis in den Park Kugeln, die der Herzog von Orleans in seiner Hand wägen konnte; eine davon tödtete einen Bauern, der über die Brücke ging. Auf diese Art überlebten die Unglücksfälle, die jeder Krieg erzeugt, den Krieg selbst.

Der Dauphin, der sich an der Stelle des Herzogs von Ragusa den Befehl über die Truppen hatte geben lassen, empfing dieselben im Boulogner Walde, fand aber nicht eine einzige Ermuthigung in seinem Schmerz oder vielmehr in seinem Zorn. Er näherte sich einem Kapitän und fragte ihn, wie viel Mann er verloren habe. „O viele, gnädigster Herr,“ antwortete der Kapitän, und dicke Thränen rollten über seine Wangen. „Sie haben noch genug, Sie haben noch genug!“ versetzte mit zerstreuter Miene der Dauphin, der ein geborner Prinz war. Ausgehungert, niedergeschlagen, keuchend kamen die Truppen in Saint-Cloud an. Man ließ sie im Park bivouakiren. Die größte Unordnung herrschte in der Umgebung des Schlosses. Schon standen im Hofe die Pferde gesattelt und gezäumt. Die Zöglinge von Saint-Cyr strömten herbei. Ueberdies standen dem bedrohten Throne vier Kanonen zur Verfügung, und um sie zu bedienen, einige Kriegs-

schüler. Der Herzog von Bordeaux speiste. Man erzählt, als Herr von Damas den Tisch habe abdecken lassen, habe der Herzog von Bordeaux selbst mehrere Silberschüsseln genommen, sie mit Anstrengung über den Kopf emporgehalten und den Bedienten übergeben, mit dem Auftrage, sie den Soldaten hinabzubringen. Dies machte dem jungen Prinzen vielen Spaß: es war ein neues Spiel für des Kind.

Schon war die Stunde der Unterhandlungen für Karl X vorüber. Seine Feinde hatten solche Erfolge erlangt, daß ihm keine andere Wahl übrig blieb, als entweder ganz König zu bleiben, oder ganz aufzuhören, es zu sein. Eine günstige Lage, weil sie eine äußerste war! So lange er noch Aussichten gehabt hatte, durfte er immerhin noch nachgeben; aber im Begriff, gänzlich niedergeschmettert zu werden, blieb ihm nur noch ein einziges Mittel übrig: bis auf den Tod zu kämpfen, und zwar nicht bloß um das Königthum, sondern um die Diktatur. Das hätte er thun müssen, wenn seine Seele so hoch gewesen wäre, wie sein Rang, und in diesem Fall hätten ihm seine Feinde dadurch, daß sie ihm alles entreißen wollten, die Macht in die Hand gegeben, alles zu retten. Denn für Herzen, die der Herrschaft würdig sind, ist das Uebermaß von Unglück eine Kraft. Aber das Unglück dieses Königs war, daß er in seinem alltäglichen Geiste riesenhafte Plane aufkommen ließ. Er mußte erdrückt werden unter dem Gewichte alles dessen, was er gewagt hatte.

Der Herzog von Mortemart war Tags zuvor in Saint-Cloud angekommen. Er war ein vornehmer Herr, aber halb für die Grundsätze des Liberalismus gewonnen. Als Soldat hatte er im Leben der Feldlager sich eine Unumwundenheit der Sprache und eine Einfachheit der Sitten angeeignet, die ihn den aristokratischen Sitten entfremdeten: er hatte mit dem General Sebastiani, diesem Freund des Herzogs von Orleans, gedient; bei Waterloo hatte er einem Kinde des Volkes, dem General Mouton, beinahe das Leben gerettet; als Gesandter in St. Petersburg hatte er sich beim Kabinette der Tuilerien zum Organ der konstitutionellen Empfehlungen des Kaisers Nikolaus gemacht. Aus allen diesen Gründen liebte ihn Karl X nicht sehr, beschied ihn aber gleichwohl zu sich. Bei der ersten Unterredung hatte sich Karl X in Beziehung auf die Gefährlichkeit der Konzessionen geäußert: „Ich habe nicht vergessen, wie es in den letzten vierzig Jahren zugegangen ist. Ich will nicht, wie mein Bruder, auf den Armensünderkarren, ich will zu Pferde steigen." Aber bereits waren die Gesinnungen des alten Monarchen nicht mehr dieselben, und er erklärte dem Herzog von Mortemart, daß er ihn zum ersten Minister ernenne. Dieser suchte es ehrerbietig, aber mit vieler Lebhaftigkeit abzulehnen. Er sprach von seiner angebornen Abneigung gegen das Geschäftsleben, von seiner Unfähigkeit, seiner Liebe zur Ruhe, sowie

einem Fieber, das er von den Ufern der Donau mitgebracht. Karl X besteht auf seinem Verlangen und ruft endlich heftig: „Sie weigern sich also, mir und meinen Ministern das Leben zu retten?“ — „Wenn Ew. Majestät das von mir verlangen“ . . . — „Ja, nichts Anderes,“ fiel ihm der König ins Wort, und fügte in einer unwillkürlichen Regung von Mißtrauen hinzu: „Ich muß noch von Glück sagen, daß man mir bloß Sie aufnöthigt.“

Herr von Polignac erschien in dem Saale, wo die Herren von Vitrolles, von Semonville und von Argout eine Entscheidung erwarteten. Herr von Polignac wollte nur Herrn von Vitrolles vor den König zulassen, aber Herr von Semonville ging auf den Ministerpräsidenten zu, nahm ihn freundschaftlich bei den Händen und sagte zu ihm: „Sie wissen, mein lieber Fürst, wie groß unser Vertrauen zu Ihnen ist, aber die Umstände sind kitzlich, wir müssen durchaus mit Karl X sprechen.“ Herr von Vitrolles unterstützte diese Bitte, und die drei Unterhändler wurden bei dem König eingeführt. In seiner ganzen Haltung lag eine ergebungsvolle Würde, aber sein Gesicht verrieth die innere Bitterkeit, welche die menschliche Eitelkeit vergebens zu läugnen versucht. „Meine Herren,“ sagte er zu ihnen, „Sie haben es gewollt. Gehen Sie und sagen Sie den Parisern, daß der König die Ordonnanzen zurücknehme; aber ich erkläre Ihnen, daß ich sowohl die Interessen Frankreichs als die der Monarchie im höchsten Grade dadurch gefährdet glaube.

Die drei Unterhändler fuhren in einer Kalesche nach Paris. Der Graf von Girardin begleitete sie zu Pferde. Unterwegs rief Herr von Semonville: „Meine Freunde, die Minister sind abgesetzt,“ und begleitete diese Worte mit plumpen Flüchen, Schmeicheleien, die ein vornehmer Herr von seiner Kalesche aus an das Volk zu richten glaubte. So erreichten sie den Grèveplatz. Während der Fahrt war es Herrn von Vitrolles begegnet, seine Hände mit warmer Innigkeit von Männern gedrückt zu fühlen, die ihn getödtet haben würden, wenn sie seinen Namen gewußt hätten.

Das Stadthaus bot den gedoppelten Anblick eines Klubs und eines Lagers dar. Hier drängten sich alle Kühnen zusammen; hier biwouakirte die Insurrektion. Beim Anblick dieser männlichen Gesichter, dieser kraftvollen, von Lumpen verhüllten Gestalten, dieser Flinten, dieser Degen, dieser Blutflecken erbebten die drei Edelleute. Welche Sprache sollten sie in diesem Palaste der Gleichheit führen? Mußten sie sich nicht des Wortes Bürger bedienen, welches das Jahr 93 in sein furchtbares Wörterbuch geschrieben hatte? Als er auf den Treppen des Hotels Herrn Armand Marrast begegnete, den er nicht kannte, sagte Herr von Semonville zögernd zu ihm: „Kann man Herrn von Lafayette sprechen, junger Mann?“ So deckte er unter der Würde seines hohen Alters den hartnäckigen Stolz seines Ranges.

Die Unterhändler wurden wohlwollend aufgenommen von der Munizipal-

kommission, in deren Mitte sich Herr von Lafayette begeben hatte. Dieser erste Versöhnungsversuch zwischen dem Königthum und der Bourgeoisie konnte unberechenbare Folgen haben. Aber den Thron retten zu wollen, wäre gewagt gewesen in diesem Augenblicke und besonders an diesem Orte; denn unten knirschte die Menge und verlangte für ihr vergossenes Blut nicht etwas Besseres, sondern etwas Neues.

Als inzwischen Herr Baude der Menge verkündete, Karl X sei bereit, die Ordonnanzen zurückzunehmen, so ließ ein Mann vom Volke den Ruf ertönen, der bei seinen Zuhörern wenig Anklang zu finden schien: „Es lebe unser guter König, welcher kapitulirt!"

Vor die Munizipalkommission geführt, ergriff Herr von Semonville das Wort. Seine Stimme war sehr schwach, sei es nun, daß die Anstrengung wirklich seine Kräfte erschöpft hatte, oder daß er im Herzen der Kommissäre die Art von Interesse erwecken wollte, welche sich jederzeit an die Ergebenheit eines Greises knüpft. Seine Rede war gewandt und flehend. Er bat um Entschuldigung wegen der Anwesenheit des gar zu bekannten Barons von Vitrolles. Sofort empfahl er der Großmuth der Sieger dieses so oft hartgeschlagene Königthum, das sich weinend hatte entwaffnen lassen. Obgleich in Saint-Cloud bis jetzt nur von der Ernennung der Herren Mortemart und Gerard die Rede gewesen war, ließ er doch durchblicken, daß der König ihnen gerne Herrn Casimir Perier zum Kollegen geben würde, auf den er mit der Hand zeigte. Sodann wandte er sich gegen Herrn von Lafayette und erinnerte ihn, wie vor vierzig Jahren die Gefahren von Paris sie auf demselben Stadthaus zusammengeführt haben. Auf einmal tritt ein Bote ein und übergibt Herrn Casimir Perier einen Brief vom Grafen Alexander von Girardin, welcher ihm meldet, daß Unterhandlungen eröffnet worden sind. Die Ueberraschung war unbeschreiblich. Was bedeutete wohl diese Kreuzung von Versöhnungsversuchen? Sollte die Kommission vielleicht das Spielzeug irgend einer Intrigue sein? Herr Casimir Perier war blaß, unbeweglich und stumm. Ein unruhiges Mißtrauen malte sich auf dem strengen, edlen Gesichte des Herrn Audry von Puyraveau; Herr von Vitrolles, der neben Herrn von Schonen saß, suchte seinen Nachbar umsonst zu besänftigen, indem er ihm auf das Knie klopfte und zu ihm sagte: „Ach mein Gott! ich bin ein größerer Freund der Charte, als Sie: ich habe die Erklärung von Saint Ouen veranlaßt." Herr von Schonen war schon zu weit gegangen, um seine Verzeihung anderswo, als im Sturze eines Königthums zu suchen, welchem der sterbende Ney das Begnadigungsrecht auf immer genommen hatte. Er ließ die ganze Aufregung seiner Seele in den furchtbaren Worten ausbrechen: „Es ist zu spät! der Thron Karls X ist im Blute eingestürzt." Herr Mauguin, dessen angeborener Feuereifer durch einen berech-

nenden Geist ermäßigt war, glaubte die Monarchie noch nicht verloren und wünschte, man solle sich auf Unterhandlungen einlassen. „Haben Sie schriftliche Vollmachten?“ fragte er. Diese unerwartete Frage brachte Herrn von Semonville gänzlich aus der Fassung. Da erhob sich der loyale Herr von Puyraveau mit Ungestüm, lief ans Fenster und rief: „Sprecht mir nicht mehr von Vergleichen, oder ich lasse das Volk heraufkommen!“

Die Gesandten Karls X entfernten sich. Aber Herr Casimir Perier behielt noch immer einige Hoffnung: er beschwor sie, zu Herrn Laffitte zu gehen und eine letzte Anstrengung zu Gunsten des Königs zu versuchen. Herr von Semonville war so entmuthigt, daß er sich weigerte, die beiden andern aber willigten ein, und der Kollege des Herrn von Mortemart gab ihnen einen Paß, worin der Name Vitrolles, der gefährliche Erinnerungen erwecken konnte, mit Arnaud ersetzt war. Mit diesem Stückchen Papier durchwanderten die beiden Unterhändler frei die Stadt, in welcher an demselben Abend, wie ich bereits gesagt, mehrere junge Leute verhaftet wurden, die muthvoll gefochten, aber von Casimir Perier keinen Sicherheitsschein erhalten hatten.

Herr von Argout ging allein zu Herrn Laffitte. Es war zum Ersticken heiß. Die Fenster standen offen und die Gemächer waren voll von Leuten. Herr von Argout zog Herrn Laffitte in eine Fenstervertiefung. Die Stimme des Unterhändlers bebte und er hatte beinahe Thränen in den Augen, als er von Karl X sprach. „Die Ordonnanzen sind zurückgenommen,“ sagte er, „und wir haben neue Minister.“ — „Dazu hätte man sich früher entschließen sollen,“ antwortete Herr Laffitte. — „Heute“ .... — „Die Interessen sind noch dieselben.“ — „Allerdings; aber die Lagen haben sich geändert. Seit vierundzwanzig Stunden ist ein Jahrhundert verflossen.“ Herr Bertin de Vaux war da. Er glaubte zu merken, daß von einem Vergleich die Rede war und rief vergnügt: „Nun wird man doch endlich unterhandeln können!“ Diese Worte brachten die heftigste Aufregung unter der Menge hervor, welche sich im Hotel drängte. Einige Leute vom Volke hatten sich mit Staub bedeckt und wie gerädert von Strapazen auf den Sitzen des Speisesaales ausgestreckt. Einer von ihnen öffnet barsch die Thüre, welche diesen Saal von dem Gemache trennt, wo sich die Herren von Argout und Laffitte befinden, stößt seine Flinte schütternd auf den Boden und ruft mit fürchterlicher Stimme: „Wer wagt es hier von Unterhandlungen mit Karl X zu sprechen?“ — „Keine Bourbons mehr!“ erscholl es zu gleicher Zeit im Vorhofe.“ — „Sie hören es,“ sagte Herr Laffitte. — „Also würden Sie sich auf keinen Vorschlag einlassen?“ fragte Herr von Argout. — „Ist ihr Besuch offiziell?“ — „Nein, bloß offiziös; aber wenn er offiziell wäre?“ — „Es wäre so wie so.“ Herr von Argout ging. Der Louvre war eingenommen; die Sache Karl X war verloren.

An diesem Abend empfing Herr Laffitte auch den Besuch von Herrn von Forbin Janson, der ihn um einen Paß für Herrn von Mortemart, seinen Schwiegervater, bat. Herr von Mortemart wurde um Mitternacht erwartet, kam aber nicht.

Herr von Argout hatte aus dem Ergebniß seines Besuches auf den wahren Stand der Dinge schließen können; aber wenn er seine Mittlersrolle trotz der handgreiflichen Unwahrscheinlichkeit eines Erfolges fortsetzte, so sicherte er sich jedenfalls bei der einen oder andern Parthei seine Zukunft. Er suchte daher den Baron von Vitrolles, der ihn in Gesellschaft des Herrn Langsdorff erwartete, von Neuem auf, und nun begaben sich alle drei wieder auf den Weg nach Saint-Cloud. Die Herren Charles, Laffitte und Savalette dienten ihnen als Sicherheitsgeleite.

Der Tag des 29. war in gedoppelter Beziehung merkwürdig gewesen. Das Volk machte den Thron leer, und die Bourgeoisie ergriff ihre Maßregeln, um darüber zu verfügen. Auf der einen Seite die Mühe, auf der andern die Belohnung. Damals, wie immer, mußten namenlose Opfer herzlosen Ehrgeizigen zum Fußgestelle dienen.

Im Augenblick, wo die Finsterniß sich über Paris ausbreitete, ging der General Pajol traurig die Straße Chabrol hinauf. Er wendet sich gegen Herrn Degousée, seinen Begleiter, und sagt: „Sie haben entschlossene Männer in den Kampf geführt: können Sie auf ihren Eifer rechnen?“ — „Ganz gewiß.“ — „So daß Sie ihnen den Befehl geben können, die Deputirten zu verhaften?“ — „Für diesen Fall möchte ich mich doch nicht verbürgen.“ — „Dann ist die Revolution eine Fehlgeburt.“

Im Schloß Saint-Cloud hatten seit einigen Stunden alle Besorgnisse aufgehört. Der große Salon gegen Paris zu bot ein staunenswerthes Schauspiel dar. Der König saß mit Herrn von Duras, seinem Kammerherrn, Herrn von Luxembourg, Kapitain der Garden, und der Herzogin von Berry an einem Spieltische. Der Dauphin, der sich immer von kleinen Dingen hinreißen ließ und nie an die großen dachte, betrachtete mit nachdenklicher Miene eine Landkarte. Herr von Mortemart, mitten unter diesen ruhigen Personen allein von Angst gequält, ging jeden Augenblick auf den Balkon und lauschte, ob er nicht von der Ferne Etwas kommen höre.

Die Whistparthie, die Karl X an diesem Abend spielte, wurde alsbald in der Hauptstadt bekannt. Sie erweckte daselbst großen Zorn, der sehr gegründet war bei denen, die kein Königthum mehr wollten, lächerlich aber bei denen, die sich bereits damit beschäftigten, einen andern König zu machen.

Der Herzog von Luxembourg hatte einem Gardelieutenant den Befehl gegeben, sich an die Spitze einiger Reiter zu stellen und die Straße von Neuilly zu durchstreifen. Bei seiner Rückkehr meldet ihm der Offizier, er

habe im Park von Neuilly und in der Umgebung des Schlosses eine ungewöhnliche Bewegung wahrgenommen, und wenn er die Vollmacht gehabt hätte, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sich des Herzogs von Orleans zu bemächtigen. Karl X, der die letzten Worte hörte, sagte in strengem Ton zu dem Offizier: „Wenn Sie das gethan hätten, mein Herr, so hätte ich öffentlich meine Mißbilligung ausgesprochen."

Die Nacht war gekommen, und man stand im Begriff sich zu trennen, als der Herzog von Mortemart zu dem Dauphin ging und ihn ersuchte, wenigstens für ihn, den der König mit einem Auftrage nach Paris schickte, den an die Wachtposten erlassenen Befehl aufzuheben, der alle Verbindung zwischen Paris und Saint-Cloud abschnitt. „Wie? — den Befehl an die Posten — Schon gut — Wollen sehen —" Eine bestimmtere Antwort konnte der Herzog von Mortemart nicht erlangen. Er zog sich auf sein Gemach zurück, mehr niedergeschlagen als überrascht, denn schwer lagen ihm die Worte Karls X auf dem Herzen: „Ich muß noch von Glück sagen, daß man mir bloß Sie aufnöthigt;" wahrhaftig sehr bittere Worte gegenüber einem Mann, der für das Wohl seines Königs den eigenen Kopf einzusetzen glaubte! Aber Karl X traute bloß denen, die einen solchen Grad von Niederträchtigkeit besaßen, daß sie ihre Gedanken unbedingt den seinigen unterjochten. Ein Beweis von sehr wenig Einsicht in die Regierungskunst, welche nicht darin besteht, die Geisteskräfte Anderer in ihrer Entwickelung zu hemmen, sondern sie zu seinem eigenen Vortheil zu verwenden, wie Ludwig XIV und Napoleon thaten.

Im Uebrigen zeigte sich Karl X in Folge eines jener Widersprüche, welche in Tagen, die des Unvorhergesehenen so viel bringen, leicht zu begreifen sind, eben so unentschlossen, als der Herzog von Mortemart seine Sendung erfüllen wollte, wie vorher eifrig und eindringlich, bis er dieselbe angenommen hatte. „Sire!" sagte sein neuer Minister zu ihm, die Zeit drängt, ich muß gehen." Aber der König antwortete: „Noch nicht, noch nicht, ich erwarte Nachrichten aus Paris."

Während der Nacht kamen die Herren von Argout und Vitrolles. Sie gingen sogleich zu Herrn von Mortemart, um ihn zu einem schleunigen Entschlusse zu drängen. „Aber wie soll ich mich in der Hauptstadt ausweisen?" sagte der Herzog von Mortemart; „ich kann doch nicht wie ein politischer Abenteurer auftreten; ich brauche zum mindesten die Unterschrift des Königs." Die Neuangekommenen wurden immer inständiger. Sie hatten Paris in einer jener heftig aufgeregten Lagen gesehen, wo eine Minute hinreicht, eine Herrschaft zu geben oder zu entreißen.

Es wurde also beschlossen, in aller Eile Ordonnanzen abzufassen, wodurch die vom 25. zurückgenommen, die Nationalgarde wieder hergestellt, der Befehl über dieselben dem Marschall Maison anvertraut, Herr Casimir Perier

zum Finanz- und der General Gerard zum Kriegsminister ernannt werden sollten. Aber es fehlte an allem, „an Tinte, Feder und Papier; man hatte nicht einmal ein Protokoll, das zum Muster dienen konnte, und es kostete viele Mühe, diese kleinen Verlegenheiten zu überwinden — unmerkbare Fäden, an welche es Gott gefällt, das Schicksal von Königshäusern zu hängen. Noch schwieriger war es, Karls X Unterschrift zu erlangen. Um in sein Gemach zu kommen, mußte man mehrere Linien von Gardes du Corps passiren. Der Herzog von Mortemart bot alles auf, um die Etikette in diesem Augenblicke einigermaßen zu umgehen. Vergebens: die Gardisten glaubten sich um so strenger an ihren Befehl gebunden, weil das Königthum in Gefahr war. Ungeduldig, erbittert ließ sich der Herzog von Mortemart zu dem Kammerdiener vom Dienste führen und sagte in äußerst aufgeregtem Tone zu ihm: „Mein Herr, ich mache Sie für alles verantwortlich, was aus dieser Verzögerung entstehen kann.“ Endlich wurde er eingelassen. Der alte König lag im Bette: er richtete sich matt auf und sagte in niedergeschlagenem Tone: „Ach, Sie sind's, Herr Herzog?“ Herr von Mortemart machte ihm bemerklich, daß Eile Noth thue, daß die Ordonnanzen im Augenblick unterzeichnet sein wollen, und daß er für seine Person bereit sei, abzureisen. „Lassen Sie uns noch warten,“ erwiederte Karl X. — „Mein Gott, Sire, der Graf von Argout ist da. Er wird Ihnen sagen, wie die Sachen in Paris stehen.“ — „Ich will Herrn von Argout nicht sehen,“ sagte Karl X, der ihn nicht liebte. — „Nun gut, Sire, der Baron von Vitrolles ist bei ihm. Wollen Sie, daß man ihn einführe?“ — „Der Baron von Vitrolles? Ja, er mag eintreten.“ Man rief Herrn von Vitrolles. Er kam aus dem Zimmer des Herrn von Polignac. Er hatte den Fürsten halb eingeschlafen gefunden und auf seine Frage, wie er zu der unbegreiflichen Verwegenheit gekommen sei, dem revolutionären Geiste den Handschuh so hochmüthig hinzuwerfen, während er bloß siebentausend Mann zu seiner Verfügung gehabt, hatte der Fürst geantwortet: „Auf den Etats standen dreizehntausend.“

Als Herr von Vitrolles sich dem Bette des Königs näherte, gab der König dem Herzog von Mortemart ein Zeichen, sich zu entfernen. Der Minister, verletzt, sagte leise für sich: „Ach wenn es sich nur nicht um den Kopf des Königs handelte!“ und ging.

Als er unter solchen Umständen denjenigen erblickte, der immer einen so mächtigen Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, nahm Karl X ein strenges Gesicht an und sagte: „Wie! Herr von Vitrolles, Sie wollen mich veranlassen, vor rebellischen Unterthanen zurückzuweichen!“ Herr von Vitrolles antwortete lebhaft, auf dem Punkt, wo die Sachen jetzt stehen, habe er seinem König keinen größern Beweis von Ergebenheit liefern können, und es hieße ihn täuschen, wenn man ihm die Bitterkeit dieser Lage zu versüßen

suche. „Ich gehe noch weiter," fügte er hinzu, „ich zweifle, daß Ew. Majestät nach dem empörten Paris jetzt zurückkehren kann; ich bin überzeugt, die Würde Ihrer Krone würde sich einem harten Schlage aussetzen; aber was thun? Wie eine von allen Seiten her aufgewiegelte Bevölkerung überwinden? Es wäre hundertmal besser, den Mittelpunkt dieses grausamen Krieges anderswohin zu verlegen. Glauben Sie auf die Vendée rechnen zu können? Ich bin bereit, mich bis zum Ende aufzuopfern." Karl X schien einen Augenblick nachzudenken. „Die Vendée", sagte er, wie wenn er auf seine eigenen Gedanken antwortete. — — „Das ist sehr schwer! — sehr schwer!" —

Der Herzog von Mortemart wurde wieder gerufen. Die Gesinnung des Königs schien sich ganz und gar verändert zu haben. Seine Niedergeschlagenheit hatte einer eigenthümlichen Art von Dringlichkeit Platz gemacht; er konnte es beinahe nicht erwarten, bis die Ordonnanzen unterzeichnet waren, beschränkte sich jedoch in seinen Konzessionen auf gewisse Grenzen. So überlieferte die Monarchie ihren Degen.

Als der Herzog von Mortemart aus dem Zimmer des Königs trat, war es beinahe Tag. Auf der Terrasse begegnete er Herrn von Polignac, den er zum erstenmal in Generalsuniform erblickte. Der Fürst war sehr bewegt. Vor ihnen lag Paris in ein Gewölke von Nebel und Rauch verhüllt; von Zeit zu Zeit hörte man die Schüsse der Vorposten. Auf einmal streckte Herr von Polignac den Arm gegen die Hauptstadt aus und rief in begeistertem Tone: „Welch ein Unglück, daß mir mein Degen in meinen Händen zerbrochen worden ist! Ich hätte die Charte auf unzerstörbare Grundlagen festgesetzt." Dann wandte er sich wieder zu Herrn von Mortemart: „Fürchten Sie nicht, daß ich ihrer Sendung hier ein Hinderniß in den Weg lege. Sie reisen nach Paris, ich nach Versailles."

Eine Kalesche brachte Herrn von Mortemart bis in den Boulogner Wald. Die Herren von Argout und Mazas begleiteten ihn. Hier weigerte man sich, sie passiren zu lassen. Der Dauphin, der Tags zuvor das Kommando übernommen hatte und um jeden Preis Konzessionen verhindern wollte, der Dauphin hatte den Anführern der Vorposten in einem Schreiben bei Todesstrafe verboten, irgend Jemanden, der von Saint-Cloud komme, durchzulassen. Nach einer sehr lebhaften Erörterung erwirkte sich Herr von Mortemart die Erlaubniß zur Weiterreise, mußte aber den Weg durch den Boulogner Wald zu Fuß machen. Aus Furcht, an der Barrière Passy verhaftet zu werden, machte er einen langen Umweg, um in die Hauptstadt zu gelangen. Vom Point-du-jour bis an die Brücke Grenelle war Alles öde und still. Um nach Paris zu kommen, mußte er über eine Mauer klettern, in welche Weinschmuggler eine Bresche angebracht hatten. Ohne Halsbinde und seinen Rock auf dem Arme tragend, ging er unter einigen Männern vom Volke, deren

Wachsamkeit er durch militärische Redensarten täuschte, und gelangte so auf den Platz Ludwigs XV. Es war etwa acht Uhr Morgens; die Stadt war stumm und alle Fenstern geschlossen; auf den Straßen bemerkte man nur ruhige Leute, welche vorüberzogen. „Das ist die Ruhe der Kraft,“ sagte der Herzog von Mortemart zu seinen Begleitern.

In der Nacht hatten die Pariser neue Barrikaden errichtet, um die Stadt gegen jeden Angriff zu schützen. Lämpchen wurden vor den Fenstern und auf den Steinhaufen in den Straßen angebracht, welche die von Entfernung zu Entfernung gruppirt stehenden Arbeiter beleuchteten. Welchem Stande gehörten diese Arbeiter an? Für wen wachten sie bei diesen Steinhaufen? Was waren ihre Hoffnungen? Man hörte von fernen Gegenden der Stadt her ein befremdliches Geschrei sich erheben, worauf alsbald eine lange Stille folgte. Und die Patrouillen der Bourgeoisie machten Halt, um diese Stimme des Volks in der Nacht zu hören. Auch im Hotel Laffitte war man wach.

Sechstes Kapitel.

30. **Juli.** — Verhandlung über die Wahl eines Königs. — Einfluß des Herrn Laffitte. — Rolle des Dichters Beranger in der Revolution. — Knabenhaftes Benehmen der Herren Thiers und Mignet. — Hinderniß für die Kandidatur des Herzogs von Orleans. — Der Herzog von Chartres läuft Gefahr, erschossen zu werden. — Kampf zwischen den Republikanern und den Orleanisten. — Eigenthümlicher Brief vom Schlosse Neuilly aus geschrieben. — Die Herren Thiers und Scheffer in Neuilly. — Edle Haltung der Herzogin von Orleans. — Die Anerbietungen des Herrn Thiers von Madame Adelaide angenommen. — Unschlüssigkeit des Herzogs von Orleans. — Die Deputirten im Palais Bourbon versammelt. — Herr von Chateaubriand und die Pairs von Frankreich. — Erklärung der Kammer. — Republikanerversammlung bei Lointier. — Deputation dieser Versammlung auf das Stadthaus. — Rathlosigkeit Lafayette's. — Herr von Sussy auf dem Stadthaus. — Programm der kühnsten Revolutionäre dieser Epoche. — Was damals gewagt werden konnte. — Die bonapartistische Partei. — Anarchie in Saint-Cloud. — Plan zu einem Bürgerkrieg Karl X vorgelegt. — Der Herzog von Ragusa vom Dauphin insultirt. — Der Triumph der orleanistischen Partei durch die Abwesenheit und ängstlichen Bedenklichkeiten des Herzogs von Orleans gefährdet. — Merkwürdiges Beispiel von Niederträchtigkeit. — Der Herzog von Orleans kommt verstohlenerweise nach Paris. — Nächtliches Gespräch des Prinzen mit Herrn von Mortemart. — Schreck der Herzogin von Berry in Saint-Cloud: Flucht der königlichen Familie. — Traurigkeit der Soldaten.

Die Monarchie war überwunden; das Volk lagerte auf dem öffentlichen Platze: was wollte man thun?

Am 30. mit Tagesanbruch trat Herr von Glandevès ins Zimmer des Herrn Laffitte, und zwischen diesen beiden Männern entspann sich folgendes bedeutungsschwere, feierliche Zwiegespräch:

„Mein Herr," sagte der Gouverneur der Tuilerien zu dem Bankier, „Sie sind seit vierundzwanzig Stunden Herr von Paris. Wollen Sie die Monarchie retten?" — „Welche? die von 1789 oder die von 1814?" — „Die konstitutionelle Monarchie." — „Um sie zu retten, gibt es nur ein Mittel: man muß dem Herzog von Orleans die Krone aufsetzen." — „Dem Herzog von Orleans, mein Herr! Dem Herzog von Orleans! Kennen Sie ihn denn?". — „Schon seit fünfzehn Jahren." — „Mag sein — aber was für Ansprüche hat der Herzog auf die Krone? Das Kind, das Wien groß gezogen hat, kann wenigstens die Erinnerung des väterlichen Ruhmes geltend machen, und man muß gestehen, Napoleons Gang durch die Welt hat eine Flammenspur im Gedächtniß der Menschen zurückgelassen. Aber welcher Nim-

hus umgibt denn den Herzog von Orleans? Kennt das Volk auch nur seine Geschichte? Und wie oft hat es seinen Namen sprechen gehört?“ — „Ich sehe darin einen Vortheil und keinen Nachtheil. Da er gar keine Macht auf die Einbildungskraft besitzt, wird es ihm um so weniger leicht werden, über die Schranken zu treten, in welchen man das Königthum halten muß. Und dann hat der Prinz Privattugenden, die mir eine hinreichende Bürgschaft für seine öffentlichen Tugenden sind. Sein Leben ist frei von den ärgerlichen Unfläthereien, womit so viele andere Prinzen sich beschmutzen. Er achtet sich in seiner Frau. Seine Kinder lieben und fürchten ihn.“ — „Alltägliche Tugenden, die in keinem Fall von solchem Belang sind, daß man sie nur mit dem Geschenk einer Krone würdig belohnen könnte! Wissen Sie überdies nicht, daß man ihn beschuldigt, die mörderischen Abstimmungen seines Vaters laut gebilligt und sich in den schlimmen Tagen unserer Geschichte mit Plänen befaßt zu haben, welche die direkten Erben des unglücklichen Ludwigs XVI des Thrones berauben sollten? Auch hat er während der hundert Tage in London eine Haltung angenommen, welche die seltsamsten Vermuthungen rege machen mußte. Ich glaube selbst, daß es Verläumdung ist, wenn man ihn als einen Mann hinstellt, der seit 1813 alle Parteien liebkose, der sich gegen das Gesetz seine Apanage habe zurückbezahlen lassen, der durch seine vielen Prozesse die Nationalgüterbesitzer in Angst und Schrecken versetze, der bei Hofe den Demüthigen spiele, sonst aber allen unruhigen Köpfen schmeichle. Aber so viel ist jedenfalls gewiß, daß Ludwig XVIII ihm zum Besitz ungeheurer Domainen verholfen, daß Karl X sich persönlich bei den Kammern verwendet hat, um ihm mittelst einer gesetzlichen Sanktion eine unabhängige Apanage zu sichern; daß man ihm endlich huldreichst den Titel königliche Hoheit gewährt hat, nach welchem es ihn so gewaltig verlangte. Vom ältern Zweige mit Wohlthaten überhäuft, erlaubt es ihm seine Stellung nicht, ihre Erbschaft anzutreten; und würde wohl er selbst, wenn er es wüßte, zugeben, daß man in seinem Namen das Feuer schüre, das seine Familie verzehren muß?“ — „Es handelt sich hier nicht um das persönliche Interesse des Prinzen, Herr Baron, sondern um das Interesse des mit Anarchie bedrohten Landes. Ich frage nicht, ob die Stellung des Herzogs von Orleans für sein Herz peinlich, sondern ob seine Throngelangung für Frankreich wünschenswerth ist. Welcher Prinz aber ist freier von den Vorurtheilen, welche Karls X Untergang nach sich gezogen haben? Welcher Prinz hat sich offener und lauter zum Liberalismus bekannt? Und welche andere Kombination scheint Ihnen besser, als diejenige, die ihn zum König macht?“ — „Wenn Sie Karl X schuldig glauben, so werden Sie wenigstens zugeben, daß der Herzog von Bordeaux unschuldig ist. Erhalten wir ihm die Krone! Man wird ihn in guten Grundsätzen erziehen. Wünscht

Lafayette aufrichtig die Republik?" — „Er würde sie wünschen, wenn er nicht eine gar zu tief greifende Umwälzung fürchtete." — „Nun gut, so setze man einen Regentschaftsrath ein. Sie und Lafayette würden Mitglieder sein." — „Gestern noch wäre das möglich gewesen, und wenn die Herzogin von Berry ihre Sache von der des alten Königs getrennt und sich dem Volk gezeigt hätte, ihren Sohn an der Hand haltend und eine dreifarbige Fahne tragend." — „Eine dreifarbige Fahne! Das ist ja für diese Leute die symbolische Vorstellung aller Verbrechen. Ehe sie sich hiezu entschließen könnten, ließen sie sich lieber in einem Mörser zerstoßen." — „Wenn dem so ist, mein Herr, warum machen Sie mir dann überhaupt Vorschläge?"

Herr von Glandevès ging. Die Kombination, die er Herrn Laffitte vorgeschlagen hatte, entsprach den geheimen Hoffnungen vieler vornehmen Herren, welche die Kette der Traditionen nicht gerne ganz gebrochen hätten. Eine einzige Kombination konnte verhindern, daß das Prinzip der Legitimität in Frankreich unterlag und daß das Königthum zu offen den revolutionären Geist reizte. Es war diejenige, welche, ohne das göttliche Recht Heinrichs V zu verkennen, die Schicksale der Monarchie der Klugheit des Herzogs von Orleans anvertraut hätte.

Dies war einen Augenblick Herrn von Talleyrands Gedanke. Herr Laffitte ging weiter. Ueberrascht von dem politischen Einfluß eines Mannes, in welchem er bisher nur einen Bankier erblickte, konnte sich der alte Diplomat eines gewissen Aergers nicht erwehren, den er noch in derselben Nacht seiner sonstigen Rückhaltung zuwider gegen seine Vertrauten in den Worten durchblicken ließ: „Herr Laffitte sieht mich wahrhaftig für gar zu wenig an."

Aber Herr Laffitte stützte sich damals auf die Rathschläge eines Mannes, welcher in Beziehung auf Großartigkeit der Ansichten und Feinheit des Geistes Herrn von Taleyrand bei weitem überlegen war. Beranger hatte einen zu scharfen Blick, eine zu unerbittliche Besonnenheit, um der Begeisterung zugänglich zu sein. Als er Karls X Thron wanken sah, fragte er sich sogleich, wo die Macht liege. Sie lag in den Händen der Bourgeoisie, und den Beweis dafür hätte er nöthigenfalls an sich selbst finden können. Hätte er sich als Dichter darauf beschränkt, die an die Erinnerungen des kaiserlichen Ruhmes geknüpfte Größe des Volks zu verherrlichen, so wäre sein Genie lange Zeit unbekannt geblieben. Aber neben den Strophen, in welchen er den Kaiser besang, hatte er auch Lieder gegen die Dummheit der legitimen Könige und die trotzige Anmaßung der Adeligen in die Welt gehen lassen. Dadurch hatte er die Bank und den hohen Handelsstand für sich gewonnen, und daher sein Schriftstellerglück. Vom Salon war sein Ruf bis in die Werkstätte hinabgestiegen, und seine Popularität war unermeßlich. Er konnte sich also im Jahre 1830 keine Illusionen über das Uebergewicht

der Bourgeoisie vormachen. Da nun dieselbe nur ein einziges mögliches Oberhaupt hatte, den Nachfolger des Regenten, da überdies Napoleon II nicht da war, so wurde Beranger die Seele der orleanistischen Partei. Durch sich selbst that er zwar wenig, aber viel durch Andere. Er stellte sich nicht in den Vordergrund, aber durch seine Rathschläge, welche mit andächtiger Gläubigkeit angehört wurden, wirkte er mächtig auf die Stimmführer der Bourgeoisie. Es ist z. B. sehr zweifelhaft, ob Herr Laffitte ohne ihn so viel Konsequenz und Festigkeit an den Tag gelegt hätte, um ihre gemeinsame Hoffnung ins Leben zu führen.

Was nun Beranger's Motive bei dieser entschiedenen Parteinahme betrifft, — soll die Geschichte sie verdammen oder frei sprechen? Weder das eine, noch das andere.

Wenn Beranger Herrn Laffitte auf den Wegen des Orleanismus unterstützte, so war er auf der andern Seite auch bedacht, ihn gegen ihre königliche Kreatur zu verwahren. Der in die Zukunft blickende Dichter fürchtete die Schwäche seines Freundes und empfahl ihm daher, sich nicht zum Minister machen zu lassen, sondern vorkommendenfalls für eine neue Revolution aufzusparen. Beranger's Wahl war somit weder selbstsüchtig, noch gänzlich blind. Nur einen Vorwurf kann man ihm machen: er begriff nicht, daß in einer Bewegung, welche alles vermengte, für energische Männer nichts unmöglich war. Das auf den öffentlichen Platz geworfene Volk wußte zu wenig, was es wollte, um nicht denjenigen, die sich entschlossen an seine Spitze gestellt hätten, den Preis einsichtsvoller und tugendhafter Kühnheit zu geben. Große Handlungen entstehen ohnehin nur aus einem erhabenen Wahnsinn. Unglückseligerweise scheitern die allzuscharf blickenden Geister an der Klippe, daß sie nicht zu wagen verstehen. Trotz seines Mißtrauens gegen das Königthum, wollte Beranger gleichwohl einen König, weil er klar und auf den ersten Blick sah, daß es leichter war, eine Monarchie zu machen, als eine Republick zu gründen. Er war aufrichtig, er war loyal, aber seine eigene Klarheit führte ihn irre.

Der Herzog von Orleans hatte also gleich am ersten Tag nach dem Siege des Volks die Macht der Namen und die der Ideen für sich: Jacques Laffitte und Beranger.

Als Herr Glandevès aus Herrn Laffitte's Haus trat, sah er die Herren Thiers, Mignet und Laréguy hineingehen. Eine orleanistische Proklamation wurde beschlossen. Herr Thiers verfaßte sie, und man kam überein, sie im National, im Courrier français und im Commerce zu veröffentlichen. Um eine Dynastie über den Haufen zu werfen, hatte es der ganzen Kraftanstrengung eines Volkes bedurft; um eine andere zu schaffen, genügten dazu also ein Deputirter und drei Journalisten?

Inzwischen konnte die Gedankenlosigkeit des Volkes, welche den Orleanisten Muth zu ihrem Unternehmen machte, ihnen je nach Umständen auch ein ernstliches Hinderniß in den Weg legen. Als am 30. die Herren Thiers und Mignet, gefolgt von einigen Freunden, aus dem Büreau des National nach dem Börsenplatze gingen und der versammelten Menge auf kleinen Blättchen Papier die Lobeserhebung des Herzogs von Orleans austheilten, mußten sie sich sehr wundern über das Staunen, welches sie erregten. Auf dem Börsenplatz wurde es ihnen ängstlich zu Muthe, denn hier wurden sie mit Zischen empfangen.

Die Erhebung des Herzogs von Orleans hatte natürliche Gegner in den jungen Leuten, die sich im Carbonarismus für Lafayette und gegen Manuel ausgesprochen hatten. Sie eilten auch, ihr Mißtrauen und ihre Antipathieen zu verbreiten. Als Herr Pierre Leroux den Kämpfern der Passage-Dauphine von dem sich entspinnenden Komplott erzählte, erhob sich nur ein Ruf der Wuth: „Wenn es so steht", sagte man, „so fängt die Schlacht auf's Neue an; wir wollen nur wieder Kugeln gießen."

Zeuge dieses von ihm selbst erregten Ausbruchs von Zorn, begab sich Herr Pierre Leroux schnell auf das Stadthaus, um Herrn von Lafayette davon in Kenntniß zu setzen. Er malte ihm mit lebhaften Farben, wie es stehe, erinnerte ihn, welche Pflicht ihm in den gegenwärtigen Umständen der ganz republikanische Anstoß auferlege, den er selbst dem Carbonarismus gegeben, und stellte ihm schließlich vor, daß die Throngelangung eines andern Bourbons das Signal zu einem neuen furchtbaren Kampf sein würde.

In einem großen Lehnstuhl sitzend, unbeweglich, stieren Blickes, schien Herr von Lafayette sich von seinem Erstaunen über das Gehörte nicht erholen zu können. Auf einmal tritt Herr von Boismilon ein. Er verlangte ein Freilassungsdekret für den ältesten Sohn des Herzogs von Orleans, der sein Regiment in Joigny verlassen hatte und deswegen von dem Maire von Montrouge, Herrn Leullier, verhaftet worden war. „Man muß Ihnen wenigstens Zeit lassen, die Sache in Ueberlegung zu ziehen", sagte Herr Pierre Leroux zu Lafayette, und als Herr von Boismilon sich entfernt hatte, fertigte Herr Pierre Leroux schnell den Befehl aus, es bei der Verhaftung bewenden zu lassen. Er legte Herrn von Lafayette das Papier vor, und dieser war auf dem Punkt, zu unterzeichnen, als Herr Odilon Barrot in der Uniform eines Nationalgardisten erschien. Er zog den alten General in ein anderes Zimmer, wo er ängstlichen Rathschlägen Gehör schenkte und Herrn Comte nach Montrouge schickte, um den jungen Prinzen in Freiheit setzen zu lassen.

Auf der andern Seite hatte sich das Gerücht von dieser Verhaftung unter dem Säulengang des Theaters des Nouveautés verbreitet, wo unter

den Befehlen des Herrn Etienne Arago eine Schaar ungestümer, kühner Männer bivouakirte. „Es ist ein Prinz“, riefen sie, „laßt uns ihn erschießen!“ und sie setzten sich in Bewegung. Ihr junger Anführer, der sie nicht zurückhalten konnte, schrieb an Herrn von Lafayette, das Leben des Herzogs von Chartres sei in Gefahr, und er müsse sehr eilen, wenn er es retten wolle. Er selbst machte absichtlich einen sehr bedeutenden Umweg mit seinen Leuten. Einige Schritte von der Barrière du Maine ließ er sie unter dem Vorwande, daß sie der Ruhe bedürfen, sich in die Straßengräben legen, ging sodann selbst zum Anführer des Postens, der die Barrière bewachte, und ersuchte ihn, seine Leute nicht bewaffnet hinausziehen zu lassen, wenn sie erscheinen würden. Sodann ging er selbst nach Montrouge, wo Herr Comte bereits angekommen war. Der Herzog von Chartres reiste sogleich, mit den Herren Boudrand und von Boismilon voraus, nach Croix-de-Berny ab, wo Herr Leullier seine Eigenschaft als Maire geltend machen mußte, um ihm Postpferde zu verschaffen. Der junge Prinz zitterte am ganzen Leibe, obgleich er nicht wußte, in welch' drohender Gefahr sein Leben geschwebt hatte. Denn was wäre geschehen, wenn Herr Etienne Arago alles das gethan hätte, um ihn zu Grunde zu richten, was er zu seiner Rettung that? und wer kann sagen, welche Richtung dann die Angelegenheiten genommen haben würden? Hätte der Herzog von Orleans eine Krone im Blute seines Sohnes aufheben können? Eine Viertelstunde mehr oder weniger — daran hängen also die Geschicke eines Königshauses! Eine herbe Lehre für den Hochmuth!

Die Orleanisten ermangelten nicht zu behaupten, der Herzog von Chartres habe Joigny verlassen, um seinen Degen dem Dienste des Aufstandes zu weihen. Ihre Gegner dagegen versicherten, er habe sich unter die Befehle Karls X stellen wollen. So viel ist gewiß, daß Herr Leullier, der aus einer patriotischen Verhaftung eine großmüthige Gastfreundschaft gemacht, bei dieser Gelegenheit dem Hause Orleans einen unberechenbaren Dienst erwiesen hatte, welcher schnell vergessen wurde.

Dem sei, wie ihm wolle, zwischen den Republikanern und den Orleanisten konnte der Sieg nicht lange zweifelhaft bleiben. Diese hatten den unermeßlichen Vortheil einer bereits fertigen Regierung für sich. Laffitte konnte sich daher ungestraft aller Vorrechte der Souveränität bemächtigen, und er war es, der Carrel nach Rouen schickte, um dort die Revolution zu leiten. Bei ihm versammelten sich die Deputirten wieder am Morgen des 30. In diese Versammlung, welche in Abwesenheit des durch eine Quetschung am Fuß verhinderten Herrn Laffitte für den Augenblick von Herrn Berard präsidirt wurde, brachte man folgende Proklamation mit, die, Dank dem Eifer der Orleanisten, bereits alle Straßenecken von Paris bedeckte:

„Karl X kann nicht mehr nach Paris zurückkehren: er hat das Blut des Volkes fließen lassen.

„Die Republik würde uns schrecklichen Stürmen aussetzen: sie würde uns mit Europa entzweien.

„Der Herzog von Orleans ist ein der Sache der Revolution ergebener Prinz.

„Der Herzog von Orleans hat nie gegen uns gefochten.

„Der Herzog von Orleans war bei Jemmapes.

„Der Herzog von Orleans ist ein Bürgerkönig.

„Der Herzog von Orleans hat die drei Farben im Feuer getragen; der Herzog von Orleans allein kann sie noch tragen. Wir wollen keine anderen.

„Der Herzog von Orleans spricht sich nicht aus. Er erwartet unsern Wunsch. Sprechen wir diesen Wunsch aus, und er wird die Charte annehmen so, wie wir sie immer verstanden und gewollt haben. Er wird seine Krone vom französischen Volke haben."

Diese Proklamation war mit vieler Kunst abgefaßt. Man wiederholte darin häufig den Namen des Herzogs von Orleans, damit dieser dem Volke wenig bekannte Name sich seinem Gedächtnisse um so schneller einpräge. Indem man zu einer Menge, welche sich um die politischen Formen wenig bekümmerte, von der dreifarbigen Fahne und von Jemmapes sprach, interessirte man für die Erhebung des Auserkohrenen der Bourgeoisie das Nationalgefühl, das die Siege der Republik und des Kaiserreichs so mächtig gesteigert hatten. Endlich berief man sich, um sie desto sicherer zu vernichten, auf die Souveränität des Volkes; ein alter Kniff von muthlosen Ehrgeizigen.

Ein solches Manifest mußte natürlich einen bedeutenden Eindruck auf die Versammlung machen. Das Lob des Herzogs von Orleans ging von Munde zu Munde. Was bedurfte es mehr, um ihm unter diesen Leuten eine mächtige Partei zu gewinnen? Der Herzog von Orleans — das war die Monarchie und ein Name.

Als sich mittlerweile der General Dubourg in Generalsuniform und mit einer Reitgerte in der Hand einstellte, erblickten die Deputirten in seinem Besuche nur eine anmaßliche Verwegenheit. Man weigerte sich, ihn anzuhören und sogar ihn zu empfangen. Das gesetzliche Ansehen organisirte sich bereits auf den Trümmern der Gewalten der Empörung, und die Herrschaft der ganz neuen Menschen begann vor der Macht alter Reputationen zu erblassen.

Aber es war von Wichtigkeit, die sittliche Macht dieser Revolution, deren materielle Kraft damals auf dem Grèveplatze war, zum Vortheile der Monarchie auszubeuten. Die Deputirten beschlossen, das Palais-Bourbon dem Stadthaus gegenüberzustellen, und unter dem Vorwand, daß im Hause eines einfachen Privatmannes keine ernsthafte Berathung stattfinden könne,

kamen sie überein, sich gegen Mittag im Palast der Gesetzgebung einzufinden. Dies hieß die Lage wohl begreifen. Die Macht verbreitet nie einen größern Nimbus um sich, als am Tag nach gewaltsamen und plötzlichen Erschütterungen; denn was die versammelte Menge am meisten verblüfft und verlegen macht, ist, wenn sie sich ohne einen Herrn sieht.

Gleichwohl konnte man dem Herzog von Orleans die Krone nicht geben, ohne vorher zu wissen, wie weit nöthigenfalls der Flug seines Ehrgeizes reichen würde. Man hatte ihm bereits einige Botschaften zugesandt. Folgender Brief *), welchen einer der Boten, die Herr Laffitte Tags zuvor an den Prinzen abgeschickt, am 30. Juli Morgens ein Viertel über drei Uhr im Schloß Neuilly geschrieben, mag einen Begriff von der allda herrschenden Stimmung geben:

„Der Herzog von Orleans befindet sich mit seiner ganzen Familie in Neuilly. Ganz in der Nähe, in Puteaux, stehen die königlichen Truppen, und ein einziger vom Hofe ausgehender Befehl würde hinreichen, ihn der Nation zu entreißen, die in ihm ein mächtiges Pfand für die künftige Sicherheit finden kann.

„Unser Vorschlag ist, eine Deputation der konstituirten Behörden zu ihm zu schicken und ihm die Krone anzubieten. Sollte er von Familienbedenklichkeiten oder Zartgefühl sprechen, so kann man ihm sagen, sein Aufenthalt in Paris sei von wesentlicher Wichtigkeit für die Ruhe der Hauptstadt und Frankreichs, und man sehe sich genöthigt, ihn da in Sicherheit zu bringen. Auf die Unfehlbarkeit dieser Maßregel kann man rechnen. Ueberdies kann man gewiß sein, daß der Herzog von Orleans nicht säumen wird, vollständig den Wünschen der Nation beizutreten.“

Diese Note hatte ohne Zweifel die Bestimmung, den Anhängern des Herzogs von Orleans den Weg anzudeuten, den sie einschlagen sollten. Sie mußten ihm die Krone anbieten und sich dabei den Anschein geben, als thäten sie ihm Gewalt an, unter dem Vorwande, seine Anwesenheit in Paris sei nothwendig zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Aber man ließ sie zum voraus wissen, daß sie bei dem gefährlichen Anerbieten keine abschlägliche Antwort zu fürchten haben.

Herr Thiers war wieder im Hotel Laffitte erschienen. Als er hörte, daß man ihm in Neuilly zuvorgekommen, beklagte er sich verdrießlich, daß man ihn vergessen habe. „Es ist doch ganz einfach, daß man die Abwesenden vergißt“, sagte Beranger etwas spöttisch zu ihm. „Uebrigens, wer hält Sie denn zurück?“ Herr Thiers ließ seine Sendung durch Herrn Se-

*) Dieser im Memorial des Stadthauses abgedruckte Brief befindet sich noch heute in den Händen des Herrn Hippolyte Bonnelier.

bastiani beglaubigen und reiste in Begleitung des Herrn Scheffer ab. Er ging dem Glück entgegen.

Im Schloß Neuilly angelangt, wurden die zwei Unterhändler von der Herzogin von Orleans empfangen. Während Herr Thiers den Zweck seiner Sendung auseinandersetzte, malte sich große Bestürzung auf dem strengen Gesichte der Herzogin; und als sie vernahm, daß es sich darum handle, die Krone eines Greises, der sich stets als treuer Verwandter und großmüthiger Freund erprobt, in ihr Haus übergehen zu lassen, wandte sie sich mit einer Bewegung voll Seelenadel zu Herrn Scheffer und sagte zu ihm: „Mein Herr, wie haben Sie eine solche Sendung annehmen können? Daß dieser Herr es gewagt hat, begreife ich: er kennt uns nur wenig; aber Sie, ein Hausfreund, der uns besser verstehen sollte —— nein, wir können es Ihnen nie verzeihen!“ Bei dieser großherzigen Weigerung standen die beiden Abgesandten ganz verdutzt da, als Madame Adelaide dazukam, gefolgt von Frau von Montjoie. Madame Adelaide hatte einen zu mannhaften Geist und im Grunde ihrer Seele zu wenig religiöses Zartgefühl, um vor Familienrücksichten zurückzuweichen. Gleichwohl durchschaute sie die Gefahren, von welchen ihr Bruder umgeben war, auf den ersten Blick und sagte daher schnell: „Man mache meinen Bruder zum Präsidenten, zu einem Nationalgardisten, zu was man will, nur ächte man ihn nicht.“ Diese Worte waren der naive und getreue Ausdruck der Gesinnungen des Prinzen in diesem Augenblick. Aber was Herr Thiers anbot, war eine Krone, und einer solch verführerischen Lockung vermochte Madame Adelaide nicht zu widerstehen. Von ganzem Herzen dem Herzog, ihrem Bruder, zugethan, dessen Ansichten sie theilte und auf den sie einige Herrschaft ausübte, hatte sie für ihn von Ehren und Herrlichkeiten geträumt, deren sie ihn würdig glaubte. Eine einzige Besorgniß schien sie zu beunruhigen. Was würde Europa davon denken? Wenn er sich auf diesen Thron setzte, von welchem Ludwig XVI nur herabgestiegen war, um sofort das Schaffot zu besteigen: verbreitete er dann nicht in allen Königshäusern Schrecken und Bestürzung, und würde nicht der Weltfriede dadurch in Zweifel gestellt?

Herr Thiers antwortete, diese Besorgnisse seien nicht gegründet; England, noch ganz voll von Erinnerungen an die überwundenen Stuarts, würde sich freuen über eine Entwicklung, wozu seine eigene Geschichte das Beispiel und Vorbild liefere; die absoluten Könige aber würden es dem Herzog von Orleans nicht verübeln, wenn er eine im Sturme schwebende Krone fest auf sein Haupt setzte, sondern ihm vielmehr Dank wissen, daß er durch seine Erhebung den entfesselten Leidenschaften einen Damm entgegensetzte; es sei etwas Großes, Frankreich zu retten, und wenn es für die Legitimität zu spät sei, so sei es noch immer Zeit für die Monarchie; kurz und gut, der Herzog von

Orleans habe bloß zwischen den Gefahren zu wählen, und wenn er beim dermaligen Stand der Dinge die möglichen Gefahren des Königthums fliehen würde, so hieße dies die Republik zum Kampf reizen und ihren unvermeidlichen Stürmen sich aussetzen.

Solche Gründe waren nicht geeignet, die demüthige, fromme Seele der Herzogin von Orleans zu rühren, fanden aber leichten Eingang bei Madame Adelaide. Ein Kind von Paris, wie sie sich selbst nannte, erbot sie sich, mitten unter die Pariser zu treten. Es wurde beschlossen, den Herzog zu benachrichtigen und Herrn von Montesquiou zu ihm zu schicken.

Er war damals in Raincy, wohin er sich geflüchtet hatte. Auf die Nachricht von den Dingen, die im Werke sind, steigt er in den Wagen, und Herr von Montesquiou macht seinen Vorreiter. Bald scheint ihm das Rädergerassel sich immer mehr zu entfernen. Herr von Montesquiou dreht sich um, und siehe da! der Wagen des Prinzen fuhr in gestrecktestem Galopp nach Raincy zurück. Natürliche Folge der Unschlüssigkeit, von welcher der Herzog von Orleans gepeinigt wurde!

Die Stunde der entscheidenden Entschließung war für ihn gekommen, aber sie fand ihn zaghaft und muthlos. Den freigebigen Spendern eitler Popularität nicht entgegenzulaufen, sondern sie allmälig an sich zu ziehen; jeden auffallenden Schritt zu vermeiden, aber nichts desto weniger glauben zu machen, daß man bereit sei, nichts abzuschlagen; mit wichtiger Miene viel zu versprechen; in den einflußreichen Aufwieglern die künftigen Stützen einer neuen Herrschaft zu schonen; sich von der Bewegung der Parteien tragen, nicht aber von ihnen sich hinreißen zu lassen, das war während der Restauration die Rolle gewesen, die man Philipp, Herzog von Orleans, bei Hofe zuschrieb. Mit derjenigen Art von Muth begabt, welche, unversehends in Anspruch genommen, die Sache aussicht, nicht aber mit derjenigen, welche fernen Gefahren ohne Unruhe entgegenblickt, hatte er lange Jahre damit zugebracht, eine Katastrophe vorherzusehen und zu fürchten. Da er um keinen Preis in irgend einen großen Schiffbruch verwickelt werden wollte und nicht zu den starken Seelen gehörte, die sich das Unglück gerne gefallen lassen, wenn es nur mit Ehre verbunden ist, so ertheilte er dem Hofe anfangs interessirte, aber aufrichtige Rathschläge. Zurückgestoßen, war er nur noch darauf bedacht, sich eine Nebenexistenz in der königlichen Familie zu gründen. Er zögerte mit seinem Geschick. Sich des Raubs der Seinigen zu bemächtigen und seinen Kopf bei dem Spiele einzusetzen, wäre ein Unterfangen gewesen, wozu es ihm durchaus an Muth gebrach. Er wollte bei ihrem Sturze sich selbst retten, das war alles. Nie hätte er dem Unvorhergesehenen geopfert und er war keines jener heroischen Wagnisse fähig, woraus die Rolle der Ehrgeizigen zusammengesetzt ist. Beim ersten Lärm der Um-

wälzung, welche er vorhergesehen hatte, mußte man ihm zu beweisen suchen, das sicherste Mittel, um Eigenthümer zu bleiben, sei, König zu werden. Denn wenn er die Krone annahm, so behielt er seine Domainen.

Nach Paris zurückgekehrt, sprach Herr Thiers überall mit Begeisterung von dem huldreichen Empfang, der ihm bei den Prinzessinnen geworden, und ließ in seine Erzählungen von allem dem, was ihn entzückt habe, eine Menge abgeschmackter, vielleicht auch unwahrer Details einfließen, ja er sprach von dem Glas Wasser, das beinahe königliche Hände ihm gereicht. War es eine Schlinge für die leichtgläubige Eitelkeit der Bürgersmänner, die ihm zuhörten, oder hatte er selbst sich von dieser gnädigen Leutseligkeit übertölpeln lassen, der letzten Form, in welche sich der Hochmuth der Großen einhüllt?

Mittags versammelten sich die Deputirten, dem gefaßten Beschlusse zufolge, im Palais-Bourbon. Herr Laffitte wußte recht gut, wie wichtig es in Augenblicken der Verwirrung ist, den Leuten ein festbestimmtes Ziel vorzuhalten. Um Revolutionen zu machen, muß man genau wissen, was man nicht will, aber ein sicheres Mittel, sie zu beherrschen, ist, besser als alle Andern zu wissen, was man will. Die in Herrn Laffitte's Gedanken Eingeweihten verbreiteten daher das Gerücht, es sei Alles bereit zur Einsetzung des Herzogs von Orleans; er allein sei der Mann, die Rückkehr des Despotismus zu verhindern und der Demagogie Zaum und Gebiß anzulegen. Solche geschickt ausgestreuten Redensarten beruhigten die Furchtsamen, ermuthigten die Schwachen, bestimmten die Unentschlossenen und gründeten in Wirklichkeit die Macht der Partei, die man als so mächtig darstellte; denn der Muth der meisten Menschen besteht aus einer Masse von Feigheit.

Durch Zuruf zum Präsidenten ernannt, eröffnete Herr Laffitte die Sitzung, und Herr Berard kündigte den bevorstehenden Besuch des Herzogs von Mortemart an. Jetzt mußten diejenigen von einem tiefen Gefühl des Mitleids und der Bitterkeit ergriffen werden, welche sahen, auf was für Art alle diese bleichen Gesetzgeber die Ankunft eines königlichen Abgesandten erwarteten. Auf der einen Seite konnten sie den Siegesjubel von außen hören; auf der andern schien ihr alter Herr und Meister sie noch von Saint-Cloud zu überwachen. Das Bewußtsein dieser gedoppelten Gefahr spiegelte sich bei den meisten in Haltung und Gesicht ab, denn es lag ihnen alles daran, ihre Zukunft nicht zu gefährden.

Ein einziges Mitglied saß auf den für die Vertheidiger des alten Monarchen aufbewahrten Bänken: Herr Hyde von Neuville. Er erhob sich und verlangte mit trauriger Stimme, eine Kommission aus Pairs und Deputirten solle beauftragt werden, geeignete Maßregeln vorzuschlagen, um alle Interessen zu versöhnen und alle Gewissen zu beruhigen. Dieser Vorschlag ent-

sprach vortrefflich der Bangigkeit, welche überall auf den schwankenden Seelen lastete: er wurde günstig aufgenommen, und man wollte eben zur Ernennung der Kommissäre schreiten, als der General Gerard die Nachricht brachte, es seien so eben fünfzehnhundert Rouener in Paris angekommen: sie haben mehrere Kanonen mitgebracht und dieselben auf den Höhen des Montmartre aufgepflanzt. Bei Vorführung dieser kriegerischen Bilder gerieth die Versammlung in eine Art Zittern. Man verwirrt, man ängstigt sich, und mitten in der peinlichen Befangenheit kommen folgende Namen aus der Wahlurne hervor: Augustin Perier, Sebastiani, Guizot, Delessert, Hyde von Neuville. Die Wahl solcher Kommissäre zeigte deutlich genug, daß in den Augen der Deputirten Karl X noch nicht aufgehört hatte, König zu sein. Die Kommissäre begaben sich nach dem Luxembourg. Herr Laffitte vermochte seine Unruhe nicht zu verbergen: er fühlte, daß ihm der Sieg aus den Händen entwischte. Auf einmal tritt Herr Colin von Sussy ein, die letzten Ordonnanzen Karls X in der Hand haltend. Wenn man sie angehört hätte, so wäre es ohne Zweifel um die Kandidatur des Herzogs von Orleans geschehen gewesen, allein die Festigkeit des Präsidenten war unerschütterlich: Herr von Sussy mußte sich zurückziehen. Aber Gefahren anderer Art bedrohten die orleanistische Partei. Das um den Palast ausgebreitete Volk begehrte Einlaß, und der Präsiden t erhielt einen Brief, worin dieses Verlangen sehr energisch ausgesprochen wurde. Nun ist in solchen Augenblicken die Oeffentlichkeit der Sitzungen das Forum. Herr Laffitte, welcher die Versammlung der Deputirten in den Hallen der Gesetzgebung gewünscht hatte, damit ihre Debatten einen feierlichen Charakter bekommen möchten, Herr Laffitte ließ nachlässig die Worte fallen: „Es ist dies keine Sitzung, sondern eine einfache Zusammenkunft von Deputirten." Damit war alles gesagt.

Die Pairs von Frankreich hatten sich ihrerseits nach dem Luxembourg begeben. Hier bemerkte man zwischen den Herren von Broglie, Molé, Pastoret, von Choiseul, de la Roche-Aymon, von Coigny, von Tarent, von Dreux-Brézé den Herzog von Mortemart, noch blaß von einer langen Ohnmacht, den alten Marquis von Semonville und den Dichter aller Ruinen, Vicomte von Chateaubriand. Er war unter lautem Beifallsgeschrei, getragen auf den Armen einer enthusiastischen Jugend, in diesem Palast einer entarteten Aristokratie angekommen, in der Absicht, die Majestät der Dinge, die lange Zeit gelebt haben, von einem letzten vernichtenden Schlage zu retten. Etwas bei Seite sitzend, melancholisch und triumphirend, blieb er einige Zeit stumm, und man sah, daß die gewaltsamsten Gefühle in seiner Brust stürmten. Bald jedoch erwachte er aus seiner Versunkenheit in sich selbst, wurde lebendig und forderte seine Kollegen zu unerschrockener Treue

auf. „Protestiren wir," rief er, „zu Gunsten der sterbenden Monarchie! Nöthigenfalls können wir ja Paris verlassen; aber wohin uns auch die Gewalt treiben mag, meine Herren, lassen sie uns den König retten, und auf die guten Aussichten des Muthes vertrauen." Dann fügte er, gleich als ob die Huldigung, die ihm so eben zu Theil geworden, einige Verwirrung in seine Gedanken gebracht hätte, in begeistertem Tone hinzu: „Lassen Sie uns auch an die Preßfreiheit denken. Es handelt sich um das Wohl der Legitimität. Eine Feder! zwei Monate! und ich richte den Thron wieder auf!" Selbsttäuschungen eines Poeten! Die Gesandten der Bourgeoisie traten ein, um für ihren Auserkohrenen die Reichsverweserei zu verlangen; und aus dieser Versammlung von Herzögen erhoben sich nur wenige Stimmen zu Gunsten einer Macht, die auf ihrer Neige stand. Die menschliche Niederträchtigkeit flüchtet sich gerne unter den Glanz hoher Stellungen. Je höher der Stand, desto gewöhnlicher die Verräthereien; die erlauchtesten sind die häufigsten.

Inzwischen wartete man im Palais-Bourbon mit Aengstlichkeit auf die Rückkehr der Kommissäre. Herr Dupin machte darauf aufmerksam, wie gefährlich dieser aufgeregte Zustand von Paris sei. Herr Keratry verlangte, man solle einen Entschluß fassen, und Benjamin Constant, dieser Entschluß solle ein radikaler sein. Endlich ließ Lafayette vom Stadthause her, wo tausend verschiedene Gerüchte ihn umlagerten, den Deputirten sagen, sie sollen sich nicht übereilen und die Krone nicht ohne Bedingungen vergeben. Mittlerweile erschienen die Kommissäre. Der General Sebastiani stattete Bericht vom Erfolg ihrer Sendung ab, und er, der noch an demselben Tage die Worte ausgesprochen hatte: „Es gibt nichts Nationales hier als die weiße Fahne!" verfaßte gemeinschaftlich mit Benjamin Constant folgende Erklärung:

„Die Versammlung der in Paris anwesenden Deputirten hat es für dringend nothwendig gefunden, Seine königliche Hoheit, den Herzog von Orleans, zu bitten, daß er sich in die Hauptstadt verfüge, um allda die Funktionen eines Reichsverwesers zu übernehmen, und ihren Wunsch gegen ihn auszusprechen, daß die dreifarbige Kokarde beibehalten werde. Sie hat überdies die Nothwendigkeit gefühlt, sich unablässig damit zu beschäftigen, daß dem Lande in der nächsten Sitzung der Kammern alle die Bürgschaften gesichert werden, welche zur vollständigen und gänzlichen Vollziehung der Charte unumgänglich nothwendig sind."

Die Verlesung dieser Akte brachte eine große Aufregung in der Versammlung hervor. Diejenigen, die, wie Herr Laffitte, den Herzog kannten, rechneten zu wenig auf seine Kühnheit, um ihn nicht absichtlich kompromittiren zu wollen. Sie fürchteten, eine einfache Einladung möchte für seine

Anschauungsweise die Gefahren des Augenblicks vergrößern, und er hartnäckiger sein, als es sich in solchen äußersten Momenten paßt, wo alles von einer raschen Entscheidung abhängt. Sie hätten gewünscht, die Kammer solle ihn feierlich und peremtorisch zum Reichsverweser ernennen und dadurch so weit in die Bahn der Revolution hineintreiben, daß er nicht mehr zurückweichen könne. Da sie seinen mehr überlegten als muthvollen, mehr glühenden als thatkräftigen Ehrgeiz kannten, so hätten sie gerne seine Hoffnungen gekrönt und ihn gleichwohl der Nothwendigkeit überhoben, Muth zu zeigen. Diejenigen dagegen, die sich noch nicht entschieden hatten, glaubten schon viel zu weit zu gehen, wenn sie einen Wunsch ausdrückten, der revolutionär scheinen konnte. Mitten unter diesem bangen Hin- und Herschwanken erhob sich die Stimme des Herrn Laffitte, mit dem Verlangen, die Erklärung solle wegen ihrer Wichtigkeit unterzeichnet werden. Die Unruhe wurde immer größer. „Sie haben kein Recht, über die Krone zu verfügen!" rief Herr Villemain. — „Bitte", sagte in weinerlichem Tone der alte Charles von Lameth, „erinnern Sie sich doch an die Revolution und die Gefährlichkeit der Unterschriften." — „Was mich betrifft," sagte Herr Delessert, „so unterzeichne ich alles, wofür ich stimme." Endlich wurde die aus dem Kommissionalbericht hervorgegangene Erklärung angenommen, und eine Deputation von zwölf Mitgliedern, mit Herrn Gallot als Präsidenten, erhielt den Auftrag, nach Neuilly zu reisen und dem Herzog von Orleans die Beschlüsse oder vielmehr Wünsche der Kammer zu überbringen.

Es ist zu bemerken, daß weder die Deputirten, noch ihr Präsident es gewagt hatten, ihre Namen unter die vorerwähnte Erklärung zu setzen. Als eine Abschrift davon an die Munizipalkommission geschickt wurde, fand Herr Mauguin die von der Kammer angenommene Redaktion ihrem Inhalte nach so gegenrevolutionär und in Beziehung auf Form so unbestimmt und zweideutig, daß er auf der Stelle an Herrn Laffitte schrieb, eine solche Urkunde könne nur mit der Namensunterschrift der Verfasser als Regierungsakt veröffentlicht werden. Er hatte Recht.

Je näher nämlich die Entwickelung heranrückte, um so angestrengter wurden die Bemühungen der Republikaner. Bei dem Restaurateur Lointier versammelt, berathschlagten sie sich mit der Flinte in der Hand. Politische Wissenschaft, Sachkenntniß, Stellung, große Namen, großes Vermögen, dies alles ging ihnen ab. Darin lag ihre Schwäche, aber auch ihre Kraft. Sie konnten allem trotzen und deswegen auch alles erlangen. Sie hatten feuerfeste Ueberzeugungen, denn man muß viel studirt und sich viel im Leben umgesehen haben, um zum Zweifel zu gelangen. Sie kannten um so weniger Bedenklichkeiten, je weniger sie sich von den Hindernissen Rechenschaft ablegten, und zum Tode bereit, waren sie es eben dadurch auch zur Herrschaft.

Die orleanistische Partei fürchtete sie, wagte es aber nicht, sie mit offenem

Visir zu bekämpfen. Sie hatte daher, um sie zu entmuthigen oder zu veruneinigen, einige ihrer eifrigsten Anhänger zu ihnen geschickt. Die Herren Larréguy und Combe-Sieyès boten alles auf, um in der Versammlung Lointier der Kombination den Sieg zu verschaffen welche eine neue Dynastie auf den Thron berief, und man muß sagen, daß die Beistimmung Beranger's diesen Versuchen einen gewaltigen Nachdruck verlieh. Bald entspann sich ein stürmischer Kampf. Die ehrlichen Republikaner knirschten vor Entrüstung, als sie sich durch die Intrigue das wegdisputiren sahen, was sie ihren Sieg nannten. Mit dem Uebermaß von Mißtrauen, das kämpfenden Parteien eigen ist, beschuldigten einige bereits Herrn Chevallier, den Präsidenten der Versammlung, er verlängere absichtlich die Sitzung und ziehe die Verhandlungen hinaus, um die großherzigen Leidenschaften sich abkühlen und erlöschen zu lassen. Ein Mitglied legte geradezu auf einen orleanistischen Redner an. Endlich wurde beschlossen, eine Kommission an die auf dem Stadthause sitzende provisorische Regierung abzusenden mit einer Adresse, die folgendermaßen begann:

„Das Volk hat gestern seine geheiligten Rechte mit seinem Blute wieder erobert. Das kostbarste dieser Rechte ist das, seine Regierung frei zu wählen. Man muß verhindern, daß irgend eine Proklamation erlassen wird, welche ein Oberhaupt bezeichnet, so lange die Regierung selbst noch nicht bestimmt werden kann.

„Es besteht eine provisorische Vertretung der Nation. Sie bleibe permanent, bis die Mehrheit der Franzosen ihren Wunsch hat bekannt machen können u. s. w."

Herr Hubert wurde beauftragt, diese Adresse nach dem Stadthause zu bringen; er ging, in der Uniform eines Nationalgardisten und begleitet von mehreren Mitgliedern der Versammlung, unter ihnen Trelat, Teste, Charles Hingray, Bastide, Poubelle, Guinard, sämmtlich Männer voll Thatkraft, Uneigennützigkeit und Feuereifer. Die Deputation bahnte sich einen Weg durch die unübersehbare Volksmenge, die sich über den Grèveplatz ausgebreitet hatte. Hubert trug die Adresse an der Spitze eines Bajonettes.

Zum General Lafayette zugelassen, umringen ihn die Republikaner mit einer Art ernster, aber zugleich etwas gebieterischer Ehrerbietung. Hubert verliest die Adresse mit stark betonender Stimme, zeigt sofort mit dem Finger an der Decke oben die ganz frischen Spuren von Kugeln und beschwört Lafayette bei den Erinnerungen des Kampfes, die Früchte des Volkssieges nicht zu Grunde gehen zu lassen. Er fügt hinzu, Lafayette sei dem Volke Rechenschaft für die Macht schuldig, welche ihm ein verehrter Name gebe; sich zurückzuziehen, wäre Schwäche oder Verrath. Schließlich fordert er ihn dringend auf, die Diktatur zu übernehmen. Dies hieß zu viel von seiner Kühnheit voraussetzen. Innerlich verwirrt, aber gleichwohl noch Herr über sich selbst, hielt der General eine

lange Rede, in der sich seine Verlegenheit nur durch den Unzusammenhang der Gedanken und Wortverschwendung verrieth. Er sprach von den Vereinigten Staaten, von der ersten Revolution, von der Rolle, die er bei diesen großen Ereignissen gespielt; und so verwischte sich die Feierlichkeit des Vorschlages, den man ihm machte, bald in den Einzelheiten einer vertraulichen, bedeutungslosen Unterhaltung. „Können wir wenigstens auf Preßfreiheit rechnen?" fragte eine Stimme. — „Wer zweifelt daran?" antwortete mit einem Fluche Herr von Laborde. Jetzt erzählten einige von den Umstehenden, sie haben eine Proklamation verfaßt, für welche sie keinen Drucker zu finden vermocht; diejenigen, an welche sie sich gewandt, haben ihnen ein ausdrückliches, vom Herzog von Broglie unterzeichnetes Verbot vorgewiesen. „Nehmen Sie sich wohl in Acht, meine Herren," sagte Herr von Lafayette mit ungläubigem Lächeln, „in gewissen Epochen läßt man kein Mittel unversucht. Wie oft hat man nicht in der ersten Revolution meine Unterschrift verläumdet?" Mit solchem leeren Gerede vergeudete Herr von Lafayette auf dem Stadthause die kostbaren Stunden, die man im Hotel Laffitte so gut anwandte. Aber ein außerordentlicher Umstand brachte neues Leben in die Versammlung. Die Thüre in Herrn von Lafayette's Kabinet öffnet sich und man meldet dem General ganz leise den Besuch eines Pairs von Frankreich. „Er mag eintreten!" — „Aber er wünscht ein Gespräch unter vier Augen." — „Er trete ein, sage ich. Ich bin hier mitten unter meinen Freunden, und diese dürfen alles hören, was man von mir verlangt. Der Pair von Frankreich wurde eingeführt. Es war der Graf von Sussy. Tiefer Kummer lag auf seinem Gesichte, und Thränen standen in seinen Augen. Er hielt Herrn von Lafayette die Ordonnanzen hin, deren Annahme die Kammer der Abgeordneten verweigert hatte. Herr von Lafayette richtete über die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Lafayettes und den Mortemarts einige Worte an ihn, worin der Republikaner nicht undeutlich auch den vornehmen Herrn durchblicken ließ, nahm sofort die Papiere, die man ihm überreichte, und ließ seine jungen Freunde hineinblicken wie in ein Kartenspiel. Kaum hatte man den Inhalt vernommen, als ein Schrei der Wuth im ganzen Saale widerhallte. „Man täuscht uns! Was soll das heißen? Neue Minister von Karl X ernannt! Nein, nein! keine Bourbons mehr!" und die anwesenden Republikaner sahen einander voll Unruhe an. Einer von ihnen, Herr Bastide, stürzte auf Herrn von Sussy zu, um ihn aus dem Fenster zu werfen. „Was fällt dir ein?" sagte Trelat, ihn zurückhaltend, „einen Unterhändler!" Jetzt wendet sich Herr von Lafayette, immer ruhig inmitten der allgemeinen Aufregung, mit ausdrucksvoller Geberde gegen Herrn von Sussy um und fordert ihn mit einem Lächeln auf, sich zur Munizipalkommission zu begeben. In diesem Augenblicke tritt der General Lobau auf und erbietet sich dem Grafen zum Führer. Die Mitglieder der repu-

blikanischen Deputation werden unruhig und verlassen jetzt schnell Herrn von Lafayette, um Herrn von Sussy zu folgen. Die einen verirren sich im Stadthause, die andern finden das Kabinet der Munizipalkommission verschlossen. Sie begehren Einlaß, aber man antwortet ihnen nicht, und empört fangen sie an, die Thüre mit ihren Flintenkolben zu bearbeiten. Endlich öffnet man ihnen, und sie erblicken den Grafen von Sussy im freundschaftlichen Geplauder mit den Mitgliedern der Munizipalkommission. Nur Herr Audry von Puyraveau hatte eine leidenschaftliche Haltung. „Nehmen Sie ihre Ordonnanzen wieder mit," rief er, „wir kennen Karl X nicht mehr." Zu gleicher Zeit hörte man die weit hinschallende Stimme Huberts, welcher die Adresse der Versammlung Lointier zum zweitenmale verlas.

Herr Odilon Barrot beeilte sich, im Namen der Munizipalkommission das Wort zu ergreifen. Er bekämpfte mit Gemessenheit und Gewandtheit die Grundsätze, die so eben aufgestellt worden, und er war es, der bei dieser Gelegenheit die später dem Herrn von Lafayette in den Mund gelegten Worte sprach: „Der Herzog von Orleans ist die beste Republik." Während seiner Rede erblickte man auf Herrn Mauguin's Gesicht Zeichen einer entschiedenen Mißbilligung, und mehr als einmal verriethen seine Geberden Unzufriedenheit.

Gänzlich entmuthigt, ersuchte jetzt der Graf von Sussy Herrn von Lafayette um einen Brief an den Herzog von Mortemart, und die republikanische Deputation war im Begriff, wieder abzuziehen, als Herr Audry von Puyraveau auf Hubert zuging, ein Papier aus seiner Tasche zog und sagte: „Hier haben Sie eine Proklamation, welche die Munizipalkommission im Anfang gebilligt hatte, jetzt aber nicht mehr veröffentlichen will. Man muß sie verbreiten." Kaum auf dem Platze angelangt, stieg Hubert auf eine Bank und las der Volksmenge die Proklamation vor, die er so eben empfangen hatte. Sie lautete also:

„Frankreich ist frei.

„Es will eine Konstitution.

„Es gestattet der provisorischen Regierung nur das Recht, ihren Rath zu ertheilen.

„Bis es seinen Willen durch neue Wahlen kund gethan hat, Achtung für folgende Grundsätze:

„Kein Königthum mehr;

„Die Regierung einzig und allein von den durch die Nation erwählten Bevollmächtigten gehandhabt;

„Die vollziehende Gewalt einem temporären Präsidenten anvertraut;

„Die mittelbare oder unmittelbare Mitwirkung sämmtlicher Mitbürger zur Wahl der Deputirten;

„Allgemeine Religionsfreiheit: keine Staatsreligion mehr;

„Die Angestellten bei der Land- und Seemacht vor jeder willkürlichen Absetzung gesichert;

„Einführung der Nationalgarde auf allen Punkten Frankreichs. Der Schutz der Konstitution ist ihnen anvertraut.

„Die Grundsätze, für welche wir unser Leben eingesetzt haben, werden wir nöthigenfalls durch den gesetzlichen Aufstand zu vertheidigen wissen."

Diese Proklamation setzte mit großer Bestimmtheit die Grenze fest, bei welcher im Jahre 1830 die verwegensten Geister, freilich mit Ausnahme einiger wenigen Schüler von Saint-Simon, stehen bleiben. Wenn die Staatsreligion abgeschafft, wenn ein Präsident an die Stelle eines Königs gesetzt, wenn das allgemeine Wahlrecht in einer oder auch in zwei Abstufungen eingeführt wurde, dann legte sich die Kühnheit der meisten Neuerer befriedigt schlafen. Aber würde die Gesellschaft glücklicher sein, wenn man das Recht, sie moralisch zu lenken, dem Staate entrissen hätte? Würde der Umsturz des Königthums hinreichen, um fortan in den bürgerlichen Verhältnissen die Tyrannei des Kapitalisten gegen den Arbeiter unmöglich zu machen? Sollte das allgemeine Wahlrecht als eine Huldigung, die einem metaphysischen Rechte dargebracht wird, proklamirt werden, oder als ein sicheres Mittel, zur Aenderung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung zu gelangen? Solche Fragen waren zu hoch für die Epoche, und mehr als ein Sturm sollte losbrechen, bevor man daran dachte, sie zu entscheiden. Im Jahre 1830 dachte man nicht einmal daran, sie aufzustellen.

Dem sei, wie ihm wolle, die Republikaner hatten gegenüber einem in Bewegung begriffenen Volke den unermeßlichen Vortheil, daß dasjenige, was sie wollten, damals das Allerbestimmteste und Neueste war. Allein es fehlte ihnen an Organisation und hauptsächlich an einem Führer. Um den Impuls zu beurtheilen, den Herr von Lafayette den Ereignissen zu geben im Stande war, darf man nur folgenden Brief, welchen er Herrn von Sussy an den Herzog von Mortemart mitgab, mit den Umständen vergleichen, unter denen er geschrieben wurde:

„Herr Herzog!

„Ich habe den Brief, womit Sie mich beehrten, mit all den Gefühlen empfangen, welche mir Ihr persönlicher Charakter seit langer Zeit einflößt. Der Herr Graf von Sussy wird Ihnen das Weitere über den Besuch mittheilen, den er mir abzustatten die Güte hatte; ich habe Ihre Wünsche erfüllt, indem ich Ihre Zuschrift vielen Personen vorlas, die mich umgaben; ich habe Herrn von Sussy veranlaßt, zu der nicht sehr zahlreichen Kommission zu gehen, die sich auf dem Stadthause befand. Er hat Herrn Laf-

fitte*) gesehen, der mit mehreren seiner Kollegen beisammen war, und ich werde dem General Gerard die Papiere zustellen, die er mir übergeben hat; aber die Pflichten, die mich hier zurückhalten, machen es mir unmöglich, Sie aufzusuchen. Wenn Sie auf's Stadthaus kämen, so würde ich die Ehre haben, Sie zu empfangen, jedoch ohne Nutzen für den Gegenstand dieser Unterhaltung, da Ihre Mittheilungen meinen Kollegen gemacht worden sind." Es lag in diesem Briefe eine Art verschleierte Aufrichtigkeit, womit sich die Parteileidenschaften schlecht vertragen. Ein Parteiführer, der im Stande gewesen wäre, in einem solchen Augenblicke solche Zeilen zu schreiben, wäre sehr schnell der Verläumdung anheimgefallen. Er wäre als verdächtig verfolgt worden und Gefahr gelaufen, als Verräther bestraft zu werden. Die Männer der Revolution haben nicht Muße genug, um lange Zeit zu argwöhnen.

Im Uebrigen war jetzt jeder mit Keckheit gepaarten Intelligenz die Bahn geöffnet. Was hätte nicht in dieser Unordnung der scheinbare Wahnsinn eines großen Herzens vermocht? Man sprach zwar in Paris von einer provisorischen Regierung, aber folgende Thatsache zeigt, wie hohl und nichtig diese so wunderlicherweise gefürchtete Macht war.

Die Nationalgarde von Saint-Quentin verlangte zwei Zöglinge der polytechnischen Schule zu Anführern; sie hatte zu diesem Behufe eine Kommission an Lafayette geschickt, und ihm zugleich bedeuten lassen, daß es ein Leichtes wäre, das in La Fère kasernirende Regiment wegzunehmen. Lafayette bescheidet zwei Zöglinge der Schule zu sich und schickt sie zur Munizipalkommission. Sie kommen an in Begleitung des Herrn Odilon Barrot. Herr Mauguin war allein und ging im Saale auf und ab. Vom Zweck ihres Besuchs in Kenntniß gesetzt, ergriff er eine Feder und begann eine Proklamation an das Regiment von La Fère. Aber Herr Odilon Barrot unterbrach seinen Kollegen mit den Worten: „Dafür können diese Herren sorgen: sie verstehen sich besser darauf, als wir"; und Herr Mauguin trat die Feder einem der beiden jungen Männer ab. Die Proklamation wird fertig, der General Lobau erscheint und man gibt sie ihm zum Unterzeichnen. Er weigert sich und geht hinaus. „Er will nichts unterzeichnen", sagte jetzt Herr Mauguin: „so eben verweigerte er seine Unterschrift einem Befehle, der die Wegnahme eines Pulverdepots betraf." — „Er weicht also zurück!" antwortet einer der Polytechniker. „Nichts ist in Revolutionen gefährlicher, als wenn die Leute zurückweichen; ich will ihn erschießen lassen." — „Was fällt Ihnen ein!" versetzte Mauguin lebhaft, „den General Lobau

*) Herr von Lafayette beging hier einen Irrthum. Im Uebrigen ist das Manuskript an dieser Stelle radirt.

erschießen lassen? ein Mitglied der provisorischen Regierung!" — „Ohne Weiteres", erwiederte der junge Mann, den Deputirten an das Fenster führend und ihm hundert Mann zeigend, die bei der Babylon-Kaserne gefochten hatten. „Wenn ich zu diesen wackern Leuten sagen würde, sie sollen den lieben Gott todt schießen, so thäten sie's." Herr Mauguin lächelte und unterzeichnete schweigend die Proklamation.

An diesem Tage wurde ein an den englischen Gesandten, Lord Stuart von Rothsay, adressirtes Paket auf das Stadthaus gebracht. Unter den Mitgliedern der Munizipalkommission war ein einziges der Meinung, man müsse Einsicht von den Depeschen nehmen. Sie wurden dem Lord zurückgesandt, ohne daß man das Siegel berührt hatte.

Während auf diesem den Parteien geöffneten Tummelplatz jeder sich je nach seinen Wünschen oder Ansichten herumtrieb, erhoben sich kaum einige Stimmen, um den Namen des Kaisers in einer Stadt erklingen zu lassen, welche so lange vom Geräusche dieses Namens erfüllt gewesen. Zwei Männer ohne Einfluß, ohne militärischen Ruf, ohne Vergangenheit, die Herren Ladvocat und Dumoulin, hatten einen Augenblick den Gedanken, das Kaiserreich zu proklamiren. Die Herren Thiers und Mignet überredeten den einen leicht, das Glück sei nur demjenigen hold, der sich beeile. Der andere erschien in der Uniform eines Ordonnanzoffiziers im großen Saale des Stadthauses, aber Herr Carbonel ersuchte ihn höflich, in ein Nebenzimmer zu treten, schloß sodann die Thüre hinter ihm zu und hielt ihn als Gefangenen zurück. Auf diese Art sollte der Kampf zwischen der orleanistischen und kaiserlichen Partei von der einen Seite auf die Auskramung einer gestickten Uniform, von der anderen auf ein ikndisches Schelmstück hinauslaufen. Historische Wunderlichkeit, deren Geheimniß in der fast durchgängigen Kleinlichkeit des menschlichen Ehrgeizes zu suchen ist! Der Sohn Napoleons lebte in der Ferne. Diejenigen, welche gemeine Hoffnungen nährten, fürchteten durch langes Warten den Vortheil der ersten Gunstbezeugungen in die Schanze zu schlagen, welche immer leichter von einer Regierung zu verlangen sind, die das Bedürfniß fühlt, sich ihre Erhebung verzeihen zu lassen. Gleichwohl pochte die Erinnerung an den Kaiser im Busen des Volkes. Um in dem Ersten seines Stammes das unsterbliche Opfer von Waterloo zu krönen, was hätte es dazu bedurft? Ein alter General hätte sich zu Pferde auf den Straßen zeigen, seinen Säbel ziehen und rufen müssen: „Es lebe Napoleon II!" Aber nein. Bloß der General Gourgaud machte einige Versuche. Am 29. hörte man ihn auf dem Stadthause gegen die Kandidatur des Herzogs von Orleans protestiren, und in der Nacht vom 29. auf den 30. versammelte er etliche Offiziere bei sich, um über die zukünftigen Dinge zu berathen. In voller Revolution zu konspiriren, war wenigstens überflüssig; allein es scheint, die

bürgerlichen Kämpfe bringen die Männer des Krieges aus der Fassung. Ueberdies hatte Napoleon seine ganze Umgebung demoralisirt. Das kaiserliche Regime hatte in den Plebejern, die es so rasch in den Adel erhob, einen glühenden Durst nach Würden und Auszeichnungen erweckt. Die orleanistische Partei rekrutirte sich aus allen diesen Leuten, die vielleicht nur eines kühnen Gedankenblitzes, eines Führers und eines Feldgeschreies bedurft hätten, um den Kaiserthron wieder aufzurichten. Unter den Generälen, deren Glück sich an die kaiserlichen Traditionen knüpfte, war Subervic der einzige, der sich in den Salons des Herrn Laffitte für die Republik aussprach; wenigstens machte er sich allein bemerklich. Weiter kam hier Napoleon nicht in Betracht. Und einige Zeit nachher starb jenseits des Rheines in österreichischen Diensten ein junger Oberst, der gebrechliche Vertreter einer Dynastie, welche in ihm ihren letzten Athem aushauchte.

Einige Meilen von dem unruhevollen Paris bot Saint-Cloud ein düsteres, trostloses Schauspiel dar. Aus den erblaßten Gesichtern der Soldaten und der Niedergeschlagenheit, die sich in ihrer ganzen Haltung kund that, war leicht zu errathen, was in ihrem Innern vorging. Viele hatten in Paris Verwandte, Freunde zurückgelassen: was mochte wohl ihr Loos sein? denn es verbreiteten sich von Zeit zu Zeit unheimliche Nachrichten; und geheime Emissäre, welche in den öffentlichen Wägen, die ungehindert die Sèvresbrücke passirten, nach Saint-Cloud kamen, boten alles auf, um die Truppen zur Desertion zu verleiten. Bald war es Paris, das man der Plünderung preisgab, bald war es Herr Laffitte, der vierzehn Millionen angeboten hatte, um die Stadt loszukaufen. Mitten unter all' diesen abgeschmackten oder lügenhaften Gerüchten gaben die Soldaten sich düsterer Muthlosigkeit hin. Hatte nicht überdies ihr Anführer selbst das Beispiel rathloser Unschlüssigkeit gegeben? Und dann war die Desorganisation vollständig. Der Baron Weyler von Navas, welcher für die Unterhaltung der Truppen sorgen sollte, erschöpfte sich in vergeblichen Bemühungen. Das Brot wurde aus weiter Ferne auf kleinen Karren hergeführt und die Rationen mit der strengsten Sparsamkeit ausgetheilt. Als Herr von Champagny, der am vorhergehenden Abende in Fleury gewesen war, nach Saint-Cloud zurückkam, verlangte er, man solle sich einer großen Viehheerde bemächtigen, die er unterwegs getroffen habe, und sie mit Staatspapieren bezahlen. Man wagte es nicht, und man hatte doch weit mehr gewagt!

Zu diesen Verlegenheiten gesellte sich die Ungewißheit, welche aus der Unkenntniß der Sachlage entsteht, und die Gefahr der Mißverständnisse. So war der Krieg auf dem Punkte, in der unmittelbaren Nähe des Königthums und unter seinen Vertheidigern auf's Neue auszubrechen. Eine Kompagnie der Gardes-du-Corps bedeckte Saint-Cloud von der Seite von Ville-

d'Avray. In dem Gehölze jenseits dieses Dorfes lagerten die Trümmern eines von Oberst Maussion kommandirten Linienregiments. Als dieser Oberst die Verwüstungen sieht, welche die Desertion rings um ihn her angerichtet, versammelt er die treu gebliebenen Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, spricht von der Soldatenehre und ruft, indem er die Fahne zeigt: „Will denn Niemand dableiben, um diese Fahne demjenigen zurückzugeben, der sie uns anvertraut hat?“ Auf diese Frage setzen sich alle in Marsch. Die Gardes-du-Corps erfahren von dieser Bewegung. Schon hatte sich das Gerücht unter ihnen verbreitet, die Linie habe sich der Empörung angeschlossen und warte nur auf einen geeigneten Augenblick, um anzugreifen. Angst erfaßt ihre Herzen, macht aber sogleich der blindesten Wuth Platz. Mehrere ziehen ihre Säbel und treten bis an das Thor von Ville-d'Avray vor. Sie wollten es eben passiren, als ein Unterlieutenant der Kompagnie von Croï, Herr Lespinasse, hervorstürzt, um sie aufzuhalten. Seine Stimme wird nicht erkannt, so heftig ist ihre Erbitterung. Jetzt stellt er sich mit seinem Pferde quer über die Straße auf und erklärt, nur über seine Leiche gehe der Weg. Einige Worte genügten, um das Mißverständniß aufzuklären, aber das Königthum war vielleicht eine große Gefahr gelaufen.

In dieser namenlosen Unordnung gegen die Hauptstadt zu marschiren, war sehr schwer, vielleicht sogar unmöglich. Gleichwohl bestand der Dauphin darauf, man solle zu diesem letzten Mittel greifen. Der General Champagny, sein Vertrauter, ersuchte Karl X um eine Privataudienz, worin er ihm folgenden Plan entwickelte: Der König sollte sich nach Orleans begeben, und dort hätte man alle Truppen konzentrirt; der Marschall Oudinot und der General Coëtlosquet wären mit dem Kommando der Lager von Lunéville und Saint-Omer beauftragt worden, die man bereits auf dem Marsche glaubte; man hätte sich der etlichen fünfzig Millionen bemächtigt, die aus der Casbah von Algier erlöst worden und so eben auf der Rhede von Toulon angekommen waren; der General Bourmont wäre aus Afrika zurückberufen worden, hätte zwei Regimenter mitgebracht, an ihrer Spitze die royalistischen Provinzen des Südens durchzogen und sofort den aufgewiegelten Bevölkerungen des Westens die Hand gereicht. Dieser Vorschlag bezweckte nichts Geringeres, als das ganze Königreich in Brand zu stecken.

Karl X durchlief zerstreut und melancholisch die Papiere, die Herr von Champagny ihm vorlegte, und sagte nach kurzem Stillschweigen: „Man muß mit dem Dauphin darüber sprechen.“ Aber der Ton seiner Stimme und der Ausdruck seines Gesichts straften den Sinn dieser Worte Lügen. Später hat es sich aufgeklärt, was im Kopfe dieses Königs vorging. Indem er die Monarchie von allen, die sie meistern wollten, zu befreien suchte, hatte Karl X vollkommen in seinem Rechte zu handeln geglaubt. Als man

ihm am 28. die Nachricht brachte, es fließe Blut in Paris, war er der Meinung gewesen, es handle sich nur um einige freche Aufrührer, die man zusammenschießen müsse; als er aber sah, daß der Widerstand allgemein, unerschrocken, hartnäckig wurde, da fragte er sich, ob er nicht irgend einen Fehler begangen habe, welcher Sühnung erheische. Jetzt entsank ihm aller gute Muth; bitterer, tiefer Ueberdruß erfaßte das sonst so hochmüthige Herz, und er dachte nur noch darauf, sich unter der Hand Gottes zu demüthigen.

Dem Dauphin war diese strenge, etwas krankhafte Frömmigkeit nicht eigen. Er sprach unaufhörlich davon, an der Spitze einer Armee nach Paris zurückzukehren, und verlangte von seinem Vater förmliche Ermächtigung dazu; dieser aber wollte sie ihm nicht geben. Der Dauphin hatte die Art von Eigensinn, die sich häufig bei beschränkten Geistern findet: er zog sich in sein Gemach zurück, überließ sich daselbst einem jener Anfälle von kindischem Trotz, die ihn manchmal überkamen, und warf heftig seinen Degen auf den Boden; aber Karl X wußte nichts von dieser Szene.

Bald fand sich für den Dauphin Gelegenheit, seiner übeln Laune Luft zu machen. Um das Vertrauen der Soldaten auf's Neue zu beleben, kam er auf die Idee, eine Proklamation zu erlassen. Herr von Champagny verfaßte sie: sie war lebhaft und eindringlich. Man beglückwünschte die Truppen zu ihrer Ergebenheit und ermunterte sie zu standhaftem Ausharren. Noch war die Proklamation nicht veröffentlicht, als man dem Dauphin meldete, ein Oberoffizier wünsche ihn zu sprechen. Es war der General Talon, derselbe, der zwei Tage zuvor am Stadthause die ganze Kraftanstrengung des Aufstandes ausgehalten hatte. Er nahm eine strenge Haltung an, als er sich dem Prinzen näherte. Seine Gesichtszüge drückten zugleich Entrüstung und Schmerz aus. Er sprach von einer Proklamation, die man den Truppen vorgelesen, worin man ihre Treue anrufe und ihnen als eine glückliche Nachricht die Rücknahme der Ordonnanzen verkünde. Er für seine Person, fügte er hinzu, fühle sich einer probefesten Ergebenheit fähig und habe es bewiesen, aber das werde er nie zugeben, daß man ihn entehre. Der Dauphin war auf's Aeußerste überrascht; als er aber hörte, daß die Proklamation, über welche der General sich beklagte, die Unterschrift des Herzogs von Ragusa trug, so gerieth er in den heftigsten Zorn. Er geht schnell zum König, theilt ihm die Sache mit und rennt dann durch das ganze Schloß, um den Marschall zu suchen, der im Billardsaale war. Der Dauphin tritt barsch ein und befiehlt dem Herzog von Ragusa, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen. Mit Aengstlichkeit erwartete man die weitere Entwickelung dieser Szene. Auf einmal hört man schreiende Stimmen; die Saalthüre wird heftig aufgerissen, und hinter dem Marschall, der mit eiligen Schritten zurückweicht, erscheint der Dauphin baarhäuptig und mit ver-

störten Augen. Marmont wich fortwährend zurück. Der Prinz stürzt sich auf ihn und entreißt ihm seinen Degen, aber mit solcher Hast, daß ihm das Blut aus den Fingern spritzt, welche die Klinge zu fest gedrückt haben. „Garde, herbei!" ruft er jetzt wie verrückt. Die Gardisten umringen den Marschall, verhaften ihn und führen ihn auf sein Zimmer, wo er als Gefangener zurückgehalten wird. Im Nu verbreitet sich das Gerücht von dieser Verhaftung unter den Soldaten; tausend unselige Kommentare zirkuliren in ihren Reihen, und das Wort „Verrath" wird mit lauter Stimme ausgesprochen. Ein trauriges, wunderliches Schicksal, das über diesem Manne waltete, in Paris als Mörder, in Saint-Cloud als Verräther verdammt und doppelt verflucht zu werden!

Billiger, als der Dauphin, hob Karl X den Arrest des Marschalls auf, ließ ihn zu sich kommen und wandte alles an, um den schwer gekränkten Mann zu beschwichtigen. Es war ein rührender Anblick, wie der alte selbst so hart geschlagene König auf diese Art die Rolle des Versöhners übernahm und von der Höhe seines eigenen Unglücks herabstieg, um gegenüber einem seiner Diener das Unrecht seines Sohnes wieder gut zu machen. Der Herzog von Ragusa war innig bewegt, konnte sich aber nicht entschließen, die gar zu grausame Beschimpfung zu verzeihen. Um dem König zu gehorchen, ging er zu dem Dauphin, entschuldigte sich und hörte seine Entschuldigungen an; als ihm aber der Prinz zum Zeichen der Versöhnung die Hand hinhielt, that der Marschall einen Schritt zurück, verneigte sich tief und ging.

Die Stunde nahete, wo die ganze königliche Familie nichts Erhabenes mehr haben sollte, als das Uebermaß ihres Elends.

An diesem Tage wie am vorhergehenden war das Haus des Herrn Laffitte der Gasthof der Umwälzung gewesen. Dahin strömte es von allen Seiten von Paris. Kein Intrigant, der nicht hieher kam, um seine geleisteten Dienste zu erzählen. Der eine hatte eine Kanone genommen, der andere ein Regiment zum Abfall verleitet: alle hatten Barrikaden errichtet. Einige gingen bis nach Neuilly, um ihre Gesichter zu zeigen und sich im Voraus zu empfehlen. Allen Anzeichen nach mußte die orleanistische Partei triumphiren.

Bald jedoch gewannen die Dinge ein anderes Ansehen. Gegen acht Uhr Abends erschien die Deputation, welche beauftragt war, dem Herzog von Orleans die Reichsverwesung anzubieten, im Palais-Royal, traf aber daselbst bloß einige erschrockene Diener, die den Aufenthalt ihres Herrn nicht wußten oder nicht anzuzeigen wagten. Man mußte eine Botschaft nach Neuilly senden.

Als das Ergebniß dieses Besuches im Hotel Laffitte bekannt wurde,

erregte es daselbst eine tiefe Sensation. Was bedeutete dieses verlängerte Ausbleiben des Herzogs unter so bedeutungsschweren Umständen? War es Furcht? Wollte er die gefahrvollen Wechselfälle einer Revolution geradezu von sich ablehnen? Dies war das Thema aller Gespräche. Ist er gekommen? fragte man jeden Augenblick. Herr Laffitte, den seine Geistesgegenwart nicht verließ, Herr Laffitte verbürgte sich für den Prinzen und suchte bei seiner Umgebung eine Zuversicht aufzufrischen, die er vielleicht selbst nicht theilte. Herr Thiers seinerseits ging von einem zum andern und sprach zu allen Worte der Ermuthigung und Hoffnung. Aber die Stunden flossen hin. Das Gerücht verbreitete sich, man schaffe die Meubles aus dem Palais-Royal fort; ein bedeutungsvoller, unheilschwangerer Auszug! Das Wort Republik, das bis jetzt bloß gemurmelt worden, fing an laut ausgesprochen zu werden; Beranger, der sich in die Versammlung Lointier begeben hatte, um allda seinen Einfluß zu versuchen, Beranger selbst war, so sagte man, kalt von der Jugend empfangen worden. In Folge einer der plötzlichen Umwendungen, welche die schmachvolle Seite der menschlichen Natur so traurig ans Licht stellen, leerten sich jetzt die Säle des Herrn Laffitte mit reißender Schnelligkeit. Jeder fand einen Vorwand, um sich davon zu machen. Um elf Uhr, in dieser staunenswürdigen Woche, wo der Schlaf von allen Augen geflohen war, um elf Uhr blieb Niemand mehr bei Herrn Laffitte, als der Sohn des Konventsmitgliedes Thibaudeau und Benjamin Constant. Sie wollten sich eben trennen: da trat der Herzog von Broglie herein, gefolgt von Herrn Maurice Duval. Der Herzog von Broglie fürchtete, man wolle ihn in den Gafahren der Revolution zu weit voranstellen. Herr Laffitte bot alles auf, um den Muth dieses hochgestellten Mannes neu zu stärken. Kaum aber hatte dieser die Schwelle des Hofes überschritten, als Herr Laffitte sich zu Benjamin Constant wandte, mit den Worten: „Nun, was werden wir morgen werden?“ — „Gehängt,“ antwortete Benjamin Constant mit dem Tone eines Mannes, den nichts mehr stark anzuregen vermag. Er hatte auch wirklich keine Leidenschaften mehr, außer das Spiel.

Nachts ein Uhr erhielt Herr Laffitte einen Besuch von dem Obersten Heymès, der ihm die Ankunft des Herzogs von Orleans meldete. Er war Abends elf Uhr, zu Fuß, in bürgerlicher Kleidung und mit einem Gefolge von bloß drei Personen, nach Paris gekommen. Welche Gefühle bewegten wohl die Seele dieses Prinzen, als er auf diese Art im Dunkel nach seinem Palaste ging, mühsam über die Barrikaden kletterte und das unruhige „Wer da?“ der Schildwachen mit dem Feldgeschrei eines aufrührerischen Volkes beantworten mußte!

Man hat gesehen, wie der Herzog von Mortemart nach Paris gekom-

men war. Er konnte sich daselbst nicht einmal als Testamentsvollzieher der Monarchie Geltung verschaffen. Nicht anerkannt auf den Bureaux des Moniteur, verworfen von der Deputirtenkammer, beschimpft auf dem Stadthaus, war seine Autorität ihm nur eine unnütze Last geworden. Ueberdies hatte er einen harten Kampf mit sich selbst auszufechten. Er liebte nur mit halbem Herzen dieses sterbende Königthum, dem er gleichwohl seine ganze Wirksamkeit schuldete, weil es seiner Loyalität vertraut hatte. Unter dem Gewichte dieser traurigen Gedanken befand er sich eben, als er im Namen des Herzogs von Orleans eingeladen wurde, sich ins Palais-Royal zu begeben. Was wollte dieser Herzog von Orleans, der gleich nach seiner Ankunft Herrn von Lafayette sein Kompliment hatte sagen und Herrn Laffitte benachrichtigen lassen, von einem Minister Karls X? Es war Nacht. Der Herzog von Mortemart folgte dem Abgesandten und wurde in die obersten Theile des Palastes hinauf in ein kleines Kabinet, rechts gegen den Hof, geführt, das nicht zu den Wohnzimmern der Familie gehörte. Der Herzog von Orleans lag im bloßen Hemd' auf einer Matratze auf dem Boden, den halben Leib mit einem garstigen Teppich zugedeckt. Seine Stirne war in Schweiß gebadet, ein düsteres Feuer glänzte in seinen Augen und alles an ihm schien die äußerste Erschöpfung und zugleich eine eigenthümliche Steigerung zu verrathen. Als er den Herzog von Mortemart eintreten sah, ergriff er schnell das Wort und drückte sich mit großer Geläufigkeit und vielem Eifer aus. Er versicherte den Minister seiner Anhänglichkeit an den ältern Zweig und schwur, daß er bloß nach Paris komme, um die Stadt vor Anarchie zu retten. In diesem Augenblick erhob sich ein großer Lärm im Hofe. Man rief: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ „Sie hören es, königliche Hoheit,“ sagte der Herzog von Mortemart, „Ihnen gelten diese Rufe.“ — „Nein, nein!“ versetzte hierauf der Herzog von Orleans mit steigender Energie! „Lieber wollte ich mich umbringen lassen, als die Krone annehmen!“ Er ergriff eine Feder und schrieb an Karl X einen Brief, den er Herrn von Mortemart versiegelt übergab und den dieser in einer Falte seiner Halsbinde mitnahm.

Seltsames Zusammentreffen! Beinahe in derselben Stunde, wo dies zu Paris im Palast des Herzogs von Orleans vorging, stand in Saint-Cloud die Herzogin von Berry, von tausend Schrecken gepeinigt, hastig auf und eilte, kaum gekleidet, den Dauphin zu wecken, um ihm eine Hartnäckigkeit vorzuwerfen, welche das Leben von zwei armen Kindern in Gefahr bringe. Nichts vermöchte den Charakter dieser nächtlichen Szene wiederzugeben. Verwirrt, besiegt von dem lauten Jammer einer in Thränen zerfließenden Mutter, ließ der Dauphin seinem Vater sagen, Saint-Cloud sei bedroht, man müsse die Monarchie an einen andern Ort versetzen. Und einige Augenblicke nach-

her, noch vor Tagesanbruch, befanden sich Karl X, die Herzogin von Berry und die Kinder unter dem Schutze eines Geleites von Gardes-du-Corps auf dem Wege nach Trianon. In Ville-d'Avray konnten die Flüchtlinge das Wort königlich von allen Wirthsschilden vertilgt sehen. Dieses Wort war drei Tage vorher für die vergeßlichen Kaufleute beinahe ein untrügliches Mittel gewesen, ihr Glück zu machen.

Der Dauphin sollte mit den Truppen die Nacht in Saint-Cloud zubringen. Die Nachricht von der Abreise Karls X hatte einen lebhaften Eindruck auf die Soldaten gemacht, und die Bewegung war allgemein. Das 6. Garderegiment, das sich beim Tagesanbruch auf dem Wege nach Ville-d'Avray befand, wurde in Folge eines Gegenbefehls an die Brücke von Saint-Cloud zurückgeführt und marschirte durch den großen Eingang in die Allee, die von Fer-à-Cheval zur Laterne des Diogenes führt. Das 1. Regiment hielt den Platz von Saint-Cloud und den großen Eingang besetzt. Zwei Bataillone vom 3. Schweizerregiment und Lanziers deckten Sèvres mit einer Batterie. Der Anblick des Lagers war unheimlich, und bittere Gedanken las man auf den Stirnen dieser bewaffneten Diener eines auf der Flucht begriffenen Königthums. Die Ueberbleibsel von der königlichen Küche, die den Soldaten überlassen wurden, machten, daß inmitten dieser großen Traurigkeit einiger Schimmer von Fröhlichkeit hervorblickte. Aber während das 1. Garderegiment und die Artillerie sich lachend in diesen unerwarteten Raub theilten, verließen die auf der Seite von Sèvres aufgestellten Schweizer ihre Fahne und entfernten sich, die Straße mit ihren Waffen übersäend.

Siebentes Kapitel.

31. **Juli.** — Die Reichsverweserei dem Herzog von Orleans angeboten; seine Bedenklichkeiten. — Heimliche Befragung des Herrn von Talleyrand. — Erklärung des Herzogs von Orleans. — Proklamation der Deputirtenkammer. — Große Aufregung im Stadthause. — Ränke, um Lafayette zu isoliren und einzugarnen. — Republikanismus des Herzogs von Orleans. — Die Deputirten begeben sich ins Palais-Royal. — Besuch des Herzogs von Orleans auf dem Stadthause. — Anblick des Grèveplatzes. — Entrüstung der Republikaner. — Merkwürdiger Ausruf des Generals Lobau. — Art, wie Lafayette den Herzog von Orleans empfängt; Leutseligkeit dieses Prinzen; rauhe Mahnung, die der General Dubourg an ihn richtet. — Letzter und entscheidender Versuch. — Verspätete Befürchtungen des Herrn Laffitte. — Portrait Lafayette's. — Frankreich ohne Bedingungen hingegeben. — Kindische Freude des Abbé Gregoire. — Kühne Vorschläge Bazar's an Lafayette. — Die siegreichen Orleanisten organisiren eine Bewegung gegen die Republikaner. — Einige Republikaner von Thiers zum Herzog von Orleans geführt. — Seltsame Unterredung. — Der Prinz zeigt sich, wie er ist.

Am 31. Morgens 8 Uhr erschien die Deputation der Kammer im Palais-Royal. Herr Sebastiani trat in das Zimmer, wo sie wartete, ging an seinen Kollegen, ohne sie anzureden, vorüber, gerade auf das Gemach des Herzogs von Orleans zu und, ohne sich anmelden zu lassen, in dasselbe hinein. Der Herzog erschien. Es war ein feierlicher Augenblick: die Deputation erklärte den Zweck ihres Erscheinens, aber die Verlegenheit des Prinzen war sichtbar, und das überfreundliche Lächeln, das auf seinen Lippen schwebte, verdeckte schlecht die unruhigen Bewegungen in seiner Seele. Er wußte, daß Karl X bis jetzt bloß einige Meilen von Paris entfernt war; daß ein Heer von zwölftausend Mann sich auf die Stimme eines noch aufrechtstehenden Monarchen in Marsch setzen konnte; er wußte auch, daß bei den Völkern, wie bei den Individuen, jede gewaltsame Anstrengung mit Abspannung endigt, und daß die Reaktionen tödtlich sind für denjenigen, der sie nicht vorherzusehen gewußt hat. Ueberdies war Karl X, um dessen Entthronung es sich handelte, ein Verwandter, und die Herzogin hatte die Bedenklichkeiten eines beunruhigten Gewissens vor ihrem Gemahl nicht verschwiegen. Man merkte auch der Sprache des Herzogs von Orleans die Schwierigkeiten seiner Lage an: mit schmerzlicher Anstrengung suchte er der Gefahr jeder bestimmten Erklärung zu entgehen. W a r t e n war immer sein Losungswort gewesen, und nun schwankte er zaghaft zwischen der mißlichen Alternative, eine Krone zu früh anzunehmen oder sie zu förmlich auszuschlagen. Er trieb dieses Spiel so lang als möglich

und hatte dabei eine gute Hülfe an Herrn Sebastiani, der das Geheimniß seiner bangen Unschlüssigkeit besaß. Diejenigen aber, die den Prinzen nicht erriethen, suchten sich ihm dadurch angenehm zu machen, daß sie sich den Anschein gaben, als thäten sie ihm Gewalt an. Einige machten ihm mit wohlberechneter Derbheit Vorwürfe, durch seine Zaghaftigkeit begünstige er den Sieg der Republik und gefährde somit das Wohl des Landes: eine Art von Vorwurf, die in den Ohren eines Prinzen lieblicher klingen mußte, als eine plump naive Schmeichelei. Von allen Seiten gedrängt, gab sich der Herzog von Orleans endlich den Anschein, als lasse er sich überwinden; aber, bis an's Ende seiner Rolle getreu, verlangte er noch einige Augenblicke mit dem Bemerken, er müsse sich noch bei Jemand Raths erholen, und kehrte, beständig gefolgt von Herrn Sebastiani, in sein Kabinet zurück.

Herr von Talleyrand war damals in seinem Hotel in der Straße Saint-Florentin und beschäftigte sich eben mit seiner Toilette. Plötzlich öffnet sich die Thüre: man meldet den General Sebastiani. Er tritt ein und übergibt Herrn von Talleyrand ein versiegeltes Papier, das dieser mit vornehm-eitler Nachlässigkeit durchläuft und beinahe sogleich zurückgibt mit den Worten: „Er soll's annehmen."

Einige Augenblicke darauf kehrte der Herzog von Orleans in den Saal zurück, wo er erwartet wurde, und that den ungeduldigen Deputirten seine Bereitwilligkeit zu wissen.

Die Akte, welche bestimmt war, die Pariser davon in Kenntniß zu setzen, lautete folgendermaßen:

„Bewohner von Paris!

„Die gegenwärtig in Paris versammelten Deputirten von Frankreich haben den Wunsch ausgedrückt, daß ich mich in diese Hauptstadt begebe, um allda die Funktionen eines Reichsverwesers zu übernehmen.

„Ich habe mich nicht lange bedacht, eure Gefahren zu theilen, mich mitten unter diese heroische Bevölkerung zu begeben und alle meine Kräfte aufzubieten, um euch vor Bürgerkrieg und Anarchie zu bewahren. Bei meiner Rückkehr in die Stadt Paris trug ich mit Stolz diese glorreichen Farben, die ihr wieder angenommen habt und ich selbst lange Zeit getragen hatte.

„Die Kammern werden sich alsbald versammeln und auf die Mittel denken, die Herrschaft der Gesetze und die Aufrechthaltung der Rechte der Nation zu sichern.

„Eine Charte wird fortan eine Wahrheit sein.

„Ludwig Philipp von Orleans."

Die so gewandt abgefaßte Proklamation wurde von sämmtlichen Mitgliedern, mit Ausnahme des Herrn Berard, gebilligt und sofort in der Kammer unter rauschendem Bravorufen vorgelesen. Man mußte diese Augenblicke

der Hinreißung benutzen und die Kammer zu einem unwiderruflichen Entschlusse verleiten. Herr Laffitte ergriff das Wort. „Meine Herren“, sagte er, „ich will Ihnen die Maßregeln nicht wiederholen, durch deren Annahme Sie das Wohl des Landes gesichert haben, aber ich glaube, um ihnen eigentliche historische Geltung zu verschaffen, müssen wir sie in all' ihrer Klarheit und Bestimmtheit dem Publikum vorlegen.“ Herrn von Laffitte's Vorschlag erhielt einstimmigen Beifall. Wer jetzt noch gezögert hätte, kompromittirte seine Zukunft bei der neuen Regierung.

Aber was sollte die Erklärung enthalten? Mußte man einige Bürgschaften für das Volk darin festsetzen? dies war die Ansicht der Herren Eusèbe Salverte, Berard, Corcelles, Benjamin Constant. Herr Augustin Perier rief, es sei jetzt nicht die Zeit, auf endlose Prinzipienfragen einzugehen. Die Herren Benjamin Constant, Berard, Villemain und Guizot wurden beauftragt, den Entwurf abzufassen. Die beiden letzteren hatten, wie man gesehen, in den drei Tagen eine rein konservative Rolle gespielt; nachdem sie aber zur Ueberzeugung gekommen, daß die Waage sich auf Seite des Herzogs von Orleans neige, fühlten sie nur um so dringender das Bedürfniß, sich für ihre Ansicht von gestern Verzeihung auszuwirken. Herr Guizot hatte den Antwortsentwurf schon in Bereitschaft gehalten. Es war dies das Programm der Bourgeoisie und gleichsam ein Anhang zur Konstitution von 1791. Die Grundsätze, für welche so viele Männer vom Volk gestorben waren, lauteten also:

„Franzosen! Frankreich ist frei. Die absolute Gewalt erhob ihre Fahne. Die heroische Bevölkerung von Paris hat sie zu Boden geschlagen. Das angegriffene Paris hat mit gewaffneter Hand der heiligen Sache, welche vergeblich schon in den Wahlen triumphirt hatte, den Sieg verschafft. Eine unsere Rechte usurpirende, unsere Ruhe störende Gewalt bedrohte zugleich die Freiheit und die Ordnung. Wir treten in den Besitz der Ordnung und der Freiheit zurück. Es ist jetzt nichts mehr zu fürchten für die wohlerworbenen Rechte; keine Schranke mehr zwischen uns und den Rechten, die uns noch fehlen.

„Eine Regierung, die uns ohne Verzug diese Güter verbürgt, ist gegenwärtig das Erste, was dem Vaterlande Noth thut. Franzosen, diejenigen von euren Deputirten, die sich bereits in Paris befinden, haben sich versammelt und in Erwartung des regelmäßigen Einschreitens der Kammern einen Franzosen, welcher nie, außer für Frankreich, gefochten hat, den Herrn Herzog von Orleans, eingeladen, die Funktionen eines Reichsverwesers zu übernehmen. Es ist dies in ihren Augen das Mittel, um den Erfolg der gesetzlichsten Vertheidigung schnell durch den Frieden zu vollenden.

„Der Herzog von Orleans ist der Sache der Nation und Konstitution ergeben. Er hat jederzeit ihre Interessen vertheidigt und sich zu ihren Grund-

sätzen bekannt. Er wird unsere Rechte heilig halten, denn er wird die seinigen von uns haben. Wir werden uns durch Gesetze alle nothwendigen Bürgschaften sichern, um die Freiheit kraftvoll und dauernd zu machen:

„Die Wiederherstellung der Nationalgarde unter Mitwirkung der Nationalgardisten bei der Wahl der Offiziere;

„Die Mitwirkung der Bürger bei der Bildung der Munizipal- und Departementalverwaltung;

„Die Jury für Preßvergehen;

„Die gesetzlich organisirte Verantwortlichkeit der Minister und der untergeordneten Agenten der Regierung;

„Gesetzliche Sicherung des Militäretats;

„Wiedererwählung der zu öffentlichen Aemtern beförderten Deputirten.

„Wir werden unsern Institutionen, im Einverständniß mit dem Staatsoberhaupte, die Entwicklungen geben, deren sie bedürfen.

„Franzosen, der Herzog von Orleans hat bereits selbst gesprochen, und seine Sprache ist diejenige, die einem freien Lande ansteht. Die Kammern werden sich versammeln, sagt er euch. Sie werden auf Mittel denken, die Herrschaft der Gesetze und die Feststellung der Rechte der Nation zu sichern.

„Die Charte wird fortan eine Wahrheit sein."

Diese Proklamation erhielt die Unterschrift von einundneunzig Deputirten.

Inzwischen war die Erklärung des Herzogs von Orleans in Paris verbreitet worden. Sie erregte in mehreren Theilen der Stadt das lebhafteste Mißvergnügen; in der Straße Jean-Jacques-Rousseau wurde ein Mann, der sie trug, von einer drohenden Gruppe angegriffen, und verdankte sein Leben nur der Vermittlung eines Zöglings der polytechnischen Schule. Besonders tief war der Eindruck auf dem Stadthause: die Republikaner, die sich seit gestern daselbst festgesetzt hatten, und diejenigen, die den Grèveplatz bedeckten, waren zwar schwach an Zahl, aber energisch und voll Enthusiasmus. Sie fanden die Antwort des Prinzen zweideutig und sprachen, die einen mit Zorn, die andern mit Verachtung davon, ließen es auch nicht an bitteren Bemerkungen fehlen. Was für Gefahren denn will der Herzog von Orleans mit uns theilen? An welchem Tage ist er nach Paris gekommen? Am 30. nach dem Kampfe, nach dem Siege, als wir nichts mehr zu thun hatten, als unsere Todten zu begraben. Zu welcher Stunde hat er sich an den Barrièren gezeigt? Beim Anbruch der Nacht: er ist im Finstern zu uns geschlichen; er hat sich wie ein Dieb in seinen eigenen Palast gestohlen. Aber wo war er? Was that er am 28., am 29., als Saint-Cloud bedroht war und Paris in Flammen stand? War er ein Freund des Hofes, so war sein Platz an der Seite seines Königs. War er ein Freund des Volkes, warum stellte er sich nicht an unsere Spitze vor dem Stadthause, auf dem Marché des Inno-

cents, an der Porte Saint-Denis, vor dem Louvre, überall, wo wir gefochten haben und wo unsere Brüder gestorben sind?

Andere machten darauf aufmerksam, wie vorsichtig alle Ausdrücke der Erklärung abgewogen seien. Die Gefahr ist noch nicht ganz vorüber, sagten sie, so lange zwölftausend Soldaten einige Schritte von der Hauptstadt liegen. Was thut also der Herzog von Orleans? Er spricht sich weder für die eine, noch für die andere Partei entschieden aus. Man spricht in der Erklärung von den verletzten Gesetzen, sagt aber nicht, von wem sie verletzt worden sind. Der Herzog nennt seine Dazwischenkunft einen Damm gegen die Anarchie: könnte sich Karl X darüber beklagen, wenn er als Sieger zurückkehrte? Die Erklärung ist nicht datirt: warum das? Man fügte hinzu, wenn der Prinz nach der Krone trachte, so sollte er doch wenigstens den Muth haben, Hand an dieselbe zu legen; aber das heiße der Revolution spotten, wenn man sie mit List in die Tasche schieben wolle. Andere gingen in ihrem Eifer noch weiter und sagten: da der Herzog von Orleans weiter nichts als ein Bourbon sei, so müsse er in den Fluch, der seine Familie treffe, einbegriffen werden. Ob es denn, fragten sie ironisch, um König zu werden, genüge, der Sohn eines Königsmörders zu sein?

Darauf antworteten die Anhänger des Prinzen, man müsse die grausame Lage eines Mannes wohl in Betracht ziehen, der genöthigt sei, in den Unterdrückern seines Landes Verwandte zu sehen; er kompromittire sich in den Augen der älteren Linie bereits mehr, als genug, indem er sich mit Leuten umgebe, die den Aufstand gebilligt; man dürfe nicht vergessen, daß der Prinz fünfzehn Jahre hindurch allen Gegnern der Kongregation, allen Opfern der Tyrannei des Schlosses seine Salons geöffnet habe, und statt einen durch seine Stellung und seine Reichthümer mächtigen Mann mit solcher Härte anzugreifen, müsse man ihn auf den Thron setzen, das einzige Mittel vielleicht, um Karl X unwiderruflich den Rückweg zu demselben zu verschließen.

Auf solche Vorstellungen antworteten einige damit, daß sie ihre Wunden, ihre pulvergeschwärzten Hände, ihre beschmutzten Kleider zeigten. Eine gefährliche Gährung herrschte um das Stadthaus herum, und in brüllenden Tönen gab die dicht gedrängte Menge ihren Unmuth kund.

Man mußte die Gemüther beschwichtigen. Herr Barthe hatte, in den Saal eingeführt, wo die Munizipalkommission versammelt war, ein lebhaftes Gemälde dessen, was er gesehen, entworfen und mit Eindringlichkeit wiedererzählt, was er gehört hatte. Auf Herrn Audry's von Puyraveau Aufforderung nun, seine Eindrücke für das harrende Volk in eine bestimmte Form zu bringen, verfaßte er eine Proklamation, die mit den Worten begann: „Karl X hat aufgehört, über Frankreich zu herrschen.“

Während er noch schrieb, ging der General Lobau lebhaft auf Herrn von Schonen zu, zeigte ihm zwei Pistolen, die er in seinem Gürtel trug, und sagte: „Mein Freund, ich weiß, daß ich mein Todesurtheil unterzeichne. Von diesen zwei Pistolen ist die eine für mich, die andere will ich ihnen lassen.“

Aber schon war alles auf dem Stadthause zum Empfange des Herzogs von Orleans in Bereitschaft gesetzt. Gleich am 29. hatten die Vertreter der orleanistischen Partei Herrn von Lafayette umzingelt und, da sie seine Zugänglichkeit sowie seine natürliche Offenheit für großherzige Ideen kannten, eine thätige, unruhige Oberaufsicht über ihn organisirt. Der edle Greis wurde recht eigentlich bewacht. Eine Schildwache, die vor seinem Kabinet stand, hatte den Befehl, nur die Männer einer kleinen Camarilla zu ihm gelangen zu lassen, deren Seele Herr Carbonel, deren Geschäftsmann Herr Joubert und deren Redner Herr Odilon Barrot war. Selbst Herr Audry von Puyraveau wurde nur mit Mißtrauen im Heiligthume empfangen, und so oft er hineinkam, begnügte sich Herr von Lafayette, ihm mit der Miene eines äußerst beschäftigten Mannes die Hand zu drücken. Am Tag ihrer Installirung auf dem Stadthause hatte die Munizipalkommission ein Zimmer rechts von dem großen Saale Saint-Jean bezogen, unweit eines Verbindungsganges, welcher zum Kabinet des Generalkommandanten führte. Um Herrn von Lafayette vollständig zu isoliren, verlegte man sie am 30. in ein Zimmer am anderen Ende des Gebäudes. Die Herren von Schonen, Mauguin, Lobau waren doch keine Republikaner. Auf diese Art allen Männern von kühnen Ueberzeugungen, allen jungen Leuten, deren flammende Reden er liebte, fern gehalten, hatte sich Herr von Lafayette von Seiten der Orleanisten einer fortwährenden Belagerung ausgesetzt gesehen. Man malte ihm mit dicken Farben die strengen Pflichten der Diktatur und die Schwierigkeit vor, das Volk auf dem schlüpfrigen Abhange der Republiken zurückzuhalten. Mit Gewandtheit benutzte man seinen wohlbekannten Abscheu vor Staatsstreichen und ließ ihn, als unvermeidliche Folge der gegen den Wunsch der Abgeordneten proklamirten Republik, Tambours, die zum Angriff schlugen, und Grenadiere erblicken, die mit aufgestecktem Bajonette in das Palais-Bourbon traten. Herr von Lafayette, der weder einen 18. Brumaire, noch einen neuen Wilhelm III wollte, schwankte. Er hätte sich gewiß für die Republik entschieden, wenn er nur Republikaner um sich gesehen hätte. Die entfesselte Demokratie machte ihm zwar bange, allein seine Lust zur Popularität würde ihn hingerissen haben. Diese war immer sein mächtigster Beweggrund: er wußte nicht, daß es eine alltägliche Seele verräth, das Volk zu lieben mit dem Wunsche, von ihm gepriesen zu werden. Große Herzen widmen sich den Menschen und verachten Lob und Tadel derselben.

Die Nachricht von den Umtrieben auf dem Stadthause gelangte ungesäumt in das Palais-Bourbon. Zu gleicher Zeit vernahm man daselbst, daß der Prinz die Absicht habe, durch einen Besuch bei Herrn von Lafayette die Gährung der Gemüther zu beschwichtigen. Herr Berard wurde zu dem Herzog geschickt, um ihm zu melden, die Deputirten wünschen ihn auf's Stadthaus zu begleiten. Der Prinz kleidete sich eben an, als Herr Berard eintrat. Er empfing ihn im Negligé, sei es nun aus affektirter Popularität oder aus Verwirrung. Sein Gesicht war sorgenvoll. Er ließ sich von Herrn Berard in seiner Toilette helfen und sprach zu ihm von seiner Abneigung gegen die Herrlichkeiten des Königthums, seiner Vorliebe zum Privatleben und besonders von der alten republikanischen Gesinnung, die in der Tiefe seines Herzens lebe und ihm zurufe, keine Krone anzunehmen.

Während dieser Zeit war die Kammer der Abgeordneten auf dem Weg nach dem Palais-Royal. So groß war die Furcht, welche dieses für ihren Streit bewaffnete Volk der Bourgeoisie einflößte, daß Herr Delessert zitterte und bebte, der Zug möchte in den Straßen mit Steinwürfen angegriffen werden. Man gelangt im Palais-Royal an, dessen Zugänge von einer unermeßlichen Volksmenge umlagert sind. Auf den Mann zutretend, dem er eine Krone zu geben kam, schien Herr Laffitte weder ernst gestimmt, noch bewegt zu sein. Ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen, und ehe er in seiner Eigenschaft als Präsident die Erklärung las, neigte er sich zum Ohr des Prinzen und sagte, auf sein verwundetes Bein zeigend: „Zwei Pantoffeln, ein einziger Strumpf! Mein Gott, wenn die Quotidienne uns sähe, sie würde sagen, wir machen einen König ohne Hosen!“ Wie viel Blut war am 29. vergossen worden, um einen Thron umzustürzen! Am 30. errichtete man einen andern mit einem Scherzwort. Nicht die tragische Seite der Geschichte ist es, die uns am meisten belehrt.

Als Herr Laffitte die Erklärung der Kammer verlesen hatte, lief der Herzog von Orleans mit offenen Armen auf ihn zu und drückte ihn an sein Herz. Dann wollte er ihn auf den Balkon des Palastes führen, aber Herr Laffitte, welchen Rührung übernommen hatte, hielt sich bescheiden hinter ihm. Der Herzog nahm ihn bei der Hand und zeigte sich mit ihm der Menge, die in ein lautes Geschrei ausbrach: „Es lebe der Herzog von Orleans! Es lebe Laffitte!“

Dies war die Rolle, welche die Bourgeoisie in der Revolution spielte. Noch fehlte aber der neuen Dynastie die Genehmigung des Stadthauses. Der Herzog von Orleans und die Deputirten machten sich auf den Weg nach dem Grèveplatz. Als sie aus dem Palais-Royal traten, fehlte es nicht an Ausrufungen der Freude und des Triumphes. Der Herzog von Orleans saß zu Pferd und ritt vor Herrn Laffitte, welchen Savoyarden in einer Sänfte trugen.

Sie waren genöthigt, langsam zu gehen. Aber der Herzog hielt von Zwischenraum zu Zwischenraum an, um auf sie zu warten, drehte sich dann, die Hand auf das Kreuz seines Pferdes gelegt, um, und sprach zu Herrn Laffitte mit einem Wohlwollen sehr beweiskräftiger Art. Als die Bürgersmänner das sahen, riefen sie Beifall zu. „Es geht gut," sagte Herr Laffitte. — „O ja", antwortete der Herzog von Orleans, „es geht nicht übel." Jammerwürdigkeit der Größe! Vom Carouffel an waren die Zurufungen bereits weit weniger lärmend gewesen. Je weiter sie die Quais entlang kommen, um so ernster wird die Haltung des Volks. Am Pont-Neuf hörte das Geschrei gänzlich auf. Als der Zug auf dem Grèveplatze anlangte, bot dieser einen schrecklichen Anblick dar. Eine große Volksmenge bedeckte ihn, und überall waren es finstere, unheimliche Gesichter. Man versicherte, in den dunkeln Straßen, welche auf den Grèveplatz münden, seien Leute postirt gewesen, um den Herzog von Orleans niederzuschießen. Im Innern des Stadthauses war die Entrüstung auf den höchsten Grad gestiegen, und einige bedeutende Männer theilten sie. Der Doktor Delaberge hatte die Nachricht gebracht, daß einige Schritte von da junge Leute geneigt zu sein scheinen, allem zu trotzen, und daß kaum die Besorgniß, aus Versehen Benjamin Constant, Laffitte und einige andere beliebte Bürger zu treffen, sie zurückzuhalten vermöge. „Was mich betrifft," rief der General Lobau mit soldatischem Ungestüm, „ich will von ihm so wenig, als von den andern. Er ist ein Bourbon". So viel ist gewiß, die Einladung, welche die Deputirten Tags zuvor dem Herzog von Orleans zugeschickt, hatte selbst unter den Mitgliedern der Munizipalkommission ein solch lebhaftes Mißvergnügen erweckt, daß Herr Odilon Barrot so eben beauftragt worden war, dem Prinzen entgegen zu gehen und ihn zu verhaften. Aber so groß war die allgemeine Abspannung in diesen glühenden Tagen, daß er, bis man ihm ein Pferd vorführte, auf einer Bank eingeschlafen war. Man weckte ihn und er ging. Was wäre aus dieser Sendung entstanden, wenn sie erfüllt worden wäre? Aber der Herzog von Orleans war bereits unterwegs und alles sollte von dem Empfange abhängen, der ihm zu Theil würde. Einige dachten ihm einen furchtbaren zu Ein junger Mann hatte geschworen, ihn in dem Augenblick, wo er seinen Fuß in den großen Saal setzen würde, hinzuopfern. Eitles Projekt! Als er die zu diesem Behufe bestimmte Pistole ergriff, konnte er sie nicht benutzen: eine unsichtbare Hand hatte den Schuß herausgezogen.

So schienen sich furchtbare Dinge anzukündigen. Der Herzog von Orleans ritt langsam über die Barrikaden, ohne weder nach rechts, noch nach links zu blicken, voll von einer Bewegung, die er zu bemeistern wußte. Als er auf dem Platz erschien, hatte der Tambour eben im Innern des Stadthauses den Feldmarsch geschlagen. Kaum war der Prinz mitten auf

dem Platze angelangt, als das Trommeln plötzlich aufhörte. Er setzte gleichwohl seinen Weg fort, aber als er die Stufen des Stadthauses hinanstieg, bemerkte man, daß sein Gesicht sehr blaß war. Herr von Lafayette erschien auf dem Absatz der großen Treppe und empfing seinen königlichen Gast mit der Höflichkeit eines Edelmannes, welcher entzückt ist, einem Prinzen die einer vollkommen populären Souveränetät geziemenden Ehrenbezeugungen erweisen zu dürfen. Sie traten beide in den großen Saal, wo der Generalstab versammelt war. Einige Zöglinge der polytechnischen Schule warteten hier, die Köpfe hoch empor gehalten und mit gezogenem Degen. Ein düsterer Schmerz malte sich auf den Gesichtern der Kämpfer von gestern: einige vergossen Thränen. Herr Laffitte hätte als Präsident die Erklärung der Kammer verlesen sollen, aber ein anderer Deputirter trat vor und nahm ihm das Papier aus der Hand, um seinen Inhalt vorzutragen. In dem Augenblick, wo der Deputirte die Worte sprach: „die Jury für Preßvergehen,“ neigte sich der Herzog von Orleans zu Herrn von Lafayette und sagte freundlich zu ihm: „Es werden keine Preßvergehen mehr vorkommen.“ Als die Verlesung zu Ende war, sprach er, die Hand auf sein Herz legend, die zweideutigen und unter den gegebenen Umständen eigenthümlichen Worte: „Als Franzose beklage ich das Uebel, das dem Lande zugefügt, und das Blut, das vergossen worden ist; als Prinz bin ich glücklich, zur Wohlfahrt der Nation beizutragen.“ Die Deputirten riefen Bravo, die Herren vom Stadthause knirschten vor Entrüstung. Jetzt trat der General Dubourg vor und sagte, die Hand nach dem mit Bewaffneten angefüllten Platze ausgestreckt: „Sie kennen unsere Rechte; wenn Sie dieselben vergessen, werden wir Sie daran erinnern.“ Kühn gemacht durch das Wohlwollen Lafayette's antwortete der Herzog von Orleans mit gewandter Festigkeit, wie einer, der empört ist, seinen Patriotismus verdächtigt zu sehen. Gleichwohl war der Prinz nicht ganz beruhigt, als er das Stadthaus verließ. Er hatte sich einige Augenblicke lang von seinem Gefolge getrennt, und da er nur einen jungen Mann zu Pferd, Herrn Laperche, der den Kämpfern nicht unbekannt schien, in seiner Nähe erblickte, gab er ihm ein Zeichen, neben ihm zu reiten. Was konnte er fürchten? Es war vorbei: die Revolution hatte ihre Entwicklung gefunden. Eine dreifarbige Fahne war gebracht worden; der Herzog von Orleans und Herr von Lafayette hatten sich beide mit dieser magischen Fahne an den Fenstern des Stadthauses gezeigt. Noch rief man bloß: Es lebe Lafayette! als er aber den Herzog umarmt hatte, rief man auch: Es lebe der Herzog von Orleans! Die Rolle des Volks war zu Ende, die Herrschaft der Bourgeoisie begann.

An demselben Tage und unweit des Stadthauses empfing ein unten an der Morgue angelegtes Fahrzeug mit einer schwarzen Flagge Leichen, die

man auf Tragbahren herabließ. Man ordnete diese Leichen schichtenweise, indem man sie mit Stroh bedeckte; und an den Mauern der Seine hin sah die Menge schweigend zu.

Der Reichsverweser kehrte in seinen Palast zurück und der Bankier auf einem andern Weg in sein Hotel.

Herr Laffitte hat später erzählt, als er vom Grèveplatz zurückgekommen, habe ihn eine gewaltige Herzensbeklemmung angewandelt, und eine Art verworrenes Bedauern über die Ereignisse dieses Tages. Es gibt Menschen, die viele Macht vergeuden, um zu einem eitlen Ergebnisse zu gelangen; wenn ihr Werk vollendet ist, demüthigt es sie, und sobald die Aufregungen des Kampfes aufhören, sehen sie mit schmerzlicher Verwunderung die Lächerlichkeit des Sieges ein. Ein Gefühl dieser Art mußte sich Herrn Laffitte's bemächtigen, wenn er bei seinen Bemühungen, um eine neue Dynastie zu gründen, aufrichtig geglaubt hatte, er gebe der Gesellschaft neue Grundlagen. Hatte er dagegen bloß die Absicht gehabt, die Gewalt ein- für allemal der Mittelklasse in die Hand zu spielen, so hatte er Unrecht, das, was er gethan, auch nur im Mindesten zu bereuen, denn es war ihm vollkommen geglückt, und ihm hatte man es zuzuschreiben, wenn zwischen dem aufgelösten alten Regime und der erdrückten Demokratie die bürgerliche Revolution von 89 auf's Neue ihren Lauf nahm.

Was Herrn von Lafayette betrifft, so vermochte er damals alles, entschied aber nichts. Seine Tugend war glänzend, jedoch unheilvoll. Indem sie ihm einen Einfluß verschaffte, welcher größer war, als seine Fähigkeit, diente sie bloß dazu, in seinen Händen eine Macht zu vernichten, die, in kraftvollere Hände gelegt, Frankreich andere Schicksale bereitet hätte. Herr von Lafayette besaß übrigens mehrere wesentliche Eigenschaften zum Herrschen. Sein Benehmen sowie seine Sprache waren ein eigenthümliches Gemisch von Feinheit und Gutherzigkeit, von Anmuth und Strenge, von Würde ohne Steifheit und von Vertraulichkeit ohne Niederträchtigkeit. Für die einen war er ein vornehmer Herr geblieben, obgleich er sich unter die Menge gemischt hatte; für die andern war er trotz seiner edlen Abkunft ein geborener Mann des Volkes. Glückliches Vorrecht, alle Vortheile einer hohen Geburt zu bewahren, indem man sich Verzeihung für dieselben erwirbt. Dazu kommt, daß Herr von Lafayette zugleich den Scharfblick zweifelnder Geister und die Gluth einer gläubigen Seele besaß, d. h. die doppelte Macht, hinzureißen und zusammenzuhalten. In den Versammlungen des Carbonarismus wußte er feurig zu sprechen. In der Kammer war er ein liebenswürdiger, geistreicher Schwätzer. Was fehlte ihm also? Genie und, was noch mehr ist, Willensstärke. Herr von Lafayette wollte nichts mit Kraft, weil er selbst die Ereignisse nicht zu leiten vermochte, und es ihn betrübt hätte, das

Ruder in andern Händen erblicken zu müssen. In dieser Beziehung fürchtete Herr von Lafayette Jedermann, besonders aber sich selbst. Die Gewalt entzückte und erschreckte ihn; er hätte ihren Gefahren getrotzt, aber er fürchtete ihre Verlegenheiten. Obgleich voll Muth, fehlte es ihm durchaus an Kühnheit. Während er fähig war, sich auf edle Weise der Gewalt zu unterziehen, nicht aber sie nützlich anzuwenden, war der einzige Kopf, den er ohne Schrecken dem Henker überliefert hätte, der seinige.

So lange es sich bloß um eine vorübergehende Regierung gehandelt hatte, war er Manns genug und hoch erfreut darüber gewesen. Im Stadthaus von einem kleinen Hof umgeben, dessen Gesumme ihm gefiel, genoß er mit einer etwas kindischen Naivität die lärmende Verehrung, womit man sein Alter umringte. In diesem Kabinet, wohin alle Nachrichten gebracht wurden, von wo jeden Augenblick Proklamationen ausgingen, wo man mit Unterschriften regierte, machte man viel Lärm um Nichts. Eine Stellung, die schwachen Geistern vortrefflich ansteht, weil sie sich inmitten unfruchtbarer Aufregungen leichter über ihren Schreck vor allem, was entscheidend ist, Illusionen machen. Nun gut, dieser Schreck klebte Herrn von Lafayette im höchsten Grade an, und es zeigte sich deutlich, als der Augenblick kam, sich auszusprechen. Um nicht thun zu müssen, was er selbst wollte, setzte er sich lieber der Gefahr aus, thun zu sehen, was er nicht wollte. Eine Krone war ihm zu Füßen gelegt worden: er schlug sie nicht aus, er gab sie nicht hin, er ließ sie nehmen.

Gleichwohl erinnerte er sich nicht ohne einige Bangigkeit der Versprechungen, womit er seine jungen Freunde eingewiegt hatte, und fürchtete wirklich ihre Vorwürfe. Setzte er sich nicht der Anklage aus, die Sache der Revolution verrathen zu haben? Er, der sich in der Versammlung des Carbonarismus als unversöhnlichen Gegner jedes Königthums erklärt, er, der in den geheimen Klubs der Restauration so energisch die, wie man sagte, von Manuel unterstützte Kandidatur des Herzogs von Orleans bekämpft hatte, was sollte er den Männern, die seinem Banner gefolgt waren, antworten, wenn sie kamen und Rechenschaft verlangten über die in ihrer Wiege erstickte Republik, über ihre zerstörten Illusionen, über ihr in einer andern Hoffnung vergossenes Blut? Von all diesen Besorgnissen gepeinigt und zitternd für seine in Gefahr stehende Popularität, beschloß er durch verspätete Bedingungen die Unermeßlichkeit der Konzession, die er bereits gemacht, in etwas zu beschränken, und berieth sich mit den Herren Joubert und Marchais über die Abfassung eines Programms. Folgendes ist die Wahrheit über dieses Programm, welches Gegenstand so vieler Kontroversen werden sollte.

Nach ziemlich gründlicher Erwägung und Besprechung aller Verhältnisse wurde im Stadthaus eine Akte aufgesetzt, die Bedingungen enthaltend,

unter welchen Herr von Lafayette sich unter die Gewalt eines Königs zu demüthigen versprach.

Herr von Lafayette nahm dieses Papier, welches die Geschicke eines Volkes ändern konnte, und begab sich ins Palais-Royal in der Absicht, es vom Herzog von Orleans unterzeichnen zu lassen. Der Prinz aber, sobald er ihn ansichtig wurde, eilte mit zuckersüßen Worten auf ihn zu. Sie sprachen von der Republik, von der Verfassung der vereinigten Staaten; Herr von Lafayette sagte, daß dieselbe alle seine Sympathien habe; der Herzog erhob Zweifel über die Möglichkeit der Anwendung der amerikanischen Theorien auf ein Land, wie Frankreich. Inzwischen leugnete der Prinz nicht, daß er von Herzensgrunde Republikaner sei, und vereinigte sich mit Herrn von Lafayette dahin, der Thron, dessen man in Frankreich bedürfe, „sei ein mit republikanischen Institutionen umgebener Thron." Herr von Lafayette war über diese Erklärungen dermaßen entzückt, daß er nicht mehr daran dachte, das Papier zu zeigen, das er mitgebracht hatte. Das Wort eines Edelmannes schien ihm eine stärkere Bürgschaft, als eine Unterschrift, die er nicht hätte verlangen können, ohne ein für den Herzog beleidigendes Mißtrauen zu verrathen. Später sagte er zu Herrn Armand Carrel, der ihm sein Benehmen bei diesem weltbekannt gewordenen Besuche mit Bitterkeit vorwarf: „Was wollen Sie, mein Freund? Damals hielt ich ihn für gut und dumm."

Im Uebrigen war die politische Erziehung unter der Rastauration sehr schlecht gediehen. Ein republikanischer Thron war die letzte Chimäre, welche der Wunsch nach Veränderung aushecken konnte. Ich muß hinzufügen, daß sie einige ernste Männer verführte; der alte Abbé Gregoire z. B., der damals in Passy wohnte, rief, als er von Herrn Civiale die Julirevolution und die ihr zugedachte Entwickelung erfuhr, voll Begeisterung und mit gefalteten Händen: „Mein Gott, so wäre es also wahr! Wir hätten alles beisammen, die Republik und einen König!"

Die Männer von höherer Intelligenz konnten solche lächerliche Entzückungen nicht theilen, und nichts bewies dies besser, als ein Schritt, den Bazar damals bei Lafayette versuchte. Bazar war ein kühner, lebenskräftiger Geist. Genährt durch die Lektüre Saint-Simons hatte er aus den Schriften dieses adeligen Neuerers ein ungeduldiges, weltumfassendes Verlangen nach Reformen geschöpft. Zu Herrn von Lafayette zugelassen, setzte er ihm seine Ideen auseinander, die nichts Geringeres bezweckten, als eine Erschütterung der Gesellschaft in ihren Grundlagen. „Die Gelegenheit ist schön," sagte Bazar zu Lafayette, „und das Glück hat Ihnen die Allmacht in die Hände gegeben. Wer darf Ihnen wehren? Seien Sie die Macht, und möge Frankreich durch Sie regenerirt werden!" Herr von Lafayette hörte mit unaussprechlicher

Verwunderung diesen Mann an, der zwar jünger war, als er, aber durch seine geistige Ueberlegenheit ihm Ehrerbietung abnöthigte. Nie hatten so kühne Worte an sein Ohr geschlagen, nie hatte man ihn durch den Gedanken in solche Tiefen hinabsteigen lassen. Aber es war zu früh für eine soziale Umgestaltung, und Herr von Lafayette, der ihre Nothwendigkeit kaum begriff, war nicht der Mann, ihre Gefahren auf sich zu nehmen. Diese Unterhaltung war der einzige, wahrhaft philosophische Versuch, welcher aus der Erschütterung des Juli hervorging: er mußte scheitern, wie alles, was vor der Zeit kommt.

Die Herrschaft der Bourgeoisie war jetzt so ziemlich festgestellt. Es blieb ihr nichts mehr zu wünschen übrig, als sich mit einer künstlichen Popularität zu umgeben, welche ihr gestattete, den Stürmen einer ersten Einsetzung zu widerstehen. Emissäre werden nach den bevölkertsten Theilen der Stadt ausgesandt und mischen sich in alle Gruppen. Mit der Zuversicht, welche ein erfolgreicher Anfang einflößt und die für die Menge immer etwas Achtunggebietendes hat, preisen sie den Muth des Herzogs von Orleans, seinen Patriotismus, seine Tugenden, identifiziren seine Sache mit der der Revolution selbst und verschwärzen diejenigen, welche es wagen, die Stimme gegen den Prinzen zu erheben, als Agenten der vertriebenen Dynastie. Bald sind überall Proklamationen angeschlagen, worin man die lügnerischen Worte liest: **„Der Herzog von Orleans ist kein Bourbon, er ist ein Valois."** Republikanische Manifeste sind erschienen: man zerreißt sie voll Erbitterung, und erklärt die Verfasser als Menschen, denen es um nichts, als um Plünderung zu thun sei. „Zur Tribune! zur Tribune!" rufen einige Stimmen, und ein Volkshaufen in Lumpen wälzt sich nach den Bureaux dieses republikanischen Blattes. Man stürmt den Redaktionssaal, man legt auf die Redakteurs an, und diese jungen Männer retten sich nur durch ihre Unerschrockenheit. Aufrecht und ruhig im Angesicht der Wüthenden, die mit der Spitze ihrer Bajonette beinahe seine Brust berührten, hielt der Hauptredakteur der Tribune, August Fabre, sie durch die Würde seiner Haltung und die drohende Festigkeit seiner Sprache in Respekt. Diese Kaltblütigkeit verschaffte einem Freunde Zeit, bei dem Posten des Petits-Pères Hülfe zu suchen; aber auf dem von der Menge überschwemmten Platze riefen einige Rasende, um das Volk aufzureizen: „Man bringe diese Republikaner herab, wir wollen sie erschießen!" Man hatte einige Mühe, sie zu retten. Herr von Lafayette ließ, als ihm die Sache gemeldet wurde, den Platz räumen.

Auf dem Stadthause war der Herzog von Orleans der größten Gefahr entgangen, der er sich aussetzen konnte: er hatte seine furchtbarsten Feinde von Angesicht zu Angesicht gesehen. Jetzt erst bekam er Glauben an sich

selbst und die Zukunft seines Geschlechtes. Eine Stunde hatte hingereicht, um ihm zu beweisen, daß die ungestümsten Menschen sich bald durch ihre eigene Heftigkeit abnutzen; daß die Niederträchtigkeit, die, wie der Heldensinn, ansteckende Kraft besitzt, die Ehrgeizigen und Schwankenden in Masse zu ihm treiben werde; daß die Menge in Folge ihrer Grundsatzlosigkeit und Unwissenheit vollkommen bereit sei zur Knechtschaft unter neuen Namen, und daß er endlich auf die Blödsichtigkeit des großen Haufens rechnen könne. Ueberdies hatte Herr von Lafayette ihm in einer Umarmung die ganze Macht eines schönen Namens und eine Popularität sonder Gleichen mitgetheilt. Gegenüber von Karl X hatte er noch Rücksichten zu beobachten, aber das fühlte er, daß er von der republikanischen Partei nichts mehr zu fürchten hatte.

Auch wurde der Abend dieses merkwürdigen Tages von einer Szene bezeichnet, deren geringste Einzelnheiten mitgetheilt zu werden verdienen. Herr Thiers ließ einigen jungen Männern, die neben einer klaren, lebhaften Intelligenz große persönliche Tapferkeit besaßen, sagen, der Reichsverweser wünsche sich mit ihnen zu besprechen. Sie versammelten sich also auf den Bureaux des National, und hier versäumte Herr Thiers nichts, um diese eisenfesten Herzen für eine Palastrevolution zu gewinnen. Er wagte es sogar, auf Herrn Thomas deutend, zu sagen: „Der gäbe einen schönen Obersten!“ Insinuationen einer gemeinen Intrigantenseele, die mit Verachtung abgewiesen wurden.

Man begab sich in's Palais-Royal. Die Gesellschaft bestand aus den Herren Boinvilliers, Godefroi Cavaignac, Guinard, Bastide, Thomas und Chevallon. Herr Thiers hatte sich erboten, sie vorzustellen. Sie warteten ziemlich lange in dem großen Saal zwischen den beiden Höfen des Palais-Royal, und schon machte sich ihre Ungeduld in Drohungen Luft, als der Reichsverweser mit huldreicher Miene und lächelnden Lippen eintrat. Die Szene ging bei Fackelschein vor sich. Der Herzog versicherte die Herren mit vieler Höflichkeit, welches Vergnügen es ihm mache, sie zu empfangen, aber sein Blick schien sie um den Grund ihres Besuches zu fragen. Sie waren erstaunt, und Herr Boinvilliers, der das Wort ergriff, nannte ihm den Mann, der im Namen des Reichsverwesers selbst gekommen sei, um sie zu diesem Schritte einzuladen. Herr Thiers schien etwas verlegen, und der Herzog antwortete zweideutig. Diese Lächerlichkeiten dienten zum Vorspiel eines bedeutungsschweren Gespräches.

„Morgen“, sagte Herr Boinvilliers zu dem Prinzen, „morgen werden Sie König sein.“

Bei diesen Worten machte der Herzog von Orleans eine beinahe ungläubige Geberde. Er sagte, er habe nicht nach der Krone getrachtet und wünsche

sie auch nicht, obgleich viele Leute mit großem Eifer in ihn dringen, sie anzunehmen.

„Aber“, fuhr Herr Boinvilliers fort, „vorausgesetzt, Sie werden dennoch König, was ist Ihre Ansicht von den Verträgen von 1815? Merken Sie sich's wohl: diese Revolution, die sich auf der Straße gemacht hat, ist keine liberale Revolution, sondern eine nationale. Der Anblick der dreifarbigen Fahne ist es, der das Volk zum Aufstand begeistert hat, und es ließe sich gewiß leichter an den Rhein, als nach Saint-Cloud treiben.“

Der Herzog von Orleans antwortete, er sei kein Anhänger der Verträge von 1815, inzwischen müsse man gegenüber den auswärtigen Mächten viele Gemessenheit beobachten, und es gäbe Ansichten, die man nicht laut aussprechen dürfe.

Die zweite Frage, die Herr Boinvilliers an ihn richtete, bezog sich auf die Pairie.

„Die Pairie“, sagte Herr Boinvilliers, „hat keine Wurzeln mehr in der Gesellschaft. Der Code hat durch Zerstückelung des Grundbesitzes die Aristokratie in ihrem Keime erstickt, und der Grundsatz der Adelserbschaft hat sich überlebt.“

Der Herzog vertheidigte die Erblichkeit der Pairie, aber schwach. Er betrachtete sie als die Grundlage eines guten Systemes politischer Bürgschaften. „Im Uebrigen“, fügte er hinzu, „muß die Frage näher geprüft werden, und wenn die erbliche Pairie nicht fortbestehen kann, so werde ich sie nicht auf meine Kosten aufrecht zu erhalten suchen.“ Der Herzog sprach sofort von den königlichen Gerichtshöfen und der Nothwendigkeit, ihre Organisation zu respektiren, so viele Prozesse er selbst schon verloren habe; gegen die Republik lehnte er sich mit vieler Festigkeit auf; er sei zwar früher Republikaner gewesen, verwerfe aber jetzt dieses System, besonders in seiner Anwendung auf Frankreich.

„Königliche Hoheit“, sagte jetzt Herr Bastide mit einer beinahe ironischen Gelassenheit, „im Interesse der Krone selbst müßten Sie die Primär-Versammlungen einberufen.“

Der Prinz zog seine Hand zurück, die er nachlässig auf Herrn Bastide's Arm gelehnt hatte, that zwei Schritte hinter sich, wechselte die Farbe, bemächtigte sich dann mit Lebhaftigkeit des Worts und verbreitete sich über die Revolution, über ihre Ausschweifungen, über so viele unheilvolle Seiten, die neben einige glorreiche zu setzen seien; — und er zeigte mit dem Finger auf zwei Gemälde, die Schlachten von Jemmapes und Valmy darstellend. — Sodann fuhr er fort und griff in sehr klaren Ausdrücken das von dem Konvent befolgte System an, als Herr Godefroi Cavaignac, einen festen, finstern Blick auf ihn heftend, den der seinige nicht auszuhalten vermochte, im

rauhen Tone rief: „Mein Herr, Sie vergessen also, daß mein Vater im Konvente war?“ — „Der meinige auch“, erwiederte der Herzog von Orleans, „und ich habe nie einen ehrenwertheren Mann gekannt.“ Die Umstehenden lauschten aufmerksam auf diese Debatte zwischen zwei Söhnen von Königsmördern. Der Herzog von Orleans beklagte sich über die Verläumdungen, die gegen seine Familie ausgestreut worden seien; und als Herr Boinvilliers die Besorgniß geäußert hatte, die Zugänge eines neuen Thrones von den Karlisten und der Geistlichkeit versperrt zu sehen, rief der Herzog energisch: „O, was diese betrifft, so haben sie mein Haus schon zu vielfach beleidigt, als daß uns nicht eine ewige Schranke trennen sollte.“ Sodann berauschte er sich in seinen eigenen Worten und vergaß sein Gespräch mit Herrn von Mortemart ganz und gar, denn er sprach von einer Rivalität, einer langen, furchtbaren Rivalität. „Sie wissen doch, was Familienhaß ist? Nun gut, derjenige, welcher die älteste Linie der Bourbons und die jüngste von einander trennt, schreibt sich nicht von gestern her, er erstreckt sich bis zu Philipp, dem Bruder Ludwigs XIV, hinauf.“ Sofort pries er den Regenten: Der Regent war schrecklich verläumdet worden, man hatte nicht alle Dienste erfahren, die er leisten wollte und konnte; eine Menge Fehler waren ungerechterweise auf seine Rechnung gesetzt worden u. s. w. Er ließ sich noch über verschiedene Gegenstände aus, sprach über alles lang, unbedeutend, ohne Tiefe des Urtheils, aber nicht ohne Reife und mit einer merkwürdigen Leichtigkeit des Redeflusses. Vielleicht ließ er sich hiebei von seiner Eitelkeit hinreißen, vielleicht war es ihm auch angenehm, zu zeigen, in was sich seine Erziehung von der anderer Prinzen unterschieden habe, die hierin alle zusammen weniger geschickt sind, als Herr von Talleyrand, den Europa für ein Genie hielt, weil er die eine Hälfte seines Lebens einsilbig gesprochen und die andere geschwiegen hatte.

Im Augenblick, wo die Republikaner gehen wollten, sagte der Herzog von Orleans mit kosender Stimme zu ihnen: „Sie werden wieder zu mir kommen, Sie werden schon sehen!“ Und als das Wort Nie! an sein Ohr schlug, fügte er, als ein Mann, der nicht sonderlich an unerschütterliche Ueberzeugungen glaubt, mit einem bekannten Aphorismus hinzu: „Man muß dieses Wort nie aussprechen.“

Diese jungen Männer, welche drei Tage hindurch mitten unter dem Volke gefochten hatten, entfernten sich gepreßten Herzens. „Das ist nur ein Zweihunderteinundzwanzig“, sagte Herr Bastide beim Hinausgehen.

Achtes Kapitel.

Provisorisches Ministerium. — Herr Laffitte nöthigt Herrn Dupont (von der Eure) zum Eintritt in dasselbe. — Portrait des Herrn Guizot. — Flucht von Saint=Cloud. — Unzufriedenheit der Truppen. — Die königliche Familie verläßt Trianon; sie kommt in Rambouillet an. — Aufenthalt der königlichen Familie in Rambouillet. — Karl X vertraut dem Herzog von Orleans die Interessen seines Enkels an. — Charakteristische Anekdote. — Auf einen herzlichen Brief des Herzogs von Orleans entschließt sich Karl X zur Abdankung und veranlaßt auch den Dauphin dazu. — Die Höflinge drängen sich um den Herzog von Orleans. — Die Munizipalkommission aufgelöst. — Besuch im Stadthaus. — Der General Latour=Foissac bringt die Abdankungsakte in's Palais=Royal: man verweigert ihm den Zutritt zum Herzog von Orleans. — Zartgefühl der Herzogin von Orleans. — Der Herzog von Orleans verwirft die Idee einer Regentschaft; Kommissäre zu Karl X geschickt; Familienszene. — Rückkehr der Kommissäre; Aenderung in den Gesinnungen des Herzogs. — Expedition nach Rambouillet; ihr Zweck; ihre Physiognomie; Verblendung Lafayette's. — Das Palais=Bourbon am 3. August. — Gesinnungen der Truppen in Rambouillet. — Der Oberst Poque. — Karl X getäuscht, verläßt Rambouillet. — Karl X in Maintenon; er gibt seinen Truppen Befehl, sich dem Reichsverweser zu unterwerfen. — Rückkehr von Rambouillet.

Der 31. war entscheidend. Von den Einen verrathen, von den Anderen aufgegeben, hatte die Revolution aus sich selbst eine Macht geschöpft, groß genug, sie zu vernichten. Die Munizipalkommission inzwischen hält sich noch aufrecht, aber man hätte sagen können, sie verlange mit Ungeduld, sich aufzulösen. Ein einziges unter ihren Mitgliedern, Herr Mauguin, sprach sich energisch über die Nothwendigkeit aus, die populäre Regierung des Stadthauses fortzusetzen. Der eben so muthvolle als loyale Audry von Puyraveau gerieth bei dieser Gelegenheit in die Schlinge seiner eigenen Uneigennützigkeit. „Man darf uns nicht des Ehrgeizes beschuldigen können“, sagte er unaufhörlich und vereinigte sich mit den Herren von Schonen und Lobau, um das einzige Werkzeug des Widerstandes zu zertrümmern, das der Herzog von Orleans noch zu befürchten hatte.

Bevor sie jedoch ihre eigene Absetzung dekretirte, glaubte sich die Munizipalkommission verpflichtet, für die Staatsverwaltung zu sorgen, und setzte folgende Liste auf:

Als provisorische Kommissäre sind ernannt:

die Herren Dupont von der Eure, für die Justiz;
Baron Louis, für die Finanzen;
General Gerard, für den Krieg;
von Rigny, für die Marine;

Bignon, für die auswärtigen Angelegenheiten;
Guizot, für den öffentlichen Unterricht.

Da Herr Casimir Perier aber in den Berathungssaal trat, so bot Herr Mauguin ihm das Ministerium des Innern an. Im höchsten Grade überrascht und verwirrt, stammelte dieser eine Annahme, aber eine Stunde nachher begab er sich zum Sekretär der Munizipalkommission, Herrn Bonnelier, und flehte seine Großmuth, ja beinahe sein Mitleid um die Gunst eines Druckfehlers im Moniteur an. Er stellte ihm vor, daß er, gestern noch Minister Karls X, unmöglich heute Minister einer Revolution gegen diesen Monarchen werden könnte, und bei diesen Worten gab er sich ganz seiner Verzweiflung hin. So war dieser Mann, dem von jeher ein Hochmuth und ein heroisches Wesen ingewohnt, das zuweilen an Wahnsinn streifte, auf einmal demüthig und flehend geworden. Man gewährte ihm seinen Wunsch, aber seine Unruhe war so groß, daß er Abends selbst auf das Bureau des Moniteur ging, um sich mit eigenen Augen der Streichung seines Namens zu versichern, welcher sofort durch den des Herrn von Broglie ersetzt wurde. Gleichwohl war Casimir Perier, wie er bald bewies, nicht der Mann, ein freundliches Winken des Glückes von sich zu stoßen, aber er erwartete die Verwirklichung seiner geheimen Hoffnung von einem neu in die Revolution gekommenen Fürsten. Eine feurige, aber kleinherzige Seele, von den Sorgen eines angstvollen Ehrgeizes zu gleicher Zeit zernagt und gedemüthigt! Andere bewiesen bei diesem Zustand von Demüthigung doch einige Willensstärke und stürzten sich aufrechten Kopfes in die Gewalt und Knechtschaft.

Die von der Munizipalkommission getroffenen Wahlen wurden im Palais-Royal bestätigt, draußen aber machte man allerhand Glossen darüber.

Man fand es allgemein sehr sonderbar, daß eine Regierung von revolutionärem Ursprung Männer, wie den Abbé Louis und Herrn Guizot, zu Vertretern der Revolution ernannt hatte. Es ist wahr, ersterer hatte sich während der drei Tage bei Herrn Laffitte als Finanzmann des Aufstandes aufgethan mit einer Hingebung, die nicht ohne Muth war: er hatte laut von gewissen Maßregeln gesprochen, die man ergreifen müsse, um für den Fall, daß die Revolution sich länger hinausziehe, Abgaben zu erheben. Herrn Guizot's Antheil an der Bewegung dagegen war nicht der Art, daß sein Ehrgeiz als gerechtfertigt erscheine konnnte. Soviel bleibt jedenfalls wahr, daß die Vergesellschaftung ihres Namens mit dem des durch seine Kämpfe gegen die älteren Bourbons so wohl bekannten Herrn Dupont von der Eure etwas Wunderliches und Unerklärliches hatte.

Herr Dupont von der Eure weigerte sich anfangs. Er trug durchaus kein Verlangen nach der Herrschaft, und seine Bescheidenheit ließ ihn die Last

derselben fürchten. Herr Laffitte jedoch bestimmte ihn. Herr Laffitte war seit langer Zeit vom Herzog von Orleans unterjocht gewesen und hatte sich seit dem wichtigen Dienst, den er ihm erwiesen, noch inniger an ihn angeschlossen: im Anfang, weil er das Bedürfniß fühlte, in der Person seines königlichen Schützlings sich selbst möglichst zu heben, und dann, weil es zu den Ränken unserer Eitelkeit gehört, daß wir uns denjenigen anschließen, die uns viel verdanken, eben wegen des Guten, das wir ihnen erweisen. Aber, da bei Herrn Laffitte das Zartgefühl eines sehr kitzlichen Herzens seine natürliche Ermäßigung in einer außerordentlichen Feinheit des Geistes fand, so war er gewonnen worden, ohne vollkommen überzeugt, und verführt, ohne getäuscht zu sein. Er suchte sich also gegen das Ungestüm seiner eigenen Neigungen zu verwahren, indem er einen Mann zu sich berief, dessen Freundschaft muthvoll und strenge war, und besser konnte er nicht wählen als Herrn Dupont von der Eure, zumal da in den Augen des Volkes die Zustimmung eines solchen Mannes eine Bürgschaft und, es mochte geschehen, was da wollte, eine Entschuldigung zu Gunsten des Herrn Laffitte war.

Daher die Beharrlichkeit, womit er darauf bestand, daß sein Freund das Ministerium der Justiz annehmen solle. Er flehte ihn eigentlich an, nahm ihn bei den Händen, drückte sie in den seinigen, und unterstützte seine Bitte mit allem, was auf einen großherzigen Mann einzuwirken vermag. Herr Dupont von der Eure gab endlich nach und ließ sich dem Reichsverweser vorstellen. Der Prinz empfing ihn mit vieler Leutseligkeit und Herzlichkeit. Der neue Minister begann damit, unverhohlen seinen Widerwillen gegen die Ausübung der Gewalt zu äußern. Er sagte, er sei kein Hofmann, seine Gewohnheiten, wie seine Neigungen seien republikanisch. Der Prinz antwortete, es werde keinen Hof mehr geben, und er bedauere selbst, nicht in einem republikanischen Lande, wie Amerika, leben zu können. Dupont von der Eure verschwieg ihm seine Besorgnisse nicht, und während dieser ganzen Unterhaltung war seine Sprache die eines freien Mannes.

Aber welchen Platz konnte ein Bürger dieses Schlages im Schooße einer neuen Monarchie und mitten unter Emporkömmlingen einnehmen, die sich in der Schmeichelei, in feinen Sitten, in der Intrigue versuchten? Eine gesunde Vernunft, ein unerbittlicher Menschenverstand, ein freimüthiges Wesen, Gutherzigkeit neben ehrenwerther Derbheit, ein großer Geschäftseifer sind keine genügenden Eigenschaften, um die Verwickelungen zu beherrschen, die in einer verderbten Gesellschaft aus der Kreuzung der Interessen und dem Spiel der Leidenschaften erwachsen. Herr Dupont von der Eure trat mit ähnlichen Eigenschaften wie Roland, aber unter weit ungünstigeren Umständen in's Ministerium. Nun weiß man, daß Roland sich nicht die

Neigung Ludwig's XVI erwerben konnte, der doch sehr geeignet war, einfache und bescheidene Tugenden zu würdigen und zu schätzen.

Ueberdies befand sich in diesem Ministerium neben Dupont von der Eure Herr Guizot, ein trockener, hochmüthiger, alles seinem Stolze opfernder und unter dem äußeren Schein von Ruhe leidenschaftlicher Mann. An seiner edlen, aber finstern Stirne, seiner trockenen, scharf geschnittenen Lippe, seinem kalten, hohnvollen Lächeln und einer gewissen Gebeugtheit des Körpers, welche die Unruhe der Seele verrieth, war er leicht zu erkennen. Wir haben ihn seitdem in den Versammlungen gesehen: man erkannte sein gallichtes, ärgerliches Gesicht schon von Weitem unter allen andern heraus. Von seinen Gegnern gereizt, heftete er einen Blick auf sie, der die Bereitwilligkeit ausdrückte, mit Beleidigungen um sich zu werfen, und richtete mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zorn und Spott seinen Kopf auf der gewölbten Taille empor. Protestant und Professor, gab ihm sein peremtorisches Geberdenspiel, sein dogmatischer Ton etwas Unbezwingbares; indeß beruhte seine Festigkeit lediglich auf äußerem Schein: denn im Grunde war er ein Geist ohne Thatkraft, und seinem Willen ermangelte es an aller Lebensfrische. Selbst die Konsequenz, die man in Herrn Guizot's Schriften bemerkte, war weiter nichts als die Hartnäckigkeit des Lehrers, der sich vor seinen Zöglingen nicht widersprechen will. Man hielt ihn für grausam: er war es vielleicht nur in seinen Reden; aber ein raffinirter Hochmuth lag darin, daß er sich gerne Blößen gab, und er, der seine Tugenden mit Vergnügen im Stillen ließ, hatte Laster, die er zur Schau trug. Die Unbeständigkeit seines politischen Charakters war im Jahre 1830 für Niemand ein Geheimniß, und die Erinnerung an seine Rolle von 1815 hatte ihm lebhafte Angriffe zugezogen. Er kümmerte sich wenig darum: treu in seinen Freundschaften, damit Niemand Ursache haben sollte, es zu bereuen, daß er auf sein Glück gerechnet, hatte er sich immer den Anschein gegeben, als verachte er seine Feinde, damit man nicht glauben solle, er fürchte sie. Sein Talent bestand darin, unter der Feierlichkeit des Ausdruckes und dem Gepränge von Formeln eine ungemeine Gedankenarmuth und Gesinnungen ohne alle Größe zu verbergen. Gleichwohl hatte sein Wort großes Gewicht, und seine Uneigennützigkeit, der würdevolle Ernst seines Lebens, seine häuslichen Tugenden, die Strenge seiner Sitten verschafften ihm bedeutende Geltung inmitten einer frivolen, lüsternen Gesellschaft. Dazu kommt, daß er, wie Casimir Perier, die Kunst besaß, gemeine Pläne zu adeln und zu dienen, indem er zu herrschen schien.

Paris hatte auf einmal ein anderes Aussehen angenommen. Die Magazine öffneten sich auf's Neue, die Geschäfte nahmen wieder ihren gewöhnlichen Gang. Eine der letzten Handlungen der Munizipalkommission war,

daß sie die Verfallzeit für Handelsgegenstände um zehn Tage verlängerte. Die Aufhebung aller Handelsbeziehungen hatte Einige wirklich zu Grunde gerichtet, und bot dagegen Anderen einen Vorwand zur Unehrlichkeit. Wenn man die Gesellschaften aufrührt, steigt immer auch etwas Schlamm an die Oberfläche herauf.

Am 31., Morgens fünf Uhr, kam Karl X in Trianon an. Der Dauphin war in Saint-Cloud geblieben, das er erst um Mittag verließ. Bevor er jedoch abreiste, wollte er eine letzte Anstrengung versuchen. Eine Kompagnie stand an einem Ende der Brücke von Sèvres, und vom anderen Ende gingen zahlreiche Flintenschüsse aus. Auf Befehl des Dauphin begibt sich der Herzog von Levis zu den Truppen, um sie zum Widerstande aufzumuntern. Der Bataillonschef, der sie kommandirte, stand unbeweglich, die Arme über die Brust gekreuzt und wie in tiefes Nachdenken versunken, am Brückenkopfe. Der Herzog von Levis richtet das Wort an ihn, aber vergebens. Von dieser Szene in Kenntniß gesetzt, gallopirt der Dauphin herbei und beginnt eine Rede an die Truppen. Keine Bewegung, nicht ein einziger Ruf. Verzweiflungsvoll reitet er auf die Brücke, aber als er sieht, daß man ihm nicht folgt, kehrt er zornig und beschämt nach Saint-Cloud zurück.

Die Kompagnie, deren Eifer so eben der Dauphin auf die Probe gestellt hatte, wurde von Herrn Quartery befehligt. Ihr Abfall überlieferte dem Volke eine Kanone und die Brücke von Sèvres.

In Saint-Cloud gab der Prinz Befehl zur Abreise. Soviel Demüthigung hatte seine Züge verstört und die Unordnung, die in seinen Gedanken herrschte, noch größer gemacht. Als er vor der Fronte des 6. Garderegiments vorüberritt, machte er vor dem Obersten Halt und sagte zu ihm: „Nun, das 3. ist übergegangen, können Sie auf Ihre Leute rechnen?“ Der Oberst antwortete mit Würde, jeder werde seine Pflicht thun. Der Prinz that einige Schritte, ohne ein Wort zu sprechen, aber als er einen Soldaten bemerkte, der seinen Kragen nachlässig zugehakt hatte, rief er ihm zu: „Du hast dein Collet sehr schlecht an.“ Eine unwillkürliche Regung des Unmuthes that sich in den Reihen kund: die Soldaten konnten jetzt beurtheilen, was alle diese Herrscher von Nationen, in der Nähe betrachtet, werth sind.

Nachdem das Zeichen zum Rückzug gegeben war, schlugen die Artillerie und das 1. Garderegiment die Straße nach Ville-Neuve-l'Etang ein, während die Voltigeurs vom 6. mit Flintenschüssen die Plänkler aufzuhalten suchten, die auf den großen Eingang des Schlosses zueilten. Diese plötzliche Flucht, diese Flucht ohne Kampf, verletzte die treu gebliebenen Truppen tief. In ihrem Aerger, dessen Ausdruck kaum der gewohnte Respekt milderte,

setzten mehrere Grenadiere ihre Mützen verkehrt auf, gleichsam um, soviel an ihnen wäre, den Insurgenten, die sie verfolgten, die Stirne zu bieten. Die Offiziere marschirten gesenkten Hauptes und einige vergossen Thränen.

Bei ihrer Ankunft in Versailles wurden die Regimenter unter einander geworfen, ein Theil auf dem Waffenplatze, der andere auf einer Ebene vor dem Gitterthore du Dragon. Es war keine Vorsichtsmaßregel ergriffen worden, und die Offiziere hatten viele Mühe, ihren, von Ermattung und Verdruß niedergebeugten Soldaten Lebensmittel zu verschaffen. Aber bereits mischte sich Zorn in den Schmerz, und die Desertion begann. Das Bivouak währte seit einigen Stunden, und noch waren die Truppen nicht gemustert worden. Man fragte sich mit Ueberraschung in den Reihen, was die Prinzen so fern von denjenigen zurückhalte, die in ihrer Anwesenheit eine neue Aufforderung zur Treue gesehen und frischen Muth geschöpft hätten. Zeugen des Umsichgreifens der allgemeinen Unzufriedenheit, begaben sich Herr Sala und einer seiner Kameraden, beide Offiziere vom 6. Garderegiment, an die Thore von Trianon. Aber unterwegs begegneten ihnen die Herren von Guiche und von Ventadour, die ihnen sagten, daß man im Begriff stehe, weiter zu marschiren. Jetzt brachen sie aus und beklagten sich über die unbegreifliche Verwirrung, in welcher man die königliche Armee lasse. „Niemand kommandirt“, sagten sie; „höchstens zeigen sich einige Generäle, die mit gleichgültigen Gesichtern und Epauletten auf Civilröcken mitten unter uns herumspazieren. Die Dienste sind nicht geregelt; nichts ist versucht worden, um die Fehler wieder gut zu machen, welche überall Muthlosigkeit verbreitet haben. Was will man aus der Armee machen? Man sage es uns. Ist es nicht Zeit, daß das Hofleben aufhöre und das Leben im Feldlager seinen Anfang nehme?“ Ein Befehl zum Aufbruch war die einzige Antwort, die auf diese militärischen Klagen ertheilt wurde.

Obgleich ein neues Ministerium ernannt worden war, hatten die alten Minister doch nicht aufgehört, den König zu begleiten und zu berathen. In Trianon hielten sie Sitzung. Herr von Guernon-Ranville war der Ansicht, der König könne vor Unterwerfung der Rebellen nicht nach Paris zurückkehren; es bleibe jetzt gar nichts anderes mehr zu thun, als sich nach Tours zurückzuziehen und daselbst sogleich die beiden Kammern, sämmtliche Generäle, die höchsten Staatsbeamten und Würdeträger des Reichs einzuberufen. Nach Herrn von Guernon-Ranville war dies das beste Mittel, den Aufstand zu desorganisiren und die Führer aus der Fassung zu bringen. Diese Ansicht wurde angenommen und man verfaßte mehrere Zirkulare. Sie warteten nur noch auf die Unterschrift Karls X, und er zeigte sich geneigt, zu unterzeichnen. Aber auf einmal änderte er seinen Entschluß und that es seinen Mi-

nistern kund, die in Verzweiflung über solch zaghaften Wankelmuth die Rundschreiben zerrissen und ihre Trümmer in das Bassin von Trianon warfen.

Soviel ist wahr, daß der König es nicht über sich gewinnen konnte, einen bestimmten Schluß zu fassen. Der Aufenthalt in Trianon hielt ihn mit tausend Banden zurück, aber er war hier von Gefahren umgeben. Auf die dringenden Vorstellungen des Herrn von La Rochejacquelein und die beunruhigenden Nachrichten des Generals Bordesoulle beschloß er endlich, nach Rambouillet weiter zu reisen, und die Truppen erhielten Befehl, nach Trappes zu marschiren. Sie setzten sich in Bewegung, nachdem sie die von den Deserteurs weggeworfenen Patrontaschen zerrissen und mehrere der Flinten, womit die Ebene übersäet war, in den Kanal des Parks geworfen hatten. Die Unordnung dieses nächtlichen Rückzuges läßt sich nur mit den Folgen einer wirklichen Niederlage vergleichen. Artillerie, Infanterie, Kavallerie, alles wälzte sich im verworrenen Gemische in der Dunkelheit dahin. Flintenschüsse, die in die Luft hinauf oder im Gehölze abgefeuert wurden, ließen jeden Augenblick einen neuen Angriff befürchten. Es war mehr, als ein Rückzug: es war eine ungeordnete Flucht.

Die königliche Familie ihrerseits hatte alle ihre Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Man war dahin übereingekommen, der General Bordesoulle solle an der Spitze seiner Division in Versailles bleiben, der Dauphin in Trappes übernachten, und Karl X endlich zu Pferd den einen Weg einschlagen, während die Herzogin von Berry und ihre Kinder zu Wagen einen anderen machten, so jedoch, daß sie beim Ausgange des Gehölzes auf der Straße nach Rambouillet wieder zusammenträfen.

Ehe er Trianon verließ, hörte der König die Messe in einem großen Zimmer, wo sich in einer Nische ein Kapellchen befand. Als man ihm die Stunde der Abreise meldete, fand man ihn in fromme, melancholische Sammlung versunken. Sofort ging er sehr langsamen Schrittes und, wie durch Erinnerungen weich gemacht, von Zeit zu Zeit sich umdrehend, durch die einsamen Säle dieses Palastes Ludwigs XIV. Es war Mitternacht, als die vom Fluche des Landes getroffene Familie im Schlosse Rambouillet anlangte. Kaum sechzehn Jahre früher hatte eine nicht minder furchtbare Katastrophe in dieses selbe Schloß die Kaiserin Marie Louise geführt, die vor dem Schicksale der Schlachten, vor ihrem eigenen Vater floh und die Hausgötter des Kaiserreiches mit sich nahm. Diese Gärten, wo der junge Heinrich jetzt in Erwartung der so nahen Stunde des Exils in kindlicher Lust zu schäkern dachte, hatte auch der kleine König von Rom mit gleicher Sorglosigkeit und in einem so ziemlich ähnlichen Unglück betreten. Aehnlichkeiten, deren Eigenthümlichkeit alltäglich geworden ist! Ewige Wiederholungen des Schicksals! Die Flüchtlinge gingen in den Hof hinab, der in diesem Augen-

blicke öde und stumm war. Nur der Mond beglänzte die Fenster des Thurmes. Der kleine Herzog von Bordeaux war in den Armen seines Gouverneurs eingeschlafen. Karl X ließ müde seinen Kopf auf die Brust sinken und weinte. Genügend — er bewies es später — auf einen gänzlichen Untergang vorbereitet, beugte er sich unter den Anfängen seines Unglücks.

Am anderen Tage kam das Militär aus Trappes an. Am Eingange des Waldes von Rambouillet liegt ein kleines Dorf, Namens Veray: hier machten mehrere Regimenter Halt, andere marschirten in die Stadt. Das 2. Regiment der Garde zu Fuß, das rechts und links von der Straße gelagert war, bildete den Nachtrab mit dem 3. und der Gensdarmerie. Hier wurden einige Vorsichtsmaßregeln getroffen: man deckte sich durch Vorposten, aber eine unheilbare Entmuthigung hatte bereits einen Theil der Truppen ergriffen. Jeden Augenblick kamen Malleposten und Diligencen mit der dreifarbigen Fahne auf der Straße einher; Insurgenten ritten unter den Augen der Soldaten vorüber, ohne daß der Befehl gegeben wurde, sie aufzuhalten; die ganze Armee, ihrer Führer beraubt, unbekannt mit dem Stande der Dinge, ungewiß über das, was sie thun sollte, sowie über das, was sie wünschen durfte oder fürchten mußte, glich nur noch einem Haufen von Flüchtlingen. Ein Augenblick kam, wo die ganze Nachhut sich in Bewegung setzte und geneigt schien, sich nach Versailles zurückzuziehen. Davon benachrichtigt, ritt der General von La Rochejacquelein herzu, läßt die Trommel schlagen, die Soldaten nach den Waffen greifen, wendet sich dann mit beredter Rührung an sie, ruft ihre Ehre an und erinnert sie an ihren Eid, sowie an die Heilighaltung, die sie ihrer Fahne schulden. Es lebe der König! riefen jetzt die Truppen, und dieser, der militärischen Treue gegebene Impuls war so lebhaft, daß, als ein Voltigeur vom 2. Regiment desertiren wollte, seine Kameraden ihre Säbel auf ihn zückten.

Eine Szene der Begeisterung hatte am Morgen stattgehabt: die Dauphine war mitten durch Gefahren hindurch, denen sie mit Hülfe einer Verkleidung entging, aus Dijon nach Rambouillet gekommen. Diese Prinzessin hatte eine rauhe Stimme, eine strenge Stirne und eisiges Benehmen; das Unglück, das sie schon in der Wiege getroffen, schien alle Quellen zarteren Gefühles in ihr vertrocknet zu haben. Gleichwohl war sie bei der Garde beliebt, weil sie für diese getreuesten Vertheidiger der königlichen Personen stets eine thätige und umsichtige Fürsorge an den Tag gelegt hatte. Als sie über das Feld kam, stürzten sie sich auf ihren Weg. Sie begrüßte weinend die Krieger, und diese schwangen unter Ausrufungen der Treue ihre Säbel in der Luft. Aber es war dies der letzte Ausbruch einer Ergebenheit, die aus Mangel an Aufmunterung sehr bald erlöschen mußte.

Als Karl X diese Prinzessin sah, deren Augen so viele Thränen ver-

schlossen hatten, ging er mit ausgestreckten Armen auf die Tochter Ludwig's XVI zu, und lautes Schluchzen mischte sich in die ersten Umarmungen. „So sind wir denn“, sagte die Dauphine, „hoffentlich auf immer beisammen.“

In Rambouillet, einem prachtvollen Lustschlosse, wo so viele Fürsten im Schooße der Vergnügungen vergessen hatten, wie viel das Volk leiden muß, damit ein König sich belustige; in Rambouillet, wo Karl X selbst noch am 26. Juli sich von den Anstrengungen der Jagd erholt hatte, während seine Ordonnanzen Paris in Flammen setzten, gab es in diesem Augenblick im höchsten Fall eine Herberge für die flüchtige Familie. Um die Mundbedürfnisse seiner Haustruppen zu bestreiten, sah sich der König von Frankreich genöthigt, sein Silbergeschirr zu verkaufen, die Dauphine konnte sich keine neuen Kleider verschaffen und klagte über Mangel an Wäsche. Endlich, um so vielen Bitterkeiten die Krone aufzusetzen, kam an diesem Tage der Oberst des 15. leichten Regiments und stellte dem König seine Fahne zurück. Dreißig Mann begleiteten ihn, alle anderen waren desertirt.

Die Gardes-du-Corps hatten sich im Park ausgebreitet und im Fasanengarten eine Menge Wildpret geschossen. Dies war eine der bittersten Schmerzen für Karl X; denn da seine Seele nicht stark genug war für seine Rolle, so hielt er mehr an den kleinen Vortheilen der Größe, als an der Größe selbst fest. Der Jäger fand sich beinahe untröstlich wieder in dem resignirten König.

Am 1. August erhielt der Herzog von Orleans folgende Ordonnanz von Karl X.

„Der König, welcher den Unruhen in der Hauptstadt und einem anderen Theile Frankreichs ein Ziel zu setzen wünscht und überdies auf die aufrichtige Ergebenheit seines Vetters, des Herzogs von Orleans, rechnet, ernennt diesen zum Reichsverweser.

„Der König hat für gut gefunden, seine Ordonnanzen vom 25. Juli zurückzunehmen, er billigt es, daß die Kammern am 3. August zusammenkommen, und er will hoffen, daß sie die Ruhe von Frankreich wieder herstellen werden.

„Der König wird die Rückkehr der Person, welche den Auftrag erhalten hat, diese Erklärung nach Paris zu bringen, abwarten.

„Sollte man nach dem Leben des Königs und seiner Familie oder nach seiner Freiheit trachten, so würde er sich bis zum Tode vertheidigen. Gegeben zu Rambouillet den 1. August.

„Karl.“

Diese Botschaft kam Morgens sieben Uhr ins Palais-Royal. Herr Dupin der ältere hatte sich bereits zu dem Herzog von Orleans begeben. Zit-

ternd und bebend, er möchte die Wohlthat einer königlichen Freundschaft verlieren, rieth Herr Dupin dem Prinzen, auf die Botschaft Karls X eine energische Antwort zu ertheilen, die geeignet wäre, die Sache des Hauses Orleans entschieden von der des älteren Zweiges zu trennen. Er ging sogar so weit, die Abfassung dieser Antwort selbst auf sich zu nehmen. Der Brief, den er schrieb, war rauh und mitleidlos. Der Herzog von Orleans las ihn, legte ihn selbst in das Couvert und hielt bereits das Siegellack an das Licht, als er sich auf einmal anders zu besinnen schien und sagte: „Die Sache ist zu wichtig, als daß ich nicht meine Gemahlin darüber fragen sollte." Er geht in ein Zimmer daneben und erscheint nach einigen Augenblicken wieder mit demselben Couvert in der Hand, das sofort dem Abgesandten Karls X übergeben wird. Der Brief, den dieses Couvert in sich schloß, brachte bei dem alten Monarchen eine sanfte Rührung hervor: er war herzlich und voll von Versicherungen der Treue. Karl X war so bewegt davon, daß von diesem Augenblicke an alle seine Bedenklichkeiten verschwanden. Er hatte gegen den Herzog von Orleans nie denselben Widerwillen gehegt, wie viele seiner Höflinge, und erst vor Kurzem einen glänzenden Beweis davon gegeben, indem er dem General Trogof befahl, sämmtliche Exemplare der Memoiren von Maria Stella zu konfisciren, einer Schmähschrift gegen den Herzog von Orleans, welche die Höflinge mit boshafter Freude zirkuliren ließen. Er war daher hoch erfreut, in diesem Prinzen den Protektor seines Enkels zu finden, und überzeugt, daß die Loyalität des Herzogs von Orleans die beste Bürgschaft für die dem Herzog von Bordeaux bestimmte königliche Zukunft sei, führte er ohne Säumen einen Plan aus, den er bis jetzt nur unbestimmt entworfen hatte. Nicht zufrieden, selbst abzudanken, benützte er seine unbeschränkte Herrschaft über den Dauphin dazu, auch ihn zur Abdankung zu veranlassen, in der festen Ueberzeugung, dies müsse zum Wohl seiner Dynastie gereichen.

Inzwischen gab der Herzog von Orleans nach der so eben beschriebenen Szene allen hohen Personen, die bereits sein Glück anzubeten kamen, Audienz. Herr Laffitte, den der Prinz zu sich gebeten hatte, traf die Herren Casimir Perier, von Broglie, Guizot, Dupin, Sebastiani, Molé, Gerard bereits im Schlosse. Dieser Eifer machte ihn ein wenig verdutzt, denn er glaubte ein Recht zu haben, vor allen andern empfangen zu werden. Aber der Herzog von Orleans ging ihm lebhaft entgegen und sagte ihm die süßesten Schmeichelworte, während die Anwesenden, dem Prinzen zu gefallen, sich in Huldigungen, welche sie der Macht des Günstlings darbrachten, überboten. Der Herzog von Orleans wußte, wie unwiderstehlich die Schmeicheleien sind, die von oben kommen, und überdies kannte er Herrn Laffitte. Er nahm ihn mit einer Art freundschaftlicher Zuthulichkeit beim Arme und

wandte sich dann zu den Andern mit den Worten: „Meine Herren, folgen Sie uns.“ Und so zog er den wohlhabenden Plebejer entzückt, ja bezaubert durch dieses einzige Wort, das ihm einen so großen Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu versprechen schien, in das anstoßende Gemach. Nach einigen Redensarten, die ohne Zweifel bestimmt waren, durch den äußeren Anschein von Bescheidenheit den Glanz einer plötzlichen Erhebung zu ermäßigen, erzählte der Herzog von Orleans mit geheimnißvoller Miene die Botschaft, durch welche Karl X ihn zum Reichsverweser ernannt, und fügte hinzu, man wolle ihm dadurch offenbar blos in den Augen der Revolutionäre kompromittiren: er kenne an diesem Zuge ganz deutlich die ältere Linie. Ja er trieb die Bitterkeit seiner Klage so weit, daß Herr Laffitte die Vertheidigung Karls X gegenüber dem Manne übernahm, der im Begriff stand, sich seiner Krone zu bemächtigen.

An demselben Tage empfing der Herzog von Orleans die Munizipalkommission, welche kam, um alle Gewalten der Revolution in seine Hände niederzulegen. Der Prinz war von ihrer Absicht sehr frühzeitig in Kenntniß gesetzt worden durch einen Brief, welchen die Kollegen des Herrn Mauguin ohne sein Wissen abgeschickt hatten, weil sie seine Opposition fürchteten. So eilte jeder der neuen Macht zu. Der Herzog von Orleans empfing mit vieler Leutseligkeit die Deputation, an deren Spitze der General Lafayette stand. Im Augenblick, wo die Kommissäre abgingen, flüsterte ein Adjutant Herrn Mauguin etwas in's Ohr und führte ihn in ein Kabinet, wo Herr Guizot eine Antwort auf das Schreiben abfaßte, in welchem die Munizipalkommission ihr Amt niedergelegt hatte. Herr Guizot theilte seinen Kollegen diese Antwort mit, die er im Namen des Reichsverwesers schrieb. Der Prinz dankte darin der Regierung vom Stadthause für den Patriotismus, welchen sie beurkundet, nahm ihre Entlassung an, ersuchte sie aber, bis auf weitere Befehle permanent zu bleiben. „Befehle!“ rief Herr Mauguin lebhaft. — „Ah, das Wort scheint Ihnen zu derb“, versetzte Herr Guizot. „Nun gut, ich will schreiben: Instruktionen.“ Lächerliche, hohnvolle Huldigung gegen eine Behörde, die selbst ihr Nichts ausgesprochen hatte!

Um übrigens alle Gefahren, die aus dieser eifrigen Entwaffnung der Revolution erwachsen konnten, zu beseitigen, machten die Häupter der Bourgeoisie mit patriotischen Demonstrationen Lärm. Die Journale priesen die Größe der Pariser im Tone einer Epopöe. Subskriptionen wurden von allen Seiten eröffnet: eine bittere Versüßung der Trauer so mancher Familien! Man veröffentlichte die Zahl der Todten, man interessirte sich für das Schicksal der Verwundeten, mit einem Wort, man übertölpelte das Volk mit seinem eigenen Enthusiasmus. Unter diesen heroischen und rührenden Zerstreuungen achtete man weniger auf die Ränke der Ehrgeizigen.

Die Spitäler waren vollgedrängt von Verwundeten. Man beschloß im Palais-Royal, ihnen einen feierlichen Besuch zu machen. Die Herzogin von Orleans, Madame Adelaïde und die Prinzessinnen Louise, Marie und Clementine begaben sich in's Hotel-Dieu, begleitet von den Herren Barbé-Marbois, Berthois, Alexander von Laborde, Delaberge, Degousée u. s. w. Als sie in diese trauervollen Säle traten, wo so viele Leiden sich zusammengefunden hatten, überkam die jungen Prinzessinnen eine schmerzliche Rührung. Die Herzogin von Orleans vermochte ihre tiefe Bewegung kaum durch die natürliche, würdevolle Gemessenheit ihrer Haltung zu mäßigen. Durch ihre Frömmigkeit zu erhaben über die Dinge dieser Welt, um einen Akt der Humanität zu einer Berechnung des Interesses herabzuwürdigen, richtete sie an die ersten Verwundeten, die der Zufall auf ihren Weg legte, freundliche Worte: es waren königliche Gardisten. „Kommen diese Damen, um unsere Feinde zu trösten?" murmelte mit erlöschender Stimme ein Juliuskämpfer. Herr Degousée, der diese Worte hörte, reichte der Prinzessin Clementine den Arm, ging schnell auf die Herzogin von Orleans zu und sagte zu ihr: „Madame, es ist nicht bloß ein Besuch der Humanität, es ist ein politischer Besuch"; dabei deutete er mit dem Finger auf ein Bett, über dem eine dreifarbige Fahne hing. In diesem Bett lag ein junger Mann, dem eine Kugel ein Bein weggerissen hatte. Die Gluth des Fiebers und der Begeisterung leuchtete aus seinen Augen. Madame Adelaïde lief auf ihn zu, und als sie sich in tröstenden Worten gegen ihn ergoß, sagte er, seine Blicke zu der Fahne emporrichtend, die über seinem Haupte hing: „Das ist meine Belohnung." — „Woher sind Sie?" fuhr Madame Adelaïde fort. — „Von Randan." — „Ah, das freut mich. Wir haben ein Schloß da: Sie werden Ihre Rekonvalescenz dort zubringen, nicht wahr?" Dann wandte sich die Prinzessin zu Herrn Degousée und fragte ihn leise: „Nun, sind Sie zufrieden?" Abends speiste Herr Degousée im Palais-Royal. Im Augenblick, als er sich entfernen wollte, sagte Herr von Berthois zu ihm: „Sie werden Ihren Weg hier nicht machen. Sie sagen nützliche Wahrheiten, aber zu ungeschminkt."

Man weiß, was Karl X bestimmt hatte, so unbekümmert abzudanken. Der Dauphin hatte sich ohne Murren dem Willen seines Vaters unterworfen, aber in's Geheim seufzte er und malte sich die Folgen einer Abdankung in den schwärzesten Farben vor. Gleichwohl hätte er es für eine Verläumdung gegen die gesammte Nachkommenschaft Ludwig's XIV gehalten, wenn er einem Prinzen von seinem Geblüte die Absicht zugetraut hatte, sich der Krone zu bemächtigen. Ebenso dachte auch die Dauphine. In einer Unterhaltung, welche sie am 2. August mit einem der getreuesten Diener ihres Gemahls hatte, schien blos eine Sorge sie zu beschäftigen: sie fragte, ob unter den Auspizien des Herzogs von Orleans und mitten in den Stürmen einer Re-

gentschaft der junge Heinrich nicht wahrscheinlich in Grundsätzen erzogen würde, welche den Traditionen der Monarchie und der Kirche zuwiderlaufen. Karl X seinerseits, ich wiederhole es, dachte nicht daran, daß sein Sturz den seines Enkels nach sich ziehen könnte, besonders in einer Krisis, die zu beherrschen der erste Prinz von Geblüt berufen sei. Sein Vertrauen in dieser Beziehung war so groß, daß er den General von Latour-Foissac zu sich beschied und ihm in Anwesenheit des Barons von Damas allerhand Instruktionen in Beziehung auf die Rückkehr des Herzogs von Bordeaux nach Paris gab. Zugleich ermächtigte er ihn, je nach Befund der Umstände über die Truppen zu verfügen, die sich noch in der Hauptstadt befänden. Endlich stellte er ihm die Abdankungsakte zu, deren Inhalt man weiter unten lesen wird, und beauftragte ihn, sie dem Herzog von Orleans zu bringen.

Der General Latour-Foissac reiste alsbald von Rambouillet ab und kam am Abend des 2. August im Palais-Royal an. Er dringt in die Wohnung des Prinzen und verlangt, vorgestellt zu werden. Der Adjutant, an den er sich wendet, weigert sich förmlich; der General besteht darauf und erklärt sich für einen Abgesandten Karl's X. Neue Weigerung von Seiten des Adjutanten. „Mein Herr“, ruft der General Latour-Foissac, „es handelt sich um unsere theuersten Interessen: die Botschaft, die ich bringe, ist von der höchsten Wichtigkeit.“ Der Adjutant hatte ohne Zweifel bestimmte Befehle erhalten, denn er blieb unbeugsam, und sagte dem Abgesandten Karls X bloß, am anderen Tag sei Sitzung in der Deputirtenkammer; er solle seine Botschaft bis dahin vertagen. Die Verwunderung des Herrn von Latour-Foissac erreichte den höchsten Grad. Bei seiner Ankunft im Palais-Royal hatte er Leute vom Volke auf den Stufen der Treppen liegen gesehen; er konnte nicht genug staunen über die Freiheit, womit man im Palaste herumging, und die Bewegung, die hier herrschte, hatte sogar dramatische Erinnerungen in ihm erweckt. Es war ihm daher unbegreiflich, daß er, der Abgesandte eines überwundenen, aber noch nicht entthronten Königs, er, welcher dem Reichsverweser die Abdankung dieses Königs überbringen sollte, hier, wo einfache Neugierige ohne Weiteres vorgelassen wurden, keinen Zutritt erlangen konnte. Er schloß aus diesem verwunderlichen Umstand, daß der Herzog von Orleans durch geheime Emissäre von seinem Besuche in Kenntniß gesetzt worden sei, und sich entschlossen habe, ihm auszuweichen, sei es nun, um einem Abgesandten Karl's X nicht das Geheimniß seiner Pläne preiszugeben, welches vielleicht sein Mienenspiel verrathen hätte, oder um sich nicht selbst vor einem offiziellen Unterhändler durch gar zu bestimmte Versprechungen zu fesseln.

In der Verlegenheit, in welche ihn diese Muthmaßungen setzten, beschloß Herr von Latour-Foissac, den Herzog von Mortemart um seine Ver-

wendung anzugehen. Sie setzten sich beide in einen Wagen und fuhren nach dem Palais-Royal. Als der Fiaker Halt machte, stieg der Herzog von Mortemart allein aus, empfing die Depesche aus den Händen des Herrn von Latour-Foissac und versprach, sie dem Prinzen nur zu übergeben, nachdem er alle seine Ueberredungskunst aufgeboten habe, um ihm zu der gewünschten Unterredung zu verhelfen. Nach einigen Augenblicken erschien er wieder. Der Herzog von Orleans hatte die Depesche angenommen, weigerte sich aber förmlich, denjenigen zu empfangen, dem Karl X sie anvertraut hatte.

Da er nichts erlangen konnte, bat der General Latour-Foissac, man möchte ihm wenigstens gestatten, die Herzogin von Orleans zu besuchen, an die er zwei Briefe hatte: einen von Frau von Gontaut, den anderen von Mademoiselle. Diesmal war er glücklicher und wurde, Dank der Vermittlung des Neffen von Herrn von Mortemart, der mit den Söhnen des Herzogs von Orleans gut bekannt war, in's Gemach der Prinzessin geführt. Bei Durchlesung des Briefes, den ihr mit noch ungeübter Hand das Kind geschrieben, dessen Liebkosungen sie so oft empfangen hatte, fing die Herzogin von Orleans an zu weinen. Sie verhehlte nicht, wie schmerzlich ihr diese neue, furchtbare Katastrophe sei, inzwischen erklärte sie sich nicht über die Pläne ihres Gemahles, sondern sagte bloß, die königliche Familie könne auf ihn rechnen, er sei ein ehrlicher Mann.

Die Abdankungsakte, die Herr von Latour-Foissac gebracht hatte, lautete folgendermaßen:

„Die Uebel, die meine Völker heimsuchen oder sie bedrohen könnten, haben mich zu schmerzlich berührt, als daß ich nicht nach einem Mittel hätte suchen sollen, ihnen vorzubeugen. Ich habe mich daher entschlossen, zu Gunsten meines Enkels abzudanken.

„Der Dauphin, der meine Gesinnungen theilt, verzichtet gleichfalls auf seine Rechte zu Gunsten seines Neffen.

„Sie werden daher in Ihrer Eigenschaft als Reichsverweser die Thronbesteigung Heinrich's V proklamiren lassen. Ueberdies werden Sie alle Ihnen zuständigen Maßregeln ergreifen, um während der Minderjährigkeit des neuen Königs die Regierungsform zu regeln. Ich beschränke mich hier, Ihnen diese meine Wünsche kund zu thun: es ist dies ein Mittel, vielem Unheil auszuweichen.

„Sie werden meine Absichten dem diplomatischen Corps mittheilen und mich sobald als möglich von der Proklamation in Kenntniß setzen, durch welche mein Enkel unter dem Namen Heinrich V als König anerkannt werden soll.

„Ich beauftrage den Generallieutenant Vicomte von Latour-Foissac, Ihnen diesen Brief zuzustellen. Er hat Befehl, sich mit Ihnen über die

zu treffenden Anordnungen zu Gunsten der Personen, die mich begleitet haben, sowie über die Anordnungen, welche mich selbst und meine übrige Familie betreffen, zu verständigen.

„Wir werden sofort die anderen Maßregeln, welche die Folge des Regierungswechsels sein werden, in's Reine bringen.

„Ich erneuere Ihnen, mein Vetter, die Versicherung der Gefühle, mit denen ich bin Ihr wohlgeneigter Vetter.

„**Karl.**"

Es war auffallend, daß Karl X die bedeutungsschwere Akte, welche die Nachfolgeordnung abänderte, in Briefform gefaßt hatte. Diese Nachlässigkeit war um so merkwürdiger bei einem Monarchen, welcher die Gesetze der Etikette mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu beobachten pflegte. Allein die Ergebenheitsversicherungen im Briefe des Herzogs von Orleans hatten das Gemüth Karl's X allem Mißtrauen verschlossen. Selbst die Art, wie die Abdankungsakte abgefaßt war, kann als ein feierlicher Beweis dafür betrachtet werden. Der Herzog von Orleans wurde darin als der natürliche Beschützer der Kindheit Heinrich's V betrachtet, und man überließ ihm unbedingt alle Maßregeln, welche der Wechsel der Umstände gebieten konnte.

Was war nun von dem Reichsverweser zu erwarten? Ein ehrenwerthes Ziel war seinen, wenn auch noch so kühnen, Wünschen gesteckt, und sein Ehrgeiz war zu spießbürgerlicher Natur, um ihn zu heroischen Wagnissen zu treiben. Wenn er das Königthum eines Kindes unter seinen Schutz nahm, so vereinigte er mit den Genüssen der Gewalt die Heilighaltung des Legitimitätsprinzipes, dessen Verletzung vielleicht nicht ohne Gefahr war, und sicherte sich die Vortheile der Monarchie, ohne ihre Grundfesten zu erschüttern. So dachten am Anfang diejenigen, die in der Seele des Prinzen zu lesen glaubten, und Herr Sebastiani führte eine Sprache, die diesen Ansichten gemäß war. Andere, wie Beranger, waren überzeugt, es hieße alles auf's Spiel setzen, wenn man die Sache nicht möglichst beschleunige, und man müsse selbst auf die Gefahr neuer Stürme hier einen Beschluß fassen, welcher die volle Macht der Bestimmtheit und Entschiedenheit habe. Mitten unter diesen verschiedenen Ansichten wagte der Prinz keinen auffallenden Schritt und sprach unaufhörlich von seinem angeborenen Widerwillen gegen die Sorgen einer so großen Macht. Aber zu gleicher Zeit erklärte er sich lebhaft über die Nachtheile einer Regentschaft und die Beschuldigungen, denen jede unentschiedene Lage Thor und Thür öffne; man erzählte sogar, er habe sich geäußert: „Heinrich V dürfte nur einmal Leibweh bekommen, so würde man mich in ganz Europa als Giftmischer verschreien."

Karl X befand sich in Rambouillet noch an der Spitze von mehr als zwölftausend Mann, und, obgleich gefallen, wurde dieses Königthum von achtunddreißig Feuerschlünden bewacht. Eine solche Nähe vermehrte die Schwierigkeiten einer Stellung, die schon von selbst so große Rückhaltung gebot. Ueberdies stand zu befürchten, die Herzogin von Berry könnte sich entschließen, selbst zu kommen und ihren Sohn der Großmuth der Pariser Bevölkerung anzuvertrauen. Man wußte im Palais-Royal recht gut, daß die Herzogin von Gontaut dies der Prinzessin gerathen hatte. Ein solcher Schritt mußte um jeden Preis hintertrieben und Mittel geschafft werden, Karl X zur Weiterreise zu nöthigen. Man beschloß daher, unter dem Vorwande, ihn vor den Ausbrüchen des öffentlichen Zornes zu schützen, Kommissäre zu ihm zu schicken mit dem Auftrage, seine Abreise zu beschleunigen und als eine Art Ehrengeleite bei ihm zu bleiben. Die Wahl des Prinzen fiel auf die Herren von Treviso, Jacqueminot, von Schonen und Odilon Barrot. Da es jedoch zweifelhaft war, ob diese Herren Zutritt bei Karl X finden würden, gab man ihnen auf den Rath des Herrn Sebastiani den Herzog von Coigny bei, der sie vorstellen und zugleich ihrer Sendung einen gewissen Charakter ehrerbietigen Schutzes geben sollte. Der Herzog von Treviso lehnte den Auftrag aus einem unstichhaltigen Grunde ab, und, ein merkwürdiges Spiel des Zufalls! sein Ersatzmann war der Marschall Maison, derselbe, der im Jahre 1814 den ältesten Bruder dieses Monarchen empfangen hatte, den man jetzt beinahe unter den Augen eines Prinzen seiner Familie vertrieb.

Die zu dieser Sendung erwählten Kommissäre begaben sich in's Palais-Royal. Der Herzog von Orleans sagte ihnen, Karl X wünsche selbst ein Sicherheitsgeleite, und äußerte, indem er ihnen ihre Instruktionen gab, die wohlwollendsten Gesinnungen gegen die ältere Linie. Auf Herrn von Schonens Frage, was sie zu thun haben, wenn man ihnen den Herzog von Bordeaux übergeben würde, rief der Prinz lebhaft: „Der Herzog von Bordeaux! der ist ja Ihr König!“ Die Herzogin von Orleans war zugegen. Tief gerührt ging sie auf ihren Gemahl zu und warf sich ihm in die Arme mit den Worten: „Ah, Sie sind der ehrlichste Mann im Königreich!“

Der Herzog von Orleans hatte alles zur Einschiffung und Verbannung der überwundenen Dynastie in Bereitschaft gesetzt. Der General Hulot wurde nach Cherbourg geschickt und erhielt den Befehl über die vier Departements, welche in der Richtung von Großbrittanien die Hauptstadt vom Meere trennen. Auch Herr Dumont von Urville erhielt Befehl, in aller Eile nach Havre zu reisen und daselbst zwei Transportschiffe einzurichten.

Zu gleicher Zeit druckte man im Courrier-Français, einem

Blatte, das die Einsetzung einer neuen Dynastie verfocht, einen Artikel, welcher die Illegitimität des Herzogs von Bordeaux beweisen sollte. *)

*) Die Vorschläge, welche der Herr Herzog von Mortemart der Pairskammer zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux gemacht hat, führen die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Frage zurück, die man jetzt endlich frei wird prüfen und erörtern können. Wir begnügen uns heute, das erste Dokument zu veröffentlichen, das in den englischen Journalen der betreffenden Zeit zu lesen war; in Frankreich ist es nie erschienen, und seine Veröffentlichung kommt jetzt eben recht; es ergänzt die Aehnlichkeiten, welche man bisher zwischen den Familien Stuart und Capet aufgefunden hat.

Folgendes ist der Wortlaut dieses Dokuments, welches unter dem Titel: Protestation des Herzogs von Orleans, im November 1820 in London veröffentlicht wurde.

„Se. Königl. Hoheit erklärt durch Gegenwärtiges, daß er förmlich gegen das Protokoll vom 29. September d. J. protestirt, welches beweisen soll, daß das Kind Charles-Ferdinand-Dieudonné der rechtmäßige Sohn Ihrer Königl. Hoheit der Herzogin von Berry sei.

„Der Herzog von Orleans wird zur geeigneten Zeit und am rechten Orte die Zeugen aufführen, welche über die Geburt des Kindes und seine Mutter Rechenschaft ablegen können; er wird alle nothwendigen Beweisstücke vorbringen, um klar und deutlich darzuthun, daß die Herzogin von Berry seit dem unglückseligen Tode ihres Gatten niemals schwanger gewesen ist, und er wird die Urheber der Machination bezeichnen, deren Werkzeug diese sehr schwache Prinzessin war.

„Vor der Hand, bis ein günstiger Augenblick zur Entschleierung dieser ganzen Intrigue kommt, kann der Herzog von Orleans nicht umhin, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die phantastische Szene zu lenken, welche nach obgedachtem Protokoll im Pavillon Marsan aufgeführt worden ist.

„Das Journal de Paris, welches, wie Jedermann weiß, das Vertrauen des Hofes besitzt, verkündete am verflossenen 20. August die nahe bevorstehende Entbindung in folgenden Worten:

„„Personen, welche die Ehre haben, in der Umgebung der Prinzessin zu sein, versichern uns, daß die Entbindung Ihrer Königl. Hoheit nicht vor dem 20. bis 28. September stattfinden werde.““

„Als der 28. September kam, was geschah da in den Gemächern der Herzogin?

„In der Nacht vom 28. auf den 29., Morgens um zwei Uhr, lagen sämmtliche Angehörige des Hauses im Bette, und die Lichter waren gelöscht; um halb drei rief die Prinzessin, aber Frau von Bathaire, ihre erste Kammerfrau, war eingeschlafen; Frau Lemoine, ihre Wärterin, war abwesend, und Herr Deneur, der Geburtshelfer, war entkleidet.

„Jetzt veränderte sich die Szene: Frau Bourgeois zündete ein Licht an, und alle Personen, welche in das Zimmer der Herzogin kamen, sahen ein Kind, welches noch nicht vom Leibe der Mutter abgelöst war.

„Aber wie lag dieses Kind?

Abends vier Uhr begaben sich die Kommissäre auf den Weg. Es war Nacht, als sie bei den Vorposten der königlichen Armee anlangten, die auf

„Der Arzt Baron erklärt, er habe das Kind auf seiner Mutter liegend und noch nicht abgelöst gesehen.

„Der Chirurg Bougon erklärt, das Kind sei auf seiner Mutter gelegen und noch durch die Nabelschnur verbunden gewesen.

„Diese beiden Praktiker wissen, wie wichtig es ist, nicht genauer zu erklären, wie das Kind auf seiner Mutter lag.

„Die Frau Herzogin von Reggio gibt folgende Erklärung ab:

„„Ich wurde auf der Stelle benachrichtigt, daß Ihre Königl. Hoheit Wehen habe; ich eilte augenblicklich zu ihr, und als ich in's Zimmer trat, sah ich das Kind auf dem Bette und noch nicht von seiner Mutter abgelöst.““

„Also lag das Kind auf dem Bette, die Herzogin auf dem Bette, und die Nabelschnur lag unter der Decke.

„Man merke, was Herr Deneux, der Geburtshelfer, sah, der um halb drei Uhr benachrichtigt wurde, daß die Herzogin Wehen habe, der sofort auf der Stelle zu ihr lief, ohne sich gänzlich angekleidet zu haben, der sie in ihrem Bette fand und das Kind schreien hörte;

„Man merke, was Frau von Goulard sagte, die um halb drei benachrichtigt wurde, daß die Herzogin Wehen habe, die auf der Stelle kam und das Kind schreien hörte;

„Man merke, was Herr Franque, Garde-du-Corps von Monsieur, sah, der an der Thüre Ihrer Königl. Hoheit Schildwache stand und die erste Person war, welche von dem Ereigniß benachrichtigt wurde durch eine Dame, die ihn um Einlaß bat;

„Man merke, was Herr Lainé sah, ein Nationalgardist, der vor dem Thore des Pavillon Marsan Schildwache stand, von einer Dame eingeladen wurde, heraufzukommen, heraufkam, in's Zimmer der Prinzessin geführt wurde, wo nur Herr Deneux und noch eine andere Person war, und der im Augenblick, wo er eintrat, bemerkte, daß der Zeiger auf zwei Uhr und fünfunddreißig Minuten stand;

„Man merke, was der Arzt Baron sah, der fünfunddreißig Minuten nach zwei Uhr kam, und der Chirurg Bougon, der einige Augenblicke nachher erschien;

„Man merke, was der Marschall Suchet sah, der auf Befehl des Königs im Pavillon de Flore wohnte, der auf die erste Nachricht, daß Ihre Königl. Hoheit Wehen verspüre, sich in aller Eile nach ihrem Gemache verfügte, aber erst fünfundvierzig Minuten nach zwei Uhr ankam und einige Minuten später aufgefordert wurde, der Abschneidung der Nabelschnur anzuwohnen;

„Man merke, was der Marschall von Coigny sehen mußte, der auf Befehl des Königs in den Tuilerien wohnte, nach der Entbindung Ihrer Königl. Hoheit gerufen wurde, sich schleunig nach ihrem Gemache verfügte, aber erst einen Augenblick nach Abschneidung der Schnur ankam;

„Man merke endlich, was alle die Personen sahen, die nach halb drei Uhr bis zu dem Augenblick der Abschneidung der Nabelschnur, welche einige Minuten nach Dreiviertel auf drei Uhr statthatte, eingeführt wurden. Aber wo waren denn die Verwandten der Prinzessin während dieser Szene, die wenigstens

beiden Seiten der Straße im Walde gelagert waren. Beim Schein der Feuer, welche von Entfernung zu Entfernung brannten, glaubten die Kommissäre drohende Gesichter zu bemerken, und sahen bloße Säbel blinken. Gleichwohl erreichten sie Rambouillet, geschützt durch den Namen des Herzogs von Coigny. Karl X weigerte sich, sie zu empfangen. Er fand es sonderbar, daß man ihm vier Menschen schicke, um ihn mitten unter seinem Heere zu bewachen, und ließ den Kommissären antworten, die Gebräuche seines königlichen Haushaltes gestatten ihm nicht, ihnen zu einer solchen Stunde Audienz zu ertheilen, inzwischen biete er ihnen für die Nacht die Gastfreundschaft des Schlosses an.

Die Kommissäre kehrten schleunigst nach Paris zurück und statteten alsbald Bericht ab. Der Herzog von Orleans, der im Bette lag, öffnete ihnen in eigener Person und empfing sie, ohne sich zuvor angekleidet zu haben. So bildeten also die beiden Monarchien den grellsten Kontrast. In Rambouillet wurde die Heiligkeit der Etikette bis zur Verwegenheit, im Palais-Royal wurde die Verachtung der Formen bis zu Vergessung der gewöhnlichsten Anstandsgesetze getrieben. Die Kommissäre ermangelten nicht, darauf aufmerksam zu machen. Dieser Monarch in Unterhosen, der vor ihnen stand, erschien ihnen kraft eines geheimnißvollen Rechtes würdiger, als der

---

zwanzig Minuten währte? Warum gaben sie sich in einem so langen Zeitraume den Anschein, als überließen sie dieselbe fremden Personen, Schildwachen und Militärs von jedem Range? Ist dieses heuchlerische Wegbleiben nicht gerade der vollständigste Beweis für einen plumpen, handgreiflichen Betrug? Ist es nicht klar, daß sie sich um halb zwei Uhr, nachdem sie das Zimmer hergerichtet, entfernten und in einem nahen Gemache den Augenblick abwarteten, auf den Schauplatz zu treten und die Rollen zu spielen, welche sie sich angewiesen hatten?

„Und wahrhaftig, hat man je, wenn irgend eine Frau von irgend einer Klasse im Begriffe war, niederzukommen, gesehen, daß bei der Nacht die Lichter gelöscht, daß die Frauen, die sie zu bedienen hatten, eingeschlafen waren, daß diejenige, die ganz besonders mit ihrer Verpflegung beauftragt war, sich entfernte, daß ihr Geburtshelfer entkleidet war, und daß ihre Familie, die unter demselben Dache wohnte, länger als zwanzig Minuten kein Lebenszeichen von sich gab?

„Se. Königl. Hoheit der Herzog von Orleans ist überzeugt, daß die französische Nation und sämmtliche Souveräne Europa's all' die gefährlichen Folgen eines so verwegenen und den Grundsätzen der erblichen und legitimen Monarchie so zuwiderlaufenden Betruges einsehen werden.

„Bereits sind Frankreich und Europa Opfer der Usurpation Bonaparte's gewesen. Gewiß würde eine neue Usurpation von Seiten eines angeblichen Heinrichs V dasselbe Unglück über Frankreich und Europa zurückführen.

„Gegeben zu Paris den 30. September 1820."

(Courrier-Français vom 2. August 1830.)

andere, über ein großes Volk zu herrschen. Schwache Geister, die in dieser Religion der Etikette nur eine an einem einzigen Tage zusammenstürzende Monarchie gesehen hatten, während sie eine Monarchie darin hätten erblicken können, die sich Jahrhunderte hindurch aufrecht erhält. Die Kindheit der Gesellschaften bedarf niedlicher Glöckchen, woran sie sich ergötzt und womit sie sich betäuben kann. Traditionelle Lächerlichkeiten, und weiter nichts, sind es, was die Majestät der Könige bildet. Die menschliche Dummheit unterdrücken heißt dauernde Herrschaften unterdrücken.

Der Bericht der Kommissäre fand den Reichsverweser ganz anders gestimmt gegen seine Familie, als er sich Tags zuvor ausgesprochen hatte. „Er soll abreisen!“ rief er heftig; „er muß durchaus abreisen: man muß ihm Angst machen.“ Aber um ihn zu zwingen, war eine friedliche Botschaft nicht genügend, und so kam man auf den Gedanken, ihr durch eine drohende Demonstration mehr Nachdruck zu verleihen. Der Oberst Jacqueminot machte sich anheischig, dieselbe zu veranstalten. Eine Expedition nach Rambouillet hatte noch überdies das Gute, daß sie alle Brauseköpfe aus Paris trieb. Man schrieb den 3. August. Der Reichsverweser beschloß, sich den Deputirten im Glanze seiner neuen Würde zu zeigen: eine Diversion konnte nothwendig sein. Man schickte in der ganzen Stadt Leute herum, welche riefen: „Karl X bedroht Paris! Nach Rambouillet! nach Rambouillet!“ In's Palais-Royal hatte man von dem Waffenhändler Lepage einen großen Korb Pistolen bringen lassen, die Herr von Rumigny nebst Päckchen Pulver an die Zöglinge der polytechnischen Schule vertheilte. Der Rappell wurde geschlagen, wie zu Zeiten der größten Gefahr, und die ganze Stadt setzte sich in Bewegung. Es war ein Brausen unter dem Volke, wie man es nach gewaltigen Aufregungen wahrnimmt. Die Idee eines revolutionären Feldzugs schmeichelte der beweglichen Einbildungskraft der Pariser und schien ihnen in einer Handlung des Patriotismus zugleich eine Lustfahrt zu versprechen. Bald war ganz Paris auf den Beinen; man begegnete auf den Straßen nichts als jungen Leuten, über deren schwarzen Röcken weiße Wehrgehänge blinkten, und Arbeitern im Kamisol, die Kaskette trugen und mit Lanzen oder Karabinern bewaffnet waren. Um sich im Kuntzmann'schen Reithause Pferde zu verschaffen, brauchten einige Zöglinge der polytechnischen Schule nur ihren Namen und Stand auf einem Billet zu unterzeichnen, das also lautete: „Anweisung auf ein Pferd.“ Es war eine grenzenlose Unordnung. Der Patriotismus dieser Rekruten neuer Art brach in schallendes Gelächter, in rührende Worte, in verworrenes Geschrei aus. Die schlauen Herren, die auf den Leichtsinn des französischen Gemüthes gerechnet hatten, durften sich zu ihrem richtigen Blicke Glück wünschen. Sie hatten das Volk dahin gebracht, daß es seine eigene Größe parodirte.

Der Befehl über diese Expedition wurde dem General Pajol übertragen, dem das Palais-Royal mißtraute, daher man mit Vergnügen eine Gelegenheit ergriff, ihn zu kompromittiren und zugleich auf die Seite zu schieben. Aber um seine Schritte zu bewachen, wenigstens glaubte man so, mußte der Oberst Jacqueminot Theil an der Expedition nehmen, und gab deshalb seine Funktionen als Kommissär auf.

General Lafayette, von einer Masse bedeutungsloser Geschäfte in Anspruch genommen, erblickte in dieser so gut vorbereiteten Bewegung nur einen freiwilligen Schwung des Volkes und gab Befehl, fünfhundert Mann von jeder Legion unter den Befehl des Generals Pajol zu stellen. Inzwischen peinigten ihn sehr lebhafte Besorgnisse: wenn er diese zufällige Armee gegen wackere, wohl disziplinirte, im offenen Felde kämpfende Truppen schickte, setzte er sie da nicht einem schauderhaften Gemetzel aus? Während er daher diese unklugen Befehle unterzeichnete, schickte er durch Herrn Frederic Degeorge den Nationalgarden von Arras und Amiens die Ordre zu, sich unverzüglich in Marsch zu setzen und der Expeditionsarmee zu Hülfe zu ziehen, die, wie er sagte, in großer Gefahr stand, ganz und gar in Stücke gehauen zu werden.

Inzwischen stand von Morgens sechs Uhr an eine große Volksmenge vor den Zugängen des Palais-Bourbon. Man hatte eine öffentliche Sitzung angekündigt. Diejenigen, welche die Revolution ernstlich aufgefaßt, machten mit Bitterkeit darauf aufmerksam, wie es sich durchaus nicht zieme, die Kammern an dem von Karl X festgesetzten Tage zu eröffnen; wie in dieser Fortsetzung der Vergangenheit etwas Außerordentliches liege; und man werde sehr wohl daran thun, im Anfang auf der Hut zu sein — —. Aber diese verdrießlichen Bemerkungen verloren sich in der Trunkenheit eines so neuen Triumphes. Kurz und gut, die Thüren des Palastes flogen auf, und die Deputirten kamen einer nach dem andern an. Einige Schritte von Herrn Laffitte, der sich an Herrn Vassal's Arm lehnte, ging Herr von Martignac allein und gedankenvoll auf und ab. Die Herren Guizot, Dupin, Casimir Perier, Sebastiani hatten ihren Schreck ganz und gar verloren und zeigten das strahlende Gesicht der Sieger. Die Herren Berryer, Jacquinot von Pampelune, Roger, von Bois-Bertrand, Arthur von La Bourdonnaye unterhielten sich bei Seite, und ihre niedergeschlagenen Mienen kontrastirten auffallend mit der allgemeinen Physiognomie. Die Pairs von Frankreich erschienen gleichfalls. Endlich trat der Herzog von Orleans ein, begleitet von dem Herzoge von Nemours, stieg langsam die Stufen heran und setzte sich auf einen Stuhl. Hinter ihm stand ein sammetüberzogener, mit goldenen Lilien gestickter und von einem gekrönten Himmel überragter Thron. Von allen Seiten erhob sich Jubelgeschrei, wie man es bei der Thronge-

langung jedes Fürsten hören kann. Die Rede des Reichsverwesers war weit rückhaltsloser, als diejenige, die er am 31. gehalten hatte, als die Lage der Dinge noch ganz ungewiß war. Er sprach jetzt von der bedrohten Freiheit und der gehässigen Auslegung, die man dem Artikel 14 gegeben. Gleichwohl spielte er in passenden Ausdrücken auf ein gewisses erhabenes Unglück an, legte sein innigstes Bedauern darüber an den Tag, verkündete aber der Kammer zugleich in feierlichem Tone, er habe die Abdankungsakte Karls X und des Dauphin in den Archiven niederlegen lassen. Ueber den Grund zu dieser Niederlegung, einer stillschweigenden Anerkennung des Prinzipes der legitimen Gewalt, erklärte er sich nicht weiter. Sollte sie dem Herzog von Bordeaux oder einem Andern zu Gute kommen? Ueber diesen Punkt ließ der Herzog von Orleans die Versammlung in Zweifel.

Inzwischen wurde alles zur Expedition nach Rambouillet vorbereitet. Eine von Thatenlust durchzuckte Menge bedeckte den Platz Ludwigs XV und überschwemmte die elyseischen Felder. Fiaker, Omnibus, Cabriolets, Wagen aller Art waren requirirt worden, um die Hauptmacht der Armee an Ort und Stelle zu bringen. Man hielt die Equipagen der vornehmen Herren an, Männer vom Volke hießen dieselben aussteigen und setzten sich an ihre Stelle. Advokaten, Aerzte, Handwerker aller Art, junge Leute aus allen Klassen drängten sich in diesem namenlosen Untereinander, aus welchem ein Getöse hervorging, das sich mit Worten nicht wiedergeben läßt. Um drei Uhr setzte sich die Kolonne in Marsch. Sie bestand aus ungefähr fünfzehntausend Mann. Voran zogen der Oberst Jacqueminot, George Lafayette und endlich der Obergeneral, der seine Equipirung nur Stück für Stück hatte bekommen können, und, um sie zu ergänzen, von dem Bankier Rothschild dessen Epauletten eines österreichischen Konsuls entlehnen mußte. Nie war eine Expedition übereilter, unüberlegter. Als der General an der Barrière des Bons-Hommes nach einer Karte von der Gegend fragte, stellte es sich heraus, daß Niemand daran gedacht hatte, sich mit diesem unentbehrlichen Element jeder Kriegsoperation zu versehen. Ein Adjutant des Generals Pajol wurde vorausgeschickt, um sich eine Karte zu verschaffen, und erhielt eine in der Fabrik zu Sèvres von dem Institutsmitgliede, Herrn Dumas, auf eine Anweisung hin, worauf der allmächtige Titel „Polytechnischer Schüler“ stand.

So unternahmen Tausende von Menschen einen Marsch von fünfzehn Meilen ohne Leitung, ohne Lebensmittel, ohne Geld, in einer Gegend, die durch den Durchzug der Truppen bereits ganz ausgesogen war. In Versailles, durch welche Stadt der Zug kommen mußte, befanden sich noch die Trümmer von zwei Regimentern. War es klug, sie hinter sich zu lassen? Dieses von Herrn Dupoty aufgeworfene Bedenken wurde dem General Pajol

von einem Zögling der polytechnischen Schule mitgetheilt, und sie begaben sich alle drei in die Kaserne der Straße d'Anjou. Wirklich war die Demoralisation unter den Truppen so groß, daß das kecke Unterfangen dieser Männer nicht auf den mindesten Widerstand stieß. Die Soldaten boten selbst ihre Waffen an, die alsbald unter das Volk ausgetheilt wurden, und zogen nach Meaux, während der General Pajol mit seinen zwei improvisirten Lieutenants zur Kolonne zurückkehrte.

Der Zug kam abgemattet, ausgehungert und in der abscheulichsten Unordnung bis drei Viertelmeilen vor Rambouillet. Die Munizipalität von Versailles sollte sechstausend Rationen liefern, hatte aber bis jetzt noch nichts gethan. Um das Unglück zu vollenden, hatte sich die Kolonne um alle Abenteurer, die über die Felder herkamen und sich ihr anschlossen, sowie um zweitausend Rouener Freiwillige verstärkt, die der Hauptstadt hatten zu Hülfe ziehen wollen. Sie hatten in Saint-Germain Herrn Laperche getroffen, den der Reichsverweser selbst ihnen entgegengeschickt, und in Trappes sich den hintersten Zügen der Armee angeschlossen, deren Nachhut sie nunmehr bildeten. In Saint-Cyr nahm Herr Degousée acht Kanonen, welche der Schule gehörten: dies war die ganze Artillerie der Expedition.

Ein wenig vor Rambouillet fuhr ein Wagen mit der äußersten Schnelligkeit an der Spitze der Kolonne vorbei. Derselbe brachte den Marschall Maison nebst den Herren Odilon-Barrot und von Schonen nach Rambouillet zurück. In Coignères fanden sie, daß die Postpferde von dem General Boyer und dem Bruder des Herrn Cadet Gassicourt zurückgehalten wurden. Die Anwesenheit dieser zwei geheimnißvollen Reisenden überraschte die Kommissäre im höchsten Grade, und erst, nachdem sie gemessenen Befehl ertheilt, Niemand durchzulassen, fuhren sie weiter.

In Coignères wurde die Expedition von der Nacht überrascht, und der General Pajol befahl, Halt zu machen. Er hielt die Niederlage für unvermeidlich im Falle eines Angriffes; allein es lag in den Gewohnheiten seines militärischen Lebens, mit dem Schicksale zu spielen und ihm zu trotzen. Ueberdies rechnete er auf die Demoralisation der königlichen Garde, und man hörte ihn mehrere Male wiederholen: „Demoralisirte Truppen, verlorene Truppen.“

Inzwischen sagten einige junge Leute, die das Terrain kannten, zum General Excelmans, man müsse weiter marschiren; die Plänkler würden in dem Grünen Walde, der jenseits von Coignères liege, einen sichern Schutz finden, und könnten von da das Schloß von Rambouillet ernstlich bedrohen; dagegen sei es um die Pariser geschehen, wenn sie in einer Ebene kampirt blieben, wo ein einziger Kavallerieangriff eine gänzliche Niederlage unter ihnen anrichten könne. Auf diesen Rath befahl der General Excel-

mans dem Vortrab, weiter zu marschiren. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als er Leuten begegnete, die in aller Eile von Rambouillet zurückkamen und die Nachricht brachten, Karl X sei abgereist. Die vordersten Reihen schossen zum Zeichen des Triumphes ihre Flinten in die Luft; die Nachfolgenden dagegen glaubten, der Kampf beginne: es entstand eine allgemeine Aufregung und bald eine eben so allgemeine Unordnung. Um seine von Natur meisterlosen Truppen zu schützen, ließ der General Pajol die Wagen, welche sie hergeführt hatten, in einer Linie aufstellen, so daß sie eine Art Wall für dieselben bildeten. Endlich merkte man, daß es ein blinder Lärm war, und bivouakirte auf der Straße.

Da es an Lebensmitteln fehlte, so plünderten die Einen Häuser, an denen sie vorüberzogen, die Andern ergossen sich über die Felder und brachten Schafe zurück, die sofort am Feuer der Bivouaks gebraten wurden.

Dies war jedoch bei Weitem nicht genügend, und das von Versailles her erwartete Brot kam nicht. Herr Charras machte sich auf den Weg, um die Ursachen dieser Verzögerung zu erfahren. In Trappes bei der Nachhut angelangt, läßt er sich zum General Excelmans führen, den er, in seinen Mantel gewickelt, unter einem Baume liegend findet, und theilt ihm den Zweck seiner Sendung mit. „Mein Herr," sagte der General in zornigem Tone zu ihm, „wenn die Wagen um vier Uhr Morgens nicht unterwegs sind, so befehle ich Ihnen, den Präfekt von Versailles erschießen zu lassen." — „Wollen Sie mir diesen Befehl schriftlich geben?" — „Das ist unnöthig; thun Sie, was ich sage." Herr Charras reiste weiter, und an der Barrière von Versailles, wo ein Posten von Nationalgardisten stand, verlangte er zwei Mann, die ihn auf die Präfektur begleiteten. Es war Morgens ein Uhr: der Portier weigerte sich, zu öffnen; man bedrohte ihn; er bekam Angst, nahm eine Lampe und führte den Zögling der polytechnischen Schule in's Zimmer des Präfekten. „Wo sind die zehntausend Rationen Brot, die gestern schon am Tage hätten abgehen sollen?" fragte der junge Mann im Hereintreten. Aus dem Schlafe geschreckt und außer sich vor Ueberraschung antwortete der Präfekt, er sei erst Tags zuvor nach Versailles gekommen und habe sein Möglichstes gethan. „Ihr Platz," versetzte der Abgesandte mit einer Barschheit, welche die Umstände rechtfertigten, „Ihr Platz ist nicht im Bette, sondern da, wo die Rationen ausgefertigt werden," und theilte ihm den Befehl mit, den er empfangen hatte. Beim Wort erschießen sprang der Präfekt schnell aus dem Bette und versprach, die Wagen sollten noch vor einer Stunde nach Rambouillet abfahren. „Ich werde warten und mich selbst überzeugen," sagte der Adjutant in strengem Tone. In Szenen dieser Art tritt die ganze Physiognomie der Julirevolution hervor, und nichts zeigt besser, was ein Mann, der sie zu leiten ver-

standen hätte, mit diesen aus dem Aufstande hervorgegangenen Streitkräften hätte ausführen können. Es war schon heller Tag, als der Adjutant des Generals Pajol wieder zu ihm nach Coignères kam. Die Nacht hatte keine Unannehmlichkeiten mit sich gebracht. Viele von der Expedition hatten sich in gänzlicher Erschöpfung in die Kornfelder an der Straße gelegt und waren da eingeschlafen.

Solche Feinde waren gewiß nicht sehr furchtbar, und doch setzte schon die bloße Nachricht von ihrer Nähe das ganze Schloß von Rambouillet in Schreck. Man berieth sich daselbst in unaussprechlicher Angst. Die Einen wollten, man solle alles, was da kommen möge, festen Fußes erwarten. Konnte man nicht in Bälde Verstärkungen hoffen? Durfte man durch einen panischen Schreck die Schicksale der Monarchie auf's Spiel setzen? Ein Rückzug gegen die Loire war immer noch möglich; und hatte nicht die Vendée in ihrer verzweifelten Ergebenheit Zufluchtsstätten und Rächer genug für das verfolgte Königthum? Andere riethen zu schleuniger Flucht. Sie stellten vor, die Insurrektion greife immer mehr um sich; die Pariser seien vielleicht achtzigtausend Mann stark; wenn der Rückzug einmal abgeschnitten sei, so habe man keine Gnade von dem Sieger zu hoffen; und man könne den schwächlichen letzten Sprößling so vieler Könige nicht zu schnell der Wuth der Rebellen entziehen.

Auch begann die Treue muthlos zu werden. Man erzählte zwar, ein Soldat habe sich, um sich für einen Augenblick der Schwäche zu strafen, eine Kugel vor den Kopf geschossen, und die Artillerie zähle bloß einen einzigen Deserteur; allein Emissäre von Paris her bearbeiteten die Truppen unaufhörlich. Die vom General Bordesoulle befehligte Division schwere Reiterei war schaarenweise ausgerissen. Schon sprachen einige Offiziere von ihrer wahrscheinlichen Entlassung und begannen sich mit ihrer Zukunft zu beschäftigen. Diejenigen, und das war die Mehrzahl, die als Zeugen des Unglücks der königlichen Familie edlerweise gern vergessen hätten, daß sie die Opfer desselben waren, bemerkten mit Bitterkeit die Abwesenheit mehrerer hohen Personen, die bei den Festen der Monarchie nie gefehlt hätten. Wenn von Zeit zu Zeit Leute vom Hofe in eleganter Kleidung an diesen Kriegern mit schmutzigen Kleidern vorbei kamen, so gab sich ihre Unzufriedenheit lauter zu erkennen. Und dann, wo war der König? Wo war der Dauphin? Wie! diese Fürsten, welche verlangten, man solle für sie sterben, zeigten sich also nicht zu Pferde, mit dem Degen in der Faust, und bereit, nöthigenfalls zu kämpfen und zu sterben? Welche Schande konnte es unter solchen Umständen bringen, einen Monarchen aufzugeben, der sich selbst aufgab?

Zu der Wirkung solcher Aeußerungen kam noch der Eindruck, welchen

die bereits bekannte Nachricht von der Abdankung und die Konjekturen hervorriefen, zu denen die geheimnißvollen Reisen des Grafen von Girardin Anlaß gaben. Man fragte sich, ob er nicht der Vermittler irgend einer geheimen Korrespondenz zwischen Karl X und dem Herzog von Orleans sei. Alles das diente dazu, die Truppen immer mehr zum Wanken zu bringen.

Der General Vincent hatte die Ordonnanzen mißbilligt, glaubte aber doch, ihre Urheber sollten sie wenigstens mit Energie vertheidigen. Da er wußte, was vorging, und daß die Pariser auf dem Wege nach Rambouillet waren, schickte er sich an, die Offensive zu ergreifen, und wollte eben Befehl zum Aufbruch geben, als der General Bordesoulle ihm als Auftrag des Königs sagen ließ, er solle sich ruhig verhalten.

Gleichwohl hatte das Königthum nur noch eine Alternative: fliehen oder vorwärts schreiten. In der That, Morgens zehn Uhr war der Oberst Poque bei den Vorposten angelangt, und man hatte ihn vor einer kleinen Insurgentenschaar, die er befehligte, vorausreiten und in dem Haupteingange, einige Schritte von einem Peloton Garde, eine dreifarbige Fahne aufpflanzen sehen. Er kündigte sich als Parlamentär an und hatte um eine Unterredung bitten lassen. Der General Vincent, unter dessen Befehlen Herr Poque im Jahre 1814 Regimentsquartiermeister gewesen war, wollte durchaus nichts von Unterhandlungen wissen, die er für gefährlich hielt, und drohte nach wiederholten Weigerungen, auf Herrn Poque schießen zu lassen, wenn er sich nicht zurückziehe. Herr Poque hatte in diesem Augenblick bloß einen Kürassierbrigadier bei sich, der sich auf die Seite des Aufstandes geschlagen hatte, und ihm gefolgt war. Er fordert diesen Brigadier auf, sich zurückzuziehen, allein dieser weigert sich, und Herr Poque kreuzt mit kalter Unerschrockenheit die Arme. „Gebt Feuer!“ ruft jetzt der General Vincent den Schweizern zu, die auf der Straße standen. Dem Brigadier wird das Pferd unter dem Leibe erschossen, und der Oberst Poque erhält eine Kugel in den Knöchel des linken Fußes. Man brachte ihn in das Schloß.

Bei dieser Nachricht zeigte sich Karl X auf's Lebhafteste bewegt. Er ließ dem Obersten durch den General Trogoff sein Beileid bezeigen und ihn durch seinen eigenen Chirurgen verpflegen. Frau von Gontaut ihrerseits stattete dem Verwundeten einen Besuch ab und verpflichtete sich, an seine Mutter in den Pyrenäen zu schreiben, um sie über den Zustand ihres Sohnes zu beruhigen. Man kann sich denken, welchen Eindruck Szenen dieser Art auf den Soldaten machen mußten.

Dies war der moralische Zustand der königlichen Familie und der Truppen, als die Pariser sich auf den Marsch nach Rambouillet begeben hatten. Karl X kam von seinem Mittagsmahle, als man ihm ihre Annäherung meldete. Die Höflinge verschwanden einer um den andern, und zwar einige

in so schmählicher Eile, daß sie ihre weißen Federhüte vergaßen. Die Herren Maison, von Schonen, Odilon-Barrot kamen um neun Uhr an. Man führte sie in's Schloß, nachdem man langsam mit ihnen durch den Park gegangen war, damit sie sich mit eigenen Augen von den Streitkräften überzeugen konnten, über die Karl X noch zu verfügen hatte.

Karl X empfing sie mit einer Barschheit, die sonst nicht in seiner Art lag. Seine Ruhe hatte ihn nicht verlassen, so lange der Sturm bloß über seinem und seines Sohnes Haupte gebraust hatte. Wie schon gesagt, seine Frömmigkeit ließ ihn sein Unglück als eine Züchtigung betrachten, welche die Vorsehung ihm auferlegte. Aber was für ein Verbrechen hatte dieses Kind begangen, das man einem schon so reichlich gesättigten Hasse als Opfer bringen wollte? Die natürlichen Forderungen des Sieges erschienen seinem überreizten Gemüthe als ruchlose Gewaltthätigkeiten. Uebrigens noch immer voll Zuversicht auf die Gesinnungen, die er dem Herzog von Orleans zutraute, konnte er nicht begreifen, in welcher Absicht man auf diese Art seine Ruhe störe. „Was wollen Sie von mir, meine Herren?“ sagte er zu den Kommissären, als er sie ansichtig wurde. „Alles ist jetzt abgemacht, und ich habe mich mit meinem Reichsverweser verständigt.“ — „Sire,“ antwortete der Marschall Maison, „gerade er schickt uns, um Eure Majestät zu benachrichtigen, daß das Volk von Paris gegen Rambouillet zieht, und um Sie zu bitten, sich nicht den Folgen eines wüthenden Angriffs auszusetzen.“ Karl X, der sich getäuscht glaubte, machte seinem Unmuthe mit Heftigkeit Luft, und der Marschall Maison, der zuerst vorgetreten war, wurde dermaßen eingeschüchtert, daß er sich hinter Herrn von Schonen zurückstellte. Herr Odilon-Barrot ergriff das Wort mit Sicherheit. Er sprach von den Schrecken des Bürgerkrieges, von der Gefahr, noch glühenden Leidenschaften zu trotzen; und als Karl X auf den in der Abdankungsakte förmlich vorbehaltenen Rechten des Herzogs von Bordeaux bestand, stellte ihm der Redner mit einschmeichelnder Stimme vor, daß man jedenfalls den Thron Heinrichs V nicht in Blut stellen dürfe. — „Und sechzigtausend Mann bedrohen Rambouillet,“ fügte der Marschall Maison hinzu. Bei diesen Worten bleibt der König, der mit großen Schritten auf und ab ging, stehen und gibt dem Marschall ein Zeichen, daß er ihn um ein Gespräch unter vier Augen bitte. Nach kurzem Bedenken willigt dieser ein. Der König faßt ihn scharf in's Gesicht und sagt zu ihm: „Mein Herr, ich glaube an Ihre Loyalität und bin bereit, Ihrem Worte zu trauen; ist es wahr, daß die Pariser Armee, die heranziehen soll, sechzigtausend Mann stark ist?“ — „Ja, Sire.“ Karl X zögerte nicht mehr.

Man hatte den Truppen den Brief des Königs an Se. Hoheit den Herzog von Orleans vorgelesen. Der Herzog von Luxembourg veröffentlichte

einen Tagsbefehl, worin er der Garde zu wissen that, daß ihre Stellung unter Heinrich V dieselbe sein werde, wie unter Karl X: so hart kam es den alten Monarchen an, sich zu überreden, daß er in dem Reichsverweser einen Nachfolger haben könne. Er glaubte so wenig daran, daß er Herrn Alexandre von Girardin beauftragte, in Paris sechsmalhunderttausend Franken von dem Schatz zu erheben; und als ihm hinterbracht wurde, man fürchte, daß er die Krondiamanten mitnehme, wies er diese Zumuthung mit großer Heftigkeit und Würde von sich. Warum hätte er auch Diamanten mitnehmen sollen, von denen er wußte, daß sie zum Erbe seines Enkels gehörten?

Nachdem selbst auf den Rath des Herzogs von Ragusa die Abreise beschlossen war, machte sich Karl X mit seiner Familie auf den Weg nach Maintenon. Jäger von der Linie, Husaren und Lanziers bildeten die Vorhut; sodann kamen, mit Gardes-du-Corps vor und hinter sich, die Wagen, worin im ersten der Enkel, im zweiten der Großvater saß — ein Kind und ein Greis: die ganze Monarchie. Vier Regimenter Garde zu Fuß, die Gensdarmen und die leichte Artillerie bildeten das Armeecorps. Ein Regiment Dragoner schloß den Zug, der wirklich alle Aehnlichkeit mit einem Leichenzuge hatte. Auf dem Wege lagen mehrere Schlösser. Keiner von ihren Besitzern erschien, um denjenigen zu begrüßen, welcher die Großen mit Wohlthaten überhäuft hatte. Wenn das Unglück kommt, haben nur die Armen ein Gedächtniß.

Die Kommissäre, die im Hotel Saint-Martin zu Rambouillet geblieben waren, um dort einige Befehle auszufertigen, holten Karl X im Schlosse von Maintenon ein, wo der königlichen Familie eine rührende Gastfreundschaft zu Theil ward. In der Nacht, die man auf dem Schlosse zubringen mußte, sagte die Herzogin von Gontaut mit einem traurigen Lächeln zu Herrn von Schonen: „Ich hätte gute Lust, dieses Kind auf ihrem Schooße zu lassen,“ und zeigte ihm den Herzog von Bordeaux. „Ich würde es nicht nehmen,“ antwortete er. Welches Geheimniß lag in dieser Antwort verborgen, und was hatte sich ereignet, seit der Herzog von Orleans zu diesem selben Herrn von Schonen gesagt hatte: „Dieses Kind ist Ihr König“ —?

Die Kommissäre veranlaßten Karl X, seine Garde zu verabschieden und als Bedeckung nach Cherbourg, dem zu seiner Einschiffung festgesetzten Platze, bloß seine königlichen Haustruppen zu behalten. Hierauf wurde folgender Tagsbefehl abgefaßt, dessen Ausdrücke wohl verdienen erwogen zu werden:

„Unmittelbar nach der Abreise des Königs werden sich sämmtliche Regimenter der Garde zu Fuß und der Gensdarmerie nach Chartres in Marsch setzen, wo sie alle nöthigen Lebensmittel erhalten werden. Die Herren Corpschefs werden ihre Regimenter versammeln und ihnen erklären, daß Seine Majestät sich mit dem innigsten Bedauern genöthigt sehe, sich von

ihnen zu trennen; daß der König sie beauftrage, ihnen seine Zufriedenheit zu bezeugen, und daß er ihr schönes Benehmen, die Ergebenheit, womit sie sich den Mühseligkeiten und Entbehrungen unterzogen, die sie während dieser unglückseligen Umstände heimgesucht haben, niemals vergessen werde.

„Der König schickt den braven Truppen der Garde, die ihn begleitet haben, zum letzten Male seine Befehle zu, dahin lautend: daß sie sich nach Paris begeben und allda dem Reichsverweser unterwerfen, welcher alle Maßregeln zu ihrer Sicherheit und künftigen Wohlfahrt ergriffen hat."

Diese letzte Phrase war merkwürdig; sie schien zu beweisen, daß zwischen Karl X und dem Herzog von Orleans Beziehungen stattfanden, welche den ersten dieser beiden Fürsten berechtigten, unbedingt auf den zweiten zu rechnen. Das schlossen mehrere Offiziere aus dem Tagsbefehle und glaubten jetzt, das Geheimniß der beständigen Botschaften des Herrn Alexandre von Girardin zu besitzen. Sie dachten, Karl X hätte gewiß die Sorge für ihre künftige Wohlfahrt nicht so hingebungsvoll dem Reichsverweser überlassen, wenn er nicht triftige Gründe dazu gehabt hätte. Später war ihre Ueberraschung groß, als sie erfuhren, daß die Garde aufgelöst war.

Am 4. August, Morgens gegen zehn Uhr, verließ die königliche Familie das Schloß von Maintenon. Die Herzogin von Noailles erschien weinend auf der Schwelle. Die Dauphine reichte den Offizieren ihre Hand zum Kuß und sagte mit von Schluchzen unterbrochener Stimme zu ihnen: „Meine Freunde, seien Sie glücklich!" Die Kommissäre waren nach Dreux vorausgereist, um für Wohnungen zu sorgen. Um den Verbannten ihr letztes Lebewohl zu sagen, stellte sich die Garde in Schlachtordnung auf der Straße auf. Als Karl X durch ihre Reihen fuhr, schlug der Tambour, wie wenn ein König vorbeikommt, und die Fahnen neigten sich.

Auf die Nachricht von Karls X Abreise gab der General Pajol Befehl zum Rückzuge. Dieser Befehl wurde schlecht aufgenommen. Einige Republikaner, welche die Expedition mitmachten, kamen einen Augenblick auf den Gedanken, unter der großen Masse dreihundert der Tapfersten und Entschlossensten herauszusuchen. Sie hätten sich an ihre Spitze gestellt und wären dann unter lautem Geschrei über Verrath nach Paris zurückgekehrt. Die Gelegenheit war günstig zu einem Handstreich: die Trunkenheit der Gemüther, die Ungewißheit der Zukunft, die Thatsache, daß alle unruhigen Köpfe, alle unbeschäftigten und nach Unvorhergesehenem lüsternen Existenzen in der Hauptstadt sich auf einem und demselben Punkte beisammen fanden — welch' lockende Elemente des Erfolges für die Kühnheit! Aber der Plan hatte keine Folgen. Diejenigen, die ihn gefaßt hatten, konnten sich weder versammeln, noch verabreden. Und dann hatte sich selbst bei den Mißtrauischsten die Meinung festgesetzt, man steige einen Abhang hinab, auf welchem die

Verräther selbst unwiderstehlich hingerissen werden müßten, und es sei rein unmöglich, einer solchen Revolution den Hemmschuh anzulegen.

Dem sei, wie ihm wolle, eine große Anzahl Freiwilliger, erbittert über ihre nutzlos gewordenen Anstrengungen, weigerte sich, dem Befehl zum Rückzug zu gehorchen, und lief nach Rambouillet, wohin ihnen der Obergeneral folgen mußte, um Unordnungen zu verhüten. Trunken von Freude zogen sie durch die Straßen und schossen zu ihrem Vergnügen Flinten in die Luft, die ihren leichten Triumph feierten. Einer der Ihrigen, der vor der Glashütte Schildwache stand, fiel, getroffen von einer verirrten Kugel. Mitten unter diese zuchtlosen Sieger gerathen, wurde Herr Degousée nach vergeblichen Versuchen, sie auf der Straße zu sammeln, von der Fluth bis in das Schloß von Rambouillet gedrängt, wo sein erstes Geschäft war, sich der Krondiamanten zu versichern, deren Werth sich auf achtzig Millionen belief. Die Kiste, in welcher sie lagen, stand in einem Hofe, war in Gegenwart der Kommissäre versiegelt worden, und der letzte Depositar dieses Schatzes, der Maire von Rambouillet, hatte die Schlüssel dazu dem Marschall Maison überreicht. In Gegenwart der städtischen Beamten und mehrerer Offiziere nahm Herr Degousée die Kiste in Empfang. Da er aber fürchtete, die Wagen des Ex-Königs möchten zertrümmert werden, so kam er auf den Gedanken, die Unruhigsten von der Expedition auf denselben zurückführen zu lassen. Im Nu füllten sich die vergoldeten Karossen mit dem königlichen Wappen mit Männern vom Volke, welche ihre Piken und Bajonette zu den Schlägen hinaussehen ließen.

Inzwischen ließ der General Pajol, der zu Coignères geblieben war, den Bauern vom Orte sagen, sie brauchen wegen der unregelmäßigen Requisitionen, womit sie heimgesucht werden, bloß ein Zeugniß vom Maire vorzuweisen und werden dann auf der Stelle entschädigt werden. Auf diese Nachricht eilten die Bauern schaarenweise herbei. Die Kasse der Expedition war hinlänglich versehen. Ein Freund des Generals Lafayette, Herr Cassan, wurde zum Generalzahlmeister improvisirt und zahlte die versprochenen Entschädigungen aus. Bald erschien ein Wagen, über welchen eine kleine dreifarbige Fahne wehte, auf der in schwarzen Buchstaben die Worte geschrieben standen: Diamanten der Krone. Jetzt wurde das Signal gegeben, und man machte sich auf den Rückweg.

Es war eine ganz neue Episode in der alten Geschichte von der Hinfälligkeit aller Erdengrößen, diese in Lumpen gehüllte Menge zu sehen, wie sie sich in lärmender Lust in die prachtvollen achtspännigen königlichen Wagen drängte und von den Hofkutschern mit seidenen Leitseilen zurückfahren ließen. Diese glücklichen Arbeiter, welche zu Hause bei ihren Familien Hunger und Elend erwartete, hielten, gefolgt vom ganzen Stallpersonal des Schlosses, einen pompösen, triumphirenden Einzug in Paris. Ein heroischer und gro-

teske Zug, wohl geeignet, den Philosophen zum Nachdenken zu bringen! Die gedankenlose Menge aber begrüßte ihn mit schallendem Gelächter, lustigen Liedchen und lärmenden Bravos.

Das Volk begab sich also zu Wagen in den Hof des Palais-Royal zurück. Hier stieg man ab, und alle riefen unter den Fenstern des Prinzen: „Da haben Sie Ihre Wagen!" Schildwachen standen vor jedem Thore des Palastes, Arbeiter mit geschwärzten Gesichtern und bloßen Armen. Die Einen hatten Flinten, die Anderen Piken. Die Herzogin von Orleans war sehr erschrocken über dieses Schauspiel, das an die Szenen der ersten Revolution erinnerte; der Herzog aber hatte sich mit Muth bewaffnet, und ein unaufhörliches Lächeln schwebte auf seinen Lippen; floh ja doch Karl X mit seiner Familie und ließ einen erledigten Thron zurück. Noch einige leere Formalitäten und der Reichsverweser wurde König.

Neuntes Kapitel.

Der Herzog von Orleans benimmt sich äußerst behutsam gegen die Kammer. — Seine Neigungen für bestimmte Personen treten hervor. — Intriguen. — Zwei Parteien in der Bourgeoisie. — Die Orleanisten mißbrauchen ihren Sieg. — Verblendung Lafayette's. — Mißglücktes Komplott. — Die Rechte der Kammer in Frage gestellt. — Klugheit des Reichsverwesers; Niederträchtigkeit der Höflinge. — Entwurf des Herrn Berard. — Aemterjagd; Gesuche von allen Seiten; Abfälle. — Die Revolution breitet sich über ganz Frankreich aus. — Einzelnheiten über die revolutionäre Bewegung in Lyon. — Sitzung vom 6. August. — Tumultuarisches Geschrei. — Die Konstitution in einigen Stunden revidirt. — Unterredung zwischen den Herren Arago und Chateaubriand; Rede des letzteren in der Pairskammer. — Untergeordnete Rolle der Pairie. — Sitzung vom 9. August. — Noth der Arbeiter. — Man thut nichts, um sie zu lindern. — Schutz, den man den Börsenmännern angedeihen läßt.

Die legitimistische Partei war bestürzt, die republikanische hatte so eben eine letzte Gelegenheit, die Gemüther aufzuregen, verspielt, und der Herzog von Orleans hatte somit keinen anderen Einfluß mehr zu fürchten, als den des Herrn von Lafayette. Man beschloß, diesem gefürchteten Greis später den Oberbefehl über die Nationalgarden des Königreichs zu übergeben. Dies hieß ihm die Diktatur in die Hände liefern, wenn er der Mann gewesen wäre, sie zu führen. Aber man kannte ihn. Indem man ihm eine Gewalt anvertraute, die in seinen Händen zu eitlem Gepränge herabsinken mußte, schmeichelte man seiner Eitelkeit durch eine gerechte Maßregel, und

verschmolz seine Popularität mit den ersten Akten der Regierung. Auf der anderen Seite lud man ihm dadurch tausend bedeutungslose Einzelnheiten auf den Hals, entfernte ihn somit von den wichtigen Angelegenheiten des Landes und beschränkte ihn auf die höchst unwesentliche Politik der Proklamationen und Tagsbefehle.

Was die Abgeordnetenkammer betrifft, so kannte der Herzog von Orleans ihre Geneigtheit, seinen leisesten Wünschen zuvorzukommen; denn sie umdrängte ihn bereits mit Schmeicheleien, die einander zu überbieten suchten. Aber er fühlte die Nothwendigkeit, die einzige Gewalt, von der sein im Entstehen begriffenes Königthum seine Weihe erwartete und annehmen wollte, durch eine scheinbare Hochachtung selbst zu adeln und zu legitimiren. Damit das Volk sich ohne Schwierigkeit vor dem Willen einer Kammer beugen möchte, die keine Vollmacht mehr hatte, behandelte der Prinz die Versammlung mit der auffallendsten Ehrerbietung. Er schien sich unter der Allmacht ihrer Beschlüsse zu demüthigen. Als man ihm nach dem Gebrauch der Monarchie die Liste der fünf Kandidaten zur Präsidentschaft der Kammer vorlegte, wählte er denjenigen, der die meisten Stimmen erhalten hatte, Herrn Casimir Perier, äußerte jedoch zu verschiedenen Malen, daß Niemand mehr, als Herr Laffitte, die ersten Huldigungen der öffentlichen Erkenntlichkeit verdient hätte. Er ging noch weiter und erklärte sich sehr bestimmt dahin, daß die Kammer fortan das Recht haben müsse, ihren Präsidenten ohne Vorherbefragung des Monarchen zu ernennen. Auf diese Art suchte der Herzog von Orleans die Versammlung, deren einzelne Mitglieder sich um die Wette seinem aufsteigenden Glücke unterwarfen, als politische Macht zu heben.

Im Uebrigen begannen die speziellen Neigungen des Prinzen sich bereits auszusprechen. Er fand wenig Gefallen an den Herren Guizot und von Broglie, deren hochmüthigen Sinn er fürchtete, wie auch ihre trockenen Manieren ihm nicht behagten; allein er stand vermöge seiner politischen Grundsätze in einer Art Geistesverwandtschaft mit ihnen, welche rein persönliche Abneigungen zum Schweigen brachten. Eine weit entschiedenere Vorliebe hegte der Herzog für Herrn Laffitte. Er liebte seinen gefälligen Charakter; er lieh seinen langen, aber geistreichen Geschichten ein wohlgeneigtes Ohr, und, selbst sehr wortreich, fand er in Herrn Laffitte stets einen wohlwollenden Zuhörer. Ueberdies hoffte er, ihn zum blinden Werkzeug seiner Pläne zu machen. Unglücklicherweise hatte Herr Laffitte Rechte auf die Erkenntlichkeit des Hofes, ein Umstand, den die Fürsten nicht verzeihen. Seine Popularität war zu groß für die Rolle eines Familiaren, und in dieser Beziehung sagte der General Sebastiani dem Prinzen besser zu.

Unter den obwaltenden Umständen war das wichtigste Ministerium das der auswärtigen Angelegenheiten; denn der Herzog von Orleans hatte bereits

keine andere Sorge mehr, als die, Europa für sich zu gewinnen. Herr Bignon war, wie man gesehen hat, mit den auswärtigen Angelegenheiten betraut gewesen. Der General Sebastiani, der heimliche Gelüste trug, ihn zu beerben, ließ es nicht an Andeutungen fehlen, daß die fremden Souveräne nicht gerne mit dem Geschichtsschreiber der kaiserlichen Diplomatie in Beziehungen treten würden; da er es aber nicht wagte, selbst zu früh hervorzutreten, so ließ er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten dem Marschall Jourdan übertragen, dem sein hohes Alter und seine Wunden nicht gestatteten, es lange zu behalten. Herr Bignon wurde provisorisch in's Ministerium des öffentlichen Unterrichts verwiesen. Herr Girod von der Ain seinerseits war so glücklich, Herrn Bavoux's Nachfolger als Polizeipräfekt zu werden.

In der Mitte dieser Intriguen fand sich der strenge Dupont von der Eure ganz und gar nicht an seinem Platze und sehr unbehaglich. Verführt durch die Leutseligkeit des Prinzen, glaubte er, derselbe werde das Joch seiner neuen Höflinge mit Ungeduld abzuschütteln suchen; auch vermochte er den Widerwillen, welchen die Gewalt ihm einflößte, schlechterdings nicht zu überwinden. Und dann herrschten die Häupter der später sogenannten doktrinären Schule schon damals heimlich im Ministerrathe. Es war dies leicht an dem bekannten Druckfehler im Moniteur zu erkennen, vermöge dessen die Worte: „Eine Charte wird fortan eine Wahrheit sein" so abgeändert wurden: „Die Charte wird fortan eine Wahrheit sein."

Im Grunde waren die Spaltungen unter den Häuptern der siegreichen Bourgeoisie mehr lebhaft in ihrer Aeußerung, als bedeutend durch ihren Gegenstand. Die Aufrechterhaltung der auf ihre Mitwirkung gegründeten gesellschaftlichen Ordnung, der Freiheit der Industrie, des Handels und, mit gewissen Beschränkungen, auch die der Presse, die Herrschaft der Bank, die Sicherung der Ungleichheit der Glücksgüter, die mehr oder weniger streng begrenzte Konzentration der politischen Macht in der Mittelklasse, das wollten alle mit gleichem Eifer.

Nur hätten die Einen, wie die Herren Dupont von der Eure, Laffitte, Berard, Benjamin Constant, Eusèbe Salverte, Demarçay, gewünscht, daß man sich auf die liberalen Ideen mehr eingelassen hätte; daß die monarchische Macht mehr beschränkt, der Wahlzensus herabgesetzt, die individuelle Freiheit mehr respektirt, und die Macht der Presse weniger mißtrauisch ihrer natürlichen Elastizität überlassen würde; mit einem Wort, sie verlangten die Schwächung der Regierungsmacht zu Gunsten der öffentlichen Meinung und schienen die Heilighaltung alles Individuellen als die beste soziale Bürgschaft zu betrachten.

Die Anderen, wie die Herren von Broglie und Guizot, glaubten an die Nothwendigkeit, die Bewegung der Gemüther unaufhörlich zu überwachen

und zu mäßigen; sie mißtrauten der öffentlichen Meinung, waren nur darauf bedacht, dem Autoritätsprinzip durch Vermehrung der Vorrechte der Krone größeren Nachdruck zu verleihen, und betrachteten eine gar zu große Freiheit, die man dem individuellen Geiste lassen würde, als eine Ursache zu Unruhen und eine Quelle von Gefahren für die ganze Gesellschaft. Die Ersteren wollten instinktmäßig die vollendete Herrschaft der Bourgeoisie, die Zweiten wünschten aus Berechnung, ihr mehr Dauer zu geben.

Daher bei den ersteren ein scharf ausgesprochener Widerwille gegen alles, was mit den Prinzipien verwandt war, denen die Restauration Geltung zu schaffen gesucht hatte, und bei den letzteren eine augenfällige Tendenz, von der Restauration gewisse konservatorische Formen zu entlehnen. Diese beiden Parteien traten unmittelbar nach der Revolution hervor. Die Herren von Broglie und Guizot, welche hierin den innersten Gedanken des Herzogs von Orleans erriethen, gaben sich den Anschein, als glaubten sie, die Revolution habe keinen anderen Zweck gehabt, als strenge Ausübung der Charte auszuwirken. Inzwischen erhielten ihre Gegner die Oberhand, und Herr Berard machte sich an das Geschäft, die Verfassung zu revidiren.

Das Stadthaus gehörte den Orleanisten definitiv. Der Erfolg hatte ihre Kühnheit geschwellt, und ihre Gewaltthätigkeit kannte seit dem 31. keine Grenzen mehr. Alle, die gegen den Herzog von Orleans ihre Stimme erhoben hatten, wurden als Feinde des öffentlichen Wohls verschrieen. Besonders der General Dubourg wurde mit berechneter Heftigkeit angegriffen. Der Oberst Rumigny, Adjutant des Reichsverwesers, erklärte Herrn Dubourg für einen alten Emigranten, einen Agenten Karl's X, einen Verräther. Nach der Szene auf dem Stadthaus am 31. hatte der General Dubourg eingesehen, daß sein Platz nicht mehr hier war, und sich zurückgezogen. Nach zwei Tagen wollte er wieder erscheinen, aber es waren Maßregeln getroffen, ihn zurückzustoßen. Kaum hatte er die erste Stufe der zweiten Treppe erreicht, als er sich von Wüthenden angefallen und in Gefahr sah, ermordet zu werden.

Selbst Herr von Lafayette war nahe daran, sich vom Strome hinreißen zu lassen, und hatte seine Haltung gänzlich verloren. Er hatte auf die Fahnen der Nationalgarde die drei Worte: Freiheit, Gleichheit, Ordnung schreiben lassen. Herr Girod von der Ain kam im Namen des Herzogs von Orleans zu ihm und ersuchte ihn, das Wort Gleichheit, das so beklagenswerthe Erinnerungen hervorrufe, wieder zu streichen. Herr von Lafayette zögerte, aber Herr Girod von der Ain rief: „Ein Sohn ersucht Sie beim Andenken seines Vaters.“ Es wurden andere Fahnen bestellt.

Gleichwohl hatten die Republikaner nicht alle Hoffnung aufgegeben. Sie wußten, mit welch eifersüchtigem Haß der hohe Bürgerstand die erbliche Pairie verfolgte. Auf öffentlichem Platz die Abschaffung der Pairskammer

dekretiren zu lassen, wäre ein kühnes, aber ausführbares Unternehmen gewesen. War dies geschehen, was blieb dann vom politischen Regime der Restauration noch übrig? einige der Gesetzlichkeit ihrer Macht selbst nicht gewisse Deputirte, mitten unter den Trümmern eines überwundenen, fluchbelasteten, mit Füßen getretenen Königthums. Die Republikaner beschlossen also, die Abschaffung der Pairie zur Sache eines Handstreiches zu machen. In seinen unmittelbaren Wirkungen betrachtet, hatte ihr Plan etwas Kindisches, ja Lächerliches. Man sollte sich von verschiedenen Punkten her auf dem Stadthausplatze versammeln, von da unter aufrührerischem Geschrei nach dem Luxembourg abgehen, den Palast erstürmen, die Bänke aus den Fenstern werfen und die Thüre versiegeln. So unbedeutsam eine Demonstration dieser Art an und für sich gewesen wäre, so konnte sie doch unermeßliche Folgen haben in einem Augenblick, wo das Volk noch auf einigen Plätzen bivouakirte, in einem Augenblick, wo die öffentliche Macht noch nicht in Thätigkeit war, und noch keine Behörde regelmäßig ihre Funktionen versah. Was aber dieser Demonstration eine wahre Bedeutung verlieh, war die förmlich zugesagte Unterstützung einer hohen Person, welche die Republikaner unwiederbringlich kompromittiren und durch die Emeute hindurch an die Spitze der Gewalt stellen wollten. Man höre nun, was geschah. In der Nacht vom 4. auf den 5. August erhielt Herr Charles Teste einen Besuch von Herrn Marchais, der ihm einen Brief von dem General Lafayette brachte, worin sie beide zu ihm auf's Stadthaus beschieden wurden. Sie begeben sich unverzüglich dahin und werden in's Zimmer des Generals zugelassen. Der Tag begann zu grauen, aber der Schein einer ersterbenden Lampe flackerte noch im Saale. Auf einem mit einem weißen Tuch überlegten Bette lag Lafayette, die Hände über der Brust gekreuzt, in tiefem Schlafe. Die Herren Charles Teste und Marchais setzten sich schweigend an das Kopfkissen des Greises und respektirten eine gute Weile seinen Schlummer. Aber Charles Teste hatte einige Ausdrücke in Herrn Lafayette's Brief auffallend gefunden, und es verlangte ihm nach einer Erklärung. Er legte leicht seine Hand auf die Stirne des Schlafenden und weckte ihn. — „Ah, sind Sie da, meine Herren?“ sagte Lafayette, die Augen aufschlagend; „ich habe Sie zu mir beschieden, um Ihnen zu sagen, daß der bewußte Plan nicht ausführbar ist.“ — „Nicht ausführbar!“ rief hitzig Charles Teste, eine loyale, aber feurige und argwöhnische Natur. — „Was wollen Sie?“ versetzte Lafayette, „man ist zu mir gekommen und hat mich beschworen, Paris nicht den Gefahren einer neuen Revolution preiszugeben. Ich habe es versprochen, und zwar auf Ehrenwort.“ — „Uns haben Sie auch auf Ehrenwort versprochen, die Revolution nicht in einer Intrigue untergehen zu lassen,“ erwiederte Charles Teste überrascht und verzweiflungsvoll. Er drang nicht weiter in

ihn, und bald erfuhren die Republikaner, daß sie auf Lafayette nicht mehr rechnen durften.

Auf diese Art wuchs und kräftigte sich allmälig, ein Hinderniß um das andere abstreifend, eine Macht, die gleichwohl ihre Wurzeln nicht im Herzen der Revolution hatte. Nichtsdestoweniger waren auch dem glühendsten Ehrgeize durch die allgemeine Stimmung der Gemüther einige Rücksichten auferlegt. Das Wort königlich, das man während der drei Tage überall vertilgt hatte, war noch nirgends wieder zum Vorschein gekommen. Die Advokaten am königlichen Gerichtshof nannten sich bloß Advokaten am Appellationsgericht. Unter denjenigen, welche die Krönung des Herzogs von Orleans gerne gesehen hätten, erfreuten sich einige an dem Gedanken, daß er bloß die Hand nach der Krone auszustrecken brauche, um König zu werden; andere, in die Kenntniß der Vergangenheit weniger eingeweiht, fürchteten, er möchte sich durch innere Skrupel aufhalten lassen.

Im Uebrigen waren die Rechte der Deputirtenkammer Gegenstand lebhafter Erörterungen in den Journalen, in den Salons und selbst auf der Straße. Ein junger Advokat, der mit einem hochsinnigen Herzen einen scharfen, durch Studium gereiften Blick verband, Herr Camille Roussel, schrieb in einer Broschüre, welche Sensation erregte: „Die Charte Ludwig's XVIII existirt nicht mehr, Karl X hat sie zerrissen. Die Patronen seiner Soldaten und die unsrigen haben ihre Lappen nach allen Winden zerstreut. Die französische Nation ist in die volle Ausübung ihrer Souveränetät zurückgetreten. Sie allein kann und darf sich über die Form und Art ihrer Regierung berathen. Aber dreißig Millionen Menschen können sich nur durch Bevollmächtigte berathen: wer werden diese Bevollmächtigten sein? Die gegenwärtigen Kammern können die gesetzgebende Gewalt nicht kraft der Charte ausüben, weil diese Charte nicht mehr vorhanden ist, weil sie überdies die Mitwirkung des Königs festsetzt, und wir keinen König mehr haben." Die Broschüre schloß mit den Worten: „Die Kammern können sich alsbald damit beschäftigen, die Art vorzuzeichnen, nach welcher die Nation über die Wahl ihrer Bevollmächtigten befragt werden soll: dies muß der hauptsächlichste, ja man kann wohl sagen, der einzige Gegenstand ihrer Berathungen sein. Ueber alle andern Punkte können ihre Beschlüsse, so weise sie auch sein mögen, nur einen provisorischen Charakter haben. — — Es wäre zu wünschen, daß die Antwort auf die Rede des Reichsverwesers über diesen Punkt eine bestimmte Erklärung enthielte: eine Sicherheit hierüber würde manche Unruhe beschwichtigen und könnte Ausbrüche von Unzufriedenheit, die vielleicht nicht zu ferne stehen, beseitigen."

Diese Schrift stellte die Frage mit Bestimmtheit und enthüllte die Stimmung der Gemüther bei dem ganzen gesunden Theile der Bourgeoisie.

Der Reichsverweser täuschte sich hierüber nicht: er entwickelte in seinem ganzen Benehmen eine vollendete Klugheit. Alle seine Worte athmeten einen intelligenten Liberalismus. Wenn er von der Zivilliste sprach, so geschah es, um sich über die erdrückende Last zu beklagen, welche die bisher festgesetzte Summe für das Volk sein mußte. Herr Laffitte befand sich in einem Zustande unbeschreiblicher Bezauberung. Selbst Herr Dupont von der Eure kam immer mehr von seinem Mißtrauen ab. Er sah wohl, daß die eigentliche Bahn der Revolution verlassen wurde; aber das Gewicht seines Verdrusses fiel ganz auf die Doktrinäre, seine Kollegen; und am 4. August hatte Herr Berard ihn sagen gehört: „Wir werden von einer aristokratisch-doktrinären Faktion fortgezogen, die alle ihre Kräfte aufbietet, um die von der Revolution ausgestreute Saat der Freiheit im Keime zu ersticken. Meine einzige Hoffnung beruht jetzt auf der Loyalität des Herzogs von Orleans, der mir von den besten Absichten beseelt scheint, aber nicht immer den Grad von Einsicht verräth, welcher zu wünschen wäre."

Wirklich verrieth der Reichsverweser nicht die mindeste Ungeduld oder Lüsternheit nach der Herrschaft. Er schien zu warten, bis man zu ihm komme, sei es nun, daß er diese Bourgeoisie, deren Triumph an seine Erhebung geknüpft war, fühlen lassen wollte, wie nothwendig ihr seine Person sei, oder daß er sich gegenüber seiner Familie und ganz Europa gerne als ein Opfer des öffentlichen Wohls hingestellt hätte.

Die Höflinge ihrerseits schienen keine Ungnade zu fürchten, wenn sie seinem Patriotismus Gewalt anthaten. Mit einer Art lärmender Unerschrokkenheit nahmen sie die Verantwortung aller als nützlich erachteten Maßregeln auf sich und gaben sich viele Mühe, ihre eigene Popularität bloßzustellen, um die des Prinzen besser zu schonen, fest überzeugt, daß diese Ergebenheit nicht unbelohnt bleiben werde, wenn sie auch aufgehört hatte gefährlich zu sein.

Ihr Eifer in dieser Beziehung ging so weit, daß am 3. August den Herzogen von Chartres und Nemours das Recht ertheilt worden war, den Sitzungen der Pairskammer beizuwohnen. Diese zu Gunsten eines jungen Menschen und eines Kindes geschaffene Auszeichnung mußte unmittelbar nach einer gegen die Privilegien der Geburt gerichteten Revolution im höchsten Grade auffallend erscheinen. Da indeß der Reichsverweser aus seiner Verachtung gegen solche monarchischen Kindereien niemals einen Hehl gemacht hatte; da seine Sprache und seine Manieren bisher die eines ehrlichen Plebejers gewesen waren; da er endlich der einzige Prinz in Frankreich war, der seine Kinder in die öffentlichen Schulen geschickt hatte, so konnten minder Scharfsichtige glauben, die Zulassung der Herzoge von Chartres und von Nemours in die Pairskammer habe gegen seinen Willen stattgefunden.

Im Uebrigen entfernte sein Benehmen alles Mißtrauen. Nie ist ein Fürst mit größerer Leutseligkeit und offenerer Hingebung der Popularität entgegengegangen. Wie viele Männer vom Volk konnten sich um diese Zeit nicht rühmen, mit ihren schwieligen Händen die Hand des Prinzen gedrückt zu haben, die mit lebhafter Zuthulichkeit den Vorübergehenden geboten wurde! Hatte man ihn nicht in der Straße Saint-Honoré ein Glas an seine Lippen führen sehen, das ihm ein Arbeiter geboten? Das Volk, welches nicht liebt, daß man herabsteigt, um ihm zu gefallen, war vielleicht nicht sonderlich erbaut von diesen Demonstrationen, doch lieferten sie denjenigen, welche die Nothwendigkeit einsahen, die Leute durch den Nimbus der Neuheit zu blenden, einen unerschöpflichen Text zu Lobpreisungen.

Auch fand die Bewunderung für den Herzog im Kreis seiner Umgebung weder Skeptiker, noch Gegner. Wenn man ihm einige unbedeutende Fehler beilegte, so geschah es, um darin einen Grund zu um so mehr Freude und Hoffnung zu finden. Wenn man von seiner etwas merklichen Sparsamkeit sprach, so geschah es, um zu zeigen, welche Oekonomie künftig in der Staatsverwaltung herrschen werde. Selbst Akte, welche die argwöhnischen Seelen hätten erschrecken können, wurden zu seiner Verherrlichung gedeutet. Man beklagte ihn laut wegen der Opfer, welche ihm Minister auferlegten, die ihn nicht ganz begriffen; so daß der Glanz seines Liberalismus durch die scheinbaren Fehler seiner Höflinge erhöht wurde.

Inzwischen schickte sich Herr Berard an, der Kammer einen Entwurf vorzulegen, in welchem man folgende Stelle bemerkte:

„Die Wiederherstellung der Nationalgarde unter Mitwirkung der Nationalgardisten bei der Wahl der Offiziere; die Mitwirkung der Bürger bei der Bildung der Departemental- und Munizipalverwaltungen; die Verantwortlichkeit der Minister und untergeordneten Agenten der Verwaltung; die gesetzlich befestigte Stellung der Militärs; die Wiedererwählung der zu Staatsämtern beförderten Deputirten — dies alles ist uns bereits zugesichert.

„Die öffentliche Meinung verlangt überdies nicht mehr bloß eine nichtssagende Duldung aller Religionen, sondern ihre vollkommenste Gleichheit vor dem Gesetz; die Ausstoßung der fremden Truppen aus der Nationalarmee; gleiches Recht zur Gesetzesinitiative für die drei Gewalten; die Unterdrückung des doppelten Wahlvotums; zweckmäßige Herabsetzung des Alters und Census; endlich eine gänzliche Umgestaltung der Pairie, deren Grundlagen nach und nach durch pflichtvergessene Minister ganz und gar verderbt worden sind.

„Wir sind die Auserwählten des Volks, meine Herren! uns hat es die Vertheidigung seiner Interessen und die Aussprechung seiner Bedürfnisse anvertraut. Seine ersten Bedürfnisse, seine theuersten Interessen sind Freiheit und Ruhe. Seine Freiheit hat es selbst der Tyrannei abgekämpft; uns

kommt es zu, seine Ruhe zu sichern, und dies können wir nur, wenn wir ihm eine dauernde und gerechte Regierung geben."

Unter diesen Bedingungen schlug Herr Berard seinen Kollegen vor, den Herzog von Orleans als König der Franzosen zu proklamiren, und zwar unverzüglich. Sein Vorschlag wurde von Herrn Dupont von der Eure im Ministerrathe vorgetragen, erschien aber der doktrinären Partei des Kabinets nicht monarchisch genug. Schärfere Augen als die der Herren Guizot und von Broglie gewahrten einen bedeutenden Fehler darin. Er enthielt einen Inbegriff von Grundsätzen, deren Anwendung er nicht bestimmte, und die jedenfalls einer weiteren Erörterung bedurften. Lag darin nicht eine ernstliche Gefahr für eine Monarchie, die sich im Grunde nicht gar zu sehr von der anderen unterscheiden wollte? Den konstitutionellen Vertrag unbestimmt lassen, hieß endlosen Kontroversen die Thüre öffnen und den revolutionären Geist in die Anfänge einer Regierung einführen. That man nicht besser, wenn man die allgemeine Betäubung dazu benutzte, die Revolution zu schließen und nebst der Krone zugleich alles sich anzueignen, was zu ihrer Befestigung und Beschützung dienen konnte? Das begriff der Herzog von Orleans und übertrug den Herren Guizot und von Broglie das Geschäft, an die Stelle eines unbestimmten Vorschlages einen definitiven Vertrag zu setzen. Da man übrigens Herrn Berard wegen der energischen Haltung, die er in der Revolution angenommen hatte, mißtrauete und seinen Gehorsam in Zweifel zog, so berief man ihn zweimal hinter einander nicht in den Ministerrath, trotz des ausdrücklichen Versprechens, ihn seine Arbeit in demselben entwickeln zu lassen. Bereits nahm man nur noch rückhaltslose Ergebenheit an.

Auch sammelten sich die Schmeichler in Masse um den neuen Thron. Jeder rühmte seine Dienste von gestern und versprach sie auf morgen. Mehrere Tage hindurch waren alle Zugänge der Gewalt von einer fieberhaften Lüsternheit, einer überfließenden Ruhmredigkeit und Niederträchtigkeit umstellt, wovon man sich nicht leicht einen Begriff machen kann. Nur diejenigen Männer, die ihre eigene Person bei der Revolution eingesetzt hatten, bewiesen eine bescheidene Würde. Zwölf oder fünfzehn Kreuze waren der polytechnischen Schule angeboten worden; die Zöglinge versammelten sich in einem Amphitheater, berathschlagten, was sie darauf zu antworten haben, und beschlossen einstimmig, die Kreuze nicht anzunehmen. Auch kamen sie überein, daß diejenigen unter ihnen, die Zivilkleider besäßen, ihre Uniform ablegen sollten, um nicht mit den Menschen verwechselt zu werden, die mit ihrem kriegerischen Apparat bloß Parade machten.

Je weiter man sich von der Revolution entfernte, um so entschiedener wurde Paris ein unermeßlicher Herd der Intriguen. Die Stellenhascherei wurde mit einem Cynismus betrieben, der keine Grenzen kannte. Tagtäglich

und zu jeder Stunde des Tags brachten die öffentlichen Wagen eine Masse Sollizitanten nach Paris, die aus den Provinzen kamen, um sich in die ersten Beweise der Gunst zu theilen. Ueberall war es ein abscheulich widerliches Gedränge. Der ganze Schaum der Gesellschaft trieb auf der Oberfläche einher. Unter denjenigen, die unter der Restauration die Aemter besetzt gehalten, glaubten viele schamlos genug, dieselben gegen die mit der Landkutsche angekommenen Kandidaten vertheidigen zu können. Von allen Seiten Abfälle, von allen Seiten Gesuche. Man hörte jetzt eine Menge Royalisten Bannflüche über Herrn von Polignac schleudern und, um sich die Vortheile eines Verrathes zu sichern, in den heftigsten Ausdrücken über den Wahnsinn der Ordonnanzen, wie sie es nannten, losziehen. Am Tage der Publikation waren sie diesen empörten Royalisten nicht so wahnsinnig erschienen. Eine sehr merkwürdige Thatsache hatte sich bei der Plünderung der Korrespondenz des Ministeriums des Innern ergeben, nämlich daß beinahe sämmtliche Präfekten sich für die Ordonnanzen ausgesprochen hatten. Ein einziger hatte erklärt, er werde sie nicht vollziehen, Herr von Lascours, Präfekt der Ardennen, und auf der Stelle hatte er seine Entlassung eingereicht. Herr Alban von Villeneuve, Präfekt des Norddepartements, hatte sich den Ordonnanzen unterworfen, aber zugleich sein Bedauern ausgedrückt, das Königthum auf einem solchen Wege zu sehen. Die Herren Sers, Präfekt vom Puy-de-Dome, Rogniat, Präfekt vom Mosel-Departement, Lezay-Marnesia, Präfekt von Loir-et-Cher, hatten auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die aus der Aufhebung der Charte erwachsen könnten. Herr von Jessaint, Präfekt seit Erschaffung der Präfekturen, hatte gar keine Bemerkung gemacht. Die Minister Karl's X hatten, wie man sieht, nicht ganz Unrecht gehabt, wenn sie auf die Unterstützung der Staatsbeamten und der einflußreichen Mitglieder der Hofpartei rechneten. Aber in den Augen aller derer, die sich den alten Ministern nur aus Interesse angeschlossen hatten, war die Niederlage derselben ihr erstes Verbrechen!

Die Revolution, die sich soeben vollendet hatte, war das Werk von ganz Frankreich: Paris war im Ganzen genommen nur der Schauplatz gewesen. Sie hatte sich mit ungeheurer Schnelligkeit in allen Departements verbreitet. Ueberall wurde die dreifarbige Fahne mit Liebe begrüßt. Die Explosion war elektrisch und einstimmig. „Man schlägt sich in Paris," erscholl es auf allen Punkten Frankreichs an dem Tage, wo man den Verkehr der Hauptstadt mit allen Provinzen abgeschnitten sah. Es war dies die natürliche Folge dieser starken Zentralisation, welche das Kaiserthum eingeführt, und deren Erbschaft die Restauration empfangen hatte.

Wir wollen uns nicht in das Detail der zahllosen partiellen Aufstände einlassen, die bloß ein Gegenstoß der Insurrektion von Paris waren. Diese

Episoden einer großen Epopöe gleichen sich sämmtlich: sie haben dieselbe Physiognomie, schließen dieselben Lehren in sich. Nur der Aufstand in Lyon soll uns einige Augenblicke beschäftigen, weil wir später nachzuweisen haben, wie die Revolution von 1830 sich länger hinauszog in der Geschichte von Lyon, dieser unglücklichen Stadt, welche zweimal durch Bürgerkrieg erschüttert und mit Blut getränkt werden sollte.

Von allen Städten Frankreichs war vielleicht keine besser zu einem energischen Widerstand vorbereitet, als Lyon. In den Jahren 1816 und 1817 war sie in der Hand orleanistischer und bonapartistischer Verschwörungen gewesen. Mit Feuerzügen war den Herzen die Erinnerung an die Grausamkeiten des Prevotalgerichts eingegraben, damals als die Guillotine unter dem Geschrei: „Es lebe Heinrich IV!" funktionirte. Von 1820 bis 1823 hatte der Carbonarismus in Lyon tiefe Wurzeln geschlagen. Der Handelsstand war liberal und demokratische Instinkte, mit Bonapartismus gemischt, herrschten bei der arbeitenden Klasse vor, welche einen zahlreichen Zuwuchs an alten Soldaten erhielt, die in Folge der Auflösung der Loirearmee den Geschäften der Industrie zurückgegeben waren. Die Ovation, welche man 1829 dem aus Amerika zurückkehrenden Lafayette zuerkannt hatte, bewies, mit welcher Entrüstung das Ministerium Polignac diese ausdauernde, wackere Stadt erfüllt hatte. Ihr Widerstand gegen die Ordonnanzen konnte also mit Sicherheit vorhergesehen werden, und wirklich warteten sie, um sich zu erheben, die Nachricht vom Siege der Pariser nicht ab.

Am 29. brachten die Journale die Ordonnanzen nach Lyon. Einige Stunden nachher waren, wie durch einen Zauberschlag, sämmtliche Arbeiten eingestellt; die Bürger drängten sich auf den Plätzen und Straßen; unbewaffnete, aber drohende Truppen belagerten gleichsam die Zivil- und Militärbehörden, ohne daß ein Kavallerieregiment, das gegen sie geschickt wurde, sie förmlich zu zerstreuen vermochte. Eine zahlreiche Versammlung fand sich in Broteaux ein, unter dem Einfluß einiger alten Mitglieder von Venten. Aber hier, wie in Paris, zeigten sich die ersten Führer ihrer Rolle und den Umständen nicht gewachsen. Sie suchten sich in ihrer Empörung mit dem Schutz der gesetzlichen Formen zu decken, beriefen sich auf die Charte, versicherten ihre Hochachtung vor den getäuschten Bourbons, sprachen von einer allgemeinen Petition und von der Nothwendigkeit, sich mit der Behörde über die Wiederherstellung der Nationalgarde nach den alten Cadres zu verständigen. Zu diesem Behuf wurde eine Kommission ernannt oder vielmehr sie ernannte sich selbst. Ihre angesehensten Mitglieder waren die Herren Mornaud, Duplan, gegenwärtig Rath am Kassationshof, und Prunelle, der später Maire von Lyon werden sollte.

Dies geschah am 30. Aber die Partei des Widerstandes zählte viele

energische Männer, welche über die schwankende, schlaffe Haltung der Kommission empört waren. Sie beschlossen also, sich am 31. Juli auf dem Quai Retz, einige Schritte vom Stadthause, bewaffnet zu versammeln und auf dem Platze Anführer zu erwählen. Um sechs Uhr erschienen die ersten Bewaffneten unter schallendem Beifallsgeschrei der Menge.

Die Nachricht von einer in den Straßen von Paris gelieferten Schlacht ging bereits verworren unter den Gruppen umher. Die Diligencen waren Tags zuvor nicht angekommen. Der Präfekt und der General beobachteten über die Mittheilungen, die der Telegraph ihnen bringen konnte, das düsterste Stillschweigen. Um acht Uhr erschien Herr Morin, Hauptredakteur des liberalen Blattes von Lyon, auf dem Quai Retz. Er hatte seine Unterwerfung verweigert; seine Pressen waren mit Beschlag belegt worden, und er kam, die Insurgenten um Hülfe anzusprechen. Einige Bewaffnete wurden zu seiner Verfügung gestellt, und er ließ sein Blatt erscheinen, das eine kräftige Protestation gegen die Ordonnanzen enthielt.

Inzwischen wuchs die Zahl der kampffertigen Bürger mit jedem Augenblicke an; nur waren leider die Waffen sehr dünn gesäet. Trödler verkauften verrostete Flinten und alte Säbel ohne Scheide zu fabelhaften Preisen. Der Befehl über die Insurgenten wurde dem Kapitän Zindel übertragen, einem entschlossenen Manne und feurigen Patrioten. Andere Offiziere wurden durch Zuruf gewählt. Die Menge, dicht gedrängt und drohend, stellte sich augenscheinlich unter die Befehle des Aufstandes.

Die Herren Debrosses und Paultre von Lamotte, der erstere Präfekt, der zweite Kommandant der Militairdivision, befanden sich in einer Lage, deren Gefährlichkeit jede Minute vermehrte. Die Nachrichten von Paris waren düster, die Treue der Truppen zweifelhaft; und man wußte, daß mehrere einflußreiche Bürger durch Gleichheit der Gesinnung und Freundschaft mit Offizieren vom zehnten und vom siebenundvierzigsten Linienregiment verbunden waren, die nebst einem Regiment Chasseurs und einiger Artillerie die Besatzung bildeten.

In diesen kritischen Umständen entwickelte Herr Debrosses einen Muth, der mit dem Schreck der übrigen Lyoner Royalisten einen merkwürdigen Kontrast bildete. Eine Proklamation, welche die Empörer bei Todesstrafe aufforderte, sich aufzulösen, wurde an den Straßenecken von Lyon angeschlagen. Schwachmüthig genug, unterstützte die Tags zuvor gewählte Kommission diesen kecken Schritt durch das Versprechen, die Behörde um eine regelmäßige Organisation der Nationalgarde anzugehen.

Diese beiden Proklamationen wurden mit gleicher Verachtung aufgenommen; und als ein Mitglied der Kommission, Herr Thomas Tissot, die

auf dem Quai Retz stehenden Pelotons aufforderte, sich zu zerstreuen, wurde er mit Zorn zurückgewiesen.

Die Behörden hatten sich nebst der Garnison im Stadthause zusammengezogen. Das Arsenal und die Präfektur wurden sorgfältig bewacht. Befehle, wovon einige aufgefangen wurden, enthielten die dringendsten Aufforderungen an die Besatzungen von Clermont, von Puy, von Montbrison und von Vienne, in Eilmärschen nach Lyon zu kommen. Ein Flintenschuß wurde gethan: man glaubte, der Kampf habe begonnen. Da tritt Herrn Zindel's Lieutenant, Herr Prevost, allein auf die Treppe des Stadthauses, dringt durch die Säle und fordert die Behörden auf, den Posten des Stadthauses einer gleichen Anzahl Nationalgardisten und Soldaten anzuvertrauen. Man weigert sich, man verlangt Konzessionen. Prevost zieht seine Uhr aus der Tasche, legt sie auf den Rathstisch und sagt: „Sie haben nur fünf Minuten, um meinen Vorschlag anzunehmen. Wenn ich nach Verlauf dieser Frist nicht bei meinen Kameraden zurück bin, so haben sie Befehl, anzugreifen."

Er sagte die Wahrheit: überall rüstete man sich zum Angriff; das Regiment Chasseurs, das nach dem Stadthause marschiren sollte, konnte die dichtgedrängten Reihen des Volkes nicht durchbrechen. Schon wurde das Pflaster aufgerissen; schon dienten die Wagen zu Barrikaden; die Linie hatte geladen. Der Vertrag, den Prevost vorschlug, wurde von dem Präfekten verworfen, aber der General und die Stadträthe nahmen ihn an, und die Nationalgardisten wurden in das Stadthaus geführt, wo man zugleich einen Posten Soldaten ließ. Die Bataillone kehrten in ihre Kasernen zurück, während die Menge rief: „Es lebe die Charte! Nieder mit den Bourbons!" Ausrufungen, in welche alte Soldaten auch ihr gewohntes Feldgeschrei: „Es lebe der Kaiser!" mischten. Das Arsenal wurde übergeben, die Telegraphen besetzt, die Nationalgarde organisirte sich in allen Gegenden der Stadt. Die dreifarbige Kokarde wurde im Angesicht der Soldaten getragen, welche noch die weiße hatten. Es war ein vollständiger Sieg; der von Paris wurde erst am folgenden Tage bekannt.

Der Lyoner Widerstand hatte das Merkwürdige, daß er, obgleich nicht durch die Ereignisse von Paris bestimmt, ungestüm, unwiderstehlich war. Man siegte hier, ohne einen Schlag zu führen, bloß durch die achtunggebietende Haltung des Volkes. Nicht minder rasch und lebhaft war der Widerstand in vielen andern Städten. In Nantes kam es zu einem Kampfe; Rouen und Havre schickten den Pariser Insurgenten Hülfstruppen. In Arras ließ der Hauptredakteur des Propagateur, Herr Frederic Degeorge, trotz aller Einsprache des Polizeikommissärs, muthvoll am 27. sein Blatt erscheinen und hielt die Behörde drei Tage lang im Schach. Im Uebrigen bezeugte ein Theil des in Arras liegenden ersten Pionierregiments

große Lust, sich auf die Seite des Volkes zu schlagen, für welche sich der Kapitän Cavaignac, so wie die Lieutenants Lebleu und Odier bereits laut erklärten. Bei einigen Soldaten ging der Eifer so weit, daß in der Nacht vom 30. auf den 31. funfzig von ihnen unter Anführung eines Fourriers die Stadt verließen und nach Paris marschirten.

Am 6. August übergab Herr Guizot Herrn Berard ein von Herrn von Broglie's Hand abgefaßtes Schreiben, welches einen weit enger begrenzten Entwurf zur Modifikation der Charte enthielt, als Herr Berard beantragt hatte. Die Abdankungsakte Karls X wurde darin als einer der bestimmenden Gründe zur Berufung des Herzogs von Orleans auf den Thron dargestellt, und somit der neuen Dynastie recht eigentlich die Taufe der Legitimität ertheilt; die Herabsetzung des Wahlzensus und des Wählbarkeitszensus war nicht aufgenommen. Die in Herrn Berard's Entwurf am deutlichsten bestimmten Garantien endlich verwischten sich in den der beiden Minister unter der Unbestimmtheit der Ausdrücke. Herr Berard beschloß, sich nicht an diese so ungenügenden Modifikationen zu halten, sondern der Kammer nur seine eigene Arbeit vorzulegen.

Die Sitzung vom 6. August eröffnete sich unter der Präsidentschaft des Herrn Laffitte, der Herrn Casimir Perier im Präsidentenstuhl ersetzte. Herr Berard hatte nicht sobald seinen Antrag vorgelesen, als lauter Beifall erscholl. Selbst diejenigen, die seinen Entwurf nicht billigten, erblickten darin die Wohlthat einer Gefahr, die ein Anderer lief. Aber Herr Demarçay hatte sich erhoben, um gegen Modifikationen zu protestiren, deren Ziel ihm zu weit ging. Auf eine Bemerkung von Herrn Villemain ernannte die Kammer eine Kommission, um den Entwurf zu prüfen. Auf einmal wird gemeldet, drohende Gruppen umlagern die Zugänge des Palais-Bourbon. Herr Keratry verlangt, in Betracht der Wichtigkeit der Umstände, eine nächtliche Sitzung, und wirklich hörte man von außen tumultuarisches Geschrei: „Nieder mit der Erblichkeit! Die Kammer verräth uns!“ Die Deputirten befinden sich in schmerzlicher Angst. Tief aufgeregt, gehen sie bald aus, bald ein: die meisten umringen Lafayette, Benjamin Constant, Labbey von Pompières, und flehen, die Hände ringend, um den Schutz ihrer Popularität. Herr Girod von der Ain geht hinaus, und als er auf den Stufen des Säulenganges Herrn Lheritier (gleichfalls von der Ain) begegnet, sagt er zu ihm: „Sie kennen Montebello?“ — „Ja.“ — „Es war ein braver Mann. Seine Tochter ist mein Schwiegersohn.“ So groß war die Angst und Verwirrung aller dieser Gesetzgeber! Sie versprechen, das Volk solle befragt werden. Man läßt auf den Gallerien eine Protestation gegen sogenannte Begünstiger von Unruhen zirkuliren und erhält gegen die Republikaner, die sich draußen herumtreiben,

die Unterschrift einiger getäuschten jungen Leute. Benjamin Constant und Labbey von Pompières zeigen sich nach einander unter dem Säulengange des Palastes. Lafayette erscheint gleichfalls. Bei seinem Anblick legt sich der Tumult, aber die Feurigsten rufen unaufhörlich: „Nieder mit der Erblichkeit!“ und Herr von Lafayette spricht mit flehender Stimme: „Meine Freunde, meine lieben Freunde, wir wachen über eure Interessen. Wir geben zu, daß wir ohne Vollmacht hier sind. Aber ich beschwöre euch, geht nach Hause.“ Es war dies das zweite Mal, daß Herr von Lafayette die Revolution dem Königthume überlieferte.

Mit Ungeduld erwartete die Kammer den Kommissionsbericht. Diese Deputirten sahen alle wohl ein, daß sie die Nation nicht vertraten, daß ihr Mandat erloschen und kein Grund vorhanden war, warum ihre amtliche Wirksamkeit den Untergang all' der Institutionen überleben sollte, von denen sie abhing. Man mußte daher um jeden Preis das Volk hindern, zur Fassung zu kommen; man mußte die allgemeine Betäubung benutzen, Einwendungen zumvoraus beseitigen, durch Raschheit und Kühnheit jedem Widerstande zuvorkommen. War die Krone einmal auf das Haupt des Herzogs von Orleans gesetzt, war die Lage einmal befestigt, was kümmerte man sich dann um verspätete Protestationen? Das neue Regime hatte dann, wenn auch nicht die Weihe des Rechts, doch die der Thatsächlichkeit zu seinen Gunsten; und man wußte wohl, daß ein Volk sich nicht alle Tage in Revolutionen versucht.

Mit ungemeinem Eifer nahm die Kammer die offizielle Mittheilung der Abdankungsakte auf, die ihr Herr Guizot machte. Einige Deputirte, und unter andern Herr Mauguin, erklärten zwar die Akte für null und nichtig, indem die Absetzung Karls X durch den Sieg ausgesprochen sei, und der Herzog von Orleans nicht kraft einer Abdankung, sondern kraft des Volkswillens König werden müsse. Vergebliche Versuche! Das Volk flößte Angst ein. Es wurde beschlossen, die Akte in den Archiven niederzulegen.

Abends um zehn Uhr verlas Herr Dupin seinen Bericht, zu dessen Abfassung er nur zwei Stunden gehabt hatte. Es war spät; die Deputirten waren müde und erschöpft. Gleichwohl wollte man die Diskussion sogleich beginnen; allein die Herren Benjamin Constant und Salverte erhoben sich so nachdrücklich gegen den Skandal einer solchen Hast, daß die Kammer aus Schamgefühl die Erörterung auf den folgenden Tag verschob.

Am folgenden Tage um acht Uhr sah man die Deputirten im Palais-Bourbon ankommen. Die Journalisten waren abwesend, die Gallerien leer. Man hatte nämlich Tags zuvor den Anfang der Sitzung auf zehn Uhr festgesetzt, aber während der Nacht hatten die Häupter der Bourgeoisie eine außerordentliche Einberufung an die Deputirten ergehen lassen und die Er-

öffnung der Sitzung vorgerückt, so sehr fürchtete man die Blicke des Publikums!

Die Berathung begann. Herr Demarçay erhebt sich mit Entrüstung: Was diese lichtscheue Souveränetät bedeute, welche die Kammer sich anmaße? Was dieser König solle, den man verstohlenerweise machen wolle? Besonders verwerflich erschien diese Anmaßung Herrn von Cormenin, dessen unerbittliche Logik später der neuen Dynastie furchtbare Schläge versetzen sollte. Endlich beginnt die Erörterung über den Bericht des Herrn Dupin in Beziehung des Berard'schen Vorschlags. Die Herren von Conny und Hyde von Neuville sprechen muthvoll ihr Bedauern über die gestürzte Familie aus, über dieses so oft und so hart geschlagene Königsgeschlecht. Letzterer bringt einen tiefen Eindruck auf die Versammlung hervor, als er von der furchtbaren Katastrophe und den Wahnsinnigen, die sie herbeigeführt haben, spricht und hinzufügt: „Ich werde das Unglück derer, denen ich von Kindheit auf gedient habe, nicht verrathen. Ich vermag nichts gegen einen Strom, aber ich schicke wenigstens Gebete für das Glück und die Freiheiten meines Vaterlandes zum Himmel empor.“ Die Herren Benjamin Constant und von Laborde antworten mit Gemessenheit auf diese beiden Reden, verwerfen jedoch mit vielem Nachdruck das Prinzip der Legitimität. Herr Berryer erkennt der Kammer das Recht zu, die Konstitution zu modifiziren, nicht aber die Dynastie zu ändern. „Das erste Interesse,“ antwortet Herr Villemain, „ist, daß der Thron besetzt und zugleich die öffentlichen Freiheiten verbürgt werden.“ Am 30. hatte er feierlich erklärt, er glaube kein Recht zu haben, über die höchste Gewalt zu verfügen. Aber die Macht, auch wenn sie sich in andere Hände begibt, behält immer Anbeter.

Der erste Theil des Berard'schen Vorschlages wurde mit der Modifikation der Kommission in folgenden Ausdrücken angenommen, welche die Politik des Herzogs von Orleans und der Bourgeoisie in dieser ersten Periode ihrer gemeinsamen Herrschaft vollkommen erklären:

„Die Abgeordnetenkammer, in Betracht der gebieterischen Nothwendigkeit, welche aus den Ereignissen des 26., 27., 28. und 29. Juli hervorgeht, und der allgemeinen Lage, in welcher sich Frankreich in Folge der Verletzung der konstitutionellen Charte befindet; in Betracht ferner, daß in Folge dieser Verletzung und des heldenmüthigen Widerstandes der Bürger von Paris der König Karl X, Se. Königl. Hoheit der Dauphin Ludwig Anton und sämmtliche Mitglieder der ältern Linie des Hauses in diesem Augenblick das französische Gebiet verlassen, erklärt, daß der Thron faktisch und rechtlich erledigt, und es unumgänglich nothwendig ist, für seine Wiederbesetzung zu sorgen.“

Diese Abfassung war sehr gut berechnet. Die Erhebung des Herzogs

von Orleans wurde darin als das erzwungene Resultat von Ereignissen dargestellt, an denen er selbst recht gut keinen Antheil hätte nehmen können. Karl X wurde nicht aus dem Lande vertrieben, er verließ es, und der Herzog von Orleans bestieg den Thron bloß, weil er eben erledigt war. Auf diese Art verwischte sich alles, was die auswärtigen Kabinette an der Besitzergreifung des Herzogs von Orleans Revolutionäres hätten erblicken können, ganz natürlich vor ihren Augen. Dieser Prinz war kein Usurpator mehr, er war der unvermeidliche Fortsetzer der Traditionen der Ordnung und des Friedens, welche die monarchische Form verbürgte. Der Herzog von Orleans hatte Europa auf den Glauben bringen wollen, daß er in Karl X ein Mitglied der Familie der unverletzlichen Könige respektire, als er nach Rambouillet Kommissäre schickte, mit dem Auftrag, ihn gegen Leidenschaften zu schützen, die er selbst aufgereizt hatte. Nichts war geeigneter, die Absichten des Prinzen zu erfüllen, als die Erklärung, die man so eben gelesen hat. Sie wurde beinahe ohne Widerspruch angenommen.

Es blieb nun nichts mehr übrig, als die Bedingungen der neuen Einsetzung festzustellen, um die Usurpation gegenüber dem Volke zu maskiren, wie man es Europa gegenüber gethan. Der zweite Paragraph des Vorschlags strich den Eingang der Charte. Herr Persil ruft bei dieser Gelegenheit: die Souveränetät beruhe einzig und allein auf dem Volke; man müsse dieses Prinzip proklamiren, man müsse es schreiben, damit Niemand in Zukunft sich König von Gottes Gnaden nennen könne. Sodann machte er den Vorschlag, unter dem Titel Souveränetät folgende zwei Artikel aus der Konstitution von 1791 in die Charte zu setzen:

„Die Souveränetät gehört der Nation, sie ist unveräußerlich und unverjährbar. — Die Nation kann ihre Rechte nur durch Abgeordnete ausüben."

Dieser Vorschlag findet keinen Anklang.

Man antwortet Herrn Persil, das, was er wolle, stehe im zweiten Paragraphen der Kommission, der also laute:

„Die Deputirtenkammer erklärt, daß nach dem Wunsche und im Interesse des französischen Volkes der Eingang der Charte gestrichen wird, als die Würde der Nation verletzend, indem er den Franzosen Rechte zu bewilligen scheint, die ihnen von selbst wesentlich gehören."

Dieser Paragraph wird durch Abstimmung angenommen; aber die gewandten Männer der Partei behielten sich vor, die der Souveränetät des Volkes dargebrachte Huldigung daraus verschwinden zu lassen, was beim Druck der neuen Charte wirklich geschah. Plumpes Uebervortheilen, das im Konflikt der Personen und der Verwirrung der Dinge von Niemand damals bemerkt wurde.

Die Versammlung schreitet zur Revision einiger Artikel der Charte, die

in Eile geprüft werden. Die Streichung des Artikels 6, welcher die katholische Religion als Staatsreligion erklärte, ruft inzwischen einen lebhaften Kampf hervor. Die Einen wollen mit der Kommission, die katholische Religion solle als die Religion der Mehrheit der Franzosen erklärt werden. Diese Bestimmung, welche Benjamin Constant lächerlich und müßig findet, wird mit Eifer verlangt von Charles Dupin, der einen Akt hoher Politik darin erblickt und zu Gunsten seiner Ansicht den so leicht in Bewegung gesetzten Fanatismus der Bewohner des Südens anführt. Herr Viennet erhebt sich gegen das Vorurtheil, das die Israeliten brandmarkt, und wünscht, die Diener aller Religionen sollen vom Staat besoldet werden. Aus den Berathungen der Kammer geht endlich folgender Artikel hervor:

„Die Diener der katholisch-apostolisch-römischen Religion, zu welcher sich die Mehrheit der Franzosen bekennt, und die der andern christlichen Konfessionen empfangen ihre Besoldung aus dem Staatsschatz."

Diese unbestimmte Abfassung konnte weder die Katholiken, noch die Protestanten, noch die Franzosen anderer Religionen befriedigen: die ersten, weil ihre Religion nicht mehr die Staatsreligion war; die zweiten, weil das Gesetz benachtheiligend sie als Minorität bezeichnete; die andern, weil das Gesetz nur von christlichen Religionen sprach und also nur diesen die Wohlthat eines öffentlichen Schutzes zu gewähren schien. Seltsamer Vergleich zwischen dem Prinzip der moralischen Einheit und der freien Bekennung jedes Glaubens, dem Pontifikat des Souveräns und dem atheistischen Gesetze!

Die Kammer erklärt sofort die Zensur für immer abgeschafft, und dehnt also ihre Allmacht auf die Zukunft aus.

Einige Augenblicke werden der Prüfung des Artikels 14 gewidmet. Man streicht ihn. Eitles Hinderniß, das man der Kühnheit, welche die Macht besitzt, in den Weg werfen will!

Je weiter die Kammer in dieser schleunigen Revisionsarbeit vorschreitet, um so mehr scheint sie die Kämpfe der neuesten Zeit zu vergessen. Ihre Erinnerungen werden indeß wieder angefrischt, als der Oberst Jacqueminot den Antrag stellt, die auswärtigen Truppen vom Dienste des Staats auszustoßen. Aber die Furcht vor dem Fortschritt, die bei ihr eben so ausgesprochen ist, als die vor den Schweizern, veranlaßt sie, alles zu verwerfen, was auf Schwächung der Privilegien hinzielt. So setzt sie auch den Beginn der passiven Wahlfähigkeit auf das dreißigste, der aktiven auf das fünfundzwanzigste Jahr fest. Gleichwohl erklärt sie die unter Karls X Regierung stattgehabten Pairsernennungen für null und nichtig, behält sich aber die Prüfung der wichtigen Frage von der Erblichkeit vor. Dasselbe unentschiedene Schwanken der Gesinnung veranlaßt sie, den Antrag des Herrn Duris-Dufresne, welcher die Magistratur einer neuen Einsetzung unterwirft, ohne alle

Entwicklung zu verwerfen. Herr von Brigode bringt diese Maßregel unter einer andern Form wieder zur Sprache, und so kommt sie endlich doch zur Erörterung. Aber vergebens rufen die Herren von Brigode und Salverte zur Unterstützung des Entwurfs das Beispiel Napoleons und Ludwigs XVIII an; vergebens erinnern sie, daß seit einigen Jahren die Ernennungen zu obrigkeitlichen Aemtern keinen andern Zweck gehabt hatten, als die Justiz zur Sklavin der Politik zu machen; vergebens ruft Herr Mauguin, alles müsse reorganisirt werden, die Revolution sei vom Gipfel ausgegangen und müsse sich selbst auf die Gefahr neuer noch furchtbarerer Erschütterungen hin bis auf die Grundlage hinab erstrecken; erschreckt von Herrn Villemain, von Herrn Dupin dem Aeltern an die Erhaltungsideen erinnert und von einem plötzlichen Respekt für die Stellungen von gestern ergriffen, bewahrt die Kammer der Magistratur ihre Existenz und Unabsetzbarkeit. — Inzwischen geht die Zeit hin, es wird spät und heute noch muß ein König proklamirt werden. Man beschließt, später und durch besondere Gesetze auf folgende Gegenstände Bedacht zu nehmen: — Anwendung der Jury bei politischen Verbrechen; — Verantwortlichkeit der Minister; — Wiederernennung der Deputirten, welche Beamte sind; — alljährliche Votirung des Armeekontingents; — Nationalgarde; — Etat der Offiziere der Land- und Seemacht; — Departemental- und Munizipal-Institutionen; — öffentlicher Unterricht und Lehrfreiheit; — Feststellung der Bedingungen zur aktiven und passiven Wahlfähigkeit.

Im Augenblick, wo die Kammer die Krone verschenken will, verlangt Herr Fleury (von der Orne), die Wahlkollegien sollen einberufen werden und einen speziellen Auftrag zur Wahl eines Königs geben. „Vorwärts einmal!“ ruft Casimir Perier verdrießlich, und Herr Laffitte beeilt sich, den letzten Paragraph zu verlesen, worin Ludwig Philipp von Orleans, Herzog von Orleans, eingeladen wird, vermittelst Beschwörung der modifizirten Charte den Titel: „König der Franzosen“ anzunehmen.

Dieser Paragraph wird mit großer Mehrheit angenommen. Dreißig Mitglieder der Rechten stimmen nicht. Herr von Corcelles verlangt, man solle die Erwählung des Herzogs von Orleans wenigstens der Annahme des Volkes unterwerfen. Allgemeine, tiefe Stille!

Die Kammer ist auf dem Punkt, zur geheimen Abstimmung über den ganzen Antrag zu schreiten, als der ehrwürdige Labbey von Pompières verlangt, die Stimmenden sollen ihre Namen auf ein Register schreiben. Herr Berard unterstützt den Antrag, aber vielen gebricht es an Muth zu einem öffentlichen Geständniß. Die Verschenkung der Krone Frankreichs wird wie ein einfacher Artikel des Reglements votirt.

Von sämmtlichen Deputirten der Opposition stimmte Herr von Corme-

nin allein nicht. Nach seiner Ansicht war die Befragung des Volkes unumgänglich nothwendig, da man das Prinzip der Volkssouveränetät ausgesprochen hatte. Er hatte sich daher als Zuschauer, nicht als Gesetzgeber in die Kammer verfügt. Schon in der Sitzung vom 30. hatte er aus einem edeln Bedenken den Titel eines Kommissärs der öffentlichen Arbeiten, welchen ihm eine Botschaft vom Stadthaus brachte, abgelehnt. Später hatte er seine Mitwirkung zur Ernennung eines Reichsverwesers verweigert. Jetzt, da alle seine Kollegen, die einen aus Verblendung, die andern aus Berechnung, sich der Fluth der Umstände überließen, protestirte der unbeugsame Logiker, unbeweglich auf seiner Bank, noch einmal gegen eine Usurpation sonder Gleichen.

Einige Tage später veröffentlichte er seine Entlassung in folgenden Ausdrücken: „Ich habe kein einsetzendes Mandat vom Volke erhalten und habe seine Ratifikation noch nicht. Zwischen diese zwei Extremitäten gestellt, besitze ich schlechterdings keine Macht, einen König und eine Charte zu machen oder einen Eid abzulegen. Ich bitte die Kammer, meine Entlassung zu genehmigen. Möge mein Vaterland stets glorreich und frei sein.“ Die Karlisten erhoben ein Freudengeschrei; und um den Eindruck dieser Entlassung zu schwächen, verbreiteten einige Orleanisten das Gerücht, Herr von Cormenin sei ein verkappter Karlist. Aber die Verläumdung mußte vorübergehen: die Protestation blieb.

Folgendes war das Resultat der Abstimmung, aus welcher ein Königthum hervorging:

Zahl der Abstimmenden .	252,
Weiße Kugeln	219,
Schwarze Kugeln . . .	33.

Der Namensaufruf war noch nicht zu Ende, als Herr Dupin mit einem dreifarbigen Bande im Knopfloch erschien; und nun wurde durch Zuruf beschlossen, Frankreich solle seine Farben wieder annehmen.

Wenige Augenblicke nachher sahen die Bewohner der Straße Saint-Honoré mit Ueberraschung einige Herren aus dem Bürgerstande vorübergehen, die sich vier und vier nach dem Palais-Royal begaben. Diese Bürger hatten dem Herzog von Orleans zu melden, daß er König sei.

Der Reichsverweser empfing die Deputirten, umgeben von seiner Familie, und als Herr Laffitte die Erklärung verlesen hatte, antwortete der Prinz in bescheidenem, bewegtem Tone:

„Mit tiefer Rührung empfange ich die Erklärung, die Sie mir überbringen. Ich betrachte sie als den Ausdruck des Volkswillens, und sie scheint mir mit den politischen Grundsätzen übereinzustimmen, zu denen ich mich mein ganzes Leben hindurch bekannt habe.“

„Voll von Erinnerungen, die immer den Wunsch in mir rege erhielten, niemals auf den Thron berufen zu werden, und gewöhnt an das friedliche Leben, das ich in meiner Familie führte, kann ich Ihnen die Gefühle nicht verhehlen, welche in diesem großen Augenblick mein Herz bewegen; aber eines ist unter ihnen, das alle anderen beherrscht: die Liebe zu meinem Vaterlande. Ich fühle, was sie mir vorschreibt, und werde es thun."

So sprechend warf er sich Herrn Laffitte in die Arme und zeigte sich mit ihm sowie mit Herrn von Lafayette auf dem Balkon, um die Menge zu begrüßen, die an ungewohnten Schauspielen immer ihre Lust sieht.

Im Augenblick, wo sie das Palais-Royal verließen, begegneten die Herren Lafayette und Benjamin Constant einem Kämpfer von gestern, Herrn Pagnerre. „Ach was haben Sie gethan?" rief dieser, als er sie ansichtig wurde. Aber Benjamin Constant trat auf den jungen Mann zu, umarmte ihn und sagte: „Fürchten Sie nichts, wir haben Garantien genommen."

So hatten also in weniger als sieben Stunden 219 Deputirte, die in gewöhnlichen Zeiten eine Majorität von nicht mehr als zwei Stimmen gebildet hätten, die Konstitution abgeändert, den Sturz einer Dynastie ausgesprochen und eine neue Dynastie eingesetzt. Und diese Deputirten waren unter der Herrschaft einer Charte erwählt worden, welche sie nach Belieben umänderten, und unter der Regierung eines Mannes, dessen Familie sie ächteten. Und alles das war kraft des Grundsatzes der Volkssouveränetät geschehen.

Man hatte mit solcher Gier nach dem Vorwand der gegenwärtigen Noth und der Staatsraison gegriffen, daß man an die Pairskammer weiter nicht gedacht hatte, sondern ihr nur eine Art Mittheilung machte, die mehr einem freiwilligen Akt der Höflichkeit, als einer unumgänglichen Formalität glich. Und ohne sich um ihre Beistimmung oder Nichtbeistimmung zu kümmern, ohne sie abzuwarten, hatte die Deputirtenkammer, wie man gesehen, ihre Erklärung als einen definitiven Vertrag, als den Beschluß eines unbedingten Willens ins Palais-Royal gebracht. Da die Pairie nur aus allen eklatanten Abfällen sich gebildet hatte, wozu dreißig Jahre politischer Erschütterungen Gelegenheiten geboten, und welche man zum Skandal vor der Welt ergriffen hatte, so hatte man keinen Augenblick an ihrer Bereitwilligkeit gezweifelt, sich unter ein neues Sklavenjoch zu beugen.

Aber unter den Pairs befand sich dazumal ein Mann, dessen ritterliche Loyalität und treue Seele man im Palais-Royal kannte. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, Herr von Chateaubriand gedenke eine anklagende und furchtbare Rede zu halten; er wolle gegenüber Allen ein Beispiel des Muthes geben, zum letzten Mal für die überwundene Monarchie protestiren und die Freunde, welche sie verführt, sowie die Verwandten, die

sie verrathen hatten, dem Auge des Publikums in ihrer wahren Gestalt zeigen.

Die Nachricht war in das Palais-Royal gedrungen und hatte daselbst die größte Unruhe verbreitet. Man mußte um jeden Preis eine solche Gefahr beschwören. Madame Adelaïde ließ Herrn François Arago wissen, der Herzog von Orleans wünsche eine geheime Unterredung mit ihm zu haben. Herr Arago konnte nicht zu dem Prinzen gelangen, sei es nun aus zufälligen Umständen, oder daß der Herzog von Orleans Bedenken trug, sich persönlich bei einer so kitzlichen Unterhandlung zu betheiligen. Madame Adelaïde hob die Schwierigkeit. Sie sprach Herrn Arago und erklärte ihm, man würde ihm unendlichen Dank wissen, wenn er zu Herrn von Chateaubriand ginge und ihn ersuchte, von seiner Rede abzustehen. Unter dieser Bedingung wurde Herrn von Chateaubriand eine Stelle im Ministerium zugesichert. Herr Arago begab sich zu dem berühmten Dichter, setzte ihm auseinander, wie Frankreich in seinen tiefsten Tiefen aufgeregt worden sei; wie alles daran liege, es nicht den Gefahren gar zu rascher Reaktionen preiszugeben; wie der Herzog von Orleans, nachdem er König geworden, viel für die öffentlichen Freiheiten vermöge; und wie es eines Mannes, wie der Vicomte von Chateaubriand, würdig sei, nicht gleich im Anfang einer Regierung den Redner der Agitation zu machen. Er schloß mit den Worten, es biete sich ihm ein besseres Mittel dar, seinem Lande mit Nutzen zu dienen, und man würde keinen Anstand nehmen, ihm ein Portefeuille zu übertragen, z. B. das des öffentlichen Unterrichts. Chateaubriand schüttelte traurig das Haupt und antwortete dann: von allen diesen Vorstellungen mache nur diejenige einigen Eindruck auf ihn, die das Interesse des in seinem Innersten erschütterten Vaterlandes betreffe; er erwarte nichts und wolle nichts annehmen von einer auf die Trümmern seiner Hoffnungen gegründeten Regierung; da indeß seine Rede den Samen des Hasses in seinem Lande ausstreuen könnte, so werde er ihre Formen mildern. Diese eigenthümliche Unterhandlung fand am Vorabend des 7. August statt.

Am nächsten Tag versammelte sich die Pairskammer Abends um halb zehn Uhr. Der Präsident verlas die Erklärung der Deputirtenkammer; dann erhob sich der Vicomte von Chateaubriand und drückte sich inmitten der tiefsten Stille folgendermaßen aus:

„Meine Herren! Die dieser Kammer überbrachte Erklärung ist für mich weit weniger verwickelt, als für diejenigen Herren Pairs, die sich zu einer andern Meinung bekennen, als ich. Nach meiner Ansicht beherrscht oder zerstört vielmehr in dieser Erklärung e i n e Thatsache alle andern. Wenn wir uns in einer regelmäßigen Ordnung der Dinge befänden, so würde ich ohne Zweifel sorgfältig die Aenderungen prüfen, die man in der Charte vornehmen will. Mehrere dieser Aenderungen sind von mir selbst beantragt worden. Ich

wundere mich bloß, wie man der Kammer die reaktionäre Maßregel vortragen konnte, welche die von Karl X ernannten Pairs betrifft. Ich bin keiner Schwachheit für die Schübe verdächtig, und Sie wissen, daß ich selbst die Drohung damit bekämpft habe; aber uns zu Richtern unserer Kollegen machen, aber aus der Pairsliste, so oft man der Stärkere ist, nach Belieben streichen, das erinnert gar zu stark an die Proskription. Will man die Pairie vernichten, immerhin. Besser das Leben verlieren, als darum betteln."

Nach diesen Worten, welche die Versammlung wegen ihrer Geduld in der Erniedrigung beschämen sollte, fragt der Redner, welche Regierungsform nunmehr auf Frankreich anwendbar sei. Die Republik scheint ihm nicht möglich; aber ist es die Monarchie unter den Bedingungen, die man ihr stellt? „Die Monarchie," ruft er, „wird von dem Strom der demokratischen Gesetze überschwemmt und hingerissen werden, oder der Monarch von der Bewegung der Faktionen."

Ehe er auf die in seinen Augen beste Lösung des furchtbaren Problems übergeht, das Frankreich vorgelegt ist, bringt Herr von Chateaubriand dem Heldensinn des Pariser Volkes seine Huldigung dar.

„Nie," sagt er, „war eine Vertheidigung gerechter, heldenmüthiger, als die des Volkes von Paris. Es hat sich nicht gegen das Gesetz empört, sondern für das Gesetz; so lang man den gesellschaftlichen Vertrag respektirte, ist das Volk friedlich geblieben. Aber als man nach beharrlichen Lügen bis zur letzten Stunde auf einmal zur Sklaverei läutete; als die Verschwörung der Dummheit und Heuchelei plötzlich losbrach; als ein von Eunuchen organisirter Schloßterrorismus den Terrorismus der Republik und das eiserne Joch des Kaiserreichs ersetzen zu können glaubte, da hat sich dieses Volk mit seiner Intelligenz und seinem Muthe bewaffnet. Es hat sich herausgestellt, daß diese Krämer recht leicht den Pulverdampf einathmeten, und daß man mehr, als vier Soldaten und einen Korporal brauchte, um sie in Schranken zu halten. Ein Jahrhundert würde ein Volk nicht so sicher seiner Reife entgegengeführt haben, als die drei letzten Sonnen, die neuerdings über Frankreich gestrahlt haben."

Der Redner spricht sofort von dem Herzog von Bordeaux. Hätte man nicht in ihm das für die Existenz der Monarchien so nothwendige Prinzip der Legitimität respektiren sollen? Der Herzog von Orleans wäre der Vormund des königlichen Kindes gewesen. Er hätte es als Regent bis zu seiner Volljährigkeit geleitet; diese Kombination hätte die Unverletzbarkeit des monarchischen Dogmas aufrecht erhalten und somit Frankreich vielleicht gefährliche Erschütterungen erspart.

Mit einer bittern Rückkehr auf sich selbst ruft er dann: „Als eine unnütze Kassandra bin ich dem Thron und der Pairie mit meinen verschmähten Warnungen häufig lästig gefallen. Es bleibt mir nichts mehr übrig, als mich auf

die Trümmer eines Schiffsbruches zu setzen, den ich so oftmals vorhergesagt. Ich erkenne dem Unglück alle Arten von Macht zu, nur nicht die, mich meiner Treueschwüre zu entbinden. Auch ist es meine Pflicht, mir im Leben treu zu bleiben. Nach allem, was ich für die Bourbons gethan, gesagt und geschrieben habe, wäre ich der Elendeste aller Elenden, wenn ich sie in dem Augenblick verläugnete, wo sie zum dritten und letzten Male in die Verbannung wandern."

Endlich, nachdem er niederschmetternde Blitze über die Feigheit all' der glühenden Royalisten geschleudert, die durch ihre verwegenen Entwürfe die schmähliche Verjagung der Nachkömmlinge Heinrichs IV herbeigeführt, und die er jetzt unter der dreifarbigen Fahne zusammengekauert zeigt, schließt er mit den Worten: „Was auch die Geschicke sein mögen, die den Herrn Reichsverweser erwarten, ich werde nie sein Feind sein, wenn er das Glück meines Vaterlandes begründet. Ich verlange für mich bloß noch die Freiheit meines Gewissens und das Recht, da zu sterben, wo ich Unabhängigkeit und Ruhe finde."

Diese beredten Klagen fielen auf eisige Herzen. Die Pairie berieth sich nur über die Maßregel, welche den Zweck hatte, sie zu dezimiren. Aber gegen den Schlag, den die andere Kammer ihrer Würde versetzte, war sie dermaßen unempfindlich, daß sie auf die Frage, ob sie sich denn wirklich so schmählich verstümmeln lassen wolle, erklärte, sie stelle dies der hohen Weisheit des Prinzen anheim, durch welche auffallende Schmeichelei sie ihre Erniedrigung selbst noch schimpflicher machte. Eine Deputation wurde ernannt, um die Glückwünsche dieser ersten Staats-Korporation ins Palais-Royal zu bringen. Sie näherte sich dem Prinzen ehrfurchtsvoll und ruhig, trotz aller erlittenen Unbilden. Der Prinz gab diesen großen Herren eine nichtssagende Antwort. Die Pairie war bereits todt in Frankreich.

Es blieb jetzt nichts mehr übrig, als der Uebertragung der Krone die Weihe der Formen und die Art von Legitimität zu geben, welche die Schwachköpfigkeit des Publikums an das Blendwerk eines imposanten Zeremoniells knüpft. Auf Montag den 9. August wurde alles zu einer königlichen Sitzung vorbereitet. Man stellte im Palais-Bourbon einen von dreifarbigen Fahnen beschatteten und von einem Himmel aus karmoisinrothem Sammt überragten Thron auf. Vor dem Throne standen drei Stühle für den Reichsverweser und seine zwei ältesten Söhne. Ein mit Sammt überzogener Tisch, worauf das Tintenfaß und die Feder standen, die zur Unterzeichnung des Vertrags dienen sollten, trennte den für den Prinzen bestimmten Stuhl von dem Throne: ein Sinnbild des Zwischenraumes, den er noch zu überschreiten hatte, um das Königthum zu erreichen. Der Herzog von Orleans hielt seinen Einzug unter dem Spiel der Marseillaise und dem Kanonendonner vom Invalidenhause. Als er seinen Platz eingenommen hatte, bedeckte

er sich und lud die Mitglieder der beiden Kammern ein, sich zu setzen, wobei er in einer bedeutungslosen Sache, was aber den meisten Eindruck macht, das übliche Zeremoniell änderte. Seine Vorgänger nämlich redeten nur die Pairskammer an und der Deputirtenkammer ließen sie durch den Kanzler sagen: „Meine Herren, der König erlaubt Ihnen, sich zu setzen.“ Der Prinz ersuchte Herrn Casimir Perier, Präsidenten der Deputirtenkammer, die Erklärung vom 7. August zu verlesen. Herr Perier that dies mit fester Stimme und betonte mehrere Stellen, z. B. die: „Der Thron ist faktisch und rechtlich erledigt.“ Als beim letzten Artikel Casimir Perier gesagt hatte: „Beruft auf den Thron Se. königliche Hoheit, Philipp von Orleans, Herzog von Orleans,“ versetzte der Reichsverweser, welcher mit der strengsten Aufmerksamkeit der Vorlesung folgte, lebhaft: „Ludwig Philipp.“ Sofort verlas der Baron Pasquier die Zustimmungsakte der Pairie; beide Urkunden wurden dem Reichsverweser eingehändigt, und dieser übergab sie Herrn Dupont von der Eure als dermaligem Siegelbewahrer. Der Reichsverweser verlas hierauf seine Annahme in folgenden Worten:

„Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirte! Mit großer Aufmerksamkeit habe ich die Erklärung der Deputirtenkammer, so wie die Bestimmungsakte der Pairskammer gelesen, und habe alle ihre Ausdrücke wohl und reiflich überlegt.

„Ich nehme ohne Beschränkung oder Vorbehalt die Bestimmungen und Verpflichtungen, welche die Erklärung enthält, so wie den Titel König der Franzosen, den sie mir überträgt, an, und bin bereit, die Beobachtung derselben zu beschwören.“

Der Herzog erhebt sich jetzt, zieht seinen Handschuh aus, entblößt das Haupt und spricht die Eidesformel, welche Dupont von der Eure ihm vorlegt:

„Im Angesicht Gottes schwöre ich, die konstitutionelle Charte mit den in der Erklärung festgesetzten Modifikationen treu zu beobachten; nur durch die Gesetze und nach den Gesetzen zu regieren; Jedem nach Verdienst strenge Gerechtigkeit angedeihen zu lassen und in allen Stücken einzig und allein das Interesse, die Wohlfahrt und den Ruhm des französischen Volkes vor Augen zu haben.“

Mitten unter dem Geschrei: „Es lebe der König!“ womit diese Worte empfangen werden, unterzeichnet Ludwig Philipp die drei Originale der Charte und seines Eides, die in den Archiven des Königreiches und der beiden Kammern niedergelegt werden müssen. In diesem Augenblick entwickeln die vier Marschälle die Attribute des Königthums: das Szepter, die Krone, das Schwert und die Hand der Gerechtigkeit. Man nimmt den Stuhl, auf welchem der Prinz gesessen, weg, und der neue König steigt jetzt auf den Thron, bedeckt sich und macht ein Zeichen, daß er sprechen will:

„Ich habe," beginnt er, „so eben einen großen Akt besiegelt. Tief fühle ich den ganzen Umfang der Pflichten, den er mir auflegt. Ich habe das Bewußtsein, daß ich sie erfüllen werde. Mit voller Ueberzeugung habe ich den Bundesvertrag angenommen, der mir vorgelegt wurde.

„Lebhaft hätte ich gewünscht, niemals den Thron einzunehmen, auf welchen der Wunsch der Nation mich so eben berufen hat; aber Frankreich war in seinen Freiheiten angegriffen; die öffentliche Ordnung stand in Gefahr; die Verletzung der Charte hatte alles erschüttert; man mußte die Wirksamkeit der Gesetze wieder herstellen, und den Kammern stand es zu, dafür zu sorgen. Sie haben es gethan, meine Herren: die weisen Modifikationen, die sie so eben mit der Charte vorgenommen, verbürgen die Sicherheit der Zukunft, und Frankreich wird, hoffe ich, im Innern glücklich, von außen hochgeachtet, der europäische Friede aber immer mehr gesichert sein."

Der Herzog von Orleans war König. Er wurde Ludwig Philipp I genannt. Man hatte diesem ungewissen Fortsetzer der fünfunddreißig Capets weder den Namen Philipp V, der eine Verpflichtung gegen die Vergangenheit in sich schloß, noch den — Philipp I, geben wollen, der dem Volke eine neue Zukunft zu eröffnen schien. Statt des Titels König von Frankreich wurde der — König der Franzosen, gesetzt: Neuerungen in den Worten, welche geeignet schienen, der Menge Sand in die Augen zu streuen.

Inzwischen begann ein entsetzliches Unbehagen bei den arbeitenden Klassen sich einzustellen. Diese Leute, die Es lebe die Charte! gerufen und sich während der drei Tage so wacker für dieselbe geschlagen hatten, staunten über den Zuwachs von Ungemach, welchen ihnen der Triumph brachte. Als die Munizipalkommission und Lafayette am 31. Juli eine mobile Nationalgarde schufen und den Beschluß faßten, der Soldat solle täglich dreißig Sous Sold erhalten, hatten sie nur eine provisorische Maßregel im Auge haben können, die überdies ohne Erfolg blieb.

Durch gewandte Kombinationen, täuschende Versprechungen, einige am rechten Orte angebrachte Geldvertheilungen hatte man das Volk ohne Mühe so weit gebracht, daß es sich zerstreuen und entwaffnen ließ. Sofort wurde eine Proklamation angeschlagen, die mit den Worten begann: „Wackere Arbeiter, kehrt in eure Werkstätten zurück." Die Unglücklichen kehrten zurück und fanden keine Arbeit mehr.

Wie nur zu leicht vorherzusehen war, verbargen sich die Kapitalien; alle industriellen Verbindungen waren unterbrochen; jeder Flintenschuß während der drei Tage hatte ein Falliment vorbereitet. Die Bank von Frankreich, die doch ihrer ganzen Einrichtung nach großen Krisen gewachsen sein mußte, bemaß mit grausamer Klugheit ihre Disconti nach ihren Befürchtungen, und

die gewohnte Schildwache stand zum Schutze dieser ganz mit Gold angefüllten Gewölbe da in einer ganz mit Armen angefüllten Stadt.

Jeder Tag vermehrte die Noth des Volkes, wie unzählige Thatsachen bewiesen. Von allen Druckereien der Hauptstadt beschäftigte die bedeutendste, als die Revolution losbrach, etwa zweihundert Arbeiter, welche regelmäßig vier bis sechs Franken täglich verdienten. Nach der Revolution wurden die Werkstätten auf acht oder zehn Tage geschlossen und dann wieder zehn bis zwölf Arbeiter zurückgerufen. Sechs Monate später waren es noch nicht mehr als fünfundzwanzig, und diese verdienten nicht mehr vier, fünf bis sechs Franken, sondern fünfundzwanzig bis dreißig Sous täglich. Und doch mußten offenbar die Druckereien unter den Folgen der Krisis weniger leiden, als andere Gewerbe. Man denke sich also die Unermeßlichkeit der pekuniären Verluste. Im Stadttheil des Gravilliers trug ein Haus in der Straße Chapon Nr. 28, das an zweihundert Arbeiter von verschiedenen Professionen vermiethet war, im Augenblick der Revolution siebenzehntausend Franken ein. Der Zins fiel plötzlich auf zehntausend, und noch heute, nach mehr als zehn Jahren, trägt es nicht mehr als vierzehntausend Franken.

Um diese Uebel zu lindern, wurden folgende Mittel angewandt. Man sang in den Theatern eine neue Marseillaise, verfaßt von Herrn Casimir Delavigne. Man pries in einer pompösen Sprache die für die Freiheit gestorbenen Helden. Das Journal des Herzogs von Orleans, der National, hatte gerufen: „Ihr seid immer die wackersten, heldenmüthigsten aller Männer gewesen. Ehre sei euch, brave Pariser!“ Und nicht weniger enthusiastisch, als die Journalisten, überboten die Behörden der Stadt sie noch in solchen Lobpreisungen. „Wer,“ sagt Herr Alexander von Laborde in einer Proklamation an die Bewohner von Paris, „wer darf sich schmeicheln, den Rang des ersten Beamten einer Bevölkerung zu verdienen, deren heldenmüthiges Benehmen die Freiheit und die Zivilisation gerettet hat?“ Und in vielen Familien mangelte das Brot, und mehr als eine in Thränen zerfließende Mutter sah man auf den kalten Steinplatten der Morgue einen geliebten Leichnam suchen.

Doch wurden von allen Seiten Subskriptionen zu Gunsten der Julliopfer (so nannte man die Todten oder Verwundeten) eröffnet, und somit waren die Umgekommenen wenigstens dadurch ihren Frauen und Kindern nützlich. Viele von den Ueberlebenden waren weniger glücklich.

Während dieser Zeit beschäftigte man sich im Schloß damit, die Charte zu revidiren, d. h. die Nationalgarde wieder herzustellen, aus welcher man das Volk leicht ausschließen konnte, indem man eine kostspielige Uniform zur nothwendigen Bedingung des Eintritts machte; die Presse vollständiger zu befreien, die sich bisher der Interessen des Volkes nicht gebührend ange-

nommen hatte; das Gesetzgebungsrecht auf eine größere Anzahl Bürger auszudehnen; den Gesetzgebern der Bourgeoisie das Recht der Initiative einzuräumen; endlich durch die Gleichheit der Religionen und Abschaffung des Adels die Vorgänge von 89 wieder aufzunehmen.

Aber die Abgaben billiger zu vertheilen, die Lasten zu erleichtern, welche den Armen erdrücken, die aus den vereinigten Abgaben (droits réunis) des Kaiserthums entstandenen indirekten Steuern der Restauration abzuschaffen, auf Mittel gegen die mörderische Veränderlichkeit des Lohnes zu denken, Werkstätten zu gründen für die Kämpfer von gestern, welche Tags darauf Arbeiter ohne Arbeit geworden — von dem allem schien nichts würdig, in Erwägung gezogen zu werden, von dem allem existirte nichts, nicht einmal in Form einer Versprechung.

Dagegen widmete man den Börsespielern eine merkwürdige Besorgtheit. Die Ordonnanzen Karls X hatten plötzlich die Spekulanten auf's Fallen begünstigt. Nun waren, wie man gesehen hat, einige von ihnen in das Geheimniß der Ordonnanzen eingeweiht geworden und hatten sicher gespielt. Diesen Umstand machten die Spekulanten auf's Steigen geltend und verlangten, daß die Liquidation der Prämien nicht vor dem 9. August stattfinden solle. Die Bankiers, die auf's Steigen gespielt hatten und im Stande waren, mit Millionen auf der Börse zu agiren, wollten die bewilligte Frist dazu benutzen, um durch wohlberechnete Einkäufe die Kurse wieder zu befestigen. Aber eben die Bewilligung dieser Frist war eine Ungerechtigkeit. Erstens wurden dadurch sämmtliche Spieler auf's Fallen Opfer einer Unehrlichkeit, welche nicht alle begangen hatten; und dann verkannte man willkürlich zum Nutzen der einen, zum Schaden der anderen, daß die Börsenoperationen wesentlich dem Würfelspiel gleichen. Gleichviel. Die Spieler auf's Steigen befanden sich auf der Seite der Sieger: die Entscheidung, welche sie wünschten, wurde vom Kommissär im Departement der Finanzen ausgesprochen, und die durch schmachvolle Käufe, durch unerlaubte Spekulationen gefährdete Wohlhabenheit erhielt einen Schutz, welchen zur Verzweiflung gebrachte Arbeiter, die für ein Stückchen Brod ihre Arme anboten, vergebens erwarteten.

Für diese Charte, die man revidirte, war das Blut der Armen in Strömen geflossen, und die Regierung kannte die Größe des Opfers recht gut, als sie am 5. August im Moniteur, dem offiziellen Journal, folgenden Artikel erscheinen ließ:

„Die Angaben der verschiedenen Blätter über die Zahl der Verwundeten und Todten waren nicht genau. Wir glauben folgende Notizen mittheilen zu müssen, welche gestern, am 4. August, von den verschiedenen Hospitalärzten an die königliche Akademie eingesandt worden sind.

„Hotel-Dieu. Es sind nahezu an fünfhundert Verwundete angekommen, größtentheils den Bürgern angehörig, denn nur fünfundzwanzig sind Militärs unter diesen fünfhundert. Gestorben sind am ersten Tage achtunddreißig, am zweiten zwölf, und am dritten acht.

„Hopital de la Charité. Es sind etwa hundert Verwundete angekommen, und von diesen sind vierzig gestorben; die anderen hofft man großentheils zu retten.

„Hopital Beaujon. Es ist behauptet worden, in diesem Hospital befinden sich sechshundert Verwundete, allein es waren nie mehr, als achtzig. Acht oder zehn sind amputirt worden. Gestern zählte man fünfzehn bis sechszehn Todte.

„Hopital du Gros-Caillou. Man hat zweihundert Verwundete eingebracht. Eine Menge Amputationen sind vorgenommen worden. Gestorben ist keiner. — Diese Thatsache, welche der Akademie auffallend erschien, ist durch das Zeugniß der Herren Larrey und Ladibert bestätigt worden.

„Hopital du Val-de-Grace. Es sind bloß etwa zwanzig Verwundete angekommen. — Angestellten Nachforschungen zufolge beliefe sich die Zahl der Todten und Verwundeten vom 27. und 28. auf 1,600 bis 1,700. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es jedoch mehr, allein man hat über die in die Lazarethe Aufgenommenen, oder diejenigen, die sich nach Hause bringen ließen, keine bestimmten Angaben erlangen können. Es handelt sich hier nur um die Hospitäler."

Soviel von den Todten: wie die Lebendigen bedacht worden waren, habe ich bereits gesagt.

Die Schwierigkeiten waren allerdings groß. Nach einer Revolution, wie die so eben vollendete, konnte man sich trotz des über alle Erwartung schnellen Sieges nicht schmeicheln, den Kredit durch Ordonnanzen wieder aufleben zu lassen, die Angst des Handelstandes durch Journalartikel zu beschwichtigen und das erloschene Vertrauen durch Proklamationen wieder hervorzurufen. Aber der Konvent hatte, ohne hier von seiner aufreizenden Stellung Europa gegenüber und seiner unsterblichen Wuth zu sprechen, bewiesen, welche Wunder aus einem wahren Enthusiasmus hervorgehen können. Wenn diejenigen, die sich im Jahr 1830 der Bewegung der Dinge bemächtigten, mit Beharrlichkeit und Muth, gleichviel ob auch ohne Erfolg, alle ihre Kräfte aufgeboten hätten, um das Volk von der Bahn der Abgründe zurückzuziehen, so wären sie in den Augen der Geschichte freigesprochen. Aber nichts wurde versucht: nachdem die Charte revidirt und einem König die Krone aufgesetzt war, trat die Herrschaft eines brutalen Fatalismus ein.

Doch traf man Anstalten, dem Handel dreißig Millionen zu leihen.

Da indeß die Regierung das Staatseinkommen nicht auf's Gerathewohl austheilen konnte, so lieh man auf Bürgschaften denjenigen, die etwas besaßen, d. h. bekannten Bankiers, wohlhabenden Fabrikanten. Auf den Aermeren lastete die Krisis um nichts weniger schwer mit ihrem ganzen Gewichte.

Die Geschichte hat nichts, was sich mit der Unmacht vergleichen ließe, welche die Verwaltung in den ersten Tagen nach der Revolution beurkundete, einer Unmacht zum Guten, nicht zum Schlimmen.

Einige Bürger hatten den Gedanken gehabt, mit Hülfe und unter dem besonderen Schutze des Staats in Saint-Denis eine große Druckerei zu errichten. Sie trugen ihren Plan dem Ministerium des Innern vor; sie hätten hauptsächlich revolutionäre Werke, die Schriften Rousseau's, Voltaire's, die Enzyklopädisten wiedergedruckt, und ihre Werkstätten hätten einer Menge Arbeiter, die jetzt im Elend umherschweiften, ein Asyl eröffnet. Dieser Vorschlag wurde verworfen unter dem Vorwand, daß solche Bücher keinen Absatz finden würden, indem sie Waffen seien, deren die Liberalen nach der Schlacht nicht mehr bedürfen. Eine tiefe Antwort und wohl würdig, näher überlegt zu werden.

Im Uebrigen gab es ein noch zuverlässigeres Mittel, eine Menge unbeschäftigter Arbeiter zu beschäftigen: die Arsenale enthielten bloß neunmalhunderttausend Flinten, und man brauchte drei Millionen, um die Nationalgarde im ganzen Königreich zu bewaffnen. Tagtäglich liefen Bittschriften ein, um den Eifer des Ministeriums des Innern anzustacheln; es verwies die Sache an das Kriegsministerium. Und nun! bloß fünfmalhunderttausend Flinten wurden geliefert. Vergebens wurde die Fabrikation der noch mangelnden lebhaft und zu wiederholten Malen in Anspruch genommen; vergebens wurde im Namen aller Eisen- und Holzarbeiter verlangt, es solle in Paris ein großes Atelier zu diesem Behuf eröffnet werden; vergebens wurden von verschiedenen Theilen des Königreichs her und namentlich von Saint-Etienne befriedigende Vorschläge auf den Kriegsämtern niedergelegt: alle diese Versuche brachen sich an einer unüberwindlichen Trägheit, und ihr einziges Ergebniß war, daß sie den Spekulationsgeist weckten. Man wird im Verlauf dieser Geschichte sehen, bis zu welchem Datum der spätere Flintenaufkauf in England zurückgeht, der so großen Skandal erregen sollte.

Doch ließ man auf dem Marsfeld einige Arbeiten ausführen, eine Maßregel, welche zwar nicht die Sorge der Regierung für die Armen bewies, aber doch das Gute hatte, ihre Gleichgültigkeit zu verdecken.

Wehe denen, die sich auf's Gerathewohl in die Revolutionen werfen, und mit einem Feldgeschrei, dessen Bedeutung sie nicht kennen, zum Kampfe eilen!

Zehntes Kapitel.

Flucht Karls X und seiner Familie; Abreise.

Während man in Paris über den Thron seiner Väter verfügte, lag Karl X in der Hauptkirche von Argentan auf den Knieen. Die Nachricht von der Throngelangung Ludwig Philipp's war in dieser Stadt bereits im Umlauf. Als die geächtete Familie wieder abreiste, drängten sich die Einwohner auf ihren Weg, um das Geheimniß ihrer Rührungen zu erlauschen. Neben der Herzogin von Berry, welche die Größe ihres Unglücks durch Unbesonnenheit verwischte, erblickte man die so oft geprüfte Tochter Ludwig's XVI. Ihr Gesicht war leichenblaß, ihre Augen trübe vom Weinen. Die furchtbare Katastrophe hatte alle ihre alten Herzenswunden wieder aufgerissen. Oft sah man sie während dieser traurigen Reise aus dem Wagen steigen und an der Straße stehen bleiben, gleich als wollte sie dieses ihrer Familie dreimal unselige Land nicht allzu bald verlassen. Die Kommissäre fürchteten sie wegen ihres barschen Wesens und der tiefen Bitterkeit ihrer Sprache, aber die Unermeßlichkeit eines Schmerzes, der sich vom Templethurm herschrieb, flößte ihnen Achtung ein. Der Dauphin litt nicht, weil er nicht dachte.

Karl X hatte eine ruhige Haltung. Gleichgültig für sich selbst, sorgte er nur für die Leute seines Gefolges; auch darin gleichwohl Egoist, denn die Könige haben den Stolz, sich in ihren Dienern zu lieben. Im Uebrigen war sein Benehmen voll offenbarer Widersprüche. Der Anblick der in Thränen zerfließenden Dauphine, seiner trostlosen Höflinge, der beiden Kinder, die sich mit der Unwissenheit ihres Alters an den neuen sie umgebenden Gegenständen ergötzten, alles das ließ ihn unempfindlich oder wenigstens resignirt; aber er durfte nur einen dreifarbigen Lappen oder einen leichten Verstoß gegen die Etikette zu Gesicht bekommen, um in einen kindischen Zorn zu gerathen. In dem Städtchen Aigle hatte man dem Hofgebrauche gemäß eine viereckige Tafel für das Mittagsmahl dieses Monarchen verfertigen müssen, der so eben ein Königreich verloren. Auf solche Weise zeigte er jenes Uebermaß von Größe und Kleinheit, welches die Praxis des Königthums verleiht, in seiner Person vereinigt; und während er die Gesammtheit seines Unglücks muthig ertrug, konnte er den Einzelnheiten desselben sich nicht geduldig unterziehen: er wollte, daß man ihm wenigstens ein pomphaftes Elend bereite.

In Maintenon hatte er ohne großen Widerstand in die Entlassung seines

Heeres gewilligt; in Dreux hatte er sich ohne Klage die Artillerie der Garde nehmen lassen und nur noch zwei Kanonen behalten: kurz in allem hatte er nachgegeben, so lange es sich um die Wirklichkeit der Macht handelte; aber wenn man ihm den Schein derselben streitig machen wollte, da erwachte der ganze Hochmuth seines Blutes. Er ergab sich in die Verbannung, wenn er nur den Glanz seines Geschlechtes und die Lappen der Monarchie mitnehmen durfte.

Besonders klagte er über die Ungeduld der Kommissäre, und fand es ungerecht, daß man ihn hinderte, langsam zu reisen. Es lag im Grunde dieser Klage der Schmerz über das verlorene Vaterland und die väterlichen Gräber, die er verlassen mußte; vielleicht hegte er aber auch noch eine unbestimmte Hoffnung: die Vendée war nicht weit von der Straße.

Aber bald schuf man ihm andere Ursachen zur Besorgniß.

Am 10. August kam ein neuer Kommissär in Falaise an: Herr von La Pommeraye, Deputirter des Calvados. Als Karl X vernahm, daß dieser den Auftrag habe, den Marsch der Bedeckung zu beschleunigen und ihm den Weg über Caen vorzuzeichnen, war er äußerst bestürzt. War es nicht genug, daß ein Prinz seiner Familie ihm seine Krone geraubt hatte? Warum mißgönnte man einem alten Manne die einzige bittere Freude, sich noch ein wenig auf dem Boden zu verweilen, auf dem er geboren war, und der ohne Zweifel seine irdischen Reste nicht in sich schließen sollte? Er beschloß, diesmal sich zu widersetzen. In einiger Entfernung von Falaise an der Straße lag ein kleines Wirthshaus. Diesen Ort wählte der König zu seiner ersten Besprechung mit Herrn von La Pommeraye. Er empfing den Abgesandten des Palais-Royal mit kalter Höflichkeit und zeigte sich unerschütterlich in seinen Entschlüssen. Man mußte seinem Willen gemäß die Straße über Condé-sur-Noireau einschlagen. Was jedoch die Langsamkeit der Reise betrifft, so war Karl's X Widerstand vorhergesehen und alles in Bereitschaft gesetzt worden, ihn zu brechen.

Schon am 10. August hatte der Kriegsminister, General Gerard, dem Kommandanten von Cherbourg den Befehl zugeschickt, eine mobile Kolonne zu organisiren, mit derselben dem Geleite entgegenzugehen und nöthigenfalls mit Nachdruck zu handeln. Die Männer des Palais-Royal zeigten große Ungeduld, zur endlichen Entwicklung dieses großen Dramas zu gelangen. Der Kriegsminister gab deshalb dem General Hulot die ausgedehntesten Vollmachten und stellte den Seepräfekt von Cherbourg unter seinen Befehl. Der General Hulot aber, der recht gut wußte, zu welchem Zweck man ihn nach Cherbourg geschickt, hatte den Befehl des Kriegsministers nicht abgewartet, und als er ihm zukam, waren die darin vorgeschriebenen Maßregeln bereits getroffen. Der Oberst Trobriant, den er von Cherbourg aus dem Zuge

entgegengeschickt, hatte seinem General gemeldet, die Kommissäre hätten keine Gewalt über die Bedeckung, und alles hinge da vom Willen des Herzogs von Ragusa ab. Von einer andern Seite her schrieben die Kommissäre dem General Hulot: „Wir haben mit Vergnügen vernommen, daß Sie mit Truppen und einiger Artillerie eine Bewegung gegen uns machen. Sie werden nicht nach Cherbourg zurückkehren, ohne daß wir uns mit einander besprochen haben.“ Angespornt durch den Oberst Trobriant, durch die Aufforderung der Kommissäre, sowie durch die beunruhigenden Gerüchte, die man absichtlich von allen Seiten ausstreute, zögerte der General Hulot nicht mehr, und kam somit nur den Befehlen des Ministeriums entgegen.

Während Maßregeln getroffen waren, die Bevölkerung aufzureizen, kam der Zug in die Nähe von Saint-Loo. Als der zweite Stuart nach dem Verlust einer Krone und am Vorabend seiner Hinrichtung über die Insel Wight kam, bot ihm ein junges Mädchen eine Blume an. Diese Art von Trost fehlte auch dem Bruder Ludwigs XVI nicht. In Val-de-Vire liefen Frauen, Greise und Kinder, sämmtlich aus dem Hause Chênedollé's, auf die Straße und überreichten den Flüchtlingen Lilienzweige. Die Familie eines Dichters begrüßte die eines Königs auf dem Wege in's Exil!

So kam man in Saint-Loo an. Hier erfuhr Karl X, daß ein drohender, bewaffneter Volkshaufe, befehligt vom General Hulot, ihn in Carentan erwarte. Die aufgewiegelten Nationalgarden waren zwar nicht über vierhundert Mann stark und hatten bloß zwei überdies unbrauchbare Kanonen; da man aber keinen andern Zweck hatte, als die Flüchtlinge zu schrecken, so übertrieb man die Gefahr. Karl X glaubte das Leben seines Enkels bedroht, und abgemattet in diesem schmerzvollen Kampfe, fügte er sich in alles.

Die Kommissäre, welche den General Hulot aufgefordert hatten, seine Ankunft zu beschleunigen, ließen ihm jetzt durch den Marschall Maison schreiben, er solle so schnell wie möglich wieder abmarschiren. Um eine Bewegung, die nicht mehr nöthig war, besser zu dämpfen, eilte Herr von La Pommeraye voraus, und seine Ermahnungen bewogen den größten Theil der zu Carentan versammelten Nationalgarden zu alsbaldigem Rückzuge. Der General Hulot selbst brach am frühen Morgen von dieser Stadt auf, und von der künstlichen Aufwiegelung blieb bloß noch eine ungefährliche Aufregung übrig. Der Zweck war erreicht: keine Gewaltthat war begangen worden, über welche Europa sich hätte entrüsten können, und doch hatte man Karl X genugsam geschreckt, um ihn zu einer übereilten Flucht zu nöthigen. Von diesem Augenblick an eilte er seiner ewigen Verbannung entgegen.

Alles gelang diesem Herzog von Orleans.

Die Reise nach Cherbourg war traurig und feierlich bis an's Ende. Bei schönem Wetter gingen die zwei Prinzessinnen zu Fuß. Ihr Anzug war sehr vernachlässigt, weil ihre Leute weder Weißzeug noch Kleider hatten mitnehmen können. Der Anblick der Bevölkerung in den Orten, durch welche der Zug ging, hatte etwas Ernstes und Gesammeltes. Einige Offiziere erschienen auf der Straße und neigten sich vor diesen gedemüthigten Größen. Bei Carentan kamen ihrer zwei. „Meine Herren," sagte der König zu ihnen, „bewahren Sie diese guten Gesinnungen für dieses Kind, das allein Sie alle retten kann." Dabei deutete er auf ein blondes Köpfchen, das sich am Schlage eines der nachfolgenden Wagen zeigte. Aber die Zeit rückt heran, wo der Himmel das Geschick von Reichen nicht mehr auf gebrechlichen Häuptern ruhen läßt.

Am 14. August um zwei Uhr kam Karl X in Valognes an und schrieb von da aus an den König von England, den er um eine Zufluchtsstätte ersuchte. Gewiß war man ihm die Gastfreundschaft schuldig, welche Ludwig XVI dereinst Jakob II gewährt hatte.

In Valognes traten die Offiziere der Leibwache mit den zwölf ältesten Gardisten jeder Kompagnie vor und gaben dem König ihre Standarten zurück. Es war dies eine thränenvolle und lehrreiche Zeremonie. Der König berührte die Seide der Fahnen und sagte: „Ich hoffe, daß mein Sohn sie Ihnen zurückgeben wird." Ehe er Valognes verließ, zeigte er sich mit seiner Familie auf der Treppe des Wirthshauses, wo er abgestiegen war. Er trug einen einfachen blauen Frack mit Metallknöpfen ohne Stern und Ordensbänder. Er wollte die Menge, die sich im Hofe drängte, anreden, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen. So trennte man sich schweigend.

Von der Höhe der Küste, welche nach Cherbourg führt, erblickten die Verbannten das Meer. Die Kolonne machte Halt. Auf einmal brach eine seltsame Bewegung in den Reihen aus. Reiter, welche der Bedeckung vorangegangen waren, kommen im Galopp zurück und überbringen unheilvolle Nachrichten. Wirklich strömt eine große, theilweise aus den Arbeitern des Hafens und einigen hundert Pionnieren zusammengesetzte Menge dem Zuge entgegen mit einem Getöse, ähnlich dem Wogengebraus. Bald stand die Spitze der Kolonne diesem murrenden Haufen gegenüber. Der Prinz von Croï ritt einen Schimmel; Federn schwankten auf seinem Generalshut, den die royalistische Kokarde schmückte; ein breites, blaues Band hing ihm von der Schulter über die Stickerei seiner Uniform herab, und sein Gesicht war nicht ohne einige Aehnlichkeit mit dem des Königs. „Das ist Karl X!" riefen Stimmen aus der Menge, und Viele stürzten mit Geschrei auf den Prinzen zu. Andere drängten sich zu gleicher Zeit in die Reihen, stießen

die Pferde und warfen drohende Blicke auf die bleichen Reiter. Von unaussprechlicher Angst gepeinigt, boten die Gardeoffiziere alles auf, einen Kampf zu vermeiden, und bewogen die Angreifer durch inständige Bitten zum Rückzuge. Karl X und sein Sohn waren schnell aus dem Wagen gestiegen und setzten zu Pferde, umgeben von treuen, aber tiefbewegten Soldaten, ihren Weg fort.

Man gelangte nach Cherbourg. In den Straßen ließ sich nur da und dort in langen Zwischenräumen revolutionäres Geschrei hören, aber dreifarbige Fahnen flatterten beinahe an allen Fenstern, und eine unermeßliche Volksmenge, durch herbeigeströmtes Landvolk verstärkt, stürzte sich dem Hafen zu. Beim Eingang der Stadt senkten die Offiziere des vierundsechzigsten Regiments ihre Degen, als die Verbannten vorüberzogen. Zwei Schiffe waren in Bereitschaft gesetzt, um den König sammt Familie und Gefolge aufzunehmen. Es waren der Great-Britain und der Charles-Carrol, befehligt von dem Kapitän Dumont von Urville. Diese Schiffe waren republikanischen Ursprungs, Amerikaner, und gehörten den Bonaparte's. Die Völker merken sich gern solche Kontraste, welche die Poesie der Geschichte sind.

Der Hafen von Cherbourg ist durch ein großes, zirkelförmiges Gitter von der Stadt geschieden. Das Thor desselben war von einigen Grenadieren bewacht, und kaum hatte der letzte Zug der Garden es passirt, so wurde es schnell vor der Menge geschlossen. Seltsam schmerzliches Schauspiel! Im Hintergrunde die Garden in Schlachtordnung am Ufer aufgestellt; Tausende von Köpfen, die sich, von Neugierde, Mitleid oder Zorn getrieben, an das Gitter drängten; vorn das Meer, das Meer, ein Bild bodenloser Tiefe und eine Erinnerung an zahllose Schiffbrüche.

Als die Wagen an einer kleinen, mit blauem Zeug überlegten Brücke ankamen, stieg die ganze königliche Familie aus. Herr von Larochejacquelein führte die trostlose Dauphine; die Herzogin von Berry, welche sich auf den Arm des Herrn von Charette stützte, zeigte mehr Entrüstung als Niedergeschlagenheit, und ihre Haltung verrieth die Gluth ihres neapolitanischen Blutes. Karl X war fortwährend ruhig: er wachte über die Gefühle seines Herzens.

Herr von Damas, der für den Herzog von Bordeaux fürchtete, nahm ihn auf den Arm und trug ihn in sichtlicher Unruhe auf das Schiff. Aber das Kind sträubte sich, und man hatte einige Mühe, seinen Widerwillen zu besiegen. Wie doch alle diese Unfälle sich gleichen! Im Jahre 1814, in Rambouillet, als Joseph die Flucht beschlossen hatte, welche das Kaiserthum preisgab, fing, so erzählt man, der kleine König von Rom im Augenblicke der Abreise plötzlich an zu weinen. Um ihn zu beschwichtigen, überhäufte

ihn seine Gouvernante mit Liebkosungen und versprach ihm neue Spielsachen, aber er weinte in Einem fort und wälzte sich unter gellendem Geschrei auf dem Boden. Das arme Kind! Diese Flucht brachte ihm den Verlust einer Krone und nach einigen Jahren freudloser Jugend einen geheimnißvollen Tod jenseits des Rheines.

Ehe er sich einschiffte, überreichte Karl X Herrn Odilon-Barrot auf seinen Wunsch ein Schreiben, worin er ihm bezeugte, wie rücksichtsvoll die Kommissäre ihn behandelt haben. Die Dauphine ihrerseits gab ihm als Zeichen der Dankbarkeit ein Blättchen Papier, worauf die zwei Worte standen „Marie Therese."

Der König empfahl sofort die Pensionäre der Zivilliste der Großmuth der Sieger. Die Garden erwarteten alle, ein Lebewohl von der königlichen Familie zu erlangen, sahen sich aber in ihrer Hoffnung getäuscht. Die Offiziere wurden von den Prinzen und den Prinzessinnen zum Handkuß zugelassen, über die Soldaten aber wurde keine Musterung gehalten. So groß ist der Hochmuth der Herren dieser Erde, selbst wenn die Hand des Herrn sie schlägt und demüthigt! Eine Wohlthat kommt sie leicht an, weil sie ihre Ueberlegenheit bezeugt; der Dank aber fällt ihnen schwer, weil er sie erinnert, daß sie anderer Menschen bedürfen.

Inzwischen vernahm man lautes Schluchzen am Ufer hin. Ein junger Mensch, Namens Bonnechose, stürzte auf das Verdeck, lief auf den Monarchen zu, fiel ihm zu Füßen, hielt seine Kniee fest umfaßt und rief unter bittern Thränen: „Ach, mein König! ach, mein König! ich will Sie nicht verlassen!" Die Gunst, um die er bat, wurde ihm nicht gewährt, und einige Zeit nachher ließ er sich in der Vendée für die Sache derjenigen tödten, deren Verbannung er nicht hatte theilen dürfen.

Endlich mußte man abreisen. Auf dem Verdecke stehend, sagte der alte König Frankreich Lebewohl. Von einem Dampfboot in's Schlepptau genommen, entfaltete der Great-Britain seine Segel, während die Garden in tiefer Stille die Küste von Cherbourg hinaufgingen. Einige Zuschauer, die auf dem Ufer stehen geblieben, verfolgten mit ihren Blicken das auf den Wogen hinfliehende Schiff, als sie es auf einmal umkehren und schnell wieder auf den Hafen zufahren sahen. Geschah es in Folge irgend eines gewaltsamen Befehls, welchen Karl X der Mannschaft ertheilt hatte? Man hätte es fürchten können, aber man hatte für alles genügend Sorge getragen: eine von Kapitän Thibault befehligte Brigg hatte Befehl erhalten, den Great-Britain zu geleiten und, wenn Karl X nur im Mindesten Miene machte, als Herr auftreten zu wollen, ihn in den Grund zu bohren. Diese unerbittliche Vorsicht wurde durch das erwähnte Ereigniß nicht gerechtfertigt. Das Schiff kam bloß zurück, um

Mundvorrath zu holen, der in diesem Unglück mehrerer Königsgeschlechter vergessen worden war.

Als alles zur Abfahrt bereit war, ertönte der Kommandoruf von Neuem. Nach England segelten jetzt die Bourbons, vielleicht auf der nämlichen Furche, welche einst das Fahrzeug der überwundenen Stuarts in den Ocean gegraben hatte. Der Himmel verkündete keinen Sturm: der Wind blies in die Segel und das Schiff entschwand auf dem Meere.

(Ende des ersten Bandes.)

Anhang.

Historische Dokumente.

Bericht des Herrn von Chantelauze. — Ordonnanzen vom 25. Juli. — Protestation der Journalisten.

Bericht an den König.

Sire!

Ihre Minister würden das Vertrauen, womit Ew. Majestät sie beehrt, schlecht verdienen, wenn sie es länger unterließen, Ihnen ein Bild unserer inneren Lage vor die Augen zu führen und Ihrer hohen Weisheit die Gefahren der periodischen Presse zu bezeichnen.

Seit fünfzehn Jahren hat sich diese Lage zu keiner Epoche in einem ernsteren und betrübenderen Lichte gezeigt. Trotz eines in unseren Annalen beispiellosen materiellen Wohlstandes beurkunden sich beinahe auf allen Punkten des Königreichs Zeichen von Desorganisation und Symptome von Anarchie.

Die Ursachen, die nach und nach darauf hingewirkt haben, die Kräfte der monarchischen Regierung zu schwächen, gehen heutzutage damit um, ihre ganze Natur zu verändern und zu verkehren: sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen hat die Behörde ihre normale Macht verloren und kämpft nur mit Nachtheil gegen die Faktionen; laut und offen bekennt man sich zu verderblichen, umstürzenden Lehren, die sich auf diese Art unter allen Klassen der Bevölkerung verbreiten und fortpflanzen; Befürchtungen, die nur zu allgemeinen Glauben finden, beunruhigen die Gemüther und quälen die Gesellschaft. Von allen Seiten her verlangt man von der Gegenwart Bürgschaften der Sicherheit für die Zukunft.

Ein thätiges, feuriges, unermüdliches Uebelwollen arbeitet darauf hin, alle Grundlagen der Ordnung zu untergraben und Frankreich das Glück zu rauben, dessen es unter dem Szepter seiner Könige genießt. Gewandt in dem Manövre, jede Unzufriedenheit auszubeuten und jeden Haß aufzuwiegeln, nährt es unter der Bevölkerung einen Geist des Mißtrauens und der Feindseligkeit gegen die Gewalt und sucht allenthalben den Samen der Unruhe und des Bürgerkrieges auszustreuen.

Und bereits, Sire, haben neuerliche Ereignisse bewiesen, daß die bisher auf den Höhen der Gesellschaft zusammen gehaltenen politischen Leidenschaften

auch in ihre Tiefe zu dringen und die Volksmassen aufzuregen anfangen. Desgleichen haben sie bewiesen, daß diese Massen sich nicht immer ohne Gefahr für diejenigen selbst, welche sie ihrer Ruhe zu entreißen bemüht sind, in Bewegung setzen würden.

Eine Menge im Verlauf der Wahloperationen gesammelter Thatsachen bestätigt diese Angaben und ließe uns nur zu gewiß neue Erschütterungen vorhersehen, wenn es nicht in der Macht Ew. Majestät stände, dieses Unglück abzuwenden.

Auch zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter allenthalben ein Bedürfniß nach Ordnung, Kraft und Dauer des gegebenen Zustandes, und die Aufregungen, welche für das Gegentheil zu sprechen scheinen, sind in der That und Wahrheit nur der Ausdruck dieses Bedürfnisses und ein unverwerfliches Zeugniß für dasselbe.

Man muß es wohl erkennen: diese Aufregungen, die nicht ohne große Gefahren zunehmen können, werden beinahe ausschließlich durch die Preßfreiheit hervorgebracht und in Wirksamkeit gerufen. Ein Wahlgesetz, das eben so viele Unordnungen zur Folge gehabt, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, sie zu unterhalten; aber es hieße Handgreifliches leugnen, wenn man nicht in den Journalen den Hauptherd einer Verderbniß, deren Fortschritte mit jedem Tage fühlbarer werden, und die erste Quelle des mannigfaltigen Unglücks erblickte, welches das Königreich bedroht.

Die Erfahrung, Sire, spricht lauter, als Theorien. Männer von anerkannter Aufklärung und unverdächtiger Loyalität haben, durch das schlecht aufgefaßte Beispiel eines Nachbarlandes hingerissen, glauben können, die Nachtheile der periodischen Presse werden durch ihre Vortheile aufgewogen, und ihre Exzesse durch entgegengesetzte Exzesse neutralisirt. Dem war nicht so, der Beweis liegt entschieden vor, und die Frage ist jetzt im öffentlichen Gewissen abgeurtheilt.

In der That war die periodische Presse zu allen Epochen nichts, als ein Werkzeug zu Unordnung und Empörung, und es liegt schon in seiner Natur, daß sie nichts anderes sein kann.

Wie viele und unverwerfliche Beweise ließen sich nicht für diese Wahrheit aufführen! In der heftigen, ununterbrochenen Wirksamkeit der Presse finden die allzu schnellen, allzu häufigen Wechsel unserer inneren Politik ihre Erklärung. Sie hat nicht gestattet, daß sich in Frankreich ein regelmäßiges und dauerndes Regierungssystem festsetzte, oder daß man mit Erfolg darauf hinarbeiten konnte, in allen Zweigen der Staatsverwaltung die Verbesserungen einzuführen, deren sie fähig sind. Alle Ministerien seit 1814, obgleich unter verschiedenen Einflüssen gebildet und entgegengesetzten Leitungen unterworfen, waren denselben Angriffen, denselben Anfällen, derselben Entfesselung der

Leidenschaften ausgesetzt. Opfer aller Art, Konzessionen von Seiten der Regierung, Parteibündnisse, nichts hat sie diesem gemeinsamen Schicksal zu entziehen vermocht.

Diese einzige Thatsache, welche so reichen Stoff zu Betrachtungen liefert, würde genügen, den wahren, unveränderlichen Charakter der Presse zu bezeichnen. Sie bemüht sich, durch fortgesetzte, ausdauernde, tagtäglich sich wiederholende Anstrengungen alle Bande des Gehorsams und der Subordination aufzulösen, die Mittel der Staatsbehörde abzunutzen, sie in der Meinung des Volkes herabzusetzen und zu erniedrigen, ihr überall Verlegenheiten zu bereiten und Feinde zu erwecken.

Ihre Kunst besteht nicht darin, an die Stelle einer gar zu gefälligen Unterwürfigkeit eine gemessene Freiheit der Prüfung zu setzen, sondern die positivsten Fragen in Zweifel zu ziehen; nicht darin, über politische Fragen eine freimüthige und nützliche Kontroverse hervorzurufen, sondern sie in einem falschen Lichte darzustellen und durch Sophismen zu entscheiden.

Auf diese Art hat die Presse in die besten Köpfe Unordnung gebracht, die festesten Ueberzeugungen erschüttert und mitten in der Gesellschaft eine Verwirrung der Grundsätze hervorgerufen, welche die unheilvollsten Versuche begünstigt. Die Anarchie in den Grundsätzen benutzt sie als Vorspiel zur Anarchie im Staate.

Es ist bemerkenswerth, Sire, daß die periodische Presse nicht einmal ihre wesentlichste Bedingung, die der Oeffentlichkeit, erfüllt hat. So seltsam dies klingen mag, so wahr ist es, daß in Frankreich keine Oeffentlichkeit in der eigentlichen und strengen Bedeutung dieses Wortes existirt. Beim gegenwärtigen Stand der Dinge gelangen die Thatsachen, wenn sie nicht ganz und gar erdichtet sind, nur auf's Gehässigste, beschnitten, entstellt und verstümmelt, zur Kenntniß von mehreren Millionen Lesern. Eine dichte, durch die Journale heraufbeschworne Wolke verhüllt die Wahrheit und fängt gewissermaßen das Licht zwischen der Regierung und dem Volke auf. Ihre königlichen Vorfahren, Sire, haben sich immer gerne ihren Unterthanen mitgetheilt: es ist dies ein Vergnügen, dessen Genuß die Presse Eurer Majestät mißgönnt hat.

Eine Frechheit, die alle Schranken überschreitet, hat in der That, selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten, weder die ausdrücklichen Wünsche des Königs, noch die von der Höhe des Thrones herabgekommenen Worte geachtet. Die einen sind verkannt und entstellt worden, die anderen waren der Gegenstand boshafter Erläuterungen oder bitteren Hohnes. Auf diese Art ist der letzte Akt der königlichen Gewalt, die Proklamation, bei dem Publikum in Mißkredit gebracht worden, ehe sie noch den Wählern bekannt war.

Dies ist noch nicht alles. Die Presse geht auf nichts Geringeres aus, als die Souveränetät zu unterjochen und sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Angebliches Organ der öffentlichen Meinung, trachtet sie darnach, die Debatten der beiden Kammern zu leiten, und es ist unleugbar, daß sie das Gewicht eines eben so ärgerlichen als entschiedenen Einflusses in dieselben bringt. Diese Herrschaft hat besonders seit zwei oder drei Jahren in der Deputirtenkammer den Charakter offenbarer Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Man hat in dieser Zeit gesehen, wie die Journale mit ihren Beleidigungen und Beschimpfungen die Mitglieder verfolgten, deren Stimme ihnen ungewiß oder verdächtig schien. Nur zu oft, Sire, ist die Freiheit der Berathungen in dieser Kammer unter den verdoppelten Streichen der Presse erlegen.

Mit nicht weniger strengen Ausdrücken kann man das Benehmen der Oppositionsjournale bei neueren Umständen bezeichnen. Nachdem sie selbst eine Adresse hervorgerufen, welche die Vorrechte des Thrones antastet, haben sie sich nicht gescheut, die Wiedererwählung der 221 Deputirten, deren Werk sie ist,. als Grundsatz aufzustellen. Und gleichwohl hatte Ew. Majestät diese Adresse als beleidigend verworfen; Sie hatten über die darin ausgedrückte Verweigerung der Mitwirkung öffentlichen Tadel ausgesprochen; Sie hatten Ihren unveränderlichen Entschluß angekündigt, die so offenbar bloßgestellten Rechte Ihrer Krone zu vertheidigen. Die periodischen Blätter haben nicht darauf geachtet; im Gegentheil haben sie sich's zur Aufgabe gesetzt, die Beleidigung zu erneuern, fortzusetzen und zu erschweren. Ew. Majestät wird entscheiden, ob dieser verwegene Angriff noch länger ungestraft bleiben darf.

Aber unter allen Exzessen der Presse haben wir den schwersten vielleicht noch nicht aufgeführt. Von den ersten Zeiten der Expedition an, deren Ruhm einen so reinen und so dauernden Glanz auf die edle Krone Frankreichs wirft, hat die Presse mit unerhörter Heftigkeit die Ursachen, die Mittel, die Vorbereitungen und Aussichten auf Gelingen derselben bekrittelt. Ohne Gefühl für Nationalehre, hat sie keinen Theil daran, wenn unsere Flagge nicht länger durch die Beschimpfung eines Barbaren gebrandmarkt blieb. Gleichgültig für die großen Interessen der Menschheit, hat sie keinen Theil daran, wenn Europa nicht länger zu einer grausamen Sklaverei und zu schmachvollen Tributen verurtheilt blieb.

Noch nicht genug: vermöge einer Verrätherei, welche unsere Gesetze hätten bestrafen können, hat die Presse sich herbeigelassen, alle Geheimnisse der Rüstung zu veröffentlichen, den Stand unserer Streitkräfte, die Zahl unserer Truppen und Schiffe zur Kenntniß des Auslandes zu bringen, Stationspunkte anzugeben und die Mittel zu nennen, wie man der Unbeständigkeit der Winde zu begegnen und zu landen habe. Alles bis auf den Landungs-

platz wurde ausgeschwatzt, gleich als wollte man dem Feinde Gelegenheit geben, sich um so sicherer zu vertheidigen. Und etwas Beispielloses bei einem zivilisirten Volke: die Presse hat sich nicht gescheut, über die Gefahren der Expedition einen blinden Lärm zu schlagen und dadurch Muthlosigkeit unter dem Heere zu verbreiten. Sie hat den Führer der Unternehmung selbst dem Hasse der Soldaten preisgegeben und dieselben dadurch recht eigentlich aufgereizt, die Fahne der Empörung gegen ihn zu erheben oder ihre Standarten zu verlassen! Das zu thun, haben die Organe einer Partei gewagt, welche sich für national ausgibt.

Was diese Partei tagtäglich im Innern des Reiches zu thun wagt, hat keinen geringeren Zweck, als die Elemente des öffentlichen Friedens zu zerstreuen, die Bande der Gesellschaft aufzulösen und, man täusche sich hierin nicht, den Boden unter unsern Füßen zittern zu machen. Scheuen wir uns nicht, hier den ganzen Umfang unserer Uebel aufzudecken, um den ganzen Umfang unserer Mittel dagegen desto besser würdigen zu können. Eine systematische, in's Große organisirte und mit einer Beharrlichkeit sonder Gleichen geleitete Verläumdung greift von nah oder fern selbst die niedrigsten Agenten der Gewalt an. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, ist vor Beschimpfung sicher, wenn er von seinem Souverän den mindesten Beweis von Vertrauen oder Zufriedenheit erhält. Ein großes, über Frankreich ausgebreitetes Netz umgarnt alle Staatsbeamten; in bleibenden Anklagestand versetzt, scheinen sie gewissermaßen von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen; man schont nur diejenigen, deren Treue wankt; man lobt nur diejenigen, deren Treue unterliegt; die anderen werden von der Faktion dazu bezeichnet, später ohne Zweifel der Volksrache geopfert zu werden.

Eben so heftig verfolgt die periodische Presse mit ihren giftigen Pfeilen die Religion und den Priesterstand. Sie will — und das wird sie stets wollen — selbst den letzten Keim von religiösen Gefühlen mit der Wurzel aus dem Herzen der Völker reißen. Sire, zweifeln Sie nicht daran, daß ihr dies gelingen wird, indem sie die Grundlagen des Glaubens angreift, die Quellen der öffentlichen Moral verfälscht und über die Diener der Altäre mit vollen Händen Spott und Verachtung häuft.

Man muß gestehen, keine Macht ist im Stande, einem so kräftigen Auflösungsmittel, wie die Presse, zu widerstehen. Zu allen Epochen, wo sie sich ihrer Fesseln entledigt, hat sie Einfälle, Einbrüche in den Staat gemacht. Man kann die Aehnlichkeit ihrer Wirkungen seit fünfzehn Jahren nur höchst auffallend finden, trotz der Verschiedenheit der Umstände und trotz des häufigen Wechsels der Männer, welche die politische Bühne besetzt hielten. Ihre Bestimmung ist mit einem Worte, die Revolution wieder zu beginnen, deren Grundsätze sie laut und offen predigt. Zu wiederholten Malen unter das

Joch der Zensur gestellt, hat sie immer nach wiedererlangter Freiheit ihr unterbrochenes Werk von Neuem aufgenommen. Um es mit mehr Erfolg fortzusetzen, hat sie eine thätige Bundesgenossin in der Departementalpresse gefunden, welche dadurch, daß sie lokale Eifersucht und Gehässigkeit gegen einander hetzte, die minder Beherzten einschüchterte und die Behörden durch endlose Stänkereien neckte, einen beinahe entschiedenen Einfluß auf die Wahlen ausgeübt hat.

Diese letzteren Wirkungen, Sire, sind vorübergehend; dauerndere aber machen sich an den Sitten und dem Charakter der Nation bemerklich. Eine lügenhafte, heftige, leidenschaftliche Polemik, eine Schule des Skandals und der Frechheit bringt in denselben wichtige Veränderungen, tief greifende Verschlechterungen hervor; sie gibt den Gemüthern eine falsche Richtung, erfüllt sie mit Bedenklichkeiten und Vorurtheilen, lenkt sie von ernsten Studien ab, schadet somit dem Fortschritt der Künste und Wissenschaften, erregt eine immer wachsende Gährung, nährt selbst im Schooße der Familien unseligen Zwiespalt und könnte uns allmälig in die Barbarei zurückführen.

Gegen so viele von der periodischen Presse erzeugte Uebel müssen Gesetz und Justiz auf gleiche Weise ihre Ohnmacht eingestehen.

Es wäre überflüssig, den Ursachen nachzuforschen, welche die Repression geschwächt und allmälig zu einer nutzlosen Waffe in der Hand der Regierung gemacht haben. Es genügt uns, die Erfahrung zu befragen und den gegenwärtigen Stand der Dinge genau zu bezeichnen.

Die richterlichen Sitten und Gebräuche lassen sich nicht leicht zu einer kräftigen Repression herbei. Diese Beobachtungswahrheit, die von offenen Augen schon lange erkannt worden ist, hat sich neuerdings bis zur evidentesten Klarheit herausgestellt. Um den Bedürfnissen, wodurch sie hervorgerufen worden ist, zu genügen, hätte die Repression rasch und kraftvoll sein müssen; allein sie ist langsam, schwach und beinahe ein Nichts geblieben. Wenn sie einschreitet, ist der Schaden bereits angerichtet; die Strafe aber macht ihn nicht wieder gut, sondern fügt vielmehr das Aergerniß der Debatte noch hinzu.

Die gerichtliche Verfolgung wird müde, die aufrührerische Presse wird es niemals. Erstere hält ein, weil sie gar zu viel einzuschreiten hätte; letztere vermehrt ihre Kräfte mit jedem neuen Verbrechen.

Unter verschiedenen Umständen hat die Verfolgung ihre Perioden der Thätigkeit oder Schlaffheit gehabt. Aber ob das Staatsministerium eifrig ist oder lau, was kümmert das die Presse? Sie sucht in der Verdoppelung ihrer Exzesse die Bürgschaft ihrer Straflosigkeit. Die Ungenügsamkeit oder vielmehr Nutzlosigkeit der in den bestehenden Gesetzen festgestellten Vorsichtsmaßregeln ist durch Thatsachen bewiesen. Ebenso schlagende, thatsächliche Beweise sind dafür vorhanden, daß die öffentliche Sicherheit durch die Preß-

frechheit gefährdet ist. Es ist Zeit, es ist mehr als Zeit, ihren Verwüstungen Einhalt zu thun.

Vernehmen Sie, Sire, diesen Schrei der Entrüstung und des Schreckens, der von allen Punkten ihres Königreichs her erschallt. Die friedliebenden, die rechtschaffenen Leute, die Freunde der Ordnung erheben flehend ihre Hände gegen Ew. Majestät. Alle verlangen von Ihnen Schutz gegen die Wiederkehr des namenlosen Unglücks, unter welchem ihre Väter oder Sie selbst so viel zu seufzen hatten. Diese Besorgnisse sind zu gegründet, um nicht gehört, diese Wünsche sind zu gesetzlich, um nicht erfüllt zu werden.

Hiezu gibt es nur ein einziges Mittel, nämlich in die Charte zurückzugehen. Wenn die Ausdrücke des Artikels 8 zweideutig sind, so ist sein Sinn um so klarer und handgreiflicher. So viel ist gewiß, daß die Charte die Freiheit der Journale und der periodischen Schriften nicht gestattet hat. Das Recht, seine persönlichen Ansichten zu veröffentlichen, schließt offenbar nicht das Recht in sich, auf dem Wege einer Unternehmung die Meinungen Anderer zu veröffentlichen. Das Eine ist die Anwendung einer Fähigkeit, welche das Gesetz freilassen oder Beschränkungen unterwerfen konnte, das Andere ist eine Spekulation der Industrie, welche, wie alle andern und noch mehr als andere, die Oberaufsicht der Staatsbehörde voraussetzt.

Die Absichten der Charte in dieser Beziehung sind genau entwickelt in dem Gesetz vom 21. Oktober 1814, welches gewissermaßen einen Anhang zu ihr bildet; daran kann man um so weniger zweifeln, als dieses Gesetz den Kammern am 5. Juli, d. h. einen Monat nach der Promulgation der Charte, vorgelegt worden ist. Im Jahre 1819, selbst in der Epoche, wo ein entgegengesetztes System in den Kammern vorwaltete, wurde laut in derselben ausgesprochen, daß der Artikel 8 sich nicht auf die periodische Presse beziehe. Diese Wahrheit wird überdieß von den Gesetzen selbst bewiesen, welche den Journalen die Bedingungen einer Kaution auferlegt haben.

Jetzt, Sire, bleibt nur noch die Frage übrig, wie diese Rückkehr zur Charte und zum Gesetz vom 21. Oktober 1814 bewerkstelligt werden muß. Die Wichtigkeit der gegenwärtigen Umstände hat diese Frage entschieden.

Man darf sich nicht täuschen. Wir befinden uns nicht mehr in den gewöhnlichen Verhältnissen der Repräsentativregierung. Die Grundsätze, auf welchen sie festgestellt worden ist, haben inmitten der politischen Wechsel nicht unangerührt bleiben können. Eine unruhige Demokratie, die bis in unsere Gesetze gedrungen ist, geht darauf aus, sich an die Stelle der legitimen Gewalt zu setzen. Vermittelst dieser Journale und des Zusammenwirkens zahlreicher Bünde verfügt sie über die Majorität der Wahlen. Sie hat, so weit es von ihr abhing, die regelmäßige Ausübung des wesentlichsten Vorrechtes der Krone, die Wahlkammer aufzulösen, gehemmt. Eben dadurch ist

die Konstitution des Staates erschüttert: Ew. Majestät allein besitzt noch die Kraft, sie wieder auf ihren Grundlagen zu befestigen und zu kräftigen.

Das Recht, so wie die Pflicht, ihre Aufrechthaltung zu sichern, ist das unzertrennliche Attribut der Souveränetät. Keine Regierung auf Erden könnte sich erhalten, wenn sie nicht das Recht hätte, für ihre Sicherheit zu sorgen. Diese Macht existirt schon vor den Gesetzen, denn sie liegt in der Natur der Dinge selbst. Dies, Sire, sind Maximen, welche sowohl die Weihe der Zeit, als die Beistimmung aller Publizisten Europa's für sich haben.

Aber diese Maximen haben noch eine andere positivere Weihe, die der Charte selbst. Der Artikel 14 hat Ew. Majestät mit genügender Macht bekleidet, zwar nicht, um unsere Institutionen zu ändern, aber doch, um sie zu befestigen und unveränderlicher zu machen.

Gebieterische Nothwendigkeiten erlauben es nicht mehr, die Ausübung dieser höchsten Gewalt zu verschieben. Der Augenblick ist gekommen, um zu Maßregeln zu schreiten, die zwar im Geiste der Charte liegen, aber sich außerhalb der gesetzlichen Ordnung bewegen, deren sämmtliche Mittel vergebens erschöpft worden sind.

Diese Maßregeln, Sire, nehmen Ihre Minister, welche den Erfolg derselben zu sichern verpflichtet sind, keinen Anstand, Ihnen vorzuschlagen, überzeugt, daß die Macht bei dem Rechte bleiben wird.

Wir sind mit der tiefsten Ehrfurcht,

Sire,

Ew. Majestät

ergebenste und getreueste Unterthanen,

Der Präsident des Ministerrathes,

Fürst von **Polignac.**

Der Siegelbewahrer Minister Staatssekretär der Justiz,

Chantelauze.

Der Minister Staatssekretär der Marine und Kolonien,

Baron von **Haussez.**

Der Minister Staatssekretär des Innern,

Graf von **Peyronnet.**

Der Minister Staatssekretär der Finanzen,

Montbel.

Der Minister Staatssekretär der kirchlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts,

Graf von **Guernon-Ranville.**

Der Minister Staatssekretär der öffentlichen Arbeiten,

Baron **Capelle.**

Ordonnanzen des Königs.

Karl von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra,

Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß.

Auf den Bericht Unseres Ministerrathes,

Haben Wir verordnet und verordnen, wie folgt:

Art. 1. Die Freiheit der periodischen Presse ist aufgehoben.

Art. 2. Die Bestimmungen der Artikel 1, 2 und 9 vom Titel 1 des Gesetzes vom 21. Oktober 1814 sind wieder in Wirksamkeit gesetzt.

Demgemäß kann kein Journal und keine periodische oder halb periodische Schrift, welche schon gegründet ist oder noch gegründet werden soll, ohne Unterschied der darin zu behandelnden Gegenstände weder in Paris noch in den Departements erscheinen ohne die Genehmigung, welche die Verfasser und der Drucker besonders von Uns ausgewirkt haben werden.

Diese Genehmigung muß alle drei Monate erneuert werden.

Sie kann zurückgenommen werden.

Art. 3. Die Genehmigung kann den Journalen und periodischen oder halb periodischen Schriften, welche in den Departements erscheinen oder erscheinen sollen, von den Präfekten provisorisch ertheilt und provisorisch zurückgenommen werden.

Art. 4. Die Journale und Schriften, welche gegen die Bestimmungen des Art. 2 erscheinen, werden alsbald mit Beschlag belegt werden.

Die Pressen und Lettern, welche zu ihrem Drucke gedient haben, werden an einem öffentlichen Orte verwahrt und versiegelt, oder zertrümmert werden.

Art. 5. Keine Schrift unter zwanzig Druckbogen kann in Paris ohne die Genehmigung Unseres Ministers Staatssekretärs des Innern, und in den Departements ohne die der Präfekten erscheinen.

Jede Schrift von mehr als zwanzig Druckbogen, die nicht ein abgeschlossenes Werk bildet, wird gleicherweise der Nothwendigkeit der Genehmigung unterworfen.

Die ohne Genehmigung erscheinenden Schriften werden alsbald mit Beschlag belegt.

Die Pressen und Lettern, welche zu ihrem Drucke gedient haben, werden an einem öffentlichen Orte verwahrt und versiegelt, oder zertrümmert werden.

Art. 6. Die Memoiren über Prozesse und die Memoiren der gelehrten oder literarischen Gesellschaften sind der vorläufigen Genehmigung unterworfen, wenn sie ganz oder theilweise von politischen Gegenständen handeln, ein Fall, in welchem die in Art. 5 vorgeschriebenen Maßregeln ihre Anwendung auf sie finden.

Art. 7. Jede den gegenwärtigen Verfügungen zuwiderlaufende Bestimmung wird außer Wirkung gesetzt.

Art. 8. Die Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz wird in Gemäßheit des Art. 4 der Ordonnanz vom 27. November 1816 und dessen, was in der vom 18. Januar 1817 vorgeschrieben ist, statthaben.

Art. 9. Unsere Minister Staatssekretäre sind mit der Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanzen beauftragt.

Gegeben in Unserm Schlosse zu Saint-Cloud den 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer Regierung.

Der König: **Karl.**

Der Präsident des Ministerrathes, Prinz von Polignac;
Der Siegelbewahrer Frankreichs Justizminister, Chantelauze;
Der Minister Staatssekretär der Marine und Kolonien, Baron von Haussez;
Der Minister Staatssekretär der Finanzen, Montbel;
Der Minister Staatssekretär der kirchlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, Graf von Guernon-Ranville;
Der Minister Staatssekretär der öffentlichen Arbeiten, Baron Capelle.

Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra,

Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß.

In Betracht des Art. 50 der konstitutionellen Charte,

In Kenntniß gesetzt von den Umtrieben, die auf mehrern Punkten Unsers Königreiches angewandt worden sind, um während der letzten Operationen der Wahlkollegien die Wähler zu täuschen und irre zu führen,

Nach Anhörung Unseres Rathes,

Haben Wir verordnet und verordnen:

Art. 1. Die Kammer der Abgeordneten der Departements ist aufgelöst.

Art. 2. Unser Minister Staatssekretär des Innern ist mit der Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt.

Gegeben zu Saint-Cloud am 25. Tag des Monats Juli im Jahr der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung.

Der König: **Karl.**

Der Minister Staatssekretär des Innern, Graf von Peyronnet

Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra,

Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß.

Da Wir beschlossen haben, die Wiederkehr der Umtriebe zu verhindern, die einen verderblichen Einfluß auf die letzten Operationen der Wahlkollegien ausgeübt haben.

Da Wir in Folge dessen die Prinzipien der konstitutionellen Charte und die Wahlbestimmungen, deren Nachtheile Uns die Erfahrung kennen gelehrt hat, reformiren wollen.

So haben Wir die Nothwendigkeit erkannt, das Uns zustehende Recht anzuwenden, durch Akte, welche von Uns ausfließen, für die Sicherheit des Staates und für die Unterdrückung jedes die Würde Unserer Krone antastenden Unternehmens zu sorgen.

Aus diesen Gründen,

Nach Anhörung Unseres Staatsrathes,

Haben Wir verordnet und verordnen:

Art. 1. Gemäß des Artikels 15, 30 und 36 der konstitutionellen Charte wird die Kammer der Abgeordneten nur aus Departements-Deputirten bestehen.

Art. 2. Der Wählerzensus und der Wählbarkeitszensus werden ausschließlich aus den Summen bestehen, für welche der Wähler und der Wählbare persönlich in der Eigenschaft als Eigenthümer oder Nutznießer unter dem Titel Grundsteuer, Personal- und Mobiliarsteuer eingeschrieben sind.

Art. 3. Jedes Departement wird die Anzahl Deputirte haben, welche ihm durch den Art. 36 der konstitutionellen Charte zugewiesen ist.

Art. 4. Die Deputirten werden erwählt und die Kammer erneuert werden in der Form und für die Zeit, welche durch den Art. 37 der konstitutionellen Charte festgesetzt sind.

Art. 5. Die Wahlkollegien werden sich in Bezirkskollegien und Departementskollegien theilen.

Ausgenommen sind jedoch die Wahlkollegien der Departements, denen bloß ein einziger Deputirter zugetheilt ist.

Art. 6. Die Wahlkollegien der Departements werden aus sämmtlichen Wählern zusammengesetzt werden, die ihren politischen Aufenthalt in dem Bezirke haben.

Die Bezirkswahlkollegien werden aus dem höchst besteuerten Viertel der Departementswähler zusammengesetzt werden.

Art. 7. Die gegenwärtige Beschränkung der Bezirkswahlkollegien ist beibehalten.

Art. 8. Jedes Bezirkswahlkollegium wird eine Anzahl Kandidaten erwählen, gleich der Anzahl der Departementsdeputirten.

Art. 9. Das Bezirkskollegium wird sich in eben so viele Sektionen theilen, als es Kandidaten zu ernennen hat.

Diese Theilung wird nach Maßgabe der Zahl der Sektionen und der Wähler des Kollegiums mit möglichster Berücksichtigung der Lokalverhältnisse stattfinden.

Art. 10. Die Sektionen des Bezirkswahlkollegiums werden sich an verschiedenen Orten versammeln.

Art. 11. Jede Sektion des Bezirkswahlkollegiums wird einen Kandidaten erwählen und zwar jede einzelne für sich zur Wahl schreiten.

Art. 12. Die Präsidenten der Sektionen des Bezirkswahlkollegiums werden von den Präfekten unter den Wählern des Bezirks ernannt werden.

Art. 13. Das Departementskollegium wird die Deputirten erwählen.

Die Hälfte der Deputirten des Departements muß aus der allgemeinen Liste der von den Bezirkskollegien vorgeschlagenen Kandidaten gewählt werden.

Wenn jedoch die Zahl der Deputirten des Departements ungleich ist, so wird die Theilung ohne Beschränkung des dem Departementskollegium vorbehaltenen Rechtes stattfinden.

Art. 14. Im Fall, daß in Folge von Uebergehungen, ungültigen oder doppelten Ernennungen, die Liste der von den Bezirkskollegien vorgeschlagenen Kandidaten unvollständig sein sollte; wenn diese Liste weniger, als die Hälfte der verlangten Zahl aufführt, kann das Departementskollegium einen weitern Deputirten außerhalb der Liste wählen; wenn die Liste weniger, als den vierten Theil aufführt, kann das Departementskollegium die Gesammtheit der Deputirten des Departements außerhalb der Liste wählen.

Art. 15. Die Präfekte, Unterpräfekte und Generäle, welche die Militärdivisionen in den Departements kommandiren, können in den Departements, wo sie ihre Funktionen ausüben, nicht gewählt werden.

Art. 16. Die Liste der Wähler wird von dem Präfekten im Präfekturrath festgesetzt werden. Sie wird fünf Tage vor der Versammlung der Kollegien angeschlagen werden.

Art. 17. Reklamationen in Beziehung auf die Wahlfähigkeit, über welche die Präfekte keine Entscheidung gegeben haben, werden in der Kammer der Abgeordneten zu gleicher Zeit abgeurtheilt werden, wo sie über die Gültigkeit der Operationen der Kollegien erkennen wird.

Art. 18. In den Wählerkollegien der Departements werden die zwei ältesten und die zwei höchst besteuerten Wähler die Funktionen der Stimmensammler versehen.

Dieselbe Bestimmung wird in denjenigen Sektionen der Bezirkskollegien beobachtet werden, die aus mehr als fünfzig Wählern zusammengesetzt sind.

In den andern Sektionen der Kollegien werden die Funktionen des Stimmensammlers von dem ältesten und dem höchstbesteuerten Wähler versehen werden.

Der Sekretär wird im Kollegium der Kollegiumssektionen von dem Präsidenten und den Stimmensammlern ernannt werden.

Art. 19. Keiner wird in das Kollegium oder die Kollegiumssektion zugelassen, wenn er nicht auf der Liste der Wähler steht, aus denen sie bestehen müssen. Diese Liste wird dem Präsidenten zugestellt werden und am Sitzungsort des Kollegiums während der Dauer seiner Operationen angeschlagen bleiben.

Art. 20. Jede Erörterung und jede Berathung irgend einer Art unter den Wahlkollegien ist untersagt.

Art. 21. Die Polizei des Kollegiums gehört dem Präsidenten. Ohne sein Verlangen kann keine bewaffnete Macht in der Nähe des Sitzungsortes aufgestellt werden. Die Militärkommandanten sind gehalten, seinen Requisitionen Folge zu leisten.

Art. 22. Die Ernennungen finden in den Kollegien und Kollegiumssektionen durch absolute Stimmenmehrheit statt.

Wenn jedoch die Ernennungen nach zweimaliger Abstimmung nicht beendigt sind, so wird das Bureau die Liste der Personen festsetzen, welche das zweite Mal die meisten Stimmen erhalten haben. Diese Liste wird doppelt so viele Namen enthalten, als noch Ernennungen vorzunehmen sind. Beim dritten Mal können die Stimmen nur den auf der Liste verzeichneten Personen gegeben werden und die Ernennung wird nach der relativen Majorität statt finden.

Art. 23. Die Wähler werden nach Listenbülletins stimmen. Jedes Bülletin wird so viele Namen enthalten, als Ernennungen vorzunehmen sind.

Art. 24. Die Wähler werden ihre Stimme auf dem Bureau schreiben oder daselbst von einem der Stimmensammler schreiben lassen.

Art. 25. Name, Stand und Wohnort jedes Wählers, der sein Bülletin abgibt, werden von dem Sekretär auf eine zur Konstatirung der Wählerzahl bestimmte Liste eingeschrieben werden.

Art. 26. Jede Abstimmung wird sechs Stunden lang eröffnet sein und das Ergebniß in der Sitzung bekannt gemacht werden.

Art. 27. Für jede Sitzung wird ein Protokoll aufgesetzt werden. Dieses Protokoll wird von sämmtlichen Mitgliedern des Bureau unterzeichnet werden.

Art. 28. In Gemäßheit des Art. 46 der konstitutionellen Charte kann kein Gesetzesamendement in der Kammer gestellt werden, wenn es nicht von Uns vorgeschlagen oder bewilligt, und wenn es nicht in die Bureaux verwiesen und dort abgehandelt worden ist.

Art. 29. Alle der gegenwärtigen Ordonnanz zuwiderlaufende Bestimmungen sind außer Wirkung gesetzt.

Art. 30. Unsere Minister Staatssekretäre sind mit der Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt.

Gegeben zu Saint-Cloud am 25. Tag des Monats Juli im Jahr der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung.

Der König: **Karl.**

Der Präsident des Ministerrathes, Fürst von Polignac.
Der Siegelbewahrer Justizminister, Chantelauze.
Der Minister Staatssekretär der Marine und Kolonien, Baron von Haussez.
Der Minister Staatssekretär der Finanzen, Montbel.
Der Minister Staatssekretär der kirchlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, Graf von Guernon-Ranville.
Der Minister Staatssekretär der öffentlichen Arbeiten, Capelle.

Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra,

Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß.

In Betracht der königlichen Ordonnanz vom heutigen Tage bezüglich auf die Organisation der Wahlkollegien;

Auf den Bericht Unseres Ministers Staatssekretärs im Departement des Innern, haben Wir verordnet und verordnen wie folgt:

Art. 1. Die Wahlkollegien werden sich versammeln, nämlich die Wahlkollegien der Bezirke am 6. September dieses Jahrs, und die Wahlkollegien der Departements am 18. desselben Monats.

Art. 2. Die Pairskammer und die Kammer der Abgeordneten der Departements sind auf den 28. desselben Monats September dieses Jahrs einberufen.

Art. 3. Unser Minister Staatssekretär des Innern ist mit der Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt.

Gegeben im Schloß zu Saint-Cloud am 25. Tag des Monats Juli im Jahr der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung.

Der König: **Karl.**

Der Minister Staatssekretär des Innern, Graf von Peyronnet.

Protestation der Journalisten.
(27. Juli 1830.)

Man hat seit sechs Monaten oft angekündigt, die Gesetze werden verletzt, ein Staatsstreich werde ausgeführt werden; der gesunde Verstand des Publikums sträubte sich, es zu glauben. Das Ministerium wies diese Anmuthung als eine Verläumdung zurück. Gleichwohl hat der Moniteur wirklich diese merkwürdigen Ordonnanzen veröffentlicht, welche die schreiendste Verletzung der Gesetze sind. Die Herrschaft der Gesetze ist also abgebrochen; die der Gewalt hat begonnen.

In der Lage, worein wir gesetzt sind, hört der Gehorsam auf, Pflicht zu sein. Diejenigen Bürger, die vor allen andern berufen sind, zu gehorchen, sind die Schriftsteller der Journale; sie müssen auch zuerst das Beispiel des Widerstandes gegen die Behörde geben, welche den gesetzlichen Charakter abgestreift hat. Die Gründe, worauf sie sich stützen, sind der Art, daß ihre bloße Aufzählung genügt.

Die Gegenstände, auf welche sich die heute veröffentlichten Ordonnanzen beziehen, gehören zu denjenigen, über welche die Regierung, der Charte gemäß, nicht allein verfügen kann. Die Charte sagt Art. 8, daß die Franzosen in Preßangelegenheiten gehalten seien, sich den Gesetzen zu fügen; sie sagt nicht, den Ordonnanzen. Die Charte sagt Art. 35, daß die Organisation der Wahlkollegien durch die Gesetze bestimmt werden soll; sie sagt nicht, durch die Ordonnanzen.

Die Krone hatte bisher selbst diese Artikel anerkannt; sie hatte nicht daran gedacht, sich, sei es nun mit einer angeblichen konstituirenden Gewalt oder mit der dem Art. 14 fälschlich beigelegten Gewalt, gegen dieselben zu bewaffnen.

Jedesmal, wenn schwierig befundene Umstände ihr eine Modifikation, sei es nun im Preßsystem oder im Wahlsystem, zu erheischen schienen, hat sie sich an die beiden Kammern gehalten. Als man die Charte abändern mußte, um die Siebenjährigkeit und die integrale Erneuerung einzuführen, hat sie sich nicht an sich selbst, als die Urheberin dieser Charte, sondern an die Kammern gehalten. Das Königthum hat also diese Artikel 8 und 35 anerkannt, selbst angewendet und sich in Beziehung auf dieselben weder eine konstituirende, noch eine diktatorische Gewalt angemaßt, welche beide nirgends existiren.

Die Tribunale, denen das Interpretationsrecht zusteht, haben dieselben Grundsätze feierlich anerkannt. Der königliche Hof von Paris und mehrere andere haben die Herausgeber der Bretagner Verbindung als

Urheber von Beleidigungen gegen die Regierung verurtheilt. Sie haben die Voraussetzung, daß die Regierung die Gewalt der Ordonnanzen anwenden könnte da, wo allein die Gewalt des Gesetzes zulässig ist, als Beleidigung gegen dieselbe betrachtet. Somit ist durch den ausdrücklichen Text der Charte, durch die bisher von der Krone befolgte Praxis, durch die Entscheidungen der Tribunale festgesetzt, daß in Angelegenheiten der Presse und Wahlorganisation einzig und allein die Gesetze, d. h. der König und die Kammern, zu bestimmen haben.

Heute hat also die Regierung die Gesetzlichkeit verletzt. Wir sind der Pflicht des Gehorsams entbunden, wir werden unsere Blätter herauszugeben suchen, ohne um die uns auferlegte Genehmigung zu bitten: wir werden uns bemühen, daß sie wenigstens heute über ganz Frankreich verbreitet werden.

Das legt uns unsere Bürgerpflicht auf, und wir erfüllen sie.

Wir haben der ungesetzlich aufgelösten Kammer diese Pflichten nicht vorzuzeichnen, aber wir können sie im Namen Frankreichs bitten, daß sie sich auf ihr offenbares Recht stütze und, so viel an ihr ist, der Verletzung der Gesetze Widerstand leiste. Dieses Recht ist so gewiß, wie dasjenige, auf welches wir uns stützen. Die Charte sagt Art. 50, der König könne die Abgeordnetenkammer auflösen; allein dazu ist nöthig, daß sie zuvor versammelt, als Kammer konstituirt war und ein System aufgestellt hat, welches geeignet ist, ihre Auflösung hervorzurufen. Aber vor der Versammlung, vor der Konstituirung der Kammer sind bloß Wahlen da. Nun sagt die Charte nirgends, daß der König die Wahlen kassiren könne. Die heute veröffentlichten Ordonnanzen sind weiter nichts, als eine Kassation der Wahlen, somit ungesetzlich, denn sie thun etwas, wozu die Charte nicht ermächtigt. Die erwählten und auf den 3. August einberufenen Deputirten sind also in aller Form Rechtens erwählt und einberufen. Ihr Recht ist heute noch dasselbe, wie gestern. Frankreich bittet sie, es nicht zu vergessen. Alles, was sie können, um diesem Rechte Geltung zu verschaffen, das zu thun ist auch ihre Pflicht.

Die Regierung hat heute den Charakter der Gesetzlichkeit verloren, welcher Gehorsam gebietet. Wir widerstehen ihr in dem, was uns betrifft; die Sache Frankreichs ist es, zu beurtheilen, wie weit sich sein eigener Widerstand erstrecken soll.

Haben unterzeichnet die gegenwärtig in Paris anwesenden Geranten und Redakteure der Journale:

Herren: Gauja, Gerant des National;
Thiers, Mignet, Carrel, Chambolle, Peysse, Albert Stapher, Dubochet, Rolle, Redakteure des National;
Leroux, Gerant des Globe;

von Guizard, Redakteur des Globe;
Sarrans der jüngere, Gerant des Courrier des Electeurs;
V. Dejean, Redakteur des Globe;
Guyet, Mousette, Redakteure des Courrier;
Auguste Fabre, Hauptredakteur der Tribune des Departements;
Année, Redakteur des Constitutionnel;
Cauchois-Lemaire, Redakteur des Constitutionnel;
Senty, Redakteur des Temps;
Haussman, Redakteur des Temps;
Avenel, Redakteur des Courrier Français;
Dussard, Redakteur des Temps;
Levasseur, Redakteur der Revolution;
Evariste Dumoulin;
Alexis von Jussieu, Redakteur des Courrier Français;
Chatelain, Gerant des Courrier Français;
Plagnol, Hauptredakteur der Revolution;
Fazy, Redakteur der Revolution;
Busoni, Barbaroux, Redakteure des Temps;
Chalas, Redakteur des Temps;
A. Billard, Redakteur des Temps;
Ader, Redakteur der Tribune des Departements;
F. Larreguy, Redakteur des Journal du Commerce;
J. F. Dupont, Advokat, Redakteur des Courrier Français;
Ch. von Remusat, Redakteur des Globe;
V. von Lapelouze, einer der Geranten des Courrier Français;
Bohain und Rocqueplan, Redakteure des Figaro;
Coste, Gerant des Temps;
J. J. Baude, Redakteur des Temps;
Bert, Gerant des Journal du Commerce;
Leon Pillet, Gerant des Journal de Paris;
Vaillant, Gerant des Sylphe.

Ende der historischen Dokumente des ersten Bandes.

Louis Blanc's

Geschichte der zehn Jahre

von

1830 bis **1840.**

Aus dem Französischen übersetzt

von

Gottlob Fink.

Zweiter Theil:

Die reaktionäre Politik Ludwig Philipps.

Zürich und Winterthur.
Verlag des literarischen Comptoirs.
1843.

Druck von J. Fr. Heß.

Erstes Kapitel.

Schilderung der allgemeinen Lage Europa's im Jahr 1830.

Ein entfesseltes Volk, siegreich und Herr im eigenen Lande; drei Königsgeschlechter flüchtig über den Meeren; der hohe Bürgerstand die Menge beschwichtigend, auf die Seite drängend, sich ein Oberhaupt gebend; die Nationen, in welchen es gährt, getäuscht in ihrer Hoffnung und nach dem unter einem neuen Könige unbeweglichen Frankreich hinblickend; der revolutionäre Geist zuerst geschmeichelt, sodann erdrückt und endlich in wundervollen Kraftanstrengungen oder furchtbaren Szenen losbrechend; Anschläge, Würgeszenen; dreihundert Republikaner in Paris einer ganzen Armee eine Schlacht liefernd; das Eigenthum von kühnen Sektirern angegriffen; Lyon zweimal aufgestanden und mit Blut überschwemmt; die Herzogin von Berry den Fanatismus der Vendée wieder erweckend und von Mitgliedern ihrer eigenen Familie an den Pranger gestellt; unerhörte Prozesse; die Cholera; nach außen ein ungewisser, obwohl mit verderblicher Hartnäckigkeit erstrebter Friede; Afrika auf's Gerathewohl verwüstet, der Orient preisgegeben; im Innern keine Sicherheit; alle Empörungen Empörungen der Intelligenz und denkwürdige Versuche; die industrielle Anarchie auf ihrem Gipfel; der Skandal der Spekulationen mit Untergang endigend; die Regierung verschrieen; fünf Versuche zum Königsmord; das Volk insgeheim zu ungemessenen Wünschen getrieben; geheime Gesellschaften; die Reichen geängstigt, erbittert und bei aller Ungeduld über das Uebel zu zaghaft, um sich davon loszumachen — so beschaffen ist das Gemälde, welches die Geschichte der letzten zehn Jahre darbietet.

Vom rein politischen Gesichtspunkte aus theilt sie sich in drei große Perioden.

In der ersten, welche sich von der Einsegnung der Dynastie Orleans bis zum Sturz des Ministeriums Laffitte erstreckt, zeigt sich die Gewalt unruhig, schwach, schwankend. Sie lebt nur von trügerischen Konzessionen, entwickelt sich nur mit Hülfe der List. Durch gemeinsame Interessen, gemeinsame

Hoffnungen zusammengeführt, leisten sich die Bourgeoisie und das Königthum gegenseitig Hülfe: das parlamentarische und monarchische Prinzip verbinden sich auf Augenblicke. Dies ist die Epoche der Gründung.

Die zweite Periode umfaßt das Ministerium des Herrn Casimir Perier und seine Fortsetzung durch das Ministerium der Herren Thiers und Guizot. Die Gewalt, heftig angegriffen, vertheidigt sich mit Heftigkeit. Zwischen der Bourgeoisie und dem Königthum knüpfen gemeinsame Gefahren den bereits geschlossenen Bund noch fester: das parlamentarische und monarchische Prinzip scheinen zu verschmelzen. Dies ist die Epoche des Kampfes.

In der dritten und letzten Periode treten die Mängel des Systems hervor. Die Gewalt, die nicht mehr ernstlich bedroht wird, schwächt sich zuerst in sich selbst, dann spaltet sie sich. Die Bourgeoisie und das Königthum fangen an, sich zu trennen. Die Kammer wird parteisüchtig und das Ministerium greift zu den Mitteln der Bestechung. Die Rivalität der beiden Prinzipien entwickelt sich mit allen ihren Uebelständen, allen ihren Gefahren. Dies ist die Epoche des Verfalls.

Aber bevor wir die Einzelnheiten dieses großen Dramas erzählen, müssen wir zeigen, in welchem Zustande die Juliusrevolution Europa überraschte.

Die Julirevolution bewirkte eine Zuckung durch die ganze Welt. Die Völker, welche durch die Verträge von 1815 geknechtet waren, rührten sich. Als die dreifarbige Fahne auf dem Hotel des französischen Konsulats zu Warschau zu flattern begann, da pochte das getreue Herz der Polen, unserer freudigen Waffenbrüder, in Hoffnung. In Brüssel, in Lüttich, in Antwerpen fragte man sich endlich, kraft welches Rechtes zwei Millionen Holländer über vier Millionen Belgier herrschen. Die Rheinprovinzen, die, ohne unsere Sprache zu reden, unsere Gesetze behalten wollten, wünschten aus Stolz, uns anzugehören. Eine furchtbare Gährung that sich auf den deutschen Universitäten kund, die bisher von unklaren Freiheitswünschen gequält waren. Aber nichts läßt sich mit der Bewegung vergleichen, welche Italien belebte. Selbst in den römischen Staaten war der Enthusiasmus grenzenlos. Die Menge drängte sich in den Straßen, auf den Plätzen, an allen öffentlichen Orten um französische Reisende herum. Sie mußten die Zeitungen ihres Landes laut vorlesen, und wenn sie auf diese Art der gierigen, nachdenklichen Menge einige der wunderbaren Ereignisse erzählt hatten, deren Schauplatz die Ufer der Seine gewesen, da erscholl tausendstimmiger Jubel, vermischt mit Ausrufungen des Zornes und Seufzern. Es ist beinahe buchstäblich wahr, daß mehrere Tage hindurch die Italiener unaufhörlich nach den Alpen hinblickten, in der Meinung, jeden Augenblick würden die Franzosen herabsteigen. Die Revolution von 1830 erhielt durch die Entfernung einen gewissen wunderbaren Charakter, und das französische Volk lebte in den Augen des erstaunten

Europa's wieder in den riesenhaften Verhältnissen auf, welche ihm die Republik, und nach der Republik das Kaiserreich gegeben hatte.

In England war der Eindruck tief. Die Zeitungen priesen um die Wette den Heldensinn der Pariser, und von allen Seiten eröffnete man Subskriptionen zu Gunsten der Verwundeten. Diese Demonstrationen waren nur von Seite der Radikalen aufrichtig und uneigennützig. Die Whigs brachen in lauten Jubel aus, weil sie, voll der besten Hoffnungen, in dem Triumph des französischen Liberalismus jederzeit einen unfehlbaren Anstoß zu der Bewegung erblickt hatten, welche sie an die Spitze der Geschäfte führen werde. Aber auch die Tories, so sonderbar dies klingen mag, selbst die Tories zeigten sich gefühllos für das Unglück, das eine Königsfamilie getroffen, und das Ministerium Wellington schien zu lächeln zu einer Krisis, welche doch seinen Sturz nach sich ziehen mußte.

Es handelte sich nämlich für die Tories hier um eine höhere Frage, als alle Parteifragen: um die Obermacht Englands in Europa. Die englische Aristokratie geht, wie alle Aristokratieen, mit großer Klarheit und Konsequenz auf ihr Ziel los. Sie wußte, daß es sich unter Karl X darum gehandelt hatte, den Franzosen das linke Rheinufer und den Russen Konstantinopel zu überlassen. Sie wußte auch, daß der Herzog von Orleans durch Geschmack und Neigung Engländer war, wie er es selbst geschrieben hatte.*)

Auch sah man alle Parteien in England sich vereinigen, wenn auch nicht, um den in Frankreich über die Monarchie erfochtenen Sieg zu feiern, so doch, um den besiegten Monarchen zu insultiren. Als das Schiff, das Karl X und seine Familie brachte, in die Rhede von Portsmouth einlief, strömten die Engländer schaarenweise mit der dreifarbigen Kokarde nach dem Hafen. Zu gleicher Zeit zeigte man dem Volke in den Straßen von Ports-

*) Am 28. Juli 1804 schrieb der Herzog von Orleans von Twikenam aus an den Bischof von Landaff aus Veranlassung der Leichenrede, die er in London dem Herzog von Enghien gehalten hatte:

„Mein lieber Mylord, ich war zum Voraus überzeugt, daß Ihre erhabene Seele eine gerechte Entrüstung empfinden werde über den schändlichen Mord an meinem unglücklichen Vetter. Seine Mutter war meine Tante, er selbst war nach meinem Bruder mein nächster Verwandter — — Sein Schicksal ist eine Warnung für uns alle; es zeigt uns an, daß der korsische Usurpator nicht ruhen wird, bis er unsere ganze Familie aus der Liste der Lebendigen getilgt hat. Dies läßt mich lebhafter als bisher, obgleich es kaum möglich ist, die Wohlthat des großherzigen Schutzes empfinden, der uns von Ihrer edelsinnigen Nation gewährt wird. Ich habe mein Vaterland in so früher Zeit verlassen, daß ich kaum die Gewohnheiten eines Franzosen habe, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich England nicht bloß durch Erkenntlichkeit, sondern auch durch Geschmack und Neigung zugethan bin."

mouth Ansichten vom Great-Bretain und tapezirte alle Straßenecken mit Anschlagzetteln, die voll Beleidigungen für die Verbannten waren. Auf einem dieser Plakate stand: „Was ist das wahre Gefühl der Engländer für das unglückselige Individuum, welches die Gesetze verletzt hat, deren Aufrechthaltung es beschworen? — Abscheu und Verachtung.“ Als der Herzog von Ragusa, nachdem er sich von der königlichen Familie verabschiedet, ans Land gestiegen war, entwickelte die Douane eine lächerlich übertriebene Strenge gegen ihn, und kaum war er ein wenig weiter gekommen, als eine wüthende Menge unter furchtbaren Drohungen seinen Wagen umgab. Da Karl X in Portsmouth nicht hatte absteigen dürfen, so segelten der Great-Bretain und der Charles-Caroll nach Cowes, um dort zu landen. Nun gut, da kamen Engländer an Bord und pflanzten sich dem gestürzten Fürsten gegenüber auf; den Hut auf dem Kopf, die Arme gekreuzt, fingen sie an, dieselben mit einer ironischen und so beleidigenden Neugierde zu betrachten, daß der Kapitän auf die Bitte Karls X den Zutritt aufs Schiff untersagen mußte.

Solche Demonstrationen, denen es an Ehrlichkeit und Würde gleich sehr mangelte, verwehrte die englische Regierung nicht nur nicht, sondern ermuthigte sie sogar und fügte noch die Lüge ihrer eigenen Verachtung hinzu. Karl X hatte um Erlaubniß gebeten, in England zu landen. Die torystischen Minister ließen ihm antworten, er dürfe den englischen Boden nicht betreten, wenn er nicht zuvor seinen Königstitel ablege. Um ein Asyl zu finden bei einer Nation, die von je ihren Stolz darein gesetzt hatte, gastfreundlich zu erscheinen, war Karl X genöthigt, den Namen eines Grafen von Ponthieu anzunehmen.

Der Baron von Haussez, der seinem alten Herrn in dies feindliche Land vorausgereist und von Lord Wellington plump empfangen worden war, der Baron von Haussez folgte Karl X in die seinem Exil angewiesene Wohnung. Das Schloß Holyrood befand sich in einem Zustand gänzlichen Verfalls. Man hatte nichts gethan, um es wohnlich herzustellen; die Armstühle waren noch mit vieljährigem Staube bedeckt; die Tapeten hingen in Fetzen herab: alles erinnerte an die melancholische, düstere Seite der Geschichte der Stuarts.

Wie hätte Karl X in einem damals von Tories, Söhnen der Jakobiten, beherrschten Lande nicht an die edelmüthige, glänzende Gastfreundschaft denken sollen, die Jakob II einst in Saint-Germain gefunden? Aber nach Holyrood kam kein Monarch, wie nach Saint-Germain, um den erwarteten Gast unten an der Haupttreppe zu empfangen. Statt eines Fürsten erschien ein Hausvogt mit den Schlüsseln in der Hand und zeigte mit unempfindlicher Miene einsame Gemächer. Statt der mit Gold angefüllten Schatulle, welche

die Freigebigkeit Ludwigs XIV dem letzten der Stuarts anbot, erblickte man auf der Tafel nur Papiere mit kaum leserlichen Buchstaben bedeckt: Rechnungen von Gläubigern, Auspfändungsbefehle, welche in einem ungastlichen Königreiche bereits der Flüchtlinge warteten. Kein Soldat war dem Posten des Haupteingangs zugegeben worden und die Schildwache präsentirte das Gewehr nicht, als dieser Greis vorüber kam, der ein König gewesen war.

Indem die englische Aristokratie auf die weißen Haare eines schuldbeladenen, aber unglücklichen Fürsten Schimpf häufte oder häufen ließ, hatte sie einen doppelten Zweck: sie wollte sich auf der einen Seite wegen Karls X Vorliebe für Rußland rächen und auf der andern hoffte sie das neue Frankreich, das ihr Furcht einflößte, zu einem Bündniß zu verlocken.

Ganz dem Stolz ihres Triumpfes hingegeben und schlecht eingeweiht in die Mysterien der brittischen Diplomatie, begriff die französische Bourgeoisie den Sinn dieser ränkevollen, tiefen Politik nicht und nahm als uneigennützige Huldigung auf, was bloß eine Berechnung des Egoismus und eine heuchlerische Form für unsterblichen Haß war.

Dem sei, wie ihm wolle, dieselben Gründe, welche in England laute Freude hervorriefen, versetzten den Hof von St. Petersburg in Trauer. Rußland war zu weit entfernt vom Mittelpunkt der modernen Ideen und mit zu rauhen Messern für die Sklaverei zugeschnitten, als daß der Kaiser Nikolaus die ansteckende Kraft des von Frankreich gegebenen Beispiels sehr hätte fürchten sollen. Der Geist der Propaganda hätte ihn bloß in Beziehung auf Polen erschrecken können. Aber die Julirevolution schnitt mit einem Male eine Allianz ab, welche den Russen auf den Grenzen Asiens und Europa's eine Stellung versprach, die sie zu souveränen Beherrschern des Weltgeschicks gemacht haben würde. Das war es, was der Kaiser Nikolaus nicht ohne bittern Groll sehen konnte. Das unerwartete Hinderniß, das seiner auswärtigen Politik in den Weg geworfen wurde, berührte ihn weit schmerzlicher, als der Schlag, welcher die Unverletzlichkeit der Königsgeschlechter getroffen hatte. Nichts desto weniger verhehlte er die wahre Beschaffenheit seines Unmuthes, getreu hierin den Traditionen Rußlands, das seit einem halben Jahrhundert unaufhörlich Rechts- und Prinzipienfragen vorangestellt hatte, um seine diplomatischen Intriguen oder Vergrößerungspläne zu verdecken.

Was Oesterreich und Preußen betrifft, so wäre hier jede Unterscheidung zwischen der Politik der Prinzipien und der Politik des Interesses lächerlich gewesen; denn sobald der Grundsatz der Volkssouveränetät in Deutschland zugelassen würde, so wäre es geschehen um den Despotismus des Bundestags, einen Despotismus, in dessen schmachvolle Vortheile Preußen und Oesterreich sich theilten. Besonders der Wiener Hof mußte sein Interesse darin finden, dieses sehnsüchtige Geschrei nach Freiheit abzuwehren, das so leicht

in Italien Widerhall finden und daselbst ein Feldgeschrei für die Unabhängigkeit werden konnte.

Dies waren die feindlichen Gefühle, welche die Juliusrevolution in's Leben rufen mußte. Aber ihrer Offenbarung ging eine gewisse namenlose, alles umfassende Betäubung voraus. Man hatte noch nichts Aehnliches in der Geschichte gesehen. Die hochmüthigsten Mächte waren wie niedergedonnert. Man hätte sagen können, die Staaten werden von nun an nur noch mit Hülfe und mit Erlaubniß Frankreichs leben. Das Morgen Europa's war plötzlich ein furchtbares Geheimniß geworden.

Um zu begreifen, wie furchtbar und glorreich die Rolle Frankreichs damals sein konnte, muß man die allgemeine Lage Europa's im Augenblick der Revolution von 1830 kennen.

Die Türkei war eine längst zubereitete Beute für die Russen. Bei seiner Thronbesteigung hatte Mahmud die Provinzen seines Reichs der anarchischen Regierung der Paschas preisgegeben und die Macht der Sultane unter das Joch der Ulemas und der Janitscharen niedergebeugt angetroffen. Fest entschlossen, diese dreifache Tyrannei zu brechen, hatte er sie durch kecke Reformen angegriffen, aber dem Wunsch, sie zu Boden zu schlagen, die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei zum Opfer gebracht. So hatte er 1812, um freier zur Vernichtung seiner inneren Feinde schreiten zu können, den schmachvollen Vertrag von Bucharest unterzeichnet, welcher die Mündungen der Donau an Rußland preisgab. Später, als Griechenland aufstand, hatte er die tapfersten unter den Janitscharen in schwachen Abtheilungen und so, daß sie sicher zu Grunde gehen mußten, dahin geschickt, mit eigenen Händen eine Empörung angeschürt, die er hätte ersticken können, und die muthvollsten Vertheidiger des Hauses Osman durch seine grausamsten Feinde erwürgen lassen. Unerbittliche Politik, deren Triumph der 15. Juni 1826 sichern sollte, an welchem das Blut der Janitscharen stromweise in Konstantinopel floß. Aber durch solche Siege gehen die Reiche zu Grunde. Als die christlichen Mächte durch den Vertrag vom 28. Juli 1827 und die Schlacht bei Navarin zu Gunsten Griechenlands eingeschritten waren, da suchte Mahmud vergebens eine Armee um sich: er sah sich genöthigt, gegen Rußland einen Kreuzzug zu predigen, welcher den Sturm über sein Haupt heraufführte, ohne ihm die Mittel zu liefern, denselben zu beschwören. Die neue Miliz wurde zwar Anfangs vom Glücke begünstigt, vermochte aber gleichwohl den Russen den Uebergang über den Balkan nicht zu verwehren; und der Vertrag von Adrianopel, welchen sich der Schreck des Reformators entreißen ließ, rächte die Janitscharen, indem er dem siegreichen Rußland einen noch größeren Antheil am Raube der Türkei gab.

Auf diese Art befand sich Mahmud im Jahre 1830 in dem Fall, zwar

seine Macht vergrößert, aber sein Volk zerstört zu haben; denn für jede Reform, welche er seinen Feinden im Innern abgerungen, hatte er seinen Feinden von außen ein Stück Land überlassen müssen. Die Kaserne der Janitscharen war verbrannt, aber Griechenland befreit; der Divan war der mystischen Herrschaft der Ulemas entrissen, aber in den Verträgen von 1815 hatte das Kabinet von St. Petersburg den Namen der Türkei streichen lassen, als den eines zu theilenden Reiches. Die Türken trugen ein europäisches Kostüm und exerzirten nach europäischem Brauche; aber bereits Vasallin dieser Zivilisation, deren Herkömmlichkeiten sie nur angenommen zu haben schien, um ihrer Souveränetät zu erliegen, hörte die Stadt Konstantinopel die Russen an ihre Thore pochen. Mahmud war nur noch das allmächtige Oberhaupt eines zur Unmacht herabgesunkenen Reiches. Wundervolle Anstrengungen hatten ihm einzig und allein das Recht erworben, auf selbstgemachten Ruinen als Diktator zu herrschen.

Rußland streifte bereits an das Ziel seines Ehrgeizes, welcher nicht kleiner Art war, denn er beschränkte sich nicht auf die Eroberung der Türkei. Aus dem schwarzen Meere einen Binnensee zu machen, im mittelländischen die Flotten Englands und Frankreichs in Schach zu halten, das adriatische zu beherrschen, Aegypten, Griechenland und die Inseln in ein Unabhängigkeitsverhältniß zu bringen, endlich sich bis zu den englischen Besitzungen in Indien einen Weg zu bahnen, das war der Riesenplan, den Rußland sich vorgezeichnet hatte; und was hatte es zu thun, um ihn zu verwirklichen? Nichts, als die Dardanellen zu besetzen.

Ohnehin war ihm der Besitz des Bosporus unentbehrlich zur Vervollständigung seines Vertheidigungssystems. Im Norden durch die Länge der Wege, durch Schnee und Oede gegen seine Feinde geschützt, hatte es bloß e i n e verwundbare Stelle: im Süden. Um zu dieser Stelle, welche im Mittelpunkt seiner Besitzungen lag, zu gelangen, mußte man da nicht durch die Dardanellen fahren? Sobald also diese Meerenge ihm gehörte, so bedurfte es weiter nichts mehr, um unangreifbar zu sein. Ueberall gegenwärtig und überall unzugänglich, drängte es dann das westliche Europa von allen Seiten, ohne selbst direkt bedroht oder berührt werden zu können. Die Besetzung des Bosporus war für Rußland die Weltherrschaft.

Auch hatte es seit sechzig Jahren unaufhörlich auf diesen Punkt der Karte seine Blicke gerichtet. Im Jahr 1774 durch den Vertrag von Kainardsché auf die Ufer des schwarzen Meeres geführt, 1784 durch den Vertrag von Konstantinopel in den Besitz vom Kuban und der Krimm gesetzt, 1812 durch den Frieden von Bucharest Herr der Ufer des Pruths und Bessarabiens geworden, hatte es so eben durch den Vertrag von Adrianopel alle seine diplomatischen Siege gekrönt, als die Julirevolution ausbrach.

Kraft des Vertrags von Adrianopel erwarb Rußland das durch die Mündungen der Donau gebildete Delta, mehrere militärische Positionen und zweihundert Meilen Küstenland; durch Einführung einer Quarantaine isolirte es die Pforte von den Fürstenthümern; es sicherte sich das Recht, sich in die Regierungsangelegenheiten der Türkei zu mischen; es legte seinen Feinden einen lästigen Tribut auf und ließ sich als Pfand für die Bezahlung die Festung Silistria überliefern.

Man mußte endlich begreifen, warum das Kabinet von St. Petersburg den Aufstand der Griechen ermuthigt, die religiöse und philosophische Sentimentalität der Liberalen des Westens aufgeregt und gegen die hohe Pforte die diplomatische Exkommunikation hervorgerufen hatte, welche Frankreich und England so albern in dem Vertrag vom 6. Juli aussprachen. Der hinterlistige Streich bei Navarin trug seine Früchte. Rußland erntete die Vortheile; seine getäuschten Verbündeten theilten sich in die Schmach desselben.

Gleichwohl brachte der Vertrag von Adrianopel in Europa nicht die Sensation hervor, die er hätte sollen.

Man hat im ersten Bande dieser Geschichte gesehen, wie günstig die Politik des Ministeriums Polignac für Rußlands Absichten auf Konstantinopel war.

Preußen war zu weit vom Bosporus entfernt, um sich bei der Frage nicht unbetheiligt zu glauben. Ueberdies hatte es dringendere Gründe zu Besorgnissen, denn die Rheinprovinzen verwarfen die Ersetzung des französischen Codex durch den preußischen mit einer Energie, welche die Nähe Frankreichs für das Kabinet von Berlin sehr beunruhigend machte. Die Stimmung dieses Kabinets läßt sich nach dem Ausrufe beurtheilen, welcher dem König von Preußen bei der Nachricht von dem Ereignisse in Paris entfuhr: „Wenn die Franzosen nicht weiter gehen, als an den Rhein, so rühre ich mich nicht vom Flecke."

Was Oesterreich betrifft, so hätte es den Vergrößerungen Rußlands, wodurch es sowohl an den Ufern der Donau, als am adriatischen Meere bedroht wurde, mit Aengstlichkeit folgen müssen. Aber beherrscht von Herrn von Metternich, einem Staatsmann, der weder Impuls noch Nachdruck zu geben wußte, beschäftigte es sich damals bloß mit den Gefahren, welche der Ehrgeiz Preußens in Deutschland und der revolutionäre Geist in Italien seiner Suprematie bringen konnte.

Selbst England, das sonst so gewandte, auf die allgemeinen Bewegungen Europas so aufmerksame England, schien die Worte Lord Chatham's: „Mit einem Manne, welcher Englands Interesse nicht in der Erhaltung des ottomanischen Reiches sieht, habe ich nichts zu diskutiren," vergessen zu haben. Und wirklich konnte die Herrschaft der Russen in Konstantinopel für

Großbrittanien keine anderen Folgen haben, als daß früher oder später sein Einfluß im mittelländischen Meere bedeutend geschwächt, die Wichtigkeit seiner Besitzungen in der Levante vernichtet, seine Pläne auf eine Verbindung mit Indien durch die Türkei auf immer vereitelt, und seinen Produkten beinahe unvermeidlich ein jährlicher Absatz von dreißig Millionen Werth abgeschnitten wurde.

Solche bedeutungsschwere Rücksichten waren dem Scharfblick der Diplomaten von Saint-James gewiß nicht entgangen, und nur aus seinen inneren Verlegenheiten läßt sich die Apathie Englands erklären. Georg IV war so eben gestorben mitten unter dem heftigsten Kampfe zwischen zwei Parteien, welche sich über Fragen von untergeordneter Bedeutung veruneinigt hatten, aber beide dem Volke und der Freiheit der Welt gleich sehr feind waren. Ein Bruder des Verstorbenen, der Herzog von Clarence, folgte ihm. Mit der allen Präsumptiverben eigenthümlichen Heuchelei hatte er sich als Prinz unter die Reihen der Whigs gestellt: nachdem er König geworden, zeigte er sich als Tory.

Inzwischen hatte England den Erfolg seiner Verbrechen erschöpft. Auf dem Lande hatte feierlichen Zeugnissen zufolge das Elend den höchsten Gipfel erreicht. Die Mehrzahl der Pächter bezahlte ihren Pacht mit ihrem Kapital; eine Menge wurde wegen Zahlungsunfähigkeit von den Gütern ihrer Herren vertrieben und irrte bettelnd im Lande umher; in mehreren Bezirken hatte man Arbeiter den Transport ihrer Waaren selbst besorgen und sich, wie Zugvieh, an ihre eigenen Karren spannen sehen. In den Städten war die Noth noch grauenhafter. In verpesteten Fabriken, in abscheulicher Vermengung der Alter und Geschlechter verfaulte eine bleiche, ausgehungerte, kränkliche und frühzeitig verdorbene Bevölkerung. Die Arbeit war unmenschlich, der Lohn unzureichend. „Zittern," hatte der Graf Stanhope im Oberhause *) gerufen, „zittern Eure Herrlichkeiten nicht, wenn Sie an die Menge Arbeiter denken, die nicht mehr als drei oder vier Pfennige des Tags verdienen können?" Von Birmingham aus, wo nach der Erklärung desselben Lords der Lohn um drei Viertheile **) herabgesetzt worden war, von Birmingham aus hatte sich im Anfang von 1830 verzweiflungsvolles Geschrei erhoben, das Georg IV um sein Sterbelager herum konnte erschallen hören. Unter der wohlhabenden und grausamen Klasse, welche diesem verhungernden Volke auf den Nacken trat, dieselben Anzeichen des Verfalls. Die Armentaxe, die sich in einigen Gemeinden auf vierzig Schillinge vom Morgen Landes belief, bedrohte mit einer immer wachsenden Last die Eigenthümer, um

*) Unterhaus-Sitzungen vom 20. bis 25. Februar 1830.

**) Ebendaselbst.

welche herum sie das Ueberhandnehmen der Armuth verursachte. Die Vortheile der Ausfuhr hatten sehr merklich nachgelassen: ein bedeutungsschweres Symptom für eine Nation, welche so lange Zeit die Welt mit dem Golde beunruhigt und beherrscht, das sie ihr geraubt hatte. In dem Büdget, welches Herr Goulburn, Kanzler der Schatzkammer, im Jahr 1830 vorlegte, findet sich die denkwürdige Zusammenstellung: Nothwendigkeit, die Taxen herabzusetzen, und Defizit.*)

Ackerbau, Industrie, Handel, Finanzen, alles nahm also ab in England. Und während dieser Zeit rührte sich Irland, dessen Elend nicht größer werden konnte und dessen Zorn durch die neuerliche Emanzipation der Katholiken nicht beschwichtigt war — Irland rührte sich auf seinem blutigen Düngerhaufen, und begann seine Rache gegen seine Unterdrücker damit, daß es ihnen O'Connell sandte.

Wo eine Abhülfe in dieser furchtbaren Lage? Man schlug eine öffentliche Untersuchung vor. Aber dann hätte man Angesichts Europa's gestehen müssen, daß die englische Politik von jeher ein verbrecherischer Schnitzer gewesen; daß diese Politik, nachdem sie eine Menge Königreiche über den Haufen geworfen, tausend Empörungen genährt, Verträge gebrochen, Provinzen verwüstet, Städte in Asche gelegt, mit trotzigem Uebermuth die Meere geknechtet — und dies alles, um für die englischen Produkte Konsumenten zu finden, am Ende zur Ohnmacht geführt habe. Gewiß ist, daß England bei Annahme des Systems, seine Thätigkeit an die Stelle der aller Völker zu setzen, welche seiner Industrie zinsbar geworden, nicht gemerkt hatte, daß es diese am Ende arm machen, und selbst zu Grunde gehen müsse, sobald es sie in die Unmöglichkeit versetzt, den Saldo ihrer Bilanz zu bezahlen. Eben so wenig hatte es daran gedacht, daß sein System des Aberwitzes überführt werden müsse, sobald einige große Nationen in die Versuchung gerathen, es nachzuahmen. Das alles hätte eine öffentliche Untersuchung klar und deutlich ans Licht gebracht. Nun wollten die torystischen Minister, welche sich im Besitze der Macht befanden, kein solch eklatantes Verdammungsurtheil gegen den Genius von Altengland aussprechen; ihre Gegner aber benutzten diese Verlegenheit, um sie der Unfähigkeit anzuklagen, und rüsteten sich zu ihrem Sturze, indem sie zu gleicher Zeit die Wahlreform und eine öffentliche Untersuchung verlangten.

So im Innern zerrissen, sah Großbrittanien nach außen seinen Einfluß gelähmt und seine Geschicke bloßgestellt. Von dem siegreichen Vorrücken Rußlands gegen Indien hin und den Erwartungen Frankreichs auf den Küsten des mittelländischen Meeres gleich sehr bedroht, besaß es, um diesen

*) Unterhaussitzung vom 26. März 1830.

beiden Gefahren die Stirne zu bieten, nichts mehr, als die wohlbekannte Stärke seiner Diplomatie. Das durch Auflagen erdrückte Volk verlangte Ersparnisse. Herr Hume hatte lebhafte Sympathieen unter der armen Klasse hervorgerufen, als er dem Unterhause die Herabsetzung der Kosten für die Land- und Seemacht vorschlug*); Irland endlich beschäftigte eine ansehnliche Truppenmacht, die nothwendiger war, als je, um in diesem unglückseligen Lande eine eben so beispiel- als namenlose Tyrannei aufrecht zu erhalten.

So schien sich also alles zu vereinigen, um Rußland zur mächtigsten Nation der Welt zu machen. Zu seinem Unglück entsprachen seine wirklichen Kräfte nicht von ferne der Gewandtheit seiner Diplomaten und der Größe seiner Pläne. Sein letzter Krieg mit den Türken hatte seine Mittel erschöpft; em Anschein nach furchtbar, bedurfte es mehr, als jede andere Nation, des Friedens, um seinen Intriguen nachzugehen; und das obschon kolossale Reich war leicht zu erschüttern, weil es ihm an Verhältniß und Ebenmaß gebrach.

Zu diesen, aun der gegenseitigen Stellung der Hauptmächte hervorgegangenen Verwickelungen kamen noch die unruhigen Bewegungen von Seite der sekundären Mächte, welche sich größtentheils auf eine gefährdete und qualvolle Existenz in Europa herabgebracht sahen.

Durch seine Verbindung mit Marie Christine von Bourbon hatte Ferdinand VII die Mönchspartei tief erbittert, welche in dem Infanten Don Carlos einen Prinzen liebte, der an bösartiger, finsterer Gemüthsart, plumper Frömmelei und Fanatismus den Monarchen selbst noch übertraf. In den Augen der Apostolischen bereits gerichtet, weil sie am Madrider Hofe neue Moden, den Sinn für Lustbarkeiten und Feste eingeführt hatte, wurde ihnen Christine vollends verhaßt, als sie erfuhren, daß sie schwanger sei: denn gebar die Königin einen Sohn, so verlor Don Carlos alle Aussichten auf die Krone. Bald bekamen die Anhänger des Infanten einen wichtigern Grund zur Erbitterung. Christine konnte auch eine Tochter zur Welt bringen, und in diesem Falle wurde kraft des von dem Bourbon Philipp V nach Spanien gebrachten salischen Gesetzes Don Carlos zum Nachfolger seines Bruders, Ferdinands VII, berufen. Um dieses Unglück abzuwenden, veranlaßte die Königin ihren Gemahl zur Abschaffung des salischen Gesetzes; und am 5. April verkündete eine in dem königlichen Dekrete Karl IV zugeschriebene pragmatische Sanktion dem Lande Spanien, daß es fortan, wie unter der Herrschaft des gothischen Rechtes, auch von Frauen regiert werden könne. Dadurch wurden die Apostolischen immer wüthender, ihre Gegner immer siegestrunkener. Im Uebrigen gab die Frage Stoff zu gelehrtem Streite. Wenn man die Anhänger des Don Carlos hörte, so hatte Ferdinand VII

*) Unterhaussitzung vom 15. Februar 1830.

nicht das Recht, durch eine einfache Ordonnanz dieses salische Gesetz abzuschaffen, welches Philipp V mit Zustimmung der Cortes von 1713 in Spanien eingeführt hatte. Darauf erwiederten die Anhänger der Königin, die pragmatische Sanktion sei keine einfache Ordonnanz, sondern bloß eine Anwendung der Pragmatik, welche Karl IV auf Verlangen der Cortes von 1789 festgesetzt. Im Hintergrunde einer solchen Debatte lag, wie man sieht, der Krieg. Und Frankreich, das mehr als alle andern Nationen Europa's bei dem Streite betheiligt war, Frankreich mußte sich für die eine oder andere Partei erklären. Nun mußte vom monarchischen Gesichtspunkte aus das Ministerium Polignac natürlich die Ansprüche des Infanten unterstützen, weil, wenn einmal das salische Gesetz in Spanien abgeschafft war, eine Heirath genügen konnte, um den alten Einfluß Oesterreichs daselbst wieder ins Leben zu rufen. Aus diesem Grunde begünstigte die Politik der letzten Minister Karls X die Absichten des Don Carlos und seiner Anhänger.

Doch wie dem auch sei, der Haß, den die Apostolischen der Königin Christine geschworen, war der Art, daß er auch die Pläne der demokratischen Partei förderte. Diese Partei verbarg sich zwar; sie schwieg, und alle ihre möglichen Häupter waren entweder in die Verbannung gestoßen oder unter Henkershand gefallen. Dessenungeachtet lebte die Erinnerung an die Konstitution von 1812 und die Cortes von 1820 im Herzen der Spanier. Diese Erinnerung war sogar die einzige wirkliche Kraft, welche sich in Spanien vorfand, nachdem der Despotismus durch seine Exzesse alle Mittel des Landes verzehrt hatte. Im Grunde war bei der Aufrechthaltung des bestehenden Systems nur die Geistlichkeit interessirt. Durch ihre Privilegien selbst in Verlegenheit gesetzte Adelige, ein nothleidendes, mißvergnügtes Volk, kein Bürgerstand, der Ehrgeiz ausschließlich auf Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gerichtet, wenig Industrie, kein Handel und somit keines der Laster, welche die Leidenschaft der Gewinnsucht erzeugt, keines der Hindernisse, welche sie selbst den gesetzlichsten Revolutionen entgegenstellt: welche Wahrscheinlichkeiten für den Triumph der demokratischen Partei, wenn Frankreich für gut gefunden hätte, sie zu unterstützen!

Wie Spanien, so sah auch Portugal einem Erbfolgekrieg entgegen. Kaiser von Brasilien geworden an dem Tage, wo die Brasilianer die portugiesische Herrschaft abgeschüttelt, hatte sich Don Pedro nach dem Tode Johanns VI, seines Vaters, genöthigt gesehen, zwischen den beiden Kronen zu wählen. Er hatte die von Brasilien beibehalten und auf die von Portugal zu Gunsten seiner Tochter Donna Maria verzichtet. Aber sein Bruder, Don Miguel, den er selbst zum Regenten von Portugal ernannt, hatte sich kein Gewissen daraus gemacht, den Thron zu usurpiren. Donna Carlota Joaquina, zweite Gemahlin des geistesschwachen unglücklichen Johanns VI, hatte ihren

Sohn seit langer Zeit in die Praxis des Verbrechens und die Kunst der Verrätherelen eingeführt. Die mütterlichen Lehren hatten bei Don Miguel Früchte getragen, und 1830 zitterte Lissabon unter der Hand dieses Prinzen, eines Wahnsinnigen voll wilder Gelüste, eines von Blutdurst verzehrten Tyrannen, welcher jedoch von den Adeligen, deren Privilegien er vertheidigte, von der Geistlichkeit, deren Herrschaft er aufrecht erhielt, und von der Masse Bettler unterstützt wurde, welche die Mönche in Portugal bisher genährt, verderbt und zu allen ihren Zwecken abgerichtet hatten.

Gleichwohl war die Anerkennung Don Miguels bei allen Höfen Europas noch zweifelhaft. Frankreich neigte sich zu Don Pedro hin, ohne jedoch aus seiner abwartenden Stellung herauszutreten. Eben so wenig sprach sich England aus, obschon es wegen der kommerziellen Sklaverei, in die es Portugal versetzt, ein unmittelbares und dringendes Interesse bei der Sache hatte. Es war in der That gefährlich und schwer für England, sich zu entscheiden. Blieb Don Miguel auf dem Thron, so stand zu befürchten, daß seine politischen Grundsätze ihn den Bund der absoluten Könige suchen ließen, und der Hof von Lissabon das Patronat des Madrider Hofes annahm, wie die Unterstützungen, welche der miguelistischen Partei aus Spanien zuflossen, bereits anzukündigen schienen. Aber würde auf der andern Seite Don Pedro mit den Ideen von Ruhm, die ihn quälten, sich nicht versucht fühlen, sein Land von der industriellen Lehnspflicht zu befreien, in welcher die Kaufleute von London es so lange erhalten hatten? Lord Ponsonby war nach Rio Janeiro gesandt worden, um dem Kaiser wegen Aufrechterhaltung des Vertrags, welcher diese schmähliche Knechtschaft befestigte, auszuforschen, und die Antwort des Kaisers von Brasilien war nicht befriedigend gewesen. Dies war für England Grund genug, ihn aufzugeben, selbst wenn es vergessen hätte, mit welchem Eifer bei der Revolution von 1820 die Konstitutionellen, Don Pedro's Anhänger, die Tyrannei des Lords Beresford in Lissabon gestürzt hatten.

Wenn unabhängige oder für unabhängig angesehene Nationen in diesem Zustand der Unruhe und des Ungemachs lebten, so kann man sich denken, welche Stürme sich bei denjenigen vorbereiteten, die man den Verträgen von 1815 geopfert hatte.

Italien knirschte unter der Herrschaft Oesterreichs, denn seine Fürsten waren weiter nichts, als die Präfekten dieses Landes, und die genannte Herrschaft mußte um so verabscheuungswürdiger erscheinen, als sie mittelst der Diplomatie ausgeübt wurde. Des Rechtes beraubt, frei in ihrem Lande umher zu reisen und ihre Meinungen zu veröffentlichen; in ihrer persönlichen Freiheit angegriffen, in ihren Familien ausspionirt, bei der geringsten Bewegung der Gefahr ausgesetzt, von Rom bis Ancona, von Turin bis Neapel die

verhaßte Uniform der österreichischen Garnisonen blinken zu sehen, harrten die Italiener mit wachsender Ungeduld des günstigen Augenblicks, um ihre Ketten abzuschütteln. Diese Ketten lasteten indeß weit schwerer auf den aufgeklärten Männern, als auf dem übrigen Theile der Nation, dessen materielles Loos im Grunde nicht sehr unglücklich war. Aber in Italien gibt es eigentlich keine Klassen, außer in Piemont, wo die Gesellschaft hierarchisch konstituirt ist. Die italienische Bourgeoisie fühlte also, daß sie ohne Mühe das Volk mit sich reißen würde, von dem sie durch nichts getrennt war und dessen Kern sie bildete. Gewiß ist, daß Liebe zur Unabhängigkeit Italiens überall, selbst in den unteren Schichten der Gesellschaft, wenn auch nicht in Gestalt entschiedener, durchgebildeter Gesinnung, doch wenigstens in Gestalt des Instinkts und Gefühls vorhanden war. Es gibt sogar Provinzen in Italien, die Romagna zum Beispiel, wo dieses Gefühl mit einem seltenen Grad von Stärke vorwaltete. In Genua erinnerte sich noch Jedermann des Tages, da die Oesterreicher die Einwohner zwingen wollten, zur Wegschaffung eines Mörsers beizutragen, und ein Kind rief: La rompo! ich breche sie! — ein berühmt gewordener Ruf, der das Volk zum Aufstand brachte und die Veranlassung ward, daß nach dreitägigem heroischen Kampfe eine Menge Fremdlinge aus der Stadt fliehen mußten. Die Unabhängigkeit Italiens belebte also alle Seelen. Und von der andern Seite suchten diejenigen, die von Natur berufen waren, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, die Eroberung der Unabhängigkeit nur im Siege der Einheit. Obgleich Italien zerstückelt und die Erinnerung an die Föderativkämpfe des Mittelalters vielleicht noch nicht ganz erloschen war, so waren doch in der That Palermo und Neapel die zwei einzigen Städte, zwischen welchen eine tiefe Feindschaft herrschte. Selbst Genua mit seiner schmerzlichen Erinnerung an den entschwundenen Glanz, Genua, das sich nur mit Unmuth unter der Oberherrlichkeit Turins beugte, trieb die Eifersucht nicht so weit, daß es nicht beim Aufstande von 1821 mit thätiger Theilnahme den piemontesischen Flüchtlingen seine Thore geöffnet, sie aufgenommen, mit Geld unterstützt und gerettet hätte. Es waren dies für die italienischen Patrioten Gründe genug zur Hoffnung. Wenn Frankreich ihnen seine Mitwirkung lieh, wenn es die Oesterreicher hinderte, über die Alpen herabzukommen, so war Italien frei. Rom hätte dann dem von Bologna ausgegangenen Aufstande gerne seine Thore geöffnet; dem Pabst hätte man seine weltliche Macht genommen, aber die geistliche unangetastet gelassen; kurz Italien hätte sich politisch konstituirt, nachdem es auf seine Standarte das magische Wort Einheit geschrieben. Dies waren die Pläne der italienischen Patrioten. In Beziehung auf die Wahl eines Oberhauptes konnten sie sich, da in ihren Augen die Frage der Nationalität die wichtigste war und zuerst Entscheidung erheischte, nicht sehr

schwierig zeigen. Und dies erklärt die Beziehungen, welche sich zwischen Menotti und dem Herzog von Modena angesponnen hatten, einem ränkesüchtigen, grausamen, zum Despotismus geneigten, aber mit einem kräftigen Willen begabten Fürsten, der fähig war, sich in eine Verschwörung zu werfen, wenn diese ihm die Königskrone von Italien in Aussicht stellte.

Nicht minder aufgeregt, als Italien, war Belgien, obgleich es sich in einer ganz andern Lage befand. Vom materiellen Gesichtspunkte aus war es niemals glücklicher gewesen, als seit seiner Vereinigung mit Holland. Die holländischen Kolonien lieferten seinen Produkten wichtige und nothwendige Märkte. Der Monarch, der es beherrschte, war überdies ein guter Kopf und unstreitig einer der merkwürdigsten Souveräne Europa's. Tief in der Staatswissenschaft bewandert, mit einer Vorliebe für Spekulationen begabt, weil er ein wahres Genie darin war, hatte Wilhelm der holländisch-belgischen Industrie einen, wenn auch nicht sehr moralischen, doch wenigstens sehr lebhaften Impuls gegeben. Unter den reichsten Geschäftsmännern seines Königreichs waren die einen seine Associés, die andern seine Schuldner, und durch ihn, gewissermaßen auf sein Wagniß und seine Gefahr hin, war die **allgemeine Gesellschaft** von Brüssel gegründet worden. Aber von Herzen war Wilhelm durch und durch Holländer. Er erinnerte sich zu gut, daß Belgien im Jahr 1815 nur als ein Gebietszuwachs seinem Holland einverleibt worden war. Daher ungerechte Bevorzugungen und bei der Vertheilung der Aemter eine empörende Parteilichkeit: eine höchst wichtige Beschwerde, weil sie den unruhigsten und aufgeklärtesten Theil der belgischen Bevölkerung gegen Holland bewaffnete. Dazu kam, daß die beiden Völker nicht dieselbe Sprache redeten, sich nicht zu derselben Religion bekannten, nicht dieselben Sitten hatten; daß vier Millionen Belgier nicht mehr Vertreter bei den Generalstaaten zählten, als zwei Millionen Holländer; daß Wilhelm sich's hatte beigehen lassen, bei den öffentlichen Akten und den Gerichtsverhandlungen eine und dieselbe Sprache einführen zu wollen; daß er endlich durch Gründung des philosophischen Kollegiums in Löwen die Macht der belgischen Geistlichkeit gegen sich empört hatte, eine eifersüchtige Macht, welche niemals von Verzeihung gewußt. Aus diesem Zustande der Dinge mußte natürlich ein Bund zwischen den Liberalen und Katholiken hervorgehen; dieser Bund war im Jahr 1830 so fest, wie nur immer möglich, und wurde mit jedem Tage drohender für den Haag. Inzwischen war der materielle Wohlstand der Belgier so groß, daß ihre Erbitterung nicht einmal so weit ging, den gewaltsamen Sturz der Dynastie zu verlangen. Eine abgesonderte Verwaltung hätte ihren Wünschen genügt. Viele hätten sich sogar mit der Entlassung des Justizministers van Maanen zufrieden gegeben, eines nur zu getreuen Werkzeugs der ungerechten Wünsche seines Herrn. Aber ganz anders hätte es sich

gestaltet, wenn Belgien sich eine Stellung hätte schaffen können, welche auf der einen Seite das Band, wodurch es an Holland geknüpft war, zerrissen, auf der andern ihm die Vortheile geboten hätte, die es aus seiner Verschmelzung mit diesem Lande zog. Um mit Belgien den Vertrag einer fruchtbringenden und ehrenvollen Brüderschaft abzuschließen, brauchte Frankreich ihm nur die Arme entgegenzustrecken.

Die Lage Polens schloß, gleich der Belgiens, zahlreiche Keime der Umwälzung in sich. Stolz und kriegerisch, hatte sich der polnische Adel nur mit Zähneknirschen dem Joch der Verträge von 1815 unterworfen und mehr als einen Versuch gemacht, es zu brechen. Der Major Lukasinsky, Begünstiger einer Verschwörung, die man entdeckt hatte, war in Kerkernacht gestorben, aber die Erinnerung an diesen glorreichen Verschwörer lebte im Herzen jedes ächten Polen, und sein Name war für die Jugend Gegenstand eines heroischen Kultus. Bei der Krönung des Kaisers Nikolaus in Warschau war ein Komplott im Begriff loszubrechen und scheiterte nur durch die Kleinmüthigkeit einiger Mitglieder des Reichstages. Vergebens hatte der kaiserliche Minister, Fürst Lubecky, der polnischen Industrie einen wunderbaren Schwung gegeben; vergebens war es dem Großfürsten Konstantin gelungen, ein schönes, gut exerzirtes Heer im Lande zu organisiren: Polen wollte durchaus unabhängig werden und ertrug mit Ungeduld die wilde Tyrannei des Großfürsten, eines wunderlichen Prinzen, der vermöge seiner guten sowohl als schlechten Eigenschaften einem jener Barbarenhäuptlinge glich, welche das römische Reich über den Haufen geworfen. Nicht als ob die Revolution, welche sich vorzubereiten schien, nicht schwere Hindernisse zu überwinden gehabt hätte. Verdummt durch erbliche Leibeigenschaft, eine Leibeigenschaft, die seit Napoleon zwar nicht mehr rechtlich, aber noch immer faktisch bestand, wußten die polnischen Bauern wenig vom Stolze der Unabhängigkeit denn ihr Herz hatte nie für die Freiheit geschlagen. Von den Adeligen aber schwangen sich nur diejenigen, die, auf den Besitz eitler Privilegien angewiesen, im Elend vegetirten, mit Feuereifer einer unbekannten Zukunft entgegen; denn bei den andern, welche mit der Autorität des Namens die großen Glücksgüter verbanden, wurde der Haß gegen das fremde Joch von der Furcht vor Anarchie bekämpft. Ueberdies wachte diesem in seinem Patriotismus ängstlichen, obwohl aufrichtigen Adel zur Seite die polnische Aristokratie, d. h. diejenige Klasse adeliger Schurken, welche von Rußland Herzogs-, Grafen-, Barons-, Fürstentitel angenommen hatten, Titel, die von der ursprünglichen Konstitution und von den Traditionen des Landes förmlich verworfen wurden. Trotz allem dem war eine Revolution in Polen leicht vorauszusehen, und Ereignisse, wie die vom Julius 1830, mußten sie unvermeidlich machen.

Also, um uns noch einmal zusammenzufassen, war Rußland, ohne die

genügenden Kräfte in allzu umfassende Pläne verwickelt; Preußen hatte mit den Rheinprovinzen zu ringen; Oestreich sah sich in Deutschland vom Geiste der Freiheit und in Italien vom Geiste der Unabhängigkeit bedroht; England war schwankend, unruhig und unmuthig; Portugal und Spanien befanden sich am Vorabend eines Erbfolgekrieges; Italien, Belgien, Polen verwünschten die Verträge von 1815 und waren bereit, sich auf's erste Signal zu erheben — und das war der Zustand Europa's, als die Revolution von 1830 es überraschte und blendete.

Eine solche Lage der Dinge gestattete den Franzosen einen schrankenlosen Ehrgeiz, und jede Regierung, welche würdig war, sie zu beherrschen, war offenbar durch sie in den Stand gesetzt, die Welt zu beherrschen. Die Ereignisse erforderten unser Patronat in Konstantinopel und gaben uns durch Wiederbefestigung des Reiches der Sultane das Mittel in die Hand, Polen zu retten. Italien war unabhängig, sobald nur die Uniform unserer Soldaten von dem Gipfel der Alpen herabblinkte. Den Belgiern konnten wir um den Preis eines Bruderbundes statt der verhaßten Fahne des Hauses Oranien die dreifarbige Fahne bieten und unsere Märkte, die nicht minder ergiebig waren, als die der holländischen Kolonien. Indem wir uns energisch für Don Pedro erklärten, hätten wir die Engländer gezwungen, mit Don Miguel ein fluchwürdiges Bündniß zu schließen, und in Lissabon ihre entehrte Herrschaft untergraben. Spaniens konnten wir uns ohne Mühe moralisch bemächtigen, denn wir brauchten zu diesem Behufe gegen zwei monarchische, auf gegenseitige Vernichtung erpichte Faktionen nur die spanischen Flüchtlinge abzuschicken, welche die magische Erinnerung der Kortes von 1820 anriefen.

Es war dies gewiß ein wunderbares Zusammentreffen der Umstände, welches das Heil aller unterdrückten Nationen bis auf diesen Grad von der Vergrößerung Frankreichs abhängig machte. Der Adel des Zwecks verschmolz hier mit der materiellen Bedeutsamkeit des Resultats; und die Könige Europas beruhigen zu wollen, sie zu fürchten, war nicht bloß Egoismus, sondern eine offenkundige Lächerlichkeit; es zeugte von Kleinlichkeit der Anschauung und Schwäche des Geistes.

Und dann war im Innern nichts zu weit umfassenden Reformen und hohen Unternehmungen vorbereitet. Man mußte also auswärts einen Ausgang für dieses übersprudelnde Leben suchen, welches die Revolution in der französischen Gesellschaft geschaffen hatte. So vielen unbeschäftigten Leidenschaften die nützliche und glorreiche Laufbahn verschließen, welche das Schicksal ihnen eröffnete, hieß sie zwingen, in Anschlägen und rastlosen Unruhen eine der Nahrung ermangelnde Thätigkeit abzunützen. Nur von Grund aus mittelmäßige Menschen konnten nicht begreifen, daß man durch Vermeidung des auswärtigen Kriegs um jeden Preis die Elemente eines Bürgerkriegs

vorbereite. Das Szepter war uns angeboten, und seine Zurückstoßung konnte uns weit theurer zu stehen kommen, als seine Ergreifung.

Aber drei Sachen stellten sich der Annahme einer kräftigen Politik entgegen: die Regierungsform, die man gewählt, der persönliche Charakter des neuen Königs, die Instinkte und Interessen der herrschenden Klasse.

Wenn eine Regierung nach außen mächtig auftreten soll, so muß sie im Innern freie Hand haben. Nur festgewurzelten Aristokratien, wie die englische, oder absoluten Alleinherrschaften, wie die Ludwigs XIV, und kräftig konstituirten Demokratien, wie die des Konvents, ist es verliehen, große Unternehmungen zu begreifen und zu Ende zu führen. Die Repräsentativmonarchie, so wie man sie so eben aus dem Schooß der Revolution hatte hervorgehen sehen, ließ auf der Höhe der Gesellschaft zwei rivale, d. h. feindselige Mächte bestehen, die eben dadurch bloß die Kraft hatten, einander gegenseitig zu vernichten. Daher ein Grund der Veränderlichkeit, welche sich mit dem Geiste der Konsequenz und der systematischen Unbeugsamkeit, die zur Ausführung großer Pläne erforderlich ist, niemals verträgt. Indem die konstitutionelle Form die königliche Gewalt begrenzte, indem sie alle Details ihrer Existenz einer eifersüchtigen Kontrole unterwarf, indem sie ihr eine Versammlung an die Seite stellte, die entweder bekämpft oder bestochen werden mußte, schuf sie dem Staatsoberhaupt eine schwierige Lage und trieb es dazu, dem Wunsch nach Erhaltung seiner Krone alles aufzuopfern. Ein Fürst, welcher das Szepter für seinen Sohn gern aufbewahren möchte, wird nie die genügende Selbstverläugnung und Kühnheit haben. Selbst wenn er als Mensch nicht Egoist wäre, so ist er es als Familienvater; und dies ist der Fehler aller erblichen Gewalten. Aber um wie viel mißlicher ist nicht dieser Uebelstand, wenn der Thron, so zu sagen, in einen fortwährenden Sturm geschleudert ist!

Auch war Ludwig Philipp durch Charakter und Stellung bloß der erste Bürger seines Königreiches. Die Bourgeoisie hat sich aber niemals durch den Glanz heroischer Abenteuer verlocken lassen. Zum Theil aus Bankiers, Kaufleuten, Fabrikanten, Rentiers, friedlichen und leicht zu ängstigenden Eigenthümern bestehend, war sie beinahe ganz der Furcht vor dem Unvorhergesehenen verfallen. Frankreichs Größe hieß für sie Krieg, und im Krieg erblickte sie nur die Unterbrechung der kommerziellen Verhältnisse, den Sturz dieser oder jener Industrie, verlorene Märkte, Fallimente, Bankbrüche. Sie hatten sich nicht verändert, die Menschen, die zuerst 1814, dann 1815 Nieder mit Napoleon! gerufen hatten, während der Feind an die Thore der Hauptstadt pochte.

Die Hindernisse, welche sich der Annahme einer französischen und offen revolutionären Poliik entgegenstellten, existirten also nicht in Europa, sondern nur in Frankreich.

Inzwischen hätte die neue Dynastie, selbst ohne aus dem engen Kreise herauszutreten, in welchen die Einsetzung einer konstitutionellen Monarchie die Julirevolution einschloß, sich gleichwohl eine unabhängige und ihrer Abstammung entsprechende Rolle schaffen können, wenn ein guter Geist sie geleitet hätte. Ludwig Philipp konnte zu den Mächten sprechen: „Im Namen des bürgerlichen Frankreichs, dessen Vertreter ich bin, hänge ich den in den Verträgen von 1815 festgesetzten Territorialbestimmungen an und verwerfe jede Eroberungsidee. Ueberdies verpflichte ich mich, den revolutionären Uebergriffen einen nachhaltigen Damm entgegenzustellen. Damit ich aber diese doppelte Verpflichtung erfüllen kann, ist es von hoher Wichtigkeit, daß die Prinzipien, kraft deren ich König geworden bin, und welche auch die der Bourgeoisie sind, in Europa Macht und Geltung erwerben. Ich vermag das damokratische und erobernde Frankreich nur mit Hülfe des konstitutionellen Europa's zu fesseln. Meine Sache ist unzertrennlich von der der Bourgeoisie, und ich kann also im Innern nur dann auf längere Zeit ihrer Sympathien sicher sein, wenn ich auswärts ihren Grundsätzen und Interessen den Sieg verschaffe. Indem die heilige Allianz sämmtliche Regierungen als solidarisch für einander verpflichtet erklärt, hat sie ein gerechtes Prinzip aufgestellt, das jetzt nur noch dem natürlichen Lauf der Ereignisse und Ideen gemäß angewandt werden muß. Das konstitutionelle System besteht in England; es hat so eben in Frankreich obgesiegt; es kann mit Leichtigkeit in Spanien, in Portugal, in Italien, in Belgien eingeführt werden; es bedarf in Deutschland einer Vervollkommnung. Nun gut, im Namen des bürgerlichen Frankreichs, das mich gekrönt hat, biete ich der Bourgeoisie in allen Ländern Europas meine Unterstützung an und mache von der Annahme des konstitutionellen Prinzips die Allianz Frankreichs und den Frieden der Welt abhängig."

Diese Sprache hätte gewiß weder allen großherzigen Leidenschaften, noch allen gesetzlichen Interessen entsprochen, doch war sie die einzige, die man vom monarchischen und bürgerlichen Gesichtspunkt aus anständiger- und verständigerweise hätte führen können. Wenn nach diesen Voraussetzungen der Krieg losbrach, so fand das Königthum sowohl innen als auswärts Unterstützung; es konnte die an eine energische Haltung angeknüpfte Popularität zu seinem Vortheile ausbeuten und, statt sich gegenüber dem demokratischen Geiste bloß zu stellen, nahm es demselben seine eigenen Mittel und bekämpfte ihn damit.

Von allem dem begriff das Kabinet vom Palais-Royal nichts. Die Mittelmäßigkeit der Menschen, denen das Geschick Frankreichs anvertraut worden, war die demüthigendste und erste Seite seines vielfachen Unglücks.

Diese Entwickelungen waren nothwendig, um den Schlüssel zu den diplomatischen Verfügungen zu geben, welche wir zu erzählen haben werden.

Um die Diplomatie Frankreichs in ihrer ganzen Talentlosigkeit und Unglückseligkeit darzustellen, mußte gesagt werden, welche unermeßliche, welche glorreiche Laufbahn sich der Nation eröffnete, wenn nur das Schicksal die erledigte Gewalt in kräftige Hände gelegt hätte.

Zweites Kapitel.

Herrschaft der Bourgeoisie. — Elend und Unzufriedenheit unter dem Volke. — Eitler Jubel und Stolz zur Schau getragen. — Popularität des neuen Königs. — Der Prinz von Condé in St.-Leu. — Unveröffentlichte Briefe des Herzogs von Orleans. — Testament zu Gunsten des Herzogs von Aumale. — Geschichte des geheimnißvollen Todes des Prinzen von Condé. — Tiefe Aufregung, welche diese Nachricht unter dem Volke hervorbringt.

Die Bourgeoisie triumphirte. Sie hatte so eben einen Fürsten auf den Thron gesetzt, der ihr allein sein Alles verdankte. Die Minister waren Leute, deren Macht und Ruf sie geschaffen hatte. Die veränderte Charte war weiter nichts, als eine zu ihrem Gebrauch zugerichtete Konstitution. Die gesetzgebende Gewalt gehörte ihr kraft des Okkupationsrechtes, und um sie in Abwesenheit einer konstituirenden Behörde für sich zu bewahren, war es für sie genug gewesen, einen Augenblick an ihre Kraft zu glauben.

Um ihr Werk zu vollenden, hatte sie nur noch wenig zu versuchen.

Mittelst des Eides, welchem verpflichtende Kraft beigelegt wurde, trieb sie die aufrichtigen Legitimisten zu einer Entlassung, welche ihr die Alleinherrschaft im Parlamente sicherte.

Mittelst der Absetzungen, zu welchen sie die verschiedenen Minister veranlaßte, drang sie in die öffentlichen Aemter und bemächtigte sich der Verwaltung.

Mittelst der Nationalgarde, welche mit staunenswerthem Eifer organisirt wurde, setzte sie sich in den Stand, auf dem öffentlichen Platze zu herrschen.

Inzwischen ward gegen Ende des Monats August der Hauptstadt ein Schauspiel seltsamer Art gegeben. Man sah mehrere Tausende von Handwerkern, je nach Zünften eingetheilt, die Quais und Boulevards entlang aufziehen. Sie rückten langsam und in guter Ordnung vor; sie hatten keine Waffen; ihre Haltung war ernst, und kein Ruf erscholl aus der traurigen Menge. So gingen sie nach dem Hotel des Polizeipräfekten. Sie kamen, um für sich Gerechtigkeit, für ihre Weiber und Kinder Mitleid zu verlangen; denn die Revolution, welche sie gemacht hatten, hatte sie in's Elend gestürzt.

Schon am Abend des 13. August hatte ein zahlreicher Haufe Fleischersknechte schweigsam und mit Fackelschein die Stadt durchzogen.

Bald that sich eine ungemeine Aufregung unter dem Volke kund. Unglückliche, mit schmutzigen Kleidern bedeckt, solche, wie Paris neulich hatte in den Tod gehen sehen, versammelten sich tumultuarisch auf den öffentlichen Plätzen. Aufläufe bildeten sich vor den Thoren der Ministerien, auf dem Grèveplatze, auf dem Platze des Palais-Royal, überall wo die Macht und das Wohlleben ihre Siege hatten. Hier machten sich die Schmerzen des Armen bald in heftigen Beschuldigungen, bald in rührenden Klagen Luft. Die einen seufzten über die plötzliche Einstellung der Arbeiten, die anderen über die Herabsetzung des Lohnes. Mit Entrüstung brachten einige zur Sprache, wie in mehreren Werkstätten Arbeiter, die einem fremden Vaterlande angehörten, ihnen vorgezogen würden. Alle verfluchten den mörderischen Einfluß der Maschinen. „Haben wir für so wenig gekämpft?" riefen sie. „Morgen unglücklicher, als gestern, was soll da aus uns werden, und was schwatzt man uns beständig von unserem Siege vor? Man nennt uns das souveräne Volk, und wir vermögen uns mit unseren Armen nicht das Nothwendigste zu erwerben. Wir haben das Vaterland gerettet, so proklamirt man, und unsere Familien verschmachten um uns herum, verzweifeln oder müssen betteln."

So thaten sich bereits furchtbare Mißverhältnisse kund. Allmächtig in der gesellschaftlichen Ordnung durch den Besitz des Bodens, durch den Genuß der Kapitalien und durch den Kredit, trachtete die Bourgeoisie nur noch nach Befestigung ihrer Herrschaft in der politischen Ordnung. Das Volk dagegen, noch zu unwissend, um Theilung der Macht zu verlangen, knirschte unter dem Joch einer gesellschaftlichen Ordnung, bei welcher alles auf seine Unterdrückung abgesehen war.

Gewiß ist, daß die Julirevolution die Leiden der arbeitenden Klasse um ein Bedeutendes empfindlicher gemacht hatte. Die überwundene Partei bestand aus wohlhabenden Leuten; ihre Niederlage hatte alle Gewerbe, welche aus den Gewohnheiten des Luxus ihre Nahrung schöpfen, erschüttert. Ueberdies war die Zukunft ungewiß, der Krieg möglich, und der Enthusiasmus, welchen die Politiker zur Schau trugen, war bloß eine Maske der Bangigkeit, welche die Herzen der Reichen zusammenschnürte. Daher unersetzliches Unglück, und bei den Männern des Volks ein Gefühl der Bitterkeit, zu welchem sich der Groll getäuschter Hoffnungen gesellte.

Die ersten Maßregeln, welche die Regierung ergriff, waren nicht geeignet, diese Gährung zu beschwichtigen. Der vom Marschall Gerard eingebrachte Gesetzesentwurf zur Festsetzung und Sicherung der Stellung der Offiziere diente allerdings einem durchaus gerechten Prinzipe; inzwischen konnte

diese eilfertige Sorgsamkeit für das Heer gleich zu Anfang einer Regierung drohend erscheinen. Was Herrn Guizot's Entwurf in Betreff der Wiedererwählung der zu Staatsämtern beförderten Deputirten anbelangt, so bezweckte derselbe die Realisirung einer Reform, welche für die dermaligen Umstände geradezu lächerlich war.

Große Lagen verlangen große Unternehmungen. Als aber die Bourgeoisie am Ziel ihrer Begierden angelangt war, so machte sie sich zur Aufgabe ihrer Politik, das Erwachen neuer Wünsche zu verhindern; sie mußte alles klein zu machen suchen, weil dies das sicherste Mittel war, die Gemüther zusammenzuhalten.

Dieser alles höheren Schwunges ermangelnden Politik opferte Herr Guizot, als er von der Kammer einen Kredit von fünf Millionen für öffentliche Arbeiten verlangte und bei dieser Gelegenheit äußerte: „Die Erschütterung kann nicht mit einem Tage aufhören, und der Lärm ist nach der Gefahr noch groß. Der gute Sinn des Volkes erkennt das und verlangt von der Arbeit Schutz gegen neue Unordnungen."

Später sollte Herr Guizot diesen selben Gedanken mit grausamer Bestimmtheit kurz fassen, indem er rief: „Die Arbeit ist ein Zügel."

Wie dem auch sei, die Unruhe nahm in der Hauptstadt überhand und begann auch in den Provinzen um sich zu greifen. In Rouen verlangten die Arbeiter Erhöhung des Lohnes oder Verminderung der Arbeit. An mehreren Orten wurde der Steuereinzug durch energische Widersetzlichkeiten gehemmt. Im einzigen Monat August gingen für den Staatsschatz von fünfzehn Millionen, welche durch die indirekten Steuern eingebracht werden sollten, zwei Millionen verloren. Endlich wurde die Steuer auf die Getränke mit solcher Lebhaftigkeit verworfen, daß die Kammern sich genöthigt sahen, provisorisch einen Gesetzesentwurf anzunehmen, welcher an die Stelle des amtlichen Abstichs den Kontrakt nach der freiwilligen Verbrauchsangabe des Verschleißers setzte.

Während nun das Volk nichts von Glück oder Ruhe wußte, fuhr die Bourgeoisie fort, sich in ihrem eigenen Triumphe zu berauschen. Die Theater erschollen von patriotischen Gesängen. Eine Kommission war ernannt worden, um Nationalbelohnungen auszutheilen: war dies genug für so viele Gefahren, so viele Uebel, denen das Volk die Stirne geboten? Deputationen, die von allen Punkten Frankreichs herbeiströmten, brachten zu den Füßen des Monarchen jene Huldigungen dar, welche für jeden Fürsten dieselben sind. Ludwig Philipp empfing die Glückwünsche mit einer Leutseligkeit, welche seinen Anhängern die gewünschte Gelegenheit gab, ihren Eifer zu beurkunden. Die Dichter priesen um die Wette die Tugenden des Königs und brachten sie mit dem Heldensinn des Volkes in Verbindung. Die Stadt

gab dem General Lafayette ein Bankett von vierhundert Couverts. Die Familien, welchen es an Brod fehlte, sahen dies alles: sie murrten vielleicht, aber das Murren des Armen in einer noch unvollkommenen Gesellschaft verklingt ohne Wiederhall, wenn nicht ein trauriges Geschick es in Kriegsgeschrei umwandelt.

Im Uebrigen wurde nichts verabsäumt, um den Klagen des Volks den Charakter der Aufrichtigkeit zu rauben, welchen die Ereignisse ihnen gaben. In einem an die Arbeiter gerichteten Schriftchen ermahnte Herr Charles Dupin die Handwerker, die er seine Freunde nannte, sich wohl zu hüten vor perfiden Aufhetzungen. Die liberalen Blätter gingen noch weiter: sie stellten alle diejenigen, die sich in den Werkstätten heftig gegen den Gebrauch der Maschinen aussprachen, als Spione oder losgelassene Galeerensklaven dar. Um Zwietracht unter dem Volke zu stiften und es durch Ungewißheit zu fesseln, ließ man eine bittere, giftige Protestation gegen die gefürchteten Unordnungen drucken und veröffentlichte sie als von Arbeitern ausgehend, deren Namen man jedoch nicht wissen ließ.

Die Zerstörung der Maschinen wäre ohne Widerrede von Seiten der Arbeiter eine wilde Gewalttbat gewesen, deren Folgen sie zuerst hätten büßen müssen: man that also wohl daran, es ihnen zu sagen. Wenn übrigens die Maschinen auch auf die Länge unbestreitbare Vortheile mit sich bringen, so bieten doch schon zufällige Uebel, die aus ihrem raschen Einschreiten in die Industrie erwachsen, Grund genug, die Fehler der gesellschaftlichen Ordnung anzuklagen. Folglich war es nicht mehr als natürlich, wenn arme Arbeiter, Opfer einer mörderischen Konkurrenz, den Fluch über sie aussprachen. Diese Arbeiter nun als der Justiz anheimgefallene Missethäter brandmarken, hieß zu unehrlichen Manövren sich herablassen. Doch die Interessen, die bedroht werden, sind unversöhnlich, und keine Waffe ist ihnen zu schlecht, sich zu vertheidigen.

Hier war, man muß es zugeben, die Gefahr groß. Auch die legitimistischen Journale führten über diesen Punkt keine andere Sprache, als die übrigen Blätter. Die überwundene Partei hätte es zwar sehr gerne gesehen, wenn die Revolution sich selbst aufgezehrt hätte, allein der Verlust ihres Eigenthums war doch ein Opfer, das sie dem Siege ihres Grolles nicht bringen wollte.

In der Begeisterung der ersten Augenblicke hatten die Häupter der Bourgeoisie Worte von hoher Bedeutung ausgesprochen — sie hatten die Souveränetät des Volkes im Munde geführt. Bald jedoch fürchteten sie, seinen Stolz zu kräftig geweckt zu haben. Durch eine pfiffige Schmälerung seiner Verdienste es von jeder hochmüthigen Hoffnung abzubringen und der

Bourgeoisie am Ruhme des Kampfes einen Antheil zu verschaffen, welcher dazu diente, ihren Antheil am Siege zu erklären — das wurde daher bald das angelegentlichste Bemühen der Orleanisten.

„Die arbeitende Bevölkerung von Paris," sagte der National in seiner Nummer vom 18. August 1830, „ist nicht das Volk; sie bildet, wie die Handwerker, die Kaufleute u. s. w., nur einen Theil des Volks."

Auf diese Art dem Worte Volk seine gewöhnliche Bedeutung zu nehmen, wäre bloß eine nichtssagende Spitzfindigkeit gewesen, wenn nicht die neue Definition, die man davon aufstellte, tiefe Absichten verborgen hätte. Man wollte in Wirklichkeit alles Glänzende und Ursprüngliche, was in der Besitzergreifung der Menge vom öffentlichen Platze lag, verschwinden machen. Und von der anderen Seite hatte diese Gemeinschaftlichkeit der Interessen, welche man in die Sprache einführte, nicht aber in das gesellschaftliche Leben übergehen ließ, den Zweck, die Unzufriedenheit unter dem Volke entweder zu entwaffnen oder zu verläumden.

Die Musterung der Nationalgarde am 29. August führte inmitten dieser Kämpfe gegenseitigen Mißtrauens eine Art Waffenstillstand herbei. Eine zahllose Menge Bewaffneter bedeckte das Marsfeld, wo ein Zelt für den König aufgeschlagen war. Der General Lafayette theilte an die verschiedenen Legionen Fahnen aus und empfing ihren Eid im Namen des Königs. Die Sonne strahlte in ihrer ganzen Pracht. Die Haltung der Legionen war glänzend. Der Enthusiasmus, womit die Julirevolution die Seelen erfüllt hatte, und der noch nicht erloschen war, that sich während dieses Festtages in leidenschaftlichen Jubelrufen und Gesängen kund. Die Freude des neuen Monarchen mußte tief sein, denn seine Popularität erschien damals unermeßlich, beinahe so groß, wie die Lafayette's.

Aber in dieser selben Zeit hörte man von einem tragischen, geheimnißvollen Ereigniß sprechen, das in den Anfängen dieser Regierung auf immer hervorstechen sollte.

Es wäre mit der einfachen Erwähnung dieses Ereignisses genug, wenn es bei dem Volke bloß ein flüchtiges Interesse der Neugierde oder eine vorübergehende Aufregung hervorgebracht hätte. Allein es hatte für's Erste das Merkwürdige, daß es, neben den Unfällen der Größe, die an dem Nachfolger Ludwig's XIV bestraft wurde, die Jammerwürdigkeit der herabgekommenen Größe im letzten der Condés darthat. Sodann veranlaßte es Debatten, deren Wiederhall das Jubelgeschrei, welches die menschliche Niederträchtigkeit um neue Throne herum erhebt, zum Schweigen brachte und furchtbare, befremdliche Verdächtigungen erweckte, deren vergiftete Spur wir in den späteren Kämpfen werden wieder erscheinen sehen. Deshalb, dachte ich, sollten die

Einzelnheiten einer solchen Erzählung weder langweilig, noch überflüssig sein. *)

Als die Julirevolution losbrach, lebte der Herzog von Bourbon, Prinz von Condé, ruhig auf seinen Domänen, gleich fremd den Sorgen der Politik und ihren Gefahren. Aber bei der Nachricht von dem Unglück, welches ihn in seiner Familie traf, bemächtigte sich eine gewaltige Unruhe seines Gemüthes. Er zitterte für Karl X, er zitterte für sich selbst, und zu seinen Beängstigungen, zu seinem Schmerz fügten sich noch alle Martern der Unschlüssigkeit. Niedergedrückt von Jahren und Gebrechen, hatte er da vielleicht das Recht, die Vollendung seines Geschicks abzuwarten, ohne sie durch eine nutzlose Aufopferung vor der Zeit herbeizuführen? Oder mußte er, sich neubelebend durch die Erinnerung an die Kämpfe und Feindschaften seiner Jugend, zu seinem unglücklichen Herrn und Meister eilen und ihm, wenn auch nicht die Unterstützung, so doch wenigstens die Tröstungen einer Treue sonder Furcht anbieten? „Der Platz eines Condé ist in der Stunde der Gefahr neben dem Könige," murmelten um den Prinzen herum seine feurigsten Diener; und auf minder ungestüme Anmahnungen antwortete Herr von Choulot: „Hat der Prinz von Condé im Jahre 1793, als er zu den Waffen griff, auch auf den Rath des Herzogs von Orleans gehört?"

Aber der schwache Greis war damals mit Leib und Seele einer Frau verfallen, deren Ursprung dunkel, deren Familiennamen ungewiß, die, sagte man, früher auf den Brettern des Covent-Garden-Theaters erschienen war, später sich einem reichen, verschwenderischen Ausländer angeschlossen, mit demselben in Turnham-Green vom Lohne einer ungesetzlichen Verbindung gelebt, endlich, allmächtig geworden über das Herz des Herzogs von Bourbon, mit dem Baron von Feuchères sich hatte trauen lassen, einem loyalen Soldaten, dessen betrogene Ehrlichkeit einige Zeit hindurch den Skandal einer ehebrecherischen Liebe verdeckte. Nun waren in Folge einer Verkettung von Thatsachen, deren Mittheilung nicht ohne Werth ist, die Interessen dieser Frau eng verbunden mit denen des Hauses Orleans.

Mit Geist, Anmuth und Schönheit begabt, einschmeichelnd und herrisch zugleich, bald zärtlich, bald hochfahrend, hatte Frau von Feuchères ihren Einfluß auf den Herzog von Bourbon dazu benutzt, sich im Jahr 1824 die

---

*) Die vorliegende Erzählung stützt sich nicht bloß auf eine aufmerksame Vergleichung der verschiedenen, von einer langen gerichtlichen Untersuchung gelieferten Zeugnisse, sondern auch auf offizielle Urkunden und authentische Papiere, welche uns aus Gefälligkeit mitgetheilt worden sind.

Wir glaubten, scheinbar unwichtige Umstände erzählen zu müssen, weil sie in der Wirklichkeit eine ernste Bedeutung haben und zur Lösung eines so wichtigen und traurigen Problems dienen können.

Domainen Saint-Leu und Boissy testamentlich verschreiben zu lassen, und im Jahre 1825 hatte sie verschiedene Summen, welche sich bis auf eine Million beliefen, von ihm erhalten. Sie wünschte noch mehr. Zu dem Einkommen von Boissy und Saint-Leu, dessen Vorausgenuß man ihr überlassen hatte, mußte bald noch das vom Walde von Enghien gefügt werden, und auch dies sollte die Wünsche der Baronin nicht erschöpfen. Aber ohne Zweifel verfolgte sie eine geheime Unruhe bei der Ausübung ihrer unumschränkten Gewalt. Sie hatte zu fürchten, daß der Tod ihres Wohlthäters sie den Angriffen der von ihr beraubten Erben des Prinzen, den Prozessen, welche Erschleichung hervorruft, vielleicht auch dem Geschrei der öffentlichen Meinung aussetzen könnte. Eine kitzliche Lage, welche die Feinde der Frau von Feuchères auf den Glauben gebracht hat, sie habe den Herzog von Bourbon aus keinem andern Grunde zur Adoption des Herzogs von Aumale veranlaßt, als um sich selbst den Schutz eines mächtigen Hauses zu sichern.

Gewiß ist, daß im Jahre 1827 die Herzogin von Orleans der Baronin Folgendes als Antwort auf einen Brief schrieb, worin sie ihre Dienste angeboten hatte: „Ich weiß Ihre Bemühungen um Herbeiführung des Resultats, durch welches nach Ihrer Ansicht die Wünsche des Herrn Herzogs von Bourbon erfüllt werden müssen, sehr gut zu schätzen, Madame, und wenn ich das Glück habe, daß mein Sohn sein Adoptivsohn wird, so seien Sie versichert, daß Sie bei uns zu allen Zeiten und unter allen Umständen für sich und alle Ihre Angehörigen jede Unterstützung finden werden, um die Sie mich je ansprechen mögen, und wofür die Erkenntlichkeit einer Mutter Ihnen die sicherste Bürgschaft bietet.“

Es mußte eine so fromme Frau, wie die Herzogin von Orleans, hart ankommen, ihre mütterlichen Hoffnungen mit dem Erfolg zweideutiger Bemühungen zu verbünden. Gleichwohl ließ sie sich darauf ein; aber die Würde ihres Charakters fand sich wieder ein in beifolgender andern Phrase ihres Briefes: „Wir hatten uns jedes Schrittes enthalten zu müssen geglaubt, welcher den Anschein haben könnte, eine Wahl hervorzurufen oder ihr zuvorkommen zu wollen.“

Es scheint, der Herzog von Orleans betrachtete diese Zurückhaltung als eine Bedenklichkeit, über welche er sich wohl wegsetzen dürfe. Als er am 2. Mai 1829 von Frau von Feuchères erfuhr, daß sie ihrem Liebhaber in einem dringenden, inständigen Briefe die Adoption des Herzogs von Aumale vorgeschlagen habe, nahm er keinen Anstand, sich geradezu in eigener Person an den Herzog von Bourbon zu wenden. Er that ihm in Ausdrücken voll konventioneller Gemessenheit zu wissen, wie angenehm ihn das Benehmen

der Frau von Feuchères berühre, und wie stolz er sein würde, eines seiner Kinder den glorreichen Namen der Condés führen zu sehen.

Bei diesem unerwarteten Schlage versank der Herzog von Bourbon in eine tiefe Angst. Obgleich er in seinen Beziehungen zu der Familie Orleans jederzeit eine ausgesuchte Höflichkeit beurkundet hatte, die bei gewissen Gelegenheiten sogar von der Freundschaft einige Formeln entlehnte, so besuchte er doch den Herzog von Orleans so wenig als möglich, empfing nur mit Verlegenheit seine seltenen Besuche und schrieb ihm niemals, außer um sich mit ihm über die Lächerlichkeiten des Zeremoniells zu verständigen, Lächerlichkeiten, welchen der Herzog von Orleans, so bürgerlich man ihn auch nachmals gesehen hat, eine unendliche Wichtigkeit beilegte. *) Diesen

*) Wir haben einen Stoß von sämmtlichen Briefen, welche der Herzog von Orleans an den Prinzen von Condé gerichtet hat, Briefe, die nicht veröffentlicht worden sind, in den Händen. Man findet darin auf jeder Seite den Beweis für die hervorstechend aristokratischen Beschäftigungen und Bekümmernisse des Herzogs von Orleans. Hier ein Beispiel unter tausend:

„Neuilly, den 1. Oktober 1820.

„Da ich weiß, mein Herr, daß Sie gern zumvoraus wissen möchten, was ich über die Zeremonien erfahre, zu welchen wir eingeladen sind, so beeile ich mich, Ihnen mitzutheilen, was Herr von Brézé mir gestern Abend über das Tedeum gesagt hat, welches am Dienstag in Notre-Dame als Dankfeier der Geburt des Herzogs von Bordeaux gesungen werden soll. Er hat mir gesagt, der König werde sich nicht dabei einfinden, wolle aber als anwesend betrachtet werden, und folglich werde sein Fauteuil in die Mitte unserer Stühle gestellt werden, welche alle in derselben Linie stehen sollen, jeder mit einem viereckigen Fußteppich vor sich; er habe befohlen, daß die neun Stühle, so wie auch die viereckigen Teppiche, ganz gleich und von demselben Zeuge sein sollen; Monsieur werde in seinem Wagen den Herrn Herzog von Angoulême, Sie und mich führen, und unsere Wagen werden in dem Zuge unmittelbar vor den ihrigen kommen. Bei so bewandten Umständen habe ich zu Herrn von Brézé gesagt, daß ich der Zeremonie beiwohnen werde, und ich werde mich Dienstag früh um zehn Uhr bei Monsieur einstellen, um ihn zu derselben zu begleiten. Ich werde in großer Uniform erscheinen, in Stiefeln, mit dem blauen Bande über dem Rocke, und Herr von Brézé muß uns zu wissen thun, ob die Wagen des Zugs acht- oder zweispännig sein werden, damit unsere Gespanne denen der älteren Mitglieder unserer Familie gleich sind. Wenn er mir nichts sagen ließe, würde ich an meinen Wagen acht Pferde nehmen. Desgleichen wird die Frau Herzogin von Angoulême sämmtliche Prinzessinnen führen, welche folglich zu fünf im Wagen sein werden.

„Ich benutze mit Vergnügen die Gelegenheit, mein Herr, u. s. w.

„L. Ph. von Orleans.“

Diesem Briefe lassen wir einen andern folgen, welcher ein ganz eigenthümliches Interesse darbietet, indem er sich auf die Erhebung des Herzogs von Orleans zu dem Range königliche Hoheit bezieht: man findet darin auch

jungen Herzog von Aumale, von welchem man ihm sagte, hatte der Herzog von Bourbon als Pathen angenommen, aber ohne ihn zum Erben zu wollen. Das Erbe der Condés einer Familie zu hinterlassen, welche die Feinde des Adels und der Monarchie an ihrer Spitze gehabt hatten, erschien dem ehemaligen Anführer der bewaffneten Emigration ein Frevel und beinahe eine Gottlosigkeit. Er konnte nicht vergessen haben, daß ein Orleans, seinen Hof in eine Versammlung von Königsmördern verlegend, für den Tod Ludwigs XVI gestimmt, und daß ein anderer Orleans unter den Fahnen Dumouriez's gekämpft hatte. Aber auf der einen Seite, wie ohne Beleidigung eine Gunst abschlagen, zu deren Gewährung man den besten Willen bei ihm vermuthete? Und auf der andern, wie dem zudringlichen Ungestüm der Frau von Feuchères Trotz bieten, durch deren Vermittelung ihm schon im voraus Danksagungen zukamen? Ueberdies hatte die ränkesüchtige Baronin

---

wieder eine Spur von der mannigfachen Güte, welche König Karl X für sämmtliche Mitglieder seiner Familie und insbesondere für den Herzog von Orleans hatte.

„Neuilly, Dienstag den 21. September 1824.

„Ich beeile mich, mein Herr, Ihnen mitzutheilen, daß der König mich gestern Abend auf heute Mittag zu sich beschied, und ich mich also bei Sr. Majestät einstellte, unmittelbar bevor er ausging, um die Messe zu besuchen. Sobald ich in sein Kabinet geführt war, fing ich an, ihm für die vielfachen Beweise seiner Güte zu danken, und fügte hinzu, daß wir ihm ganz besonders für diejenige erkenntlich seien, welche er vorgestern bei Gelegenheit des Weihwedels für uns an den Tag gelegt habe. „Ja," versetzte er, „ich wollte dies so, weil ich finde, daß es so sein muß, und ich wollte Ihnen eben sagen, daß ich Ihnen den Titel königliche Hoheit bewillige." — „Uns Allen?" fragte ich zaghaft. „Ja, Allen," antwortete er; „es stimmt zwar nicht mit unsern alten Bräuchen überein, aber ich finde, daß es bei dem dermaligen Stande der Dinge und Europa's so sein muß, und zwar für Alle." Nach diesem sprachen wir weiter und er sagte mir, er wünsche mich auch wegen der Zeremonie von Saint-Denis zu sprechen; er hoffe, wir würden es passend finden, daß der Herr Dauphin auf einem Armstuhl sitze, und wir auf Sesseln mit Rückenlehnen. Ich antwortete ihm, mir für meine Person erscheine dies durchaus passend; da der Herr Dauphin nothwendig zur Nachfolge berufen sei, so setze ich voraus, daß er einen Vorrang vor denjenigen habe, welche nur eventuell dazu berufen seien; wenn der Herr Dauphin Söhne hätte, so würde ich dasselbe in Beziehung auf seinen ältesten Sohn voraussetzen; inzwischen glaube ich dem Könige gestehen zu müssen, daß ich dies nur für die direkte Linie gelten lassen könne, nicht aber für die jüngeren Kinder; diese scheinen mir durchaus in derselben Stellung zu sein, wie wir; ich habe niemals den Unterschied zwischen der königlichen Familie und den Prinzen von Geblüt begriffen und begreife eben so wenig, daß zwischen uns ein anderer Vorrang und ein anderer Unterschied stattfinden solle, als der der Erstgeburt und ihrer Folgen. Der König schien dies billig zu finden, ohne mir jedoch positiv seine gänzliche Beistimmung auszudrücken. Er

ihm geschrieben: „Der König und die königliche Familie wünschen, daß Sie einen Prinzen aus Ihrer Familie zum dereinstigen Erben Ihres Namens und Vermögens erwählen. Man glaubt, ich allein lege diesem Wunsche Hindernisse in den Weg —— Ich ersuche Sie dringend, mich aus dieser grausamen Lage zu befreien, indem Sie einen Erben adoptiren. Sie sichern dadurch, my dearest friend, das Wohlwollen der königlichen Familie und eine weniger unglückliche Zukunft Ihrer armen Sophie."

Der Herzog von Bourbon war nicht der Mann, Verwendungen solcher Art zu widerstehen. Diese hatten jedoch etwas so Despotisches und Ungestümes, daß er seine Entrüstung nicht zurückzuhalten vermochte. Er machte Frau von Feuchères bittere Vorwürfe, daß sie sich, ohne ihn zuvor gehört, ohne um seine Absichten gefragt zu haben, mit dem Herzog von Orleans in eine so wichtige Unterhandlung eingelassen. Die Baronin ließ den

---

sagte zu mir, der verstorbene König habe über alles dieses eine verkehrte Ansicht gehabt, die er nur mit Leidwesen bei ihm wahrgenommen; aber wir seien nur eine einzige Familie, haben nur ein gemeinschaftliches Interesse; er wünsche, daß wir ihn als Vater ansehen und daß wir Alle immer in Einigkeit mit einander leben. Ich fragte ihn, welches die Augenblicke seien, wo wir ihm unsere Aufwartung machen könnten, ohne ihn zu belästigen. Er sagte: „Immer, so oft Sie zu mir kommen und mich darum ersuchen lassen; sollte ich aber beschäftigt sein und Sie im Augenblick nicht empfangen können, so müssen Sie mir verzeihen. Im Uebrigen," fügte er hinzu, „quält man mich, daß ich das Frühmahl wieder einführen soll, und ich werde dies wahrscheinlich thun, wenn ich in den Tuilerien sein werde; es wird dann, wie zur Zeit des verstorbenen Königs, um halb elf Uhr sein; aber außerdem werde ich Sie empfangen, wann Sie es wünschen."

„Der Herr Dauphin wird uns in seinem Wagen nach Saint-Denis führen und die Unsrigen werden voranfahren. Er wird sich Donnerstag früh um halb zehn Uhr in den Tuilerien einfinden und rechnet darauf, uns dort zu treffen. Dies hat mir aus Auftrag des Königs der Graf Charles von Damas gesagt, den er mir schickte, als ich wegging. Ich habe vergessen, ihn um das Kostüm zu fragen, aber ich vermuthe, Trauerkleid und Mantel. Im Uebrigen habe ich von Herrn von Brézé noch keine Notiz empfangen, und dieser wird uns doch sicherlich zuvor in Kenntniß setzen.

„Wir beabsichtigen, morgen zwischen elf und zwölf nach Saint-Cloud zu gehen, um dem Könige für seine gütige Gewährung des Titels „königliche Hoheit" zu danken, und obgleich er mich nicht beauftragt hat, Sie davon in Kenntniß zu setzen, so ist es doch zu natürlich, daß ich mich beeile, es Ihnen zu sagen, als daß Sie nicht den Dankbesuch mit uns zugleich abstatten sollten; und inzwischen, mein Herr, erlauben Sie mir, Sie von ganzem Herzen zu umarmen, und empfangen Sie gütigst die Versicherung meiner aufrichtigsten Freundschaft."

„Ihr wohlgeneigter Vetter

„**L. Ph. von Orleans.**"

Sturm vorübergehen und schrieb dem Prinzen noch am selbigen Tage, der Herzog von Orleans stehe im Begriff, nach London zu reisen, sie erwarte ihn zum Frühmahl; die Gelegenheit sei günstig zu einer Zusammenkunft und „er brauche ja keine bestimmte Erklärung von sich zu geben.“

So von allen Seiten gedrängt, umlagert, angefallen, ja selbst der Möglichkeit beraubt, sich zu sammeln und zur Besinnung zu kommen, gab der Herzog von Bourbon nach, und die gewünschte Zusammenkunft fand statt. Inzwischen wurde kein entscheidender Beschluß gefaßt; nur glaubte der Herzog von Orleans seine Hoffnungen bereits so fest gegründet, daß er insgeheim einen seiner Anwälte, Herrn Dupin, beauftragte, zu Gunsten des Herzogs von Aumale einen Testamentsentwurf vorzubereiten. *) Dieser Entwurf, dem Prinzen vorgelegt — welchem somit die Verlegenheiten einer eigenen Abfassung erspart wurden — mußte die Verwirklichung eines pfiffig angelegten Planes erleichtern.

Inzwischen wurde die Baronin immer dringender. Der alte Prinz seinerseits machte seinem Widerwillen in jammerwürdigen Zornausbrüchen Luft. Seit diese unglückselige Anordnung ihn beschäftigte, hatte die Ruhe ihn geflohen; sein Blut war, sagte er, erhitzt, seine Nächte schlaflos. Mehr als einmal verriethen unbesonnene vertrauliche Aeußerungen vor Zeugen, die seinem

---

*) Hier folgt wortgetreu der Brief, welchen Herr Dupin über diesen Gegenstand an den Herzog von Orleans schrieb.

„Monseigneur.

„Beiliegend empfangen Sie den Entwurf, mit dessen Vorbereitung und Abfassung Ew. Kön. Hoh. mich vor Ihrer Abreise nach London beauftragt haben.

„Um das Geheimniß, welches Ew. Kön. Hoh. mir auferlegt, getreu zu bewahren, sende ich Ihnen mein zweites Original, von meiner eigenen Hand geschrieben, da ich es keiner fremden Hand anvertrauen wollte.

„Derselbe Grund absoluter Diskretion hat mich abgehalten, mit andern Rechtsgelehrten darüber zu sprechen, die ich gerne zu Rathe gezogen hätte, welche indeß Ew. Kön. Hoh. zu jeder Ihnen beliebigen Zeit selbst fragen können, im Fall sie es für geeignet halten.

„Auf meine alleinigen Kräfte angewiesen, habe ich mein Möglichstes gethan; ich habe die edeln Absichten Sr. Kön. Hoh. des Herrn Herzogs von Bourbon vollkommen zu sichern gesucht, und damit sie unter keinen Umständen illusorisch seien, oder von Dritten, welche in solchen Fällen immer schnell mit Prozessen bei der Hand sind, angegriffen werden können, habe ich der auf die Adoption bezüglichen Verfügung die einer förmlichen Erb-Einsetzung beigefügt, welche ich zur Gültigkeit der ganzen Akte für unumgänglich nothwendig ansehe.*)

„Ich habe die Ehre u. s. w.

„Dupin der ältere.“

---

*) Im Original unterstrichen.

Range unendlich fern standen, die Aufregung seiner Seele, und oft hörte man seine stille Einsiedelei zu Chantilly von traurigen Zänkereien wiedertönen. „Mein Tod ist das Einzige, was man will," rief eines Tags in einem Anfall von Verzweiflung dieser bleiche Vertreter eines erlauchten Geschlechtes. Ein andermal vergaß er sich so weit, daß er zu Herrn von Surval sagte: „Wenn sie einmal haben, was sie wünschen, so steht am Ende noch gar mein Leben in Gefahr." Endlich entschloß er sich, mit einem jener wunderlichen Ränke, auf welche Menschen ohne Kraft und Halt im Uebermaß ihrer Unentschlossenheit gerathen können, die Großmuth des Herzogs von Orleans selbst anzurufen, um den Verfolgungen der Frau von Feuchères zu entgehen. „Mein Herr," schrieb er ihm am 20. August 1829, „die Sache, welche uns beschäftigt, wurde ohne mein Wissen und etwas leichtfertig von Frau von Feuchères eingeleitet, und ist mir, wie Sie wohl bemerkt haben werden, unendlich peinlich." Und so ersuchte er seinen Vetter dringend, sich bei der Baronin dahin zu verwenden, daß sie ihre Pläne auf den Herzog von Aumale aufgäbe, welchem er übrigens einen öffentlichen und deutlichen Beweis seiner Zuneigung versprach.

Der Herzog von Orleans entsprach dieser sonderbaren Zumuthung; er begab sich sogleich zu Frau von Feuchères und ersuchte sie in Gegenwart eines Zeugen, welchen das vorsichtige Weib herzubeschieden hatte, von ihrem Stürmen auf den Prinzen abzulassen. Die Baronin zeigte sich unbeugsam, und auf diese Art erwarb sich also der Herzog von Orleans, ohne daß die Sache seines Sohnes dadurch gefährdet wurde, bei dem Herzog von Bourbon das ganze Verdienst einer ehrenhaften Bemühung und seltener Uneigennützigkeit.

Diese Lage war zu martervoll, um nicht am Ende auf eine furchtbare Szene hinauszuführen. Am Abend des 29. August 1829 befand sich der Herzog von Bourbon zu Paris im Billardsaale seines Palastes, als Herr von Surval von dem Salon aus, welchen ein einfacher, schmaler Gang von diesem Saale trennte, laute, heftige Stimmen hörte. Man ruft ihn, er eilt herbei und findet den Prinzen in einem Zustand schrecklichen Zornes. Der Aerger zog ihm das Gesicht zusammen, und sein Auge flammte. „Sehen Sie nur, in welchen Zustand sich Monseigneur ohne allen Grund und Ursache versetzt," sagte Frau von Feuchères; „suchen Sie ihn zu besänftigen." — „Ja, Madame," rief der Greis heftig, „es ist abscheulich, scheußlich, mir so das Messer an die Kehle zu setzen, um mich zu einem Schritt zu verleiten, von welchem Sie wissen, daß er mir von ganzem Herzen zuwider ist." Damit ergriff er die Hand der Frau von Feuchères und fügte mit einer ausdrucksvollen Geberde hinzu: „Da, stoßen Sie mir doch lieber dieses Messer sogleich hinein!"

Am andern Tage, den 30. August 1829, verfaßte und unterzeichnete

der Herzog von Bourbon ohne Anwesenheit der Frau von Feuchères ein Testament, in welchem er den Herzog von Aumale als Universalerben einsetzte, und der Baronin theils an Gütern, theils an Geld ein Vermächtniß von etwa zehn Millionen sicherte.

Solcher Art waren die Verbindungen, welche im Augenblick der Julirevolution zwischen Frau von Feuchères und dem Prinzen stattfanden, aus dem diese Revolution einen König machte. *)

Geknechtet, wie er war, konnte der Herzog von Bourbon der Einsetzung der neuen Dynastie seine Zustimmung nicht versagen; aber alle seine Neigungen gehörten dem gestürzten Monarchen. Er fragte sich mit Schreck, was das Schicksal dieser so plötzlich vom Throne herab in die Verbannung gestürzten Familie sein werde; beim bloßen Namen Karls X brach er in Thränen aus; er hatte allen Zerstreuungen entsagt, und oft wand sich der Schmerzensruf über seine Lippen: „Ach es ist zu viel, zwei Revolutionen zu sehen. Ich habe genug gelebt.“ Ueberdies fürchtete er ähnliche Stürme, wie diejenigen, welche er in seiner Jugend über die Könige und Adeligen hatte losbrechen sehen. Hatte man nicht zu gewärtigen, daß Räuber sich auf dem Lande herum verbreiteten und die Schlösser plünderten? Er ließ deshalb Maßregeln zum Schutze seiner Domänen treffen, und während der ersten Tage, welche auf die Revolution folgten, waren seine Pferde beständig gesattelt und alles zur Flucht vorbereitet.

Diese Befürchtungen dauerten nicht lange. Die überall wieder herge-

---

*) Hier ist ein Brief, welchen der Herzog von Orleans am 27. Oktober 1829 von Randan aus an Frau von Feuchères schrieb, um ihr Nachrichten vom Herzog von Aumale zu geben:

„Unser kleiner Aumale war etwas leidend, ohne daß man jedoch den mindesten Grund zu Besorgnissen gehabt hätte. Er hatte bloß Fieber in Folge einer Schwere in den Gliedern und, wie wir glaubten, einer Erkältung. Wir ließen aus Clairmont Herrn Lavort kommen, einen sehr geschickten Arzt, der zugleich Vorstand des medizinischen Kollegiums und des großen Hospitals ist. Er bestätigte unsere Ansicht, daß die Sache durchaus nichts zu sagen habe — — Wirklich hat auch das Fieber seit drei Tagen aufgehört — — Man kann ihn jetzt als gänzlich hergestellt von seiner vorübergehenden Unpäßlichkeit betrachten, und nach unserer Rückkehr wird er sicherlich im Stande sein, seinen guten Pathen zu besuchen, wenn dieser es ihm gütigst erlauben wird.

„Empfangen Sie, Madame, die aufrichtigste Versicherung der Gefühle, von denen Sie mich für Ihre Person belebt wissen und auf welche Sie, hoffe ich, jederzeit rechnen.

„Unterzeichnet: **L. Ph. von Orleans.**

„Die Frau Herzogin von Orleans und meine Schwester lassen Sie schönstens grüßen, und wir alle ersuchen Sie, dem Herrn Herzog von Bourbon unsere besten Empfehlungen zu vermelden.“

stellte Ordnung beruhigte auch den Herzog von Bourbon, und die Nachricht von der Einschiffung der Verbannten zerstreute seine letzten Besorgnisse. Aber seine Melancholie überlebte die Ursachen, welche sie Anfangs erklärt hatten. Seine Diener bemerkten es. Einige glaubten wahrzunehmen, daß das Verhältniß des Prinzen zu Frau von Feuchères sich auffallend verändert habe. Wirklich schien hie und da schon die Nennung ihres Namens ein peinliches Gefühl in ihm zu erwecken. Seine Zärtlichkeit gegen sie, obgleich noch immer vorsorglich und verschwenderisch, trug das Gepräge eines gewissen Schreckens. Man bemerkte, daß er, gegen seine alte Gewohnheit, sich nicht mehr zurückhielt, in Gegenwart der Baronin seine Briefe zu erbrechen. Endlich eröffnete er Herrn von Choulot, seinem Jägermeister, und seinem vertrauten Kammerdiener Manoury seinen Plan, eine weite Reise zu unternehmen, einen Plan, welcher mit der Forderung einer Million Bankscheine, die er an seinen Verwalter, den Baron von Surval machte, trefflich zusammenstimmte. Ueber die Gründe zu diesem Entschluß ließ sich der Herzog von Bourbon gegen Niemand aus, dagegen schärfte er die strengste Verschwiegenheit über die Reise selbst ein und hauptsächlich gegenüber der Frau von Feuchères.

Die Baronin ihrerseits war nicht ohne Unruhe wegen Vollziehung des Testaments. Sie hätte gewünscht, daß die zu ihren Gunsten getroffenen testamentarischen Verfügungen in eine Schenkung verwandelt würden; und da die Eintragungsgebühren in diesem Falle eine zu bedeutende baare Summe aus der Kasse des Prinzen gekostet hätten, so hatte Herr von Surval den Vorschlag gemacht, die Domäne St.-Leu, welche in das Vermächtniß der Frau von Feuchères einbegriffen war, an Madame Adelaide, die Schwester des Königs, zu verkaufen.

Inzwischen entsprachen die Vorbereitungen zur Flucht, welche der Herzog von Bourbon versuchte, seinen Erwartungen nicht. Manoury sollte sich einen Paß verschaffen, einen Wagen nehmen und seinen Gebieter in Moisselles erwarten: dieser Plan scheiterte an der Unmöglichkeit, ihn auszuführen, ohne daß zu viele Leute ins Geheimniß gezogen würden. Nichts destoweniger bestand der Prinz darauf, St.-Leu verlassen zu wollen.

In derselben Zeit hatten sich betrübende Gerüchte im Schlosse verbreitet. Man erzählte, am Morgen des 11. August sei der Herzog von Bourbon mit blutendem Auge angetroffen worden; er habe sich sehr angelegen sein lassen, Manoury die Sache zu erklären, und zu ihm gesagt: „Ich habe mich am Nachttisch gestoßen." Als nun dieser sich die Freiheit genommen, zu antworten: „Das Tisch ist ja nicht so hoch, als das Bett", so habe der Herzog verlegen stille geschwiegen. Einige Augenblicke darauf habe Manoury, als er im Toilettenzimmer einen Teppich ausbreitete, unter der

Thüre der geheimen Treppe einen Brief wahrgenommen, welcher, dem Prinzen überbracht, ihn ungemein beunruhigt habe; er habe darauf die Worte gesprochen: „Ich verstehe mich nicht aufs Lügen; ich hatte gesagt, ich hätte mich im Schlafe beschädigt, allein die Wahrheit ist, daß ich beim Oeffnen der Thüre seitwärts auf die Hüfte gefallen und mit dem Schlaf an die Ecke des Thürpfostens gerathen bin." Die Feindschaften, woraus das Leben der Höfe zusammengesetzt ist, sind erfindsam und unversöhnlich, wenn sie sich mit Argwohn waffnen. Vorkommnisse, die vielleicht nichts zu besagen hatten, erhielten eine unselige Deutung, welche in der Haltung des Prinzen und seiner augenscheinlichen mißtrauischen Bangigkeit ihre Berechtigung fand. So äußerte er nach dem Ereigniß vom 11. August gegen Manoury den Wunsch, ihn vor der Thüre seines Zimmers schlafend zu wissen; und auf dessen Bemerkung, dies würde wunderlich erscheinen, indem es viel natürlicher wäre, daß er dem dienstthuenden Kammerdiener Lecomte diesen Befehl ertheilte, antwortete der Herzog von Bourbon: „Nein, nein, man kann es auch bleiben lassen." Lecomte war durch Frau von Feuchères im Schlosse eingeführt worden.

Einige Tage nachher erhielt der Herzog von Bourbon einen Besuch von der Königin, welche ihm das Abzeichen der Ehrenlegion brachte. Die Königin kam, ihren edeln Verwandten zu beruhigen und zu trösten. Er schien darüber vergnügt und erkenntlich. Aber noch in derselben Nacht, welche auf diesen Besuch folgte, eilte ein Reiter durch die Allee des Parkes, welche weniger geräuschvoll war, als der Weg über die Höfe, auf das Schloß zu. Dieser Reiter war Herr von Choulot. Er wurde erwartet und vorsichtig in das Schlafzimmer des Prinzen geführt. „Mein Entschluß ist gefaßt," sagte der Herzog von Bourbon, sobald er ihn ansichtig wurde. „Die Königin hat mir heute selbst das Abzeichen der Ehrenlegion gebracht. Man will, ich soll in der Pairskammer figuriren. Dies ist unmöglich." Die Abreise wurde sofort definitiv festgesetzt.

Aber wie das Auffallende einer solchen Flucht bemänteln? Herr von Choulot hatte erfahren, daß in einem kleinen Dorfe, zwei Meilen von St.-Leu, zwischen dem Walde von Montmorency und dem von Lille-Adam, seit zwei Tagen auf Befehl der Baronin ein Wagen stehe, und daß dieser Wagen auf ein verabredetes Signal den Weg nach England einschlagen solle. Diese Notiz brachte Herrn von Choulot auf folgenden Plan: Im Schlosse befand sich ein alter Kammerdiener, Namens Leclerc, der einige Aehnlichkeit mit dem Herzog von Bourbon hatte. Diesen sollte man Kleider von seinem Herrn anziehen lassen und in des Prinzen eigenem Wagen bis in das bewußte Dorf führen. Dort sollte er den von Frau Feuchères in Bereitschaft gehaltenen Wagen besteigen, und während man ihn auf der Straße nach Havre verfolge, könnte sich der wahre Herzog von Bourbon unangefochten der Schweiz zuwenden.

Mitten unter diesen Vorbereitungen kam das Fest des heiligen Ludwig. Die Bewohner von St.-Leu, welche den Herzog von Bourbon liebten, gaben ihm am 25. Beweise von Anhänglichkeit, die ihn ungemein rührten und allein schon seine politischen Besorgnisse zerstreuen mußten, wenn er deren noch hätte haben können. Er zeigte sich auch vollkommen ruhig. Er empfing die Behörden mit huldreicher Miene und wohlwollenden Worten. Als er aber unter seinen Fenstern eine Melodie spielen hörte, welche ihn erinnerte, mit wie vielen Beweisen der Anhänglichkeit man auch die nunmehr in ferne Länder vertriebene Königsfamilie umgeben hatte, da wurde er auf einmal weich und rief mit bewegter Stimme: „Ach welch ein Fest!"

An demselben Tage ließ sich Frau von Feuchèrs von dem Bankier Rothschild eine Tratte von einer halben Million auf England ausstellen, sei es nun, daß Gründe, welche mit ihren Beziehungen zu dem Prinzen nichts zu schaffen hatten, sie nach London zurückriefen, oder daß einige Wolken zwischen ihr und dem Herzog von Bourbon aufgestiegen waren.*)

So viel ist gewiß, daß am andern Morgen etwa um halb neun Uhr eine heftige Szene zwischen dem Prinzen und Frau von Feuchères statthatte. Man hörte den Herzog von Bourbon mit Nachdruck den Namen des Herrn von Choulot aussprechen, und als die Baronin gegangen war, traf Manoury seinen Herrn vor dem östlichen Fenster auf einem kleinen Kanape sitzend; er war furchtbar aufgeregt und verlangte kölnisches Wasser. In Folge dieses Vorfalles sandte der Herzog von Bourbon einen Kourrier an Herrn von Choulot ab und ließ ihm einschärfen, eiligst nach St.-Leu zu kommen, wo ihn eine wichtige Mittheilung erwarte. Der Rest des Tages bot nichts Außerordentliches dar. Der Herzog von Bourbon hatte einen Besuch von Herrn von Cossé-Brissac erhalten; er behielt ihn zu Tische und lud ihn sogar ein, die Nacht im Schlosse zuzubringen. Er plauderte nicht ohne Traurigkeit von den Ereignissen des Tages, wollte auf der Stelle Petitionen unterzeichnen, welche der General Lambot ihm mit dem Bemerken überreichte, daß zu ihrer Unterzeichnung auch morgen noch Zeit sei, und empfahl über Tische vor der Dienerschaft, nicht von den Vorgängen in Paris zu sprechen. Das Mahl war heiter. Nur als Herr von Cossé-Brissac von einigen Karrikaturen erzählte, die seit dem Sturze Karls X herausgekommen waren, schien der Herzog von Bourbon dadurch unangenehm berührt und flüsterte Frau von Feuchères zu: „Sagen sie ihm doch, er solle schweigen."

---

*) Wir besitzen den schriftlichen Beweis von dieser wichtigen Thatsache, welche bisher so durchaus unbekannt war, daß man in dem ganzen Aktenstoß des Prozesses, dessen Urkunden wir Stück für Stück aufmerksam durchgesehen, keine Spur davon findet.

Um neun Uhr begann das Spiel: seit drei Tagen hatte der Prinz seine gewöhnlichen Vergnügungen wieder aufgenommen. Er machte seine Whistpartie mit Frau von Feuchères und den Herren von Lavillegontier und von Prejean; er kritisirte einen Stich, zeigte mehr Heiterkeit, als gewöhnlich, verlor Geld und bezahlte nicht, sondern sagte: Morgen.

Am 31. August sollte er abreisen, und so groß war seine Ungeduld, St.-Leu zu verlassen, daß er seinen Architekten Dubois beauftragt hatte, ihm in aller Eile, und sollte er die Nacht dazu nehmen müssen, seine Wohnung in Chantilly in Bereitschaft zu setzen. Nach dem Spiel stand er auf, und als er durch den Vorsaal ging, um sich nach seinem Schlafzimmer zu begeben, machte er gegen seine Leute ein freundliches Zeichen, was diese überraschte, weil es einem Abschiedszeichen gleich sah. War es eines jener trauervollen Lebewohl, worin sich der Gedanke an den nahe bevorstehenden Tod verräth? War es die melancholische Verkündigung des Reise- und Verbannungsplanes?

In seinem Schlafzimmer angelangt, wohin ihm der Chevalier Bonnie, sein Wundarzt, und sein dienstthuender Kammerdiener Lecomte gefolgt waren, sprach der Herzog von Bourbon, so lange man ihn verband und entkleidete, kein Wort. Allein dieser Umstand fiel weder Lecomte noch Bonnie auf, denn er widersprach den sonstigen Gewohnheiten des Prinzen nicht. „Um welche Stunde soll ich morgen erscheinen, Monseigneur?“ fragte der Kammerdiener, als er sich entfernte. — „Um acht Uhr,“ antwortete der Prinz mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

Das Schlafzimmer des Herzogs von Bourbon stand durch einen kleinen Gang mit einem Aufwartsaale in Verbindung. Dieser Saal öffnete sich von einer Seite in ein Toilettenkabinet, welches an den großen Corridor des Schlosses stieß, von der andern auf eine geheime Treppe, die zu dem Stockwerk führte, in welchem die Gemächer der Frau von Feuchères und ihrer Nichte, der Frau von Flassans, lagen.

Von dem untersten Absatz der geheimen Treppe gelangte man längs eines Ganges in den Vorsaal des Schlosses, und von einem höhern Absatz, nämlich dem des Zwischenstocks aus, kommunizirte sie mit einem zweiten Gang, an welchem sich die Zimmer des Abbé Briant, Sekretärs der Baronin von Feuchères, der Wittwe Lachassine, ihrer Kammerfrau und der Eheleute Dupré befanden, welche ganz besonders zu ihrem Dienste bestimmt waren. Die Kammer dieser letztern lag unmittelbar unter der des Prinzen, so daß sie genau hören konnten, wenn über ihren Köpfen gesprochen wurde.

In dieser Nacht vom 26. auf den 27. machten die Jagdaufseher ihre gewöhnliche Runde im Park. Lecomte hatte das Toilettenzimmer abgeschlossen und den Schlüssel mitgenommen: eine nothwendige Vorsicht, weil es dem

Prinzen sehr häufig begegnete, daß er den Riegel seines Schlafzimmers offen ließ. Frau von Flassans wachte bis zwei Uhr Morgens und beschäftigte sich mit Schreiben: kein Geräusch störte sie. Die Dupréschen Eheleute hörten gleichfalls nichts. Die ganze Nacht hindurch herrschte die tiefste Ruhe im Schlosse.

Am Morgen um acht Uhr kommt Lecomte dem gestern erhaltenen Befehle gemäß und klopft an die Thüre seines Herrn. Er findet sie verschlossen, und der Prinz antwortet nicht. Der Kammerdiener entfernt sich, kommt einige Augenblicke darauf mit Herrn Bonnie zurück und klopft wieder. Keine Antwort. Unruhig gehen sie jetzt beide zu Frau von Feuchères hinab. „Ich will sogleich hinaufgehen," ruft sie; „wenn er meine Stimme hört, wird er antworten." Und sie stürzt halb angekleidet aus ihrem Zimmer. Mit Herren Bonnie und Lecomte an der Thüre angelangt, ruft sie: „Oeffnen Sie, Monseigneur, öffnen Sie: ich bin's!" Fortwährend dasselbe Stillschweigen. Aber bereits hatte sich Unruhe überall verbreitet. Die Kammerdiener Manoury und Louis Leclerc, der Abbé Briant, Herr Mery-Lafontaine waren herbeigelaufen. Manoury stößt mit einer eisernen Keule, welche ein Domestik gebracht hat, gewaltsam auf die Thüre los, zertrümmert den Flügel von unten und dringt mit Lecomte und Bonnie in das Zimmer. Die Fensterläden waren geschlossen, die Dunkelheit groß. Gleichwohl brannte eine Wachskerze auf dem Herde des Kamins; aber hinter einem Feuergitter von Eisenblech, das ihre zweifelhafte Helle an die Decke hinaufleitete. Bei diesem Schein sah man undeutlich den Kopf des Prinzen dicht gegen den Laden des nördlichen Fensters gelehnt. Man hätte glauben können, er lausche. Manoury öffnete das östliche Fenster, und dieses beleuchtete nun ein schauderhaftes Schauspiel. Der Herzog von Bourbon hing oder war vielmehr angehakt am Drehriegel des Fensters. Die Thüre wurde geöffnet; Alle stürzten herein. Nur Frau von Feuchères sank an der Schwelle schluchzend auf einen Lehnstuhl vom Toilettenkabinet nieder. Zu gleicher Zeit erhob sich ein großer Lärm in den Höfen des Schlosses. „Der Herr ist todt! der Herr ist todt!" riefen die Domestiken verstört. Der Almosenier des Prinzen, der sie unter seinen Fenstern hin und her rennen sieht, eilt nach dem Schauplatz dieser seltsamen Szene; er erblickt im Vorsaal Herrn von Prejean vor der Glasthüre stehend mit entstelltem Gesicht, die Augen voll Thränen, und unmittelbar neben ihm saß Frau von Feuchères, welche den Tröstungen des Herrn Bonnie zu lauschen schien und den Eintretenden die Hand entgegen streckte. Manoury geht jetzt auf den Almosenier zu, zieht ihn in das Todtenzimmer und sagt, indem er ihm die Leiche zeigt: „Da ist Monseigneur."

Der Herzog von Bourbon war mittelst zweier in einander gefügten

Schnupftücher an den Drehriegel des nördlichen Fensterkreuzes gehenkt. Das erste bildete einen platten, länglichen Ring, das zweite einen ovalen, dessen unterer Theil den Unterkiefer hielt und der seine Spitze hinter dem Kopfe oben hatte. Das Zuschnürtuch bildete keine laufende Schleife; es drückte die Luftröhre nicht, ließ das Genick frei und war so locker, daß einige der Anwesenden leicht die Finger zwischen seine Falten und den Kopf stecken konnten. Der Kopf des Todten hing auf die Brust herab, sein Gesicht war bleich. Die Zunge ging nicht über den Mund heraus, sondern stieß bloß an die Lippen; die Hände waren geschlossen, die Kniee gebogen, und die Füße berührten mit ihrer Extremität den Teppich, so daß der Prinz, wenn er in den heftigen Schmerzen, welche aus den letzten Anstrengungen des Lebens entstehen, dem Tode hätte noch entgehen wollen, sich nur auf die Füße hätte aufrichten dürfen, indem er sich gegen die Läden des Fensters anlehnte. Diese Lage und diese Zeichen an dem Körper kämpften mächtig gegen die Annahme eines Selbstmordes. Die Mehrzahl der Anwesenden war im höchsten Grade überrascht.

Nun kamen die Behörden: zuerst der Maire von St.-Leu, welcher den Zustand des Körpers konstatiren ließ; sodann der Friedensrichter von Enghien, welcher ihn losbinden und auf das Bett bringen ließ; später der Instruktionsrichter von Pontoise, welcher das Ganze zu Protokoll brachte. Seinerseits hatte der König, der gegen halb zwölf Uhr von dem Ereigniß in Kenntniß gesetzt worden, Herrn Guillaume, seinen Sekretär, die Herren von Rumigny, Pasquier, von Semonville und Cauchy nach St.-Leu geschickt. Louis von Rohan, obgleich natürlicher Erbe, wurde nicht benachrichtigt und erfuhr bloß durch die Journale den Tod des Prinzen, dessen Erbschaft ihm ein unbekanntes Testament geraubt hatte.

Die verschiedenen Protokolle, welche an diesem Tage aufgesetzt wurden, vereinigten sich unter manchen Ungenauigkeiten, die eine weitere Untersuchung an's Licht bringen sollte, zum Selbstmord durch Erdrosselung. Und in der That schien der von innen vorgeschobene Riegel die Annahme eines Mordes unzulässig zu machen. Man handelte also in den ersten Augenblicken unter der Herrschaft einer ausschließlichen vorgefaßten Meinung, und diese vorgefaßte Meinung war so stark, daß Herr Bonnie in der Unmöglichkeit, den unfreiwilligen Tod des Herzogs von Bourbon anders zu erklären, die Mittel zum Selbstmord noch um einen Stuhl vermehren zu müssen glaubte, von welchem er später vor Gericht erklärte, er habe vermöge seiner Entfernung von dem Körper nicht zu diesem Gebrauche dienen können. Diesen Stuhl hatte er, als er ins Zimmer drang, mit dem Fuße vorwärts gestoßen und gab nun seine Vermuthung zu Protokoll, der Prinz werde hinaufgestiegen sein, um sich den Tod zu geben.

Inzwischen, und ehe man noch erfahren hatte, wie leicht es war, einen Riegel von außen vorzuschieben, verlor die Annahme des Selbstmords immer mehr an Glauben. Das Alter des Prinzen, das nicht sehr energische Gepräge seines Charakters, seine wohlbekannten religiösen Gefühle, der Schauder, den er zu tausend Malen beim bloßen Gedanken an den Tod beurkundet, seine Ansicht vom Selbstmord, den er als eine Feigheit betrachtete, die Heiterkeit seiner letzten Tage, alles das vereitelte die Muthmaßungen, welche der von innen geschlossene Riegel im Anfang hervorgerufen hatte. Man fand auf dem Kamin die Jagduhr des Prinzen, die er wie gewöhnlich am Abend aufgezogen hatte, und unter dem Kopfkissen ein Schnupftuch mit einem Knoten, wie er es beim Schlafengehen zu machen pflegte, wenn er sich den nächsten Tag an Etwas erinnern wollte. War nicht überdies der Körper in einem Zustande unvollkommener Hängung? Der Lakei Romanzo, welcher in der Türkei und Aegypten gereist war, und sein Kamerad, der Irländer Fife, hatten viele Gehenkte gesehen und erklärten, das Gesicht dieser Unglücklichen sei nicht blaß, sondern schwärzlich; sie haben die Augen offen, die weiße Augenhaut sei mit Blut durchlaufen, und die Zunge hänge zum Munde heraus — Anzeichen, welche den am Körper des Herzogs von Bourbon bemerkten geradezu widersprachen. Als man den Leichnam losmachte, so war es Romanzo, der den Knoten am Drehriegel öffnete, und es gelang ihm nur mit vieler Mühe, so künstlich verschlungen und so stark zusammengezogen war dieser Knoten. Nun wußten alle Diener des Prinzen recht wohl, daß er äußerst unbeholfen war, daß er nicht die Bänder an seinen Schuhen knüpfen konnte; daß er zwar allerdings die Schleife an seiner Halsbinde machte, aber nicht ohne daß ihm sein Kammerdiener die beiden Enden vorn zusammenbringen mußte; daß er einen Säbelhieb in die rechte Hand bekommen hatte, und sein linkes Schlüsselbein zerschmettert worden war, was ihn hinderte, seine linke Hand bis in die Höhe des Kopfes hinaufzuführen; daß er endlich das, was die Jäger den Königstoß nennen, nur machen konnte, wenn er sich rücklings auf den Boden legte. Selbst zugegeben, der Stuhl, welchen Herr Bonnie von seiner Stelle gerückt, sei, seiner Erklärung bei der Aufnahme des ersten Protokolls gemäß und seinen späteren Versicherungen vor dem Gerichte zuwider, dem Prinzen erreichbar gewesen, so konnten doch diejenigen nicht daran glauben, welche wußten, wie mühsam der alte Herr die Treppen hinaufstieg, und daß er zu diesem Behuf der doppelten Hülfe des Geländers und seines Stockes bedurfte.

Die aus allen diesen Umständen sich ergebenden Zweifel wurden bekräftigt durch gewisse Eigenheiten, welche der Aufmerksamkeit der vertrauteren Diener des Prinzen nicht hatten entgehen können. Die Pantoffeln, deren der

Prinz sich nur selten bediente, blieben beinahe immer am Fuße des Stuhles, wo man ihn entkleidete. War es die Hand des Greises, welche in dieser unglückseligen Nacht sie an den Fuß des Bettes gestellt hatte? Der Prinz kam nicht aus seinem Bette, ohne sich einigermaßen umzurollen, und er lag, wenn er schlief, so schwer auf dem Rande, daß man die Decke gegen das Zimmer hin vierfach hatte zusammen legen müssen, um einen Fall zu verhindern. Warum hatte man denn diesmal die Mitte des Bettes hinabgedrückt und dagegen die Ränder aufgeschüttelt gefunden? Die Frau und die Bohner, welche das Bett machten, stellten es jedesmal in den Hintergrund des Alkovens, und auch am Abend des 26. war von diesem Brauche nicht abgegangen worden. Wer hatte also das Bett um anderthalb Fuß vom Hintergrund des Alkovens weggerückt? Auf dem Kamin befanden sich, als man in das Zimmer getreten war, zwei ausgelöschte und nicht ganz abgebrannte Wachskerzen: von wem hatten sie ausgelöscht werden können? Von dem Prinzen? Um so verwickelte Vorbereitungen zu seinem Tode zu machen, hatte er sich also freiwillig in Finsterniß versenkt!

Was Frau von Feuchères betrifft, so unterstützte sie die Idee des Selbstmordes. Sie schien zu glauben, der Vorfall vom 11. August sei nur ein mißlungener Versuch gewesen. Sie fürchtete, man möchte von den Reiseplänen des Herzogs von Bourbon sprechen, und als sie Manoury sich frei darüber äußern hörte, sagte sie zu ihm: „Nehmen Sie sich in Acht, solche Reden könnten Ihnen beim Könige schaden." Der Abbé Briant seinerseits verwarf mit merkwürdiger Beharrlichkeit jede andere Vermuthung, als die des Selbstmordes: er sprach von dem geschwächten Geiste des unglücklichen Prinzen, von dem handgreiflichen Nachlaß seiner Kräfte in den letzten Tagen und sagte, er habe sich in einem Anfall von Wahnsinn den Tod gegeben.

Uebrigens thaten sich bereits in ihrer ganzen traurigen Naivetät jene lüsternen Tendenzen kund, welche um jeden Sarg herum erwachen und den Fehler der Institutionen anklagen, denen sich die Unwissenheit der Gesellschaft verehrungsvoll unterwirft. Neben dieser erstarrten Leiche, den einzigen Trümmern eines gepriesenen Geschlechtes, Angesichts dieses Todes, der noch keinen Namen hatte, inmitten dieses verworrenen Gemurmels, dieser Thränen — blickte man mit begehrlichem Auge nach dem Erbe des Opfers, und die Idee des Testaments schwebte über dieser großen Trauerszene. Die Papiere des Verstorbenen waren der Gegenstand einer angstvollen Nachforschung geworden. „Alles hier gehört der Frau von Feuchères," sagte der Abbé Briant und empfahl Herrn Dauvert, Verwalter des Silberzeuges, sorgfältig über diesen Theil eines Schatzes zu wachen, welcher nunmehr in den Besitz der Baronin übergehen solle. Frau von Feuchères schien auch wegen der Papiere des Prinzen sehr in Sorgen; allein sie gab ihrer Unruhe ein edles Motiv,

indem sie das sehnliche Verlangen äußerte, unter irgend einem Abschiedsbriefe den Namen des Mannes zu finden, welcher sie so sehr geliebt.

Auffallend aber schien es allen Dienern des Herzogs von Bourbon, daß er im Begriff, einen so unseligen Plan auszuführen, kein geschriebenes Anzeichen seiner Verzweiflung, keine Erinnerung an seine letzten Stunden, keinen Beweis von Zuneigung für diejenigen hinterlassen, deren Eifer anzuerkennen und zu belohnen ihm jederzeit Freude gemacht hatte. Es war eine Art moralischer Selbstmord und nicht weniger unerklärlich, als alles Uebrige. Eine unerwartete Entdeckung setzte dieser Masse von Ungewißheiten die Krone auf.

Am 27. gegen Abend bemerkte Herr Guillaume, Sekretär des Königs, als er an dem Kamin des Sterbezimmers vorüberkam, Papierstückchen, die auf dem schwarzen Boden des Herdes hervorschimmerten. Er tritt hinzu und liest auf diesen Bruchstücken, welche auf der Asche verbrannter Papiere lagen, die Worte: . . . König . . . Vincennes . . . unglückseliger Sohn. Als der Herr Generalprokurator Bernard am anderen Tage nach St.-Leu kam, stellte man ihm diese Bruchstücke zu nebst anderen, welche der Kammerdiener Lecomte gesammelt hatte. „Da liegt die Wahrheit,“ rief der Generalprokurator sogleich, und mit Hülfe der anwesenden Personen setzte er diese Fragmente zusammen, so daß sie wieder folgende zwei Schreiben bildeten:

Saint-Leu appartient au roi
Philippe
ne pillés, ni ne brûlés
le château ni le village
ne faites de mal à personne
ni à mes amis, ni à mes
gens. On vous a égarés
sur mon compte, je n'ai

urir en aiant
coeur le peuple
et l'espoir du
bonheur de ma patrie.

Saint-Leu et ses dépend
appartiennent à votre roi
Philippe: ne pillés ni ne brûlés
le — le village
ne — mal à personne
ni — es amis, ni à mes gens.

On vous a égarés sur mon compte, je n'ai qu'à mourir en souhaitant bonheur et prospérité au peuple français et à ma patrie.

Adieu pour toujours,

L.-H.-J. De Bourbon,
Prince de Condé.

P.-S. Je demande à être enterré à Vincennes, près de mon infortuné fils.

Saint-Leu gehört dem König
Philipp
weder geplündert, noch verbrannt
das Schloß noch das Dorf
thut Niemand etwas zu Leide
weder meinen Freunden, noch meinen
Leuten. Man hat euch irregeführt
über meine Person, ich habe nicht

rben habend
Herz das Volk
und die Hoffnung des
Glück meines Vaterlandes.

Saint-Leu und seine Zugeh
gehören eurem König
Philipp: weder geplündert, noch verbrannt
das das Dorf
nicht Leide Niemand
noch nen Freunden, noch meinen Leuten.
Man hat euch über meine Person irre geführt, ich habe nur noch zu sterben, indem ich dem französischen Volke und meinem Vaterlande Glück und Wohlfahrt wünsche.

Lebt wohl für immer,

L.-H.-J. Von Bourbon,
Prinz von Condé.

N.-S. Ich wünsche in Vincennes begraben zu werden, neben meinem unglücklichen Sohne.

In diesen wunderlichen Empfehlungen wollten Viele einen Beweis für den Selbstmord erblicken; die Mißtrauischeren aber konnten nicht begreifen, wie dies der Abschied eines Prinzen sein solle, der im Begriff stehe, das Leben zu verlassen. Nach ihrer Ansicht war die Furcht vor der Plünderung von Saint-Leu unvereinbar mit dem durchgreifenden Ueberdruß an allem, welchen der Selbstmord verräth. Es ließ sich nicht wohl annehmen, daß diese Furcht den Herzog von Bourbon in der Nacht vom 26. auf den

27. August gequält habe, d. h. nach diesem Saint-Ludwigsfeste, an welchem er so viele Beweise von Liebe empfangen, nach dem Besuch der Königin, welcher so wohlthuend, so beruhigend auf ihn gewirkt, endlich in einem Augenblick, wo von den neuerlichen Unruhen beinahe keine Spur mehr übrig war. Eben so wenig konnte man sich erklären, warum der Herzog von Bourbon in diesem Dokumente das Eigenthum von Saint-Leu Ludwig Philipp zuschrieb, während er doch recht gut wußte, daß Saint-Leu diesem nicht gehörte. Man verwunderte sich, daß der Prinz, nachdem er einmal inmitten der Vorbereitungen zu einem Selbstmord die Feder ergriffen, gar nichts über seinen unglückseligen Plan gesagt und nicht vorausgesehen habe, in welch' schrecklichen Verdacht er durch die Vagheit seiner Worte seine Diener bringen müsse. Selbst in der Art, wie die zwei Schreiben entdeckt worden waren, glaubte man etwas Unbegreifliches zu finden. Diese Papiere, welche der Sekretär Ludwig Philipps und Lecomte am Abend des 27. so mühelos entdeckt hatten, durch welchen eigenthümlichen Zufall waren sie am Morgen desselben Tages den Nachforschungen des Herrn von Choulat, Manoury's, Romanzo's und aller derjenigen entgangen, die gleich ihnen mit der größten Sorgfalt das Kamin untersucht hatten? Mußte man annehmen, daß eine geheime Hand, um der Meinung vom Selbstmord mehr Glauben zu verschaffen, lange nach dem Tode des Prinzen diese Bruchstücke auf den Herd geworfen habe? Man hatte sie auf der Asche von verbrannten Papieren entdeckt. Wie ließ sich denken, daß der Herzog von Bourbon, wenn er Papiere zu vernichten hatte, die einen verbrannte und die andern zerriß? Diese Sonderbarkeiten führten auf den Gedanken, das entdeckte Schreiben rühre von einem früheren Datum her und sei weiter nichts, als ein Proklamationsentwurf, welchen der Prinz in den ersten Tagen des Monats August verfaßt habe, damals, als der Sturm der Revolution noch brauste. Man erfuhr jetzt auf einmal, daß der Herzog von Bourbon wirklich beim ersten Gedonner des Juligewitters die Idee einer Proklamation gehabt habe, und von nun an erhielt die zweite Hypothese die Geltung eines Glaubensfatzes.

So verdichtete sich mit jedem Schritte die Finsterniß, welche diesen unvorhergesehenen Tod einhüllte. Um den Leichnam zu besichtigen, hatte man Herrn Marc, Hausarzt des Königs, Herrn Pasquier und Herrn Marjolin nach St.-Leu geschickt. Sie stimmten sämmtlich für Selbstmord. Aber allen Verdacht zu beseitigen, war dieser Ausspruch der Wissenschaft nicht genügend, zumal da berühmte Aerzte sich beeilten, denselben im Namen der Wissenschaft zu erörtern und zu bekämpfen.

So geschah es denn, daß zwei Parteien sich bildeten. Diejenigen, welche an den Selbstmord glaubten, konnten zu Gunsten ihrer Ansicht an-

führen: die aufgenommenen Protokolle; die Melancholie des Herzogs von Bourbon seit 1830; seine Beängstigungen als Royalist, als reicher, alter Herr und als Edelmann; die Zerrissenheit seines unschlüssigen Gemüths inmitten der politischen Kämpfe, welche neuerdings sein Haus erschüttert; den Akt der Wohlthätigkeit, womit er am 26. Manoury beauftragt hatte, aus Besorgniß, ihn nicht selbst vollziehen zu können; seinen stummen Abschied von der Dienerschaft an dem Abend, welcher für ihn der letzte war; den Zustand des Körpers, der keine andern Spuren von Gewaltthat zeigte, als einige Aufschärfungen, welche sich bei der Annahme vom Selbstmord genügend erklären ließen; den Zustand der Kleider, an denen man weder Unordnung noch Beschmutzung bemerkt hatte; den von innen geschlossenen Riegel; die materiellen Schwierigkeiten des Mordes; die Unmöglichkeit, mit irgend einem Schein von Gewißheit zu sagen: Das sind die Mörder! Auf diese muthmaßlichen Gründe antworteten die Vertheidiger des Andenkens des Verschiedenen mit Thatsachen von mächtiger Wirkung. Einer von ihnen, Herr Mery-Lafontaine, hing sich an den unglückseligen Drehriegel ganz in derselben Stellung, in welcher man den Prinzen gefunden hatte, und dieser Versuch war ohne Gefahr. Man versuchte es, vermittelst eines sehr dünnen Bandes einen Riegel von außen in seine Schließklappe zurückzuführen, und die Probe gelang vollkommen. Mehr bedurfte es nicht. Der bisher schüchterne Argwohn sprach sich jetzt mit ungestümer Keckheit aus. Namen wurden genannt — — das Testament war gelesen worden — — die Feindschaften, welche sich bereits gegen Frau von Feuchères aufrichteten, erhielten neuen Zuwachs durch die nunmehr erworbene Gewißheit, daß sie in den erkenntlichen Erinnerungen des Testators für Niemand als sich selbst einen Platz gelassen hatte. Anklagende Worte setzten sich in Umlauf. Man erzählte, in der beleuchteten Kapelle, wo das Opfer ausgestellt war, habe Lecomte, von Bewegung übermannt, gerufen: „Ich habe eine Last auf dem Herzen!“ Herr Bonnie versicherte, den förmlichen Erklärungen dieses Lecomte zuwider, am Morgen des 27. sei der Riegel der geheimen Treppe nicht verschlossen gewesen, und um diesen furchtbaren Umstand geheim zu halten, habe sich Frau von Feuchères auf dem längsten Wege, dem der großen Treppe, nach dem Sterbezimmer begeben.

Am 4. September wurde das Herz des Herzogs von Bourbon nach Chantilly gebracht. Der Abbé Pelier, Almosenier des Prinzen, versah den Trauergottesdienst. Er erschien, das Herz des Opfers in einer Kapsel von vergoldetem Silber tragend, und schickte sich an, die Worte des letzten Lebewohls auszusprechen. Ein düsteres Stillschweigen herrschte in der Versammlung. Alles war in gespannter Erwartung. Tief, unermeßlich war

der Eindruck, als der geweihte Redner mit feierlicher Stimme die Worte fallen ließ: „Der Prinz ist vor Gott unschuldig an seinem Tode."

Die Religion präsidirte bei der Leichenfeier, welche mit vielem Pomp abgehalten wurde, und wobei mehrere Söhne des Königs figurirten. Als der Leichnam nach Saint-Denis gebracht wurde, empfing ihn die bischöfliche Geistlichkeit am Thore der Abtei, und von der Hauptkirche her, deren Gewölbe von der gewöhnlichen Todtenhymne widertönten, begleiteten die Gebete der Kirche den Sarg nach der Gruft, welche den Staub der Könige aufbewahrt.

So war dieses Ereigniß. Frau von Feuchères verließ eiligst Saint-Leu und begab sich in's Palais-Bourbon, verfolgt von seltsamen Gedanken. Vierzehn Nächte hindurch ließ sie den Abbé Briant in ihrer Bibliothek und Frau von Flassans in ihrem eigenen Zimmer schlafen, gleich als fürchtete sie, irgend ein der Gruft entstiegenes Bild möchte sich in der Einsamkeit der Nächte vor ihr erheben. Aber bald bemeisterte sie ihre Bewegung und zeigte sich zuversichtlich und entschlossen. Seit langer Zeit spielte sie mit einem ungeheuern Kapital auf der Börse: jetzt gab sie ihren Operationen Nachdruck und hatte binnen wenigen Monaten ansehnliche Summen gewonnen.

Inzwischen begannen sich von allen Seiten unheildrohende Stimmen zu erheben; die Prinzen von Rohan trafen alle Vorbereitungen, sowohl zu einem Zivil-, als zu einem Kriminalprozeß. In Saint-Leu, in Chantilly glaubte keine Seele mehr an den Selbstmord; in Paris gab man sich den kühnsten Vermuthungen hin, in den Salons, in den Werkstätten, überall. Ein erhabener Name, mit dem der Frau von Feuchères vermengt, lieferte den Parteileidenschaften eine Waffe, deren sie sich gierig bemächtigten. Mit grausamem Scharfsinn machte man darauf aufmerksam, daß der Hof gleich am 27. durch seine Vertrauten von dem Schauplatz des Ereignisses Besitz ergriffen habe; daß der Almosenier des Herzogs von Bourbon, obgleich an Ort und Stelle, nicht zur Mitwirkung bei Abfassung der Protokolle eingeladen worden; daß der Arzt des Prinzen, Herr Guerin, nicht zur Leichenschau berufen, sondern dieselbe dreien Aerzten anvertraut worden sei, von denen zwei, die Herren Marc und Pasquier, in den engsten Verbindungen mit dem Hofe stehen. Man fragte mit spöttischer Verwunderung, in welcher Absicht Herr von Broglie die Einrückung der Rede, welche der Abbé Pelier zu Chantilly gesprochen, in den Moniteur verhindert habe. Es fehlte nicht an boshaften Zusammenstellungen der Katastrophe, welche die Condés aus der Geschichte verschwinden ließ, und des wachsenden Wohlstandes des Hauses Orleans. Endlich fügte man zu allem diesem tausend lächerliche und alberne Uebertreibungen; denn der Haß gefährdet immer seine Erfolge durch Heftigkeit. Auf der andern Seite schlug der Eifer, womit gewisse

Höflinge der Meinung vom Selbstmord Glauben zu verschaffen suchten, zum Schaden ihres Götzen aus; so groß ist auch die Verblendung, welche in der Niederträchtigkeit liegt.

Um Gerüchte zu ersticken, deren Bosheit bis zur Regierung hinauf zu steigen wagte, bot sich dem Könige ein entschiedenes Mittel dar. Eine solchergestalt in Finsterniß gehüllte Erbschaft zu verschmähen, hätte gewiß in seiner Macht gestanden; er hätte dadurch seine Thronbesteigung geehrt und seine Feinde gedemüthigt. Aber Ludwig Philipp betrachtete die Interessen seines werdenden Königthums von einem andern Gesichtspunkte. Man hatte ihn am Vorabend seiner Thronbesetzung seine Güter, welche er also nicht nach altem monarchischem Gebrauche der Staatsdomäne einverleiben wollte, in aller Eile seinen Kindern zuschreiben lassen sehen. Damit war deutlich genug ausgesprochen, daß unter seiner Regierung die Verachtung des Geldes nicht die herrschende Tugend sein werde. Daher sorgte er, obschon der reichste Souverän in Europa, einzig und allein dafür, die neuen Domänen seines Sohnes auf eine fruchtbringende Art verwalten zu lassen.

Daher für die Männer der Gewalt die Nothwendigkeit, der Frau von Feuchères einen Schutz zu sichern, von dessen Schmach wir später zu erzählen haben werden. Die Baronin wurde an den Hof eingeladen und erfreute sich daselbst eines Empfanges, von welchem am folgenden Tag ganz Paris mit Staunen sprach. Da das Geschrei der öffentlichen Meinung eine gerichtliche Untersuchung unvermeidlich machte, so wurde im Monat September in Pontoise ein Verhör begonnen, inzwischen aber nichts verabsäumt, um die Sache einschlafen zu lassen. Der referirende Rath, Herr von la Huproie, zeigte sich entschlossen, der Wahrheit auf den Grund zu gehen; man setzte ihn plötzlich zur Ruhe und bewilligte ihm die Richterstelle, die er seit langer Zeit für seinen Schwiegersohn gewünscht hatte. Die Akten gingen in andere Hände über.

Man wird in der Folge sehen, welchen Nutzen die Beredtsamkeit des Herrn Hennequin und die Feindseligkeiten der legitimistischen Partei aus so vielen zu Kontroversen geeigneten Umständen zu ziehen wußten.

Der Hof hörte bald auf, sich über all den Lärm, den man um ihn her machte, zu beunruhigen: eine Sache quälte ihn jedoch. Er wußte, daß es seit langer Zeit in der Familie Condé ein Geheimniß gab, in welches immer bloß zwei Personen eingeweiht waren. Dieses Geheimniß war von dem Herzog von Bourbon bei seinem Aufenthalt in London dem Sir William Gordon, Stallmeister des Prinzregenten, und dem Herzog von la Chatre anvertraut worden. Nach ihrem Tode war Herr von Choulot mit dem Vertrauen des Prinzen beehrt worden, der in Folge eines für gefährlich gehaltenen Sturzes vom Pferde Manoury auf den Grund seiner Gedanken hatte

blicken lassen. Man hat von diesem Geheimniß niemals etwas erfahren und weiß auch jetzt noch nichts, außer, daß es wichtig und furchtbar ist.

Was das Volk betrifft, so ging keine der Lehren, welche diese Geschichte in sich schloß, für dasselbe verloren, und es bewahrte darin einen unvergänglichen Sauerteig von Mißtrauen; denn das Volk glaubt gerne an außerordentliche Verbrechen. Ohnehin Opfer der Uebergriffe des Stolzes und der Leidenschaftlichkeit der Gewalt, ist es ihm gegeben, seine Lust zu sehen an diesen großen Schauspielen der zu Boden geschlagenen oder erniedrigten Macht und ersterbender alter Geschlechter — Schauspiele, welche Gott ihm zuschickt, um es aufzurichten und zu rächen.

Drittes Kapitel.

Auswärtige Politik. — Brief Ludwig Philipps an den Kaiser Nikolaus. — Stimmung der verschiedenen Kabinette Europas. — Freude der Engländer. — Der König von Spanien erkennt Ludwig Philipp nicht an; Aeußerung Ludwig Philipps über Ferdinand VII; Mittel angewandt, um die Anerkennung von Seiten des Madrider Kabinets herbeizuführen; die spanischen Flüchtlinge auf die Pyrenäen geworfen, sodann im Stich gelassen. — Die Regierung der Klubs. — Aufstand in Brüssel. — Stimmung der belgischen Bourgeoisie. — Der Prinz von Oranien in Brüssel, sein Porträt. — Absichten des Palais-Royal in Beziehung auf Belgien. — Kaufmannspolitik. — Regelwidrige Ernennung des Herrn von Talleyrand zum Gesandten in London; sein Porträt; unselige Wirkungen seines Einflusses; seine Unfähigkeit. — Antwort des Kaisers Nikolaus an Ludwig Philipp. — Revolution in Belgien. — Vortheile für Belgien, sich mit Frankreich zu vereinigen; Bemühungen des Palais-Royal, um dieses Resultat zu verhindern; zwei Parteien in Brüssel; die Patrioten und die Orangisten. — Beschießung Antwerpens. — Ausschließung der Nassau. — Szenen der Begeisterung in Paris. — Bataillon von der Gesellschaft der Volksfreunde nach Belgien gesandt.

Während die Bourgeoisie und das Königthum, für den Augenblick vereinigt, ihre Herrschaft befestigten, erholten sich die auswärtigen Herrscher nach und nach von ihrem Schreck.

Der erste Gedanke der neuen Regierung war gewesen, sich Anerkennung zu verschaffen. Sie beschloß daher, ihre Politik auf die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 zu gründen; aber dadurch bereitete sie sich nothwendig eine furchtbare Lage. Mußte man sich nicht auf der einen Seite sklavisch den Fremdlingen unterwerfen, um ihnen zu gefallen, und auf der andern Seite die Nation erniedrigen, um sie zu beschwichtigen? Das Kabinet vom Palais-

Royal war zu kurzsichtig, um diese Konsequenzen zu durchschauen, oder wenn es sie durchschaute, so trotzte es ihnen.

Am 19. August 1830 schrieb Ludwig Philipp dem Kaiser von Rußland einen Brief, worin er ihm seine Throngelangung mittheilte. Dieses Schreiben,*) worin alle Ausdrücke sorgfältig abgewogen erschienen, zeigte durch die Formen einer ängstlich übertriebenen Ehrerbietung hindurch, welcher Art die Haltung der Regierung gegen außen sein werde. Um Europa über die Folgen der Julirevolution zu beruhigen, stellte Ludwig Philipp dieselbe als einen bloßen unglückseligen, aber unvermeidlichen Widerstand gegen unkluge Angriffe dar. Sich selbst gab er für den mäßigenden Lenker der Sieger und den natürlichen Beschützer der Besiegten aus, schmeichelte also den monarchischen Ansichten des Czars in ihrer absolutesten Auffassung. In derselben Absicht drückte der Briefsteller seine Ehrfurcht vor dem gestürzten Monarchen aus, den er selbst nach seinem Sturz mit den Worten „König Karl X“ bezeichnete; eine dem Prinzip der Legitimität dargebrachte Huldigung! Das Gefährliche, was sein Lob der Charte haben konnte, beseitigte Ludwig Philipp durch die Erinnerung, daß sie eine Frucht der Invasion und eine Wohlthat des Kaisers Alexander sei. Endlich machte er mit vieler Gewandtheit die Erhaltung des Friedens in Europa von der Unterstützung abhängig, welche die heilige Allianz ihm zukommen lassen werde, und obgleich, wie man später sehen wird, ganz und gar England ergeben, ließ er den Kaiser Nikolaus hoffen, daß die in Paris vor sich gegangene „Katastrophe“ nicht das Resultat haben werde, die vom Ministerium Polignac projektirte Allianz zwischen Frankreich und Rußland zu vereiteln.

Die Geschichte, welche wir zu schreiben im Begriffe stehen, war zumvoraus und in ihrer ganzen Vollständigkeit in diesem Briefe enthalten.

Der Kaiser Nikolaus hatte sich ohne Zweifel von Seiten der französischen Regierung solcher Beweise von Unterwürfigkeit nicht versehen, denn bei der ersten Nachricht von der Juliusrevolution hatte er Maßregeln ergriffen, um Frankreich zu bekriegen. Er schickte den Feldmarschall Diebitsch nach Berlin, um den König von Preußen zu einer Offensivallianz zu bestimmen. Er befahl den russischen Truppen, sich zu einem bevorstehenden Feldzuge bereit zu halten; er ließ dem Fürsten von Lubecki, Finanzminister in Polen, schreiben, daß er unverzüglich alle nothwendigen Geldmittel zur Mobilisirung des Heeres schaffen solle.

Der Fürst von Lubecki antwortete, Polen besitze acht Millionen Gulden

---

*) Siehe die historischen Dokumente.

in seinem Schatze und eine Million Thaler in Berlin; es sei folglich bereit, die von den Umständen gebotenen Kriegsrüstungen zu unternehmen.*)

Von einer andern Seite forderte der Großfürst Konstantin den französischen Konsul in Polen auf, Ludwig Philipp den Eid abzulegen. Dieser Konsul war dem ältern Zweige der Bourbons ergeben, und das Kabinet von St. Petersburg fürchtete, ihn durch einen Agenten der Ideen, welche so eben in Paris gesiegt hatten, ersetzt zu sehen.

Dies die Stimmung, in welcher vorerwähnter Brief den Kaiser von Rußland traf. Er schmeichelte seinem Stolz, ohne seinen Unmuth zu beugen. Der Kaiser gab sich nicht einmal die Mühe, seine Verachtung zu verheimlichen, und der Abgesandte des Palais-Royal ward von dem Oberhaupt eines noch halbbarbarischen Volkes mit beleidigendem Hochmuth empfangen, wie ihn selbst die Regierung der Restauration nicht ertragen hätte.

Die Haltung Oestreichs war bei weitem nicht so feindselig, weil seine diplomatischen Interessen verschieden waren. Das Wiener Kabinet war nicht, wie das von St. Petersburg, bei der Vernichtung Englands interessirt. Es lag Oestreich wenig daran, ob der König von Frankreich ein englisches Herz hatte, wenn er sich nur geneigt zeigte, dem revolutionären Geiste Fesseln anzulegen und das 1815 eingeweihte europäische System vor jeder Erschütterung zu bewahren. Ludwig Philipp versprach dies alles. Seine Throngelangung mußte also mit Freuden begrüßt werden von den Herrschern, welche sich im Jahr 1815 in den Raub Frankreichs getheilt und sich die sekundären Staaten angeeignet hatten, menschliches Vieh, das nach dem Gesetz ihrer Launen vertheilt wurde. In dieser Beziehung mußte sich natürlicherweise selbst Rußland über die Throngelangung Ludwig Philipps freuen, und das hätte es auch gethan, wenn ihm nicht seine Absichten auf Konstantinopel einen ganz besondern Grund zu Unmuth und Haß in der Sache geschaffen hätten.

Ohnehin ließ Herr von Metternich seine Politik darin bestehen, jede große Erschütterung zu vermeiden. Liebhaber der Ruhe aus Egoismus, war er es auch aus Unfähigkeit. Nur diejenigen bieten den Stürmen Trotz, welche die Kraft in sich fühlen, sie zu bemeistern. Herr von Metternich wollte ungestört einen leicht angemaßten Ruf genießen, dessen Lüge durch die geringste Verwickelung bloßgestellt worden wäre. Er empfing nicht bloß die Versicherungen Ludwig Philipps aufmuthigend, sondern drang auch lebhaft in den König von Preußen, mit seiner Beistimmung nicht zu zögern; und wirklich kam die Anerkennung Oestreichs über Berlin; die von Preußen war beigefügt.

*) Dokumente, entnommen dem Portefeuille des Großfürsten Konstantin und in der Sitzung vom 22. März 1831 von Lafayette vorgebracht.

Der König der Niederlande hatte kein Bedenken getragen, Ludwig Philipp anzuerkennen. Er schätzte sich überglücklich, auf dem Throne Frankreichs einen Fürsten zu erblicken, welcher für sein Land auf das linke Rheinufer und Belgien entsagte.

Was England betrifft, so betrachtete es die Entwickelung der drei Tage als eines der glücklichsten Ereignisse seiner Geschichte. Dank der Erhebung des Herzogs von Orleans hatte sich die Julirevolution zum Vortheil der Engländer vollendet. Auch empfing Wilhelm IV den General Baudrand auf's Zuvorkommendste.

Die Freude, welche diese kleinen Familienerfolge im Palais-Royal verursachten, blieb nicht ganz unversetzt. Ein italienischer Fürst, der Herzog von Modena, weigerte sich, Ludwig Philipp anzuerkennen, und Spanien veröffentlichte ein feindseliges Manifest gegen die Julirevolution.

Die Weigerung des Herzogs von Modena war auffallend. Die Beziehungen, in welchen dieser Fürst vor der Revolution von 1830 mit dem Herzog von Orleans gestanden, hatten nie etwas gehabt, was eine so heftig ausgesprochene Feindseligkeit ahnen lassen konnte. Der Herzog von Modena, den man einen Verschwörer nannte, hätte sich viel eher einer Umwälzung anschließen sollen, auf welche schon seit langer Zeit alle diejenigen rechneten, die für die Unabhängigkeit Italiens konspirirten. Der wunderlich anmaßende Trotz seiner Weigerung und die noch wunderlichere Straflosigkeit, welche das Kabinet vom Palais-Royal ihm gewährte, führte auf allerlei höchst anstößige Muthmaßungen. Man hatte von Herrn Misley als einem geheimnißvollen Agenten gesprochen, welcher im Interesse der italienischen Unabhängigkeit dem Herzog von Orleans aus Italien zugeschickt worden. Argwöhnische Leute erklärten sich die Sache so: durch seinen Beitritt zu den Verträgen von 1815 vereitelte Ludwig Philipp Hoffnungen, die er geweckt; der Herzog von Modena sei darüber tief erbittert, und seine Weigerung sei die energische Kundthuung eines Mißvergnügens, dessen Geheimniß er unmöglich vor Europa enthüllen könne.

Besser erklärte man sich das Manifest, welches Herr Calomarde im Namen Ferdinands VII veröffentlichte. Da Spanien an den Wiener Verträgen keinen Antheil gehabt, so verwischte Ludwig Philipp durch seine Beistimmung zu denselben den Fleck seiner Usurpation nicht genügend in den Augen eines absoluten Monarchen. Da nun das Palais-Royal Spanien nicht gewinnen konnte, so beschloß es, dasselbe zu erschrecken.

Die Nachricht von der Revolution von 1830 hatte von allen Punkten Europa's her die ruhmreichsten Opfer der Tyrannei Ferdinands VII nach Paris gelockt. Verbunden durch gleiches Unglück und gemeinsame Hoffnungen, hatten die Herren Mendizabal, Isturiz, Calatrava, San Miguel, der Herzog

von Rivas, Martinez de la Rosa, der Graf von Toreno u. s. w. in Paris eine Art Junta gebildet, deren offen ausgesprochener Zweck war, Spanien umzuwälzen. Um diesen Bund zu unterstützen, bildeten die französischen Patrioten einen zweiten unter dem Namen „spanisches Comité." Dieses Comité, das aus den Herren Dupont, Viardot, Marchais, Schölcher, Chevallon, Etienne Arago, Gauja, Loëve-Weimar, Garnier-Pagès bestand, machte sich mit großem Eifer ans Werk. Eine Subskription wurde eröffnet, und es liefen ansehnliche Summen ein. Der Hauptvermittler zwischen den Patrioten beider Nationen war der Oberst Pinto. Ein Bankier, Herr Calvo, besorgte die finanziellen Interessen der spanischen Emigration. Es handelte sich um Eröffnung eines Anlehens. Eine Kasse zu gründen, die Flüchtlinge einzureihen und auf die Pyrenäen zu schicken, darauf war die Thätigkeit des spanischen Comité's gerichtet.

Bald ward ihm der Schutz der Regierung gesichert. Der General Sebastiani war der einzige unter den Ministern, der sich jeder, wenn auch indirekten, Einmischung abhold zeigte. Herrn Dupont, welcher zu ihm ging und ihn aufforderte, sich den Bemühungen des Comité's anzuschließen, gab er zur Antwort: die erste Pflicht der französischen Regierung sei, einen europäischen Konflikt zu vermeiden; das neue Königthum könne die spanischen Revolutionärs nicht unterstützen, ohne sich Blößen zu geben; er für seine Person sei fest entschlossen, im Ministerrathe jede Maßregel zu bekämpfen, welche eine Aufmunterung derselben in ihrem Vorhaben beabsichtige; als Mensch jedoch, aber nur in dieser Eigenschaft, weigere er sich nicht, ein Unglück zu unterstützen, welches ihn rühre. „Dann, mein Herr," rief Herr Dupont, „ist Krieg zwischen euch und uns." — „Immerhin, also Krieg," antwortete der Minister kalt.

Ganz andere Gesinnungen legte Herr Guizot an den Tag. Er antwortete Herrn Louis Viardot, welcher im Namen der Flüchtlinge die Unterstützung des Ministeriums ansprach: „Sagen Sie denen, welche Sie gesandt, daß Frankreich im Jahr 1823 ein politisches Verbrechen begangen hat; daß es Spanien eine glänzende Genugthuung schuldig ist, und daß diese Genugthuung gegeben werden wird."

Aber das Comité fühlte wohl, welchen Ausschlag die persönliche Beistimmung des Königs in der Waagschaale des Erfolges geben würde. Die Herren Dupont, Marchais und Loëve-Weimar baten also um eine Audienz. Am festgesetzten Tage erschienen sie im Palais-Royal, wo Herr Odilon-Barrot sie einführte. Der König empfing sie mit der zuvorkommendsten Leutseligkeit. Er erkannte an, daß Frankreich von einem Krieg auf den Rheinufern bedroht sei, daß der Sturm jeden Augenblick vom Norden her brausen könne und es somit von Wichtigkeit sei, das Land im Süden vor

jedem Angriff zu schützen. Er fügte hinzu, der Schutz, welchen Ferdinand VII den Karlisten im Süden versprochen, erscheine ihm beunruhigend, und folglich sei es von hohem politischen Interesse, ihnen die Pyrenäen zu nehmen. Er wisse zwar wohl, daß diese Politik ihn nöthige, Familieninteressen zu bekämpfen, „allein," fuhr er fort, „was Ferdinand VII betrifft, so kann man ihn hängen, wenn man will; er ist der größte Schuft, der je gelebt hat." Als die Repräsentanten des Comité's den König so gestimmt sahen, glaubten sie den Augenblick gekommen, ihm von den Plänen der spanischen Flüchtlinge zu sagen. Diese Pläne bestanden darin, dem Herzog von Nemours die Krone von Spanien anzubieten, und ihm Donna Maria zur Gemahlin zu geben, was in dem vereinigten Spanien und Portugal den französischen Einfluß und die Vorgänge der Politik Ludwigs XIV vorherrschend gemacht hätte. Ein solcher Vorschlag war nicht wohl annehmbar wegen des Hasses, welchen das spanische und portugiesische Volk gegen einander hegten. Inzwischen verwarf ihn der König nicht aus diesem Grunde. Er sprach sich unumwunden über die Gefahr aus, einer Verlockung dieser Art nachzugeben. In dem Anerbieten einer Krone für einen seiner Söhne erblickte er etwas ganz besonders Gewagtes, und wollte sich in den Augen Europa's nicht bloßstellen. Was die gewünschten Geldunterstützungen betraf, so versprach er sie weder, noch verweigerte er sie. Aber einige Tage nachher stellte er Herrn von Lafayette hunderttausend Franken zur Verfügung, die der königlichen Kasse entnommen waren und die Bestimmung hatten, die Versuche der spanischen Revolutionärs zu unterstützen. Sechzigtausend Franken wurden von Herrn Chevallon nach Bayonne gebracht, und Herr Dupont hatte den Auftrag, vierzigtausend in Marseille dem Obersten Moreno zuzustellen, welcher sie dem General Torrijos übergeben sollte.

Gegenstand eines so direkten Schutzes von Seiten der französischen Regierung geworden, machten sich die spanischen Flüchtlinge, das Herz voll Hoffnung, auf, das Vaterland zu erobern. Jeden Tag zogen Schaaren von dreißig, vierzig, fünfzig Mann unter Trommelgewirbel und entfalteten Fahnen nach den Pyrenäen ab. Herr Girard von der Ain, der Polizeipräfekt, theilte unter die Freiwilligen Marschrouten aus. Die Imperiale der öffentlichen Wägen wurden immer zumvoraus für die Geächteten zurückgehalten. Endlich, als man von allen Seiten Flinten zusammenbrachte, und der spanische Gesandte, Herr von Ofalia, sich darüber beklagte, gründete man geheime Waffenniederlagen, mit Beistimmung der Herren Montalivet und Guizot.

Der General Mina war in Paris und traf Anstalten zur schleunigen Abreise nach den Pyrenäen. Der Marschall Gerard hatte eine Zusammenkunft mit diesem berühmten Parteigängerhaupt, versicherte ihn zu wiederholten Malen seines innigsten Mitgefühls und versprach seiner Sache die Unter-

stützung der französischen Regierung. „Aber," sagte er zu ihm, „es kommt alles darauf an, daß nichts übereilt wird. Gehen Sie unverzüglich nach Bayonne ab und schwören Sie mir, sich jedes Unternehmens zu enthalten, bis Frankreich sich Europa gegenüber auf festen Fuß gestellt hat." Mina konnte die Loyalität des Marschalls Gerard nicht beargwöhnen: er versprach es und reiste nach Bayonne ab, ohne irgend Jemand seine Hoffnungen und Pläne mitzutheilen. In Bayonne angekommen, hielt er Wort. Aber seine Unthätigkeit unter Umständen, wo der ganze Erfolg lediglich von Raschheit und Kühnheit abhing, erweckte bald die grausamsten Verdächtigungen gegen ihn. Die spanischen Flüchtlinge bildeten damals zwei Lager: in einem standen die Anhänger Frankreichs, im andern die Anhänger Englands. Mina wird von einigen seiner Landsleute des Verraths angeklagt: man glaubte ihn an die Engländer verkauft. Gefesselt durch sein Wort, kann er weder handeln, noch sich vertheidigen. Das leidenden Herzen so natürliche Mißtrauen schleicht sich unter die Flüchtlinge ein, veruneinigt sie, treibt die einen zu gefährlicher Uebereilung, kühlt den Eifer der andern ab. Bald fügte sich zu dem Unglück dieser Spaltungen ein noch größeres Unglück für die Flüchtlinge. Ferdinand VII, von Entsetzen ergriffen, hatte die Bedingungen zu wissen gethan, unter welchen er Ludwig Philipp seine Unterstützung zu leihen sich herbeilassen wolle. Das war es, was das Palais-Royal erwartete. Auf einmal verbot es die Abreisen, stellte seine Unterstützungen ein, traf Maßregeln, die bereits gebildeten Schaaren zu zerstreuen, verpflichtete die Behörden zu thätiger Aufsicht und ließ auf den Flügeln des Telegraphen ungastliche Befehle bis nach Bayonne fliegen.

Damals war es, daß der Oberst Valdes, den Eingebungen seiner Verzweiflung nachgebend, die Bidassoa überschritt. Am 13. Oktober betrat er an der Spitze einer kleinen Schaar Tapferer den geheiligten Boden seines Vaterlandes unter dem tausendmal wiederholten Ruf: „Es lebe die Konstitution!" und ohne eine andere Bürgschaft des Erfolgs, als die Gerechtigkeit seiner Sache und seinen Degen. Das Glück war ihm Anfangs günstig: um seine Fahne herum, die Fahne eines Geächteten, schaarten sich einige großherzige Spanier. Aber schmerzliche Enttäuschungen warteten seiner. Ein anderer Bandenführer, der General Chapalangarra, war mit der unglückseligen Ueberzeugung, daß er sich nur zu zeigen brauche, um das ganze Land zum Aufstande zu bringen, nach Spanien gekommen und hatte denjenigen, welche ihm die Gefahren einer solchen Zuversichtlichkeit vorstellten, zur Antwort gegeben: „Die Kugeln respektiren mich zu sehr, um mich zu verletzen; überdies was liegt daran? Ich werde wenigstens zeigen, wie ein Soldat der Freiheit zu sterben weiß." Wirklich ging er, als er einen royalistischen Posten bemerkte, allein auf ihn zu, nachdem er den Seinigen

verboten, Feuer zu geben, und sprach einige freundliche Worte. Man antwortete ihm mit einer Salve: er sank todt nieder. Seine Gefährten, zu schwach zum Widerstande, wichen bis zu einer Herberge zurück, wo ein Posten von hundert Mann stand, welchen die Royalisten durch einen als Kuchenhändler verkleideten Spion hatten auskundschaften lassen. Dieser Posten wurde lebhaft angegriffen und vertheidigte sich wacker. Hier kämpften für die Sache Spaniens acht Pariser Freiwillige, von denen vier sich tödten ließen; den vier anderen gelang es, nachdem sie tapfer gefochten, sich durch Schwimmen zu retten. Chapalangarra's Schaar wurde dezimirt und zerstreute sich. Erster Unfall, der nur das Signal zu einem großen Unglück war! Einer Stütze beraubt, auf welche er gerechnet hatte, und durch überlegene Streitkräfte erdrückt, hatte sich Valdes in Vera konzentrirt, wo er nothwendig umzingelt und zu Grunde gerichtet werden mußte. Die Nachricht gelangt zu Mina, der sich jetzt entschließt, Bayonne zu verlassen und seinem Waffenbruder zu Hülfe zu eilen. Er versammelt seine Gefährten, täuscht die Wachsamkeit der Behörde, stellt den guten Willen einiger französischen Patrioten den Douaniers entgegen, welche seine Medikamentenkisten zurückhalten wollen, und überschreitet endlich nach vielfältigen Hindernissen und Gefahren die Grenze. Eine tiefwurzelnde Mißhelligkeit bestand zwischen Mina und Valdes. Der erste wollte weiter nichts, als Ferdinand VII zu liberalen Konzessionen zwingen; der zweite wollte ihn entthronen. Aber als sie sich erblickten, reichten sich die beiden Anführer die Hand und opferten ihre persönlichen Abneigungen dem Vaterland, welches sie auf ein und dasselbe Schlachtfeld berief. Valdes blieb in Vera, Mina eilte nach Irun und bemächtigte sich dieses Platzes. Unglücklicherweise hatten die spanischen Anführer beim Beginn ihres Unternehmens nicht alle Gefahren vorhersehen können, die ihrer warteten.

Der Verabredung gemäß sollte in dem Augenblick, wo Mina durch Navarra in Spanien eindrang, der General Placensia durch Aragonien eindringen, so daß er die Truppen der letztgenannten Provinz in Schach hielt. Aber auf Befehl der französischen Regierung waren die für den General Placensia bestimmten Waffen weggenommen worden; fünfhundert Flinten und sechstausend Patronen, durch die Bemühungen des Generals Vigo zusammengebracht, wurden in Maulian konfiszirt, und eine gleiche Beschlagnahme fand in Bagnères bei dem General Gurrea statt: denn die französische Regierung suchte jetzt mit eben so großem Eifer zu bewirken, daß die Bemühungen der spanischen Patrioten scheiterten, als sie dieselben im Anfang aufgereizt hatte. Auf der andern Seite benachrichtigte man die spanische Regierung sorgfältig von allen Maßregeln, welche in Frankreich getroffen wurden. So erfuhr also der Generalkapitain von Aragonien, daß diese Provinz

nicht bedroht wurde, und erhielt Befehl, seine Truppen mit denen in Navarra zu vereinigen. Dadurch wurde jeder Widerstand nutzlos. Mina, welcher nach der Einnahme von Irun die Höhen von Oyarzun besetzt hatte, erhielt die Nachricht, daß Valdes in Vera auf dem Punkte stehe, umzingelt zu werden. Sogleich schickte er ihm seine Reiter und eine kleine Schaar Fußgänger, angeführt von den Generalen Lopez-Banos und Butron. Mit dieser Verstärkung machte Valdes den Boden Schritt um Schritt streitig, aber das hieß mit der Unmöglichkeit ringen. Er mußte sich über die Grenze zurückziehen, gefolgt von denjenigen seiner Gefährten, welche in diesem ungleichen Streite nicht umgekommen waren. Ach, diesen Unglücklichen war der Boden Frankreichs nicht weniger unheilbringend, als der ihres Vaterlandes. Hier, wo sie eine Zufluchtsstätte zu finden glaubten, sollten viele nur ein Grab finden. Kraft einer Verletzung des Völkerrechts, deren Frechheit nur der Schmach ihrer Straflosigkeit gleichkam, verfolgten die Royalisten ihre Feinde bis auf das französische Gebiet, und erschossen hier ihre Gefangenen. Voll Schmerz und Entrüstung wollte ein Adjutant von Valdes sein Leben in diesem Frankreich, das er doch geliebt hatte, nicht fristen: er kehrte nach Spanien zurück, um da zu sterben.

Mina hatte nur noch eine kleine Schaar. Er versuchte es, die Grenze wieder zu gewinnen. Von allen Seiten gedrängt, unabläßig verfolgt, mit Ungeheuern von Pyrenäenhunden gehetzt, brachte er zwei Tage damit zu, die Berge zu erklettern, und mußte sich oft in tiefen Schluchten, ja selbst in Felsspalten verbergen. Endlich kam er nach Lorda, einem Haus eine Lieue diesseits der französischen Grenze. Er hatte in zweiundvierzig Stunden achtunddreißig Lieues zurückgelegt; seine Hände, seine Füße waren voll von Blut, und die Wunden, welche er früher im Unabhängigkeitskriege empfangen hatte, waren wieder aufgebrochen. Von seinen Gefährten fielen viele den königlichen Karabinieren in die Hände und wurden niedergemetzelt. Einige erschoß man auf dem Platze von Irun unter dem Geschrei: *Es lebe der absolute König!*

Ferdinand's VII grausame Seele hatte sich an Rache gesättigt: er hörte auf, das Kabinet des Palais-Royal zu bedrohen. Aber von diesem Augenblicke an ward Frankreich von allen spanischen Patrioten verflucht, und es lag klar am Tage, daß Spanien, wenn es einmal demokratisch würde, sich England zuneigen müßte. Da nun der Sieg der Demokratie in Spanien unvermeidlich war, so hatte also die französische Regierung diese Pyrenäenschranke wieder aufgerichtet, welche das Genie Ludwig's XIV niedergeworfen.

Während Frankreich im Süden Spanien verlor, schien ihm das Glück im Norden den Weg friedlicher Eroberungen zu eröffnen.

Es bestanden damals in Frankreich zwei Regierungen, die Ludwig

Philipp's und die der Klubs: die erste berechnend und rückhaltend, die zweite thätig, leidenschaftlich, lärmend und dem Unvorhergesehenen hold. Die Partei, welche in Paris von Propaganda sprach und verlangte, man solle Frankreich nicht nur bis an den Rhein führen, sondern die Hand auch über Belgien ausstrecken, bestand im Allgemeinen aus jungen Männern, welche den Geschäften fremd, nicht sonderlich mit Glücksgütern gesegnet waren und folglich in einer dem Merkantilismus zugekehrten Gesellschaft keinen festen Halt hatten. Gleichwohl wurde diese Partei von ihrem Ungestüm besser berathen, als die Gegenpartei von ihrer Aengstlichkeit. Dank den Verlegenheiten Europas, bestand hier die Klugheit darin, alles auf's Spiel zu setzen, und die scheinbar Verwegensten waren in der Wirklichkeit die Besonnensten, denn der Friede lag auf gleiche Weise im Grunde des einen wie des anderen Systemes. Nur legte ihn Frankreich dem ganzen Europa auf, wenn es die Verträge von 1815 abschüttelte, während es durch Zustimmung zu denselben genöthigt wurde, darum zu flehen. Und wenn es den Frieden auflegte, so diktirte es seine Bedingungen, wenn es darum flehte, so erniedrigte es sich zur Unterwerfung unter dieselben.

Unglücklicherweise fehlte es der propagandistischen Politik an Bekennern, welche durch ihre soziale Stellung mächtig waren. Mit Ausnahme des Generals Lamarque, des Generals von Richemont und Herrn Mauguin's, der mit den Anhängern Frankreichs in Belgien eine rührige Korrespondenz unterhielt, zeigte sich kein hochgestellter Mann, um den überfriedlichen Tendenzen des Hofes kraftvoll entgegenzutreten. Die Mehrzahl der alten Generäle des Kaiserreichs kannte keinen höheren Wunsch mehr, als in den Annehmlichkeiten der Ruhe den Rest ihres vielbewegten Lebens erlöschen zu lassen. Einige von ihnen erblickten in der Annahme einer von den neuen Spendern des Glücks beliebten Politik einen leichteren Weg, der sich ihrem Ehrgeize öffnete. In der Sphäre, worin sich die diplomatischen Fragen bewegten, war das gewerbtreibende Frankreich alles, das kriegerische Frankreich nichts mehr.

Gleichwohl benutzte die propagandistische Partei eifrig den Zustand der Unschlüssigkeit, in welchen die Julirevolution Frankreich versetzt hatte, und die augenblickliche Schwäche aller Gewalten. Mehrere ihrer Sendlinge gingen nach Belgien ab. Sie erhitzten daselbst die Gemüther und streuten den Samen der Leidenschaften, von welchen sie selbst belebt waren, unter dem Volke aus, so daß in der Nacht vom 25. auf den 26. August 1830 in den Straßen von Brüssel der Ruf erschallte: „Ahmen wir die Pariser nach!" Die Bewegung, welche damals einige junge Leute beim Weggehen aus der Stummen von Portici hinriß, hatte im Anfang nur den Charakter eines Auflaufes. Das Haus eines ministeriellen Journalisten wurde

geplündert, die dreifarbige Fahne entfaltet, einige Waffenläden erstürmt, die Fenster des Assisenhofes zertrümmert, das Hotel des Justizministers Van Maanen unter dem Jubelgeschrei der Menge in Brand gesteckt; aber darauf schien sich die Rache der belgischen Nation an Holland beschränken zu sollen. Es war mehr eine heftige Protestation, als ein Umwälzungsversuch.

Und wirklich waren beinahe alle Gewerbtreibenden Belgiens durch das Band ihrer Privatinteressen an Holland geknüpft: die Kühnsten wünschten nur eine Trennung der Verwaltung mit dem Prinzen von Oranien als König. Das Volk war geneigt, mehr zu wollen, nicht in Folge einer besonders klaren Schätzung seiner Interessen, sondern weil es von der katholischen Geistlichkeit in den Gefühlen des Hasses unterhalten und zur Empörung aufgereizt wurde.

Diese Verschiedenheit der Stimmung that sich schon in den ersten Tagen nach dem Auflauf vom 25. August kund. Der erste Gedanke der Bourgeoisie gehörte der Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der Ordnung. Man beeilte sich, eine Deputation nach dem Haag abzuschicken mit dem Auftrag, dem König Wilhelm eine ehrerbietige Adresse zu überreichen, welche mit den Worten schloß: „Voll Vertrauen auf die Güte Eurer Majestät und auf Ihre Gerechtigkeit haben die Bürger von Brüssel bloß deshalb ihre Mitbürger zu Ihnen gesandt, um die süße Gewißheit zu erlangen, daß die Uebelstände, worüber man klagt, abgeschafft werden, sobald Sie davon in Kenntniß gesetzt sind. Die Unterzeichneten sind überzeugt, daß eines der besten Mittel, zu diesem so ersehnten Zwecke zu gelangen, die baldige Zusammenberufung der Generalstaaten sein wird.

„Brüssel, den 28. August 1830.“

Gewiß ist, daß die belgische Bourgeoisie, ich meine diejenigen, welche ihre Hauptmacht bildeten, d. h. die Gewerbetreibenden und die Kaufleute, eine vollständige Revolution weit eher fürchteten, als wünschten: erstens weil eine solche Revolution Belgien natürlicherweise in eine gewaltsame Lage versetzen und in eine Zukunft voller Stürme stürzen würde; zweitens weil es keiner solchen tiefen Erschütterung bedurfte, um die Abstellung der Uebelstände herbeizuführen, worüber man sich beklagte. In der zweiten Kammer repräsentirten fünfundfünfzig Deputirte den Norden, fünfundfünfzig den Süden: einige Stimmen mehr für die südliche Repräsentation gewonnen, genügten also, um die Grundlagen der Union umzustürzen und den Szepter der Niederlande vom Haag nach Brüssel zu versetzen.

Aber der 25. August hatte die Ereignisse auf einen Abhang gestellt, auf welchem es sehr schwer gewesen wäre, sie aufzuhalten. Eine lebhafte Gährung herrschte im Volke; eine neue Lockspeise war unzufriedenem Ehrgeize geboten worden: die brabantische Fahne wehte in Brüssel; die empörerischen

Bewegung dieser Stadt umfaßte Lüttich, Löwen, Namür, und gleichsam um den Bruch unvermeidlich zu machen, verlangten die holländischen Blätter mit trotziger Heftigkeit, man solle die Rebellen züchtigen.

Mitten in dieser allgemeinen Angst erschienen am 31. August 1830 der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich an der Spitze ihrer Truppen in Vilvorde. Alsbald wird in Brüssel ein Ausschuß ernannt, um den Prinzen den Einzug in die Stadt anzubieten. Sie willigen ein unter der Bedingung, daß die brabantische Fahne den Farben des Hauses Oranien Platz mache. Auf diese Nachricht geräth die Stadt Brüssel in Aufruhr. Man reißt das Straßenpflaster auf, man haut Bäume um, man errichtet Barrikaden. Eine neue Deputation geht nach Vilvorde ab, mitten durch die Fluthen einer angstvoll aufgeregten Menge. Um elf Uhr Abends waren die Deputirten in Brüssel zurück, und um Mitternacht las man in den Wachtstuben der Bürgergarden unter schallendem Freudengeschrei folgende Proklamation:

„Seine königliche Hoheit, der Prinz von Oranien, wird heute bloß mit seinem Generalstab und ohne Truppen kommen; er verlangt, daß die Bürgergarde ihm entgegengehe. Die Deputirten haben sich für die Sicherheit seiner Person verbürgt, sowie dafür, daß es ihm frei stehe, mit der Bürgergarde in die Stadt zu kommen oder sich zurückzuziehen, im Fall es ihm genehm wäre.“

Am nächsten Tage, den 1. September, hielt der Prinz von Oranien seinen Einzug in Brüssel. Die Bürgergarde war ihm entgegengezogen; sie marschirte so zu sagen in Schlachtordnung, und ließ mit Stolz die brabantischen Fahnen in den Lüften flattern. Auf der Brücke von Laëken kam der Prinz von Oranien zu der Spitze der Kolonne. Er hatte bloß einige Adjutanten bei sich. Eine zahllose Menge drängte sich auf der Straße, die er durchziehen mußte. Bei seiner Annäherung wurde Marsch geschlagen und die Garden präsentirten das Gewehr. Auch aus dem von Entfernung zu Entfernung wiedertönenden Geschrei: Es lebe der Prinz! konnte er abnehmen, daß er keine feindliche Stadt betrat. Als er aber auf den Straßen ungeheure Barrikaden und alle die unheimlichen Zurüstungen einer in Gefahr stehenden Stadt erblickte, da fühlte er sich einer Ohnmacht nahe und erblaßte. Ueberdies herrschte, je tiefer er in die Stadt kam, die Stimme des Volks immer mehr über die der Bourgeoisie, und mit angsterfülltem Herzen vernahm er die kriegerischen Rufe: Es lebe die Freiheit! Nieder mit Van Maanen! Um sich in seinen Palast zu begeben, wollte er die Rue de la Madeleine einschlagen: man rief von allen Seiten: Auf's Stadthaus! In qualvoller Unruhe setzte er äußerst geschwind, beinahe wie ein Fliehender seinen Weg fort. Auf dem Platze de la Justice, wo er

allein ankam, weil seine Adjutanten ihm nicht hatten folgen können, schlug eine Schildwache Lärm und der herbeieilende Posten fällte das Bajonett gegen ihn. Auf diese Art hatte das Revolutionsfieber Brüssel bereits ergriffen, und der Prinz sah sich in ein Unternehmen gezogen, dessen Entwicklung furchtbar werden konnte. Er kürzte seinen Aufenthalt in der Stadt, wo bereits die seinem Hause feindliche Fahne flatterte, möglichst ab. Aber mehrere Deputationen waren nach einander bei ihm erschienen; fast alle angesehenen Männer von Brüssel hatten ihn besucht, und ein Ausschuß, welcher zur Berathung der geeigneten Maßregeln ernannt worden war, hatte endlich das Wort „Trennung" ausgesprochen. Dieses Wort ließ dem Prinzen von Oranien die Hoffnung auf eine Krone. „Um diesen Preis also", sagte er in einer Versammlung, wo die Frage sich entscheiden mußte, „wollt ihr mir treu sein?" „Ja! ja!" antworteten die Anwesenden mit Enthusiasmus. — „Und ihr werdet euch nicht den Franzosen anschließen?" — „Nie!" — Es war dies ein Austausch leidenschaftlicher Worte zwischen dem Prinzen und denen, die ihn umgaben. Die Versammlung war auf's Tiefste bewegt, und man erzählt, der Prinz von Oranien sei in Thränen ausgebrochen. Am 4. September verließ er Brüssel, wohin er nicht wiederkehren sollte.

Der Prinz von Oranien war ein geistreicher, ritterlicher Mann, Franzose durch Sitten und Sprache. Er strebte nicht mit niedrigen Mitteln nach Popularität: sein ganzes Wesen mußte sie ihm ungesucht erwerben. Aber seine Liebe zum Spiel und sein entschiedener Hang zu Ausschweifungen hatten seinen Feinden Waffen geliehen, deren sie sich mit unermüdlichem Hasse gegen ihn bedienten. So beschuldigte man ihn nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit, die Diamanten seiner Frau entwendet zu haben, um seine Schulden zu bezahlen. Sein Vater liebte ihn nicht. Wilhelm, ein Geschäftsmann, fühlte sich durch nichts angezogen von einem Lebemann, dessen Neigungen er nicht billigte und dessen Begabtheit ihm Argwohn einflößte. Seinem ältern Sohne zog Wilhelm den Prinzen Friedrich vor, der durch äußerste Mittelmäßigkeit die väterliche Zärtlichkeit rechtfertigte, welche bei einem König immer mißtrauisch ist. Und gerade, wie man später sehen wird, die Hand des Prinzen Friedrich war es, welche das letzte Band zwischen Belgien und Holland zerriß.

Wie dem auch sei, die Nachricht von diesen Ereignissen brachte in Frankreich eine tiefe Aufregung hervor. Obschon sich keinerlei Vergleichungspunkte zwischen der Lage Frankreichs und der Belgiens darboten, so gefielen sich die Pariser doch darin, in der Revolution, die so eben in Brüssel begonnen, den Einfluß des heldenmüthigen Beispiels zu erblicken, welches das Volk von Paris der Welt gegeben.

Andere Gedanken bewegten den Hof. Der König, der um diese Zeit ein

Privatgespräch mit zwei in Frankreich anwesenden Belgiern hatte, verheimlichte ihnen seine Sympathie nicht. Er sprach von Wilhelm als von einem weisen, freisinnigen Fürsten, und schien niedergeschlagen über die Erschütterung, welche den Thron eines Monarchen getroffen, der ihn mit so zuvorkommender Freundschaftlichkeit anerkannt hatte. Vor seinen Ministern, besonders vor Herrn Dupont von der Eure und Laffitte, konnte Ludwig Philipp nicht dieselbe Gesinnung zeigen. Aber nachdem er sich einmal den Plan gemacht, dem monarchischen Europa in nichts zu mißfallen, wie konnte er da ohne Entsetzen eine Bewegung ausbrechen sehen, welche ihn nöthigte, entweder einen antieuropäischen oder einen antifranzösischen Entschluß zu fassen? Denn Belgien, das auf dem Punkte stand, sich von Holland loszureißen, die Arme nicht entgegenstrecken, hieß die Hoffnungen, welche die Julirevolution im französischen Volke geweckt, mit einer Barschheit Lügen strafen, die leicht gefährlich werden konnte. Und auf der andern Seite, wenn er das ihm entgegenkommende Glück ergriff, so zog er sich dadurch auf immer die Erbitterung Englands zu, das seit Eduard III nicht aufgehört hatte, gegen die Festsetzung des französischen Einflusses in Belgien zu wirken.

Nicht als ob die Vereinigung beider Länder, selbst während der glühendsten Begeisterung, welche die Julirevolution erzeugt, ohne Hinderniß hätte bewerkstelligt werden können. Die belgische Geistlichkeit, die eine absolute Herrschaft über das Volk ausübte, verwünschte in der französischen Nation eine skeptisch gewordene und allen Kühnheiten des Prüfungsgeistes hingegebene Gesellschaft; die Adeligen empfanden nur Widerwillen gegen ein Land, welches mit lauter Ruinen der Aristokratie bedeckt war; und die Gewerbtreibenden gehörten größtentheils der orangistischen Partei an. Trotzalledem hätte es einer gewandten Diplomatie gelingen müssen, Belgien an uns zu ziehen. Zwischen der katholischen Partei und der liberalen walteten tief eingewurzelte Mißhelligkeiten vor, welche später zum Ausbruch kommen mußten und vortheilhaft ausgebeutet werden konnten. Die Feindseligkeit der Adeligen stützte sich nicht auf so wirkliche Kräfte, daß es unklug gewesen wäre, sie zu verachten. Da die Neigung der Gewerbtreibenden zu dem Prinzen von Oranien keinen anderen Grundsatz hatte, als ihre kaufmännische Selbstsucht, so hätte man ihnen ohne Mühe begreiflich gemacht, was sie alles gewinnen mußten, wenn unsere Märkte sich für ihre Produkte öffneten. Die Trennung Hollands und Belgiens, in Verbindung mit dem Königthum des Prinzen von Oranien, konnte für die Belgier bloß eine maskirte Abhängigkeit sein, bei welcher die Drohung mit dem holländischen Joche nach wie vor über ihren Häuptern hing. Und endlich — war Belgien nicht französisch gewesen? War es nicht die Sprache der Franzosen, welche der ganze einflußreiche und aufgeklärte Theil der belgischen Nation sprach? Waren die

wallonischen Provinzen nicht von Herzen französisch? Wenn Brüssel dadurch, daß es ein einfacher Hauptort eines Departements wurde, in Verfall zu kommen fürchtete, war es denn nicht möglich, diese Stadt durch die Bestimmung zu gewinnen, daß man sie zur Residenz eines französischen Prinzen und zur Hauptstadt einer administrativen Abtheilung Frankreichs machte?

So dachten die Männer, welchen die Größe ihres Landes am Herzen lag. Aber sie hatten mächtige und hartnäckige Interessen zu bekämpfen. Unter den französischen Gewerbtreibenden fürchteten viele im Fall einer Vereinigung die Konkurrenz der belgischen Fabrikanten, zogen somit das Interesse ihres Geldsackes dem nationalen Interesse vor. Herr Casimir Perier, Besitzer der Bergwerke von Anzin, hätte durch die freie Einfuhr der belgischen Steinkohlen viel Geld verloren. So hatte denn Frankreich, ein Land von Kriegern, seiner Natur nicht entsagen können, ohne seine Mannhaftigkeit zu verlieren, und es hatte sich zur Unmacht verurtheilt gesehen von dem Tage an, wo es sich gefallen ließ, von Kaufleuten beherrscht zu werden.

Diese Umstände entsprachen der Politik des Schlosses zu gut, als daß sie nicht ihren Nutzen daraus gezogen hätte. Samstag den 4. September 1830 legte der König seinem Ministerrath eine Frage von der höchsten Wichtigkeit vor: die Ernennung des Fürsten von Talleyrand zum Gesandten in London. Herr Laffitte erklärte, eine solche Wahl scheine ihm äußerst gefährlich, weil sie unpopulär sei. Herr Dupont von der Eure sprach sich noch förmlicher dagegen aus. Herr Molé, dessen Politik mehr russisch als englisch war, hätte gerne eine Wahl verworfen, welche Frankreich mit einem Schlage zur Allianz mit England verdammte. Herr Bignon unterstützte die Gegengründe der Herren Dupont von der Eure und Laffitte. Der König unterbrach in Folge dieser einstimmigen Einwendungen den Gang der Berathung.

Am folgenden Tag, dem 5. September, sagte Herr von Talleyrand zu Herrn von Laffitte, bei welchem er zum Essen war: „Ich danke Ihnen für Ihre gestrigen Aeußerungen. Ich weiß alles; der König hat mir alles erzählt.“ — „Dann wissen Sie auch,“ antwortete Herr Laffitte, „in welchen Ausdrücken ich von ihrer Fähigkeit gesprochen habe!“ — „Lassen wir das.“ — „Ich habe hinzugefügt, daß ich Sie für unfähig halte, Ihr Wort zu brechen.“ — „Eben dafür danke ich Ihnen.“ — „Es ist wahr, ich habe auch von Ihrer Unpopularität gesprochen.“ Herr von Talleyrand antwortete bloß mit einem Lächeln; die übrigen Gäste thaten desgleichen, und einige Stunden nachher erfuhr Herr Laffitte aus dem Munde des Königs, Herr von Talleyrand sei Gesandter in London.

Keine Protestation erhob sich von Seiten des Rathes, und doch führte diese Verfügung Frankreich unwiderruflich in eine ganz neue Politik ein. Herrn von Talleyrand zum Gesandten in London ernennen hieß nicht bloß

die französische Diplomatie an die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 binden, sondern auch dem Bunde mit Rußland entsagen, um den mit England zu suchen.

Die Ernennung des Herrn von Talleyrand hätte die Gemüther tief aufregen müssen, wenn nicht überall Verblendung und Schwindel an der Tagesordnung gewesen wäre. Wer konnte vergessen haben, daß vor 1814 Frankreich die erste Nation der Welt gewesen: daß der Rhein auf seinem Gebiete anfing und endigte; daß Deutschland durch und für Frankreich hergerichtet worden; daß Italien seine Gesetze anerkannte; daß die Hauptstadt des Katholizismus ihm zugehörte; daß Spanien seinem Einflusse gehorchte; mit einem Wort, daß es größer war, als der ganze Hochmuth Ludwigs XIV zu träumen gewagt hatte? Nun hatten sich bei Herrn von Talleyrand die Unterhandlungen von Paris eröffnet, jene auf ewig schmachvollen Präliminarien der schmachvollen Wiener Verträge; bei Herrn von Talleyrand hatten die Feinde Frankreichs mit zwei Federzügen über den militärischen Geist der Republik, welcher durch den militärischen Geist Bonaparte's fortgesetzt worden war, den Stab gebrochen. In seinem Hause hatte man beschlossen, daß Herrn von Metternich eine Million, Herrn von Nesselrode eine Million, und jedem der subalternen Unterhändler sechsmalhunderttausend Franken ausbezahlt werden sollten, um die fremden Diplomaten dafür schadlos zu halten, daß sie sich die Mühe nahmen, uns auszuplündern. Seltsame Ansprüche, um Gesandter einer Revolution zu werden, die in den Augen des Volks nur eine Protestation gegen Waterloo und seine Folgen war!

Im Uebrigen war das Leben des Herrn von Talleyrand allgemein bekannt. Er hatte sich durch die Gunst von Buhlerinnen emporgeschwungen, welche die letzten Tage der Monarchie entehrten und zu ihrem Verderben beitrugen. Er war Bischof von Autun geworden am Vorabend des Tages, wo die Macht der Kirche zusammenstürzen sollte. Ihn, einen vornehmen Herrn, hatte man bei der famösen Jahresfeier des 14. Juni auf den Altar des Vaterlandes steigen sehen als Hoherpriester der Revolution, durch welche diese Aristokratie starb, deren Mitglied er war. Er hatte seinen Antheil an der Gewalt gehabt, als der 18. Fructidor über seine Gönner und Schützer hereingebrochen war. Er hatte das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten bekommen bei der Revolution vom 18. Brumaire, welche gegen seinen Freund Barras gerichtet war. Im Jahre 1814 hatte er sich als Haupt der provisorischen Regierung proklamirt, während Napoleon, sein Wohlthäter, in Fontainebleau über den Trümmern des Kaiserreichs nachdachte. Und jetzt, da die Dynastie, welcher er im Jahre 1814 seinen Schutz geliehen, ihrerseits in die Verbannung wanderte, erschien er abermals auf dem Schauplatze, um auf's Neue das Glück zu begrüßen.

Eben dies gewann ihm die Bewunderung der kalten Ehrgeizigen und der Skeptiker, welche der Lauf der von ihrem Wege abgeirrten Julirevolution an die Spitze der Geschäfte getragen hatte. Es ist eine Eigenthümlichkeit kleiner Seelen und kleiner Geister, Leute, welche mit ihrem Egoismus das gewünschte Ziel erreichen, für gewandt zu halten. Aber Herr von Talleyrand war nicht einmal in dieser Beziehung durchaus gewandt. Unter der Republik auf die Seite gedrückt, unter dem Kaiserthum in Ungnade gefallen, unter der Restauration beinahe vom Hofe verbannt, wußte er sich unter keiner der Regierungen zu behaupten, deren Sieg seine bereitwillige Ruchlosigkeit gefördert hatte.

Was die andere Gewandtheit betrifft, diejenige, welche darin besteht, mit schwachen Mitteln große Pläne auszuführen, so besaß sie Herr von Talleyrand niemals, und die fremden Diplomaten konnten nicht daran zweifeln, sie, die in Wien Zeugen seiner Unfähigkeit gewesen. Denn während auf dem Kongreß Herr von Nesselrode durch die Einverleibung Polens mit Rußland den Einfluß seines Herrn auf den Süden sicherte; während Herr von Hardenberg Preußen in Deutschland abrundete; während Herr von Metternich Oesterreich in Italien vergrößerte; während die Lords Castlereagh, Cathcart und Stewart Frankreich mit Schranken umstellten, welche den Aufschwung seines Geistes lähmen mußten, — dachte Herr von Talleyrand an nichts, als an die Vertreibung Murats vom neapolitanischen Throne. Obgleich die Eifersucht der Mächte Verwickelungen darbot, aus denen sich ohne Mühe Nutzen ziehen ließ, so hatte doch Herr von Talleyrand nichts auszuwirken, nichts zu verhindern gewußt. Der König von Sachsen war wegen seiner Liebe zu den Franzosen ausgeplündert; Dänemark war wegen seiner eben so edeln als beharrlichen Treue gezüchtigt; mit einem Wort, die Grundlagen dieser für Frankreich so unheilvollen Verträge waren in Wien so angenommen worden, wie man sie in Paris vorläufig festgesetzt hatte. Unter den fremden Herrschern war der Kaiser Alexander der einzige, der sich zur Mäßigung im Siege geneigt zeigte: Herr von Talleyrand wußte aus dem Czar einen der gefährlichsten Feinde Frankreichs zu machen.

Man darf sich also nicht wundern über die Freude, welche die Ernennung eines solchen Gesandten in London hervorbrachte. Herr von Talleyrand war für England ein Spiel- und Werkzeug. Wäre er auch etwas anderes gewesen, so kannten ihn die Engländer zu gut, um ihn zu fürchten.

Fouché, welcher die ganze Kühnheit des Frevels entwickelt, hatte wenigstens auch das ganze Genie desselben gehabt. Herr von Talleyrand dagegen war ein mittelmäßiger Kopf. Er besaß bloß den Vortheil, daß er alle Formen und alle Grade der menschlichen Niederträchtigkeit kannte, und zwar aus vieljähriger Erfahrung an sich selbst. Wenn er elende

Streiche ausführte, so geschah es bald mit einer spöttischen Leichtfertigkeit, bald mit verächtlicher Miene, immer aber mit dem ungezwungenen Anstande eines Edelmanns. Er hätte die Tugend gern als einen Beweis von schlechter Erziehung, als ein Zeichen von Bürgerlichkeit ausgegeben; und er wurde als Schützer jeder der Mächte angesehen, an die er sich verkauft hatte: so viel Geckenhaftigkeit brachte er in seine Verräthereien, so viel Wichtigkeit wußte er seiner Unehre zu geben. Einige Bonmots, die von seinen Höflingen popularisirt wurden, einige gelungene Schlechtigkeiten hatten ihm eine Salonsreputation verschafft, welche Schrecken einflößte. Man dachte nicht daran, daß man in ihm nicht bloß den Geist, den er wirklich hatte, fürchtete, sondern auch den Geist, den man bei ihm vermuthete. Er sprach wenig, wenn er eine Behauptung aufstellen wollte; besaß die Kunst, auf seine Ansicht warten zu lassen; gab sie mit einer studirten Bündigkeit und ließ auf diese Art glauben, er denke viel. Selbst das Aeußere dieses Mannes gewann durch die Lüge seiner Rolle. Obgleich klumpfüßig, wie Lord Byron, lag doch in seiner ganzen Person eine Art impertinenter Grazie, worin es ihm Niemand gleich thun konnte. Ueberdies mit der nöthigen Gewandtheit begabt, um nicht in Verlegenheit zu kommen, brachte er die Andern in Verlegenheit durch die polirte Frechheit seiner Manieren, die Unempfindlichkeit seines Gesichtes, das beständige Lächeln seiner halbgeschlossenen Augen und ihre tief ironische, sanfte Freundlichkeit. Aber dies alles hätte für seinen Ruf nicht hingereicht, wenn nicht das gegen uns verbündete Europa den Mann hätte einflußreich machen wollen, den es ausersehen, um Frankreich zu erniedrigen und zu verderben. Herr von Talleyrand war albern genug, sich hierin zu täuschen; er begriff nicht, daß unsere Feinde ihm eine Berühmtheit verschafft hatten, die in gleichem Verhältniß zu unserm Unglück stand. Er verdient kaum einiges Mitleid, denn sein Ruf wuchs durch jede auffallende Schmach, und sein Wohlstand faßte all' das tausendgestaltige Unglück seines Landes in sich.

Die Rede, die Herr von Talleyrand bei Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens an den König von England hielt, war der Art, wie die Engländer wünschen konnten, und an diesem Tage wurden die Grundlagen der englisch-französischen Allianz festgestellt, eines Bündnisses, welches unmöglich von Dauer sein kann zwischen zwei Völkern, die seit 1789 von denselben ökonomischen Gesetzen regiert und durch den Grundsatz der Konkurrenz getrieben werden, sich auf gleiche Weise nach außen auszubreiten, mit gleicher Lüsternheit nach der Eroberung neuer Absatzplätze, der industriellen Beherrschung der Welt, dem Szepter über die Meere zu trachten. Diese Unmöglichkeit, welche Herrn von Talleyrand's beschränkter Geist nicht vorherzusehen die Fähigkeit besaß, entging gewiß dem Scharfblick der englischen

Staatsmänner nicht; aber gewohnt, ihre Gesinnungen zu verheimlichen, nahmen sie mit Entzücken das Angebot eines Bündnisses an, welches die Noth ihres Landes ihnen für den Augenblick nothwendig machte.

Der Nutzen desselben kam ihnen zu Statten, seine ganze Gefährlichkeit lastete auf Frankreich. Der Kaiser von Rußland betrachtete die Ernennung des Herrn von Talleyrand als eine Art Kriegserklärung. Es war ihm nicht mehr erlaubt, an der Aenderung zu zweifeln, welche Ludwig Philipp in Betreff der orientalischen Frage in der Diplomatie Europa's einführen werde. Da er indeß noch nicht zum Kriege gerüstet war, so glaubte er zögern zu müssen mit seinem Haß, dem er in folgendem, gewiß verächtlich genug gehaltenen Briefe nur noch einen gemilderten Ausdruck gab:

„Ich habe aus den Händen des Generals Athalin den Brief empfangen, dessen Ueberbringer er war. Ereignisse ewig beklagenswerther Natur haben Ew. Majestät in eine grausame Alternative versetzt. Sie hat einen Entschluß gefaßt, welcher ihr allein geeignet schien, Frankreich vor dem größten Unglücke zu retten, und ich werde mich nicht über die Rücksichten aussprechen, welche Ew. Majestät geleitet haben, aber ich wünsche, daß die göttliche Vorsehung ihre Absichten und die Bemühungen segnen möge, welche sie auf das Glück des französischen Volkes zu verwenden gedenkt. Im Einverständniß mit meinen Verbündeten komme ich mit Vergnügen dem Wunsche entgegen, den Ew. Majestät ausgesprochen hat, friedliche und freundschaftliche Beziehungen zu sämmtlichen Staaten Europa's zu unterhalten. So lange dieselben auf die bestehenden Verträge sich gründen werden und auf den festen Willen, die Rechte und Verpflichtungen, so wie den Stand der Territorialbesitzer, welche daraus entsprungen, zu respektiren, wird Europa in ihnen eine Bürgschaft des für die Ruhe Frankreichs selbst so nothwendigen Friedens finden. Nebst meinen Verbündeten berufen, mit Frankreich unter ihrer Regierung diese konservatorischen Beziehungen beizubehalten, werde ich für meinen Theil all' die Sorgfalt an den Tag legen, welche sie erheischen, und die Gesinnungen, deren Versicherung ich Ew. Majestät mit Vergnügen darbringe, als Erwiederung der Gefühle, welche sie gegen mich ausgesprochen hat. Ich bitte dieselbe zu gleicher Zeit zu genehmigen u. s. w. u. s. w.

„Nikolaus."

Der geringschätzige Ton dieses Briefes, seine drohungsvollen Verschweigungen, die beleidigende Auslassung der Worte: mein Herr Bruder, welche Ludwig Philipp sehr geflissentlich angewandt hatte, dies alles war ein Donnerschlag für das Palais-Royal. Gleichwohl verlor es den Muth nicht und dachte nur noch darauf, durch neue Anstrengungen, besonders in der belgischen Frage, sich das Wohlwollen der Höfe zu verdienen.

Seit der Prinz von Oranien Brüssel verlassen hatte, war in dieser Stadt alles in der schauderhaftesten Verwirrung. Ein Schattenbild von einer Regierung hatte sich blicken lassen, aber da Belgien noch nicht sein unwiderrufliches Kriegsgeschrei gegen die Dynastie Nassau erhoben hatte, so wagte es noch keine belgische Gewalt, sich für legitim zu halten oder auszugeben. Das Volk, das sich überall in gewaltsamen Lagen gefällt, weil dieselben die Eintönigkeit seiner Schmerzen unterbrechen, und weil das Leiden das Fürchten nicht aufkommen läßt, das Volk gab sich nicht zur Ruhe und rief die Gefahren herbei. Der unbedachte Haß, welchen es lange Zeit unter den rastlosen Aufreizungen der katholischen Geistlichkeit ausgebrütet, brach nunmehr mit einem alles erschütternden Ungestüm gegen Holland los. Zusammenrottungen bildeten sich auf den öffentlichen Plätzen von Brüssel; von allen Seiten verlangte man Waffen; Freiwillige ließen sich einschreiben. Noch größere Furchtbarkeit gewannen die Unruhen in der Hauptstadt durch ähnliche, deren Schauplatz die Städte Lüttich, Mons, Gent und Namur waren. Die Unordnungen hatten, wie es immer geschieht, ihre Redner, ihre Helden erzeugt, und die Anarchie wurde nicht bloß von all' den namenlosen Ehrgeizigen unterhalten, welche über die Ungewißheiten der Zukunft triumphirten, sondern auch von den Orangisten, welche den wohlhabenden Theil der Nation einschüchtern und zur Ergebung auf Gnade und Ungnade nöthigen wollten.

Man muß unglücklich oder unwissend sein, um zu wagen. Als sie über ihrem Haupte einen erbitterten König, zu ihren Füßen eine tobende Menge erblickte, da zitterte die belgische Bourgeoisie: sie bemühete sich, den König durch Deputationen und beinahe flehende Adressen zu beschwichtigen; sie stellte der Menge ihre bewaffneten Abtheilungen entgegen. Aber erschöpft durch diese doppelte Anstrengung schmachtete sie nach dem Ende der Krisis: eine Trennung der Verwaltung und Beibehaltung der Dynastie Nassau war alles, was sie wollte.

Die Generalstaaten waren im Haag einberufen worden. Wilhelm eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in welcher der Wunsch nach Frieden unter hochfahrenden Worten hervorschimmerte. Die Belgier wurden darin als Rebellen betrachtet, und der König sprach seinen festen Willen aus, dem Faktionsgeiste in nichts nachzugeben. Da inzwischen die Trennung der beiden Königreiche in dieser Rede als das Ziel aller Spaltungen angezeigt war, so schlossen sich die belgischen Deputirten den holländischen zu einem Danke gegen Wilhelm an, und die Antwortsadresse auf die Rede wurde von den Generalstaaten mit großer Majorität beschlossen.

Aber die Leidenschaften der beiden Völker waren zu heftig aufgerufen worden, als daß sich ein Vergleich hätte denken lassen. Im Haag sprach

man von den Belgiern nur noch mit Zorn oder Verachtung. Die Deputirten der südlichen Provinzen wurden insultirt und begriffen bald, daß sie sich in Feindes Land befanden. Die Erörterung der Adresse machte den Streit giftig. Holländische Redner äußerten den Wunsch, zu den Waffen zu greifen. Eine unkluge Sprache, die von einem Ende Belgiens bis zum andern widerhallte. Von beiden Seiten eilte man der Entwickelung entgegen. Schon donnerte der Courrier des Pays-Bas in Brüssel gegen die Kleinmüthigkeit der belgischen Deputirten, welche zu den Generalstaaten geschickt worden. Man verbreitete beunruhigende Gerüchte. Jeden Augenblick erwartete man, die von dem Prinzen Friedrich befehligten Truppen sich in Bewegung setzen zu sehen. Einzelne Thatsachen erhielten durch die Umstände eine unheilvolle Wichtigkeit. Bald war es ein belgischer Soldat, der in einem Streit von einem holländischen verwundet, auf einer Tragbahre vor den Augen des entrüsteten Volkes durch die Straßen von Mons getragen wurde; bald war es ein junger Mann, auf den eine Schildwache in Lüttich Feuer gegeben und der blutend seinem Bruder in die Arme gesunken war. Die Gelegenheit war günstig für Frankreich. Die belgische Bourgeoisie fühlte sich durch eine unwiderstehlich gewordene Bewegung weit von den Nassaus weggerissen. Sie gleitete zwischen zwei Abgründen dahin: auf der einen Seite die Anarchie, auf der anderen der Krieg. Und die französische Regierung allein schien sie zugleich von den Stürmen der Anarchie retten und die Gefahren des Kriegs von ihr abwenden zu können.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Belgien französisch geworden wäre, wenn das Kabinet des Palais-Royal sich die Größe Frankreichs zum Ziel gesetzt hätte. Aber die Fortschritte der Revolution in Belgien waren für die französische Regierung ein Gegenstand des Schreckes, nicht der Hoffnung. Ludwig Philipp fürchtete gleich sehr Belgien ausschlagen oder es annehmen zu müssen: im ersten Fall trotzte er Paris, im zweiten beleidigte er London. Die Agenten des Palais-Royal in Belgien arbeiteten also darauf los, die Bewegung abzukühlen, statt sie zu schüren. Lafayette allein hätte mit leichter Mühe diese unseligen Anstrengungen vereiteln können; aber unglücklicherweise vergeudete sich seine Thätigkeit in eiteln Reden. Ueberdies hatte die Vereinigung Belgiens mit Frankreich etwas, woran sich seine kindische Uneigennützigkeit stieß. Er hätte es gerne gesehen, wenn Belgien sich als Republik konstituirt hätte, glaubte aber nicht, daß Frankreich durch ein direktes Einschreiten zu diesem Resultat helfen müsse. In einem Gespräch mit Herrn von Potter, der sich damals in Paris befand, hatte er von ihm einen genauen Bericht über den Zustand Belgiens verlangt, aber das war auch alles.

Man sieht, wie kritisch die Lage der auf diese Weise ihrem Schreck preis-

gegebenen belgischen Bourgeoisie war. Eine an sich nicht sehr bedeutende Thatsache stellte die Angst, von der sie gepeinigt wurde, deutlich ans Licht. Da man in Brüssel unaufhörlich von der bevorstehenden Erscheinung der Truppen des Prinzen Friedrich sprach, so beschlossen einige Freiwillige, sich als Plänkler auf die Straße von Vilvorde zu werfen. Sie gehen ab, und da sie fürchten, der Eilwagen möchte ihren Marsch verrathen, so nöthigen sie diesen, umzukehren. In Terwueren angekommen, entwaffnen sie einige Landreiter und kehren ohne ein weiteres Ereigniß nach Brüssel zurück. Bei dieser Nachricht entsteht ein gewaltiger Lärm auf dem Stadthause: die Keckheit der Freiwilligen wird stark getadelt in einer Proklamation. Das Volk geräth jetzt in Zorn, schreit über Verrath, stürzt sich auf das Stadthaus, nimmt daselbst Waffen weg, greift mehrere Posten an. Die Bürgergarde gibt Feuer auf einen Haufen Arbeiter; drei Mann fallen, gefährlich verwundet. Schrecken herrscht in der Stadt, und am andern Tag verkündet eine Proklamation des Prinzen Friedrich den Belgiern, daß die holländischen Truppen auf Verlangen der besten Bürger, und um die Bürgergarde von einem peinlichen Dienste abzulösen, heranrücken.

Wirklich erschienen bald holländische Dragoner auf der Straße von Schaërbeck. Alsbald ertönte die Sturmglocke von Sainte-Gudule herab. Man schlägt den Generalmarsch. Weiber, Kinder, Greise arbeiten an den Barrikaden. Es fand sich in diesem Moment einer der Blitze der Begeisterung ein, welche die Annäherung großer Gefahren zuweilen hervorruft. Die Bürger umarmten sich in drei Straßen und gelobten einander, lieber zu sterben, als sich dem Joche zu unterwerfen. Freiwillige von Lüttich waren nach Brüssel geeilt: unter die Bewohner dieser Stadt gemischt, werfen sie sich dem Feinde entgegen und stürzen sich mit Ungestüm auf die holländischen Reiter, von denen einige ganz aus der Nähe getödtet wurden.

Am 23. September zeigten sich die holländischen Truppen, neun bis zehntausend Mann stark, und drangen Abends gegen acht Uhr durch das Schaërbecker und Löwener Thor in die Stadt ein. Man muß glauben, daß die Holländer beim Anblick dieser knirschenden und kampfbereiten Stadt, beim Getöne der Sturmglocke, das sich in die Donner des Gewehrfeuers mischte, von einem Schwindel ergriffen wurden. Denn statt geradezu über die noch unvollendeten Barrikaden zu marschiren, sich der wichtigen Posten zu bemächtigen und von da aus die ganze Stadt zu beherrschen, zogen sie nach dem Park und verschanzten sich daselbst mit ihrer Artillerie. Hier wurden sie drei Tage lang von den belgischen Schützen, welche Herren der Place Royale waren und sich in den benachbarten Häusern aufgestellt hatten, angegriffen. Drei Tage hindurch hörten die durch ihre Gewandtheit bekannten wallonischen Wilderer nicht auf, den Tod in die Reihen der feindlichen

Armee zu schicken, deren Artillerie nicht aufhörte, über die Stadt zu blitzen. Endlich verließen die Holländer Brüssel, ihre Todten auf Karren mit sich führend, und als Erinnerungen an ihren Besuch den gleich einem Schlachtfelde verwüsteten Park, das mit Leichen bedeckte Pflaster und die Asche der Häuser zurücklassend, welche das Feuer der Haubitzen verzehrt hatte.

Ein Todesstoß war der Familie Nassau versetzt worden. Mitleidlos und besiegt, war ihr Verbrechen doppelt. Der Abscheu, welchen ihr mißlungener Versuch hervorgebracht, steigerte sich bald durch die düstersten Gerüchte, welche von allen Seiten einliefen. Die Holländer hatten, erzählte man, Gräuelthaten begangen; sie hatten mehrere Hotels auf dem Oranienplatze geplündert und die Eigenthümer mit Flintenkolben todt geschlagen; man hatte sie durch die Luftlöcher der Keller auf harmlose, arme Bauern schießen sehen: sie hatten den Wirth vom Pavillon-Royal am Schwanze eines Pferdes fortgeschleift, waren mit viehischer Rohheit in Mädchenschulen eingedrungen, hatten zwischen dem Schaërbecker und Löwener Thore sechzehn Häuser in Asche gelegt. Man nannte einen Belgier, einen gewissen Hauregard, dem sie Arme und Beine abgehauen und dessen blutigen Rumpf sie in einen Graben geworfen hatten. Vom Prinzen Friedrich erzählte man, er habe seine Soldaten zum Gemetzel aufgemuntert und mit lächelnden Lippen zu seinen Artilleristen gesagt: „Nur wacker zu, Kinder! Schießt diese schlechte Stadt zusammen. Ich bürge euch für die Plünderung.“ Diese schauderhaften Details, wahr oder erdichtet, wurden gierig aufgenommen von dem Hasse, welcher immer leichtgläubig ist, und machten eine Versöhnung äußerst schwierig.

Belgien blieb somit nur noch eine Wahl übrig: entweder mußte es sich unabhängig erklären, oder es mußte sich Frankreich in die Arme werfen.

Das erstere schien in hohem Grade gewagt. Wenn es sich gewaltsam von Holland losriß, so brach Belgien die Verträge von 1815. Würde man es in Europa dulden? Und wenn man es nicht duldete, wie vermöchten die Belgier ohne den Beistand der Franzosen ihre Unabhängigkeit zu behaupten? Der Krieg schien unvermeidlich. Selbst aus den Unterhandlungen konnte, wenn Frankreich nur einigermaßen Eroberungshoffnungen hegte, ein allgemeiner Sturm hervorgehen. Was sollte dann aus Belgien werden? Würde es nicht wieder, was es schon so oft gewesen, der blutige Tummelplatz werden, auf welchem sich die Nationen ersten Ranges um die Weltherrschaft stritten? Mußte es nicht sich hingeben, um nicht erobert zu werden? So dachten die Männer, die, wie die Herren Gendebien und Seron, armseligen Eifersüchteleien unzugänglich waren und für ihr Vaterland den Glanz einer kraftvollen, geregelten, geachteten Existenz dem nichtigen Vortheil einer ohnmächtigen, zu ewiger Unterordnung verdammten, bloß von den

Verlegenheiten der europäischen Diplomatie lebenden und jedenfalls der ersten Laune des Schlachtenglückes unterworfenen Nationalität vorzogen. Diese Rücksichten stützten sich auf dringende Interessen. Auf einmal der reichen Absatzgelegenheiten beraubt, welche die holländischen Kolonien ihm boten, konnte sich Belgien Frankreich nicht hingeben, ohne daß Frankreich sich Belgien hingab. Die Vereinigung beider Länder besaß nichts vom Charakter einer Eroberung und hätte neben Verzehnfachung ihrer Macht bloß einen edlen Brüderschaftsvertrag zwischen ihnen besiegelt. Ueberdies mußte Belgien, nachdem es sich unabhängig erklärt, durchaus eine Regierung haben. Dies war eine neue Quelle von Schwierigkeiten. Konstituirte es sich als Republik, so lag Europa mit seiner ganzen Macht auf ihm und erdrückte es; bildete es eine Monarchie, so wurde es von der Diplomatie geknechtet, die ihm einen König auferlegte. Endlich wurde Belgien, gleich als hätte das Schicksal zeigen wollen, wie viele Stürme diese so schwer festzusetzende Unabhängigkeit in sich verschließe, seit der Abschüttelung seines Joches von Uebeln aller Art heimgesucht. Furchtbare Gedanken waren in dem Volke geweckt worden durch die Aufmuthigungen, welche jede Regierungsveränderung der Kühnheit bietet, und durch die Hoffnung strafloser Exzesse. Horden von Verbrechern zogen im Lande umher; man hatte Reisende beraubt, reiche Geschäftsmänner ausgeplündert, Fabriken verwüstet; das Eigenthum war bedroht; die Anarchie gewann immer mehr Boden. Und um den Gefahren dieser Lage die Stirne zu bieten, war bloß eine Regierung da, die sich selbst geschaffen hatte, eine Regierung von Emporkömmlingen, eine Regierung, die durch ihre Nothwendigkeit möglich, aber nicht populär wurde und der Kraft entbehrte, weil es ihr an jedwedem Nimbus mangelte.

So schien alles Belgien aufzufordern, daß es französisch werde. Es handelte sich um die theuersten Interessen Frankreichs, und dieser Ausgang war unvermeidlich, wenn nicht das Kabinet des Palais-Royal eine Thätigkeit sonder gleichen entfaltet hätte, um ihn zu verhindern.

Unter den einflußreichen Personen des neuen Belgiens waren die einen Republikaner, die, wie Herr von Potter, keinen Antheil an einem Volke haben wollten, welches unter das monarchische Joch zurücksinke. Die anderen, wie die Herren Van de Weyer und Nothomb, waren halbe Skeptiker, die nur von ihrer bisherigen Dunkelheit nichts mehr wissen wollten, aber keine systematische Festigkeit besaßen und ihre Fähigkeit zu den Staatsgeschäften gerne in einer kalten Unterwerfung unter die Beschlüsse der Gewalt bestehen ließen. Diese letzteren hätte die französische Regierung ohne Mühe in die Interessen Frankreichs gezogen, sobald sie ihnen nur ihre Macht bewiesen und eine Rolle versprochen hätte. Sie handelte in einem entgegen-

gesetzten Sinn und bekam sie natürlich gegen sich: das war es, was sie gewollt hatte.

Dank diesem in den Jahrbüchern der Diplomatie gewiß unerhörten Benehmen, konnte sich keine eigentliche französische Partei in Belgien bilden, obschon auf dieser Seite nicht bloß die Logik der Thatsachen, sondern auch die augenscheinlichen Entscheidungen des Schicksals, die Größe und die Zukunft zweier Völker standen. So entspann sich denn in Brüssel der Kampf zwischen den Patrioten, warmen Anhängern einer belgischen Nationalität, und den Orangisten, welche gleichfalls zur Bekämpfung der holländischen Oberherrlichkeit beigetragen hatten, aber, da sie nicht an die Möglichkeit eines unabhängigen Belgiens glaubten, die Beibehaltung der Dynastie Nassau mit modifizirten Institutionen wünschten. Die orangistische Partei bestand aus den Finanzmännern, einer Menge Gewerbtreibenden und den meisten alten Beamten des Königreichs der Niederlande. Die patriotische Partei begriff die Katholiken, die jungen Liberalen in sich und lehnte sich auf die Zuneigung des Volkes. Die Orangisten waren reicher, vorsichtiger; die Patrioten rühriger, zahlreicher und leidenschaftlicher. Zwischen diesen zwei rivalisirenden Meinungen schwankten diejenigen, die, bloß mit ihrem eigenen Glücke beschäftigt, sich der Verfügung der Sieger bereit hielten.

Wir haben bereits gesagt, daß sich am Tage nach der Septemberrevolution eine provisorische Regierung in Brüssel festsetzte. Sie bestand aus den Herren Baron E. von Hoogvorst, Charles Rogier, Jolly von Coppin, Vanderlinden, Nicolaï, Felix von Merode, Gendebien, Van de Weyer. Vier Tage nach ihrer Selbsteinsetzung hatte sie Herrn von Potter als weiteres Mitglied aufgenommen. Diese vorübergehende Regierung wagte es nicht, aus eigener Machtvollkommenheit eine der großen Fragen zu entscheiden, welche die Revolution aufgestellt, und beeilte sich daher, den Kongreß einzuberufen, welchem sie das Recht vorbehielt, über das Schicksal Belgiens zu bestimmen. Sie veröffentlichte bloß eine zweideutige Proklamation, worin sie erklärte, Belgien solle fortan einen unabhängigen Staat bilden. Sofort beauftragte sie eine Kommission mit der Redaktion eines Verfassungsentwurfs. Sämmtliche Mitglieder dieser Kommission, mit Ausnahme von Herrn Tielemans, sprachen sich für die Monarchie aus und die Redaktion des Entwurfs wurde den Herren Devaux und Nothomb anvertraut. Als der letztgenannte der provisorischen Regierung die Arbeit vorlas, bemerkte Herr von Potter mit Bitterkeit: „Es war nicht der Mühe werth, für so wenig so viel Blut zu vergießen.“

Inzwischen hatte Wilhelm seine getreuen Unterthanen zu den Waffen gerufen, und die Preußen schickten sich an, ihn zu unterstützen, als Herr Molé ihnen erklärte, sobald sie einen Fuß auf das belgische Gebiet setzten,

werde im nächsten Augenblick auch ein französisches Heer daselbst erscheinen. Dies war schon genug, um Preußen einzuschüchtern. Der Erfolg dieser ehrenhaften Festigkeit hätte dem Kabinet des Palais-Royal beweisen sollen, wie leicht, wie vortheilhaft, ja selbst wie klug damals eine muthvolle Politik war.

Seinen eigenen Kräften nicht sehr vertrauend, wandte sich Wilhelm an die englische Regierung. Da das Königreich der Niederlande eine diplomatische Schöpfung war, so mußte er natürlich an die Diplomatie appelliren. In einer vom 5. Oktober 1830 datirten Note, welche Herr Falck dem Lord Aberdeen überreichte, wurde gesagt:

„Da der Beistand der Verbündeten des Königs allein im Stande sein wird, die Ruhe in den südlichen Provinzen der Niederlande wiederherzustellen, so habe ich Befehl erhalten, Se. brittische Majestät mit der Bitte anzugehen, daß es ihr gefallen möge, zu diesem Zweck alsbald die nothwendige Truppenzahl nach den südlichen Provinzen der Niederlande abzuschicken, zumal da ihre verspätete Ankunft die Interessen dieser Provinzen, sowie des ganzen Europa's schwer gefährden könnte. Indem ich mich durch Gegenwärtiges des Auftrages meiner Regierung entledige, habe ich die Ehre, Ew. Exzellenz zu benachrichtigen, daß eine ähnliche Mittheilung an Preußen, Oestreich und Rußland ergangen ist, welche Mächte auf gleiche Weise die acht Artikel, kraft deren das Königreich der Niederlande gegründet wurde, unterzeichnet haben, folglich wie England berufen sind, das Königreich der Niederlande und den damaligen Zustand Europa's aufrecht zu erhalten."

In seiner Antwort vom 17. Oktober verweigerte Lord Aberdeen die Absendung der Truppen als zu spät, kündigte aber die bevorstehende Zusammenkunft der Bevollmächtigten der fünf Höfe an.

Diese Zusammenkunft fand wirklich statt: Preußen wurde dabei von dem Grafen von Bülow repräsentirt, Großbrittanien von Lord Aberdeen, Rußland von dem Grafen Matuszewic. Sie gab sich den Namen Konferenz, war aber bloß eine Fortsetzung des Wiener Kongresses. Auch sah Europa mit unaussprechlichem Erstaunen Frankreich durch Herrn von Talleyrand repräsentirt. Denn dadurch wurden wir Mitschuldige aller Maßregeln, welche unsere Feinde gegen uns selbst ergriffen. Die Konferenz wurde in London abgehalten, gleich als hätte man recht deutlich beweisen wollen, daß England das Recht zustehe, das Schicksal der Welt zu regeln.

Der Prinz von Oranien hatte mit Einwilligung seines Vaters in Antwerpen eine Art Gegenregierung eingesetzt. Er ließ eine Proklamation verbreiten, worin er die Unabhängigkeit Belgiens anerkannte. Nun war man noch so schwankend und unentschieden in diesem Lande, daß die Proklamation des Prinzen eine erstaunliche Wirkung hervorbrachte. Die provisorische Re-

gierung gab sich den Anschein, als verachte sie dieselbe; aber die Sache des Prinzen von Oranien war bei Weitem noch nicht verloren. „Populäre Akte," sagten die Herren Van de Weyer und Felix von Merode zu einem Abgesandten des Prinzen, „könnten vielleicht eine Solidarität abwenden, welche auf allen Mitgliedern des Hauses Nassau lastet."

Ein bedeutungsschweres Ereigniß vereinfachte die Lage. In der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober hörte man in Brüssel etwas, wie ein fernes, furchtbares Getöse. Die Mitglieder der provisorischen Regierung hatten ihren Sitz im alten Palaste der Generalstaaten aufgeschlagen. Von der Höhe des Säulenganges herab bemerkten sie am Horizont einen blutigen Schein, ähnlich dem eines ungeheueren Brandes. Es war die Stadt Antwerpen, welche der Prinz von Oranien verlassen hatte und der General Chassé bombardiren ließ. Die Entrüstung der Belgier erreichte den höchsten Grad. Schuldig oder nicht an der Beschießung von Antwerpen, blieb der Prinz von Oranien mit dem Verbrechen belastet, die blühendste Stadt Belgiens und die einzige, welche sich bis dahin Holland treu gezeigt, den Flammen überliefert zu haben.

Der Augenblick nahte, wo Belgien vollkommen befreit werden sollte. Die Holländer waren von einer Stadt um die andere, von einem Posten um den anderen verjagt worden. In einem der zahlreichen Gefechte, welche stattfanden, wurde der Graf Friedrich von Merode tödtlich verwundet. Die belgischen Blätter veröffentlichten eine Schilderung seines Todeskampfes. Sie war rührend und geeignet, in Frankreich einen großen Eindruck hervorzubringen. Im Begriff abzuscheiden, wandte sich der Graf Friedrich gegen einen seiner Freunde und sagte mit erloschener Stimme: „Er ist auch ein braver Mann. In den Julitagen Kürassieroffizier, hat er seinen Degen nicht auf seine Brüder zücken wollen." Und er hauchte den letzten Seufzer aus.

Diese Nachrichten brachten in Paris Szenen der Begeisterung zum Ausbruch. Die Volksgesellschaften besonders erhoben stolz ihre Häupter. Man eröffnete Subskriptionen zu Gunsten der Septemberverwundeten. Die Klubs schickten ihre Sendlinge nach Brüssel. Die Gesellschaft der Volksfreunde hob auf eigene Kosten ein Bataillon aus, gab ihm einen Namen, einen Führer, eine Fahne, und ließ es abziehen.

Viertes Kapitel.

Herr von Polignac, von Peyronnet, von Guernon-Ranville und Chantelauze im Kerker von Vincennes. — Man ernennt Kommissäre, um sie zu verhören. Eigenthümliche Meinungsverschiedenheiten. — Absichten des Herrn Mauguin; sein Porträt. — Verhör der Exminister: ihre Haltung; auffallende Zuversichtlichkeit des Fürsten von Polignac. — Man bietet alles auf, um die Angeklagten zu retten. — Der König gibt seinen Abscheu vor der Todesstrafe kund. — Parlamentarische Debatten über die Abschaffung dieser Strafen. — Wachsender Unwille unter dem Volke, Aufstand von Vincennes. — Aeußerung des Königs über Petion. — Heftige Deklamationen und perfides Getreibe. — Proklamation des Herrn Odilon-Barrot; man will ihn von seinem Posten entfernen: seltsamer Auftritt zwischen dem König und Herrn Dupont von der Eure. — Die Doktrinäre treten ab. — Warum. — Neues Ministerium: Herr Laffitte, Präsident des Raths; sein System wenig verschieden von dem der Doktrinäre; Definition der Doktrinäre. — Unglückselige Ergebnisse einer zweimonatlichen Regierung. — Wie man den Prozeß der Exminister auszubeuten sucht.

Mittlerweile bereitete sich ein furchtbars Drama vor. Drei der ehemaligen Minister Karls X, die Herren von Peyronnet, von Guernon-Ranville und Chantelauze, waren von Tours nach Paris gebracht worden. Man schlug mit ihnen den Weg nach Vincennes ein, wo der Fürst von Polignac bald zu ihnen kam.

Die Gefangenen waren Anfangs im Pavillon der Königin verwahrt worden, jeder in einem abgesonderten Zimmer. Es kam Befehl, sie ins Gefängniß zu bringen.

Herr von Polignac wurde zuerst berufen, diesen peinlichen Gang zu machen. Man hatte über mehrere Höfe zu gehen, und eine große Menge Nationalgardisten, gemischt unter die Soldaten der Garnison, war herzugelaufen, um das Schauspiel der niedergeworfenen Macht zu genießen, ein Schauspiel, das wirklich etwas Bezauberndes hat. Herr von Polignac erschien. Er ging zwischen zwei Grenadieren, langsamen Schrittes und entblößten Hauptes. Seine Kleider waren in Unordnung, Verdrossenheit entstellte seine Züge, aber in seinem Blick glänzte noch das Feuer gereizter Glaubensfestigkeit. Als er die Treppe des Kerkers hinanstieg, zeigte er sich bewegt und blieb stehen, die Hand auf die Flinte eines Grenadiers gelegt. Der Gouverneur des Schlosses begleitete ihn. Nach zahllosen Wechselfällen führte das Schicksal Herrn von Polignac in jenen düstern Kerker zurück, wo er vordem den Haß seiner Jugend gegen das Kaiserthum gebüßt hatte. Damals war er gezüchtigt worden, weil er sich gegen die Gewalt aufgelehnt, heute wurde er es, weil er die Gewalt mißbraucht hatte.

Sofort kam die Reihe an Herrn von Peyronnet, dem seine zwei andern Kollegen folgen sollten. Er hatte den Hut auf dem Kopfe, sein Gang war hochmüthig, und die Menge bemerkte ohne Zorn diesen Stolz, der inzwischen bei ihm nicht durch Unerschütterlichkeit der Ueberzeugung gerechtfertigt wurde, als man auf einmal ein Geschrei vernahm. „Auf die Kniee", rief ein Unbekannter, auf den alten Minister anlegend; „auf die Kniee mit dem Elenden, der auf das Volk hat schießen lassen! Er soll um Gnade flehen!" Man beschwichtigte die Erbitterung dieses Mannes; aber in Szenen solcher Art lag eine furchtbare Mahnung für die Gewalt.

Die Kammer hatte Kommissäre zu ernennen, um die Schuldigen zu verhören. Sie erwählte Herren Berenger, Madier von Montjau und Mauguin. Diese besaßen verschiedene Befähigungen zu ihrem neuen Beruf: Herr Berenger viel Kaltblütigkeit und würdevollen Ernst; Herr Madier von Montjau einen großen Schatz von Duldsamkeit, verbunden mit einer gewissen Strenge der Haltung; Herr Mauguin dagegen unter den liebenswürdigen Formen des Weltmanns die Unbeugsamkeit eines Tribuns.

Die erste Frage, worüber sich die drei Kommissäre veruneinigten (und sie war nicht so müßig, als es auf den ersten Blick scheinen mochte), betraf das Zeremoniell. Sollten sie die Erfüllung ihres Berufes mit pomphaftem Gepränge umgeben? So wollte es Herr Mauguin. Ueberzeugt, daß man durch die äußeren Zeichen der Dinge mächtig auf die Menge wirkt, und vielleicht auch von einem geheimen Wunsche, sich zu zeigen, getrieben, verlangte er, die Reise von Paris nach Vincennes sollte mit Pomp vor sich gehen; die Kammer solle in den Kundgebungen ihrer Gewalt von der königlichen Majestät die bedeutungsvollen Lächerlichkeiten borgen, wodurch diese glänzt; jeder Kommissär solle zum Beispiel seinen eigenen Wagen haben, eine ganze Schwadron solle das Geleit der Männer bilden, die im Begriffe stehen, die Gerechtigkeit des Volkes zu vertreten.

Dies knüpfte sich übrigens bei Herrn Mauguin an kühne Herrschergedanken. Nur mit Zähneknirschen hatte er die revolutionäre Gewalt abgetreten, womit er sich auf dem Stadthause bekleidet gesehen. Da es ihm nicht gelungen war, die Kammer in der Revolution verschwinden zu machen, so hätte er gern die Revolution in die Kammer eingeführt, seine Kollegen zu recht auffallenden Maßregeln veranlaßt, sie bloßgestellt, aber indem er sie den Forderungen der Popularität unterwarf, ihnen zugleich die Macht derselben mitgetheilt. Er selbst erfreute sich damals eines Ansehens, das er vielleicht überschätzte, aber jedenfalls der Mann war, kräftig anzuwenden.

Unglücklicherweise übte Herr Mauguin über seine nächste Umgebung keine Herrschaft aus. Er besaß viel Geist, allein es mangelte ihm an Takt. Er war an Intelligenz beinahe allen seinen Kollegen überlegen, aber es ließ

es sie zu deutlich merken. Die Mittelmäßigkeit verzeiht dem Talente niemals, allein sie respektirt es, wenn es sich unfühlbar macht, und dann unterwirft sie sich ihm auch. Herr Mauguin verlor die Frucht der hervorragendsten Fähigkeiten durch eine zwar gerechtfertigte, aber unvorsichtige Selbstzufriedenheit. Im Besitz aller Fähigkeiten, welche das Vertrauen zu fesseln pflegen, stieß er es ab. Die Beweglichkeit seiner Eindrücke galt für Skeptizismus. Das natürliche Wohlwollen seines Blickes war mit einer Feinheit versetzt, die seine Wirkung zerstörte. Die Anmuth seines Benehmens machte sich bemerkbar, aber sie lockte nicht an, und selbst in der gewinnenden Freundlichkeit seiner Sprache lag etwas Protektorisches, wodurch man sich verletzt fühlte. Wäre es einem Einzelnen verliehen gewesen, den Ereignissen zu gebieten, so könnte man die Unmacht des Herrn Mauguin zur Uebernahme der ersten Rolle beinahe ein öffentliches Unglück nennen. Er begriff besser, als irgend einer, was am Schlusse einer Krisis intelligente Verwegenheit vermag, wenn sie sich von der Volksliebe berathen läßt. Er wußte, daß die wahre Freiheit sich nur mittelst der vertrauensvoll, unerschrocken und kühn gehandhabten Gewalt gründen läßt und daß große Gefahren große Dinge möglich, weil nothwendig, machen. Aber um zu herrschen, fehlte es ihm an gewissen Tugenden und, noch mehr als dies, an gewissen Mängeln. Mit Talent genug begabt, um sich viele Neider zu machen, hatte er nicht Charakter genug, um sich Feinde zu schaffen. Nun aber hängt im Gemenge der Parteien die Bedeutsamkeit eines Staatsmannes von der Heftigkeit der Feindschaften ab, welche er gegen sich aufregt. Wenn die Macht der Kampfpreis ist, dann bezeichnet der Haß die Kandidaten.

Als Mitglied der Munizipalkommission hatte Herr Mauguin vortreffliche Ideen gehabt, die aber in Folge des Mißtrauens, welches er seinen Kollegen einflößte, gescheitert waren. Als Mitglied der Anklagekommission im Prozeß der Minister flößte er dasselbe Mißtrauen ein und stieß auf dieselben Hindernisse. In seinem Plane, viel Aufhebens zu machen, die Rolle der Kammer zu vergrößern, ihre Souveränetät Allen recht deutlich vor die Augen zu halten, wollten die Herren Madier von Montjau und Berenger bloß eine engherzige Berechnung persönlichen Ehrgeizes erblicken. Ohne die Absichten ihres Kollegen offen zu bekämpfen, ließen sie sich's angelegen sein, sie zu vereiteln.

Am Tag, wo die Kommissäre sich nach Vincennes begeben sollten, war Herr Mauguin sehr überrascht, bloß fünf oder sechs Gensdarmen als Geleite zu erblicken und nur zwei Wagen statt acht. Er drückte lebhaft sein Mißvergnügen darüber aus, allein es war zu spät. Herr Madier von Montjau trieb bei dieser Gelegenheit die Bescheidenheit so weit, daß er heimlich an den General Daumesnil, Gouverneur von Vincennes, geschrieben und

ihn ersucht hatte, den Kommissären einen äußerst einfachen Empfang zu bereiten. Als sie jedoch in den Schloßhof kamen, trafen sie die ganze Garnison in Schlachtordnung aufgestellt; man präsentirte vor ihnen das Gewehr, der Tambour schlug den Feldmarsch, und als Herr Madier von Montjau den Gouverneur bei Seite nahm und fragte, warum er sich nicht an die empfangenen Instruktionen gehalten habe, da antwortete der General Daumesnil: „das habe ich wohlweislich bleiben lassen. Liegt nicht heutzutage die Souveränetät in der Kammer?“ Diese Bemerkung erklärt zur Genüge den Widerwillen, womit hohe Personen damals alles ansahen, was die parlamentarische Souveränetät mit gar zu vielem Glanze hervorheben konnte.

Das Verhör der alten Minister war feierlich und mehr ernst als streng. Herr Mauguin allein legte Mitgefühl an den Tag. Er hatte früher von Herrn von Peyronnet eine Amnestie für französische Flüchtlinge in Spanien ausgewirkt. Er hatte Herrn von Guernon-Ranville gut gekannt und noch genauer Herrn von Chantelauze. Als dieser Letztere, bleich, krank, niedergedrückt, auf einmal vor ihn trat, da konnte er nicht umhin, ihm die Hand entgegenzustrecken, und brach in Thränen aus. Herr von Chantelauze schien sich wirklich unter dem Gewicht seines Unglücks zu beugen. Herr von Peyronnet dagegen entwickelte eine Zuversichtlichkeit, die nicht ohne Trotz war. Er erklärte seine Mitwirkung zu den Ordonnanzen durch seine absolute Ergebenheit gegen einen König, welcher ihn mit Wohlthaten überhäuft habe. Der Muth des Herrn von Guernon-Ranville war mit übler Laune vermischt. Herrn von Polignacs Haltung versetzte die Kommissäre in das höchste Staunen. Ruhig und beinahe lächelnd gab er sich das Ansehen, als betrachte er alles, was da vorgehe, als eine ziemlich witzlose Komödie. „Die Verantwortlichkeit der Minister,“ sagte er, ist bloß eine Folgerung aus der Unverletzbarkeit des Königs. Man hat die Unverletzbarkeit Karls X nicht respektirt, folglich haben seine Minister aufgehört, verantwortlich zu sein.“ Dies hieß dem Siege mit juristischen Spitzfindigkeiten entgegentreten wollen. Aber unter dem Schutz solcher Folgerungen eines Wahnes, der weder Karl I, noch Strafford gerettet hatte, glaubte sich Herr von Polignac unangreifbar. „Wann wird man mich in Freiheit setzen?“ wiederholte er unaufhörlich. Aber um das Gefängniß herum vernahm man unheildrohendes Geschrei.

Die Kommissäre ließen sich's angelegen sein, die Herbheit ihrer Sendung durch rücksichtvolles Benehmen zu mildern. Sie machten die Antworten der Exminister kurz ab, wenn sie kompromittirend wurden. Die Verhöre nahmen sehr häufig die Form von Unterhaltungen an, während welcher die Angeklagten die Bitterkeit ihrer Stellung vergessen konnten. Man brachte Erfrischungen. Das Gespräch verirrte sich auf unwichtige Gegenstände, und das Bild des Schaffots verschwand. Die Gefangenen hatten sich über ihre Ein-

zelhaft beklagt, und diese Klage wurde günstig aufgenommen. Herr Mauguin besonders zeigte sich geneigt, das Schicksal der Schuldigen zu lindern: Herr von Polignac verdankte ihm das Vergnügen eines Besuchs der Herzogin von Guiche.

Inzwischen war Ludwig Philipp in lebhafter Besorgniß wegen der Gefahr, welche die letzten Minister Karls X laufen konnten. Sie dem Henker überliefern, hieß der Revolution eine blutige Bürgschaft geben und zugleich die Könige noch mehr erbittern.

Der Konvent hatte Ludwig XVI hingestreckt, kalt, ohne Haß, ohne Zorn, wie man einem Prinzip zu Leibe geht. Eine furchtbare, aber tiefe Politik! Wohl wissend, was er von dem gegen ihn aufgeregten Hasse zu gewarten hatte, wollte der Konvent denselben unerbittlich, wüthend machen, damit dem durch Stürme dahingetriebenen Frankreich nur noch ein einziges Rettungsmittel bliebe, das mächtigste von allen: Die Verzweiflung.

Ludwig Philipp hatte unmittelbar nach seiner Thronbesteigung eine ganz entgegengesetzte Politik angenommen. Er kündigte es Europa an, indem er Herrn von Polignac und seine Kollegen rettete. Im Schloß wurde also der Plan gefaßt, den Kammern die Abschaffung der Todesstrafe vorzuschlagen, auf diese Art die Gemüther zur Nachsicht vorzubereiten, und den Urtheilsspruch den Pairs von Frankreich anzuvertauen, welche größtentheils Freunde der alten Minister waren.

Seit der Revolution war der Gang der Kriminaljustiz theilweise eingestellt gewesen. Obgleich sich in den Gefängnissen zum Tode verurtheilte Verbrecher befanden, so war doch die Bewegung der Guillotine in ganz Frankreich aufgehalten worden. Den starren Dupont von der Eure verdroß diese Abweichung von der Regel; er begriff nicht, wie man den Lauf des Gesetzes hemmen konnte. Aber so oft vom Schaffotte die Rede war, legte der König eine ungemeine Empfindsamkeit an den Tag. Als die Minister sich eines Tages für die Verwerfung eines Gnadengesuchs (es handelte sich um Vatermord) ausgesprochen hatten, hörte Herr Laffitte den Sohn des Philippe-Egalité rufen: „Mein Vater ist auf dem Schaffot gestorben!“ und bei diesen Worten war das Gesicht des Königs in Thränen gebadet.

Da das System, welches man für das geeignetste hielt, die Minister zu retten, im Rathe keinen Widerstand fand, so freute sich der König darüber wie über einen Sieg, den er seinem persönlichen Einfluß verdankte, und hoffte alles von der Willfährigkeit seiner Minister.

Die Abschaffung der Todesstrafe war in der Sitzung vom 17. August von Herrn Victor von Tracy beantragt worden. In der Sitzung vom 6. Oktober hatte Herr Beranger über diese Motion Bericht abgestattet und auf Vertagung angetragen. Zwei Tage nachher eröffnete sich die Diskussion. Nach Herrn von Tracy, welcher verlangte, sein Antrag solle angenommen

oder wenigstens ohne Aufschub geprüft werden, erhob sich Herr von Keratry, und da sehr viel daran lag, die Großmuth des Volkes, welches noch mächtig genug war, um geschont werden zu müssen, für die Rettung der gefangenen Minister zu interessiren, so rief der Redner stürmisch: „Meine Herren, Sie dürfen es wohl glauben, wenn es möglich wäre, in diesem Raume die Verwandten und Freunde der muthvollen Opfer des Juli zu versammeln und sie zu fragen: „Wollt ihr Blut um Blut? Sprecht!“ Die Jury würde schweigend zum Zeichen der Verneinung ihr Haupt schütteln und mit ihrem edlen Schmerz nach ihrem verlassenen Herde zurückkehren. Sollte ich mich darin täuschen, so würde ich die Manen der edlen Opfer selbst heraufbeschwören und sie auffordern, einen ihrer so unwürdigen Urtheilsspruch abzuändern; denn ich weiß, daß die Tapfern, welche für eine heilige Sache ihr Leben in die Schanze schlagen, nur während des Kampfes Blut vergießen.“ Bei diesen Worten erscholl lauter Beifall in der Versammlung. Herr von Keratry fährt fort und verlangt, die Kommission, deren Bericht man angehört hat, solle mit Abfassung eines Adresseentwurfes an den König beauftragt und die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen der Initiative des Monarchen anvertraut werden.

Herr von Lafayette erhebt sich seinerseits mitten in der aufmerksamen Versammlung: „Man hat Ihnen Vertagung vorgeschlagen,“ sagte er. „Ohne Zweifel haben diejenigen, welche dies verlangen, nicht das Unglück gehabt, ihre Familie, ihre Freunde, die ersten Bürger Frankreichs auf die Schaffotte schleppen zu sehen: sie haben nicht das Unglück gehabt, Unschuldige unter dem Vorwande des Fayetismus opfern zu sehen.“ Die Versammlung bedeckt Lafayette's hochgeehrte Stimme mit schallendem Beifall. Der Antrag auf eine Adresse an den König, bezweckend die Abschaffung der Todesstrafe in gewissen Fällen, wird von dem Siegelbewahrer unterstützt und die Verweisung an die Kommission einstimmig von der Kammer angenommen.

Nun war die Ungeduld der Gesetzgeber so groß, daß die aufgehobene Sitzung Abends acht Uhr wieder eröffnet wurde. Die Arbeit der Kommission war bereits fertig. Der Adreßentwurf, den Herr Berenger vorlas, schloß mit den Worten:

„Sire, die Kammer spricht für diese Reform die schleunige Initiative Eurer Majestät an. Zu viel Ruhm ist daran geknüpft, zu viele Vortheile müssen daraus entspringen, als daß die Nation dieselbe einem anderen als ihrem Könige verdanken möchte.“

Indem die Deputirten Ludwig Philipp diesen hohen Beweis von Ehrerbietigkeit gaben, dienten sie seiner Politik vortrefflich. Sie bewiesen Europa, daß der Sturz einer Dynastie der Kraft des monarchischen Prinzipes in Frankreich nichts genommen habe. Und indem sie von der anderen Seite die Rettung der Rathgeber Karl's X dem Willen seines Nachfolgers unter-

ordneten, verschafften sie diesem eine Gelegenheit, sich bei den fremden Souveränen zu empfehlen. Ob nun die Kammer die Bedeutung des Adreßentwurfes begriff oder gar keine Ahnung davon hatte, genug sie nahm ihn mit Entzücken auf. Nur der strenge Eusèbe von Salverte glaubte protestiren zu müssen. „So wird man also, um der trügerischen Stimme der Menschlichkeit Folge zu leisten, zu großen Verbrechern sagen müssen: „„Ihr habt unsere Köpfe gewollt, behaltet die eurigen. Gehet in's Ausland, um die Reichthümer zu genießen, die ihr aufgehäuft habt. Die Zeit wird ihrem Fluge folgen; die Leidenschaften werden ersterben; die öffentlichen Schmerzen und die Schmerzen der Einzelnen werden Beschwichtigung finden; man wird auf unseren Mauern nicht mehr die Geschichte unserer Unruhen lesen, welche Kugeln und Kartätschenhagel darin eingegraben haben. Dann wird das öffentliche Mitleid sich über die Langwierigkeit eurer Verbannung erheben; es wird verlangen, daß man ihm ein Ziel setze, und zum dritten, zum vierten Mal vielleicht werdet ihr euer Land wieder an den Rand des Abgrundes führen; vielleicht daß es euch dann gelingt, es hinabzustürzen!““ Indem er von den großen Verbrechern sprach, welchen die Philanthropie der Kammer zu Gute kommen sollte, hatte Herr Eusèbe von Salverte den Schleier zerrissen und eine lebhafte Bewegung in der Versammlung hervorgerufen; allein sie hatte bereits ihren Entschluß gefaßt: der Entwurf wurde mit einer unermeßlichen Majorität angenommen.

Der König antwortete der Deputation, welche ihm die Adresse überreichte: „Der Wunsch, den Sie aussprechen, lag schon lange in meinem Herzen.“ Und um die Wirkung zu schwächen, welche dieses offenbare Versprechen der Straflosigkeit für die Unterzeichner der Ordonnanzen bei dem Volke hervorbringen konnte, erschien am andern Tag Herr Guizot auf der Tribüne und sprach mit bewegter Stimme: „Meine Herren, es verlangte den König, wie auch Sie, durch eine gesetzgebende Maßregel den großen Akt der Nationalerkenntlichkeit zu sanktioniren, welche das Vaterland den Opfern unserer Revolution schuldig ist. Ich habe die Ehre, denselben ihnen vorzulegen. Meine Herren, unsere drei großen Tage haben mehr als 500 Waisen ihre Väter, mehr als 500 Wittwen ihre Männer, mehr als 300 Greisen die Zärtlichkeit und Pflege ihrer Kinder gekostet. 311 Bürger werden verstümmelt bleiben und unfähig, ihre Arbeit wieder aufzunehmen. 3,564 Verwundete werden auf kürzere oder längere Zeit untauglich sein.“

In dem Gesetzesentwurf, welcher auf diese Sterbeliste folgte, machte die Regierung den Antrag, den Wittwen der in den drei Tagen gestorbenen Bürger eine lebenslängliche jährliche Pension von 500 Franken zu bewilligen. Ihre Kinder sollten bis zum siebenten Jahre eine Summe von 250 Franken jährlich

beziehen; auch wurde ihnen die Wohlthat einer unentgeldlichen Erziehung zugesagt. Das Hotel der Invaliden ward den Verwundeten geöffnet.

Also sagte die Regierung: Ehre den Opfern! Keine Schaffote für die Schuldigen! Darin lag gewiß etwas Ritterliches und Erhabenes, wohl geeignet, ein Volk, wie das unsrige, zu rühren. Ueberdies waren in Folge eines, namentlich in Frankreich leicht zu steigernden Gefühles von Großmuth die Juliusverwundeten selbst die natürlichen Beschützer der Gefangenen von Vincennes geworden. Mehrere dieser muthvollen Bürger hatten eine Bittschrift gegen die Todesstrafe unterzeichnet. Einige von ihnen waren in die Kammer gekommen, um durch ihre Anwesenheit den Antrag des Herrn von Tracy zu unterstützen; und man hatte mit Rührung bemerkt, welches Interesse sie an der Erörterung zu nehmen schienen.

Die Regierung hatte sich also schon zumvoraus zu dem Ergebniß ihrer Gewandtheit Glück gewünscht. Aber es ist der Fehler jeder krummen Politik, daß sie zwar einige kleine Hindernisse zu beseitigen vermag, dagegen zu endlosen Verwickelungen führt. Was auch die meisten Schriftsteller der Bourgeoisie über den Gang sagen mochten, womit eine gnädige Politik die Revolution umgeben werde, das Volk ließ sich nicht täuschen. Als das Gerücht sich verbreitete, es handle sich um Abschaffung der Todesstrafe, und die gefangenen Minister sollen vom Pairshof abgeurtheilt werden, entstand auf allen Seiten große Aufregung. In den Werkstätten wurden die drohendsten Reden geführt.

Dahin hat man es also bringen wollen! Das Schaffot für die gemeinen Leute: für die vornehmen Herren Straflosigkeit! Wenn ein Unglücklicher durch das Uebermaß von Elend zum Morde getrieben wird, wenn er den schrecklichen Rathschlägen der Verzweiflung Gehör gibt, da kommt Niemand, um dem Henker seinen Kopf streitig zu machen; man würde sich des Mitleids schämen, das man seinem Verbrechen schenkt, welches, bevor es ein Verbrechen geworden, ein Unglück gewesen war. Aber lasset die Vornehmen, die Reichen, diejenigen, welchen das Schicksal von Nationen anvertraut ist, Tausende von menschlichen Wesen ihrem Stolze opfern, eine Stadt in Brand stecken, Brüder zwingen, sich gegenseitig zu erwürgen, und über Familien ewiges Herzeleid bringen — wenn die Stunde der Rache schlägt, dann spricht man von nichts als Verzeihung, dann umhüllt man das Wort Gnade mit einem Glorienschein, und das Gesetz verliert auf einmal seine Strenge und Starrheit! Man will, so heißt es, die Revolution sei rein, sie glänze durch Großmuth, wie sie durch Uneigennützigkeit und Muth geglänzt hat. Nun gut, so übertrage man das Geschäft, die Minister Karls X zu richten, nicht der Pairskammer, in welchen sie ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Verbündeten, vielleicht ihre Mitschuldigen haben, sondern

einer zu diesem furchtbaren Geschäft eigen gebildeten nationalen Jury, und diese Jury verurtheile sie, verurtheile sie zum Tode; denn, wenn sie diese Strafe nicht verdienen, so verdienen sie gar keine. Wenn dieses Urtheil gesprochen ist, dann appellire man an die Nachsicht des Volkes, und es mag auf dem Wege der Petition das Recht der Gnade ausüben. Es hat sich, Gott sei Dank! groß genug gezeigt, als es im unbeschränkten Besitze des öffentlichen Platzes sich zusammenzuhalten wußte, und die Besitzthümer der Reichen von Menschen bewacht wurden, denen man zu ihrem Schlafe nicht einmal immer die Stufen einer Kirche oder das Pflaster der Straßen gönnt. Aber nein. Diese Edelherzigkeit des Volkes, die man mit leeren Worten preist — in der That und Wahrheit verleumdet oder vielmehr fürchtet man sie. Man besorgt, das Volk möchte einen zu glorreichen Gebrauch von seinem Siege machen; seine Souveränetät möchte sich durch Tugend kund thun, nachdem sie sich durch Kraft bewährt hat. Will man die Minister im Interesse der Revolution retten, nun so wende man sich um Verzeihung für sie an diejenigen, welche die Revolution gemacht, nicht aber an diejenigen, welche sich ihr unterworfen haben.

Solche Reden verbreiteten allgemeine Aufregung. Das Volk fühlte sich gewissermaßen in seiner Würde gekränkt. Indem man die Sorge für seine Ehre einer unbeliebten und veralteten Macht übertrug, schien man es mit einem Mißtrauen zu behandeln, worüber es nach so vielen Beweisen von Mäßigung den gerechtesten Unmuth empfinden mußte. Eben so sehr war bei ihm das Gefühl der Gleichheit verletzt durch dieses augenscheinliche Zusammenwirken aller Gewalten zu Gunsten von Leuten, welche Klassen angehörten, die diesen Gewalten Kandidaten oder Stützen lieferten.

Die Gährung wuchs von Tag zu Tag. Bald werden aufrührerische Plakate an verschiedenen Gegenden der Stadt angeschlagen; Drohungen bedecken die Pallisaden des Luxembourg. Am 18. Oktober, während Banden vom Pantheon abgehen und andere unter dem Gesang der Parisienne die Straße Saint-Honoré durchziehen, wendet sich eine Kolonne nach dem Palais-Royal, eine Fahne schwingend, auf welcher man den Wunsch liest: „Tod den Ministern!“ Die Thore des Gartens werden sogleich geschlossen; die Nationalgarde eilt herzu. Zurückgedrängt, schlägt die Menge den Weg nach Vincennes ein; das Geschrei: Tod den Ministern! erfüllt die Lüfte. Der General Daumesnil kommt aus dem Schlosse, um die erbitterten Haufen aufzuhalten, und droht ihnen, das Gefängniß in die Luft zu sprengen, wenn sie sich weiter vorwärts wagen. Endlich kehren sie um, ziehen aber mit einem Trommler an der Spitze unter noch lauterem Geschrei nach dem Palais-Royal zurück. Der Ministerrath war gerade versammelt. Der König ging auf der Ter-

rasse mit Herrn Odilon-Barrot spazieren. „Es lebe Barrot!“ rief man vom Platze herauf. Da drehte sich der Fürst gegen den Präfekten der Seine um und sagte mit einem zweifelhaften Lächeln: „Ich habe seiner Zeit auch rufen hören: „Es lebe Petion!“

Die Garde zeigte eine feste Haltung; die Aufrührer liefen auseinander. Gleichwohl war in der Hauptstadt eine vage Unruhe zurückgeblieben, die neue Stürme weissagte.

Tags darauf begab sich der König in Nationalgardenuniform, begleitet von seinem ältesten Sohne sowie den Generalen Lafayette und Gerard, in den Hof des Palais-Royal hinab, um den bewaffneten Bürgern, die er seine Kameraden nannte, für ihre Wachsamkeit zu danken. Solche auffallende Schritte knüpften die Sache der Bourgeoisie immer mehr an die des Königthums; aber das Volk faßte Argwohn, es gewöhnte sich daran, alles, was Macht und Reichthum heißt, in dasselbe Mißtrauen einzuschließen.

Ueberdies wurden ihm Beschimpfungen nicht erspart von vielen dieser Liberalen der Restauration, deren Kampf es so tapfer geführt hatte. Sie nannten den Versuch auf Vincennes einen 2. September, begonnen gegen vier Menschen. Sie deklamirten über die Bluttrunkenheit, welche noch unwiderstehlicher sei, als die Trunkenheit vom Weine, und verwünschten alle unruhigen Bewegungen, indem sie bereits diejenigen vergaßen, welche sie im Monat Juli selbst hervorgerufen, aufgemuthigt und mit Beifall begrüßt hatten. „Drei Jahre lang,“ rief das Journal des Debats, „hat sich die Demokratie mit Metzeleien gemästet; drei Jahre lang hat sie das Blut der Guillotine geleckt.“ Sodann erinnert es, wie diese selbe Demokratie, unter den Fuß eines Soldaten gebeugt, in der Sklaverei ihre Freiheitsorgien habe ausschlafen müssen.

Diejenigen, welche das Gefühl der Erkenntlichkeit verloren hatten, aber gleichwohl noch einige Scham besaßen, zogen den Vortheil, das Volk zu verunreinigen, dem Vergnügen vor, es zu höhnen. Mittelst einer Taktik, die zu bekannt ist, um auf das Prädikat „gewandt“ Anspruch machen zu können, wünschten sie den Julikämpfern, dem wahren, eigentlichen Volke, Glück, daß es gegen die Unruhestifter nur Verachtung hege, setzten also den Unterschied, welchen sie schaffen wollten, als schon bestehend voraus.

Andere schoben das Uebel auf die Volksgesellschaften. „Feurige Herde,“ sagten sie, „auf denen sich alle beschäftigungslosen Leidenschaften härten.“ Aber bei den Unruhen, welche der Prozeß der Minister verursachte, spielten die Volksgesellschaften keine Rolle. Ihre Mitglieder waren selbst über die Frage der Todesstrafe uneinig. Als zum Beispiel in der Gesellschaft der Volksfreunde ein Advokat die Versammlung zu einer für die Gefangenen von Vincennes drohenden Demonstration aufgefordert, hatte eines

der einflußreichsten Mitglieder des Klubs, Herr Roche, mit der äußersten Lebhaftigkeit gegen solche Tendenzen protestirt, und die Versammlung war auseinander gegangen, ohne zu einem Beschlusse zu kommen.

Wenn die Anarchie in der Nation stattfindet, so kann es nicht wohl fehlen, daß sie sich auch auf die Regierung ausdehnt. Das erschreckte Ministerium hatte durch den Moniteur angekündet, die gänzliche und unmittelbare Abschaffung der Todesstrafe erscheine ihm nicht möglich, und es gehöre Zeit und eine langwierige Arbeit dazu, um sie auf diejenigen Fälle allein zu beschränken, in welchen die Nothwendigkeit sie gesetzlich mache. Und in dieser Zwischenzeit erließ der Präfekt der Seine eine Proklamation an das Volk, worin er über die Begünstiger von Unruhen einen kräftigen Tadel aussprach, zugleich aber die Adresse, welche die Kammer dem Könige überreicht hatte, als ungeschickt bezeichnete.

Diese Proklamation brachte am Hofe einen tiefen Ingrimm hervor. Man ertrug allda Herrn Odilon-Barrot schon lange mit schlecht verstellter Ungeduld. Nicht als ob sein Liberalismus sich im Grunde der Dinge von dem der Herren von Broglie und Guizot unterschieden hätte, aber man konnte ihm seine hoch herabsehende Rechtschaffenheit, seine Ansprüche auf Unabhängigkeit, und vor allem seine Verachtung gegen die Höflinge nicht verzeihen. Seine Absetzung ward beschlossen.

Herr Odilon-Barrot hatte am General Lafayette einen Freund. Herr Dupont von der Eure hielt ihn für unumgänglich nothwendig. Selbst Herr Laffitte lieh ihm einen aufrichtigen und unverzagten Schutz gegen die Doktrinäre. Als man im Schlosse ernstlich davon sprach, dem Präfekten der Seine einen Nachfolger zu geben, zeigte sich der Siegelbewahrer bereit, seine Entlassung anzubieten. Desgleichen verhielt es sich mit dem General Lafayette.

Die Lage war kritisch. Es kam den König hart an, nachzugeben. Auf der andern Seite setzte er sich furchtbaren Gefahren aus, wenn er sich inmitten der stärksten Volksgährung von zwei Männern trennte, welche allein den neuen Thron moralisch zu schützen vermochten. Herr Sebastiani trat in's Mittel. Sein Leben und alle seine Gedanken gehörten auf gleiche Weise dem Könige an: er erbot sich zu dem Versuch, Herrn Odilon-Barrot zu einem freiwilligen Rücktritt zu veranlassen. Aber Dupont von der Eure und Lafayette sprachen sich nachdrücklich gegen den Zweck eines solchen Schrittes und das von Herrn Sebastiani gehoffte Resultat aus. Abends wurde Ministerrath gehalten.

Zwischen dem Siegelbewahrer und seinen Kollegen herrschte bereits die Kälte, welche Spaltungen ankündigt, die auf ihrer äußersten Grenze angelangt sind. Der König wurde erwartet. Er erscheint, und Herr Dupont von der Eure bemerkt mit Ueberraschung die Zufriedenheit, die sich auf sei-

nem Gesichte kund gibt. Ludwig Philipp verkündet wirklich, der Rücktritt des Seinepräfekten sei entschieden, und Herr von Lafayette sei damit einverstanden. „Herr von Lafayette, Sire!“ sagte jetzt Dupont von der Eure. „Eure Majestät täuschten sich gewiß.“ — „Ich habe es gehört, mein Herr.“ — „Erlauben Sie mir, Sire, an einen Irrthum von Ihrer Seite zu glauben. Herr von Lafayette hat gegen mich eine ganz andere Sprache geführt, und ich halte den General nicht für fähig, sich so sehr zu widersprechen.“ Der König war feuerroth. „Im Uebrigen,“ fährt der Siegelbewahrer festen Tones fort, „lassen Sie uns bloß von dem sprechen, was mich betrifft. Wenn Herr Odilon-Barrot sich zurückzieht, so wiederhole ich gegen Eure Majestät die Bitte, meine Entlassung anzunehmen.“ – „Aber Sie haben doch heute früh geradezu das Gegentheil gesagt.“ — „Ich, Sire! Diesmal versichere ich, daß Sie im Irrthum sind.“ — „Wie, mein Herr, Sie strafen mich Lügen? Alle Welt soll erfahren, daß Sie mir nicht Wort gehalten haben.“ — „Sire,“ antwortete Herr Dupont von der Eure mit Würde, „wenn der König Ja gesagt haben wird, und Dupont von der Eure wird Nein sagen, so weiß ich nicht, welchem von beiden Frankreich glauben wird.“

Diese seltsame Szene hatte die Minister in eine unaussprechliche Unruhe versetzt. Der König war auf's Aeußerste angegriffen. Der Siegelbewahrer hatte sich erhoben und stand im Begriff, das Zimmer zu verlassen. Da geht plötzlich der Herzog von Orleans, welcher der Sitzung anwohnt, auf Herrn Dupont von der Eure zu, ergreift ihn bei den Händen und führt ihn zu dem Könige mit den Worten: „Herr Dupont ist ein ehrlicher Mann, Vater; es kann hier bloß von einem Mißverständnisse die Rede sein.“ Der König wird weich und umarmt seinen Minister, der, gleichfalls gerührt, sich herbeiläßt, eine Gewalt beizubehalten, deren Besitz noch nicht ohne Gefahr ist.

Was Herren von Broglie, Guizot, Molé, Casimir Perier, Dupin und Bignon betrifft, so fühlten sie wohl, daß sie schlechterdings nicht nach ihrem eigenen Sinne regieren konnten, so lange sie Herrn von Lafayette über, Herrn Dupont von der Eure neben, und Herrn Odilon-Barrot unmittelbar unter sich hätten. Sie faßten daher den Beschluß, sich für den Augenblick von den Geschäften zurückzuziehen.

Der König hätte gern alle seine Minister beibehalten: die einen, weil ihre Popularität ihm gestattete, einem Prozesse Trotz zu bieten, die andern, weil sie auf seine Wünsche eingingen und seinen Absichten eine unbedingte Mitwirkung liehen. Um also Harmonie in den Rath zurückzuführen, wandte er sich an die Ergebenheit des Herrn Laffitte, über welchen er in dieser Epoche eine unüberwindliche Herrschaft ausübte. Herr Laffitte bot wirklich Alles auf, um Herrn Dupont von der Eure und die Doktrinäre zu

versöhnen; aber seine Bemühungen scheiterten an der Unbeugsamkeit des einen und dem eifersüchtigen Stolze der andern: es mußte ein neues Kabinet gebildet werden.

Die Schwierigkeiten waren groß. Im Hintergrunde drohte der Aufruhr; es hatte sich, so zu sagen, in der Luft jene fieberhafte Aufregung verbreitet, aus welcher die Revolutionen hervorgehen; Niemand wagte es, vorherzusehen, welchen Preis die Ereignisse auf die Errettung der Gefangenen zu Vincennes setzen würden. Wenn die Gewalt nur noch in der Ehre besteht, hoch herabzufallen, dann sind die Kandidaten dünn gesäet. Die Portefeuilles wurden beinahe, ehe sie noch angeboten waren, schon ausgeschlagen. Es gab einen Augenblick, wo Ludwig Philipp fürchten konnte, es möchte öde und leer um seinen Thron werden.

In der That schien dieser Thron damals über einem Abgrunde zu schweben. Aus der neu erwachenden Freude der Ueberwundenen konnte man auf die Tiefe des öffentlichen Unglücks schließen. Ihre Journale hatten mit unbarmherziger Genauigkeit die neuerlichen Bankrotte aufgezählt. Sie hatten ironisch gefragt, warum denn das größte Haus in Bordeaux seine Zahlungen eingestellt; warum Herr Vassal, der die Revolution mit freudigem Händeklatschen begrüßt, sich zu einem ähnlichen Nothschritte genöthigt sehe; warum selbst Herrn Laffitte's Kredit zu wanken beginne.

Dann kamen die Republikaner, deren Anklagen noch weit größere Bedeutung hatten. Das erste Bedürfniß des Volkes war, zu leben. Nun gut, was sah man über diesem Volke, dem es an Brot mangelte? Minister, die sich mit Aemtervertheilungen beschäftigten. Es war Zeit, der Schmach dieser Gleichgültigkeit ein Ende zu machen. Und sie erinnerten, daß im Departement Tarn, sowie in dem von Seine-et-Oise, Aufstände ausgebrochen; daß auf dem letzten Markte von Corbeil die Gemüther durch die Furcht vor einer Theurung beunruhigt worden; daß in beinahe fünfzig Departements die indirekten Steuern entweder gar nicht oder nur mit Gewalt hatten eingetrieben werden können; daß man in Bordeaux Kanonen hatte aufpflanzen müssen, um die Menge im Zaume zu halten.

Betäubt von diesen Angriffen, welche durch traurige Wirklichkeiten eine unwiderstehliche Kraft erhielten, wagten es die Anhänger der neu eingesetzten Ordnung nicht, zu viel an ihrem Grunde zu graben, um nicht die Keime einer sozialen Revolution vorzufinden. Jetzt erhoben sie die Augen zur Gewalt und sprachen von einer Veränderung der Personen in einem Augenblicke, wo man, um die Wunden der Nation zu heilen, mit Muth und Uneigennützigkeit an eine Aenderung der Dinge hätte gehen müssen. Aber je dringender sich die Nothwendigkeit einer kraftvollen und mit der

Initiative begabten Regierung herausstellte, um so verzagter schwankten die Ehrsüchtigen.

Also die Begeisterung erloschen, das Volk mißvergnügt und gehöhnt, der Handel stockend, die Arbeit, dieses Leben des Armen, in ihrer Quelle vertrocknet, die Parteien in Wahnsinn auf Trümmern sich bekämpfend, die Nationalgarde von allen denjenigen, welche sie aus ihrer Mitte ausgeschlossen hatte und nunmehr bedrohte, prätorianische Garde genannt, die Nation ungewiß über den Verlauf der Schaffotfrage, die Kammer öffentlich von einem Beamten gehofmeistert, welcher von der Majorität der Minister selbst getadelt wurde, die Hierarchie zerstört, die Gewalt auf gut Glück hin- und herschwankend — das war die seltsam furchtbare Lage, welche eine zweimonatliche Regierung geschaffen: die Unmacht im Chaos.

Auch hier wiederum bot Herr Laffitte dem Könige die Unterstützung einer in allen Proben bewährten Ergebenheit an. Er nahm es auf sich, die Elemente eines Ministeriums zu vereinigen, und er war aufrichtig in den Beweisen von Zuneigung, die er dem Könige gab. Statt seinen Eifer zu ermüden, rührte ihn das Vertrauen, womit er angerufen wurde, bis zu Thränen. Ihm hatte man es zu verdanken, daß das neue Ministerium möglich, und am 2. November folgende Liste aufgesetzt wurde: Laffitte, Präsident des Raths und Finanzminister; Maison, Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Dupont von der Eure, Justizminister; Montalivet, Minister des Innern; Gerard, des Kriegs; Sebastiani, der Marine; Merilhou, Kultminister.

Der König, der sich seit zwei Tagen vergebens angestrengt, eine Unruhe zu verheimlichen, welche seine Familie mit ihm theilte, der König machte jetzt seiner ganzen Freude Luft. Die Herren Sebastiani und Montalivet waren nicht bloß seinem Glücke, nicht bloß seiner Politik, sondern auch seiner Person ergeben. Er vermochte Alles über die Generale Gerard und Maison, weil sie beschränkten Geistes waren, und über Herrn Merilhou, weil er ein gemeines Herz hatte. Man weiß, unter welchem zauberhaften Einflusse Herr Laffitte damals lebte. Nur Herr Dupon von der Eure war ein unbequemer Aufseher; aber seine unverholene Abneigung gegen den Besitz der Gewalt eröffnete dem Hofe die angenehme Aussicht, sich seiner Tugend entledigen zu können, sobald er aufhören würde, nothwendig zu sein.

Es hatte sich seit langer Zeit in die politische Sprache ein Wort eingeführt, das Jedermann gebrauchte, obgleich Niemand im Stande war, es zu definiren, selbst diejenigen nicht, auf die man es anwandte. Man hatte Herrn von Broglie, Herrn Guizot und ihre Freunde Doktrinäre genannt. Diese Benennung, welche ihnen die Wichtigkeit einer Sekte bei-

legte, hatte ihrem Stolze geschmeichelt, und sie hatten sie angenommen, während ihre Feinde sich derselben bedienten, um die lebhaftesten Gehässigkeiten gegen sie zu erwecken. Mit sinnleeren Worten verführt oder erbittert man die Menschen.

Im Grunde bildeten die Doktrinäre keine Schule: ihre Philosophie war diejenige, welche das achtzehnte Jahrhundert gepredigt hatte. In der Staatsökonomie gingen sie nicht über die engherzigen, grausamen Grundsätze des Gewährenlassens, der unbegrenzten Konkurrenz, des individuellen Kredits hinaus, deren Formel Jean-Baptiste Say mit vieler Gewandtheit zur Geltung gebracht hatte. Ihre Politik bestand ganz und gar in dem englischen Konstitutionalismus, welcher von der konstituirenden Versammlung versucht, in der Charte Ludwigs XVIII angewandt und von Benjamin Constant popularisirt worden war. Sie hatten also nichts Neues in die Gesellschaft gebracht. Sie bekannten sich zu keinen andern Grundsätzen, als zu denen, welche in Frankreich das Uebergwicht der Bourgeoisie gegründet hatten: Grundsätzen, die sie mit Herrn Laffitte, Dupont von der Eure, Lafayette und all den Männern gemein hatten, die man zu ihren Gegnern machte.

Allerdings fand zwischen ihnen und diesen angeblichen Gegnern ihrer Lehren ein Unterschied statt, allein er ging nicht bis auf den Grund, und die Parteien vergrößerten ihn ohne Gebühr, weniger aus Berechnung als aus Unwissenheit. Mit gleicher Besorgniß vor allem, was geeignet gewesen wäre, die Vorgänge von 1789 zu schwächen, glaubten die Einen, wie Herr Laffitte, dieselben stark genug, daß man sich ohne Gefahr der Bewegung der Geister und der Dinge hingeben könne; die Andern dagegen hatten die Anmaßung, diese Bewegung abkühlen zu wollen. In der Würdigung der Mittel war man verschiedener Ansicht, aber es fand weder in Beziehung auf den Zweck ein Widerspruch, noch in Beziehung auf die Grundsätze eine Verschiedenheit statt.

Man darf sogar behaupten, die Doktrinäre haben durch Annahme einer Politik des Zögerns und Mißtrauens, dieser konservatorischen Liebhaberei, welche der höhere Bürgerstand bis zum Wahnsinn zu treiben im Begriffe war, weit besser entsprochen. Die Abneigung gegen sie bei der Mittelklasse, deren Interessen und Leidenschaften sie so gut vertraten, konnte also nicht von der Natur ihrer Politik herrühren, sie entstand aus ihren persönlichen Fehlern, aus ihrer hochmüthigen Ernsthaftigkeit. Bei ihnen war es der Stolz, was die Schule machte.

Auch wurde die Nachricht von ihrer Niederlage von den meisten Journalen günstig aufgenommen, indem die Presse nur von Bewegung und Freiheit leben kann. Aber in der Kammer, der eifersüchtigen Führerin der In-

teressen des Bürgerstandes, war der Eindruck geradezu umgekehrt, und man griff gierig nach einer Gelegenheit, sich zu erklären.

Der Kampf begann beinahe unmittelbar nach Einsetzung des neuen Ministeriums aus Veranlassung eines Antrages des Herrn Bavour in Betreff der Journale und periodischen Schriften. Herr von Tracy verlangte, die Kaution für die Journale solle aufgehoben werden; Herr Guizot erklärte, nach seiner Ansicht müsse man die Kaution beibehalten, indem sie eine Bürgschaft sei, welche zu beweisen habe, daß die Unternehmer eines Journals einer gewissen Klasse der Gesellschaft angehören. Diese, in einem Augenblicke, wo die Erinnerung an die vom Volke in den Julitagen gespielte Rolle noch so frisch war, unbegreifliche Sprache wird von der Mehrheit der Kammer beifällig aufgenommen. Der Aenderungsantrag des Herrn von Tracy wird verworfen. Vergebens verlangt Herr Bavour Herabsetzung der Kaution auf den vierten Theil; vergebens schlägt Herr Barthe seinen Kollegen vor, die durch die Ordonnanz von 1816 den Journalen auferlegte Stempelgebühr aufzuheben; alle diese Vorschläge werden mit einer Art systematischen Zornes verworfen. Die Kammer erklärte sich in offenem Kriege gegen die Presse, und während dieser Zeit bereiteten diejenigen Mitglieder des Ministeriums, die so eben unterlegen waren, ihre Rache vor.

Die Wirkung, welche diese Verhandlung hervorbrachte, war merkwürdig. Geradezu angegriffen, entfesselte sich die Presse gegen die Deputirten, und am 9. November kam die Kammer inmitten einer allgemeinen Aufregung zusammen.

Man erwartete heftige Worte, und diese Erwartung wurde nicht getäuscht. Herr Guizot war auf der Tribüne erschienen; er begann mit den Worten: „Meine Herren, ich komme, um einige allgemeine Behauptungen zurückzuweisen, welche sich nicht auf die Frage, die uns beschäftigt, sondern auf das Ganze der Lage, sowie auf das Benehmen beziehen, das ich beobachtet, so lange ich die Ehre hatte, im Rathe des Königs zu sitzen.“ Hört! hört! murmelte man in den verschiedenen Theilen des Saales. Jetzt klagt Herr Guizot mit der ganzen Galle seiner beleidigten Seele seine Gegner an, sie haben den Sinn der Julirevolution nicht begriffen. „Was ist der Charakter dieser Revolution?“ sagt er. „Sie hat eine Dynastie geändert. Sie hat sich in der möglichsten Nähe eine andere dafür gesucht, und der öffentliche Instinkt ist es, der das Land getrieben hat, diese Veränderung auf die engsten Grenzen zu beschränken.“ Bei diesen Worten bemächtigt sich eine Bewegung des Unwillens der äußersten Linken. Die übrige Versammlung ist ruhig und scheint den Worten des Redners Beifall zu geben. Herr Guizot macht sofort seinen Kollegen von gestern, die er bezeichnet, ohne sie zu nennen, den Vorwurf, sie haben neue Institutionen aus der Revolution hervorgehen lassen

wollen. „Nun gut, meine Freunde und ich, wir haben uns geweigert, die Revolution auf diese Weise fortzusetzen.“ Aus der Aufregung, welche diese Worte hervorbrachten, konnte der Redner schließen, daß er die Leidenschaften der Versammlung aussprach. Als er vollends hinzufügte: „Wir glauben, nicht nur dem ursprünglichen Charakter der Revolution, sondern auch der wirklichen und aufrichtigen Meinung, sowie den Interessen Frankreichs getreu gewesen zu sein,“ da rief man von allen Seiten: „ja, ja!“

„Ich ehre die Republik, meine Herren,“ fährt der Redner fort; „sie ist eine Regierungsform, die auf edeln Grundsätzen ruht, edle Gefühle, großherzige Gedanken in der Seele hervorruft. Und wenn es mir erlaubt wäre, es zu sagen, so würde ich hier die Worte wiederholen, welche Tacitus dem alten Galba in den Mund legt: „Wenn die Republik wieder hergestellt werden könnte, so wären wir würdig, daß sie durch uns anfinge.“ Aber Frankreich ist nicht republikanisch; man müßte seinen Ueberzeugungen Gewalt anthun, um diese Regierungsform hier einzuführen — — — Ich respektire die Theorieen, weil sie die Arbeit der menschlichen Vernunft sind; ich ehre die Leidenschaften, weil sie eine große und schöne Rolle in der Menschheit spielen; aber mit Kräften dieser Art gründet man keine Regierungen.“

Tiefe Bewegung herrschte, als Herr Guizot von der Tribüne herabstieg. Eine große Menge Deputirter hielt den Redner im Gange auf, um ihn zu beglückwünschen und ihm die Hände zu drücken. Unbeweglich auf ihrer Bank waren die neuen Minister stillschweigende Zeugen dieser hohnvollen Ovation.

Herr Odilon-Barrot erhob sich. Er war neu in der Kammer. Er erklärte, nach seiner Ansicht müsse sich die Regierung auf die Mittelklasse stützen, weil es „die Mittelklasse sei, die eigentlich die Nation bilde“. Diese Grundsätze unterschieden sich wenig von denjenigen, für deren Triumph Herr Guizot und seine Freunde arbeiteten; aber die persönlichen Antipathien und ehrgeizigen Tendenzen kleinlicher Natur fanden eine Nahrung in solchen eitlen Streitereien, für welche sich jenes zahlreiche Publikum entflammte, das bloß die Farbe und Oberfläche der menschlichen Dinge sieht.

Am andern Tag, den 10. November, sprach Herr Laffitte, Ministerpräsident, folgende Worte auf der Tribüne: „Als Mitglieder der alten und der neuen Verwaltung haben wir uns über unsere Absichten und unser Benehmen zu erklären; wir wollen kurz und deutlich sein — — Jeder im Rathe wußte und glaubte, daß die Freiheit mit Ordnung gepaart sein muß, daß die fortwährende Vollziehung der Gesetze bis zu ihrer Reformation unumgänglich nothwendig ist, wenn nicht Verwirrung entstehen soll. Jeder war voll von den Erfahrungen, welche die Revolution von 1789 der Welt vermacht hat. Jeder wußte, daß die Revolution von 1830 in einem gewissen Maß erhal-

ten werden, daß man Europa mit ihr aussöhnen mußte, indem man eine haltungsvolle Mäßigung mit Würde paarte; über alle diese Punkte war man einig, weil nur kluge verständige Männer im Rathe saßen. Aber über die Art, die Revolution von 1830 zu würdigen und zu lenken, dachte man nicht gleich; man glaubte nicht allgemein, daß sie so bald in Anarchie ausarten werde, daß man sich so bald gegen sie verwahren und ihr mit Mißtrauen und Feindseligkeit begegnen müsse; abgesehen von dieser allgemeinen Stimmung aber fand in Betreff der Grundsätze des Systems kein Meinungszwiespalt statt, welcher die Mitglieder des letzten Kabinets getrennt hätte."

Diese Erklärung war vollkommen aufrichtig, aufrichtiger vielleicht, als Herr Laffitte selbst dachte; allein Niemand glaubte daran. Die ungestümsten Anhänger des neuen Kabinets machten Herrn Laffitte Vorwürfe, er habe seine alten Kollegen zu sehr geschont und eine augenscheinlich unmögliche Verwandtschaft zwischen ihren Lehren und den seinigen aufgestellt.

In diesem Kreise von Mißverständnissen drehte sich die Politik. Die siegreiche Bourgeoisie fand ein armseliges Vergnügen darin, sich zu veruneinigen. Man schlug sich mit Worten, als wollte man um so gewisser vergessen, daß im Grunde der Dinge der Keim eines ernstlichen Krieges lag. Was das Volk betrifft, so war es von Finsterniß umhüllt und hörte all diesen Lärm eingebildeter Schlachten nur aus der Ferne, ohne dadurch aufgeregt zu werden, ohne ihn zu begreifen. Alle seine Gedanken waren darauf gerichtet, daß den Ministern Karls X nicht das Vorrecht der Straflosigkeit zu Theil werde.

Man wußte dies bei Hofe recht gut, und Dupont von der Eure wurde daselbst mit unendlichen Rücksichten behandelt. Man hatte inzwischen nicht vergessen, daß er bei Uebernahme des Ministeriums die zwanzigtausend Franken Einsetzungskosten ausgeschlagen hatte, zu deren Annahme ihm der Baron Louis dringend rieth. Eine sehr natürliche Weigerung, da diese Art Gehalt nicht von der Kammer beschlossen worden war, und er sich also durch Annahme derselben einer Ueberschreitung seiner Amtsgewalt schuldig gemacht hätte. Aber die Kollegen des Herrn Dupont von der Eure hatten solche Bedenklichkeiten, welche sie nicht theilten, als eine Beleidigung betrachtet. Seitdem war der Patriotismus des unbestechlichen Ministers von Tag zu Tag finsterer geworden. Unerbittlich in seiner Tugend, hatte er dem König Beamte aufgenöthigt, welche der König nur durch Prozesse kannte, die er gegen sie verloren. Unzugänglich jeder persönlichen Rücksicht, ja selbst den Verlockungen der Freundschaft, hatte man ihn neuerdings in voller Kammer sich gegen eine Maßregel erheben sehen, für welche Herr Laffitte sich unmittelbar vor-

her ausgesprochen hatte.*) Nun gut, trotz all dem begegnete man Herrn Dupont von der Eure auf's Zuvorkommendste. Man vereitelte seine Rauheit durch schmeichlerisches Freundlichthun, und man gab sich die angelegentlichste Mühe, seinen Puritanismus etwas abzuschleifen.

Herrn von Lafayette zu gewinnen, hatte es weniger Anstrengung gekostet, da seine Eitelkeit ihn zum Sklaven eines jeden machte, der sich unter seine Allmacht zu beugen oder sie auch nur anzuerkennen schien. Im Uebrigen ging diese Eitelkeit bei ihm so unzertrennlich mit edlen Instinkten Hand in Hand, daß man sicher sein konnte, ihn zu beherrschen, sobald man nur eine ehrenhafte Handlung auf sein Wohlgefallen wirken ließ. Auch hatte man ihm mit verbindlicher Zuvorkommenheit die Begnadigung mehrerer Bürger bewilligt, welche von der Politik der Restauration hart getroffen worden waren. Es war ein schöner Tag für den alten General, als er im Schlosse die Thüren des königlichen Gemaches sich öffnen sah, nachdem der dienstthuende Thürhüter mit feierlicher Stimme verkündigt hatte: „die Herren politischen Verurtheilten!“ Man begreift, wie leicht es war, aus diesen edlen Kindereien des Herrn von Lafayette Nutzen zu ziehen. Der Antheil, welchen er an der Rettung der Gefangenen von Vincennes nehmen würde, war keinen Augenblick zweifelhaft. Er hatte überdies eine Privatursache, zu wünschen, daß das Leben der Minister Karls X geschont werde. Herr von Polignac hatte ihn geächtet, und es war gewiß eine verzeihliche List seiner Eigenliebe, wenn er sich an seinem Feinde dadurch rächen wollte, daß er ihn rettete.

Auf diese Art der Mitwirkung Dupont's von der Eure und Lafayette's versichert, sah der Hof mit weniger Schreck den verhängnißvollen Augenblick nahen. Man ging so weit, daran zu denken, daß es vielleicht gut wäre, wenn man den Volksleidenschaften Gelegenheit böte, sich durch einen Ausbruch zu erschöpfen. Die Julirevolution hatte der Menge ein unbestimmtes Bedürfniß nach Unruhen mitgetheilt, das nicht von selbst erlöschen konnte. Stand nicht zu befürchten, das Volk möchte seine Thatkraft auf ernstere Gegenstände richten, statt mit der ganzen Aufbietung derselben bloß vier Köpfe zu verlangen — ein machtloser Wunsch, weil er der Großmuth ermangelte?

Was den Eindruck betrifft, welchen Unruhen dieser Art in Europa hervorbringen würden, so hielt man es bei Hof für weniger wesentlich, ihnen zuvorzukommen, als sie zu überwältigen. Je heftiger der Aufruhr war, um so verdienstlicher mußte die Erdrückung desselben in den Augen der Könige

*) Herr Laffitte verlangte in einem rein finanziellen Interesse, daß die lästige Stempelgebühr für die Journale beibehalten werden solle.

sein. Dann hatte man doch Muth und Kraft entwickelt. Im Uebrigen vereinigten sich, wie man aus dem Benehmen gegen Belgien sehen wird, alle Gedanken des Hofs in dem Wunsche, das Wohlwollen der Engländer zu gewinnen.

Fünftes Kapitel.

Aeußere Politik Frankreichs; ihr Prinzip. — Neuer Wiener Kongreß. — Herr Gendebien in Paris. — Fragen des Herrn Mauguin an die Minister; Rede des Herrn Bignon; Eindruck, welchen sie hervorbringt. — Belgischer Kongreß; seine Physiognomie; Unabhängigkeit Belgiens ausgesprochen. — Protokoll vom 20. November; Protestation des Herrn Falck; Protestation des Königs Wilhelm. — Die Luxemburger Frage; Rolle des Herrn von Talleyrand in London. — Herrn Laffittes Liebe zu dem Könige erleidet einen heftigen Stoß; bei welcher Gelegenheit; eigenthümlicher Brief. — Ministerielle Mittheilung an die Kammer; charakteristische Details. — Das Prinzip der Nichteinschreitung feierlich vom Präsidenten des Raths ausgesprochen; Sensation in Europa. — Verschwörung in Polen; Wysocki, Zaliwski und ihre Genossen; der Großfürst, sein Porträt, seine Sicherheit. — Nacht vom 29. November in Warschau. — Chlopicki an der Spitze der Gewalt; seine durchgängige Unfähigkeit. — Flucht Konstantins. — Begeisterung der Polen; die Klubs. — Bangigkeit Chlopicki's; seine Gewaltthätigkeit bei aller Schwäche; er bemächtigt sich der Diktatur. — Künftiges Königthum Czartoryski's. — Die Doktrinäre von Warschau. — Lubecki reist nach St. Petersburg. — Was Frankreich für Polen vermochte und seine Sympathien. — Seltsame Unterredung zwischen Herrn Biernacki und dem französischen Konsul in Warschau, Herrn Durand. — Polen preisgegeben.

Am 2. November, dem Tag der Eröffnung seines neuen Parlaments, sprach sich der König von Großbrittanien, nachdem er sich zur Entwickelung der Pariser Revolution Glück gewünscht, folgendermaßen über die Revolution von Brüssel aus: „Ich habe mit tiefem Bedauern den Stand der Angelegenheiten in den Niederlanden vernommen. Ich beklage, daß die aufgeklärte Verwaltung des Königs seine Staaten nicht vor Empörung zu verwahren vermochte.“

Als zwei Tage nachher Herr Van de Weyer mit einem Auftrag seiner Kollegen nach London kam, erklärten ihm die Lords Aberdeen und Wellington einer um den andern, England sei fest entschlossen, den Anschluß Belgiens an Frankreich weder direkt noch indirekt zu dulden. Als die edlen Lords diesen herrischen und drohenden Ton anschlugen, wußten sie recht gut, daß ihr Land erschöpft und nicht im Stande war, einen

Krieg zu führen. Sie rechneten also auf die Kleinmüthigkeit unserer Regierung, auf ihre Unkenntniß der Thatsachen und hauptsächlich auf den von Ludwig Philipp kund gegebenen Wunsch, sich das Wohlwollen des monarchischen Europa zu erwerben Sie täuschten sich nicht.

Man hat im vorhergehenden Kapitel gesehen, welche Ursachen die Bildung des Ministeriums vom 2. November herbeiführten. Herr Dupont von der Eure war, wo nicht die einflußreichste, doch wenigstens die nothwendigste Person in demselben, und er war Franzose aus Herzensgrund. Unglücklicherweise wurde er, wie auch Herr Laffitte, von den inneren Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen. Ueberdies verheimlichte man vieles vor ihm. Der Marschall Maison, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gab seinen Namen zu Akten her, deren Bedeutung er nicht zum Besten begriff. Auf diese Art wurde die auswärtige Politik ausschließlich vom Hofe geleitet.

Das Prinzip der Nichteinschreitung wurde gleich in den ersten Tagen der neuen Regierung als Grundlage dieser Politik angenommen. Es war ein engherziges, aller Edelmüthigkeit ermangelndes Prinzip. Der Kaiser Alexander war besser inspirirt gewesen, als er im Vertrag der heiligen Allianz die Solidarität der Völker und die der Könige als Ausgangspunkt angenommen hatte. War auch die Absicht gehässig, die Anwendung unterdrückend, so war doch der Gedanke groß. Aber diesen egoistischen Wahlspruch: Jeder bei sich und für sich konnte Frankreich nicht annehmen, ohne seinem Geist Gewalt anzuthun, ohne seine Rolle als hohe Schutzmacht für die unglücklichen Völker aufzugeben.

Inzwischen erklärten sich mit Ausnahme des Herrn Molé, welcher nicht wünschte, daß Frankreich sich zumvoraus durch die laut ausgesprochene Annahme eines unveränderlichen Prinzips die Hände feßle, alle bedeutenden Personen der neuen Regierung für den Grundsatz der Nichteinschreitung. Ueber diesen Punkt dachten die Herren Dupont von der Eure und Laffitte wie Herr Sebastiani, und Lafayette wie Ludwig Philipp. Nur glaubten die einen: wenn der Grundsatz einmal aufgestellt sei, so müsse man ihm in allen seinen Anwendungen Respekt verschaffen, und zum Beispiel, wenn Italien sich erhebe, die Oesterreicher hindern, sich über das Land zu ergießen. Die andern hatten weniger Bedenklichkeiten und behielten sich vor, nach den Umständen zu handeln. Daher die Theilnahme des französischen Kabinets an den Verhandlungen der Londoner Konferenz. Lag nicht in dieser Theilnahme eine handgreifliche Verletzung des feierlich von Frankreich ausgesprochenen Prinzips? Geschah es nicht kraft des im Jahre 1815 eingeweihten Gesetzes, wenn England, Rußland, Oestreich, Preußen sich das Recht anmaßten, oberherrlich über das

Schicksal Belgiens zu verfügen? Ein seltsames Ding! Man lebte damals in einem solchen Wirbel von Ereignissen und Ideen, daß es kaum bemerkt wurde, wie auffallend das Kabinet vom Palais-Royal seine eigenen Erklärungen Lügen strafte.

Wie dem auch sei, die Londoner Konferenz hatte sich an's Werk gemacht. In ihrem ersten Protokoll, datirt vom 4. November 1830, trug sie auf Abstellung der Feindseligkeiten zwischen Belgien und Holland an und bezeichnete letzterem Lande als Linie des Waffenstillstandes die Grenzen, die es vor dem Pariser Vertrag vom 30. Mai 1814 gehabt hatte. Der Beschluß der Konferenz wurde vom 7. November von Herrn Cartwright und Bresson nach Brüssel gebracht. Die provisorische Regierung mußte einen Entschluß fassen. Die Lage war kitzlich. Wenn sie sich diesem ersten Protokoll fügte, so erkannte sie dem neuen Wiener Kongreß eine Kompetenz zu, die sich später nicht mehr wohl ablehnen ließ, und machte Belgien förmlich zum Vasallen der fünf Mächte. Aber was konnte die belgische Regierung thun? Die französischen Minister um Rath fragen? Sie antworteten: „Hütet euch, Holland anzugreifen; Preußen würde ihm sogleich zu Hülfe kommen. Und in welche Lage kämen dann wir? Wir müßten uns entweder ganz von euch lossagen, und das wäre uns schmerzlich, oder für euch, mit euch den Degen ziehen, und das paßt nicht in unsern Plan." Erschreckt durch diese Sprache, trat die belgische Regierung dem Protokoll Nr. 1 bei und unterwarf sich also der allerarrogantesten Verfügung dieser europäischen Diktatur, deren Anmaßungen an Frankreich ein Opfer und an der französischen Regierung einen Mitschuldigen hatten.

Die Belgier, welche sich auf die Seite Frankreichs neigten, waren indeß noch nicht gänzlich entmuthigt. Herr Gendebien wurde nach Paris geschickt, um zu erfahren, ob Ludwig Philipp, im Fall die Belgier die monarchische Form annähmen, geneigt wäre, ihnen seinen zweiten Sohn zum Könige zu geben. England hatte sich ausgesprochen. Man antwortete Herrn Gendebien, Belgien dürfe weder auf Vereinigung mit Frankreich, noch auf einen französischen Prinzen rechnen. Zu gleicher Zeit stellte man den Pariser Freiwilligen, welche sich für die Sache Belgiens bewaffnet hatten, alle Arten von Hindernisse entgegen und schickte einem Kaufmann von Valenciennes den Befehl zu, die für das Bataillon der Volksfreunde bestimmten Flinten zu verweigern. Alles das war zu seltsam, um nicht Erklärungen hervorzurufen. Herr Mauguin kündigte an, daß er am 13. November die Minister öffentlich darüber fragen werde.

Der festgesetzte Tag kam. Er wurde mit Ungeduld erwartet. Herr Mauguin besteigt die Tribüne unter allgemeinem Schweigen. Er thut zuerst

dar, wie Europa zwischen zwei Prinzipien getheilt sei und Frankreich ganz allein auf der einen Seite stehe, aber gleichwohl die Welt hinter sich herziehe, ihr seine Ruhe mittheilend, wenn es ruhig, oder sie aufregend, wenn es aufgeregt sei. Sofort geht er auf die Angelegenheiten des Augenblicks über und läßt sich mit Bitterkeit über die wirklich überraschenden Worte in der letzten Rede des Königs von England aus: „Ich bin mit meinen Verbündeten entschlossen, die allgemeinen Verträge aufrecht zu erhalten, kraft deren das politische System Europa's festgestellt worden ist.“ — „Welche Verträge sind das?“ ruft der Redner. „Die von 1814? Diese aber sichern dem Hause Oranien den Besitz Belgiens. So sind wir also logisch genöthigt, die Partei Hollands gegen Belgien zu ergreifen . . . Traurige Stellung, in welche uns eine unvorsichtige Politik gebracht hat: entweder den Frieden Europa's auf's Spiel setzen, oder unsere liebsten Nachbarn bekämpfen zu müssen.“ Nachdem er mit zusammengehaltenem Unwillen auf das Benehmen der Regierung gegen die spanischen Flüchtlinge angespielt und einige Befürchtungen wegen der Absichten der Regierung in Betreff der Beibehaltung Algiers ausgesprochen hat, fährt Herr Mauguin, sich zusammenfassend, fort: „Sind wir denn durch die Verträge von 1814 gefesselt? Was thun wir, was werden wir thun in der belgischen Frage? Welches ist unsere Stellung Spanien gegenüber? Ist es wahr, daß die Franzosen auf der Halbinsel nicht mehr den Schutz genießen, den man ihnen schuldig ist? Ist es wahr, daß das spanische Heer unser Gebiet verletzt hat? Endlich was will man aus dem Theile Afrika's machen, den unsere junge Armee erobert hat?“

Eine lange Unterbrechung folgt auf diese kühnen Worte. Die Deputirten erheben sich von ihren Bänken. Tumultuarische Gruppen bilden sich im Halbkreise. Der Marschall Maison will antworten: er weiß in der Verlegenheit nicht, inwieweit er sich auf die Fragen einlassen, inwieweit er hinter dem Berge halten soll — er stottert.

Jetzt bemächtigt sich mit der Autorität, welche ihm seine diplomatischen Vorgänge verleihen, Herr Bignon der Tribüne und fragt sich zuerst, welches die Wahrscheinlichkeiten für den Frieden sind. „Werden wir Krieg haben? Für den nächsten Augenblick nicht. Werden wir ihn in drei, in sechs Monaten haben? Darüber läßt sich nichts Gewisses sagen. Beeilen wir uns, es auszusprechen, daß es größtentheils von uns abhängt, ihn nicht zu haben, oder wenn er unvermeidlich ist, ihn nicht zu fürchten zu haben.“ Hierauf greift Herr Bignon, wie Herr Mauguin die Rede des Königs von England an. Vor allem rügt er das Wort Empörung, das von den Ereignissen in Belgien gebraucht worden, und sagt: „Welche Regierung weiß besser als die englische, daß eine im Anfang als Empörung behandelte

Bewegung vom Schicksal, wenn es ihr günstig ist, den Titel einer glorreichen Revolution empfängt? Wer weiß dies besser als das Haus Hannover, dessen Erhebung auf den Thron Englands keinen andern Ursprung gehabt hat?" Von der Londoner Konferenz sprechend fährt der Redner fort: „Mit welchem Recht wagt man es, in Paris oder London bestimmen zu wollen, was zur guten Regierung eines andern Landes nöthig ist? Beabsichtigt man für die Sicherheit der andern Staaten zu sorgen? Meine Herren, ist es nicht diese Sicherheit der andern Staaten, was man in Troppau, in Laibach, in Verona im Munde führte? Sind nicht im Namen dieser Sicherheit der anderen Staaten Exekutionsarmeen nach Piemont, nach Neapel, nach Spanien geworfen worden? Unsere Regierung hat den Grundsatz der Nichteinschreitung ausgesprochen. Was ist also der Zweck der Berathungen, von denen man spricht? Liegt nicht schon in der Absicht, auf die von der englischen Regierung festgestellten Grundlagen einen gemeinsamen Beschluß zu bauen, eine Vergessenheit, eine Verletzung des angenommenen Grundsatzes?" Bei diesen Worten entsteht eine Bewegung in der Versammlung. Der Redner fährt mit immer ergreifenderer Stimme fort. Er vergleicht das Recht, das man sich anmaßen wolle, dem befreiten Belgien das Joch eines fremden Willens aufzulegen, mit dem fluchwürdigen Rechte, welches verschiedene Länder Europa's mit Geächteten bedeckt und in Turin, in Madrid, in Neapel Schaffote aufgerichtet. Er bekämpft beiläufig die Ansprüche Belgiens auf das Herzogthum Luxemburg, verlangt aber, daß man in den Schranken der Gerechtigkeit bleibe und die Souveränetät des belgischen Volkes unverletzlich respektire. Und dann muß Europa auf die Mäßigung Frankreichs rechnen. „Setzen Sie einmal wirklich den Fall," fügt der Redner hinzu, „die Revolution von 1830 hätte statt des weisen Königs, der uns beherrscht, eine Republik erzeugt oder einen Prinzen, einen glücklichen Soldaten, dem es mehr um eigene Größe, als um das Glück Frankreichs zu thun wäre, an die Spitze der Gewalt gestellt, wer hätte ein verwegenes Oberhaupt der Republik oder Monarchie verhindert, an demselben Tage, wo die Sturmglocke des Kriegs in Belgien gezogen wurde, an der Spitze von Truppen dahin zu eilen und die Freiheit des Menschengeschlechtes zu proklamiren, andere Abtheilungen auf die Rheinprovinzen zu werfen, welche französische Departements gewesen, und die Völker durch das Versprechen freier Verfassungen gegen ihre dermaligen Beherrscher aufzureizen, oder vielmehr ihre Bewegung gegen dieselben zu unterstützen? Allerdings wäre dadurch Frankreich furchtbaren Gefahren preisgegeben worden, aber immerhin! das Glück krönt häufig die Kühnheit, und wer weiß, ob nicht in dem Augenblick, wo ich spreche, Frankreich, wenn es sich, durch ein unternehmendes Oberhaupt auf die Bahn der Eroberung geführt, eines in seinem Bereiche stehenden und

mit Vergnügen zum Anschlusse bereitwilligen Gebietes bemächtigt hätte, bereits im Stande wäre, mit seinem Namen und seinen Millionen Nationalgarden den vergeblichen Anstrengungen Europa's hinter seinem dreifachen Bollwerk vom Rhein, den Alpen und den Pyrenäen Trotz zu bieten?"

Die Versammlung war athemlos vor Spannung, aber als der Redner die Worte sprach: „Wenn ein Vertheidigungskrieg nöthig wäre, so würde unsere ganze studirende Jugend bald die Bücher mit der Muskete vertauscht haben und sich beeilen, dem Vaterlande ihre Schuld zu bezahlen," da erscholl es von den Galerien herab: „Ja, ja!" Ein stürmischer Beifall erhob sich; das kriegerische Frankreich war einen Augenblick wieder erwacht.

Herrn Bignons gemäßigter Charakter, sein Alter, die hohen Aemter, die er bekleidet hatte, seine so kurz zuvor noch offizielle Stellung, seine Menschen- und Geschäftserfahrung, alles trug dazu bei, die männliche Begeisterung seiner Rede eindringlich zu machen. Die gezwungenen Lobsprüche, welche er dem Monarchen ertheilte, waren nicht geeignet, die Bedeutung der Erinnerungen des Ruhmes zu schwächen, welche sein Wort flammend hervorgerufen. Frankreich hatte eine Stunde, wo alle seine Nerven lebten, und zum letzten Male empfand Europa eine große Unruhe.

Drei Tage vor diesen Debatten hatte sich der belgische Kongreß versammelt. Nie war eine Lage feierlicher. Diese Abgeordneten, welche zusammengetreten waren, um die wichtigsten Fragen zu entscheiden, die das Herz der Menschen bewegen können, wie sollten sie wohl wieder auseinandergehen? Vielleicht unter dem Donner einer Revolution, vielleicht inmitten eines ungeheuern Weltbrandes? Denn die Nachbarschaft Frankreichs war genug, um Belgien, einem Königreich von vier Millionen Seelen, die Macht zu sichern, alle Könige auf die geringste seiner Bewegungen aufmerksam zu erhalten. Die Verschiedenheit der Leidenschaften und Interessen, die eingegangenen Verpflichtungen oder die ins Geheim gefaßten Hoffnungen, der begeisterte Patriotismus der Einen, die ehrgeizigen Berechnungen der Andern gaben der neuerwählten Versammlung eine äußerst seltsame Physiognomie. Man bemerkte darin den Abbé von Haërn, einen republikanischen Priester; Herrn Seron, einen Mann von rauher, eigenthümlicher Ehrlichkeit; den ungestümen Herrn von Robaulx; Herrn Van de Weyer, einen diplomatischen Schüler und zugleich eine lebendige Parodie von Herrn von Talleyrand; Herrn Lebeau, welchen Triumphe auf der Tribühne erwarteten; Herrn Nothomb, der sich in den öffentlichen Geschäften versuchte; Herrn Gendebien, welchen Frankreich mit Stolz unter seine Anhänger zählte. Die erste Sitzung des Kongresses wurde von einer Rede des Herrn von Potter ausgefüllt, dessen letzte Worte waren: „Im Namen des belgischen Volkes ist der Nationalkongreß eingesetzt!" Die Deputirten jauchzten dieser Erklärung ihrer ganz revolutio-

nären Souveränetät Beifall zu. Auf dem Aufsatze, wo sonst der Thron stand, befand sich bloß ein bescheidener Schreibtisch. Ueber demselben wehten zwei dreifarbige Fahnen als Siegeszeichen. Die Wappen des alten Königreichs der Niederlande hatten dem belgischen Löwen Platz gemacht, welcher die Lanze mit dem Freiheitshute trug. Wer es weiß, welchen kindischen Mächten das menschliche Herz gehorcht, der konnte schon in diesen Aeußerlichkeiten eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges für die Anhänger der Unabhängigkeit erblicken.

Wirklich verkündigte der Kongreß am 18. November einstimmig die Unabhängigkeit Belgiens, abgesehen von den Beziehungen Luxemburgs zu dem deutschen Bunde. Dieser Beschluß war indeß weit entfernt, allen Interessen, allen Sympathieen zu entsprechen. Von allen Theilen der wallonischen Provinzen hatte man dem Kongresse Bittschriften um Vereinigung mit Frankreich eingesandt. Aber was vermochten die Anhänger dieser Vereinigung, wenn sie die französische Regierung selbst gegen sich hatten?

Von diesem Tage an begab sich Belgien unwiderruflich unter das Joch der Diplomatie. Seine Unabhängigkeit machte seine Sklaverei unvermeidlich. Auf die Erklärung des Kongresses, daß er die provisorische Regierung in dem hohen Amte bestätige, welches die Umstände ihr übertragen, gab Herr von Potter seine Entlassung ein, da er seine Würde nur vom Volke haben wollte und wohl fühlte, daß der Kongreß im Begriffe stand, sich den traurigsten Einflüssen zu unterwerfen. Zu gleicher Zeit erwählte man einen diplomatischen Ausschuß, bestehend aus den Herren Van de Weyer, von Celles, Destriveaux und Nothomb, das heißt mit andern Worten, man warf Belgien Herrn von Talleyrand und den Engländern zum Raube hin.

Belgien, ein Vasall der Diplomatie, konnte sich offenbar nicht als Republik konstituiren. Auch hatte man das Ergebniß der Verhandlung über die Regierungsform leicht vorhersehen können. Und doch sprach der Abbé von Haërn ein tiefes Wort, als er bei dieser Verhandlung rief: „Der König ist unverletzlich, das Volk ist auch unverletzlich. Was soll aus diesen beiden Unverletzlichkeiten werden, wenn sie einander gegenüber stehen?“ Eine furchtbare Frage, welche in Paris eine Revolution in Blut und unter Ruinen entschieden hatte! Aber nichts ist unduldsamer, als die Interessen, wenn sie sich in Leidenschaften verwandelt haben. Der Abbé von Haërn wurde mit Ungeduld angehört. Herr von Robaulx, der nach ihm die Sache der Republik verfocht, veranlaßte Bewegungen der Wuth in der Versammlung. Kurz, die Republik erhielt nur dreizehn Stimmen in diesem Lande, das die Laster der Monarchie in so schmerzlich langer Erfahrung fühlen gelernt hatte.

Während Belgien seine Unabhängigkeit verkündigte, erklärte die Londoner Konferenz in ihrem Protokoll vom 20. Dezember das Königreich der

Niederlande für aufgelöst. Das Protokoll, das von Herrn von Talleyrand wie von den andern Bevollmächtigten unterzeichnet war, schloß mit Worten, aus welchen ein für das französische Volk beleidigendes Mißtrauen hervorblickte: „Die Konferenz wird sich damit beschäftigen, neue Anordnungen zu erörtern und festzusetzen, welche am geeignetsten sind, die künftige Unabhängigkeit Belgiens mit den Bestimmungen der Verträge, mit den Interessen und der Sicherheit der andern Mächte und mit dem europäischen Gleichgewichte in Einklang zu bringen."

Herr Falck protestirte im Namen des Königs der Niederlande, welcher der Protestation seines Gesandten eine persönliche beifügte: „Der König der Niederlande, sagte Wilhelm, hat mit tiefem Schmerz den Beschluß vernommen, welchen die zur Konferenz in London versammelten Herren Bevollmächtigten Oesterreichs, Frankreichs, Großbrittaniens, Preußens und Rußlands in Betreff Belgiens gefaßt haben — — Wenn der Pariser Vertrag von 1814 Belgien zur Verfügung der hohen Verbündeten stellte, so haben diese von dem Augenblicke an, wo sie über das Schicksal der belgischen Provinzen bestimmt hatten, völkerrechtlich auf die Fähigkeit verzichtet, auf's neue über ihr Werk zu verfügen, und die Auflösung der zwischen Holland und Belgien unter der Souveränetät des Hauses Nassau gebildeten Lande befand sich außerhalb des Bereiches ihrer Berechtigungen. Ueberdies wurde der den vereinigten Provinzen zugewiesene Gebietszuwachs unter lästigen Bedingungen erworben, mittelst der Aufopferung mehrerer ihrer Kolonieen, des Aufwandes für die Befestigung verschiedener Plätze der südlichen Provinzen des Königreichs und anderer pekuniärer Lasten. Die Konferenz hat sich allerdings auf den Wunsch des Königs versammelt, allein dieser Umstand gab ihr kein Recht, ihren Protokollen eine der Absicht, in welcher ihr Beistand angesprochen wurde, entgegengesetzte Richtung zu geben, und, statt zur Widerherstellung der Ordnung in den Niederlanden mitzuwirken, auf die Zerstückelung des Königreiches hinzuarbeiten."

Was hatte man vom Gesichtspunkte der Verträge von 1815 und der heiligen Allianz aus auf die Protestation Wilhelms zu antworten? Es war also im Angesicht der Welt bewiesen, daß die Mächte, welche den Wiener Vertrag unterzeichnet, von ihren eigenen Grundsätzen abfielen, wegen augenblicklicher Interessen ihr eigenes Werk mit Füßen traten, und es mit all' ihren wohlklingenden Redensarten von europäischem Gleichgewicht und Weltfrieden bloß auf eine großartige Ausplünderung Europa's abgesehen hatten.

So ungünstig das Protokoll vom 20. Dezember für Wilhelm war, so wurde es doch auch in Brüssel nicht besser aufgenommen, weil es die Worte enthielt: „Diese Anordnungen können durchaus nichts an den Rechten ändern, welche der König der Niederlande und der deutsche Bund über das

Großherzogthum Luxemburg ausüben." Durch Entreißung der Provinz Luxemburg, welche sich als belgisch betrachtete, jederzeit als integrirender Theil der südlichen Provinzen der Niederlande angesehen und 1815 bloß in Folge eines fingirten Tausches zum Großherzogthum gemacht worden war, versetzte die Konferenz Belgien in einen Zustand gänzlicher Unmacht. Der diplomatische Ausschuß mußte sich zu einer bedingten Annahme bequemen. Nutzlose Nachgiebigkeit! Die Diplomaten von London antworteten mit einer Note, worin gesagt wurde: „Die Mächte können keinem Staate ein Recht zuerkennen, das sie sich selbst verweigern (das Recht, sich zu vergrößern)." Dies hieß mit zwei Linien Frankreich höhnen und Belgien plündern. Herr von Talleyrand unterzeichnete das alles.

Im Uebrigen blieben trotz der Heimlichkeit, worein man sie zu hüllen bemüht war, die Umtriebe der Höfe nicht so verschwiegen, daß nicht etwas im Publikum hätte verlauten sollen. Man wurde besorgt in Paris, und die Besorgnisse der Patrioten wurden im Ministerrathe selbst von den Herren Dupont von der Eure und Laffitte getheilt. Da sie wohl merkten, daß man sich vor ihnen verbarg, so waren ihre Befürchtungen nur um so lebhafter geworden. Ueberdies begann sich bei Herrn Laffitte eine Kälte gegen den König einzustellen, welche nur noch durch die Erinnerung einer langen Freundschaft bekämpft wurde; und wir wollen den Grund sagen, weil er zeigt, von welch' kleinlichen Umständen die Schicksale eines Volkes in den monarchischen Ländern abhängen.

Der König hatte von Herrn Laffitte, dessen Geschäfte durch die Julirevolution gelitten, den Wald von Breteuil gekauft. Aber es war für Herrn Laffitte's Kredit von Wichtigkeit, daß das größte Geheimniß über diesen Verkauf beobachtet wurde, der, einmal ruchbar geworden, den Argwohn auf seine finanziellen Verlegenheiten lenken, die Gläubiger seines Hauses beunruhigen und ihn schleunigen Rückzahlungen aussetzen konnte. Es war daher ausgemacht worden, die Verkaufsurkunde nicht in die Register einzutragen.

Inzwischen hatten einige Bankiers, denen Herrn Laffitte's Erhebung ein Dorn im Auge war, sich vorgenommen, ihn zu verderben. Von ihnen aufgestachelt, stellte ein vertrauter Rathgeber Ludwig Philipps diesem vor, in der bedrohten Lage, in der Herr Laffitte sich befinde, wäre es eine Unklugheit, ohne Vorsichtsmaßregeln ein Geschäft mit ihm abzuschließen, und Herr Laffitte denke selbst viel zu billig, um seinem königlichen Käufer zuzumuthen, daß er durch Verzichtleistung auf die schützende Formalität der Einregistrirung seine eigenen Interessen hintansetze.

Dem sei, wie ihm wolle, am 18. November erhielt Herr Laffitte folgenden Brief von Ludwig Philipp:

„Mein lieber Herr Laffitte.

„Nach dem, was ein gemeinschaftlicher Freund, von dem ich Ihnen nichts weiteres sage, gegen mich geäußert hat, werden Sie wohl einsehen, warum ich die Aufforderung des Herrn Jamet, welchem das Geheimniß des Kaufes nicht von mir, sondern in Ihrem Hause anvertraut worden ist, dazu benutzt habe, unsere Privaturkunde so geheim als möglich einregistriren zu lassen."

Dieser Brief überraschte Herrn Laffitte im höchsten Grade und schmerzte ihn tief. Er sann vergebens darüber nach, wer dieser gemeinschaftliche Freund sein könne, der dem Könige gerathen habe, den treuesten seiner Unterthanen, seinen Lieblingsminister, einen Mann, dessen Hand ihm eine Krone gegeben, den Gefahren eines gänzlichen Ruins auszusetzen. Wenn er sich der Bedingungen erinnerte, unter welchen der Verkauf stattgefunden, so hatte er Mühe, sich ihre plötzliche Verletzung zu erklären. Für ihn, als einen Bankier von vollendeter Geschäftserfahrung, lag etwas rein Unverständliches in der Ansicht des Königs, daß die Einregistrirung und das Geheimniß neben einander bestehen könnten. Sollte er als beleidigter Freund aus Vergeltung das Ministerium aufgeben? Er verwarf diesen Gedanken. Sein Rücktritt hätte den des Herrn Dupont von der Eure, der diese Gelegenheit ohne Zweifel mit Freude ergriffen haben würde, nach sich gezogen, und deshalb erschien es ihm als ein zu wichtiger Schritt, als daß er ibn unter dem Einfluß einer persönlichen Empfindung thun dürfte. Er trieb das Zartgefühl so weit, daß er über diese Wunde seines Herzens gänzlich schwieg, aber von diesem Augenblicke an wurde seine Neigung für den König wachsamer.

Auch begriff er bald, daß sein maßloses Vertrauen sowohl ihn als das Land bloßstelle, und beschloß, hierin mit Herrn Dupont von der Eure einverstanden, endlich durch einen in die Augen fallenden Schritt Frankreich gegenüber eine Stellung einzunehmen. Herr Thiers wurde beauftragt, eine Rede abzufassen, welche der Präsident des Raths in der Kammer verlesen und worin die Politik des Kabinets klar auseinandergesetzt werden sollte. Diese Rede wurde im Ministerrathe vorgetragen. Man ließ darin Frankreich eine seiner würdige Sprache reden. Während der Vorlesung legte der König, welcher zugegen war, die glühendste Begeisterung an den Tag, indeß er mit großen Schritten auf- und abging und mit Stimme und Geberden alle kriegerischen Stellen unterstützte. Nur die zwei letzten Seiten schienen ihm zu leidenschaftlich. Dies war auch Herrn Laffitte's Ansicht, sie wurden also weggelassen. Im Augenblicke, wo die Versammlung auseinandergehen wollte, verlangte der König die Rede, um sie noch einmal zu lesen, und wiederholte dabei, wie sehr er sie nach Form und Inhalt billige. Am nächsten Tage brachte man Herrn Laffitte zu seinem äußersten Erstaunen das Manuskript,

über und über mit Durchstrichen bedeckt, zurück. Herrn Dupont von der Eure verdroß die Sache ganz besonders. Er begab sich mit Herrn Thiers zu dem Könige und erklärte ihm, wenn die Striche nicht zurückgenommen werden, so reiche er seine Entlassung ein. Der Prozeß der Minister Karls X war noch nicht zu seiner Entwickelung gelangt: der König gab nach, und es wurde beschlossen, daß die Rede so gehalten werden solle, wie man sie im Rathe verlesen hatte.

Das Gerücht hatte sich verbreitet, es werde eine ministerielle Mittheilung an die Kammer gemacht werden. Am 1. Dezember bedeckte eine Masse Neugieriger die Zugänge des Palais-Bourbon. Mehrere Mitglieder des diplomatischen Corps hatten sich in die Kammer verfügt. Herr Laffitte erschien auf der Tribüne. Nachdem er von den Kriegsbefürchtungen, welche sich verbreitet, so wie von den freundschaftlichen Beziehungen gesprochen, welche seit der Revolution von 1830 zwischen dem Kabinete des Palais-Royal und den andern Kabinetten statt fänden; nachdem er sofort den Thron Ludwig Philipps als durch die mächtige Mäßigung Frankreichs aufgerichtet und sogleich von der aufgeklärten Mäßigung Europa's begrüßt dargestellt hatte, sagte der Präsident des Raths: „Frankreich wird nicht zugeben, daß das Prinzip der Nichteinschreitung verletzt wird. Aber es wird sich auch bemühen, zu verhindern, daß man einen Frieden gefährdet, welcher sich hätte erhalten lassen. Wenn der Krieg unvermeidlich wird, dann muß Angesichts der Welt bewiesen sein, daß wir ihn nicht gewollt, und daß wir ihn bloß unternommen haben, weil man uns zwischen den Krieg und die Aufgebung unserer Grundsätze stellte. Wir werden nur um so stärker sein, wenn wir der Macht unserer Waffen die Ueberzeugung unseres guten Rechtes beifügen. Wir werden also fortfahren zu unterhandeln, und alles läßt uns hoffen, daß diese Unterhandlungen glücklich sein werden. Aber während wir unterhandeln, wollen wir uns waffnen." Hier erhoben sich Beifallsrufe. Dann fuhr der Minister mit noch größerm Nachdrucke fort: „In sehr kurzer Zeit werden wir außer unsern verproviantirten und vertheidigten Festungen fünfmalhunderttausend Mann kampffertige, gut bewaffnete, gut organisirte, gut befehligte Truppen haben. Eine Million Nationalgarden wird sie unterstützen, und der König würde sich, wenn es nöthig wäre, selbst an die Spitze der Nation stellen." Hier bedeckte schallender Beifall die Stimme des Redners. „Wir würden in geschlossenen Reihen vorwärts schreiten, stark durch unser Recht und die Macht unserer Grundsätze. Wenn im Angesicht der drei Farben Stürme losbrächen und zu unsern Bundesgenossen würden, so wären wir der Welt nicht dafür verantwortlich."

Unermeßlich war die Begeisterung, welche diese kriegerische Rede hervorrief. Auf der Gallerie der fremden Diplomaten glaubte man aufgeregte

Gesichter zu erblicken. Herr Laffitte konnte sich Glück wünschen, seine Popularität auf so edle Art wieder erobert zu haben. Er hatte zur Kammer gesagt: „Wir haben ein hinreichendes Budget, um Krieg zu führen, denn wir können über ein Einkommen verfügen, welches ein Anlehenskapital von 14 — 1500 Millionen vorstellt.“ Die nationale Partei war voll Freude. Sie wußte nicht, daß man sich in der Diplomatie wenig an Reden hält, welche bloß für die Menge bestimmt sind. Einige Tage nach dieser denkwürdigen Sitzung empfing Herr Laffitte von Herrn von Talleyrand einen Brief, der sich auf Privatinteressen bezog, in welchen aber der alte Diplomat folgende höflich unverschämte Worte hatte eingleiten lassen: „Man hat an Herrn Laffitte's Rede hier große Freude gehabt. Sie ist mir nützlich gewesen.“ Es war dies der erste Brief, welchen der Präsident des Raths von unserm Gesandten in London erhielt, seit beide ihre Aemter angetreten hatten. Herr von Talleyrand korrespondirte nur mit dem Könige.

So standen die Dinge, als man erfuhr, daß in Warschau eine Revolution ausgebrochen sei, eine gründliche, tief liegende Revolution, deren Einzelnheiten wohl bekannt zu werden verdienen; denn sie zielte darauf hin, die Verträge von 1815 auf immer über den Haufen zu werfen und den Szepter des Occidents definitiv in die Hände Frankreichs zu spielen.

Seit langer Zeit herrschte eine lebhafte Gährung in Polen. Die von dem großherzigen Dombrowski gegründete politische Freimaurerei hatte in einigen Jahren reißende Fortschritte gemacht. Im Schatten der philosophischen und literarischen Verbindungen hatte sie die brausende Jugend der Universitäten gewonnen. Durch die militärische Kameradschaft war sie in das Heer gedrungen und durch das Gesellenthum unter das Volk. Besonders in Warschau und in der Schuhflickerzunft der Altstadt lebte der revolutionäre Geist. Nun hatte nach der Julirevolution diese Aufregung einen auffallenden Charakter angenommen und sich überall verbreitet. Bald ergab sich zwischen den Universitäten Krakau und Wilna ein furchtbarer Austausch muthiger Gefühle und kühner Hoffnungen. Im ganzen Umkreis der Woywodschaften gehorchten die Gemüther der Herrschaft einer unbestimmten, geheimnißvollen, und eben deshalb um so heftigern Unruhe. Die ruinirten Adeligen, deren es in Polen so viele gibt, bewaffneten sich zu unbekannten Kämpfen. Die Spannung war allgemein, tiefgreifend, und von den Ufern der Weichsel bis zu denen des Niemens schnitt man Holz zu Lanzen zu.

Aber im Mittelpunkt dieser weitumfassenden Bewegung hatte sich eine Verschwörung gebildet, deren Zweck ein deutlich vorgezeichneter, und deren Mittel mit Gewandtheit vorbereitet waren. Die Verschwornen gehörten der Fähndrichsschule an, zählten mehrere Offiziere der Besatzung von Warschau unter sich und hatten an ihrer Spitze zwei junge Unterlieutenants, Wysocki

und Zaliwski: ersterer mächtig auf die Jugend wirkend durch die Festigkeit seines Charakters, die Reinheit seiner Seele, die Würde seines Lebens; der zweite durch das Ungestüm seines Wesens, seine Thätigkeit, seine Beharrlichkeit, seine Kühnheit. Zaliwski, berühmt als Schwimmer, war Vorsteher der Schwimmschule von Marymont in der Nähe von Warschau: hier versammelten sich die Verschworenen. Es wurde beschlossen, gegen Ende Februars 1831 loszuschlagen. Auf einmal erscheint ein kaiserliches Edikt, welches befiehlt, das polnische Heer solle auf den Kriegsfuß gestellt werden. Auf diese Nachricht gerieth ganz Polen in Bewegung. Niemand hatte hier jene lange, glorreiche Waffenbrüderschaft vergessen, welche einen Krieg zwischen den Landsleuten Poniatowski's und denen Napoleons auf immer unmöglich machte. Der Befehl, sich gegen Frankreich marschfertig zu halten, machte bei den Polen das Maß ihres Unmuths gegen Rußland voll. Der Vortrab, wie Herr von Lafayette später sagte, beschloß, sich gegen die Hauptarmee umzuwenden. Die Verschworenen fühlten die Nothwendigkeit, sich zu beeilen, und verabredeten, in der Nacht vom 29. November an's Werk zu gehen. Emissäre wurden in alle Woywodschaften ausgesandt. Man bereitete die Arbeiter von Warschau klug vor, sich auf's erste Signal zu erheben. Da endlich der Beitritt der vaterländischen Generale entscheidend sein konnte, so forschte man ihre Gesinnung aus. Aber sie antworteten nur mit der äußersten Rückhaltung: ihr Glück war bereits gemacht. Somit blieben die Geschicke Polens dem Muthe einiger Studenten anheimgegeben, die einige Unterlieutenants an ihrer Spitze hatten.

Inzwischen traf der Kaiser Nikolaus furchtbare Vorbereitungen gegen den Occident; er häufte auf der Festung Modlin Kriegsvorräthe auf, die einen langen Kampf zu verkündigen schienen, und seine an den Bug berufenen Krieger erwarteten nur noch seinen Befehl aus St. Petersburg, um, Polen vor sich hertreibend, sich über Frankreich zu ergießen. Die berechneten Indiskretionen des Finanzministers Lubecki und die Windbeuteleien des Generals Krasinski bewiesen nur zu gut, wie ernstlich es mit den Plänen des St. Petersburger Hofes gemeint war.

Von diesem Augenblicke an nahm Warschau ein auffallend düsteres Ansehen an. Die Polizei verdoppelte ihre Anstrengungen. Das finstere Genie Rosniecki's, unter dessen oberster Leitung sie stand, entfaltete unerwartete Hülfsmittel. Alles vergebens. Umsonst wurden junge Verschwörer, die man beinahe auf's Gerathewohl aufgegriffen hatte, in die Kerker des Karmeliterklosters geworfen: sie wußten mitten unter der Folter das Geheimniß ihrer Kameraden zu bewahren. Rosniecki's Wuth stieg auf's Höchste; die Höflinge des Czarewitsch, von Entsetzen ergriffen, fühlten wohl, daß das Schwert unsichtbarer Feinde über ihnen schwebte. Konstantin allein zeigte

sich dem Mißtrauen unzugänglich; er machte diesmal seltsamerweise eine Ausnahme von den Gewohnheiten seines argwöhnischen Despotismus.

Im Uebrigen gehörte der Großfürst zu den unerklärlichen Wesen, welche aller Beobachtung Hohn sprechen und sowohl Liebe als Haß aus der Fassung bringen. Seine bewundernswürdig schöne Gestalt war athletisch, sein Gesicht abscheulich, und doch schossen aus seinen tiefliegenden Augen unter den fahlrothen Brauen Blitze von Wohlwollen hervor, die ihren wilden Ausdruck milderten. Grausam von Gemüthsart, gefühlvoll, wenn es ihn anwandelte, hatte er zum Staunen der Welt dem Throne der Czaren entsagt, um eine junge Polin zu heirathen, die er liebte, und unter deren Herrschaft er sich begab, unterwürfig wie ein Kind, ehrerbietig wie ein Ritter. In der Literatur wohl bewandert, behandelte er die Gelehrten und die Wissenschaften nur mit Verachtung, bediente sich seiner eigenen Bildung nur, um sie zu verhöhnen, und sprach vom Geiste des Occidents, dessen Schätze er zu besitzen schien, bald mit der Leichtigkeit eines großen Herrn, bald mit dem brutalen Hohne eines Barbaren. Auch gefiel er sich in militärischen Uebungen, in den Manövern der Feldlager, in Wachtstubenszenen; und obgleich er sich manchmal so weit vergaß, Offiziere zu schlagen, ja, sogar ihnen in's Gesicht zu speien, so liebte er dennoch die polnische Armee und war stolz auf sie, weil er selbst ihr die Disziplin beigebracht hatte. Besonders für das vierte Linienregiment hegte er eine Art wilder Zärtlichkeit, welche sich oft in soldatischen Possen oder in Launen niedriger Vertraulichkeit kundgab. Welche Gründe konnten die wachsame Tyrannei eines solchen Mannes mitten unter den Vorbereitungen einer Verschwörung einschläfern, dessen Geheimniß auf so vielen Gesichtern zu lesen stand? Niemand hat es errathen, Niemand hat es gesagt.

Der 29. November kam. Die Verschworenen hatten die Verabredung getroffen, das Signal zum Aufstande im Süden durch die Anzündung der Soleeschen Brauerei, und im Norden durch die Anzündung einiger Häuser in der Nähe des Arsenals zu geben.

Die russischen Truppen bestanden aus einem Corps Wolhynier, einem Corps Lithauer, befehligt von dem polnischen General Zymirski, und drei Regimentern Reiterei. Die wolhynischen und lithauischen Garden lagerten im Norden von Warschau, in der Nähe des Arsenals. Die Reiter lagen im Süden in den Kasernen Lazienki's, unweit der Fähndrichsschule und des Belvedere, der Residenz Konstantins. Die Aufmerksamkeit der Verschwornen mußte sich deshalb hauptsächlich auf das Arsenal und das Belvedere richten.

Wirklich gehen Abends gegen sechs Uhr achtzehn junge Männer aus der Fähndrichsschule, stürzen auf die Wohnung des Großfürsten los, werfen die Schildwachen über den Haufen und dringen mit aufgestecktem Bajonett,

die einen in die Gemächer, die andern in die Gärten. Schrecken verbreitet sich überall; die angstverwirrten Diener rennen hin und her; der General Gendre und der Vicepräsident der Polizei, Lubowiski, versuchen zu fliehen, fallen aber von Stichen durchbohrt. Der Großfürst, der auf einem Ruhebette liegt, hat nur noch Zeit, einen Mantel über seine bloßen Schultern zu werfen, und entkommt wie durch ein Wunder der Rache der Angreifenden, während in einem Saale des Erdgeschosses die schöne Herzogin von Lowicz knieend um das Leben des Fürsten fleht, der sie einer Kaiserkrone vorgezogen. Wüthend, ihr Opfer verfehlt zu haben, eilen die achtzehn Verschworenen zu ihren Kameraden zurück und ziehen alle unter Wysocki's Anführung nach den Reiterkasernen, welche sie zu überrumpeln hoffen. Die russischen Kürassiere waren bereits in Schlachtordnung aufgestellt. Jetzt stürzt sich das verwegene Häuflein auf die große Neuweltstraße, wo die in die Verschwörung verwickelten Unterlieutenants es an der Spitze ihrer Kompagnien erwarten. Aber überall herrscht tiefes Stillschweigen. Solec, das in Flammen stehen sollte, hat nur einen schwachen, flüchtigen Schein von sich gegeben. Die jungen Leute werden stutzig; sie fürchten Verrath und ihre Angst verdoppelt sich beim Anblick einer Schwadron Lanciers, welche sich zu ihrer Verfolgung aufgemacht hat. Die Radziwillschen Ställe lagen auf ihrem Wege; hier verschanzen sie sich, zweihundert an Zahl, und nach einem lebhaften Kampfe gelingt es ihnen, die Lanciers zurückzuwerfen. In demselben Augenblick erkrachen Flintensalven aus der Ferne; eine Feuersbrunst leuchtet im Norden. Es ist dies das zwischen Wysocki und Zaliwski verabredete Signal. Voll Begeisterung und Hoffnung dringen die Fähndriche vorwärts, stoßen am Eingang der Neuwelt auf ein Husarenregiment, durchbrechen es und stürzen sich, die Nationalhymne: Noch ist Polen nicht verloren, anstimmend, nach dem Mittelpunkte der Stadt.

Der Aufstand hatte bereits den westlichen Theil derselben gewonnen. Von zwei Unterlieutenants hingerissen, zog ein Bataillon des vierten Linienregiments nach dem Arsenal, dessen Zugänge bereits von den Grenadieren des fünften besetzt waren, welche auf eine Anrede des jungen Lipowski den Eid geschworen hatten, für die Sache des unabhängigen Polens zu sterben. Ihrerseits hatte sich die russische Infanterie in Bewegung gesetzt, und während der General Zymirski, sich zur Neutralität entschließend, die Lithauer nach dem Marsfelde führte, um sie zu isoliren, stürzten sich zwei wolhynische Bataillone unter entsetzlichen Flüchen, das eine dem Bataillon vom vierten Linienregiment, das andere den Grenadieren Lipowski's entgegen. Hier entstand ein doppelter, ein furchtbarer Kampf, dessen Unglücksfälle der Brand der Häuser von Nowolipie beleuchtete. Aber aus der Mitte der Altstadt wälzte sich die Menge in brausenden Kolonnen herbei, und die Zöglinge der

Artillerieschule, für die Sache der Unabhängigkeit gewonnen, erschienen mit zwei Kanonen auf dem Schlachtfelde. Endlich wichen die Wolhynier und zogen sich in Unordnung nach dem Marsfelde zurück, das Arsenal preisgebend, dessen Thore alsbald erstürmt wurden, und das dem Volke mehr als fünfzigtausend Flinten lieferte.

Jetzt war der Aufstand überall. Der Ruf: „zu den Waffen! zu den Waffen!" hatte Siegesgesängen Platz gemacht. Die Grenadiere warfen ihre schwarzen Federbüsche in die Luft. Die Arbeiter zogen bewaffnet in einer an Wahnsinn grenzenden Begeisterung durch die Straßen. Die russischen Soldaten verließen auf allen Seiten ihre Posten und suchten in diesem endlosen Gewirre ihre Corps zu erreichen. Ein namenloser Schreck hatte sich in den Wohnungen der Reichen verbreitet, zumal in den Läden der Franziskanerstraße, des Judenviertels. Die meisten Generale verbargen sich. Chlopicki, dessen Name bereits in Aller Munde war, und der die glorreichsten der Rollen so ruhmlos spielen sollte, Chlopicki wagte es nicht, den Palast des Primats zu verlassen, wohin er sich geflüchtet hatte. Was die Minister des Großfürsten betrifft, so waren sie im Bankpalaste versammelt und beriethen sich dort in der lebhaftesten Aufregung.

Im Mittelpunkte der Stadt hatte sich inzwischen die polnische Garde zu Pferd, befehligt von dem General Kurnatwski, für den Großfürsten ausgesprochen und trieb das Volk vor sich her, bis die Sappeurs in aller Eile dazu kamen und sie in die Krakauer Vorstadt zurückdrängten. Der Großfürst konnte jetzt nur noch Eines thun, und zwar an der Spitze seiner drei Reiterregimenter, deren Vortrab Kurnatwski's Soldaten bildeten, sich über die Stadt herstürzen. Aber dieser plötzliche Sturm schien ihn der Besinnung beraubt zu haben. In dem Lager, wohin er sich auf der Flucht aus seinem blutbefleckten Palaste begeben hatte, irrte er, einer gewaltsamen, blödsinnigen Verzweiflung preisgegeben, vor der Fronte seiner Truppen umher. Es war um seine Herrschaft geschehen. Der Tag ging über das unabhängige Warschau auf.

Die denkwürdige Nacht vom 29. November hatte heldenmüthige Szenen, aber auch traurige Metzeleien mit ihrem Schatten bedeckt. Mehrere polnische Generale wurden erwürgt und unter andern der alte Stanislaus Potocki. Er hielt eine Rede an die Grenadiere und suchte sie der Sache des Aufstandes abwendig zu machen, als die empörte Menge sich auf ihn stürzte, ihn vom Pferde warf und nur tödtlich verwundet den Händen der Gendarmen überließ. Der Minister Hauke wurde durch einen Pistolenschuß getödtet. Den Generalen Trembicki und Siemiontkowski ward ein nicht minder trauriges Loos zu Theil. Letzteren hatte die Empörung überrascht, als er in seinem Hause mit dem seither so berühmt gewordenen General Skrzynecki Karten spielte.

Beim Gekrache des Gewehrfeuers ging er aus, wollte die Soldaten auf eine grobe Art an ihren Eid der Treue erinnern und sank unweit der Bildsäule des Copernicus todt nieder.

Von allen denen, welche den Aufstand vorbereitet hatten, konnte ein Einziger nicht mit der eigenen Person für die Sache einstehen. Mitten in seiner in Flammen stehenden Vaterstadt hatte Lelewel den Schmerz, am Sterbelager seines Vaters zurückgehalten zu werden, dessen letzten Seufzer er noch in derselben Nacht empfing.

Am nächsten Tag, dem 30. November, erscholl der Ruf nach Unabhängigkeit aus jedem Munde, der weiße Adler verschwand überall von der Façade der öffentlichen Denkmäler; der alte Verwaltungsrath berief in aller Eile populäre Bürger in seine Mitte; begeistert zog man in den blutgefärbten Straßen einher; man weinte vor Freude und Stolz: Warschau war frei. Und während dieser Zeit rief eine zahllose, vor den Thoren des Finanzpalastes versammelte Menge: „Chlopicki! wir wollen Chlopicki!" Man suchte ihn überall, aber vergebens, er verbarg sich. Der General Pac mußte einstweilen den Befehl über die Truppen übernehmen.

Chlopicki war ein in Napoleons Schule erzogener General. Er hatte in Spanien unter dem Marschall Suchet mit Glanz gedient und später den Launen des Großfürsten Konstantin einen hochfahrenden Widerstand entgegengesetzt: dies waren seine einzigen Ansprüche auf solch' große Popularität. Aber die Männer vom Volke lassen sich leicht durch den äußern Anschein von Kraft täuschen, und Chlopicki gefiel ihnen wegen seiner hohen Gestalt, seines martialischen Gesichtes, der herrischen Barschheit seines Geberdenspiels und seines kurzen Tones. Unglücklicherweise verbargen diese Aeußerlichkeiten den mittelmäßigsten, zu Revolutionen unfähigsten Geist. Als ein beschränkter Soldat glaubte Chlopicki nur an die plumpe Macht der Masse mit Disziplin gepaart; er leugnete die möglichen Siege der Kühnheit und lächelte verachtungsvoll, wenn man ihm von dem sagte, was Glaubensinnigkeit, die Gluth langverhaltenen Unmuths, die Begeisterung der Freiheit, der Aufschwung der Massen vermöge. Beim ersten Lärm dieser Revolution, die ihn zum Oberhaupte wollte, nahm er einen Zirkel, maß auf der Karte den Umfang des Czarenreiches aus, schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn Polen zu widerstehen wagt, so ist es verloren."

Er nahm daher den Oberbefehl an, um zu unterhandeln, nicht um zu kämpfen; um den Kaiser zur Gnade zu stimmen, nicht um Polen zu befreien. Und hierin wurde er von dem Fürsten Lubecki unterstützt, einem Manne ohne Treue und Glauben, aber von vieler Gewandtheit, dem es nicht schwer wurde, den alten General gänzlich zu beherrschen, und der ihn benutzte, um sich einige Tage lang zwischen zwei Verräthereien zu behaupten.

Der Großfürst Konstantin kampirte in kurzer Entfernung von Warschau an der Spitze eines Corps von etwa achttausend Mann. Dieses Corps zu vernichten war leicht, es anzugreifen war nothwendig; denn jede Revolution, welche sich fürchtet zu weit zu gehen, ist eine todtgeborne Revolution. Chlopicki zog es vor zu parlamentiren. Ein ungeheurer, nicht wieder gut zu machender Fehler im Anfang einer Empörung! Eine Deputation, bestehend aus dem Grafen Ladislaus Ostrowski, den Fürsten Lubecki und Czartoryski und dem Republikaner Lelewel, begab sich in's Dorf Wierzbna, wo sie den Großfürsten von seinen vornehmsten Offizieren umgeben traf. Konstantin befand sich an der Seite der Herzogin von Lowicz. Beim Anblick der Deputirten erhob er sich, gleichsam ihnen zu Ehren, denn er verstand es, seinen Zorn zu verheimlichen. Aber obgleich Polin und von sehr sanftem Charakter, konnte die Herzogin von Lowicz ihren Schmerz nicht zurückhalten, der sich in bittern Klagen Luft machte. Lubecki antwortete mit der Ruhe eines Skeptikers, welcher sich ohne Liebe und ohne Haß dem Gesetze der Thatsachen unterwirft. Ostrowski führte eine würdevolle Sprache, Lelewel war ironisch und unbeugsam. Die Ergebnisse der Unterredung mußten natürlich auf nichts hinauskommen. Indem der Großfürst die Rückkehr der polnischen Garden nach Warschau bewilligte, wich er bloß der Macht der Umstände, und die Wahrheit verrieth er, als er zu verstehen gab, wenn man seinen Rückzug respektire, so sollen die Polen nichts von der Rache seiner Rückkehr zu fürchten haben.

In Folge dieser Unterredung kehrten die polnischen Garden, welche der Fahne des Czarewitsch gefolgt waren, nach Warschau zurück, wie auch die vaterländischen Brigaden der Generale Skrzynecki und Szembeck. Dieser Anblick hatte etwas Imposantes und Furchtbares. Mitten unter den Polen, die noch von ihrem glorreichen Siege zitterten, zogen gesenkten Hauptes diejenigen einher, die der Irrthum eines Augenblicks der Vertheidigung ihres Vaterlandes entrissen hatte. Man bemerkte unter den der Sache des Großfürsten allzu getreuen Generalen Zymirski, der später durch Vergießung seines Blutes auf dem Schlachtfelde den Fehler büßen sollte, und Krasinski, einen der hochmüthigsten Helfershelfer der russischen Tirannei. Als der letztere auf dem Bankplatze erschien, erscholl ein drohendes Geschrei, und tausend Arme, bereit zu schlagen, erhoben sich gegen sein Haupt. Er sank auf die Kniee nieder und flehte um Gnade. Chlopicki kam hinzu und rettete ihn.

Konstantin hatte nun keine andere Wahl mehr, als schleunigst zu fliehen. Er gab Befehl zum Rückzug. Seine Soldaten, von Staunen und Entsetzen ergriffen, marschirten schweigend vorwärts, von Zeit zu Zeit die Augen nach dieser üppigen Stadt Warschau zurücklenkend, wo mehrere von ihnen ihre Weiber und Kinder zurückließen, um sie vielleicht nicht wieder zu sehen.

Das heroische Fiber, das während der ersten Tage die Hauptstadt

Polens aufregte, hat nichts Analoges in der Geschichte. Nach Lithauen! hatte man gesagt. Und das Volk mit seinem bewunderswürdigen Instinkt, das Volk wiederholte: Nach Lithauen! Ein patriotischer Klub, den Bronikowski präsidirte, unterhielt das revolutionäre Feuer durch heftige Reden. Die Kühnsten und eben deswegen die Intelligentesten sagten, die Revolution könne nur durch thatkräftiges Auftreten gerettet werden; man müsse angreifen, um sich nicht vertheidigen zu müssen; Chlopicki habe sich, indem er den Großfürsten entwischen ließ, auf den Abhang der Verräthereien gestellt; um das von finanziellen Mitteln entblößte, durch seine letzten Kriege gegen die Türken geschwächte und von der Pest verheerte Rußland zu schrecken, müsse man ihm nur nicht Zeit lassen, sich zu fassen, sondern geradezu nach dem Niemen ziehen und die Propaganda, gleich einem alles umfassenden Brande in sämmtlichen polnischen Provinzen anfachen. Das Volk stimmte der Kraft dieser Ueberzeugungen bei und, die Augen auf Frankreich geheftet, verlangte es nur, den Degen ziehen zu dürfen, denn er war des Sieges sicher. Die Begeisterung grenzte an's Unglaubliche. Es wurden unberechenbare Opfer gebracht. Die Mönche boten den öffentlichen Speichern einen Theil ihrer Vorräthe an. Die Frauen schenkten dem Schatze ihre Ohrenringe und ihr sonstiges Geschmeide. Die reichen Bürger hoben auf eigene Kosten Schwadronen aus. Nie haben ähnliche Gefahren ähnliche Hülfsmittel erzeugt.

Zeuge dieser Bewegung, glaubte Lubecki einen Augenblick an die Möglichkeit des Erfolgs, und um genau zu wissen, wessen dieser Chlopicki fähig sei, den er Anfangs so sehr eingeschüchtert, sprach er ihm davon, den Krieg nach Lithauen zu verlegen, wenn ihm überhaupt der Krieg unvermeidlich scheine. Aber wie alle beschränkten Geister, hatte Chlopicki am Ende all' die Angst, die man ihm einzuflößen gewußt, als eigene Eingebung genommen und erklärte jetzt mit der unerbittlichen Gewaltsamkeit seines Charakters jede kraftvolle Maßregel als Wahnsinn. Erbittert über die ungeheure Unordnung, welche um ihn her tobte und deren erhabene Seite ihm entging, konnte er diese bewaffnete Menge, die, Kriegs- und Freiheitshymnen singend, unter seinen Fenstern dahin wogte, nicht ohne Zorn ansehen. Selbst die Huldigungen, womit man ihn umgab, das Geschrei, in das sich die Verehrung seines Namens mischte, verursachte ihm eine rohe Ungeduld. Er faßte bald seinen Entschluß. An die Stelle der in der Nacht vom 29. November gebildeten Regierung war ein Septemvirat getreten, zu dessen Mitgliedern der Fürst Czartoryski und der Republikaner Lelewel gehörten. Chlopicki verordnet eines Tags eine Heerschau auf dem Marsfelde, begibt sich in den Regierungspalast, tritt plötzlich in den Berathungssaal, verkündet seinen Kollegen mit fester Stimme und gebieterischer Geberde, daß er sich der Diktatur bemächtige, und läßt sich alsbald von den Soldaten als Diktator aus-

rufen. Die Schließung der Klubs, die Einschüchterung der aufrichtigen Patrioten, die Hemmung der patriotischen Bemühungen, das Wiedererwachen der Aristokratie und ihre Umtriebe, das waren die unmittelbaren Folgen dieses andern 18. Brumaire. Um sodann die öffentliche Meinung irre zu leiten, die Gedanken von einem Offensivkriege abzulenken und die Rührigkeit des Volkes, deren Kundgebungen er fürchtete, durch Geschäfte zu verschlingen, ließ der Diktator an den Festungswerken der Stadt arbeiten. Der Eifer, der bei diesen Arbeiten entwickelt wurde, war bewundernswürdig, allein man gewöhnte sich auf diese Art, Polen in Warschau zu erblicken. Und doch konnte es sich nur unter der Bedingung vertheidigen, daß es überall war, wo es einen Platz für ein Schlachtfeld und ein Lager gab.

Seltsame Sache! Die Popularität des Diktators widerstand lange seinen Fehlern. Mit einer in den Jahrbüchern der menschlichen Dummheit beispiellosen Hartnäckigkeit des Vertrauens hörte das Volk nicht auf, Chlopicki den Retter des Vaterlandes zu nennen. Als der in den ersten Tagen des Aufstandes einberufene Reichstag sich mittlerweile versammelt hatte, und Chlopicki in einem Anfall von übler Laune die Diktatur niederlegen wollte, so mußte man ihn beinahe anflehen, sie zu behalten. Man begnügte sich, über die alles verschlingende Gewalt, die man ihm überlieferte, eine Aufsichtskommission zu setzen.

Der Diktator brannte vor Begierde, seinen Frieden mit dem Kaiser von Rußland zu schließen. Der Fürst Lubecki seinerseits hatte begriffen, daß die Revolution aus Mangel an Eile dem Untergang entgegenging. Ein eigensüchtiger, gefühlloser Verstandesmensch, bot er sich zum Unterhändler an, ohne einen andern Zweck, als seine Stelle in der Gunst des Herrn wieder zu gewinnen; und begleitet von Herrn Jezierský, begab er sich auf den Weg nach St. Petersburg.

Seine Abreise gab Warschau der Herrschaft der Mittelmäßigkeit preis. Wie es immer geschieht, hatten die Helden des 29. Novembers ihre Rolle mit der Gefahr endigen gesehen, und die Gährung des Volkes war noch nicht beschwichtigt, als bereits die Aristokratie*) ihre Intriguen anknüpfte, sich disziplinirte, auf diplomatischem Wege die Leitung der Geschäfte an sich riß. Der Fürst Czartoryski ließ sich sowohl aus Trägheit als aus Eitelkeit an die Spitze dieser Bewegung tragen. Einige unternehmende Männer hatten für ihn Ehrgeiz und schufen ihm in ihren ränkevollen Reden ein Königthum. Man ernannte ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, aber der

---

*) In Polen sind Aristokratie und Adel zwei sehr verschiedene Sachen. Man darf dies nicht vergessen und sehe, was wir im ersten Kapitel hierüber gesagt haben.

eigentliche Minister war der Graf Malachowski, ein thätiger, intelligenter, entschlossener Aristokrat.

Während auf diese Art Chlopicki im Innern den revolutionären Geist abzukühlen suchte, sollte die Revolution nach außen von Czartoriski vertreten werden, einem ehrlichen, loyalen Fürsten, aber in aristokratischen Vorurtheilen gewiegt und noch ganz voll von den Erinnerungen an die Freundschaft Alexanders. Und als ob es an so vielen Feinden nicht genug gewesen wäre, hatte die polnische Demokratie noch die konstitutionelle Partei zu bekämpfen, unter Anführung des Vincenz Nemojowski, Uebersetzers der Werke Benjamin Constant's, dessen unfruchtbare Lehren er in Polen popularisirt hatte.

Die Nachricht vom Aufstand in Warschau wurde in Paris mit Trunkenheit begrüßt. Auf allen Theatern feierte man den Heldensinn der Polen; auf den Straßen grüßte man sich mit den Worten: Polen ist frei! Es war in Frankreich ein Nationalfest, eine zweite Julirevolution. „Unterstützung unsern Brüdern in Polen!“ hieß es von allen Seiten.

In der That wird man, wenn der Sinn der einzelnen Begebenheiten, die wir so eben berichtet, gehörig aufgefaßt worden ist, ohne Mühe begreifen, wie leicht und wirksam Frankreich die polnische Revolution unterstützen konnte. Die Regierung brauchte keine Armee nach Warschau abzuschicken, ja nicht einmal eine drohende Sprache gegen den Kaiser zu führen; zur Rettung Polens würde genügt haben, wenn man nur einige französische Generale und etliche Agenten abgeschickt hätte, mit dem Auftrage, unter der Hand im Namen Frankreichs die demokratische Partei zu unterstützen, die vermöge ihrer Kühnheit und ihres Schwunges allein im Stande war, den Umständen die Stirne zu bieten. Dann bekam diese Partei wieder die Oberhand; die Intriguen der Aristokratie wurden vereitelt, das aufgewiegelte Polen bewaffnete sich mit der Propaganda, der Waffe der Kühnen; man warf sich nach Lithauen, und Chlopicki fiel, wenn er nicht, durch Frankreichs Beifall aufgemuntert, sein System änderte und, um die Revolution zu kräftigen und auszudehnen, dieselbe aufrichtige Energie entwickelte, womit er dermalen ihre Mittel zu lähmen und ihr Ungestüm niederzudrücken bemüht war.

Aber das waren nicht die Absichten des Palais-Royal. Wenn der Hof sich im Anfang den Sympathieen Frankreichs anzuschließen schien, so geschah es einzig und allein, weil es gefährlich gewesen wäre, ihnen zu trotzen. Man beeilte sich, die öffentlich angenommene Haltung in den geheimen Instruktionen an die auswärtigen Agenten Lügen zu strafen.

Einige Zeit nach dem 29. November hatte ein Mitglied des Reichstags eine Unterredung mit dem französischen Konsul. „Was dürfen wir von den Sympathieen der Julirevolution erwarten?“ fragte Herr Biernacki. —

„Nichts", antwortete der Konsul kalt. — „Aber wenn das Glück uns begünstigte, wenn unsere Erfolge Europa bewiesen, wie energisch unser Wollen, wie ernst es uns mit unserer Befreiung ist?" — „Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß Sie von dem Kabinet, das ich vertrete, weder Aufmunterung noch Unterstützung zu erwarten haben." — „Sie nehmen es doch wenigstens auf sich, unsern Vermittler bei Ihrer Regierung zu machen?" — „Nein, mein Herr." — „Ihr unsere Depeschen zukommen zu lassen? — Sie werden von Oesterreich geöffnet und gelesen werden." — „Was soll denn nach Ihrer Ansicht Polen thun?" — „Sich unterwerfen." — Herr Biernacki entfernte sich voll Staunen und Unwillen.

So bewahrheitete sich in Folge des Egoismus der Regierungen für Polen schon damals die bekannte rührende Formel seiner Verzweiflung: „Gott ist zu hoch und Frankreich zu entfernt."

Was die Polen vermochten, wenn man ihnen nicht jede, selbst indirekte Unterstützung entzog, das kann man aus den Wundern ihres langen Kampfes beurtheilen — für die Welt ein ewiger Gegenstand der Bewunderung und für Frankreich ein Gegenstand ewigen Schmerzes!

Sechstes Kapitel.

Der Pairshof als Gerichtshof konstituirt. — Versuch richterlicher Allmacht. — Frevelnder Kammerbeschluß. — Die Minister werden nach Paris gebracht; ruhige Haltung des Volkes; beleidigende Vorsichtsmaßregeln. — Tod Benjamin Constants; sein Leichenbegängniß; seine äußerste Noth in den letzten Tagen seines Lebens; sein Porträt. — Verhör der Exminister vor dem Pairshofe; ihre Haltung; furchtbare Zeugenaussagen. — Rührungsszenen von Herrn von Semonville aufgeführt. — Requisitorium. — Interessanter Zwischenfall. — Rührende Rede des Herrn von Martignac. — Herr von Peyronnet vor seinen Richtern. — Rednerischer Sieg des Herrn Sauzet. — Entrüstung unter dem Volke. — Sitzung vom 20. Dezember. — Herr Cremieux fällt in Ohnmacht; der Luxembourg von der Menge belagert; Todesangst in der Deputirtenkammer. — Elemente für eine Revolution: Bonapartisten, Legitimisten, Republikaner. — Artillerie der Nationalgarde; Manöver, um sie zu veruneinigen. — Stimmung und Aussehen des Hofes. — Auffallendes Mißtrauen im Schlosse; der Polizeipräfekt verdächtig. — Drohende Proklamation des Herrn Odilon-Barrot, Präfekt der Seine. — Geschäft des Herrn Madier von Montjau. — Das Volk aufrührerisch; die Angeklagten in aller Eile nach Vincennes zurückgeführt; Schrecken unter den Richtern; das Urtheil. — Nacht vom 21. Dezember im Hofe des Louvre. — Aufregung am folgenden Tage; Spaziergang der Studenten; Lafayette beschwichtigt die Menge; er kompromittirt seine Popularität. — Absetzung Lafayette's; Dupont von der Eure zieht sich von den Geschäften zurück. — Die Revolution ist geschlossen.

Die Pairskammer hatte sich als Gerichtshof konstituirt, und vier Pairs von Frankreich, die Herren Pasquier, von Bastard, Seguier, Pontécoulant, waren mit Einleitung des Verfahrens gegen die Gefangenen von Vincennes beauftragt worden.

An einem ihrer Mitglieder, dem Grafen Florian von Kergorlay, versuchte die Kammer ihre richterliche Allmacht. Vor ihre Schranken geführt, weil er öffentlich den Deputirten ihre Anmaßung der souveränen Gewalt, dem neuen König die Ungesetzlichkeit seiner Throngelangung, der verstümmelten Pairie ihren Treubruch vorgeworfen hatte, wurde dieser brausköpfige Edelmann zu einer Geldbuße von fünfhundert Franken und zu sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt.

Das Königthum zum Gegenstand einer Diskussion machen, heißt, es vernichten; in der Angelegenheit des Grafen von Kergorlay hatte Herr Persil, Generalprokurator am königlichen Gerichtshofe, der angeblichen Legitimität Karls X nichts entgegenzusetzen gehabt, als die Souveränetät eines Volkes, das man nicht einmal befragt hatte. Alle Rechtfertigungsgründe des anklagenden

Beamten waren auf die Theorie der stillschweigenden Einwilligung hinausgelaufen. Nun konnte man ihm antworten, daß die stillschweigende Einwilligung als Ausspruch einer Thatsache Geltung hat, nicht aber als Grundlage des Rechts, welches dann von einer anmaßenden Hypothese abhängen würde; daß diese Einwilligung beinahe immer aus der Unmöglichkeit hervorgeht, in welcher sich das Volk befindet, sich zur Protestation zu verständigen; daß sie eine alte Spitzfindigkeit ist, deren sich alle Tyranneien bedienen; daß Tiberius die stillschweigende Einwilligung der Römer für sich hatte, wenn beim ersten Runzeln seiner Augenbrauen die angesehensten Personen Gift schluckten oder sich die Adern öffneten, ohne daß das Volk aufhörte, theilnahmlos, und der Senat, stumm zu sein; daß endlich, um nicht so weit zurückzugehen, selbst die Restauration fünfzehn Jahre hindurch in dieser stillschweigenden Einwilligung eine Berechtigung ihrer Wuth hätte erblicken können.

Der Prozeß des Herrn von Kergorlay brachte, wie man sieht, furchtbare Fragen zur Sprache. Die Anhänger der Monarchie entsetzten sich. Am 25. November wurde der Kammer ein Gesetzesentwurf vorgelegt, welcher jeden Angriff gegen die Ordnung der Thronnachfolge und gegen die Rechte, die der König durch die Wünsche der Nation besitzt, untersagte. Man beeilte sich, diesen Entwurf anzunehmen, wodurch die Majestät eines Menschen vor näherer Prüfung geschützt wurde in einem Lande, wo die Majestät Gottes ohne Scheu angefochten werden durfte. Herr Guizot hatte den Antrag unterstützt: ein seltsames Benehmen von Seite eines Publizisten, der in seinen Schriften die Souveränetät der Vernunft proklamirt hatte und Protestant war!

Am 10. Dezember Morgens acht Uhr wurden die Exminister aus dem Schlosse von Vincennes in das Gefängniß von Petit-Luxembourg gebracht. Außerordentliche Vorsichtsmaßregeln waren ergriffen worden. Der Wald von Vincennes war mit Soldaten angefüllt. Als man den Herren von Polignac, von Peyronnet und von Guernon-Ranville den Befehl mitgetheilt hatte, stiegen sie sogleich in den Wagen, der sie erwartete. Aber Herr von Chantelauze lag, von heftigen Schmerzen geplagt, im Bette; als man ihn aufzurichten versuchte, erhob er ein gellendes Geschrei; er konnte erst Abends abgeführt werden. Das Geleite der Gefangenen bestand aus zwei Piquets der Nationalgarde zu Pferde, die während der Nacht von dem General Carbonel hierher geführt worden waren, einer Schwadron Chasseurs, befehligt von dem General Fabvier, und einer Abtheilung Kanoniere, welche die Garnison von Vincennes geliefert hatte. Der Minister des Innern saß zu Pferde. Nachdem der Zug die Straße durch die Vorstadt St. Antoine bis zur Bastille eingeschlagen und sofort die Brücke von Austerlitz, die neuen

Boulevards, die Straße d'Enfer passirt hatte, gelangte er durch das Thor der Sternwarte in den Luxembourg. Von ihrem Wagen aus sahen die letzten Minister der Restauration die Stelle, wo das Blut des Marschalls Ney geflossen war.

Seit einiger Zeit schien der Zorn des Volkes beschwichtigt zu sein. Man hatte wohl einige Gruppen schweigend um den Palast Luxembourg herumziehen sehen; aber die Mauern der Hauptstadt waren nicht mehr von racheschnaubenden Plakaten bedeckt, und man hörte kein todverlangendes Geschrei mehr von den Kreuzwegen. Wie hätte es sich auch in der That erklären lassen, wenn ein Volk, das sich im Monat Juli so großmüthig und auf seine Großmuth so stolz gezeigt, mit solch grausamer Heftigkeit vier Köpfe verlangt hätte? Ueberdieß waren die Ordonnanzen nicht gegen dasselbe gerichtet gewesen. Wenn es dies geglaubt hatte, als es bewaffnet auf dem öffentlichen Platze erschienen war, so hatte man genug gethan, es zu enttäuschen. Auch sagte das Journal des Debats aus Veranlassung der Versetzung der Exminister: „Während dieser langen Fahrt durch eine so bevölkerte Vorstadt, welche überdies einen so thätigen Antheil an den Julitagen genommen, hat sich keine Zusammenrottung gebildet, kein Geschrei hat sich vernehmen lassen; Jeder lag wie gewöhnlich seinen Arbeiten ob; man hätte sagen können, selbst die Neugierde habe einem tiefen Gefühl für Anstand Platz gemacht."

Aber während man dem Volke auf diese Art mit Worten Gerechtigkeit widerfahren ließ, verrieth sich das Mißtrauen der Gewalt in Maßregeln, deren ungemeine Vorsichtigkeit von der Menge als ein geheimer Anschlag oder als eine Beleidigung betrachtet werden konnte. Man ließ in der Umgebung der Hauptstadt militärische Arbeiten ausführen. Im Schloß war, sagte man, Befehl ertheilt worden, Packwägen für den Fall einer möglichen Flucht bereit zu halten. Dem General Lafayette, welcher bereits oberster Befehlshaber der Nationalgarde des Königreichs war, wurde auch das Kommando der Linientruppen übergeben. Sein Generalstabschef erhielt den Auftrag, sich mit dem General Fabvier in Verbindung zu setzen. Endlich war durch eine Proklamation vom 8. Dezember sämmtlichen Nationalgarden von Paris und dem Stadtbezirke verboten worden, vom 14. an unter irgend einem Vorwande, was es auch sein möge, ihre Uniform abzulegen.

Jetzt mußte es kommen, wie es schon bei der Verhandlung über die Todesstrafe gekommen war: die Menge fühlte sich gereizt, sie wurde erbittert, und da sie unglücklich war: so richteten sich ihre Leidenschaften auf den ersten Gegenstand, der sich ihnen darbot, mit einem um so furchtbarern Ungestüm, weil es alle kalte Besonnenheit ausschloß.

Es ist ein ernster und schmerzlicher Gegenstand der Betrachtung — der

Wahnsinn der Gedanken, welche die Menschen aufregen. Das Volk gab sich ganz und gar unfruchtbaren Sorgen und Kümmernissen hin, und ließ eine Verhandlung, die seine theuersten Interessen betraf, unbeachtet an sich vorübergehen. Wie oft hatten nicht die Arbeiter in ihrer Noth die unbillige Vertheilung der Abgaben verwünscht! Seit Einführung der indirekten Steuern gab es keine dürftige Familie, welche nicht mit dem Tone der Verzweiflung gegen diese tagtäglich der Armuth angethane Gewalt protestirt hätte. Nun wußte man in den Vorstädten kaum, daß ein Gesetzesentwurf, welcher die Einziehung der bestehenden Steuern ermächtigte, der Kammer vorgelegt worden war; daß die Abschaffung der indirekten Abgaben in ihrer Mitte sehr wenige Anhänger und sehr viele Gegner gefunden; daß Herr Charles Dupin davon gesprochen hatte, die Lasten des Grundbesitzes zu erleichtern und das Hauptgewicht der Abgaben auf die indirekten Steuern zu werfen, das heißt auf den Wein und den Taback, die einzigen Genüsse der Armen, auf das Salz, die einzige Würze ihrer Speisen; daß diese Grundsätze die der neuen Regierung werden wollten, wie sie die der Restauration und des Kaiserthums gewesen waren; daß mit einem Worte das Volk sich sehr glücklich schätzen mußte, daß die Kammer in Betracht der ganz neuerlichen Widersetzlichkeiten, welche gegen den Fiskus vorgekommen waren, das Wohlwollen hatte, die Einfuhrsteuer auf die Getränke in den Städten unter viertausend Seelen aufzuheben und die Abgabe für den Detailverkauf herabzusetzen.

Diese Dinge interessirten bloß das Volk: man sprach wenig davon. Die Verhandlung hatte nicht einmal eine Sitzung ausgefüllt. Die Menge, die sich für Chimären so leicht in Flammen setzen läßt, nahm klaglos die alte Last wieder auf sich.

Mittlerweile verbreitete sich eine große Nachricht. Benjamin Constant war gestorben.

Um die sterbliche Hülle eines Mannes, welcher sich um den Liberalismus wohl verdient gemacht, zur letzten Wohnung zu geleiten, war die ganze Stadt auf den Beinen. Minister, Generale, Deputirte, Pairs von Frankreich, Studenten, alle hatten sich in Trauer gekleidet, alle waren auf dem Platze, um einem Andenken Ehre zu erweisen. Auch das Volk war zu diesem Leichenfeste herbeigeströmt, wie es zu allen Festen strömt. Eine Schwadron Reiterei eröffnete den Zug. Die sechs ersten Legionen der Nationalgarde gingen dem Sarge voran, welchen Lorbeerkränze bedeckten; die sechs letzten Legionen folgten ihm. Junge Männer hatten sich an den Leichenwagen gespannt. Rings umher schritten schweigend und entblößten Hauptes Herr Delaberge, welcher den Zug anführte, und die Würdeträger des Reichs. Die Florbinden, die von den Hüten herabflatterten, die verhüllten

Trommeln, die Tausende von entblößten Stirnen, die Landsleute des Verblichenen, auf ihrem Arme das Wort Elsaß tragend, welches ihnen einen Antheil am Triumphe dieses Staubes zu geben schien, die Anwesenheit einer Abtheilung alter, verstümmelter Soldaten mitten im Zuge, alles das bildete ein Schauspiel voll Traurigkeit und Größe. Der Zug begab sich in äußerster Langsamkeit die Boulevards entlang. Man hätte ihn aus der Ferne für ein unermeßliches, beinahe unbewegliches Meer halten können. Eine dumpfe Harmonie, beherrscht von dem Trauertone des Tamtam, verkündigte die Annäherung der verehrten Reste. Bewegte Gesichter zeigten sich an allen Fenstern, und man ließ Lorbeeren und Blumen auf den Sarg herabgleiten. Aber um den Todten herum bewegten sich heftig die Leidenschaften und Pläne der Lebenden. Als der Leichenwagen aus dem Tempel kam, wo man angehalten hatte, um zu beten, entstand ein großer Lärm und ein gewaltiger Tumult. „In's Pantheon! in's Pantheon!" riefen feurige Stimmen. Der Präfekt der Seine trat in's Mittel. „Das Gesetz wird die Gewalt behaupten," sagte er. Eine furchtbare Formel, die später über einem andern Sarge wiederhallte, von wo sich der Bürgerkrieg erhob. Man schlug wieder den Weg nach dem Kirchhofe ein Studenten eilten, auf dem Pantheonplatze eine Apotheose zu versuchen. Das Wetter war naß und düster; die Nacht senkte sich über die Stadt; man zog bei Fackelschein mitten unter den Gräbern weiter. Lafayette war aus der dichten Masse der Umstehenden hervorgetreten, um die Abschiedsworte zu sprechen. Auf einmal sah man ihn wanken am Rande des Grabes, welches so eben seinen Freund aufgenommen und in welches er selbst zu fallen auf dem Punkte stand. Jetzt war alles gesagt und die Menge verlief sich in der Finsterniß.

Benjamin Constant war aus Elend, beinahe aus Hunger gestorben.

Es war dies ein Mann von merkwürdig kraftvoller Intelligenz, von schwacher Gemüthsart und von kaltem Herzen. Die Richtigkeit seines Urtheils führte ihn zum Hasse der Ungerechtigkeit, und vermöge seines Geistes vermochte er sich bis zur Leidenschaft zu erheben; aber er entwickelte selten Energie, weil sie ihm nicht nöthig war, weder um einen Mißbrauch zu brandmarken, noch um einen Feind tödtlich zu treffen. Gewandt in der Kunst, die Schwierigkeiten zu drehen, im Besitz aller Mittel der Sprache, vertraut mit den spitzfindigsten Kunstgriffen des Gedankens, destillirte er ohne Mühe das in seiner Treuherzigkeit verborgene Gift und neckte sich in gleicher Wohlgefälligkeit mit seinen Gegnern und den Hindernissen. Er hatte in „Adolphe" die Kunst des Romandichters, in seinem Buche über die Religion das Wissen des Staatsmannes gezeigt, und die Geschmeidigkeit seines Talentes schien ihn bei der Wahl seiner Lehren bestimmt zu haben. Das konstitutionelle System lebt nur von Fiktionen, von Schwebungen, und

durch die Verwickelungen, die es erzeugt, gibt es den geschmeidigen Naturen den Vortheil über die kräftigen und einfachen Seelen. Schon dadurch hatte es Benjamin Constant verführen müssen. Und in der That gehörte er vermöge seiner Ideen, seiner Gesinnungen, der Eigenthümlichkeit seines Geistes, der Leichtigkeit seiner Sitten, seiner Verehrung für Voltaire, seiner unzufriedenen kritischen Gewohnheiten jener englischen und protestantischen Schule an, die in Mounier ihren Redner, in Necker ihren Finanzmann, in Frau von Staël ihre Heldin und in dem Kaiser Alexander, dem Schüler Laharpe's, einen Adepten gehabt hat. Die Lehren dieser Schule wußte Benjamin Constant mit einer unvergleichlichen Kraft und Frische des Styls in Worte zu bringen. Aber obgleich er sich zu dem Liberalismus bekannte, so lag doch ein großer Vorrath von Gleichgültigkeit in ihm und eine skeptische Beweglichkeit, welche sich häufig durch auffallende Widersprüche verrieth. Ein gewaltsames Regime würde ihn vernichtet haben. Denn während er weder das Feuer besaß, welches Danton populär, noch die Ueberzeugungsinnigkeit, welche Robespierre allmächtig gemacht hatte, besaß er eben so wenig jene ärmliche Heiterkeit, welche Barrère aus seinem Talente, allen Parteien zu dienen, schöpfte. Für Benjamin Constant war also der Platz klar und deutlich im Repräsentativsysteme angewiesen, wo er vermöge seines Hanges zur Popularität und seiner Sympathien für die Jugend fortwährend zu einer Oppositionsrolle berufen schien.

Das war der Mann, welchem man so eben so außerordentliche Ehre erwiesen hatte, daß Mirabeau, der in seinem ganzen Glanze gestorben, nicht höher geehrt worden war. Im Uebrigen konnte man ihm, wie Mirabeau, den Vorwurf machen, daß er die Freigebigkeiten des Hofes nicht bis an's Ende von sich zu stoßen wußte. Aber er verkaufte sich nicht: seine Seele wäre einer niederträchtigen Handlung unfähig gewesen. Nur hatte ihn ein gar zu lebhafter Hang zum Spiele, verbunden mit der bei Denkern natürlichen Unkenntniß finanzieller Angelegenheiten, in eine Noth gestürzt, deren ganze Bitterkeit er ertragen mußte. Obgleich er in Paris mehrere Häuser besaß und von den Aeußerlichkeiten des Reichthums umgeben war, so war er doch zuweilen so entblößt, daß ihn eines Tages ein Freund bei einem Frühstücke überraschte, welches aus einem Stückchen harten Brotes bestand, das er in Wasser tunkte. Die Einzelnheiten dieses Elends, in dessen Mitte sein Alter erlosch, waren so qualvoll, daß nach seinem Tode keiner seiner Freunde es wagte, das Geheimniß derselben aufzudecken. Man begnügte sich, von Verdrießlichkeiten zu sprechen, welche das Ende seiner Laufbahn verdüstert; man erinnerte an die melancholischen Worte, welche er auf der Tribüne gesprochen, als er zum letzten Male auf derselben erschienen war.

Dem sei, wie ihm wolle, in diesem pomphaften Leichenfeste hatte der

Liberalismus sich selbst gefeiert. Durch solch' große Schauspiele und prunkhafte Kraftentwickelungen setzt man das Volk in Erstaunen. Jede Feierlichkeit ist ein Mittel in der Hand der Regierung.

Der Tag des Prozesses war gekommen. Befragt über die Art von Strafe, welche man nach seiner Ansicht über die Angeklagten verhängen solle, hatte Herr Mauguin geantwortet: „Den Tod!“ Seine Antwort wurde bald bei Hofe bekannt, und die Kammer, welche Herrn Mauguin's Tribun-Ungestüme mißtraute, ergriff diese Gelegenheit, um Herrn Persil an seine Stelle zu setzen, als es sich darum handelte, die Verhörrichter in öffentliche Ankläger zu verwandeln. Im Uebrigen kündigte der am 29. November von Herrn von Bastard abgestattete Bericht die Absichten der Pairie deutlich genug an. „Der Strafcodex befindet sich außerhalb des Prozesses,“ hatte der Berichterstatter gesagt, und er hatte es sich angelegen sein lassen, dem Pairshofe eine richterliche Allmacht beizulegen, welche ihn über die Gesetze stellte und ihm somit Begnadigung gestattete.

Am 15. Dezember eröffneten sich die Debatten. Von Morgens neun Uhr an hatte die Menge den Sitzungssaal erstürmt. Ein Gerichtsdiener erschien, einen kleinen Stab mit elfenbeinernem Knopfe in der Hand haltend, mit dem er drei Schläge führte. Die Richter traten ein. Man zeigte sich von den Gallerien herab mit dem Finger diejenigen unter ihnen, welche gegen den Marschall Ney das berüchtigte Todesurtheil gefällt hatten, das ein Mord war. Auch der Gerichtsschreiber des Hofes hatte etwas Merkwürdiges: er war derselbe, welcher dem Fürsten von der Moskowa das Todesurtheil verlesen hatte. So schien sich Michel Ney an seinen Richtern und den Bourbons zu rächen.

Die Angeklagten wurden sofort eingeführt. Ihre Haltung erschien weder anmaßend noch ängstlich. Herr von Chantelauze war krank und leichenblaß. An der Seite des Fürsten von Polignac, welchen man an einer gewissen aufrichtigen Heiterkeit erkannte, hörte Herr von Peyronnet keinen Augenblick auf, sich Herr seiner selbst zu zeigen. Und als wäre er gleichgültig für diese letzten Zufälle eines so ziemlich erschöpften Unglückes, öffnete Herr von Guernon-Ranville eine Broschüre, worin er aufmerksam zu lesen begann.

Die Verhöre waren so, wie man sie erwarten mußte. Herr Pasquier, ein Hofmann, richtete seine Fragen auf eine Art ein, die es den Angeklagten möglich machte, die Verantwortlichkeit für alles Unglück auf Karl X. zu schieben und sich dadurch zu rechtfertigen. Aber sie hüteten sich vor der Schlinge, welche ihrer Ehre gelegt wurde, um ihr Leben zu schützen, und die Antworten, die aus ihrem Munde kamen, waren gleichsam ein letztes Zeugniß der Treue gegen ihren abwesenden und unglücklichen Herrn.

Auf die Verhöre folgten die Zeugenaussagen. Die Revolution sollte

lebendig an den Augen der Minister Karls X vorüberziehen, um ihnen Rechenschaft für das vergossene Blut abzufordern. Da gab es furchtbare Augenblicke für sie. Die Zeugen waren zahlreich. Der Eine sagte, wie der Kampf sich entsponnen habe, und wie viele Familien vom ersten Tage an in Trauer versenkt worden seien. Ein Anderer rief seltsame, furchtbare Szenen zurück: das Volk trunken von Heldensinn und Zorn, die Reiter bestürzt durch die Stadt rennend, die Soldaten, da und dort unter den aus jedem Straßenwinkel herfliegenden Kugeln fallend, die Pflastersteine unter den Bemühungen der Kinder und Frauen von den Häusern herabregnend, kurz, überall Krieg, und Paris ein aufgewühltes Chaos. Ein Dritter schilderte mit lebhaften Worten den ruhigen Fanatismus des Fürsten von Polignac während des heftigsten Blutbades, und die verbrecherische Betäubung Marmonts. Ein Vater erzählt, wie er, als er ausgegangen, seinen Sohn voll Lebenskraft zurückgelassen habe, und nur zurückgekehrt sei, um diesen Sohn blutbedeckt wiederzusehen und ihn zu beweinen.

Von allen diesen anklagenden Zeugnissen war das niederschmetterndste das von Herrn Arago, welcher die wahnsinnige Aeußerung des Herrn von Polignac berichtete: Wenn die Truppen auf das Volk schießen, nun gut, so muß man auch auf die Truppen schießen! Herr von Martignac, der Vertheidiger des Fürsten, hatte gegen diese Thatsache einige Zweifel zu erheben gesucht. Herr Arago nahm ihn auf die Seite und sagte ganz leise zu ihm: „Ich verlange von Ihnen Achtung vor meiner Angabe, so wie vor der des Herrn Delarue, welcher sie bestätigt. Im Interesse Ihres Clienten nöthigen Sie mich nicht, die ganze Wahrheit bekannt zu machen: sie wäre ein Todesurtheil. Wissen Sie auch, daß Herr von Polignac am 28. zu Herrn Blanchard, welcher durch seine schöne Stimme bekannt war und die Kanonen auf dem Grèveplatze hatte abschießen lassen, gesagt hat: Ihre Stimme hat mir nie so an's Herz gesprochen, als heute?“ — „Ist's möglich?“ rief Herr von Martignac bestürzt. — „Und wissen Sie, daß er zu dem General Tromelin, als er ihn über die schauderhaften Scenen tief betrübt sah, gesagt hat: Was fürchten Sie? Wenn die Empörer sich einmal auf dem Vendômeplatze versammelt haben, sind sie verloren. Ich möchte sie dafür bezahlen, daß sie die Sache so angreifen.“ Herr von Martignac verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen, und Herr Arago, welcher den Tod der Angeklagten nicht wollte, versprach diese furchtbaren Mittheilungen seiner Aussage nicht beizufügen.

Seit einigen Tagen hatte sich das Gerücht verbreitet, Herr von Semonville habe viele bezeichnende und merkwürdige Umstände zu eröffnen. Die Neugierde war lebhaft angeregt. Sie verdoppelte sich, als er an die Schranke

berufen wurde. Er trat wankenden Schrittes, zusammengesunken und wie niedergedrückt durch das Gewicht seiner Erinnerungen vor. Sein Gesicht, welches die Spuren des Alters trug, hatte in diesem Augenblick einen eigenthümlichen Ausdruck von Verklärung und Leiden. Halb knieend auf dem Stuhle, der ihm zur Stütze dienen sollte, ließ er eine matte, schwache Stimme vernehmen. Er hatte zu erzählen, was ihn am Tage des 28. zuerst in den Ministerrath, sodann nach Saint-Cloud geführt habe. An dem Augenblick angekommen, wo Karl X ihn empfangen hatte, hält er plötzlich, von einer unüberwindlichen Rührung übermannt, inne. Die Versammlung war auf's Aeußerste gespannt. „Ich weiß nicht, ob ich fortfahren soll," sagte er. Aber auf den Befehl des Präsidenten nimmt er seine Erzählung wieder auf. Er berichtete, wie Karl X sich im Anfang jeder Unterhandlung widersetzt habe, dann aber bei der Erinnerung an die unglückliche Tochter Ludwigs XVI weich geworden sei und, den Kopf auf die Brust gesenkt, gepreßten Herzens sich in die Demüthigung gefügt habe, den Degen der Monarchie abzugeben. Dieses Gemälde brachte eine tiefe Sensation hervor, Thränen flossen; diejenigen, welche Herrn von Semonville kannten, erblickten in seiner Erzählung und Haltung nur eine geschickt angelegte Szene.

Sofort eröffnete sich die Diskussion zwischen der Anklage und Vertheidigung, aber man beurkundete dabei von beiden Seiten weder Würde noch Ehrlichkeit.

Indem die Ankläger den Ministern Karls X die Verletzung der Charte vorwarfen und von ihr ausgingen, um ihre Flüche gegen sie zu schleudern, blieben sie offenbar nicht bei der Wahrheit, denn das Ministerium Polignac hatte die Verfassung des Landes kraft des Artikels 14 der Charte aufgehoben.

Indem sich die Angeklagten ihrerseits auf diesen Artikel beriefen, nahmen sie ein nichts weniger als ehrliches Vertheidigungssystem an. Denn wenn die Gesetze in ihrem Text den Umsturz aller Freiheiten, die Verachtung des Volkes, den Despotismus, den Bürgerkrieg verbergen, dann wird es zur Pflicht, sich nicht an diese Gesetze zu halten, und zum Verbrechen, sie zu vollziehen.

Hätten sich also in dem Raume, wo dieses große Schauspiel sich abspielen sollte, nur männliche Seelen befunden, so hätten sich die Ankläger begnügt, zu sagen: „Ihr habt den Despotismus gewollt. Um dahin zu gelangen, habt ihr alles gewagt. Durch euch sind Tausende von Bürgern ums Leben gekommen. Ihr habt Haß, Blutbad, die unseligsten Zerwürfnisse, Unglück aller Art aus den Institutionen hervorgehen lassen. Welches Gesetz kann solche Frevel ermächtigen? Und wenn es ein Gesetz gibt, das sie ermächtigt, wer wird euch von dem Verbrechen freisprechen, es ange-

wandt zu haben? Ihr habt auf das Schwert gerechnet; überwunden, unterwerfet euch dem Gesetze des Schwertes: bereitet euch zu sterben."

Und wie hätten auf diese Sprache die Angeklagten anders antworten können, als so: „Was wir gethan, haben wir zum Wohle der Monarchie thun zu müssen geglaubt. Es war ein Spiel, bei welchem es sich von selbst versteht, daß jeder von uns seinen Kopf einsetzte. Ihr seid die Sieger, und wir wissen, daß es kindisch wäre, gegen die Gewalt mit Worten anzukämpfen: wenn das Schaffot unser erwartet, so sind wir bereit."

Aber es geschieht selten, daß sich in den monarchischen Ländern die Parteien zu diesem Grad von Offenheit und Muth erheben. Hier begriffen die Angeklagten nicht, daß nur das Schaffot sie amnestiren konnte, indem es ihr Blut mit demjenigen vermischte, welches sie hatten vergießen lassen. Und was die Ankläger betrifft, so war ihr Hauptzweck, auf den Glauben zu führen, daß die Revolution bloß zur Aufrechterhaltung der Charte bewerkstelligt worden sei, und deshalb sprachen sie geflissentlich von nichts, als von der verletzten Verfassung.

Auf dieser angeblichen Verletzung ließ Herr Persil das ganze Anklagesystem ruhen und verirrte sich somit in ein Labyrinth von Widersprüchen, Spitzfindigkeiten und Trugschlüssen.

Um zu beweisen, daß die Minister Karls X den Bereich der Charte nicht überschritten haben, hatte man den Artikel 14 angeführt, welcher dem Könige das Recht gab, die zur Sicherheit des Staates nothwendigen Verfügungen und Ordonnanzen zu erlassen. Herr Persil weigerte sich, die Geltung dieses Artikels anzuerkennen, und bekämpfte ihn mittelst des folgenden Artikels, welcher verfügt, daß die gesetzgebende Gewalt gemeinschaftlich von dem König und den Kammern ausgeübt werde. Die Beweisführung war offenbar fehlerhaft, weil sich der Artikel 14 auf ausnahmsweise Umstände bezog und der folgende Artikel auf die gewöhnlichen Fälle. Man hätte also den Ministern bloß vorwerfen können, daß sie die Nothwendigkeiten des Augenblicks böswillig falsch beurtheilt; um willkürlich zu herrschen, die Gefahren übertrieben; lügenhafterweise die Sicherheit des Staates, welche nicht gefährdet gewesen, zum Vorwand für ihre Verwegenheit genommen; oder selbst, ohne so weit zu gehen, daß sie einen der Irrthümer begangen haben, welche in der Politik Verbrechen sind. Aber mit diesem System verzichtete man auf die seit 1830 vom Hofe angenommene Politik. Wenn man sich herbeiließ, die Ordonnanzen nicht als eine Verletzung des eigentlichen Textes der Charte zu betrachten, so lief man Gefahr, der Revolution den falschen Charakter der Gesetzlichkeit zu rauben, welchen die neue Politik den großherzigen Regungen, den kühnen Hoffnungen, kurz allen Plänen der Neuerer entgegenzusetzen gerathen fand. Gleichwohl und in Folge einer höchst außerordentlichen In-

consequenz scheute sich Herr Persil nicht, nachdem er aufs Entschiedenste die Bedeutsamkeit des Artikels 14 geleugnet hatte, zu rufen: „Nicht, als ob wir so weit gingen, behaupten zu wollen, daß wenn irgend eine große Gefahr einträte, der König nicht das Recht hätte, sich für den Augenblick aller Gewalten des Staates zu bemächtigen; aber wir sagen, daß dies nicht kraft des Artikels 14 geschehen würde, welcher den Gebrauch der gesetzlichen Mittel festgestellt, sondern kraft der Nothwendigkeit, welche weder Zeit, noch Ort, noch Bedingungen anerkennt." Merkwürdige Worte, welche bei den Männern der neuen Herrschaft die Absicht verriethen, für sich selbst diese Diktatur der Umstände im Rückhalt zu bewahren, deren willkürlichen Gebrauch sie zum Hauptgegenstand der Anklage gegen ihre Gegner machten.

Man hatte ferner als Beweis, daß die Charte die Angeklagten schütze, geltend gemacht: nach der Konstitution ist der König unverletzlich, und die Minister sind verantwortlich. Ist die Unverletzlichkeit Karls X respektirt worden? Hat man nicht sein hohes Alter mit ewiger Verbannung belegt? Hat man ihn nicht sogar in seinem Enkel bestraft, welcher unschuldig war? Hat man nicht seine Familie auf immer geächtet? Die Verantwortlichkeit der Minister ist also abgelenkt und auf das Haupt ihres Gebieters geschoben worden, welcher sie durch sein Unglück vollkommen aufgehoben hat. Darauf antwortete Herr Persil, ohne die Mitwirkung der Minister, ohne ihre Unterschrift hätte die Unmacht des Monarchen seinem Willen Schweigen gebieten müssen. „Was," fügte er hinzu, „was liegt an dem Schicksal, welches dem Könige und seiner Dynastie vorbehalten ist? Das Recht steht hier im Einklang mit der gewöhnlichsten Moral. Beide erlauben nicht, zu vermengen, was verschieden ist, und eben so wenig, Schuldige oder Mitschuldige freizusprechen, weil der Haupturheber der als Verbrechen angerechneten That die gebührende Strafe seiner Verwegenheit gefunden hat." Vom moralischen Gesichtspunkte aus hatte Herr Persil allerdings recht; Unrecht aber hatte er vom Gesichtspunkte der Charte aus, welche den König und seine Minister für ungleich verantwortlich erklärt, wenn sie in gleichem Grade schuldig gewesen sind. Aber wie! verschrie Herr Persil nicht diese Charte vor der ganzen Welt als ein Werk der Unbilligkeit, wenn er öffentlich erklärte, die Gemeinschaft des Verbrechens ziehe die Gemeinschaft der Strafe nach sich?

Es kam noch eine andere Schwierigkeit hinzu. Die Charte setzte allerdings die Verantwortlichkeit der Minister für Verrath oder Erpressung fest, aber das Geschäft, diese Natur der Verbrechen zu bezeichnen und ihre Verfolgung zu bestimmen, stellte sie ferneren Gesetzen anheim, welche im Jahre 1830 noch nicht vorhanden waren. Wie das Schweigen der Verfassung ergänzen? Der Berichterstatter der Pairskammer hatte die Frage dadurch entschieden, daß er den Antrag stellte, der zum Gerichtshof gewordenen Pairie

die doppelte Gewalt zu übertragen, das Verbrechen zu definiren und die Strafe zu schaffen. Aber dadurch wäre die Revolution zur Charte hinausgetrieben worden, was die hellblickendsten Vertheidiger des Schlosses vor allem fürchteten. Herr Persil erhob sich daher lebhaft gegen diese Lehre.

Da er indeß selbst begriff, wie gebrechlich das Gerüste der Anklage war, so bemühte er sich, die Armuth seiner Logik unter der rauhen Derbheit seiner Sprache zu verdecken. Die Worte Perfidie und Elendigkeit kamen jeden Augenblick aus seinem Munde. Er war bitter, provocirend, unversöhnlich. Redner des Grolls der Bourgeoisie, genoß er mit wilder Leidenschaftlichkeit das Vergnügen, die überwundenen Vertreter dieser vor Kurzem noch so stolz herabblickenden und anmaßenden Aristokratie zu erdrücken.

Während des Requisitoriums des Herrn Persil hatte Herr von Polignac nichts von seiner Ruhe verloren. Herr von Peyronnet dagegen warf seinem Ankläger zornvolle Blicke zu, und die ungestümen Bewegungen, die er häufig unwillkürlich machte, verriethen bei ihm die Empörung des verletzten Stolzes. Endlich erhebt er sich gleichfalls und beweist, daß in die gegen ihn aufgesetzte Anklageakte ein vier Wochen vor seinem Amtsantritte erlassenes Zirkular aufgenommen worden ist. Herr Persil geräth in Verlegenheit und stammelt ungenügende Erklärungen. Da sagte der Angeklagte mit langsamer, feierlicher Stimme zu ihm: „Mein Herr, Sie tragen auf große Strafen an: die Wahrheit ist für uns ein Recht, für Sie eine Pflicht.“ Dieser an sich unbedeutende Zwischenfall machte gleichwohl einen lebhaften Eindruck auf die Versammlung. Die Einen waren überrascht, die Andern entrüstet über die Vortheile, welche die Haltungslosigkeit der Ankläger den Schuldigen sicherte.

Während dieser verschiedenartigen Aufregung ergriff Herr von Martignac das Wort zur Vertheidigung des Herrn von Polignac, seines Klienten. Es lag etwas Rührendes in der gegenseitigen Stellung des Herrn von Martignac und eines der Angeklagten, Herrn von Peyronnet. Wie der Redner gleich im Anfang sagte, waren sie in derselben Stadt, in demselben Jahre geboren. Auf der Universität, im Gerichtssaale, im Staatsamte waren sie gleichen Schicksalen gefolgt. „Nun gut,“ fügte der Redner hinzu, „nachdem wir der menschlichen Größe und Herrlichkeit viel erlebt, finden wir uns hier wieder: ich, wie früher, einem Angeklagten die Unterstützung meines Wortes leihend; er gefangen, verfolgt, genöthigt, sein bedrohtes Leben und Andenken zu vertheidigen. Diese lange Brüderschaft, welche so viele Ereignisse verschont hatten, ist durch die traurigen Wirkungen politischen Zwiespaltes einen Augenblick unterbrochen worden. Der Saal, in dem wir uns befinden, hat unsere Debatten bisweilen mit Bitterkeit gestempelt gesehen, aber von allen diesen

Erinnerungen hat sich im Kerker von Vincennes nur die der alten Freundschaft wieder vorgefunden."

Die Vertheidigung des Herrn von Martignac war nach dem Charakter seines Talentes voll von überzeugender, anziehender Beredtsamkeit. Er bemühte sich zuvörderst darzuthun, daß die Dynastie Karls X in ihrem Sturze die vier Minister, die lebendigen Trümmer dieses Schiffbruches, vor aller Verantwortlichkeit geschützt habe. Er fragte, wo die Bürgschaften seien, welche die Charte ihnen versprochen, wo die Blutgesetze, welche sich auf die Verbrechen anwenden ließen, deren man sie beschuldige. Und was waren diese Verbrechen? Sie hatten die Charte verletzt? Aber war der Artikel 14 so klar, daß es keine Entschuldigung dafür gab, wenn man ihn zu Gunsten des erschütterten Thrones, zu Gunsten dieser alten, noch einmal in die Stürme hinausgetriebenen Monarchie der Bourbons deutete?

Sofort ging Herr von Martignac zur Erinnerung an den so verwegen hervorgerufenen, hernach geschürten Bürgerkrieg über und gestand mit seufzender Stimme die ganze Schauderhaftigkeit desselben, aber um seinen Klienten von dem schrecklichen Vorwurf rein zu waschen, daß er ihn gewollt habe, erinnerte er an alles, was im Leben des Herrn von Polignac den Eingebungen der Güte angehörte, und wies selbst in seinen größten Fehlern die verwegene Zärtlichkeit seines Herzens nach. Gleichwohl verlangte man den Kopf dieses Mannes. Warum? Was wollte man dieser Rache beifügen, die zwischen Frankreich und eine von ihm verstoßene Dynastie die Unermeßlichkeit der Meere und Ereignisse gestellt, noch unermeßlicher als die Meere? Diese drei in drei Tagen zertrümmerten Kronen, diese acht Jahrhunderte alte, in einer Stunde zerrissene Fahne, waren sie nicht genügende Siegeszeichen? Wozu Grausamkeit mit der Kraft paaren? Wäre es nicht gefährlich, die Augen an das Gepränge der Hinrichtungen zu gewöhnen? „Ihr baut," rief Herr von Martignac am Ende, „ihr baut den Grund eines neuen Thrones, gebt ihm nicht einen mit Blut und Thränen aufgeweichten Boden zur Unterlage. Der Schlag, den ihr führen würdet, müßte einen Abgrund öffnen, und diese vier Köpfe würden ihn nicht ausfüllen."

Am nächsten Tage, den 19. Dezember, that sich, als Herr von Peyronnet um's Wort gebeten hatte, eine auffallende Bewegung unter dem Publikum kund. Man war auf hochmüthige Worte gefaßt, allein man täuschte sich. Die Rede des Herrn von Peyronnet war eine Appellation an die Nachsicht der öffentlichen Meinung und der Richter. Er erzählte sein Leben mit bescheidener Selbstschätzung. Jung hatte er den Feuereifer der lebhaften Jahre dazu angewandt, kochende Schmerzen zu lindern und Unglückliche zu beschützen. Später zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangt, hatte er neben einer festen Ueberzeugung zugleich eine dem Mitleid offene Seele ins Amt

mitgebracht. Er war es, der unter der Restauration die beiden Amnestieen beantragt und ausgewirkt; er hatte vom Haupte des Generals Vailhès, sowie der Herren von Olanier und von Fradin das bereits erhobene Schwert der royalistischen Rache abgewendet. Heute durch das Schicksal einige Schritte von dem Schaffotte gestellt, war es ihm erlaubt, daran zu erinnern, daß mehr als dreihundert Verurtheilte ihm Freiheit oder Leben verdankt hatten. In seiner politischen Laufbahn zeigte ihm sein Gewissen nichts, was zu verschweigen ihm sein Interesse oder zu leugnen seine Pflicht geböte. Er hatte zwar das blutdürstende Sakrilegiumsgesetz eingebracht, aber er war damals von der unwiderstehlichen Fluth der Vorurtheile und Befangenheiten der Epoche hingerissen worden. Das Preßgesetz, das unter dem Namen Liebesgesetz gebrandmarkt worden, hatte er erst nach einigen Abänderungen den Debatten preisgegeben, und nur seine Ergebenheit hatte ihn veranlaßt, der Verantwortlichkeit einer Auffassung Trotz zu bieten, welche nicht die seinige war. Hatte er sich in den öffentlichen Aemtern etwa bereichert? Nein, er war mit Schulden aus ihnen hervorgegangen; die königliche Freigebigkeit hatte für die Unterkunft seiner Kinder gesorgt, und er durfte mit Sunderland sagen: „Ich habe einen Posten höchst glänzender Art inne gehabt, der mir, so lang ich ihn bekleidete, weder Macht, noch Vortheile brachte, jetzt aber, da ich ihn nicht mehr verwalte, zum Verderben gereicht.“ Herr von Peyronnet verlas sofort eine Arbeit, die er gegen Ende des Monats April über die Ungesetzlichkeit der Staatsstreiche veröffentlicht hatte, und als Zeuge der unglücklichen Folgen desjenigen, zu welchem er selbst mitgewirkt, rief er: „Blut ist geflossen! diese Erinnerung lastet schwer auf meinem Herzen. Ein unglücklicher geschlagener Mann, wie ich, hat nur noch Thränen, und man muß ihm vielleicht diejenigen anrechnen, die er nicht für sich selbst aufbewahrt.“

Diese Rede machte die Vertheidigung des Herrn Hennequin so ziemlich überflüssig, der wirklich, obschon in einer neuen und geistreichen Form, bloß die von seinen Kollegen und seinen Klienten bereits entwickelten Gegenstände der Berücksichtigung wieder vorbrachte.

Ueberdies waren die Zuhörer ungeduldig, den Vertheidiger des Herrn von Chantelauze zu vernehmen, einen jungen Advokaten aus Lyon, dem ein großer Ruf des Liberalismus und der Beredtsamkeit nach Paris vorangegangen war. Gleich beim ersten Auftreten des Herrn Sauzet wurde die Aufmerksamkeit aller gefesselt. Die hohe Gestalt des Redners, sein blasses, abgespanntes Gesicht, die zugleich ergreifenden und glänzenden Worte, welche gepreßt aus seinem Munde kamen und durch die Ueberzeugung vom Siege hervorgestoßen schienen, das beständige Wiegen seines Körpers, welches man dem Schwunge einer mühsam verhaltenen Rührung zuschrieb: alles das machte einen gewaltigen Eindruck

auf den oberflächlichen, gedankenlosen Theil des Publikums, den man mit Worten beherrscht und durch Aeußerlichkeiten hinreißt.

Nachdem er schnell über die persönlichen Beziehungen des Herrn von Chantelauze bei diesem wichtigen Prozesse hinweggegangen war, predigte Herr Sauzet ohne weitere Umschweife die Lehre von der menschlichen Nothwendigkeit. Er sagte, die Nothwendigkeit sei die lebendige Deutung der Charten; da eine Gesellschaft sich niemals den Selbstmord befehlen könne, so gebe es Krisen, wo man sie, selbst auf die Gefahr gänzlicher Zerstörung hin, über den Haufen werfen müsse; folglich regiere der Artikel 14 die Welt und befinde sich in die Natur der Dinge geschrieben, wenn er es nicht in die Verfassungen sei; endlich haben die Völker ihren Artikel 14, wie die Könige, indem die Revolutionen nur der Gegenstoß der Staatsstreiche seien. Folglich gab es bloß eine einzige Frage zu untersuchen: sind die Ordonnanzen unter dem Gesetze dieser alles beherrschenden Nothwendigkeit abgefaßt worden? Hierüber war ein Zweifel unmöglich. Die Dynastie der ältern Bourbons hätte sich zweifelsohne durch verständige Konzessionen behaupten können, wenn die Quelle ihrer Gefahren nur auf der Oberfläche der Gesellschaft gewesen wäre, wenn sie bloß gegen die Feindseligkeiten der Liberalen im Parlament oder den gereizten Stolz der Wähler zu kämpfen, wenn sie sich bloß gegen einige im Dunkeln schleichende Komplotte zu vertheidigen gehabt hätte, wenn sie genöthigt gewesen wäre, zu ihrer eignen Rettung der Freiheit nur ein wenig mehr einzuräumen. Aber nein: die Dynastie Karls X war die Tochter der Invasion. Das war es, was sie mit Abgründen umgab: das war es, was rings um sie her unbezähmbare Feinde hervorsprossen machte, und ihr keine andere Wahl übrig ließ, als zwischen dem Despotismus und dem Selbstmorde. Man konnte nicht läugnen, daß am Tag nach der Revolution die Bourgeoisie plötzlich ihre Art und Weise verändert hatte, indem sie vom Kultus der Freiheit zu dem der Macht überging, den Thron mit Liebe umgab und alle Kühnheiten des Geistes mit düsterer Wachsamkeit zurückstieß. Folglich hatte man in Karl X weder die alte Ordnung, noch das monarchische Prinzip, noch die Konsequenzen dieses Prinzips zu treffen beabsichtigt, sondern vielmehr das freche Werk der Feinde Frankreichs, die einen Augenblick Sieger gewesen. Wie hätte denn die Dynastie Karls X dieses so gewaltsam gegen sie aufgewiegelte Gefühl der Nationalität zu entwaffnen vermocht, ein ohnehin in unserem Lande sehr starkes Gefühl, das dereinst sogar den Fanatismus der Ligue überwunden und den Macchiavellismus des spanischen Philipp II zu Schanden gemacht? Daraus schloß der Redner, daß der Kampf, welcher unter Karl X zwischen dem Königthum und der Nation gekämpft worden, alle Kennzeichen der Fatalität an sich getragen habe. Sich aufzwingen wurde also eine Nothwendigkeit: wenn es ein Verbrechen war, so lag es außerhalb

der menschlichen Kräfte, dasselbe nicht zu begehen. Und was blieb der Sühnung noch beizufügen, nachdem Karl X sich sammt seiner in Thränen zerfließenden Familie in Cherbourg eingeschifft hatte?

Dies war dem Grundgedanken nach das Vertheidigungssystem des Herrn Sauzet. Der Redner hatte wahr gesprochen, indem er die Revolution als eine Rache wegen Waterloo darstellte; aber er hatte den Häuptern der Bourgeoisie Gesinnungen beigelegt, welche sich in Wahrheit nur bei dem Volke vorgefunden. Es lebe die Charte! hatte man von oben her den Männern in Lumpen zugerufen, und sie hatten den Ruf wiederholt, ohne ihn recht zu begreifen, aber bei ihnen war dieser großherzige, unversöhnlich gewordene Haß gegen die weiße Fahne zum Ausbruch gekommen; aus ihrer Mitte waren in den drei Tagen diejenigen hervorgegangen, die man vor der dreifarbigen Fahne hatte auf die Kniee sinken, oder ihre geheiligten Fetzen mit Küssen und Thränen bedecken sehen. Im Uebrigen war die von dem Redner mit so großem Erfolg verkündete Lehre von der Nothwendigkeit der Umstände wenigstens nicht neu, denn Europa schauderte noch bei der Erinnerung an die heroisch blutige Anwendung, welche sie unter dem Wohlfahrtsausschusse gefunden hatte.

Wie dem auch sei, der Erfolg war unermeßlich. Die Pairs verließen ihre Sitze und stürzten sich dem Redner entgegen, um ihm Glück zu wünschen. Zu den Eifrigsten gehörte der Herzog von Fitz-James. Auf den Gallerien, von welchen man zu wiederholten Malen schallenden Beifallsruf vernommen, hatte die Bewegung den höchsten Grad erreicht.

Die Journale verbreiteten wohlgefällig die Einzelnheiten dieses Triumphes. Nun aber kannte die Entrüstung aller derjenigen, welche die Revolution ernstlich genommen hatten, keine Grenzen mehr. Wie! dieser Prozeß wurde für die Vertheidiger der Gegenstand eines rednerischen Lanzenbrechens und für die Angeklagten die Gelegenheit zu einer Vergötterung! Wie! die Vertheidigung wurde in eine Lobeserhebung umgewandelt, und man hatte alle diese trauervollen Erinnerungen nur aufgewühlt, um aus dem Grabe der Opfer einen Fußschämel für diejenigen zu machen, gegen welche das vergossene Blut um Rache schrie! Alle Gutdenkenden empörten sich bei der Idee einer solchen Verhöhnung des gerechtesten Unmuthes.

Wenn, wie Herr Sauzet versichert hatte, Karl X sich zwischen die Nothwendigkeit abzudanken und die sich aufzuzwingen gestellt fand, warum hatte er sich nicht für die Abdankung zu entscheiden gewußt? Warum hatte er nicht seinen Hochmuth dem Volke geopfert, statt das Volk seinem Hochmuthe zu opfern? Die Fatalität seiner Stellung konnte ihn wohl verdammen, die Krone niederzulegen, nicht aber die gewaltsamen Mittel entschuldigen, welche er ergriff, um sie zu behalten. Er hatte also nicht allein der Nation Gewalt angethan, er hatte auch dem Schicksal Gewalt anthun wollen: ein doppelter Frevel, dessen Folgen der Herr und die Knechte freiwillig Trotz geboten hatten.

Ueberdies entschuldigt die Fatalität nichts, oder sie entschuldigt alles. Doch die Ueberzeugungen? Sie kommen dem Menschen vor Gott zu statten, aber wenn sich die Gerechtigkeit vor ihnen entwaffnen müßte, so würde allen Verbrechern Straflosigkeit gesichert, und der Mörder zum Beispiel brauchte, um seine Unschuld darzuthun, nur die Aufrichtigkeit seines Hasses zu beweisen. Das war es, was der über alle Vernünfteleien erhabene Instinkt des Volkes den pomphaften Trugschlüssen der Redekünstler entgegenzustellen hatte.

Herr Sauzet vollendete in der Sitzung vom 29. seine Vertheidigung, die er Tags zuvor aus Erschöpfung hatte einstellen müssen. Herr Cremieux folgte auf ihn und ließ, indem er den Arm erhob, die Uniform eines Nationalgardisten unter dem Advokatenmantel hervorblicken. Im Uebrigen stand Besorgniß auf allen Gesichtern geschrieben, und die sichtbare Anstrengung, womit die Richter ihre Bangigkeit zu verbergen suchten, machte dieselbe noch beunruhigender. Herr Cremieux hatte seine Vertheidigung mit den Worten begonnen: „Ich muß sprechen und ich höre noch." Seine im Anfang kernhafte und logische Rede hatte sich allmälig zu einer rührenden, aber ins Unbestimmte abschweifenden Poesie erhoben. Auf einmal erlischt seine Stimme; er wankt: man trägt ihn ohnmächtig in den Nebensaal. Die ganze Versammlung ist auf den Beinen. Man glaubt einen unheilvollen Lärm zu vernehmen. . . Es ist die Trommel, die den Aufstand verkündet.

Wirklich überschwemmt die Menge alle Zugänge zum Pallast, sammelt sich in dichten Massen vor den Thoren und stößt furchtbares Geschrei aus. Mittlerweile kommt ein Wagen aus der königlichen Druckerei in den ersten Hof des Pallastes und macht somit dem Volkshaufen, der sich murrend hereinstürzt, Bahn. Die Schildwache vor dem Luxembourg tritt vor, um ihn im Zaume zu halten. Reiter sprengen im Gallop davon, um den General Lafayette in Kenntniß zu setzen. Man hat unter dem Handelsstande pfiffigerweise das Gerücht verbreitet, das Volk beabsichtige zu plündern. Beim Rufe der Trommel ergießen sich Tausende, mit der Flinte im Arm, aus den Läden. Auf dem linken Seineufer scheint sich Alles zum Bürgerkriege vorzubereiten.

Im Innern des Pallastes herrschte Verwirrung. Herr Berenger hatte gegen die Angeklagten das Requisitorium des Herrn Persil wieder aufgenommen, ohne jedoch über die kalte und spitzfindige Erörterung der konstitutionellen Erdichtungen hinauszugehen. Die Versammlung war sichtlich zerstreut. Von einem Zimmer aus, wohin er sich zurückgezogen, um einige Bemerkungen abzufassen, ließ ein Journalist, Herr Eugène Briffault, seinen Kameraden auf kleinen Bülletins die Nachrichten zukommen, die er von außen empfing. Die Angst übertreibt die Gefahr, und Einer flüstert dem Andern leise zu, zehntausend Mann seien im Begriff den Pallast zu stürmen. Die Richter zittern auf ihren Bänken. Die Sitzung wird einen Augenblick eingestellt. Ver-

gebens sucht der zweite Kommandant des Luxembourg, Herr Lavocat, diese Angst zu beschwichtigen; vergebens verbürgt er sich für die Aufrechterhaltung der Ordnung und erklärt, daß die Nationalgarde von allen Seiten herbeieile; Herr Pasquier hört in seiner Verwirrung gerade das Gegentheil von dem, was man zu ihm sagt; er geht in den Saal zurück und ruft: „Meine Herren, die Sitzung ist aufgehoben; der Herr Kommandant der Garde erklärt mir, daß es nicht klug wäre, eine nächtliche Sitzung zu halten."

Die Kammer der Abgeordneten hat sich gleichfalls versammelt, und auch hier ist die Unruhe nicht minder groß. Herr Laffitte sucht die Gemüther zu beruhigen, indem er die Bewegungen in der Hauptstadt auf einige wenige Aufwiegler schiebt; aber kaum ist er von der Tribüne herabgestiegen, als die Deputirten ihn mit allen Zeichen der Betrübniß und des Schreckes umringen. Herr Dupin der Aeltere ruft, da die Volksvertretung bedroht sei, und man von einem Angriff auf die königliche Wohnung spreche, so thue Festigkeit Noth, denn einmal nachgeben, heiße zumvoraus zeigen, daß man immer nachgeben werde. „Trennen wir das Volk von denen, die es irre leiten wollen," fügt Herr Odilon-Barrot in einer Rede hinzu, welche lebhaften Beifall findet. Nun erhebt sich auch der Präsident und fordert die Kammer auf, ihre Berathungen ruhig wieder aufzunehmen, allein die Aufregung ist zu groß, und Niemand wagt es, mit Ruhe an die Stürme zu denken, die man für den kommenden Tag vorhersieht.

In Paris lebte zu dieser Zeit ein Bravo, Namens Fieschi, eine Art schöngeistiger Schurke, ein niederträchtiger, grausamer und über allen Begriff verwegener Bösewicht. Dieser Mensch, der keiner Partei angehörte und mit einer maßlosen Gierde eine gewisse plumpe Schwärmerei verband, stammte inzwischen aus Korsika, einem Lande, das von einem edlen, eben so biedern als unerschrockenen Geschlechte bewohnt wird. Er hatte einige Elende um sich versammelt, welche würdig waren, ihm als Soldaten zu dienen, und sie hielten sich zu einem Handstreiche bereit.

Im Uebrigen und außer diesen zufälligen Aufrührern und Rekruten des Aufstandes konnten drei Parteien auf den Kampfplatz steigen: die Legitimisten, die Bonapartisten und die Republikaner.

Die ersten waren nicht sehr furchtbar wegen ihrer großen Reichthümer. Ihr politisches Interesse war Umsturz der neuen Regierung, aber ihr gesellschaftliches Interesse erheischte, daß dieselbe nicht unter den Anstrengungen eines entfesselten Volkes erdrückt wurde. Der Gefahr ausgesetzt, ihr Vermögen im Sturme verschlungen zu sehen, wenn sie die Unklugheit hatten, ihn hervorzurufen, befanden sie sich in einer eigenthümlich falschen und widerspruchsvollen Stellung: sie waren konservativ und Aufrührer zugleich, Freunde der Unordnung, vorausgesetzt, daß sie auf der Schwelle ihrer reichen Woh-

nungen zu ersterben versprach; Revolutionäre erfüllt von Haß gegen alles, was Revolution heißt, mit einem Wort, sie waren genöthigt, es zur Anarchie zu treiben, und mußten doch selbst wünschen, daß ihnen dies nicht gar zu vollkommen gelänge.

Was die bonapartistische Partei betrifft, so bestand sie aus bedeutenden Männern und hatte überall Wurzeln: im Volke, in der Verwaltung, im Heere, ja selbst in der Pairie. Aber sie hatte mehr eine Fahne, als ein Prinzip, und darin lag die unüberwindliche Ursache ihrer Ohnmacht. Ueberdies hatten sich diejenigen, welche durch die Natur der Dinge zu ihren Führern berufen waren, bereits eine Stellung gewonnen, welche sie schonen mußten. Es waren Generale des Kaiserreichs, größtentheils alt, mehr zu Schlachten als zu Aufständen geeignet, Männer, bei welchen die Leidenschaft für das Unvorhergesehene abgestumpft, wo nicht gänzlich erschöpft war. Dazu kam, daß die Regierung ihnen wenig zu wünschen übrig gelassen hatte.

Die furchtbarste Partei war also die republikanische. Schwach und beinahe unmerkbar im Monat Juli, war sie seitdem mit reißender Schnelligkeit angewachsen. Ihren Führern mangelte es noch an Erfahrung; aber Unkenntniß der Hindernisse gibt oft die Macht, sie zu überwinden. Wenn die Republikaner nicht alles das Wissen besaßen, was aus der Gewohnheit der Geschäfte geschöpft wird, so besaßen sie dagegen all' die Energie und Aufopferung, welche man durch dieselbe verliert. Ihre Stellung hatte auch das Günstige, daß sie den Abhang der Revolution hinabstiegen und nicht hinauf. Sie wirkten auf das Volk durch die Großherzigkeit ihrer Gesinnungen, und auf die Schulen durch das Ungestüm ihres Auftretens. Sie herrschten in den patriotischen Verbindungen. Die Lust zur Popularität, deren Spender sie waren, unterwarf ihnen einflußreiche Männer. Sie hielten die Regierung im Schach durch ihre Kühnheit und sie hatten sich selbst in der Nationalgarde eine feste Stellung zu schaffen gewußt. Wohl fühlend, daß sie sich vernichten würden, wenn sie sich zerstreuten, hatten sie sich vorzugsweise in die Reihen der nationalen Artillerie einschreiben lassen. Von den vier Batterien, aus denen diese bestand, kommandirten die Herren Bastide und Thomas die dritte; die zweite, unter den Befehlen der Herren Guinard und Cavaignac, gehörte ihnen ganz an, und sie hatten sich Mittel verschafft, auch die beiden andern hinzureißen, obgleich der Herzog von Orleans in die erste eingetreten war, um ihren Einfluß zu bekämpfen.

Zur Zeit des Ministerprozesses hatte sich eine Verbindung von gänzlich unbekannten, jedoch unternehmenden und entschlossenen jungen Männern unter den Studirenden der Medizin gebildet. Es wurden der Gesellschaft der Volksfreunde Eröffnungen gemacht. Auf das Palais Bourbon

loszumarschiren, sich der Deputirten zu bemächtigen, die Diktatur auszurufen, dahin ging der Plan, welchen sie vorschlugen. Es war ein 18. Brumaire, nur ohne Bonaparte und bekannte Namen. Solche Vorschläge wären lächerlich gewesen, wenn nicht die Anarchie, die überall herrschte, auch die scheinbar verwegensten Entwürfe ausführbar gemacht hätte. Der eben genannte fand bei der Gesellschaft der Volksfreunde nur einen ironischen Empfang. Die Thatsache ist die, daß damals noch keine Partei Festigkeit genug besaß, um die Initiative einer zweiten Revolution zu ergreifen. Diese Initiative konnte nur von dem Volke ausgehen, im Fall die durch den Ministerprozeß hervorgerufene Erbitterung dasselbe zu einem ähnlichen Aufstande, wie im Juli, treiben würde. Der Bewegung folgen, sie unterstützen, im Nothfall Waffen und Kanonen zur Verfügung der Menge stellen, vor allem die Zukunft vorbereiten — mehr konnten auch die Kühnsten nicht wagen, wenn sie nicht allgemein für überspannte Köpfe angesehen werden wollten. Die Republikaner konspirirten also nicht, sie hielten sich bereit.

Wie dem auch sei, sie waren der Gegenstand einer eifrigen Bewachung geworden, welche sich auf ein beharrliches System übelwollender Aussagen und niedriger Verläumdungen stützte. Da ihr Einfluß bei der Artillerie der Nationalgarde groß war, so gehörte es seit einiger Zeit zu den feurigsten Wünschen des Hofes, das genannte Corps aufzulösen, und statt diesen Plan zu bekämpfen, sann der Graf von Pernetti, Oberst der Artillerie, bereits nur noch auf Mittel, ihn schleunigst auszuführen. Am 19. Dezember hatte der General Lafayette, der von Herrn von Montalivet, Bruder des Ministers des Innern, hörte, daß ein Komplot gebildet werde, um die Kanonen wegzunehmen, Herrn Francis de Corcelles abgesandt, um Herrn Godefroy Cavaignac und seine Freunde in Kenntniß zu setzen. Diese, die seit einigen Tagen von einer bonapartischen Partei sprechen gehört, hatten versprochen, ihre Maßregeln zu ergreifen, und an demselben Tage hatte Herr Cavaignac im Louvre auf einen Ecartétisch ein Paket Patronen geworfen, welches die Artilleristen der zweiten Batterie unter sich theilten. Auf diese Nachricht wird der Hof von der äußersten Angst ergriffen, oder stellt sich wenigstens so. Man verbreitet die gehässigsten, ungegründetsten Aussagen unter denjenigen Artilleristen, welche die republikanischen Ansichten nicht theilen; man veranlaßt sie, ein besonderes Erkennungszeichen unter sich auszumachen; man verspricht Geld und theilt wirklich welches aus; endlich macht sich ein alter Militär, Namens Bicheron, gegen den General Rumigny anheischig, eine Bande entschlossener Männer zu bilden, um bei der ersten Bewegung die Geschütze zu vernageln.

Der König paßte inmitten dieses Sturmes die Kundgebung seiner Hoffnungen oder Befürchtungen den Bedürfnissen seiner Politik an. Er zeigte

sich ängstlich gegen diejenigen, deren Eifer durch allzu große Sicherheit eingeschläfert worden wäre, voll Zuversicht aber bei solchen, die, spezieller bei der Sache betheiligt, die Entwickelung fürchten konnten. Während er daher an Herrn Laffitte Briefe über Briefe schrieb, um ihm zu melden, daß sich in der Artillerie ein Komplot bilde, daß die Verschwörer damit umgehen, die Kanonen dem Volke zu überliefern, daß die Lage eine bedenkliche sei, zeigte er gegenüber Herrn Madier von Montjau ein lächelndes Gesicht und führte eine Sprache voll Zuversicht. Die Gährung unter dem Volke, von der man ihm sagte, schien ihm wenig Kummer zu machen; er stellte sich sogar, als sähe er seine Lust daran, und in seiner eigenthümlichen Redeweise, die er gern zu den Formen einer pittoresken Vertraulichkeit herabsteigen ließ, verglich er die Regungen des Volkes mit gewissen Bewegungen, woran die Roßhändler das Feuer eines Hengstes erkennen.

Dies hinderte ihn nicht, alles zu einer schleunigen Erdrückung der gefürchteten Unruhen vorzubereiten. Im Grunde war es ihm vielleicht eine angenehme Gelegenheit, sich vor Europa als konservativen König auszuweisen, da er bis jetzt gegenüber den andern Monarchen nur der gekrönte Vertreter einer glücklichen Empörung gewesen war.

Eine einzige Sache beunruhigte ihn: er glaubte sich schlecht unterstützt. Jede Revolution weckt bei den Unterbeamten einen gewissen abenteuerlichen Sinn und versetzt dadurch die Ehrgeizigen, welche das Glück begrüßt hat, in die Stimmung, überall nur Verräthereien und Anschläge zu erblicken. Am Hofe Ludwig Philipps herrschte ein unendliches Mißtrauen, und das daraus erwachsende Bedürfniß einer strengen Ueberwachung hatte mehrere verschiedene Polizeien in's Leben gerufen, deren Berichte sich kreuzten, einander widersprachen und alles ungewiß machten. Jeden Augenblick liefen abgeschmackte oder lügenhafte Darstellungen ein und tausend Denunziationen, die keinen andern Grund hatten, als die Nothwendigkeit für die Denunzianten, durch Darthuung ihrer Wichtigkeit ihren Lohn zu verdienen. So war der General Fabvier dem Hofe als ein Mann bezeichnet worden, der gefährliche Pläne hege. Gleichwohl hatte man ihm das Geschäft anvertraut, über das Leben der Minister Karls X zu wachen, vielleicht um ihn durch Auflegung solcher Ehrenverpflichtungen von den unruhigen Gedanken abzubringen, die man bei ihm vermuthete.

Herr Taschereau, Generalsekretär der Seinepräfektur, stand gleichfalls im Verdacht eines Einverständnisses mit den Republikanern. Er wurde in's Schloß gerufen, verlangte seinen Anklägern gegenübergestellt zu werden und bot seine Entlassung an. Man verweigerte sie ihm, denn man wollte warten, bis die Krisis vorüber war.

Niemand aber flößte mehr Mißtrauen ein als Herr Treilhard, der

Polizeipräfekt. Dieses Mißtrauen ging so weit, daß eines Tags ohne die dienstfertige Vermittelung des Herrn Laffitte der Polizeipräfekt selbst auf den Stufen des Palais-Royal verhaftet worden wäre.

Es ist wahr, Herr Treilhard trug als Beamter zum Erfolge einer Politik bei, deren geheimen Sinn er nicht durchdrang. In der Proklamation, welche er am 20. Dezember veröffentlichte, bemerkte man folgende Stelle: „Bürger, es kann euch nicht unbekannt sein, daß unsere Feinde schon lange Zeit den Ausgang dieses Prozesses als die Klippe bezeichnet haben, an welcher die öffentliche Ordnung scheitern werde. Schon hatten sie auf die Strenge des Winters gerechnet, aber eure Geduld hat ihre strafbare Hoffnung getäuscht, wie euer Muth sie im Juli zu Schanden gemacht hat." Nichts war geeigneter, als diese Worte, das aufgewiegelte Volk zurückzuhalten. Gleichwohl konnten sie sich den Beifall des Hofes nicht erwerben, der, stets mit den Nothwendigkeiten der auswärtigen Politik beschäftigt, weit größern Werth darauf setzte, einen Sieg über die Republikaner zu erfechten, als denjenigen zu vervollständigen, welchen man im Monat Juli mit ihrem Beistande davongetragen hatte. Für die gewandten Männer des neuen Systems war es die Hauptsache, das zu zähmen, was sie die Anarchie nannten, oder vielmehr sich den Anschein zu geben, als ob sie es zu zähmen vermöchten. Nun wurde diese Politik schlecht bedient von Beamten, die, wie Herr Treilhard, die Verantwortlichkeit für die Unruhen vorzugsweise auf die Besiegten des Juli, das heißt auf die alten Konservativen, schoben.

Herr Odilon-Barrot seinerseits hatte eine Proklamation veröffentlicht, welche Drohungen enthielt. „Ich erkläre," sagte der Präfekt der Seine, „daß der erste Angriffsakt als Verbrechen betrachtet würde; wenn sich daher in unserer Mitte ein Mensch finden sollte, der schlecht genug dächte, um seinen Mitbürgern nach dem Leben zu stehen, so glaube er sich nicht den Wechselfällen eines Kampfes unterworfen; er wird einfach ein Mörder sein und als solcher von dem Assisenhofe nach der Strenge der Gesetze gerichtet werden." Dies hieß, gegen die Angreifer, Männer aus dem Volke, dieselbe unbeugsame Strenge des Gesetzes anrufen, vor welcher man in diesem Augenblick die Angreifer vom Monat Juli, Minister und vornehme Herren, zu schützen suchte. Eine solche Sprache hätte also in den Augen der Höflinge Gnade finden können, aber sie verziehen es Herrn Odilon-Barrot nicht, daß er in derselben Proklamation gesagt hatte: „Aus euern Reihen hervorgegangen, durch vollkommene Gleichheit der Ansichten und Grundsätze mit euch verbunden, empfinde ich dasselbe, was ihr empfindet. Ich bin weder der Ungeduld, mit welcher ihr der Verwirklichung versprochener Institutionen entgegensehet, noch eurem gerechten Unmuthe, noch dem

allgemeinen Verlangen nach einer großen Wiedervergeltung fremd; aber besteht denn die Wiedervergeltung, welche unsere edelherzige Nation zu verlangen das Recht hatte, einzig und allein im Blute einiger Unglücklichen?" Herr Odilon-Barrot sprach von Versprechungen, deren Vollziehung er erwartete. Dies war genug, um ihn bei Hofe beinahe als einen Aufrührer zu bezeichnen. Und doch widerstand er dem Ungestüm einiger Männer aus seiner Umgebung. „Der Augenblick ist günstig," sagte man zu ihm, „um Bedingungen zu machen und Bürgschaften zu verlangen. Das neue Königthum bedarf unser. Setzen wir einen Preis auf unsere Mitwirkung. Die Politik gebietet und die Interessen der Freiheit erheischen es." Dies war namentlich die Sprache des Herrn Taschereau, eines klaren, praktischen Kopfes. Aber die Loyalität des Herrn Odilon-Barrot war außerordentlich ängstlich. Ein Neuling in den Geschäften und zitternd, die Gesetze der administrativen Disziplin zu verletzen, schwankte er zwischen seinen Pflichten als Beamter und seinen Ueberzeugungen als Bürger.

So war die Anarchie eben so gut unter der Regierung, als in der Gesellschaft.

Die Munizipalgarde, deren Reihen sich einer großen Anzahl Julikämpfer geöffnet hatten, schien wenig Lust zu tragen, sich gegen das Volk zu bewaffnen. Man hatte keine Gensdarmen mehr, und den Soldaten hatte man im Juli zu oft wiederholt, es sei ein Verbrechen, auf das Volk zu schießen, als daß man jetzt unbedingt auf ihre Unterstützung rechnen durfte. Der Hof mußte also mit Ungeduld dem Ende der Krisis entgegensehen.

Es nahete heran. Nur noch einige Formalitäten waren zu erfüllen. Obgleich Mitglied der Anklagekommission, hatte sich Herr Madier von Montjau für die Gnade entschieden: man wußte das. Ueber den Ausspruch der Pairs fand kein Zweifel statt. Man mußte ihnen bloß die Erfüllung ihrer Rolle leicht machen. Man mußte durch geschickt berechnetes Lob dem Urtheile, das man hoffte, den Glanz einer souveränen, ausnahmsweisen, unappellabeln Entscheidung verleihen. Dies begriff Herr Madier von Montjau vollkommen. Er vertrat vor dem Pairshofe eine der drei Staatsgewalten, und in der Voraussetzung, seine Sprache könnte einigen Einfluß auf die öffentliche Meinung haben, beschloß er, in feierlichen Ausdrücken den Apologeten der Richter zu machen, um zu zeigen, welche Verehrung man dem Urtheile schuldig sei, das zu fällen sie im Begriffe standen.

Der König wurde in das Geheimniß dieses Planes gezogen und war außerordentlich erfreut darüber. Er nahm Herrn Madier bei beiden Händen, drückte sie mit beinahe zärtlicher Rührung in den seinigen und überhäufte ihn mit den schmeichlerischsten Versicherungen seiner königlichen Erkenntlichkeit.

Der Tag des 21. Dezembers mußte entscheidend sein. Auch hatte die Regierung furchtbare Maßregeln ergriffen. Die Tournonstraße, die Seinestraße, die Straße des Fossés-Monsieur-le-Prince waren erfüllt von Bewaffneten, wie auch der Platz St.-Michel, der Odeonsplatz und der Platz der medizinischen Schule. Sechshundert Mann von der Nationalgarde des Stadtbanns und zwei Schwadronen Lanciers waren am Thore des Luxembourg, auf der Seite des Observatoriums, aufgestellt worden. Zwei Bataillone Linie bedeckten den großen Zugang. Der Garten war von der Nationalgarde besetzt. Mit einem Worte, alle Wege zum Pallaste waren der Menge unzugänglich gemacht worden, und mehr als dreißigtausend Bajonette funkelten auf dem linken Seineufer. Rings um dieses Heer toste eine unübersehbare Volksmenge.

Die Sitzung hatte begonnen und die Angeklagten wurden hereingeführt. Neugierig studirten die zahlreichen Zuschauer, welche die Gallerien erfüllten, auf den Gesichtern der alten Minister den Eindruck der Szenen, deren Veranlassung und Gegenstand sie waren. Sie schienen sich die Sache nicht tiefer zu Herzen zu nehmen, als an den vorhergehenden Tagen. Man bemerkte sogar, daß Herr von Chantelauze weniger blaß war. Herr Madier von Montjau trat vor. Er war sehr leidend, lehnte es aber dennoch ab, sitzend zu sprechen. In seiner Rede wußte er mit vieler Kunst die Nachsichtigkeit der Schlüsse durch die Heftigkeit der Angriffe zu verdecken. Er warf der Vertheidigung in kräftigen Ausdrücken vor, sie sei hochmüthig, provocirend, angreifend gewesen und habe den Charakter der Julieregnisse entstellt, indem sie dieselben als das unvermeidliche Ergebniß der Fehler der Charte und als Beweis einer gänzlichen Unverträglichkeit zwischen der Dynastie Karls X und der Nation darzustellen gesucht habe. Der Aufstellung der zahllosen Hindernisse, welche nach der Behauptung der Vertheidiger dem Königthum keine andere Wahl mehr gelassen als einen Staatsstreich, stellte er ein belebtes Gemälde der Versuche entgegen, deren sich die Restauration ohne Grund und Ursache gegen die Freiheit schuldig gemacht habe. Er erklärte sich überrascht und beinahe entrüstet, daß die Vertheidiger im Namen ihrer Klienten über nichts ihr Bedauern ausgesprochen haben, als über die verlorene Schlacht. Als er auf die Geschichte des vielfachen, aus der Verletzung der Gesetze entwachsenen Unglückes kam, erzählte er diese Geschichte so, wie sie war: tragisch und blutig. Aber je näher er zu den Folgerungen kam, um so weniger streng wurde seine Sprache, weniger bestimmt sein Gedanke. Er schloß mit den ausdrucksvollen Worten: „Nicht bloß durch Ihre Stellung, meine Herren, sind Sie über alle Magistraturen erhaben, sondern noch mehr durch jene Weisheit und jene politische Erfahrung, welche in einer solchen Sache und inmitten so lebhafter Leidenschaften durch

nichts ersetzt werden können. Deshalb, meine Herren, mag Ihr Spruch lauten, wie er will, er wird unsere Ueberzeugung unterwerfen. Es ist uns eine Freude, Ihnen die feierliche Huldigung dieses ehrfurchtsvollen Vertrauens darzubringen, welches das schönste Ihrer Rechte ist, und das wir als die erste unserer Pflichten betrachtet haben." Herr von Martignac hielt eine rührende Erwiederung und sank erschöpft auf seinen Sitz zurück. Herr Sauzet schwieg aus Ermüdung. Die Herren Hennequin und Cremieux fügten der Stegreifrede des Herrn von Martignac einige Worte bei. Nun erhob sich Herr Berenger im Namen der drei Kommissäre und sprach mit ernster Stimme: „Pairs von Frankreich, unser Geschäft ist zu Ende, das Ihrige beginnt. Die Instruktion liegt Ihnen vor Augen; das Buch des Gesetzes gleichfalls. Das Volk wartet und hofft auf gute und strenge Gerechtigkeit; es wird sie erhalten." Auf diese Worte befiehlt der Präsident, daß zur Berathung geschritten werde. Die Angeklagten entfernen sich, und das Publikum verläuft sich voll düsterer Ahnungen.

Ein Wagen erwartete die Minister am Pförtchen des kleinen Luxembourg. Er nahm sie alle vier auf und fuhr zuerst langsam durch die Reihen der Nationalgarde. Aber am Ende der Straße Madame angelangt, wo ihn ein vom General Fabvier befehligtes Geleite von zweihundert Pferden erwartete, schlug er so schnell als möglich die Straße nach Vincennes ein. Herr von Montalivet, Minister des Innern, und der Obristlieutenant Lavocat galloppirten am Schlage. Es war leicht in diesen einfach mit Glasscheiben verschlossenen Wagen einzudringen, und man fürchtete alles vom Zorn des Volkes. Man hütete sich durch Paris zu fahren, sondern zog schleunig über die äußeren Boulevards mit Vermeidung der Vorstadt St.-Antoine.

Als sich die Nachricht von dieser Flucht in Paris verbreitete, entstand eine außerordentliche Aufregung. Im Anfang war das Gerücht gegangen, die Minister seien zum Tode verurtheilt, und man hatte auf dem Platze St.-Michel die Nationalgarde ihre Freude darüber äußern gesehen. Als aber auf die Nachricht von einer Verurtheilung die der Flucht folgt, da bemächtigt sich Entrüstung aller Gemüther. Die Menge rückt in geschlossenen Reihen vor und sucht sich durch die Bataillone hindurch, welche den Palast umringen, Platz zu machen. Die Nationalgarde behauptet eine feste Stellung und hat die Bajonette gefällt. Das erbitterte Volk ruft von allen Seiten: Tod den Ministern! Es berauscht sich in seinem eigenen Geschrei und erblickt in diesen Bürgersoldaten, die man ihm gegenüberstellt, nur noch eine prätorianische Garde. Diese selbst werden größtentheils von den verschiedensten Empfindungen beunruhigt. Der Schutz, welchen man den Angeklagten bewilligt, erbittert, die Furcht vor Plünderung quält sie. Auf dem Pantheonplatze hat sich ein mit Knitteln bewaffneter Volkshaufe zusammengerottet. Herr François Arago

eilt an der Spitze einer Kompagnie herbei. Er will die Menge anreden, allein sie antwortet ihm bloß mit dem Geschrei: Nach dem Luxembourg! nach dem Luxembourg! Tod den Ministern! Herr Arago sucht die Unruhigsten zu beschwichtigen. „Wir sind derselben Meinung," sagt er zu ihnen. — „Diejenigen," ruft eine Stimme, „sind nicht derselben Meinung, deren Kleid nicht von demselben Stoffe ist." Der Wortwechsel wird heftig. Herr Arago bekommt einen derben Stoß auf die Brust, und es gelingt ihm bloß durch Energie und Geduld, die immer drohenderen Gruppen zurückzuhalten. Auf einem anderen Punkt erscheint der General Lafayette, voll Vertrauens auf die Macht seines Namens. Er fordert die Gruppen auf, sich zu zerstreuen, aber vergebens. „Ich erkenne hier," sagt er, „die Julikämpfer nicht." — „Das glaube ich wohl," antwortet ihm ein Mann aus dem Volke, „Sie waren nicht unter ihnen."

Inzwischen hörte man einen Kanonenschuß. Er meldete dem Könige, daß die Gefangenen von Vincennes in Sicherheit waren. Die in der Straße Dauphine versammelten Republikaner glauben das Signal zu hören und stürzen sich mit dem Rufe: Zu den Waffen! nach dem Quai. Eine große Volksmasse folgte ihnen, und sie rechneten auf die Kanonen, über welche ihre Kameraden im Hofe des Louvre verfügten. Aber die Thore desselben waren verschlossen, und jede Verbindung zwischen den Artilleristen und dem Volke abgeschnitten.

Noch war es nicht zu einem ernstlichen Kampfe, sondern eigentlich nur zu Zänkereien gekommen. Der Graf von Sussy, Oberst der elften Legion, hatte, als er aus dem Palast Luxembourg trat, zwei Klöpfelschläge auf die Brust bekommen; der Sergeant Dehay erhielt einen Messerstich; ein Nationalgardist in der Straße Tirechappe wurde mit einem Stilet verwundet; zwischen dem Quai des Augustins und dem Pont-Neuf fiel ein Pistolenschuß; auch kamen einige Verwundungen mit Rappieren ohne Knöpfe vor: aber darauf beschränkten sich die Ereignisse der großen Schlacht, der man entgegengesehen hatte.

So war also eine zahllose Menge auf dem öffentlichen Platze erschienen; der Zorn raste in allen Herzen; Rachegeschrei erfüllte die Lüfte; die Parteien regten sich, wenn auch nicht um die Leidenschaften der Menge zu leiten, so doch wenigstens um ihren Ausbruch auszubeuten, und während mehrerer Stunden tödtlicher Erwartung waren kaum einige Tropfen Blut geflossen.

Die Geschichte bietet vielleicht kein staunenswertheres Schauspiel dar. Um es zu begreifen, muß man sich erinnern, daß in Frankreich die Geschicke des Volkes zu allen Zeiten denen der Bourgeoisie untergeordnet gewesen waren. Jederzeit, außer im Jahre 1793, dieser erhaben furchtbaren Epoche, die weder einen Namen, noch Ihresgleichen hat, hatten die Männer des

Volks für die Rechnung der Bourgeoisie und in ihrem Gefolge gekämpft. Selbst die Julirevolution war bloß die Wirkung dieses stillschweigenden und unbedingten Bündnisses gewesen. Hier zum ersten Mal standen sich die beiden Mächte Angesicht vor Angesicht gegenüber und sie hielten ein vor lauter Verwunderung, sich feindlich zu begegnen.

Inzwischen ist die Nacht gekommen. In den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen werden Feuer angezündet. Die Nationalgarde bivouakirt wie auf einem Schlachtfelde. Geschah es aus Furcht, geschah es aus Vorsicht? — die meisten Bewohner dieses in ein Lager umgewandelten Stadttheiles stellten Lämpchen an ihre Fenster. In der Rubensgallerie versammelt, berathen sich die Pairs. Die Berathung müßte mehrere Tage dauern, wenn die gewöhnlichen Formen beobachtet würden, aber die Augenblicke sind kostbar; die Richter können von den Kreuzfenstern des Pallastes herab zahlreiche Gewehrpyramiden funkeln sehen: das Urtheil muß durchaus in der Abendsitzung noch fertig werden. Aus Rücksicht für diese Ehrensache, hinter welche sich ihre Angst versteckt, sind sie alle dem Aufrufe treu geblieben; aber je näher der Ausgang herankommt, um so mehr sinkt ihnen der Muth. Im Augenblick, wo das Urtheil gesprochen werden soll, stürzen sie sich in Unordnung nach der Thüre des Saales. „Das ist unschicklich!" ruft Herr Pasquier, „man verschließe die Thüre: die Sitzung ist nur suspendirt!" Nutzlose Mahnung! Schrecken herrscht unter den Richtern. Sie verkleiden sich auf verschiedene Arten und stehlen sich durch geheime Ausgänge hinweg. Um zehn Uhr tritt Herr Pasquier in den Sitzungssaal. Er ist beinahe ganz leer. Richter, Angeklagte, Zuschauer, Alles ist verschwunden. Der halb erloschene Kronleuchter wirft nur auf leere Bänke einen zweifelhaften Schein. Mitten in dieser Einsamkeit und Finsterniß spricht Herr Pasquier das Urtheil, das sämmtliche Angeklagte zu lebenslänglichem Gefängniß und den Fürsten von Polignac zum bürgerlichen Tode verdammt *).

Auf den Rand dieses Urtheils hatte die Hand einer hohen Person mit Bleistift die Worte geschrieben: „Deutlicher anzuzeigen suchen, daß der König Karl X der einzige Urheber des Unglücks ist, welches Paris drei Tage hindurch heimgesucht hat **).

In Vincennes erfuhren die Angeklagten ihr Urtheil. Nachdem man es ihnen vorgelesen, sagte Herr von Chantelauze zu Herrn von Guernon-Ranville: „Nun, mein Lieber, wir werden also Zeit genug haben, Schachpartieen zu machen." Herr von Chantelauze besaß zu viel Geist, um seine und

*) Siehe die historischen Dokumente.

**) Diese seltsame Thatsache ist durch Herrn Briffault entdeckt worden, welcher das Original des Urtheils unmittelbar nach dem Spruche in seinen Händen gehabt hat.

seiner Kollegen Verurtheilung buchstäblich aufzufassen. Naiver in seiner Loyalität, schien sich Herr von Polignac die Sache sehr zu Herzen zu nehmen. Statt dem Pairshof für so viel Nachsicht Dank zu wissen, betrachtete er sich als ein unschuldiges Opfer der Wuth des Parteihasses.

Als das Urtheil in Paris bekannt wurde, gerieth alles in furchtbare Aufregung. Der Hof wußte sich vor Freude kaum zu fassen. Er kannte nicht alle seine Gefahren. Die Entrüstung war vom Volke auf die Nationalgarde übergegangen, welche sich getäuscht sah. „Wir haben uns bewaffnet,“ hieß es in ihren Reihen, „um die Ordnung aufrecht zu erhalten, um dem Gesetze Achtung zu verschaffen, nicht aber um Verbrecher zu beschützen und der Pairie das Mittel zu erleichtern, ein Verdammungsurtheil über die Julirevolution auszusprechen, indem sie denjenigen, welche dieselbe hervorgerufen, eine nur zu wohl verdiente Strafe erläßt.“ Und so sprechend warfen die einen ihre Flinten weit von sich, die anderen zerbrachen ihre Säbel, selbst an den Schutzsteinen des Pallastes. Unter dem Eindruck der düstersten Ahnungen kehrten die Gardisten nach Hause zurück. Die Stadt war beleuchtet, und die Familien brachten die Nacht in schauderhafter Angst zu, denn man sah auf den folgenden Tag Bürgerkrieg voraus.

Besonders das Innere des Louvre hatte ein drohendes Aussehen. Um die Artilleristen der zweiten Batterie, welche bei den Königlichgesinnten im Verdacht standen, sie wollen die Geschütze dem Volke überliefern, in Ruhe zu erhalten, hatte man Truppen, die gut mit Patronen versehen waren, durch die Straße du Coq-St.-Honoré in den Hof hereingeführt und auf dem linken Seitentheile postirt. Da auch diese Vorsichtsmaßregeln ungenügend erschienen, ließ man noch Kompagnien der Nationalgarde in den Hof des Louvre kommen, und Herr von Rumigny, Adjutant des Königs, schickte dem Kommandanten des Louvre, Herrn Carrel, Kisten mit Patronen. Die republikanischen Artilleristen ihrerseits hatten ihre Stutzbüchsen geladen. Voll Zorn, Tapferkeit und Großherzigkeit hielten sie sich bereit, ihr Leben zu opfern. Aber nicht bloß zwischen der Nationalgarde und der Artillerie, sondern auch unter der Artillerie selbst herrschte Zwiespalt. Die zweite Batterie war republikanisch, desgleichen ein Theil der dritten: die erste und vierte dagegen waren der Regierung und der Dynastie ergeben. Tags zuvor hatte der Kommandant Barré vom Obersten seine Befehle eingeholt. „Man weiß,“ hatte Herr von Pernetti zu ihm gesagt, „daß das Volk auf unsere Geschütze losmarschiren und sie wegzunehmen versuchen soll. Man muß sie aufkugeln, vernageln und die Lünsen wegnehmen, wenn das Volk in den Louvre dringt. — „Die Geschütze aufkugeln und vernageln,“ hatte Herr Barré geantwortet, „das wäre eine Beleidigung gegen die Artillerie; aber man kann die Lünsen wegnehmen.“ Er hatte sich dazu anheischig gemacht und that

es auch wirklich am Abend des 21. Auf einmal kommt der Kapitän Bastide in den Saal, geht auf die dritte Batterie zu und befiehlt ihr, aus dem Carré zu treten. Sie setzt sich auf diesen Befehl in Bewegung. Jetzt naht sich der Kommandant Barré dem Kapitän und fragt ihn lebhaft: „Wer kommandirt hier? Sie oder ich?" — „Ich kenne Sie nicht," antwortet Herr Bastide energisch, „und wenn Sie nicht im Augenblick die Lünsen zurückgeben, die Sie wegnehmen ließen, so schreite ich zum Aeußersten." Die Lage war kritisch: noch einige Worte mehr, und es wäre Blut geflossen. Schon bedrohten Kanoniere von der vierten Batterie Herrn Bastide; die von der dritten schickten sich, mit dem Säbel in der Hand, an, ihn zu vertheidigen: der Kommandant Barré ließ die Lünsen zurückbringen und eilte, das Kommando dem Obersten zurückzugeben, welcher sich weigerte, es anzunehmen. Jeden Augenblick konnte der Kampf beginnen. Eine von dem Quartiermeister der zweiten Batterie abgefaßte und auf einem Tisch in der Wachtstube von einem Artilleristen vorgelesene republikanische Proklamation wurde von einem anderen zerrissen, und dies hätte beinahe zum Handgemenge geführt. Die seltsamsten Gerüchte waren im Umlauf. Das beständige Ab- und Zugehen einiger Offiziere erhielt eine beunruhigende Deutung. Argwohn herrschte in jeglichem Gemüthe, und beim Scheine der Feuer, die im Hofe auf Schneehaufen brannten, las man Mißtrauen auf allen Gesichtern. Gegen Mitternacht erschienen Männer in Mäntel gehüllt, schritten schweigend durch die Reihen der Nationalgarde und mischten sich sofort unter die Artilleristen. Es war der älteste Sohn des Königs, begleitet von einigen Höflingen. Ohne Zweifel war er gekommen, um in eigener Person die Stimmung der Mannschaft zu beurtheilen und durch seine Gegenwart diejenigen zu beleben, welche er dem Glücke seines Vaters treu glaubte.

Am 22. Dezember, nachdem die Journale den Beschluß des Pairshofes in allen Theilen der Hauptstadt verbreitet hatten, begann die Aufregung aufs Neue und nahm einen noch beunruhigendern Charakter an als Tags zuvor. Auf dem Pantheonsplatze wurde eine schwarze Fahne entfaltet. Rings um das Palais-Royal, sowie um das Palais Luxembourg drängte sich die Menge unter verworrenem Geschrei zusammen. Ueberall rief der Tambour die Nationalgarde unter die Waffen, aber sie war erschöpft von Nachtwachen, von Strapazen und überdies unzufrieden. In dieser Gefahr nahm man seine Zuflucht zu den Studirenden. Ihre Popularität war sehr groß seit dem Monat Juli, und in dem vorliegenden Falle konnte die Regierung auf ihre Unterstützung rechnen. Erfüllt von den nicht sonderlich klugen Lehren des Liberalismus und belebt von einer Großherzigkeit der Gesinnung, welche den Berechnungen einer tiefen Politik keinen Raum gestattete, hatten die Studirenden an der Frankreich vorgelegten Frage größ-

tentheils nur die ritterliche Seite gesehen. Ueberdies hatte man von Plünderung gesprochen, und sie dachten, es wäre doch etwas Schönes, wenn sie, nachdem sie im Juli die Freiheit vertheidigt, sich nun von Neuem auf die Straße stürzten, um die Ordnung zu vertheidigen. Man begreift, wie viel Verlockendes für junge Männer diese Rolle des Ordnungsstiftens haben mußte, die ihre Wichtigkeit zu vermehren und ihrer Jugend die Tugenden des reifen Alters beizulegen schien. Sie versammelten sich also, machten eine Adresse, die sie mit ausdrücklicher Genehmigung des Seinepräfekten veröffentlichten, bildeten sich in bürgerliche Bataillone und begannen, unter die 12. Legion gemischt, die Stadt zu durchziehen, Achtung für das Gesetz verlangend, Ruhe predigend und die Menge auffordernd, nach Hause zurückzukehren. Die Zöglinge der polytechnischen Schule hatten jene magische Uniform angezogen, welche zu begrüßen die Männer des Volks vor fünf Monaten mit Begeisterung herbeigeströmt waren. Die Zöglinge der anderen Schulen trugen, um sich kenntlich zu machen, ihre Karten auf den Hüten. Es folgten zehn bis zwölftausend Arbeiter, welche die Absichten der jungen Leute, die ihnen zum Vortrab dienten, kaum begriffen und die Luft mit herausfordernden Drohungen erfüllten. So waren in dem modernen Paris jene Prozessionen von mächtigen Studirenden wieder aufgetaucht, durch welche sich die Anarchie des Mittelalters kundgegeben hatte. Lag ja doch selbst dieser von den Studirenden übernommenen Friedenssendung ein Prinzip der Unordnung.

Der Hof fühlte es ohne Zweifel wohl, aber da seine Politik damals eine ausweichende, eine Politik der Auskunftsmittel war, so verschmähte er nichts, wodurch er Zeit gewinnen und sein Dasein fristen konnte.

Als daher die Deputation aus den Schulen ins Palais-Royal kam, empfing der König sie mit zuvorkommender Verbindlichkeit, so daß sie entzückt über die einfache Herzlichkeit seines Benehmens zu ihren Kameraden zurückkehrte.

In jeder falschen oder unvollkommenen Zivilisation muß das Volk, um in den Kampf zu schreiten, Führer haben, die nicht aus seinen Reihen hervorgegangen sind. Die höheren Stellungen lasten allerdings schwer auf ihm, allein es liegt einmal in seiner Natur, daß es sich, nachdem es ihren Glanz beneidet, freiwillig ihrer Herrschaft unterwirft. Im Monat Dezember wartete die Menge vielleicht nur auf Anführer in der Tracht der Bourgeoisie; da sich keine zeigten und sie im Gegentheil in allen denjenigen, welche andere Kleider trugen, Gegner fand, so verlor sie sogleich die Fassung und zerstreute sich, denn ihre ernstlichste Verlegenheit war die, daß sie fortan nur noch auf sich selbst rechnen durfte.

Am Abend war, nach der Sprache der Herrscher des Tags, Alles zur

Ordnuug zurückgekehrt. Die Stadt war, wie in der Nacht zuvor, beleuchtet, aber bei den Glücklichen hatten die düstern Ahnungen einer Art großthuerischer, plumper Freude Platz gemacht.

Zwischen dem Aufhören der Gefahr und dem Beginne der Sicherheit liegt ein kurzer Augenblick, wo man sich das Verdienst des Muthes erwerben kann, ohne etwas von seinen schlimmen Möglichkeiten fürchten zu müssen. Der König ergriff diesen Augenblick mit einem bewundernswürdigen Takte. Am Abend des 22. Dezembers ging er, begleitet von sechs Lakaien, welche Fakeln trugen, und einer großen Anzahl Höflinge in den Hof seines Palastes hinab, wo sich einige Hundert Neugierige drängten. Und das Journal des Debats ermangelte nicht, in seiner Erzählung von diesem Schritte zu sagen: „Sein Volk sah ihn, berührte ihn und schien ihn um Verzeihung zu bitten für alle in seinem Namen begangenen Exzesse!“ Vor der Revolution von 1830 waren die Formeln der Schmeichelei wahrhaftig nicht knechtischer gewesen, aber die Männer, die, wie Herr von Lafayette, Odilon-Barrot, Dupont von der Eure, über die Sprache der neuen Höflinge empört waren, begriffen schlecht die Nothwendigkeiten der Monarchie, welche sie gewollt hatten.

Am nächsten Tag, dem 23. Dezember, machte Herr Dupin der Aeltere in der Deputirtenkammer den Vorschlag, der Nationalgarde von Paris ein Dankvotum zuzuerkennen, und Herr Laffitte, Präsident des Raths, verlangte dieselbe Anerkennung für die studirende Jugend. Aber man hatte im Namen der Studirenden Proklamationen veröffentlicht, welche den Wunsch aussprachen, nach Wiederherstellung der Ordnung auch die Freiheit verbürgt zu sehen. Die Deputirten des Zentrums ließen ihre Unzufriedenheit über diese Bedingungen, welche die Jugend an ihre Mitwirkung geknüpft hatte, deutlich durchblicken. Indeß wurde Herrn Laffitte's Antrag dennoch angenommen. Aber die Studirenden, erbittert, sprachen laut und öffentlich die Verantwortlichkeit für die vom Zentrum getadelten Proklamationen an, und indem sie an das erinnerten, was sie im Monat Juli für diese Freiheit gethan, um welche man, wie sie sich ausdrückten, jetzt mit ihnen feilsche, während sie dieselbe mit baarem Gelde bezahlt haben, wiesen sie verachtungsvoll die Danksagungen der Kammer von sich.

Der Hof kümmerte sich wenig um diese verspätete Opposition und gab seinen Journalen den Befehl, diejenigen, deren weise Mäßigung er Tags zuvor pfiffigerweise verherrlicht hatte, als störrische Schulknaben zu behandeln.

Aber was ist von Herrn von Lafayette's Rolle bei diesen neuen Bewegungen zu sagen? Aufrichtig wie ein Kind, obgleich mitten unter politischen Kämpfen ergraut, hatte keiner so viel wie er zu einer Entwickelung beigetragen, welche das Grab seiner theuersten Hoffnungen sein sollte. Vergebens hatten ihn einige seiner Freunde angefleht, auf den Grund der Dinge

zu blicken, dem Hofe zu mißtrauen und mit der Diktirung der Bedingungen nicht zu warten, bis der Thron seine Unterstützung entbehren könne. Auf diese Mahnungen und Bitten hatte er beständig geantwortet, seine dringendste Pflicht sei, zu verhindern, daß die Juliusrevolution sich entehre; es würde für ihn noch immer Zeit sein, der in Gefahr stehenden Freiheit zu Hülfe zu kommen, und es widerstreite seiner Loyalität, dem Hofe gegenüber den Umstand zu mißbrauchen, daß derselbe seiner bedürfe. Nie wurde eine Verblendung weiter getrieben, doch muß man anerkennen, daß sich ein edelsinniger Gedanke daran knüpfte. Herr von Lafayette wußte recht gut, welchen Schlag er mit den eigenen Händen seiner Popularität zu versetzen im Begriffe stand, und für einen Mann wie er war das Opfer unermeßlich. Gleichwohl brachte er es ohne Zögern und mit einer rührenden Gelassenheit. In seinem Tagesbefehl vom 19. Dezember hatte er gesagt, seine Waffenbrüder werden in ihm wiederfinden, was er mit neunzehn Jahren gewesen: „den Mann der Freiheit und der öffentlichen Ordnung, der seine Popularität weit höher schätze als sein Leben, aber entschlossen sei, eher beides zu opfern, als einer Pflicht ungetreu zu werden oder ein Verbrechen zu dulden." Bei mehr Intelligenz hätte Herr von Lafayette begriffen, daß ein Politiker nicht das Recht hat, leichthin seiner Popularität zu entsagen; daß sie eine Macht ist, für welche er seinem Lande Rechenschaft schuldet; daß er im öffentlichen Interesse es sich selbst schuldig ist, sie zu schonen, und daß es, wenn es Niederträchtigkeit ist, sie sich als Zweck vorzusetzen, auf der andern Seite Geistesschwäche verräth, sie nicht als Werkzeug zu betrachten, wenn man sie besitzt.

Die Unklugheit des Herrn von Lafayette ließ also schlechterdings keine Entschuldigung zu, und er ward grausam dafür bestraft. Am 24. Dezember, als die noch bewegte, obschon beruhigte Stadt die Größe des Dienstes bezeugte, welchen er dem Königthum erwiesen, wurde der Titel Generalkommandant der Nationalgarden des Königreichs von der Kammer der Abgeordneten abgeschafft. Man setzte Lafayette ab. Mehrere Amendements waren eingebracht worden, um zu seinen Gunsten eine Ausnahme von der Regel gelten zu lassen: sie wurden alle eines um's andere verworfen. Das Ministerium seinerseits stellte den Antrag, man solle es dem König freistellen, Herrn von Lafayette durch eine neue Ordonnanz das Ehrenkommando zu übertragen. Ein hohnvoller Vorschlag, durch welchen die Regierung ihre Undankbarkeit einzugestehen schien, indem sie dieselbe rechtfertigen wollte.

Es ist wahr, die Macht, deren man Herrn von Lafayette beraubte, war eine unermeßliche. Sein Freund, Herr Eusèbe von Salverte, hatte es laut auf der Rednerbühne erklärt. Er selbst hatte einmal gestanden, der unverantwortliche Befehl über die ganze bewaffnete Bourgeoisie des Königreichs könne einem einfachen Bürger nicht ohne Gefahr für die öffentlichen

Freiheiten anvertraut werden. Aber sonderbar war es, daß man die Mißlichkeiten seiner Gewalt erst bemerkte, nachdem er Tags zuvor mit eigener Gefahr einen für die Kammern, das Ministerium und das Königthum so ersprießlichen Gebrauch davon gemacht hatte. Es lag in diesem Umstande etwas zugleich Wunderliches und Gehässiges. Warum hatte man überdies während der ganzen Dauer des Ministerprozesses Lafayette glauben lassen, sein Kommando werde nur mit seinem Leben aufhören? Warum hatte man sich's sowohl in der ersten zur Prüfung des Gesetzesentwurfs über die Nationalgarde ernannten Kommission, als auch im Rathe des Königs, welchem der von dieser Kommission ausgearbeitete Entwurf vorgelegt wurde, so angelegen sein lassen, die Frage auf diese Art zu entscheiden? Man hatte also den alten General hintergangen. Man hatte bloß deswegen seine Eigenliebe so lange gehätschelt, um ihn im Dienste einer Politik, welche nicht die seinige war, bloßzustellen und dann, nachdem dies geschehen, ihn abzusetzen! So dachten, so erklärten sich mit lauter Stimme alle Freunde des Herrn von Lafayette und so wiederholte man sich's bald im Publikum.

Herr von Lafayette befand sich im Augenblick der Abstimmung, deren Gegenstand er war, nicht in der Kammer. Um diesen Streich gegen ihn zu führen, hatte man ihn weder davon benachrichtigt, was im Werke sei, noch erwartet. Als er den Beschluß seiner Kollegen vernahm, fühlte er sich im tiefsten Herzen verletzt, und da seine Absetzung nicht geradezu und mit dürren Worten ausgesprochen war, so schickte er auf der Stelle dem König seine Entlassung ein. Ritterlich selbst in seinem Aerger, ließ er in seinem Brief an den Monarchen die Tiefe seines Unmuthes nicht durchblicken. Vielleicht war es ihm auch sehr angenehm, die Neigung, welche Ludwig Philipp ihm schuldete, auf eine letzte Probe stellen zu können.

Folgendes ist die Antwort, welche der König ihm am andern Tag, dem 25., zuschickte:

„So eben, mein lieber General, empfange ich Ihren Brief, der mich durch den Entschluß, welchen Sie fassen, ebenso betrübt, als überrascht hat. Ich habe noch nicht Zeit gehabt, die Journale zu lesen. Der Ministerrath versammelt sich um ein Uhr: ich werde dann, das heißt zwischen vier und fünf Uhr, frei sein und hoffe Sie zu sehen und von Ihrem Entschlusse zurückzubringen.“

Dieser Brief erschien Herrn von Lafayette unerklärlich. Er wußte, daß der König einen thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nahm, und daß keine wichtige Maßregel von seinen Ministern angenommen wurde, ohne daß er sie gekannt und gebilligt hätte. Was bedeutete also die Phrase: „Ich habe noch nicht Zeit gehabt, die Journale zu lesen?“ Der König erklärte sich überrascht durch den Entschluß des Ge-

nerals; aber dieser Entschluß hatte von seiner Seite nichts Freiwilliges; er war bloß das nothwendige Ergebniß seiner Unterwerfung unter den Willen der Kammer. Wegen dieser Dunkelheiten vermochte Ludwig Philipps Brief Herrn von Lafayette nicht zu beruhigen, sondern machte ihn nur noch ärgerlicher.

Er war aber auch von Männern umgeben, welche das Gefühl für das erlittene Unrecht in ihm zu steigern suchten: die einen aus Anhänglichkeit an seine Person, die anderen aus Schmeichelei, einige aus Patriotismus und um ihn unwiderruflich für die Sache des Volks zu gewinnen.

Gleichwohl begab er sich ins Palais-Royal. Ludwig Philipp empfing ihn mit den lebhaftesten Freundschaftsversicherungen, sprach sein Bedauern über das Mißtrauen der Kammer aus und tadelte die Ungeschicklichkeit seiner Minister. Der General aber sprach mit Umgehung alles für ihn Persönlichen von der bedrohten Freiheit, von der schlecht aufgefaßten Revolution, von der auf falsche Wege abgeirrten Regierung. Dies hieß entschieden und für immer mit dem Hofe brechen.

Herrn von Lafayette's Haltung bewies zur Genüge, daß er seinen Entschluß gefaßt hatte und um so hartnäckiger widerstehen würde, je mehr man sich Mühe gäbe, ihn davon zurückzubringen. Der Präsident des Raths, der Minister des Innern, ein Adjutant des Königs, Herr von Laborde, Herr von Schonen gingen einer um den andern zu ihm und bestürmten ihn, zwar nicht das Kommando der Nationlgarden des Königreichs, doch das der Nationalgarde von Paris beizubehalten. „Bedenken Sie es wohl," sagte Herr Laffitte zu ihm, „heute und in Uniform sind Sie der erste Bürger des Königreichs. Morgen mit der Masse vermengt, würden Sie, wenn Sie die Macht bekämpfen, nur noch der erste unter den Anarchisten sein."

Diese Versuche blieben, wie man hatte vorhersehen müssen, vergeblich, aber sie schienen das ganze Unrecht des Bruches auf Lafayette's Hartnäckigkeit und Stolz zu schieben. Seine Feinde benützten dies, um ihn zu verläumden; seine Absetzung war nur noch eine ganz freiwillige Abdankung, die Frucht einer ärgerlichen Laune, und man triumphirte bei Hofe doppelt, sowohl über seinen Rücktritt, als über die Färbung, die man demselben hatte geben können. Am 26. Dezember wurde folgende Proklamation veröffentlicht:

„Brave Nationalgarden, meine theuren Vaterlandsgenossen!

„Ihr werdet mein Bedauern theilen, wenn ihr vernehmet, daß der General Lafayette seine Entlassung einreichen zu müssen geglaubt hat. Ich schmeichelte mir, ihn noch länger an eurer Spitze zu sehen, euren Eifer belebend durch sein Beispiel und durch die Erinnerung an die großen Dienste, welche er der Sache der Freiheit geleistet. Sein Rücktritt ist mir um so empfindlicher,

als dieser würdige General noch vor einigen Tagen einen glorreichen Antheil an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nahm, welche Ihr während der letzten Unruhen so edel und so kräftig beschützt habt. Auch bleibt mir der Trost zu glauben, daß ich nichts verabsäumt habe, um der Nationalgarde etwas zu ersparen, was für sie der Gegenstand lebhaften Bedauerns sein wird und für mich selbst ein wahrer Schmerz ist.

Ludwig Philipp."

Die moralische Wirkung, welche der Rücktritt Lafayette's auf die öffentliche Meinung hervorbrachte, täuschte indessen die Hoffnungen des Hofes. Die Ueberraschung war allgemein.

Herr Dupont von der Eure, entrüstet, legte sogleich seine Funktionen als Justizminister nieder. Man wünschte diese Entlassung und nahm sie daher mit Vergnügen an — Herr Dupont von der Eure war nicht mehr nothwendig.

Der Schlag, der so eben geführt worden, war das Signal zu einer gegenrevolutionären Bewegung, die man auf's Aeußerste zu treiben sich vornahm.

Im Uebrigen waren Herrn von Lafayette's Dienste zu bekannt, als daß man sie ihm hätte verzeihen können. Das ist das Laster der Monarchieen, daß man sie bedroht, wenn man ihnen auf glänzende Weise dient. Der Vorwurf der Undankbarkeit ist unstichhaltig, wenn man ihn gegen die Person der Könige richtet; er muß gegen das Prinzip des Königthums selbst gerichtet werden. Jeder König, welcher sich gegen einen Unterthanen, gegen einen hochberühmten Bürger erkenntlich zeigte, würde dadurch dem Throne eine untergeordnete Stellung schaffen.

Das Kommando der Nationalgarde von Paris wurde dem General Lobau übertragen. Herr Treilhard wurde in der Polizeipräfektur durch Herrn Baude ersetzt. Man nahm die Entlassung des Herrn Taschereau an, dem man sie, als er sie zum ersten Male angeboten, verweigert hatte. Von allen den Männern, deren unabhängigen Charakter man fürchtete, wurde Herr Odilon-Barrot allein beibehalten. Man hatte von ihm im Schlosse gesagt: „Er wird nicht lange mehr zu fürchten sein, wenn er nicht mehr Herrn von Lafayette über und Herrn Taschereau unter sich haben wird."

So entwickelte sich dieser Prozeß, welcher alle Leidenschaften so kräftig wach erhalten und der neuen Monarchie so große Gefahren bereitet hatte. Er diente dazu, das Ungestüm und die Macht der Interessen des höheren Bürgerstandes in ein helleres Licht zu stellen. Er bewies deutlich zwei Sachen: erstlich daß das Volk bis jetzt weder aufgeklärt, noch seiner selbst sicher genug war, um einen Willen zu haben; zweitens daß man von der Bourgeoisie alles erlangen konnte, wenn man sich nur an ihre konservativen

Instinkte hielt und ihr Furcht einjagte. Der Beweis war jetzt also vollständig und um so glücklicher für den Hof, als man fortan zu den fremden Gesandten sagen konnte: „Schreiben Sie Ihren Souveränen, daß der revolutionäre Geist überwunden ist."

Dieses Ergebniß wurde als die Frucht einer gewandten Politik gerühmt. Gleichwohl lag schlechterdings nichts darin, was sich die Regierung zur Ehre anzurechnen berechtigt war. Um bewaffnet in den Straßen zu erscheinen und das Volk im Zaume zu erhalten, war die Bourgeoisie nur dem Impuls ihrer Angst gefolgt, und was die Menge betrifft, so war es natürlich, daß sie, sich selbst überlassen, aus Unwissenheit, Verwunderung und Abspannung sich vom Schlachtfelde zurückzog.

Es ist wahrhaftig eine sehr gemeine und auch für die mittelmäßigste Intelligenz erreichbare Politik, der Kraft zu schmeicheln und sich in ihr Schlepptau zu begeben: und das hatte die Regierung gethan, indem sie sich hinter die Bajonette der Bourgeoisie versteckte. Die Lage von Paris war ohne Zweifel eine gewaltsame gewesen, aber eben wegen ihrer Gewaltsamkeit konnte sie unmöglich von langer Dauer sein, und die Leidenschaften der Menge wären, selbst wenn sie keinen so lebhaften Widerstand in denen der Mittelklasse gefunden hätten, aus Mangel an Nahrung und vor allem aus Mangel an Leitung von selbst erloschen. Was konnte der Regierung Stoff zur Eitelkeit geben? Die Volksleidenschaften mit Kraft handhaben, sich ihrer bedienen, indem man sie beherrscht, sie leiten, ohne sie zu schwächen, das ist schwer und glorreich, daran erprobt sich die Kunst zu herrschen. Aber jede Gewalt, die es sich zum einzigen Studium macht, die kraftvollen Regungen unter dem Volke zu ertödten, beweist, daß sie sich unfähig fühlt, sie zu befruchten; sie gesteht somit ihre Ohnmacht, und in ihrer materiellen Erhaltung sehe ich nur noch die Schmach ihrer moralischen Abdankung. Nach der Juliusrevolution, welche so viele Probleme zu lösen übrig ließ und so viele Leidenschaften zu beschäftigen Anlaß gab, welch' ein Ruhm für denjenigen, der, durch den Sturm an die Spitze der Gewalt getrieben, nach beendigter Krisis diese zitternde Gesellschaft ergriffen, aber nicht in ihrer Bahn aufgehalten, sondern sie beschwichtigt und vorwärts geführt hätte!

Siebentes Kapitel.

Belgien: Kandidaturen des Herzogs von Nemours und des Herzogs von Leuchtenberg — Herr Sebastiani im belgischen Kongresse Lügen gestraft. — Belgien protestirt gegen die Politik Frankreichs; Begeisterung der Belgier für den Herzog von Leuchtenberg. — Herr Bresson und Lord Ponsonby in Brüssel. — Sendung des Herrn von Lövestine nach Belgien; er verspricht die Annahme der Krone für den Herzog von Nemours und verpfändet sein Ehrenwort. — Der Herzog von Nemours wird von dem Kongreß gewählt und die Kandidatur des Herzogs von Leuchtenberg beseitigt. — Der König schlägt die seinem Sohne angebotene Krone aus. — Freude der Engländer; kritische Lage Englands in dieser Epoche — Belgien auf immer erbittert. — Polen: polnisches Manifest. — Herr von Mortemart zum Gesandten in St. Petersburg ernannt; seltsame Umstände dieser Ernennung; interessante, bis jetzt nicht herausgegebene Briefe der Herren von Nesselrode und Pozzo-di-Borgo. — Chlopicki legt die Diktatur in Warschau nieder; Radziwill zum Generalissimus des polnischen Heeres ernannt; der Reichstag spricht die Absetzung des Hauses Romanoff aus. Sensation, welche diese Nachrichten in Frankreich hervorbringen. — Herabgestimmtheit des Kaisers Nikolaus; er fürchtet den Krieg; er fürchtet seinen Bruder. — Einzug des Feldmarschalls Diebitsch in Polen. — Schlacht von Grochow.

Es gab dazumal nur zwei ernstliche Kandidaturen um Belgien: die des Herzogs von Nemours und die des Herzogs von Leuchtenberg. Der eine wie der andere stand Frankreich wohl an. Als König der Belgier bildete der Herzog von Nemours ein natürliches Band zwischen den beiden Ländern. Der Herzog von Leuchtenberg, Sohn des Eugen Beauharnais, stammte aus einem der französischen Nation theuern Blute: als König der Belgier konnte er eines Tags von Frankreich eine glänzendere Krone verlangen und ihm dagegen ein schönes Königreich anbieten.

Aber das Interesse Frankreichs vereinigte sich hier nicht mit dem der Dynastie Ludwig Philipps. In die Krönung des Herzogs von Nemours willigen, hieß England vor den Kopf stoßen, das man vor allem zu schonen wünschte; in die Krönung des Herzogs von Leuchtenberg willigen, hieß sich der Gefahr aussetzen, einen Bonaparte zum Nachbar zu haben.

Auch nahm Herr Sebastiani keinen Anstand, Herrn Firmin Rogier im Namen Ludwig Philipps zu erklären, 1) daß die Vereinigung unmöglich sei, weil sie den Wünschen der Engländer widerstrebe; 2) daß der Prinz Otto von Baiern derjenige König sei, welcher für Belgien am besten passe; 3) daß der König der Franzosen niemals eine seiner Töchter dem Sohn des Eugen Beauharnais geben, und daß die Belgier, wenn sie diesen Prinzen krönen,

sich der Gefahr aussetzen würden, der mächtigen Freundschaft Frankreichs beraubt zu werden.

Herr Firmin Rogier theilte diese Antwort dem diplomatischen Comité in zwei Briefen an den Grafen von Celles mit, Briefen, die zwar nicht zu weiterer Mittheilung bestimmt waren, deren Vorlesung aber der Kongreß verlangte. Der zweite enthielt folgende Stelle:

„Ich glaubte Herrn Sebastiani fragen zu müssen, ob seine Worte einen offiziellen Charakter haben, der es mir gestatte, weiteren Gebrauch davon zu machen. „Ja, allerdings," antwortete er, „Sie können dies sogleich selbst beurtheilen." Hierauf ließ er seinen Sekretär rufen und diktirte ihm ein Schreiben an Herrn Bresson, das ich mit dieser Depesche abschicke, und worin die Absichten der französischen Regierung in Beziehung auf das Vereinigungsprojekt, die Kandidatur des Herzogs von Nemours und die des Herzogs von Leuchtenberg klar und förmlich ausgesprochen sind. Herr Bresson ist, glaube ich, ermächtigt, Ihnen diesen Brief mitzutheilen, welcher im Uebrigen nichts anderes enthält, als was ich Ihnen hier schreibe. Ohne Zweifel hat ihn Herr Sebastiani absichtlich in meiner Gegenwart mit lauter Stimme diktirt."

Die unerwartete Oeffentlichkeit, welche diesen seltsamen Details gegeben wurde, beunruhigte das Palais-Royal. Herr Sebastiani sah sich genöthigt, im Moniteur die Treue der Darstellung des Herrn Firmin Rogier anzufechten, welcher seinerseits Herrn Sebastiani förmlich Lügen strafte. Vor dem Skandal dieser sich widersprechenden Versicherungen wußte die öffentliche Meinung nicht, woran sie sich halten sollte, bis alle Zweifel zu Gunsten des Herrn Rogier aufgeklärt wurden durch folgenden, an den Grafen von Aërschot, Präsidenten des diplomatischen Comité's, gerichteten Brief:

„Herr Graf, da der Nationalkongreß in seiner Klugheit für gut gefunden hat, die Regierung Sr. Majestät des Königs der Franzosen, dessen wohlwollende Theilnahme am Schicksale Belgiens ihm bekannt ist, um Rath zu fragen, so beeile ich mich, Ihnen eine Depesche mitzutheilen, welche ich so eben von dem Grafen Sebastiani erhalten habe. Genehmigen Sie u. s. w.

Brüssel, den 23. Januar 1831. Unterzeichnet: **Bresson.**"

Die von Herrn Sebastiani an Herrn Bresson gerichtete Depesche war vom 11. Januar 1831 datirt und begann folgendermaßen:

„Mein Herr, die Lage Belgiens hat auf's Neue die Aufmerksamkeit des Königs und seines Rathes auf sich gezogen. Nach reiflicher Prüfung aller politischen Fragen, welche sich daran knüpfen, bin ich beauftragt worden, Sie klar und deutlich von den Absichten der Regierung des Königs in Kenntniß zu setzen. Sie wird nicht in die Vereinigung Belgiens mit Frankreich willigen; sie wird die Krone für den Herrn Herzog von Nemours

nicht annehmen, selbst wenn sie ihm von dem Kongresse angeboten würde. Die Regierung Sr. Majestät würde in der Wahl des Herrn Herzogs von Leuchtenberg eine Kombination erblicken, welche geeignet wäre, die Ruhe Frankreichs zu stören. Wir sind nicht gewillt, die Freiheit der Belgier in der Wahl ihres Souveräns im Entferntesten anzutasten, aber wir gebrauchen auch unser Recht, indem wir auf's Förmlichste erklären, daß wir die Wahl des Herrn Herzogs von Leuchtenberg nicht anerkennen würden. Ohne Zweifel würden die Mächte ihrerseits auch nicht sehr geneigt sein, sie anzuerkennen. Was uns betrifft, so würden wir zu unserer Weigerung nur durch den Staatsgrund bestimmt, welchem alles weichen muß, wenn er Niemandens Rechte verletzt u. s. w."

Diese Depesche, welche, wie die vorhergehenden Briefe, im Kongreß gelesen wurde, war dieselbe, von der Herr Firmin Rogier gesprochen, und die Herr Sebastiani in seiner Gegenwart mit lauter Stimme diktirt hatte. Alle Mitglieder des Kongresses waren außer sich vor Staunen. Sie fragten sich mit Entrüstung, ob es erlaubt sei, mit einem befreundeten Volke bis auf diesen Grad sein Spiel zu treiben. An das trotzige Abläugnen des Herrn Sebastiani erinnernd, wunderten sich die Einen über die Frechheit desselben, die Anderen suchten es durch die den Höflingen eigenthümliche Art durchgängiger Verläugnung zu erklären. Alle waren empört über die Anmaßungen einer Regierung, welche, aus der Freiheit hervorgegangen, dieselbe bei den andern Völkern zerstören wolle. „Ich verlange," rief Herr Devaux, „ich verlange den Druck der Urkunde, welche Sie so eben vernommen haben, damit ganz Europa und vor allem die französische Nation wisse, was die französische Regierung unter der Freiheit der Völker versteht. Ich verlange den Druck, damit Herr Sebastiani, der es gewagt hat, seine offiziösen Mittheilungen gegen unsern Gesandten zu läugnen, nicht auch die offiziellen Mittheilungen läugnen kann."

Wie es fast immer geschieht, so hatte die französische Regierung in dieser Ungerechtigkeit zugleich einen Fehler begangen. Ihre wohlbekannte Neigung zum Frieden machte ihre Drohungen erfolglos, ohne ihnen etwas von ihrer erbitternden Kraft zu benehmen. Die Leuchtenbergische Partei gewann immer mehr Grund und Boden. Was bisher für Belgien bloß eine Sache der Berechnung gewesen war, wurde jetzt eine Ehrenfrage, und der beleidigende, befehlende Ton des Palais-Royal führte natürlicherweise das ganze Gewicht der großherzigen Gefühle, die ganze Macht der patriotischen Leidenschaften auf die Leuchtenbergische Seite. Schon hatte das Protokoll vom 9. Januar, in welchem die Konferenz den Belgiern einschärfte, auf ihr Unternehmen gegen Mastricht zu entsagen, und dem König von Holland, die freie Schifffahrt auf der Schelde wieder herzustellen, den furchtbarsten

Sturm im Kongresse erregt und war nur mit allgemeinem Knirschen angenommen worden, wie man die Gesetze der Gewaltthat annimmt. Wenn nun die Belgier schon über die Anmaßungen der Diplomatie entrüstet waren, um wie viel schmerzlicher und empörender mußte es nicht für sie sein, diese Anmaßungen noch von denen Frankreichs übertroffen zu sehen, Frankreichs, von welchem sie nur Freundschaft, Unterstützung und Schutz erwartet hatten! Bald flog das Lob des Sohnes Eugens von Mund zu Munde. Seine Büste wurde im Theater gekrönt in Gegenwart eines ganzen Volkes, das die Lüfte mit seinem Jubelgeschrei erfüllte, während die Anhänger Frankreichs ihre Stimme nicht mehr zu erheben wagten vor Scham über die unpopuläre Rolle, welche die französische Regierung ihnen aufgedrungen hatte.

Dieses so leicht vorherzusehende Resultat brachte Bestürzung im Palais-Royal hervor; man beruft Herrn von Lövestine. Es war dies ein loyaler Mann von soldatischem Charakter, und man wußte, daß er in Belgien, wo er lange Zeit gelebt hatte, in hoher Achtung stand. Herr von Lövestine erhielt geheime Instruktionen und reiste nach Brüssel ab.

Herr Bresson, den die Londoner Konferenz dahin geschickt hatte, besaß keinen Einfluß; Lord Ponsonby dagegen genoß als Vertreter Großbrittanniens ein sehr großes Ansehen, wovon er den traurigsten Gebrauch machte. Lord Ponsonby war ein in der Wissenschaft der kleinlichen Mittel und der gemeinen Gaunerstreiche wohl bewanderter Diplomat. Seine eigenen Leidenschaften denen seines Landes beifügend und gegen Frankreich von einem Hasse beseelt, welchen er mit anmaßlicher Leichtfertigkeit zur Schau trug, hatte er die Sache des Prinzen von Oranien ergriffen, mit dem er durch seine Gemahlin verwandt zu sein behauptete. Und dieser Sache diente er mit einem wahrhaft lächerlichen Eifer, indem er seine Bedienten an alle öffentlichen Orte schickte, um aufrührerische Reden zu führen, und es nicht verschmähte, in eigener Person von Laden zu Laden zu gehen, um das Lob des ältesten Sohnes Wilhelms zu singen oder die schmutzigen Kaufmannsseelen gegen den neuen Stand der Dinge und seine Unordnungen aufzureizen. Dessenungeachtet beeiferten sich die angesehensten Mitglieder des Kongresses tagtäglich, in Lord Ponsonby den siegreiche Einnfluß Englands anzubeten. Namentlich war er von denjenigen Belgiern umschwärmt, welche eine Ehre darein setzten, für Politiker zu gelten, und auf die Gewogenheit der Diplomatie rechneten, um ihr Glück zu machen. Mehr als einmal ließ er seine Thüre den Herren Van de Weyer und Nothomb verschließen, deren diplomatische Gelehrsamkeit in Beziehung auf das Großherzogthum Luxemburg ihm sehr schlecht behagte und die er in vertrauteren Kreisen Pedanten nannte.

Herr von Löwestine kam dem ersterbenden Einflusse des Herrn Bresson zu Hülfe, und beide boten alle nur erdenklichen Mittel auf, um die Bewerbung des Herzogs von Leuchtenberg zu vereiteln, worin sie übrigens von Lord Ponsonby unterstützt wurden, denn England wollte auf dem Throne Belgiens keinen Prinzen sehen, welcher König der Franzosen hätte werden können.

Trotz aller dieser Anstrengungen verstärkte sich die Partei des Herzogs von Leuchtenberg mit jedem Tage, weil die klugen Leute ihre Zukunft nicht dadurch bloßstellen wollten, daß sie sich gegen einen Kandidaten aussprachen, welcher gar keine Mitbewerber hatte. Herr von Löwestine schrieb also dem Palais-Royal, die Erwählung des Sohnes Eugens sei so viel als gewiß, wenn man ihm nicht förmlich den Herzog von Nemours entgegenstelle.

Dieser Brief wurde alsbald an Herrn von Talleyrand abgesandt. Er antwortete, England wolle um keinen Preis den Herzog von Nemours. Gleichwohl mußte man sich entscheiden. Jede Minute war kostbar. Auf die Aufforderung des Herrn von Löwestine machte Herr Bresson eine Reise nach Paris und brachte die ausdrückliche Ermächtigung zurück, zu versprechen, daß die Krone, wenn man sie dem Herzoge von Nemours anbiete, von seinem Vater für ihn werde angenommen werden. Von diesem Augenblicke an ebneten sich die Schwierigkeiten vor Herrn von Löwestine. Die als gewiß dargestellte Annahme lockte die Ehrgeizigen durch den Köder eines leichten Erfolgs. Die Freunde Frankreichs faßten wieder Muth, und ein Theil der orangistischen Partei vereinigte sich mit ihnen aus Haß gegen die Patrioten. Gleichwohl blieb in vielen Gemüthern ein unüberwindliches Mißtrauen zurück. „Nehmt euch wohl in Acht," sagten die Anhänger des Herzogs von Leuchtenberg und die Republikaner, „man täuscht euch. Herr von Löwestine mag ein ehrlicher Mann sein; aber könnte er nicht auch das blinde Werkzeug einer Intrigue sein? Er versichert offiziös, daß der Herzog von Nemours uns bewilligt würde, aber verkünden nicht die offiziellen Depeschen des Herrn Sebastiani das Gegentheil? Und ist es nicht der Gipfel der Unklugheit, den Erklärungen eines Privatmannes mehr Glauben beizumessen, als diplomatischen Dokumenten?" Diese Einwendungen waren vorausgesehen worden. Man ließ von Paris an alle Mitglieder des Kongresses Briefe schreiben, die von den höchsten Personen unterzeichnet waren und alle zum Zweck hatten, die Aussage des Herrn von Löwestine zu bestätigen. Er selbst in seiner Aufrichtigkeit nahm keinen Anstand, vor den Mitgliedern der provisorischen Regierung zu erklären, daß seine Sendung autorisirt sei, und als man noch immer schwankte, verpfändete er sein Wort, sein Ehrenwort.

Unter dem Einflusse solcher Ränke eröffnete sich die Diskussion über die Wahl eines Souveräns. Sie war lebhaft und leidenschaftlich. Furcht und

Hoffnung bewegten die Gemüther abwechselnd. Man wußte, daß aus dieser vor die Versammlung gestellten Urne nicht bloß das Wohl oder Wehe Belgiens, sondern auch eine tiefgreifende Aenderung in den Geschicken Europa's hervorgehen konnte. Die Redner, welche die Kandidatur des Herzogs von Nemours am lebhaftesten unterstützten, waren die Herren von Merode, Charles Rogier, Charles von Brouckère. Man bemerkte unter ihnen Herrn Van de Weyer, welcher, nachdem er der Repräsentant der Diplomatie in Belgien geworden, schweigen zu müssen schien. Der Herzog von Leuchtenberg hatte für sich die Herren von Staffart, Jottrand, von Gerlache, von Rhodes und Herrn Lebeau, dessen Wort die Versammlnng mächtig aufregte.

Während dieser Debatten fuhr Lord Ponsonby fort, zu Gunsten des Prinzen von Oranien den Einfluß der auf einen Augenblick wieder geweckten französischen Partei zu untergraben, sei es nun, daß er das Geheimniß der Politik nicht kannte, welcher diese Partei zum Spielzeuge diente, oder daß er in seinem übertriebenen Hasse Frankreich die Ehre eines günstigen, wenn auch unfruchtbaren Votums mißgönnte. Eine orangistische Bewegung, welche in der Stadt Gent ausbrach, wurde dem englischen Gesandten zugeschrieben und alsbald unterdrückt.

So viel ist gewiß, daß Lord Ponsonby an demselben Tage, wo der Kongreß sich entscheiden sollte, durch einen seiner Sekretäre, Herrn Dury, eine gegen die Erwählung des Herzogs von Nemours gerichtete Denkschrift übersetzen ließ und sich anschickte, sie der Versammlung vorzulesen.

Herr Bresson seinerseits theilte, um die Waage zu Gunsten des französischen Prinzen sinken zu machen, dem Kongresse einen Brief von Herrn Sebastiani mit. Es wurde darin gesagt, die Regierung Ludwig Philipps halte sich nicht an das Protokoll vom 20. Januar und betrachte die freie Uebereinstimmung beider Staaten als nothwendig zur Lösung aller Schwierigkeiten zwischen Holland und Belgien. Diese Erklärung war trügerisch, wie die Folge bewies, aber ihre Wirkung war nichtsdestoweniger entscheidend. Man glaubte noch einmal an die Sympathieen der französischen Regierung.

Vom Pallaste der Repräsentanten gingen und kamen unaufhörlich Boten in das Hotel Lord Ponsonby's hin und her, der vor Ungeduld brannte und sich bitter über die Langsamkeit seines Uebersetzers beklagte. Endlich war die Arbeit der Vollendung nahe, und der Wagen des englischen Gesandten wartete bereits, als man ihm meldete, es sei alles vorüber und die Versammlung habe in einem zweiten Skrutinium mit der Majorität einer Stimme den Herzog von Nemours als König der Belgier ausgerufen.

Diese Entscheidung wurde mit dem lebhaftesten Enthusiasmus aufgenommen. Sie entriß Belgien den Zuckungen der Anarchie. Die Stadt wurde beleuchtet. Allenthalben mischte sich Jubelgeschrei in den Kanonendonner.

Die Anhänger des Herzogs von Leuchtenberg schlossen sich der Freude dieses Triumphes an, die Einen aus Uneigennützigkeit und Loyalität, die Andern, um sich für ein dem siegreichen Kandidaten feindseliges Votum Verzeihung zu erwerben.

Die Belgier ließen sich's nicht träumen, daß in derselben Zeit, wo sie durch solche rührende Demonstrationen ihre Sympathieen für Frankreich beurkundeten, Herr von Talleyrand in London das Protokoll vom 7. Februar unterzeichnen würde, ein Protokoll, worin die letzten Versicherungen des Herrn Sebastiani in Beziehung auf die Freiheit Belgiens Lügen gestraft wurden, ein Protokoll, welches jeden französischen Prinzen vom Thron Belgiens ausschloß.

Man gehorchte der Konferenz. Die Minister in Paris waren zwar für die Annahme, und diese Ansicht fand in dem ältesten Sohne Ludwig Philipps eine kräftige Stütze; aber ein stärkerer Wille gebot über Frankreich. Herr Sebastiani wurde beauftragt, die Wahl des Herzogs von Nemours abzulehnen, und die Depesche war von der Art, daß der junge Mann, welcher dem Minister als Sekretär diente, in einem muthvollen Gefühl des Stolzes und der Scham sich weigerte, sie abzuschreiben.

Die Deputation, welche dem Herzog von Nemours die Krone anbieten sollte, war bereits auf dem Wege nach Paris. Der König der Franzosen nahm sie leutselig auf und lehnte die seinem Sohne angebotene Krone förmlich ab. Als Gründe dafür gab er seinen Mangel an allem Ehrgeiz und die Nothwendigkeit, den Frieden zu erhalten, an.

Der ganze hellblickende Theil der französischen Nation war bestürzt. Die Engländer jubelten.

Um zu begreifen, wie angenehm die Weigerung Ludwig Philipps England sein mußte, genügt ein flüchtiger Blick auf die damalige Lage dieses Königreichs. Es war dermaßen verschuldet, daß das Ministerium die Aufhebung von zweihundert und zehn Aemtern beschlossen hatte, und man sich in diesem ganz monarchischen Lande anschickte, die Zivilliste auf eine Art herabzusetzen, die für das Königthum beleidigend sein mußte. Das Elend der arbeitenden Klassen hatte die unselige Grenze erreicht, an welcher die Verzweiflung beginnt. In Irland, wo das Volk kein Brod ißt, war die Kartoffelernte spärlich ausgefallen, und die Eigenthümer zitterten im Schoße ihrer auf Unterdrückung beruhenden Wohlhabenheit; denn man sah auf den Feldern nur noch eine bleiche Menge bewaffneter Armen herumirren. Dann hatte sich aus der Mitte so vieler Ruinen O'Connell erhoben, ein ungestümer Redner, ein unbezähmbares, stürmisches Herz, ein Mann, allmächtig durch das Uebermaß seines Hasses und das Uebermaß seiner Kühnheit, der Halbgott eines Volkes von Ausgehungerten. „Zurücknahme der Union!“

hatte er mit einer Stimme gerufen, welche alle Irländer durchzuckte, und dieser Ruf schien die Schauder einer Art von Sklavenkrieg zu weissagen. Dieser Aufregung von unversöhnlich erbitterten Sklaven entsprach in England die der Parteien, welche sich in wüthendem Gemenge bekämpften. Das Ministerium des Lord Wellington triumphirte, als es gestürzt wurde, bereits über die krampfhafte Erschöpfung, die es dem Ministerium des Lord Grey vermachte. Hier die Tories, glühend vor Rachedurst, dort die Wighs, vollauf beschäftigt, sich Verzeihung ihres Glücks zu erwerben; unter beiden die Radikalen, die Niederlage der erstern verhöhnend, die zweiten mit ihrer Unterstützung bedrohend, das Volk unwiderstehlich nach sich reißend; und als Vorwand dieser feindseligen Zerwürfnisse die Wahlreform, ein verhängnißvolles Problem, ein Opfer, dem Unbekannten dargebracht, die erste Wunde, welche der Geist der modernen Neuerungen dieser englischen Aristokratie geschlagen, durch die England lebte.

Daher für die Engländer die entschiedenste Unmöglichkeit, einen Krieg zu beginnen oder auch nur daran zu denken. Hätte also Frankreich Belgien an sich gezogen, so hätte es ihnen dadurch die doppelte Demüthigung auferlegt, ihre Ohnmacht vor aller Welt enthüllt und ihre Drohungen bestraft zu sehen. Sie wußten aber auch ihr Glück zu schätzen. Mehr als je konnte sich Herr von Talleyrand für einen Mann von Genie halten: er war populär in London.

Die Belgier aber, von Herrn Bresson bedroht, von Herrn Sebastiani getäuscht, getäuscht vermittelst des Herrn von Lövestine, gedemüthigt, schnöde abgewiesen, klagten Frankreich wegen all der Uebel an, in die sie sich aufs Neue gestürzt sahen, und da sie, wie es häufig geschieht, zwischen der französischen Nation und der sie vertretenden Regierung nicht den gebührenden Unterschied zu machen wußten, so schwuren sie der erstern von Stund an denselben Haß, welcher bereits das Herz des sonst so treuen Spaniers gegen sie belebte.

Während dieser Zeit bildete sich ein furchtbarer Sturm im Norden und bedrohte das bestürzte Polen. Mit unumschränkter Gewalt bekleidet, hatte Chlopicki dieselbe, wie man gesehen, nur ausgeübt, um den Flug der Revolution zu hemmen. Voll Ehrfurcht für die Majestät des Czars, betrachtete er sich fortwährend als seinen Statthalter, und aus Furcht, die Unterhandlungen unmöglich zu machen, verspätete er die Organisation des Heeres. Die Patrioten murrten über dieses hartnäckige Zögern, und die Popularität des Diktators litt gewaltig. Er vermehrte die Zahl seiner Feinde dadurch, daß er den Republikaner Lelewel auf einen Augenblick verhaften ließ und dem polnischen Manifeste seine Zustimmung versagte. Und doch war dieses seither so berühmt gewordene Manifest mit eben so vieler Würde als Mäßi-

gung abgefaßt. Die Rechte und die Leiden Polens wurden darin in einem Tone großherziger Traurigkeit auseinandergesetzt, welche allen Völkern Europa's tief zu Herzen ging. Aber der Diktator war ein poesieloser Mensch, der die Großartigkeit seiner Aufgabe nicht zu erfassen wußte. Er verbot den Druck des Manifestes, und man mußte es heimlich lithographiren lassen. Es schloß mit den Worten:

„Ueberzeugt, daß unsere Freiheit und unsere Unabhängigkeit nicht nur niemals gegenüber den Nachbarstaaten feindselig, sondern im Gegentheil zu allen Zeiten ein Mittel des Gleichgewichts und ein Schild für Europa gewesen sind und ihm jetzt nützlicher werden können, als je, erscheinen wir vor den Souveränen und vor den Nationen mit der Gewißheit, daß die Stimme der Politik und der Menschlichkeit sich auf gleiche Weise zu unsern Gunsten vernehmen lassen wird. — — Wenn die Vorsehung dieses Land zu ewiger Knechtschaft bestimmt hat, und wenn in diesem letzten Kampfe die Freiheit Polens unter den Trümmern seiner Städte und den Leichen seiner Vertheidiger erliegen soll, so wird unser Feind nur über Einöden herrschen, und jeder gute Pole wird sterbend den Trost mit sich nehmen, daß er wenigstens durch diesen Kampf bis in den Tod auf einen Augenblick die Freiheit des bedrohten Europa's gesichert hat."

Dieser großartige, traurige Aufruf war hauptsächlich an Frankreich gerichtet. Nach dem Occident gekehrt rief Polen den schützenden Genius dieses französischen Volkes an, welches einst die Christen des heiligen Landes zu befreien ausgezogen war, welches die ganze Geschichte des Mittelalters mit der Tapferkeit seiner Ritter erfüllt; welches am Vorabend einer alles erschütternden, ewig denkwürdigen Revolution die edelsten seiner Söhne der Freiheit der neuen Welt zu Hülfe gesandt; welches am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, um die Lehre der Brüderschaft über die Welt zu verbreiten, die Schlachtfelder und die Schaffotte mit seinem Blute getränkt; welches sich endlich unter dem Kaiserreich in tödtlichen Versuchen erschöpft hatte, um den schwächeren Nationen die freien Bahnen des Ozeans zu eröffnen. Ein Volk von feurigen Soldaten und großdenkenden Abenteurern! Aber in Folge eines wunderlichen Zusammentreffens geschichtlicher Verhängnisse lastete über diesen Soldaten und diesen Abenteurern eine Regierung von kalten, berechnenden Menschen. In demselben Augenblicke, wo sich von den Ufern der Weichsel her alle Arme nach uns ausstreckten, ließ das Kabinet des Palais-Royal die demüthigendsten und härtesten Bedingungen an seine Versöhnung mit dem russischen Hofe knüpfen.

In seinem Haß gegen das Haus Orleans hatte der Kaiser Nikolaus seinem Gesandten in Frankreich, Herrn Pozzo-di-Borgo, einen Abberufungsbefehl zugeschickt. Diese Nachricht versetzte das Schloß in Bestürzung. Aber

man wußte, welche Achtung und persönliche Neigung der Kaiser von Rußland für den Herzog von Mortemart hegte. Kein Zweifel, daß sich der Frieden erhalten ließ, wenn man einen solchen Vermittler absandte. Nikolaus bezeichnete ihn als den einzigen, welchen er günstig aufzunehmen geneigt wäre. Man sondirte die Gesinnungen des Herzogs von Mortemart. Er wollte nicht nach St. Petersburg reisen und verblieb trotz der dringendsten Bitten hartnäckig auf seiner Weigerung, als ein Brief vom Grafen Nesselrode ihm meldete, es würde dem Kaiser angenehm sein, wenn er sich dazu entschlösse. Herr Pozzo-di-Borgo seinerseits schrieb ihm: „Nach Ihrer Ernennung und der Einrückung derselben in den Moniteur werde ich sogleich mein Beglaubigungsschreiben einreichen.“*)

---

*) Wir haben die Originale dieser Briefe der Herren Nesselrode und Pozzo-di-Borgo vor uns liegen, kostbare, noch ungedruckte Briefe, welche Herr von Mortemart uns mitzutheilen die Gewogenheit hatte, und die also lauten:

„Der Kaiser beauftragt mich, mein lieber Herzog, Ihnen in seinem Namen zu erklären, wie angenehm die Sendung, welche Sie nach Rußland zurückführen soll, für ihn persönlich sei. Er hat sich bei dieser Gelegenheit zu erinnern geruht, daß Sie ihn beim Abschiede versichert haben, wenn sich je eine Gelegenheit finden sollte, dem Bunde zwischen Rußland und Frankreich einen speziellen Dienst zu erweisen, so würden Sie geneigt sein, zu Sr. Majestät zurückzukehren und alles aufzubieten, um ein Resultat zu erzielen, welches ebenso in den Interessen der beiden Reiche wie in den Absichten und Wünschen des Kaisers liegen würde.

„Sie haben, mein lieber Herzog, so eben bewiesen, daß Sie gesonnen sind, Ihr Versprechen zu halten. Se. Maj. freut sich, Ihnen dieß sagen zu lassen. Noch angenehmer würde es ihr sein, es Ihnen mündlich wiederholen zu können. Ich werde heute nichts mehr beifügen, denn Sie kennen die Gesinnungen des Kaisers gegen Ihre Person zu gut, um nicht von dem Vergnügen überzeugt zu sein, mit welchem Se. Majestät auf's Neue einen Waffenbruder vom Türkenkriege her bei sich sehen wird, welchen sie mit ihrer Hochachtung und ihrem Vertrauen zu beehren sich gefällt.

„Erlauben Sie mir, für meine Person Ihnen das aufrichtige Vergnügen auszudrücken, mit welchem ich, mein lieber Herzog, Verbindungen wieder anknüpfen werde, auf die ich jederzeit so großen Werth gelegt habe.

„Empfangen Sie die Versicherung hievon, so wie den Ausdruck meiner Hochachtung und aufrichtigen Freundschaft.

„St. Petersburg den 11. Dezember 1830.

„Unterzeichnet: **Nesselrode.**“

„Mein lieber Herzog,

„Ein Courrier, der heute Nacht bei mir angelangt ist, bringt die Nachricht, daß der Kaiser Sie mit dem lebhaftesten Vergnügen aufnehmen wird; einen weitern Beweis werden Sie im beiliegenden Briefe des Grafen von Nesselrode an Sie finden. Ich habe so eben diese glücklichen Nachrichten dem General Sebastiani mitgetheilt, welcher sogleich dem Könige davon Bericht

Die Furcht, einen Krieg zwischen Rußland und Frankreich sich entzünden zu sehen, wenn man dem Wunsche des Kaisers nicht Folge leiste, überwand endlich den Widerwillen des Herzogs von Mortemart. Zum Gesandten Frankreichs in St. Petersburg von der französischen Regierung ernannt, nachdem er dies gewissermaßen von der russischen war, begab er sich auf den Weg. Seine Instruktionen gingen dahin, den Bund zwischen den beiden Kabinetten so eng als möglich auf den durch die Wiener Verträge festgesetzten Grundlagen zu knüpfen und in Beziehungauf Polen die Gnade des Kaisers anzurufen.

Herr Sebastiani stellte sich, als glaube er, Polen erwarte nur Mitleid von demjenigen, der so lange Zeit sein Herr gewesen war. Und er wußte doch von Wolicki, einem polnischen Agenten, daß die friedliche Sendung Lubecki's und Jesierski's zu dem Czar bloß in Folge der persönlichen Bedenklichkeiten des Diktators von Warschau zu Stande gekommen war. Wolicki hatte dem Minister nicht verschwiegen, daß Polen seine einzige Hoffnung auf das Schwert setze.

Auf seiner Durchreise durch Berlin traf der Herzog von Mortemart einen diplomatischen Agenten Polens, welcher ihm einen dem Reichstage vorgelegten Antrag in Beziehung auf die Absetzung des Hauses Romanoff mittheilte. Zitternd beim Anblick der Gefahren, welche Polen sich zuzog, und überzeugt, daß es, wenn die französische Regierung es verlasse, in einem unmöglichen Widerstande zu Grunde gehen müsse, rieth Herr von Mortemart dringend von jeder gewaltsamen Maßregel ab. Es war zu spät: Polen war bereits auf dem Punkte angelangt, wo es nur noch auf die Stimme seiner Verzweiflung hörte.

Ueberdies war die so lange erwartete Antwort des Czars am 15. Januar 1831 in Warschau eingetroffen. Nikolaus ermuthigte die Treue des Diktators durch gewandte Schmeicheleien, setzte aber voraus, Polen werde sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Chlopicki schien geneigt, zu gehorchen; der Reichstag dagegen wollte sich den Wechselfällen eines Vernichtungskrieges aussetzen. Dies führte am 19. Januar einen Bruch zwi-

---

erstatten will. Nach Ihrer Ernennung und der Einrückung derselben in den Moniteur werde ich sogleich meine Beglaubigungsschreiben einreichen. Behalten Sie dies inzwischen für sich. Sprechen Sie jedoch mit dem König und dem Minister davon und beschleunigen Sie Ihre Vorbereitungen zur Abreise.

„Genehmigen Sie meine aufrichtigsten Komplimente und meine freundschaftlichsten Gesinnungen.

„Ihr ergebenster,

„Unterzeichnet: **Pozzo-di-Borgo.**

„Donnerstag den 7. Januar."

schen dem Reichstag und Chlopicki herbei, und der General legte nach einer furchtbaren Szene, wo er sich so weit vergessen hatte, mit dem Stiefel und der Faust an die Thüren zu schlagen, die Diktatur nieder. Vergebens suchte ihn Czartoryski zu beschwichtigen; vergebens flehte er ihn an, wenigstens den Oberbefehl über das Heer anzunehmen. „Nein, nein!“ rief er, „ich müßte ein Lumpenkerl sein, wenn ich das thäte!“ Bei dieser Nachricht legten die Soldaten eine tiefe Betrübniß an den Tag; die Männer der Bewegung suchten das Volk gegen den Exdiktator aufzuwiegeln, und einige gingen so weit, ihn des Verraths zu beschuldigen. Er aber, seiner Tugend sich bewußt, zeigte öffentlich seine Verachtung gegen solche Verdächtigungen und erging sich ohne Uniform ruhig und respektirt in den Straßen von Warschau.

Man brauchte einen Oberbefehlshaber; Aller Blicke richteten sich auf den Fürsten Michael Radziwill, einen vortrefflichen Polen der Gesinnung nach, aber ängstlich aus Bescheidenheit und unfähig aus Unentschlossenheit. Man wählte ihn wegen seiner Verwandtschaft mit dem Hause Preußen und der guten Wirkung, welche ein so großer Name bei den Mächten hervorbringen würde. Ueberdies verpflichtete sich Chlopicki, welcher ihn dem Reichstage empfahl, ihn mit seinem Rathe zu unterstützen. Sofort beschäftigte man sich in der Sitzung vom 25. Januar mit dem Antrage des Landboten Roman Soltyk, dahin gehend, daß Polen als unabhängig erklärt, und das Haus Romanoff auf immer vom Throne ausgeschlossen werden solle. Czartoryski bot alles auf, um die Zurücknahme dieses Antrages zu bewirken, der ihn mit Schrecken erfüllte. Er besuchte Soltyk, stellte ihm die wahrscheinlichen Ergebnisse des Kriegs vor und wie jede Hoffnung auf einen Vergleich unwiederbringlich dadurch abgeschnitten werde; er wollte ihn durch Familienrücksichten rühren oder dadurch verführen, daß er seiner Eitelkeit schmeichelte. Soltyk blieb unerschütterlich.

Inzwischen schwankte der Reichstag; er zögerte vor diesem großen Akte, welcher ihm keine andere Kraft mehr lassen würde, als den Heldenmuth. Einer der nach St. Petersburg geschickten Unterhändler, Jesierski, spricht von seiner Unterredung mit dem Czar und liest dann dem Reichstage die Denkschri ft vor, die er Nikolaus übergeben und die der Kaiser ihm mit eigenhändigen Bemerkungen hatte zurückstellen lassen. Eine dieser Bemerkungen lautete so: „Ich bin König von Polen, ich werde es zusammendrücken. Der erste Kanonenschuß, welchen die Polen abfeuern, wird Polen vernichten.“ Bei dieser Bemerkung knirschte die ganze Versammlung; es werden noch andere vorgelesen, worin die Urheber der Revolution beschimpft, als Elende behandelt sind u. s. w. Da tritt ein Mitglied auf die Tribüne und, an den Griff seines Säbels schlagend, fragte er, ob es einem Souverän erlaubt sei, Männer von

Herz zu beschimpfen. Die Versammlung ist unbeweglich; sie blickt schweigend auf den Redner. Anton Ostrowski erhebt sich, um den Antrag zu unterstützen, und erinnert lebhaft an die Worte, welche sein Vater zu Alexander gesprochen, als er ihm die Charte übergab: „Dieser Vertrag ist heilig. Wehe dem, der ihn verletzt!“ Wolowski will gleichfalls sprechen, aber schon hat die Bewegung Aller Herzen ergriffen; auf das Schweigen ist eine namenlose Aufregung gefolgt. Auf einmal vernimmt man Leduchowski's Donnerstimme, welche ruft: „Es gibt keinen Nikolaus mehr!“ In diesem Augenblick erheben sich alle Landboten und alle wiederholen den furchtbaren Ruf: „Keinen Nikolaus mehr! keinen Kaiser mehr!“ Auf diese Nachricht, welche die Landboten eilig in der Stadt verbreiteten, erscholl ein unendlicher Jubelruf aus dem Munde des Volks. Am Abend war Warschau beleuchtet. Es herrschte in der Stadt ein düsterer Enthusiasmus und jene große unruhevolle Begeisterung, welche sich einer Nation bemächtigt, wenn sie fühlt, daß ihr Ende naht.

Solche Ereignisse waren vom höchsten Interesse für Frankreich. Auch zeigte es sich stolz darauf, doch zugleich unruhig. Von allen Seiten erhoben sich Rufe der Sympathie für unsere ehemaligen Waffenbrüder; mit jedem Tag entspannen sich neue Kämpfe für sie in der Kammer. Herr Mauguin richtete ernste Fragen an das Ministerium; er verlangte zu wissen, ob es Polen unterstützen oder preisgeben wolle; ob Frankreich einige Hoffnung für diese Nation fassen dürfe, der es immer in Liebe zugethan gewesen.

„Polen hat Rechte auf die Freundschaft Frankreichs,“ antwortete Herr Sebastiani; „es allein ist uns treu geblieben in den Tagen des Unglücks. Seine Leiden finden ein Echo in der Tiefe unserer Seelen; aber was vermögen wir für dieses unglückliche Volk zu thun? Vierhundert Meilen trennen uns von ihm. Soll man mit den Waffen in der Hand die Eroberung des ganzen Nordens versuchen? Das sind Napoleonische Feldzüge, die man uns vorschlägt.“ Aber Lamarque, Bignon antworteten mit vieler Wärme und Beredtsamkeit: sie erinnerten mit Entrüstung an jene Theilung Polens, welche der größte Frevel des achtzehnten Jahrhunderts war. Beide erklärten, die Rechte Polens schreiben sich von den Verträgen von 1815 her, welche diesem Volke eine abgesonderte Organisation, eine Nationalität versprochen, und worin Alexander sich verpflichtet habe, es als einen für sich bestehenden Staat zu betrachten. Sie bewiesen, daß der Czar bloß der konstitutionelle König von Polen sei. „Werden wir dem nordischen Kolosse Trotz bieten?“ rief der General Lamarque; „aber dieser in seiner Heimath, wo der Frost ihn schützt, furchtbare Koloß vermöchte sich ohne die Hülfe der Engländer nicht lange zu bewegen. Auf sich selbst beschränkt, kennt er seine verwundbaren Stellen. Eine feste Sprache, gewandte Unterhandlungen könnten ihn zur Gerechtigkeit, zur Mäßigung zurückführen. Diese Tugenden

sind dem jungen Eroberer, welcher den Balkan überschritten hat, nicht fremd. Er weiß überdies, daß Schweden noch an Finnland denkt; daß die Türkei stets bereit ist, die Donau wieder zu überschreiten; daß Persien bald an den Araxes zurückkommen würde; daß die Cirkassier, die kriegerischen Völkerschaften des Kaukasus, die Tartaren, welche unter dem Joche knirschen, sich nach dem Augenblick sehnen, wo sie zu den Waffen greifen dürfen: und daß, wenn England und Frankreich gemeinschaftlich einschreiten wollten, einige Linienschiffe, einige Fregatten, welche durch die Dardanellen und den Bosporus gingen, um von da in das schwarze Meer zu stechen, den Schrecken auf seinen Ufern verbreiten und Sebastopol sammt seinem Geschwader, Odessa sammt seinen Magazinen zerstören würden."

Solche Reden wurden mit Enthusiasmus begrüßt. Sie unterhielten, sie entflammten die öffentliche Meinung, und weil man die Rettung Polens wünschte, so hoffte man sie endlich auch. Aber die Gerechtigkeit auf der Seite zu haben, ist für die Völker, wie für die Individuen, nur eine mittelmäßige Wahrscheinlichkeit des Erfolgs.

Und doch war die Macht Rußlands in der Wirklichkeit weit weniger furchtbar als sie schien, und die Redner der Opposition, wie die Herren Lamarque, Bignon, Mauguin, wußten selbst nicht, bis zu welchem Grade die edelherzige, von ihnen angerathene Politik zugleich eine einsichtsvolle, eine für die Lage der Dinge passende Politik war. Der Czar kannte die Mittel seines Reichs zu gut, um nicht durch die Ereignisse in Polen in den tiefsten Schreck versetzt worden zu sein. So lange er Polen in der Person Chlopicki's vor seinem Zorne knieen gesehen, hatte er jenen den Despoten eigenthümlichen maßlosen Hochmuth entwickelt, und damals hatte er die wilden Worte geschrieben: „Ich werde es zusammendrücken." Als er aber hörte, daß die Polen an Gott und ihr Schwert appellirten; daß Chlopicki's Diktatur die Revolution nicht zu bemeistern vermochte, und daß die Absetzung des Hauses Romanoff ausgesprochen war, da versank er plötzlich in die auffallendste Niedergeschlagenheit. Herr von Mortemart, dessen Wagen zwischen Königsberg und Memel durch den Schnee aufgehalten wurde, und der erst nach den energischen Beschlüssen des Reichstags von Warschau in St. Petersburg ankam, Herr von Mortemart war überrascht von der Herabgestimmtheit des Kaisers. Nikolaus ließ sich gegen den französischen Gesandten über die Konzessionen aus, welche er dem empörten Polen zu machen wünschte. Unter anderen Vortheilen hätte er ihm den gesichert, in Zukunft nur von einem Polen beherrscht zu werden, welchen er, der Czar, unter drei von dem Reichstage vorgeschlagenen Kandidaten gewählt haben würde. Welches Glück für Polen, wenn das Kabinet vom Palais-Royal durch eine energische und selbst drohende Vermittlung diese günstige Stimmung benutzt hätte!

Auch war der Kaiser Nikolaus der unkriegerischste aller Fürsten seiner Zeit. Manöver, Revüen, Paraden, dies alles liebte er, und er konnte als der erste Korporal Europa's gepriesen werden. Aber der Anblick eines Schlachtfeldes erfüllte ihn mit Bangigkeit. Er fürchtete auch, die Umwälzungen Europa's möchten dem feindseligen Ehrgeize, der in seiner eigenen Familie wachte, neue Mittel an die Hand bieten. Denn Constantin schien durch den Trotz seiner Haltung und zuweilen durch den Hochmuth seiner Weigerungen dem Czar die Wohlthat einer Kronentsagung vorzuwerfen. Ein lebhafter Zwiespalt hatte seit dem Türkenkriege die Bitterkeit in den Verhältnissen zwischen den beiden Brüdern vermehrt: der Großfürst hatte Regimenter, die man von ihm verlangte, deren er aber in seiner närrischen Wunderlichkeit selbst zu seinem Vergnügen und seinen Paraden bedurfte, nicht von dem polnischen Heere weggeben wollen.

Es war in den ersten Tagen des Februars, als der Feldmarschall Diebitsch Sabalkanski mit 120,000 Russen und 400 Kanonen in Polen einzog. Die polnische Revolution hatte dieser furchtbaren Invasion bloß 35,000 Mann Infanterie, 10,000 Reiter und 136 Feuerschlünde entgegenzustellen. Der Rest ihrer Streitkräfte, im Belauf von 15,000 Mann, war in den Garnisonen Praga, Modlin und Zamosc zerstreut.

Die Armee des Feldmarschalls hatte auf dem Eis die Sümpfe der obern Narew passirt und befand sich zwischen der Narew und dem Bug zusammengedrängt, indem sie gegen den Vereinigungspunkt dieser beiden Flüsse marschirte; als aber eine Thaunacht auf einmal den Boden aufweichte und das Eis theilweise öffnete, so veränderte Diebitsch schnell seinen Feldzugsplan und beschloß, seine Operationslinie auf das linke Ufer des Bug zu verlegen, seinen rechten Flügel aber, bestehend aus 25,000 Grenadieren unter den Befehlen des Fürsten Szachoskoï, in seinem Rücken zu lassen. Chlopicki hat diese große Bewegung errathen. Er macht den Vorschlag, den Bug zu passiren und über die russischen Kolonnen, wenn sie näher rücken, herzufallen, oder auch sich auf dem linken Ufer zu halten, den Feind in den Eisgang des Flusses zu werfen und ihm den Uebergang in der Art zu verwehren, daß Diebitsch zwischen zwei großen Strömen, über welche er nicht setzen konnte, eingeschlossen würde. Andere dachten daran, Warschau zu verbrennen; man hätte den Schauplatz des Krieges verlegt; hätte sich den empörten Lithauern angeschlossen, wäre nöthigenfalls bis nach Konstantinopel hinabgezogen, hätte die Türkei aufgewiegelt und von da aus dieses große, durch seinen eigenen Umfang belästigte Reich im Schach gehalten. Kühn ausgeführt, konnte dieser Plan Polen retten; aber Radziwill hatte sich entschlossen, alle seine Truppen um die Hauptstadt herum anzuhäufen und unter Praga eine entscheidende

Schlacht zu liefern. Ein einsichtsvoller, aber ängstlicher Mann, wußte er nicht, daß die in Revolutionen begriffenen Völker sich durch dieselben Mittel retten, welche ihnen bei einer regelmäßigen Verwaltung den Untergang bringen würden.

Am 19. Februar entfaltete sich die polnische Armee auf der ganzen Linie, welche sich von den Sümpfen von Zastaw bis Kavenczyn erstreckt. Chlopicki, der faktische Generalissimus, gedachte sein Schlachtfeld zwischen Grochow und dem Erlenwalde zu wählen; aber kaum ist der Graf Pahlen an der Spitze von 30,000 Mann aus dem Walde von Milosna hervorgekommen, als der General Szembec, welchem die Division Zimirski in kleiner Entfernung folgt, auf der Höhe von Wawer über ihn herstürzt. Statt eines einfachen Gefechtes ist es ein hartnäckiger Kamf, der am Saume des Waldes geliefert wird. Mit den blanken Waffen angegriffen, werden die Russen in den Wald zurückgeworfen; sie brechen wieder hervor und werden auf's Neue zurückgetrieben, bis Rosen ihnen mit dreißig Kanonen zu Hülfe kommt und die Angreifer in die Nothwendigkeit versetzt, sich unter dem Schutz des Generals Krukowiecki gegen Grochow zurückzuziehen.

Am nächsten Tag, dem 20. Februar, lehnte sich die polnische Armee, die nur eine Viertelmeile Boden verloren hatte, zur Rechten an die Weichsel, zur Linken an den Erlenwald. Hinter ihr lag Warschau, das ihr eine Zufluchtsstätte bot; aber entsetzlich war der Gedanke, daß im Fall einer Niederlage ein Heer von 45,000 Mann nur eine einzige Brücke hätte, um seinen Rückzug zu bewerkstelligen. Der Sieg war für Polen eine Nothwendigkeit.

Diebitsch will den Erlenwald wegnehmen, welcher der Schlüssel des Schlachtfeldes ist. Hier befinden sich Skrzynecki und die Brigade Gielgud, welche den Saum des Waldes besetzt hält. Rosen marschirt dahin mit sechs Regimentern Fußvolk, unterstützt von sechsunddreißig Kanonen, welche die Höhe von Dombrowa-Gora krönen. Der Kampf beginnt Mann gegen Mann, mit dem Bajonette. Rosen's Grenadiere, welche in den Wald gedrungen sind, werden dreimal aus demselben zurückgeworfen, und der Saum bedeckt sich mit Todten. Zu ihrer Unterstützung kommt die Reiterei des Grafen Witt, aber die polnische Artillerie entfaltet sich im Halbmond, schmettert sie mit ihrem doppelten Feuer nieder, schlägt sie in die Flucht und trennt sie durch eine Blutlinie von den russischen Grenadieren, die sich weder zurück noch vorwärts bewegen können.

Ueberrascht, wüthend, seine Truppen durch einen an Zahl um so viel schwächern Feind dezimirt zu sehen, machte Diebitsch dem Kampf ein Ende und beschloß, die Ankunft des Fürsten Szachoskoi abzuwarten, welchen er in seinem Rücken gelassen hatte. Die Ebene war von Todten übersät; es

gab russische Regimenter, welche das Kartätschenfeuer auf ein einziges Bataillon herabgebracht hatte. Die beiden Heere schlossen einen Waffenstillstand von drei Stunden, um ihre Todten zu begraben; aber erschöpft von den Strapazen eines sechsunddreißigstündigen Gemetzels, verlängerten sie ihn auf drei Tage. Der Fürst Szachoskoï, dessen Marsch der Generalissimus nicht aufzuhalten gewußt hatte, kam am 23. Februar in Nieporent an, nachdem er die Narew ohne Hindernisse passirt hatte.

Am 25. Morgens beleuchtete die Sonne beide Heere, in Schlachtordnung einander gegenübergestellt. 45,000 Polen boten mehr als 100,000 Russen die Stirne. Stille herrschte in beiden Lagern. In einem Gemäuer versammelt, halten die polnischen Generale Rath, aber die Partie ist zu ungleich und Entmuthigung hat ihre Herzen ergriffen. Chlopicki verzweifelt an der Rettung seines Landes und weint vor Wuth. Gleichwohl sind die Divisionäre auf ihren Posten. Skrzynecki besetzt mit seiner durch die Sensenträger verstärkten Division das Zentrum. Szembec steht auf dem rechten Flügel, indem er Grochow besetzt hält und sich an die Sümpfe der Weichsel lehnt. Auf dem linken Flügel ist Zimirski im Besitz des Erlenwaldes.

Morgens neun Uhr beginnt die Schlacht auf der ganzen Linie. Diebitsch will sich um jeden Preis des Erlenwaldes bemächtigen, welcher der Schlüssel der Stellung ist. Chlopicki ertheilt Befehl, ihn bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Zimirski's Division ficht mit Löwenmuth, und er selbst wird tödtlich verwundet. Jetzt bemeistert sich durch seine Masse Kanonen und Soldaten der Feldmarschall des Waldes, wirft seine Artillerie hinein und greift die von Skrzynecki befestigte zweite Linie an. Dieser General erhält den Befehl, die Russen zurückzuwerfen und den Erlenwald wieder zu nehmen. Chlopicki kommt ihm zu Hülfe und beide stellen sich an die Spitze der Grenadiere, rücken im Sturmschritte mit aufgestecktem Bajonet vor, stürzen sich rechts in den Wald und treiben die Lithauer heraus, die sich ungeordnet zurückziehen und dem ganzen Heere ihren Schrecken mittheilen. Dies ist der Augenblick, die Reiterei auf sie zu werfen. Chlopicki läßt dem General Lubienski sagen, er solle angreifen, aber dieser weigert sich zu gehorchen. Verzweiflungsvoll wirft sich Chlopicki in die feindlichen Reihen und antwortet den Adjutanten, welche seine Befehle einholen wollen: „Fragt Radziwill, ich für meine Person suche nur noch den Tod!" Bald wird er durch eine zerplatzende Haubitzgranate vom Pferd geworfen, und man trägt ihn geheimnißvoll vom Schlachtfelde; allein die Nachricht von seiner Verwundung wird dennoch bekannt und verbreitet Bestürzung unter dem Heere.

Inzwischen hat der Feldmarschall alle seine Reserve in Bewegung gesetzt. Der Fürst Szachoskoï, welcher den ganzen Morgen bei Bialolenka geschlagen worden ist, hat Krukowiecki's alte Erfahrung getäuscht, ihm seine Manöver

verborgen gehalten, und indem er ihm seinen Nachtrab ließ, um seine siegreich n Truppen zu beschäftigen, endlich seine Vereinigung mit Diebitsch bewerkstelligt. Umzingelt, niedergeschmettert von einer Batterie von vierzig Stücken, welche von der Seite her Tod über ihn ausspeien, tritt Skrzynecki den Rückzug an und verläßt den Wald. Jetzt ruft Diebitsch seine 15,000 Reiter, welche sich mit 58 fliegenden Geschützen auf die Ebene werfen. Man erkennt unter der Masse die berühmten Kürassiere des Prinzen Albert, dieselben, welche im Jahre 1814 an der Spitze der Verbündeten in Paris eingezogen waren. Die polnische Infanterie hat sich wieder formirt und bietet eine neue Front dar, welche für die Uhlanen undurchdringlich bleibt; aber von einer Anzahl Husaren angegriffen, weicht die Division Szembec und zieht sich in guter Ordnung gegen Praga zurück, während ein Bataillon Rekruten feig über das Eis der Weichsel flieht und Schrecken in Warschau verbreitet. In diesem Augenblick richten sich Aller Augen nach dem Norden; man erwartet die bei Bialolenka siegreiche Division Krukowiecki's kommen zu sehen: aber Krukowiecki bleibt unbeweglich, wie Grouchy bei Waterloo. Zum Gipfel des Unglücks sind die Wege nach Praga versperrt; die geängstigten Bauern drängen sich da in Masse; Todte und Sterbende werden unter einander auf Haufen geworfen; alle Zugänge sind durch Luxuswägen verrammelt, welche zum Transport der Verwundeten gedient haben und jetzt mit plebejischem Blute überschwemmt werden. Die Unordnung ist grenzenlos; die Nacht ist hereingebrochen, die Luft ist voll Rauch und widerhallt vom Geächze der Sterbenden. Um die Batterie des Brückenkopfes zu demaskiren, zündet Malachowski die Häuser von Praga an, und die Flammen des Brandes beleuchten diese Szene des Unglücks, diese Beresina Polens. Die Frauen und Kinder von Warschau erheben das Geschrei der Verzweiflung, aber aus dem Innern der alten Stadt eilen mit Aexten bewaffnete Arbeiter herbei; in einem Augenblick haben sie die Hindernisse weggeräumt, den Schutt fortgeschafft, und die Barrieren sind frei. Jetzt stellt sich das Fußvolk wieder in Linie auf und gebietet den russischen Reitern durch ein wohlgenährtes Feuer Halt. Die Albertkürassiere haben die Zwischenräume der Carrés überschritten und sich unklugerweise bis an die zweite Linie der Polen gewagt. Durch den Morast gehindert, werden ihre schweren Schwadronen bald von allen Seiten umzingelt. Mit congrev'schen Raketen übergossen, von den weißen Lanziers mit Wuth angegriffen, wird diese ganze stolze Reiterei des Prinzen Albert vernichtet, und man vernimmt die Hurrahs der Sensenträger, welche Alles niedermähen, was den Lanzen und Bajonetten entgangen ist. So wird Frankreich gerächt, und von Polenhand erdrückt, stirbt die ehemalige Vorhut der Invasion. Ein furchtbarer Tag, an dem fünftausend Polen starben und

der die Russen ihre besten Offiziere und mehr als zehntausend Mann kostete, welche kampfunfähig wurden.

Die Nacht ist hereingebrochen; die Kanonade hat aufgehört. Skrzynecki und Szembec wollen den einen Augenblick wieder erfaßten Sieg verfolgen. Sie schlagen dem Obergeneral vor, unter dem Schutze der Finsterniß über die Russen herzufallen. Radziwill fürchtet, die einzige Brücke von Praga möchte vom Eise fortgerissen werden: er befiehlt den Rückzug und begibt sich auf das linke Weichselufer, während Diebitsch sein Heer in den Wald zurückführt.

Achtes Kapitel.

Definition des politischen Systems Frankreichs. — Budget von 1831. — Intellektuelle und moralische Lage der Gesellschaft: Saint-Simonisten; demokratische Republikaner; französische Kirche. — Herr von Lamennais; sein Charakter; seine Lehren; Prozeß des Avenir. — Legislative Arbeiten: Gesetz über die Jury; Munizipalgesetz; Bedingungen der Gewalt falsch aufgefaßt. — Unruhige Bewegungen. — Die legitimistische Partei wird wieder hochmüthig. — Trauergottesdienst in Saint-Germain-l'Auxerrois; die Kirche gestürmt; auffallende Unthätigkeit von Seiten der Regierung; die wahren Ursachen derselben; Aeußerung des Königs. — Plünderung des erzbischöflichen Palastes; System des Gewährenlassens; tiefe Berechnung. — Die Kathedrale gerettet. — Anblick von Paris während der Saturnalien der Fastnacht. — Legislative Szenen. — Die Börse Mitschuldige des Aufruhrs; Verhaftbefehl gegen Herrn Ouvrard. — Lilien vertilgt; Kreuze herabgerissen. — Der König opfert seine Wappen. — Unruhen in Paris. — Porträt des Herrn Dupin. — Wahlgesetz; seine Fehler. — Gesetz über die Nationalgarde. — Revolution in Italien; ihre Bedeutung; ihr Charakter. — Der älteste Sohn des Königs Vertrauter der italienischen Verschwörer. — Der Herzog von Modena zweifelhafter Mitschuldiger Menotti's. — Nacht vom 3. Februar in Modena. — Der Aufstand verbreitet sich über ganz Italien. — Rom bedroht; ein Brief vom Palais-Royal; man gibt die Insurgenten preis, nachdem man sie aufgemuthigt hat. — Rücktritt des Herrn Laffitte; wirkliche Ursachen desselben. — Urtheil über das Ministerium des Herrn Laffitte.

Inmitten dieser Ereignisse, welche Europa aufmerksam erhielten, beschäftigte sich der König der Franzosen mit der Befestigung seiner Dynastie und verfolgte in aller Ruhe die Vollziehung seiner Plane. Als er die Häupter der Bourgeoisie sich aus Schreck, Unwissenheit und Kleinlichkeit der Absichten und Ansichten um seinen Thron drängen sah, hatte er aufgehört, ihnen

Schmeichelei für Schmeichelei wiederzugeben. Er legte weniger Rückhaltung in sein Benehmen; seine Sprache wurde von Tag zu Tag seinen Gesinnungen mehr angepaßt. Die Popularität, nach welcher man im Anfang nicht aus wirklicher Lust zu derselben, wie Lafayette, sondern aus Berechnung so eifrig getrachtet hatte, schien man nunmehr für etwas Geringes zu achten. Man fing sogar an, unaufgefordert in den Reden die Grundsätze einer bis dahin halb in den Akten verborgenen Politik durchschimmern zu lassen.

Um diese Zeit wurden von allen Punkten des Reichs Deputationen an den König gesandt. Der von der Stadt Gaillac, welche zu ihm sagte: „Frankreich will nach außen von den fremden Mächten, im Innern von den Faktionen unabhängig sein!" gab er zur Antwort: „Wenn die Bedürfnisse des Vaterlandes mich in den Fall setzten, die Nationalgarden und sämmtliche Bürger zur Vertheidigung unserer Unabhängigkeit gegen einen Angriff von außen aufzurufen, so würde ich diesen Aufruf mit vollkommenem Vertrauen erlassen, aber ich hoffe, daß eine solche Nothwendigkeit nicht stattfinden wird. Wir müssen den Frieden nicht nur lieb und werth halten, wir müssen auch alles vermeiden, was einen Krieg veranlassen könnte. Was die innere Politik betrifft," fügte er hinzu, „so werden wir uns in einer gerechten Mitte zu halten suchen." Das Losungswort des Systems war ausgesprochen.

Diese Worte des Königs wiederhallten in ganz Frankreich. Einige dachten, der Monarch wolle sich bei den auswärtigen Kabinetten durch seinen Muth, den Volksleidenschaften Trotz zu bieten, Ehre erwerben. Allen fiel die ungewohnte Bestimmtheit seiner Sprache auf.

Jetzt blieb noch zu wissen übrig, auf welche Art man die rührigen Leidenschaften zu Boden drücken wolle, welche von der Revolution Nahrung und einen Tummelplatz verlangten. In der gewaltsamen Lage, worin sich die französische Gesellschaft befand, that ihr in Ermangelung einer kriegerischen Regierung eine neuernde Regierung noth. Nun lebte die zufällig von den drei Tagen erzeugte Gewalt bloß vom Haß gegen alle Neuerungen und von der Angst vor einem Kriege. Folglich mußte man irgend eines furchtbaren Ausbruches gewärtig sein, und in der Unmacht, diesem vorzukommen, bereitete man die Mittel, ihn zu erdrücken. Man sprach davon, Waffen zu kaufen, die Festungen zu verproviantiren, Truppen auszuheben, die Garnisonen zu verstärken. Nie waren die Vorbereitungen zum Kriege eifriger betrieben worden, als seitdem man entschlossen war, das Schwert Frankreichs in der Scheide zu lassen. Es war wirklich ein Bedürfniß für die Regierung, entweder gegen Europa, oder gegen den Aufruhr Soldaten zu haben. Selbst die Nationalgarde genügte dem Mißtrauen der Gewalt und der Straflosigkeit ihrer Fehler nicht mehr.

Aber die Rüstungen mußten bedeutende Kosten veranlassen. Das Bud-

get von 1831, das Herr Laffitte vorlegte, zeigte auf einmal die Tiefe des Abgrundes. Dieses Budget belief sich auf nicht weniger als eine Milliarde und hundertundsiebenundsechzig Millionen.

Es waren dreihundert Millionen der Last beigefügt, welche das Land unter der Restauration getragen hatte.

Im Grunde lag darin nichts Schreckliches. Es kommt bei den Steuern weniger auf ihren Betrag, als auf ihre Verwendung an, und da man durch Konzentration der Kapitalien ihre Macht verhundertfacht, so sind in den Händen einer einsichtsvollen und wohldenkenden Regierung die stärksten Abgaben die fruchtbarsten. Aber fünfzehn Jahre hindurch hatte der Liberalismus ohne Unterlaß das Prinzip der Autorität bekämpft, und die liberalen Lehren hatten in den Gemüthern Wurzel geschlagen, zumal da sie durch das Schauspiel einer toll verschwenderischen Regierung unterstützt wurden. Die Ziffer des Budgets wurde daher mit Furcht und Unzufriedenheit aufgenommen. Die Egoisten bedauerten ihr Hirngespinnst von einer wohlfeilen Regierung. Die jungen Leute beklagten sich über einen Frieden, der eben so kostspielig sei, wie ein Krieg, und daß die Abgaben zum Behuf der Unthätigkeit dieselben seien, wie zum Behuf des Ruhmes.

Die Legitimisten ihrerseits bestanden auf der Lächerlichkeit so vieler Täuschungen. Sie seufzten mit triumphirenden Mienen: auf der einen Seite über die bedeutender gewordenen Abgaben, auf der andern über die verminderten Einnahmen. Sie erinnerten mit einem mitleidigen Stolze daran, daß in den ersten sieben Monaten von 1830 die Einnahmen einen Ueberschuß dargeboten, in den fünf letzten Monaten dagegen sich folgendes Deficit herausgestellt habe: im August von 5,651,000 Fr.; im September von 6,881,000; im Oktober von 5,454,000; im November von 1,041,000; im Dezember von 12,377,000. Indem sie sofort zu der Ziffer aller dieser Deficits das von 30,000,000 fügten, welche dem Handel geliehen worden, und das von 54,000,000, worauf sich der muthmaßliche Zuwachs der Ausgaben von 1830 belaufe, forderten sie den revolutionären Geist auf, seine Bilanz vorzulegen, und wiesen schon auf der Schwelle des Jahres, das sich eröffnete, ein Deficit von mehr als hundert Millionen nach, einen unermeßlichen Schlund, welchen, ihren Behauptungen zufolge, bloß die Revolution gegraben hatte.

Die moralischen Interessen der Gesellschaft schienen noch bedenklicher bloßgestellt, als die materiellen. Im Reiche der Intelligenzen herrschte Unordnung und Verwirrung. Der Geist der Prüfung kannte keine Schranken mehr für seine Angriffe und erging sich mit einer gewissen seltsam raffinirten Keckheit auf Irrwegen. Mit kühnen Wahrheiten cynische Irrthümer vermengend, erschütterten die Saint-Simonisten im Globe alle alten Grund-

lagen der gesellschaftlichen Ordnung. Die Industrie solle nach dem Gefallen einer gewissermaßen aus sich selbst hervorgegangenen und über ihre eigene Gesetzmäßigkeit richtenden Gewalt regulirt, die Produktion auf's Aeußerste konzentrirt und ihre Ergebnisse nach Verhältniß der Verdienste ausgetheilt, die Uebertragung der Güter, so wie der Aemter solle aufgehoben werden; an die Stelle der Ehe, dieser Vergesetzlichung der Hurerei, solle die Souveränetät der Neigungen und die Emanzipation des Vergnügens treten; statt der Herrschaft der Familie solle die der Gesellschaft eingeführt werden: das waren die Lehren, welche damals mystische und sinnliche junge Männer, aber voll Talent, Feuer und Begeisterung, zu Tage förderten. Ihre Moral faßten sie in den Worten zusammen: „Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken;“ und entrüstete Zeugen der Fehler einer gesellschaftlichen Ordnung, wo die Belohnungen beinahe im umgekehrten Verhältniß zu den Diensten standen, wünschten sie sich Glück zu der anscheinenden Weisheit ihrer Formel; bis eine exaltirtere Schule die Gesetze einer höheren Moral verkündete, und die Verschiedenheit der Fähigkeiten nicht zur Ungleichheit der Rechte, sondern zur Ungleichheit der Pflichten führen ließ.

Diese glühenden Forschungen wurden übrigens inmitten tausend unergiebiger Beängstigungen und wüthender, obgleich auffallend gehaltloser Kämpfe fortgesetzt. Die siegreichen Liberalen hatten sich in zwei Lager getheilt, das der Bewegung und das des Widerstandes· vollklingende Worte, welche bloß Instinkten entsprachen, vage Worte, vermittelst deren die Kämpfenden sich über die Unbestimmtheit ihres Zweckes und die Leerheit ihrer Glaubenssätze Illusionen vormachten.

Dann kamen neben einer kleinen Anzahl von demokratischen Republikanern, welche schon jetzt die Abschaffung des Proletariats als Wahlspruch annahmen, die bürgerlichen Republikaner, Logiker des Liberalismus, welche sich begnügten, ihren Freunden von gestern zuzurufen: „Das Werk der Zerstörung ist nicht vollendet; warum steht das Königthum noch aufrecht, wenn alles Uebrige zu Boden liegt?“ Endlich und damit es in diesem Kriege voll Lärm und Finsterniß an nichts fehle, hatte man Leute in die Schranken treten sehen, welche das Kaiserthum im Namen der Freiheit anriefen.

In dem namenlosen Wirbel, worin die Interessen und die Ideen herumgeworfen wurden, mußte beinahe nothwendig auch die Religion fortgerissen werden, und so geschah es wirklich. Es wurden religiöse Reformen gesucht, die einen läppischer, die anderen ernster Natur. Ein Priester, Namens Chatel, hatte sich's beigehen lassen, die gewöhnliche Sprache in die Liturgie einzuführen: eine gehaltlose, unverständige Abweichung, weil sie das Gebet, welches aus der Tiefe der einfachen Seelen zu Gott emporsteigt, alles Geheimnisses, das heißt aller Poesie beraubte.

Aber unter den religiösen Reformatoren der Epoche war einer, welcher das Jahrhundert mit seinem Namen erfüllte. Während die Saint-Simonisten im Globe von Regeneration der Gesellschaft sprachen, sprach Herr von Lamennais mit weit mehr Gewicht, Wissenschaft und nicht geringerem Aufsehen im Avenir von Regeneration der Kirche. Die Irrthümer des erlauchten Bossuet beklagend und im Gallikanismus eine Lehre angreifend, welche jederzeit nur der Tyrannei der Könige gegeben habe, was sie der Obervormundschaft der Päpste zu nehmen sich anmaße, verlangten Herr von Lamennais und sein Schüler, der Abbé Lacordaire, die Kirche solle vom Staate unabhängig werden, der Einfluß der Regierung solle aufhören, auf der kirchlichen Gerichtsbarkeit und Lehre zu lasten; die Geistlichkeit solle in unmittelbarere Beziehung zum römischen Stuhle gesetzt und die Priester von den Gläubigen bezahlt werden; zu gleicher Zeit aber erklärten sie als fluchwürdig den Grundsatz der Gallikaner, daß ein einmal eingesetzter Fürst sich ungestraft alles erlauben dürfe, als ob es gegen die Tyrannei nicht andere Mittel geben müßte, als den Willen des Tyrannen selbst; sie begrüßten zumvoraus alle aus einem gerechten Widerstande gegen die brutale Gewalt hervorgegangenen Revolutionen; mit einem Wort, sie erklärten sich als Anhänger der Volkssouveränetät, stützten sich hiebei auf die Autorität des heiligen Thomas, und beunruhigten sich nicht darüber, wenn die Souveränetät des Volks in der Politik nicht zur Souveränetät der Gläubigen in der Religion führte. Man sieht, welch' glückliche Verwegenheit in diesen Lehren lag. Es war der Ultramontanismus der Freiheit zu Hülfe gerufen; es war der Despotismus der Könige auf Befehl Gottes den beiden Großmächten Papst und Volk zum Opfer gebracht. Der Avenir wurde mit Beschlag belegt, von Herrn Janvier beredt vertheidigt, und nachdem das öffentliche Ministerium selbst seine Lehren gut geheißen, freigesprochen, ein Triumph, welcher für Herrn von Lamennais nur die Laufbahn der Verfolgungen eröffnete.

Aber was vermochte die Verfolgung über einen Mann seines Gepräges? Um zu wissen, was er mit der Seele und dem Gedanken zu leiden im Stande war, brauchte man nur zu sehen, wie schwächlich sein Körper, wie matt seine Stimme, wie krank und durchfurcht sein Gesicht war, wo sich indeß eine unbezähmbare Festigkeit in der kraftvollen Zeichnung des Mundes und der Flamme des Blickes offenbarte. Mit einer Erregbarkeit begabt, welche gewissermaßen aus Heftigkeit und Zärtlichkeit zusammengesetzt war, voll Ungestüm und Liebe zugleich, bald feurig, bald ergebungsvoll, erhob sich bei ihm der Tribun bis zum Apostel, und der Soldat bis zum Märtyrer. Veränderlich übrigens in seinen Ueberzeugungen kraft seiner Aufopferung für das Wahre an sich und seiner Aufrichtigkeit, vereinigte er mit

seiner Leidenschaft für dasselbe die Art von Despotismus, welche durch die Gewohnheit einsamen Nachdenkens entsteht, und ohne Rücksichten für die Irrthümer, die eigenen mit einbegriffen, war er bereit, gegen Andere und gegen sich selbst alles zu wagen.

Inmitten dieser Aufregung und gegenüber solchen Gegnern, zeigte sich die Gewalt von Tage zu Tage niedriger. Statt sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, welche die Gemüther hinriß, um sie zu regeln und zu lenken, das einzige Mittel, ihren Gefahren zuvorzukommen, ohne ihren Saft zu ersticken — stellte sie den sich erzeugenden Ideen nur Knausereien oder Gleichgültigkeit entgegen. Das Ministerium des Innern, das Herr von Montalivet besetzt hielt, war gänzlich von Hofintriguen, von Einzelnheiten der Verwaltung oder der niedrigen Polizei in Anspruch genommen. Keine Leitung von oben; keine kräftige Initiative. Die Behörde zählte nur noch als ein Hinderniß, und daher ihr Mißkredit. Denn es ist das Loos der aus einer Revolution hervorgegangenen Regierungen, nur unter der Bedingung respektirt zu werden, daß sie ihre Wichtigkeit beweisen und den Nimbus eines unabhängigen Ursprungs durch den Glanz ihrer Dienste ersetzen.

Inzwischen setzten die Kammern ihre Arbeiten fort. Es wurde ein Gesetz eingebracht,*) welches verfügte, daß in Zukunft die Zahl der Räthe und Richter an den Assisenhöfen von fünf auf drei herabgesetzt werden solle; daß die Entscheidung der Jury gegen den Angeklagten mit einer Majorität von mehr als sieben Stimmen stattzufinden habe und daß gewisse Artikel im Codex des Kriminalverfahrens als frevelnd gegen die Souveränetät der Jury abgeschafft werden sollen. Nach dem Geist des Instituts der Jury ist es bekanntlich Sache der Geschwornen, zu erklären, ob das Verbrechen vorhanden ist, und den Richtern kommt es zu, die Strafe anzusetzen. Nun gut, nach dem Codex des Kriminalverfahrens mußten die Richter des Rechts in einem bestimmten Falle an der Erklärung der Thatsache Theil nehmen. Auf diese Art fand sich ein Grundunterschied zwischen den Richtern des Rechts und den Richtern der Thatsache zum Schlimmen abgeändert, wo nicht ganz vernichtet. Indem die Kammern ihn wieder in's Leben riefen, bewerkstelligten sie eine nützliche, obschon nur theilweise Reform.

Bereits hatte, Dank den beharrlichen Mahnungen des Advokaten Patorni, eine von Dupont von der Eure kontrasignirte Ordonnanz vom 12. November 1830 die Jury in Korsika wieder eingeführt, wo sie von Bonaparte aufgehoben worden war.

*) Gesetz, betreffend die Zusammensetzung der Assisenhöfe und die Erklärung der Jury. — Von der Kammer der Abgeordneten provisorisch angenommen den 11. Januar 1831; von der Pairskammer amendirt den 11. Februar 1831, und definitiv angenommen den 26. Februar 1831.

Diese Konzessionen reichten nicht hin, um die Regierung von ihrer Impopularität zu erlösen. Dieselbe nahm noch zu, als man die Kammern mit Begierde ein Gesetz *) annehmen sah, welches die persönliche Abgabe, die bisher zu den Umlagesteuern gerechnet war, in eine quotitative Steuer verwandelte.**) Ohne Zweifel hatte die Zeit in die Vertheilung der Beiträge schwere Mißbräuche, ärgerliche Ungleichheiten eingeführt, und man konnte mit Hülfe des neuen Gesetzes manches reiche Departement anführen, wo die persönliche Steuer bloß 94 Centimes auf den Kopf betrug, während sie in einem weit ärmeren Departement 1 Franken und 87 Centimes ausmachte. Aber bei der Umlegung und Einziehung der persönlichen Steuer die unmittelbare, unerbittliche Einschreitung der Agenten des Fiskus an die Stelle der brüderlichen Anordnungen unter den verbündeten Steuerpflichtigen setzen, hieß das nicht, den Unglücklichen die Wohlthat eines nothwendigen Schutzes rauben und die Einziehung hart, schwierig, namentlich aber auch zufällig machen? Und wenn es sich wirklich so verhielt, daß einzelne Departements beziehungsweise zu sehr in Anspruch genommen waren, warum nicht zu einer billigeren Umlegung schreiten und die Anwendung des Systems abändern, ohne sein Prinzip plötzlich zu vernichten? Das stellte man dem Gesetze entgegen, und da sein zugestandener Zweck Vermehrung der Einnahmen war, so verfluchte man in dieser Neuerung die maskirte Tyrannei des Fiskus und einen Angriff auf die Existenz des Armen.

Höhere Diskussionen beschäftigten bald die öffentliche Aufmerksamkeit.

Die von dem Konvent eingeführte und von Napoleon auf ihre äußersten Grenzen gebrachte Zentralisation hatte ein Vierteljahrhundert hindurch die Stärke und den Ruhm Frankreichs gemacht. Der Einheit hatten es die Bergmänner zu verdanken, daß sie Europa in Schrecken zu versetzen und zu überwinden vermochten. Von der Einheit kamen alle Wunder des großen

---

*) Gesetz über die direkte Abgabe, von der Kammer der Abgeordneten votirt am 26. Januar 1831, und definitiv angenommen den 17. März 1831.

**) Die Umlagesteuer ist diejenige, deren Ziffer die gesetzgebende Behörde zum voraus festsetzt und die sie unter den Departements umlegt. Die Departementalbehörde legt ihrerseits den ihr zugefallenen Antheil unter den Bezirken um; die Bezirksbehörde unter den Gemeinden, und die Gemeinden unter den Individuen.

Bei der quotitativen Steuer sind keine Beiträge zum voraus festgesetzt; jedes Individuum befindet sich in unmittelbarer Berührung mit dem Fiskus, welcher ihm den gesetzlichen Bestimmungen gemäß die Steuer auflegt.

Bei der Umlagesteuer kann der Fiskus nicht mehr, als die festgesetzte Summe erhalten, aber auch nicht weniger.

Bei der quotitativen Steuer dagegen hat er die Verlegenheiten der Einnahme, und setzt sich allen guten oder schlimmen Wechselfällen derselben aus.

kaiserlichen Abenteuers. Und gleichwohl war an dem Tage, wo die Nothwendigkeit, ein Soldat zu sein, für Frankreich aufgehört hatte, das Uebermaß der Zentralisation für die Nation eine Ursache der Entnervung geworden. In der Epoche, deren Geschichte wir schreiben, vegetirten die meisten Gemeinden Frankreichs in einem kaum glaublichen Zustande der Unwissenheit, des Egoismus, des Elends und Jammers. Kein Geist des Zusammenhaltens, keine gemeinsamen Leidenschaften, keine Traditionen mehr. Das Blut hatte sich aus allen Theilen des Gesellschaftskörpers zurückgezogen, um wieder nach dem Herzen zu fließen, wo es kochte. Und was war daraus erfolgt? Eine wundervolle Begeisterung, mit Unmacht und Skeptizismus endigend; die Konzentration aller Kräfte zur Konzentration alles Ehrgeizes geworden; der Wunsch, zu glänzen, bis zur anmaßenden Frechheit getrieben; für einen Augenblick des Strahlens eine unendliche Absorption, und die originellsten Intelligenzen auf Abwege gezogen durch Nachahmungswuth, Gewinnsucht, den Despotismus der Mode oder die Ungeduld nach Erfolg; die Konkurrenz und ihre Betrügereien, die Charlatanerie und ihre Schmählichkeiten, Aufregungen ohne Zahl, aber mehr zum Schlimmen, als zum Guten; unberechenbare Hülfsmittel, aber mehr geeignet, tolle Illusionen zu unterhalten, als wohlbegründeten Hoffnungen zu entsprechen; endlich die Zivilisation, ihre Lügen und ihre Wunder erschöpfend, um den Menschen verbrecherisch und unglücklich zu machen — das war unter dem Einflusse einer schlecht aufgefaßten Zentralisation das Leben der Hauptstadt. Frankreich um Paris war die Leere um das Chaos.

Was die Ursachen dieser Lage betrifft, so schrieben sie sich schon von fernen Zeiten her. Von Komplotten, Fallen und Verräthereien umringt, im Innern, nach außen, um sich herum, zu seinen Füßen nichts als Feinde erblickend, hatte der Konvent alles durchblicken und alles regeln müssen. Auch hatte man gesehen, wie er die Gemeinde unterdrückte, durch seine Agenten in die Familien drang und, indem er sich des Lebens der Bürger bemächtigte, ihnen seinen eigenen Hauch zu athmen gab. Nicht zufrieden, die allgemeinen Interessen auf sich zurückzuführen, was die politische Zentralisation, ein System der Kraft, bildet, hatte er in seinen Händen die Leitung aller lokalen Interessen konzentrirt, was die administrative Zentralisation, ein System des Erstickens, bildet.

Dann war Napoleon gekommen, und er hatte sich's nicht einfallen lassen, die zwei Systeme zu trennen, weil er, wie der Konvent, einer alles verschlingenden Diktatur bedurfte, indem die Menschen nur noch Ziffern in den Berechnungen seines Genies waren.

Als Napoleon gefesselt war, hatte Frankreich, das sich in ihm bewegte, in seinem Ganzen betrachtet, plötzlich alle Bewegung verloren. Aber da

Paris der Mittelpunkt aller Angelegenheiten, selbst der kleinsten, blieb, so hatte es vom Vorübergang des Kaiserreichs her eine ungeordnete Aufregung behalten. Auf diese Art war die politische Zentralisation, welche ein Gut ist, untergegangen, die administrative Zentralisation, welche ein Uebel ist, lebte noch. Folglich hatte man statt des Despotismus im Großen den Despotismus im Kleinen. Eine in ihren Exzessen fruchtbare Gewalt hatte einer abgenutzten, unergiebigen Tyrannei Platz gemacht, und eine Regierung von Staatsmännern befand sich in dem Falle, die erste Nation der Welt einer Regierung von Kommis vermacht zu haben.

Die zu lösende Aufgabe bestand also darin, die politische Zentralisation auf breiten Grundlagen festzustellen und dagegen die administrative Zentralisation zu zerstören. Mit andern Worten, man mußte 1) dem Staat das Recht übertragen, in allen großen Dingen unumschränkt zu handeln; die Gemüther moralisch zu leiten durch Religion, durch Erziehung, durch Feste, durch Schauspiele; sich an die Spitze der Industrie zu stellen und ihr Gesetze aufzulegen; den Staatskredit durch Unterdrückung der Privatbanken fest zu gründen; die Grabung der Kanäle, den Bau der Eisenbahnen, die Ausbeutung der Bergwerke mit Ausschließung jeder Privatgesellschaft zu unternehmen; 2) der Gemeinde das Recht übertragen, wo nicht ohne alle Aufsicht, doch wenigstens mit eigenen Mitteln für den guten Stand der Kirche und des Gemeindehauses, für die Unterhaltung des Gottesackers, für die Verschönerung der Stadt oder der Ortschaft, mit einem Wort, für alle Interessen spezieller Natur zu sorgen.

Unglücklicherweise waren die Kammern, welche diese wichtige Frage zu entscheiden hatten, unfähig, nicht nur sie zu lösen, sondern auch nur richtig zu stellen. Schon dadurch, daß sie in der Charte die Gleichheit der Religionen, die Freiheit des Unterrichts, die industrielle Konkurrenz festsetzten, hatten sie die wahre politische Zentralisation vernichtet und den Staat seiner natürlichsten, seiner höchsten, seiner nothwendigsten Vorrechte beraubt. Um dieses Werk des Unsinns zu vollenden, blieb ihnen nichts mehr übrig, als die administrative Zentralisation dadurch zu befestigen, daß sie der Gemeinde jede Freiheit des Handelns, jedes Lebensprinzip abschnitten. Das thaten sie nun in dem Gesetze über die Organisation des Gemeindewesens.

In der Kammer der Abgeordneten war die Diskussion mühsam, verworren. Die Einen, und dies war die Mehrzahl, wollten, die Gemeinde solle, gegenüber der Zentralgewalt, in eine vollständige Abhängigkeit versetzt werden. In Folge dessen verlangten sie, daß der Maire und die Adjunkten in den bedeutenden Städten von dem Könige, und in den minder bedeutenden von dem Präfekten ernannt werden sollen. Was die Bildung des Gemeinderathes betraf, so wagten sie es nicht, das Wahlprinzip gar zu offen

zu verwerfen, aber sie gestatteten nur eine sehr engbegrenzte Anwendung desselben. Die Anderen behaupteten, die Gemeinde könne nur dann kräftig organisirt sein, wenn sämmtliche Bewohner berufen werden, den Maire, die Adjunkten und die Gemeinderäthe zu ernennen.

Die Meinung der Letzteren stimmte offenbar mit den wahren Regierungsgrundsätzen überein, aber sie stellten die Frage schlecht. Statt die Gemeinde in ihren Beziehungen zur ganzen Gesellschaft darzustellen, vertheidigten sie dieselbe vom Standpunkte des individuellen Rechtes aus. Statt zu beweisen, daß ihre kräftige Konstituirung allein schon die Folge haben werde, daß sie in ihren eigenen Angelegenheiten zugleich die des Staates verwalte, gingen sie, wie ihre Gegner, von der Voraussetzung aus, daß zwischen der Gemeinde und dem Staate eine natürliche Feindschaft herrsche. Eine willkürliche und abgeschmackte Voraussetzung im Munde der Redner der Minorität! Denn einen Kampf voraussehen und verlangen, daß die Gemeinde in Stand gesetzt werde, ihn kräftig zu führen, hieß das Unrecht begehen, die Organisation der Anarchie zu wollen.

Wie zu erwarten war, ging ein beklagenswerther Beschluß aus den Finsternissen dieser langen Verhandlung hervor. Es wurde Folgendes beschlossen *): Die Gemeinderäthe mußten von einer Wähler-Versammlung gewählt werden, welche aus den in Beziehung auf die direkten Abgaben der Gemeinde höchstbesteuerten Bürgern zusammengesetzt war, und zwar in den Gemeinden von tausend Seelen und darunter in gleicher Anzahl mit dem Zehntel der Bevölkerung. Diese Zahl mußte wachsen: um fünf von hundert Einwohnern in Gemeinden von mehr als tausend bis fünftausend, um vier von hundert in den von fünftausend bis fünfzehntausend, um drei von hundert in den über fünfzehntausend. Dieser Versammlung von Wählern, deren einzige Empfehlung in ihrem Vermögen bestand, fügte man gewisse Bürger bei, welche für fähiger gehalten wurden, als die anderen, zum Beispiel Aerzte, Advokaten, Notare, Richter, Sachwalter, Offiziere der Nationalgarde, Beamte, die einen Rückzugsgehalt bezogen, u. s. w., die nichtsdestoweniger ihre Rechte als Wähler nur dann ausüben konnten, wenn sie seit einer bestimmten Zeit ihren wirklichen Wohnsitz in der Gemeinde gehabt hatten. Auf sechs Jahre ernannt und aus Mitgliedern zusammengesetzt, die das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatten, mußten die Gemeinderäthe alle drei Jahre zur Hälfte erneuert werden. Der Maire und die Adjunkten mußten aus der Mitte der Gemeinderäthe erwählt werden; aber ihre Ernen-

*) Gesetz über die Gemeindeorganisation, beschlossen von der Kammer der Abgeordneten am 17. Februar 1831, ohne Aenderung von der Pairskammer angenommen am 1. März 1831, und definitiv angenommen am 4.

nung stand in den Bezirkshauptstädten und den Gemeinden von dreitausend Einwohnern oder darüber dem Könige, in den weniger bedeutenden Gemeinden den Präfekten zu. Auf drei Jahre ernannt, konnten die Maires und die Adjunkten durch Beschluß des Präfekten suspendirt und durch königliche Ordonnanz abgesetzt werden. Endlich war dem Polizeipräfekten und dem Unterpräfekten das Recht anvertraut, jede außerordentliche Zusammenberufung des Gemeinderathes vorzuschreiben, welcher in diesem Falle verpflichtet war, sich ausschließlich mit denjenigen Gegenständen zu beschäftigen, wegen deren man ihn speziell zusammenberief.

Dieses von Einzelheiten, deren eben so nutzlose als Ekel erregende Aufzählung ich vermeide, starrende Gesetz erweckte allgemeines Murren. Eine Versammlung von Notabeln, gewählt von einer andern Versammlung von Notabeln und geleitet von ministeriellen Agenten, das war also die Anordnung des neuen Gesetzes; das heißt, es stützte die ministerielle Gewalt auf beinahe vierunddreißigtausend kleine bürgerliche Oligarchien. Alle Demokraten rührten sich. Wie? riefen sie, das sind die Wege, in welche man die Revolution zu leiten wagt? Frankreich soll sich also unter das Joch der Steuernotabilitäten und der Aemternotabilitäten begeben! Was wollen diese Fähigkeiten zur Berathung des Gemeindewohls besagen, welche sich durch die Ziffer der Abgaben oder durch ein Lizenziatendiplom offenbaren? Ein Sachwalter versteht einen Aktenstoß besser auszubeuten, als ein Bauer; weiß er aber auch das besser auszubeuten als ein Bauer, was zum Beispiel die Theilung der Gemeintriften oder die Holzschläge betrifft? Welche anmaßende Willkürlichkeit in allen diesen Klassifikationen! Man wird als notabel erklärt, wenn man den Rechtsgang kennt oder Medizin studirt hat; man ist es nicht, wenn man sich die Architektur, oder die Botanik, oder die Astronomie zu eigen gemacht hat! Ueberdies, welcher Art sollen die Befugnisse der Gemeinderäthe sein? Da man sich's beigehen läßt, die Fähigkeiten willkürlich zu klassifiziren, so sollte man uns wenigstens lehren, an welchen Gegenständen sich ihre Thätigkeit üben wird. Aber nein. Die Befugnisse werden später geregelt werden. Statt also die Gewalt für die Funktion zu schaffen, schafft man die Funktion für die Gewalt! Zudem heißt es ein Werkzeug für die Tyrannei schmieden, wenn man aus dem Wahlrecht ein Monopol macht. Besser, man hebt das Wahlprinzip geradezu auf, als man verschlechtert es. Wenn die Reichen in den Gemeinderäthen herrschen, so wird man einen Schutz für diejenigen Interessen organisirt haben, welche am wenigsten eines Schutzes bedürfen. Die Abgeschmacktheit ist handgreiflich; die Unbilligkeit fällt in die Augen.

Nicht minder lebhaft waren die Ausstellungen der Legitimisten. Auf dieser Liste von angeblichen Notabilitäten, auf welche der Gesetzgeber pensionirte Unterlieutenants gesetzt hatte, suchten sie vergebens den Pfarrer und wun-

derten sich, daß die Liberalen in ihrer aristokratischen Verachtung gegen die Canaille den Pastor des Dorfs und den Hufschmied auf gleiche Weise ausgeschlossen haben. Die Erinnerungen des alten Regimes heraufbeschwörend, wiesen sie nach, daß die Weingärtner, die Perückenmacher, die Bauern durch das Edikt vom Mai 1766 zum Antheil an den Angelegenheiten der Gemeinde berufen worden seien; und der Liberalismus der Gesetzgeber des Tags erfüllte sie mit Sehnsucht nach dem des Generalkontroleurs Laverdy, welcher doch im revolutionären Sturme umgekommen war.

Zu diesen Kritiken, deren Logik jede Partei zu Gunsten ihrer Hoffnungen oder ihres Hasses ausbeutete, kamen noch die von einigen gewichtigen Männern, welche ihre Blicke über die Gegenwart hinaus richteten und in dieser blinden Wuth der Bourgeoisie, Alles an sich reißen zu wollen, den Keim ihres Unterganges und das Signal zu den betrübendsten Unordnungen sahen. Das so eben beschlossene Gesetz bereitete wirklich die Vernichtung der Gemeinde vor, und diese Vernichtung ward, wie man später sehen wird, durch das Gesetz über die Befugnisse der Gemeinderäthe vollendet.

So wurde also die Regierung der Bourgeoisie gleich bei ihren ersten Schritten auf der gesetzgebenden Laufbahn der Eigensucht und des gänzlichen Mangels an Vorausblick überführt. Denn, ein seltsamer Umstand! während man mühsam allen seinen Witz aufbot, um die Geißeln der administrativen Zentralisation zu regularisiren, waren die letzten Spuren der politischen Zentralisation verschwunden. Der gehässige, aber kühne und beharrliche Impuls, welchen die Kongreganisten unter der Restauration der Gesellschaft gegeben hatten, machte endlosen Schwankungen Platz. Die Liberalen hatten, nachdem sie kaum gesiegt, nichts Eiligeres zu thun gewußt, als ihre berüchtigte Theorie des Atheismus im Gesetze zu verwirklichen, ohne zu bedenken, daß Alles, was man im Staate der Souveränetät Gottes abschneidet, der Souveränetät des Henkers zu Gute kommt. Die Gleichheit aller Religionen*), diese nothwendige Gutheißung der plumpsten Charlatanerieen, veranlaßte, daß die Unruhe, welche aus jeder heftigen Erschütterung entsteht, von den Gemüthern allmälig in die Gewissen überging, und die mit so großem Lärm ausgesprochene Freiheit des Unterrichts bereitete den künftigen Geschlechtern das traurige Erbe der Spaltungen und

---

*) Man darf Gewissensfreiheit und Gleichheit der Religionen nicht verwechseln. Das Gewissen ist ein Altar, welchen keine menschliche Gewalt zu verletzen berechtigt ist; aber von dieser Achtung für die individuelle und häusliche Art, Gott zu verehren, ist es noch weit bis zur Unterdrückung jeder Staatsreligion. Der Staat ist es sich selbst schuldig, die moralischen Interessen der Gesellschaft zu leiten, wie er ihre materiellen Interessen leitet. Wenn er sich gleichgültig erklärt, so dankt er ab.

Feindseligkeiten vor, von denen das Leben der gegenwärtigen Generation gepeinigt wurde. Für den Pomp des Katholizismus, welcher so mächtig ist auf das Volk, das man durch das Gemüth und die Sinne beherrscht, waren keine andern Feste gegeben worden. Das Theater blieb von Privatpersonen ausgebeutet. Der Gesang der Prozessionen beherrschte, selbst an den Festtagen, nicht mehr den Lärm der Straße, und nichts ersetzte diesen mystischen Aufruf an die tiefsten Empfindungen des Volkes, dieses kraftvolle Mittel, es zu beherrschen. Mit einem Wort, die Gesellschaft lebte nur noch auf den Trümmern, welche sie gemacht hatte.

Im Uebrigen hatte das Uebel seine Quelle nicht bloß in der übermäßigen Heftigkeit der allseitigen Polemik und in der skeptischen Gleichgültigkeit der neuen Gewalten. Die Restauration hatte so verwegen die heiligen Dinge zur Erreichung der erbärmlichen Eitelkeiten dieser Welt mißbraucht, sie hatte in ihrer eigenen Streitsache die göttliche Majestät so bloßgestellt und das Volk so sehr daran gewöhnt, Gott in der Person des Priesters zu verfluchen, daß der Unglaube sich mit dem Charakter eines gesetzlichen Widerstandes gegen Unterdrückung bekleidet hatte. Der Hochmuth der hohen Würdeträger der Kirche, die Anmaßung und Verschmitztheit der Jesuiten, der berechnete Fanatismus der Kongregationen, die Intriguen der Sakristei hatten jenes Unabhängigkeitsgefühl, welches Voltaire's Jahrhundert uns vermacht hat, nur noch gesteigert.

Ein unerwartetes Ereigniß brachte klar und deutlich ans Licht, welche Elemente der Unordnung eine solche Lage in sich schloß. Seit einiger Zeit schienen die Legitimisten wieder Zuversicht zu gewinnen. Ihr Ton wurde von Tag zu Tag hochmüthiger. Sie sprachen bereits mit einer hohnvollen Sicherheit von der Rückkehr Heinrichs V, und die auffallende Aenderung in der Haltung Ludwig Philipps erhielt von ihren anmaßenden Wünschen die eigenthümlichste Deutung. Da, wie man gesehen hat, der Kaiser von Rußland Herrn von Mortemart zum Gesandten verlangt, und das Palais-Royal nicht gewagt hatte, ungehorsam zu sein, so verbreiteten die Legitimisten das Gerücht, Ludwig Philipp gehe damit um, Heinrich V die Krone zurückzugeben, und der Herzog von Mortemart sei zu Nikolaus geschickt worden, um ihn von diesem Plane in Kenntniß zu setzen. Zu gleicher Zeit fanden auf verschiedenen Punkten aufrührerische Demonstrationen statt. In Rodez riß man in der Nacht einen Freiheitsbaum aus; in Collioure entfaltete man die weiße Fahne; man sprach von Nationalgardisten, gegen welche sich in Nimes das Rohr einiger wieder aufgeweckten königlichen Freiwilligen erhoben habe. Diese an und für sich unwichtigen Thatsachen gewannen durch das ganze Benehmen der überwundenen Partei eine gewisse beunruhigende Bedeutung. Ueberdies fing die Geistlichkeit an, sich unruhig zu zeigen,

und es war Jedermann klar, daß die Karlisten im Begriffe standen, bei der nächsten besten Gelegenheit irgend einen kühnen Versuch ihrer Kräfte zu machen.

Der 14. Februar, der Todestag des Herzogs von Berry, nahte heran. Die Gazette de France und die Quotidienne verkündigten, daß an diesem Tag ein Trauergottesdienst in der Kirche St.-Roch stattfinden sollte. Der Minister des Innern schrieb darüber an den Polizeipräfekten. Der Kultminister seinerseits gab dem Erzbischof von Paris zu verstehen, die beabsichtigte Zeremonie könnte die Veranlassung zu einem Aufstande werden. Der Pfarrer von St.-Roch glaubte deshalb seine Mitwirkung verweigern zu müssen. Nicht so der Pfarrer von Saint-Germain-l'Auxerrois, ein Greis, welcher Marie-Antoinette auf das Schaffot begleitet hatte. Am 14. Februar theilten Männer, die auf den Stufen der Kirche St.-Roch aufgestellt waren, den Ankommenden Karten aus, worauf geschrieben stand, daß das Rendezvous in Saint-Germain-l'Auxerrois stattfinde. Von einer andern Seite bedeckte eine große Menge glänzender Equipagen bereits alle Zugänge zu dieser Kirche. Unter der Feierlichkeit einer öffentlichen Trauer die Befriedigung eines Racheversuches verhüllend, zog eine Menge der eleganten Welt in die Kirche, und der Trauergottesdienst begann. Einige Schritte von da schliefen in ihren Gräbern diejenigen, die im Monat Juli vor dem Louvre gefallen waren. Man kollektirte in der Kirche zu Gunsten der in den drei Tagen verwundeten Soldaten der königlichen Garde. Die Zeremonie neigte sich im Stillen ihrem Ende zu, als auf einmal ein junger Mann auf den Katafalk, welcher sich mitten in der Kirche erhob, zutrat und eine Lithographie vom Herzog von Bordeaux an demselben aufhing. Bald schmückte ein Immortellenkranz das Porträt, und Militärs befestigten ihre Dekorationen daran.

Inzwischen waren aus den verschiedensten Theilen der Stadt Unruhestifter, welche die Nachricht von einem Sakristeikomplot anlockte, gefolgt von einer stets lärm- und skandalsüchtigen Menge, auf dem Platz Saint-Germain-l'Auxerrois zusammengelaufen. Man hört, was in der Kirche vorgeht; Erzählungen darüber fliegen von Mund zu Mund in beleidigenden Auslegungen und geschickten Uebertreibungen. Bald hört man Verwünschungen; die Menge wird von Minute zu Minute aufgeregter und dichter. Der Polizeipräfekt, welcher herbeigeeilt ist, findet die Zeremonie beendet und die Gläubigen zerstreut; aber der Tumult wurde immer größer, deshalb stellt Herr Baude Munizipalgardisten vor dem Portal auf und läßt das Thor schließen. In diesem Augenblick stand ein blasser junger Mann in schwarzen Kleidern und mit langen Haaren stumm, unbeweglich auf dem Platze und schien das Schauspiel dieser ungeduldigen Menge mit spöttischer Miene zu betrachten. „Ein Jesuit!" ruft eine Stimme. Alsbald erhebt sich ein furchtbares Hurrah. Man

umringt den jungen Mann, ergreift ihn, trägt ihn fort; er soll in die Seine gestürzt werden und schon kämpft er sich in der Todesangst an der Brustwehr des Flusses ab. Der Polizeipräfekt eilt mit einigen Männern dahin, um ihn zu retten. Ein Kampf entspinnt sich. Er währt länger als eine Stunde, und Paris blieb ohne Polizeipräfekten, indeß die gleich einer Lawine die Quais entlang sich wälzende und aus allen Straßen herbeiströmende Menge unter verworrenem Geschrei gegen die Thore und Mauern der alten Kirche anstürmte.

Die Regierung der Bourgeoisie war es, was die Karlisten bedroht hatten. Auch hatte dieser Aufstand nicht die ausschließlich volksthümliche Physiognomie der aufrührerischen Bewegung des Dezembers. Männer aus dem Mittelstande in schwarzem Frack und gelben Handschuhen standen an der Spitze. Der lachende Unglaube der akademischen Jugend vermählte sich hier mit der rohen Zügellosigkeit des Volkes. Die Behörden selbst ermuthigten das Uebel durch Zuschautragung ihrer Gleichgültigkeit und die anstößigste Apathie. Auf Befehl einer Magistratsperson aus der Cité wurde das Kreuz auf der Kirche herabgerissen. Die Truppen schienen sich zu verbergen. Es zeigte sich keine Spur von einer obrigkeitlichen Gewalt. Die Nationalgarde, die immer mit so vielem Eifer die Läden beschützte, ließ die Bahn frei, welche die Menge zur Verwüstung eines Tempels führen sollte.

Bald war dieser Tempel auch erstürmt, und schandbare Saturnalien offenbarten die moralische Unordnung, in welche der fünfzehn Jahre hindurch fortgesetzte Kampf des Unglaubens gegen die Heuchelei die Gemüther versetzt hatte. Den Altar niederwerfen, die Kanzel zertrümmern, die Brustlehnen und Beichtstühle in Stücke zerschlagen, jeden Heiligen von seinem Fußgestell herabwerfen, die frommen Gemälde zerreißen, die kostbaren Vorhänge zertreten, dies alles war das Werk eines Augenblicks. Man lachte, man heulte, man forderte sich gegenseitig zu cynischen Keckheiten auf. Einige lästerten Gott. Alle stießen Flüche über die Priester aus. Die Sakristei wurde im Sturm genommen, vandalische Possenreißer bemächtigten sich ihrer reichsten Geräthschaften, und die Leute tanzten in priesterlichen Gewändern. Nur eine kleine Schaar Nationalgardisten, befehligt von zwei Bürgern, Namens Clavaux und Boissière, vertrat in diesem traurigen, lärmenden Untereinander das mit so viehischer Rohheit verletzte, und zwar diesmal von der Bourgeoisie verletzte Prinzip der Ordnung. Im Uebrigen wurde kein Diebstahl begangen und keine unehrliche Handlung bemerkt. Ein unter den Trümmern aufgefundener goldener Adler wurde getreulich dem Gouverneur der Tuilerien überbracht. Mitten in einer lüsternen Gesellschaft ohne allen Glauben hatte die Uneigennützigkeit nicht aufgehört, die Tugend der Armen zu sein.

Der Verwüstung von Saint-Germain-l'Auxerrois war ein Sturm auf die Pfarrwohnung vorangegangen. Man verheerte sie, aber ehrfurchtsvoll hielt das Volk auf der Schwelle eines Zimmers in demselben Stock, wo der Pfarrer wohnte, inne. Dieses Zimmer wurde von dem Abbé Paravey bewohnt, demselben, welcher im Monat Juli den Kirchhof des Louvre eingesegnet und für diejenigen gebetet hatte, welche kämpfend gefallen waren.

Mittlerweile hatte sich der Polizeipräfekt, nachdem er den falschen Jesuiten gerettet, mit bewegtem Herzen und unordentlicher Keidung ins Palais-Royal begeben. Er traf den König vollkommen ruhig. Wirklich konnten auch die Ereignisse des Tages auf die Befestigung der neuen Dynastie nur günstig einwirken. Sie zeigten den Karlisten, wie eitel ihre Hoffnungen seien, und der Geistlichkeit, mit welchen Gefahren sie ihr hartnäckiger Bund mit einem gestürzten Throne bedrohe. Ueberdies war die ungestrafte Gewaltthätigkeit dieser Bewegung für die auswärtigen Kabinette ein handgreiflicher Beweis, auf welche unübersteiglichen Hindernisse die Wiederherstellung der legitimen Monarchie stoßen würde.

Gleichwohl glaubte der König den Polizeipräfekten zu Tische behalten zu müssen, und ließ also sämmtliche am Abend einlaufende Berichte unmittelbar sich selbst erstatten. Unter diesen Berichten meldeten die einen, am kommenden Tag solle der erzbischöfliche Pallast gestürmt; die andern, sicheren Nachrichten aus den geheimen Gesellschaften zufolge, solle ein Angriff auf das Palais-Royal versucht werden. „Man kann nicht Alles zugleich hüten," sagte der König zu Herrn Baude; „sorgen Sie nur für das Palais-Royal." Demzufolge schrieb der Polizeipräfekt, nachdem er kaum in sein Hotel zurückgekehrt war, dem Platzkommandanten, daß er sämmtliche Truppen der Garnison um die königliche Wohnung herum aufzustellen und keine anderweitige Bewegung anzuordnen habe, es möge geschehen, was da wolle.

Während der Nacht vom 14. wurden einige Flintenschüsse abgefeuert, man entwaffnete zwei oder drei Posten und eine Bande von Brauseköpfen machte auf das Haus des älteren Herrn Dupin einen Versuch, welchen die Polizei kaum noch zu unterdrücken Zeit hatte. Alles verkündete also einen Sturm auf den folgenden Tag.

Und wirklich bildeten sich mit Tagesanbruch drohende Gruppen in der Umgegend des Palais-Royal, aber alle Zugänge zu demselben waren sorgfältig bewacht. Dagegen war keine Maßregel ergriffen worden, um die Wohnung des Erzbischofs zu schützen. Geheime Aufwiegler mischen sich unter das Volk. Gewandt in der Kunst, seinen Zorn zu handhaben, lenken sie es vom Palais-Royal ab, und führen es nach dem Pallaste des Prälaten. Der Rappell war am Morgen nur schwach geschlagen worden, und die Nationalgarde hatte sich, da ihre Führer ausblieben, nicht versammelt. In-

zwischen zog eine von Herrn François Arago befehligte Abtheilung der 12. Legion vom Pantheon her nach der Cité. Auf der kleinen Brücke schwang der Bataillonsadjutant, Graf von Clonard, seinen Säbel und traf unabsichtlich einen Mann vom Volke. Der Unglückliche fällt tödtlich verwundet. Man drängt sich geschäftig um ihn, trägt ihn blutend mitten unter die über den Vorhof ergossene Menge, und Alle riefen: „Rache! Rache an dem Mörder!" Der Graf von Clonard war im Tumult verschwunden. Herr Arago ließ den Sterbenden ins Hotel-Dieu bringen, wohin er ihn selbst begleitete: aber kaum war er wieder erschienen, als man ihn umzingelte und des Mordes beschuldigte. An den Fluß geschleppt, wo man ihn hineinstürzen wollte, verdankte er seine Rettung nur der Geistesgegenwart und Festigkeit. Der auf einen Augenblick beschwichtigte Zorn des Volkes konnte sich bei der geringsten Aufreizung wieder entzünden. Als Herr Arago und seine Waffenbrüder an den Eingang des Gartens kamen, da wo sich die Ställe befanden, waren die Angreifer bereits im vollen Besitz des erzbischöflichen Pallastes und vollendeten seine Zerstörung mit einer Art Wahnsinn. Eine Masse kräftiger Männer hatte vermöge einer plötzlichen gewaltigen Anstrengung das Thor niedergerissen. In einem Nu waren die Zimmer erstürmt, die Kronleuchter zertrümmert, die Portraits zerrissen, die Marmorbüsten zerschlagen, die Tische und Lehnstühle zerschmettert, das Täfelwerk aufgerissen; große Wände stürzten plötzlich, wie von einer magischen Gewalt zu Boden gestoßen, nieder; die Spiegel zerflogen zu Stücken; von allen Fenstern her sah man seltene Bücher, kostbare Manuskripte, reiche Kruzifixe, Meßbücher, Meßgewänder, Chorröcke, Priesterornate aller Art in der Luft wirbeln und in den Garten hinabfallen. An Plünderung dachte Niemand; aber eine Zerstörungswuth, eine trunkene Raserei hatte sich aller Gemüther bemächtigt. Mehrere Kompagnien der 9. Legion unter den Befehlen des Herrn von Schonen waren in den erzbischöflichen Pallast gedrungen, aber durch die unwiderstehliche Fluth der Zerstörer von einander getrennt, irrten die Nationalgardisten in kleinen Gruppen mitten unter dem Schutte hin und her und sahen mit dem Gewehr im Arme unthätig der ungeheuern Zerstörung bloß zu. Im Uebrigen waren es hier, wie Tags zuvor in Saint-Germain-l'Auxerrois, Leute aus dem Bürgerstande, welche die Bewegung herbeigeführt hatten und mit ihrem Beispiel vorangingen. Was an diesem Tag der Narrheit für die Kunst und Wissenschaft verloren ging, läßt sich nicht berechnen. Nie ist eine Verwüstung außerordentlicher, vollständiger, schneller, mit unsinnigerer Lustigkeit vollzogen worden, denn alle diese Dinge geschahen mitten unter einem furchtbaren Sturm von Bravos, von Gelächter, von burlesken Ausrufungen oder wüthendem Geschrei.

Zu schwach, um gegen die Zerstörer zu kämpfen, schickte Herr Arago den Bruder des Herrn von Montalivet ab, um von dem Generalkommandanten der Pariser Nationalgarde eine Verstärkung zu verlangen. Der Abgesandte erschien nicht wieder; er schrieb, es werde Hülfe anlangen: allein sie ließ vergebens auf sich warten. Herr Arago war im höchsten Grade erstaunt und konnte sich's nicht erklären, was die Regierung veranlasse, sich des Aufruhrs mitschuldig zu machen. Arbeiter waren beschäftigt, das Kreuz der Kathedrale niederzureißen; er wollte es verhindern, allein sie antworteten, sie gehorchen nur der Behörde, und wiesen einen vom Maire des Bezirks unterzeichneten Befehl vor.

Von der Verwüstung des erzbischöflichen Pallastes war es nur ein Schritt zur Zerstörung der Kathedrale. Das Volk drohte die Thore von Notre-Dame zu stürmen, wohin sich einige von Herrn von Schonen befehligte Nationalgardisten geflüchtet hatten. Herr Arago läßt seine Kompagnie in der Straße des erzbischöflichen Pallastes, bricht sich durch die Menge, der er um einen ganzen Kopf überragt, Bahn bis in den Vorhof von Notre-Dame und ruft mit aufgehobener Hand: „Ihr sehet das Kreuz da oben, das unter den wiederholten Schlägen der Zerstörer bereits wankt; die Entfernung läßt es klein erscheinen, aber in der Wirklichkeit ist es ungeheuer groß. Wollt ihr warten, bis es stürzt und mit ihm jene schwere eiserne Brustlehne, die es unfehlbar in seinem Falle mit sich reißen wird? Geht also zurück, oder ich schwöre euch, daß heute Abend mehr als ein Sohn seinen Vater, mehr als eine Frau ihren Gatten beweinen wird." So sprechend, ergreift Herr Arago die Flucht, gleich als wäre er vom größten Schreck ergriffen. Die Menge stürzt voll Angst davon, indeß die Nationalgardisten, denen inzwischen bedeutet worden ist, was sie zu thun haben, sich nach dem Platze ziehen und sämmtliche Zugänge besetzen. Die Kathedrale war gerettet.

Aber im erzbischöflichen Pallaste setzen die Zerstörer mit wachsender Wuth ihr Geschäft fort. Zeuge dieser trübseligen Komödie knirschte Herr Arago über seine Ohnmacht, die den Gelehrten so tief schmerzte, wie den Bürger. Endlich zur Ueberzeugung gelangt, daß die Regierung absichtlich den Aufruhr begünstige, wollte er, eher zu allem entschlossen, als zu einer plumpen Resignation, eben seinem Bataillone Befehl geben, vorzurücken, als man ihm meldete, es haben sich einige hochgestellte Personen unter die Nationalgarde gemischt und fordern sie auf, das Volk gewähren zu lassen. Man nannte ihm namentlich Herrn Thiers, Unterstaatssekretär im Ministerium der Finanzen. Er bemerkte ihn wirklich, wie er mit zufriedenem Gesichte und lächelnden Lippen vor diesen Trümmern auf und ab spazierte.

Gegen drei Uhr erschien eine Legion der Nationalgarde, aber bloß um in der Nähe des Gebäudes zu paradiren, und als Herr Arago den Komman-

danten, Herrn Talabot, aufforderte, in den Pallast zu rücken, um den Aufruhr wenigstens vom Schauplatz dieser Verwüstungen zu verjagen, antwortete Herr Talabot: „Ich habe Befehl, mich hier zu zeigen und dann wieder umzukehren.“

Nichts Seltsameres als der Anblick von Paris an diesem Tage. Ueberall wankten die Kreuze auf den Domen der Kirchen; überall wurden die Lilien vertilgt. Die Seine führte Haufen von Papieren, Stolen, Matratzen und Leinwand mit sich, welche die Figur von ertrinkenden Menschen annahmen. Ueber ihre Nachen gebeugt, fingen Fischer da und dort die Trümmer des insultirten Katholizismus auf, und von allen Seiten drängte man sich nach den Brücken, um dieses Schauspiel zu genießen. Das Volk hatte im Justizpallast den Saal des pas perdus erstürmt und war im Begriff, die Bildsäule von Malesherbes niederzuwerfen, in der Meinung, es sei die eines Heiligen. „Dies ist ein Freund des Volkes!“ rief ein junger Beamter, Herr Hortensius St.-Albin, indem er sich muthvoll der Menge entgegenstürzte, und das Bild des ehrwürdigen Malesherbes wurde verschont. Man war im vollen Karneval: mit den Aufregungen der Emeute vermischten sich alle Ausschweifungen und Tollheiten des Mardi-gras; das Pflaster der wohlhabenden Gegenden der Stadt erdröhnte unter den Rädern der Equipagen; die Masken rannten tumultuarisch hin und her. Am Abend war Paris beleuchtet. Auf der Stelle, wo sich Tags zuvor der erzbischöfliche Pallast erhoben hatte, waren nur noch Ruinen zu sehen.

Einige Tage nachher, und nachdem die allgemeine Betäubung vorüber war, begannen die Parteien mit ihrer gewöhnlichen Perfidie sich gegenseitig mit Beschuldigungen zu überhäufen. Die Legitimisten warfen der Regierung vor, selbst einen Aufstand geleitet zu haben, dessen heuchlerischer Vorwand, wenn man sie hörte, eine ganz fromme Zeremonie gewesen war; die Liberalen der Opposition eiferten zwar nicht gegen die Mitschuld der Regierung, aber gegen ihre Schwäche, die Frucht ihrer Uneinigkeit. Die Männer des Schlosses ihrerseits schämten sich selbst über die Natur ihres Sieges und trugen gegen die Karlisten eine schmerzliche Entrüstung zur Schau, worin sich diejenigen, die in die geheime Politik des Schlosses auf's Genaueste eingeweiht waren, lügenhafterweise überboten. „Ihr seid nicht allein an euern Tollheiten schuld,“ rief das Journal des Debats mit erheucheltem Zorn den Legitimisten entgegen, „ihr seid auch an den Tollheiten der Andern schuld. Als Wilhelm den Thron Englands bestieg, versammelte sich das schottische Parlament als Konvent in Edinburgh. Sobald der Graf Dundee sah, daß die Versammlung entschlossen war, Wilhelm zu krönen, verließ er den Saal. Einer seiner Freunde eilte ihm nach. „Wohin gehen Sie?“ fragte er ihn. Da nahm der Graf seinen Hut ab und antwortete, die Augen zum Himmel

erhebend: „Wohin Montrose's Schatten mich führen wird." Das war Offenheit und Ehrenhaftigkeit! . . . Und ihr, auch ihr habt edle Schatten, die euch zu Führern dienen können. Gehet, wohin euch die Manen der Cathelineau und der Larochejacquelein führen werden; entzündet den Bürgerkrieg! das ist weit besser, als im Finstern schleichende Komplotte."

Zu solchen unergiebigen Deklamationen der Presse kamen die noch unergiebigeren und feindseligeren der Tribüne. Heftig angelassen wegen seines Benehmens, gab Herr Baude bloß lange, ausweichende Antworten, indem er ohne Zweifel lieber sich selbst opfern, als Geheimnisse enthüllen wollte, welche eine eben so schmachvolle als gefährliche Verantwortlichkeit über andere Häupter gebracht haben würden. Auch der Minister des Innern, Herr Montalivet, wurde mit ernsten Fragen nicht verschont: er vertheidigte sich damit, daß er das ganze Unglück auf die Nachlässigkeit des Seinepräfekten schob, welcher sich seinerseits beklagte, weder zu Rathe gezogen, noch in Kenntniß gesetzt und überhaupt von Herrn Montalivet so gänzlich auf die Seite geschoben worden zu sein, daß er die während des Aufstandes an die Maires erlassenen Instruktionen erst aus den Journalen erfahren habe. Damals wurde vor der aufmerksamen Kammer ein trauriges Drama eigenthümlicher Art aufgeführt. Während Herr von Montalivet auf der Tribüne, auf die er sich zum zweiten Mal gestürzt hatte, an allen Gliedern zitternd und mit flammendem Auge voll Anmaßung die Etikette-Empfindlichkeiten höhnte, welche seinen Untergebenen gegen ihn bewaffnen, warf Herr Odilon-Barrot von seinem Sitze aus mit einer Miene, auf welcher zugleich Verachtung und Erbitterung geschrieben stand, dem Minister gewissermaßen seine Entlassung vor die Füße. Mehrere Tage hindurch wurden die Debatten zwischen den Anführern der Bourgeoisie in einem Tone der Bitterkeit fortgeführt, in welchem sich die Anarchie kund that, die im Schooße aller neuen Mächte liegt. Herr Dupin der Aeltere und Herr von Lafayette, Herr Guizot und Herr Laffitte warfen sich hinter einander gegenseitig die Mißlichkeiten einer Lage vor, welche sie alle ohne Unterschied als düster, unsicher und furchtbar darstellten.

Die Willkür ist nur eine Form der Anarchie. Um das Publikum auf falsche Spur zu bringen, entwickelte die Regierung eine unbesonnene Gewaltthätigkeit. Sie ließ ohne ernstliche Ursache Republikaner und Legitimisten verhaften und gab somit ihren Feinden Gelegenheit, sich für verfolgt zu erklären. Ein verwegenes Unterfangen! Denn nichts ist empörender, als die Schwäche, welche sich selbst über die Rechte der Kraft hinauswagt. Die Verhaftung des Herrn Ouvrard würde wahrscheinlich weniger lebhaften Tadel erweckt haben. Man erzählte, dieser berühmte Finanzmann spiele auf seine Rechnung und auf die des Herrn von Talleyrand, welcher, so versicherte man, ihm von London aus alle Nachrichten heimlich zukommen ließ, auf der Börse. Er spekulirte

seit 1830 stark auf das Sinken, und man glaubte ihn bei allen Bewegungen unmittelbar betheiligt. Denjenigen, welche diese Ansicht theilten, erschien die Mitwirkung eines Spielers zu den Februarunruhen als etwas sehr Natürliches, da der Haß gegen das Kruzifix und die Beschimpfung Gottes in den gegebenen Zeiten eine sehr glückliche Spekulation auf's Sinken abgeben konnte. So viel ist gewiß, daß auf einen Bericht des Polizeipräfekten hin ein Haftbefehl gegen Herrn Ouvrard ausgestellt wurde, der sich indeß den Verfolgungen zu entziehen wußte.

Inzwischen wurden die Kreuze überall unter den Augen der Behörde niedergerissen. Und sie ließ es geschehen, denn sie erkannte nicht, wie viel Philosophie in dieser Majestät eines Galgens liegt, welchen die Welt als ein erhabenes und rührendes Symbol der Aufopferung angebetet hatte.

Es ist wahr, daß in den Augen der Zerstörer die Aechtung der Kreuze sich an die der Lilien knüpfte. Aber wenn von Seiten verwegener Neuerer der Krieg gegen die Lilien begreiflich war, so war er es weit weniger von Seiten derjenigen, welche sich vermaßen, dem Stürmen des modernen Geistes das Blendwerk der monarchischen Ueberlieferungen entgegenzustellen. Nichtsdestoweniger ließ sich der Hof herab, dieses Sinnbild zu verläugnen. Doppelt ungetreu gegen Familienerinnerungen und Erinnerungen der Monarchie, duldete er, daß der Aufruhr in beleidigender Weise das Wappen eines Condé untersuchte und den Schild eines Duguesclin ausstrich. Im Moniteur erschien eine Ordonnanz, welche dem Staatswappen eine bürgerlichere Physiognomie gab. Die Wagen des Königs kamen mit weggekratzten Wappen aus dem Pallaste und der Nachfolger der Capets ließ die Lilien verschwinden, welche die eisernen Balkone seiner Wohnung schmückten.

Solche Akte der Nachgiebigkeit hatten zum Zweck, der Bourgeoisie zu gefallen, welche wirklich dadurch geschmeichelt schien; aber sie wurden von denjenigen ihrer Häupter mißbilligt, welche in einer Politik der Ausflüchte nur eine Politik ohne Würde erblickten. Herr Chambolle, Sekretär der Präsidentschaft der Deputirtenkammer, besuchte um diese Zeit Herrn Casimir Perier. „Nun gut," sagte Herr Perier zu ihm mit einer Aufwallung, deren Ausdruck wir aus Rücksicht auf die Gesetze des Anstandes zu mildern genöthigt sind, „der König opfert seine Wappen? Dazu hätte er sich am Tag nach der Revolution entschließen sollen, und ich habe es ihm gerathen, ich! Aber nein. Er wollte sie damals nicht verwischen lassen, diese Lilien, an denen er noch fester hält, als seine Vorfahren. Jetzt zieht der Aufruhr unter seinen Fenstern vorüber, und da wirft er seinen Wappenschild in die Gosse hinab."

Seit dem 15. Februar befand sich Paris in einem Zustand der Aufregung, dessen Heftigkeit mehrere tumultuarische Bewegungen beurkundeten,

ohne sie zu erschöpfen. In einer dieser Bewegungen, welche die falsche Nachricht von einer Niederlage der Polen hervorgerufen hatte, wurde der russische Gesandte insultirt und die Fenster seines Hotels mit Steinen eingeworfen. Aber würdigere Demonstrationen zeugten von Frankreichs Sympathien für Polen: eine große Anzahl Studirender zog auf Herrn Allier's Aufruf traurig, schweigend, in ernster Sammlung durch die Stadt: sie trugen eine florumhüllte, dreifarbige Fahne und legten sie in den Graben am Fuße des Louvre nieder. Um dieselbe Zeit versammelten sich arme Arbeiter in der Umgegend des Palais-Royal. Sie stiegen nicht auf die Straße, weder um Kreuze niederzureißen und Monumente herabzuwürdigen, noch um den Karneval auf den Altar zu setzen; sie riefen bloß: „Arbeit und Brod!" Man rückte ihnen mit aufgestecktem Bajonette entgegen.

Was den König betraf, so ermangelte er niemals, sich am Tage nach Volksbewegungen in Begleitung seiner Kinder auf den öffentlichen Plätzen zu zeigen. Auf diese Art gewöhnte er die Leute daran, die Wiederherstellung der Ordnung mit der Erhaltung seiner Person und seines Geschlechtes zu identifiziren.

Im Uebrigen kam dem Hofe, um den Zorn der Opposition von sich abzuwenden, nicht bloß die Dunkelheit, die einen Theil seiner Politik noch bedeckte, sondern auch die Impopularität der Kammer und besonders auch die Impopularität der Häupter derselben wohl zu Statten.

Der einflußreichste unter diesen Männern war Herr Dupin der Aeltere. Aus Bürgern zusammengesetzt, bei welchen keine besondere Zartsinnigkeit oder Feinheit des Benehmens zu suchen war, liebte die Majorität der Kammer an Herrn Dupin dem Aelteren eine ungeduldige Geberde, barsche Bewegungen, eine gallichte Ungeschlachtheit, ein ausdrucksvolles, rauhes Gesicht, eine Beredtsamkeit, deren Herbheit durch nichts gemäßigt wurde, eine gewisse ebenso kurze als malerische Art, die Fragen vorzulegen, einen glücklichen Menschenverstand, endlich die Kunst, durch ein entscheidendes Witzwort oder eine lebhafte Wendung triviale Ideen und gemeine Gesinnungen in ein glänzendes Licht zu stellen. Herr Dupin besaß die Vorzüge und die Fehler, welche in einer Gesellschaft von Advokaten und Kaufleuten Glück machen. Denn seine Liebe zum Geld verwandelte sich in Grundsätze der Oekonomie; er sprach mit stürmischer Heftigkeit von Beschützung der Ordnung und bekannte sich mit Zorn zu einer falschen Theorie der Mäßigung. Dem König unbedenklich ergeben, vereinigte er mit seiner Höflingsrolle eine Rauhheit, welche die Niedrigkeit derselben verdeckte. Oberflächliche Köpfe hielten die Anfälle dieser mürrischen Ergebenheit leicht für Unabhängigkeit, und die Dienste, welche Herr Dupin dem Hofe leistete, wurden dadurch nur um so werthvoller. Er war der Redner, welcher der Politik des Schlosses am besten zusagte, weil er

kraft einer ausnehmenden Beweglichkeit der Meinung und wirklicher Advokatentalente ihren wechselnden Phasen vortrefflich zu folgen wußte. In der Kammer vertheidigte Herr Dupin die Vorrechte der Volksvertretung mit einer Derbheit, einer Empfindlichkeit des Eifers, welche an das Ungestüm der alten Parlamentsmitglieder erinnerten. Aber statt, wie diese, die Privilegien des Parlaments gegen den König zu verfechten, verfocht Herr Dupin sie gegen das Volk. Im Uebrigen schien er den ganzen Haß der alten Magistraturen gegen den Adel des Schwertes und das Priesterthum geerbt zu haben. Abgesehen von Gewissensstrenge und Konsequenz war Herr Dupin ein Jansenist in der Politik.

Eine von einem solchen Manne personifizirte Versammlung war der wahre Ausdruck der Masse der Bourgeoisie, und man begreift, wie gehässig sie allen denjenigen sein mußte, deren Herz die Juliusrevolution erhoben, deren Wünsche sie gesteigert hatte. Auch donnerte man von allen Seiten gegen sie. Man warf ihr vor, im Namen eines Prinzips, durch welches sie ungesetzlich wurde, an der Spitze der Geschäfte geblieben zu sein; eine Bedeutung in Anspruch zu nehmen, nachdem die Umstände, welche sie als Vorwand ihrer Usurpation gebrauche, längst vorüber seien. Man warf ihr ihren Widerwillen gegen die wahren Urheber einer Revolution vor, von der sie allen Nutzen ziehe, ihren Eigennutz, ihren durch ihre Fähigkeit keineswegs gerechtfertigten Stolz, ihre Verachtung gegen das Volk, dessen Interessen sie vernachlässige und dessen Willen zu befragen sie sich weigere. Bald wurde die Auflösung der Kammer der Gegenstand aller Unterhaltungen und das Schlachtfeld aller Parteien.

Mehr als irgend einem Andern mußte dem Präsidenten des Raths, Herrn Laffitte, eine baldige Auflösung der Kammer am Herzen liegen. Vereinzelt im Ministerium seit dem Rücktritt des Herrn Dupont von der Eure, umgeben von Kollegen, welche von Widerstand sprachen, wenn er von Bewegung sprach, ohne Einfluß auf die Angelegenheiten des Innern, die Herr von Montalivet selbst nur als untergeordnete Person leitete, ohne Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten, welche einem von Herrn Sebastiani blindlings unterstützten Impulse gehorchten, ohne einen andern Trost, als die Blitze einer dem Erlöschen nahen Popularität, stand Herr Laffitte mit geheimer Melancholie am Untergang seiner Hoffnungen. Die Kundgebungen einer erhabenen Freundschaft genügten seiner argwöhnisch gewordenen Seele nicht mehr, und er wäre gerne in's Privatleben zurückgetreten, wohin ihn seine pekuniären Angelegenheiten riefen, wäre er nicht durch den Glauben zurückgehalten worden, daß sein Land seiner noch bedürfe — die letzte, rührende Selbsttäuschung eines allzu gefälligen Patriotismus!

Aber selbst diese Täuschung sollte auf immer verschwinden. Herr Laffitte

unterschied sich, habe ich gesagt, in seinen Meinungen nicht wesentlich von der Majorität der Kammer. Gleichwohl hatte er mehr als sie eine ehrenhafte Neigung, sich dem Volke zu nähern, seiner Sache schüchtern zu dienen, sich seine Achtung zu erwerben. Das war es, was man ihm nicht verzieh. Ueberdies glaubten Viele dem Könige zu schmeicheln, wenn sie einen Mann bekämpften, welchem der König so viele Erkenntlichkeit schuldete.

Die Kammer und das Ministerium sahen sich also auf gleiche Weise in ihrer Existenz bedroht, und man mußte zumvoraus für die Nothwendigkeiten der vorhergesehenen Krisis sorgen. In den Salons, in den Journalen, auf der Börse, an allen öffentlichen Orten sprach man von nichts mehr, als von der aufzulösenden Kammer, und der Art, nach welcher eine neue gebildet werden sollte. Die Frage war feierlich: man konnte keine wichtigere in Anregung bringen. Es handelte sich um Entscheidung zwischen der Herrschaft des Volkes durch allgemeines Wahlrecht, und der Regierung der Bourgeoisie durch ein auf das Vermögen basirtes Wahlmonopol. Die Parteien begriffen, daß sie einem letzten Augenblick entgegengingen, und von allen Seiten hörte man den Ruf nach Wahlreform.

Als strenge Logiker und getreue Ausleger des Prinzips der Volkssouveränetät, verlangten die Republikaner das Wahlrecht für jeden Bürger; sie setzten auseinander, welche Kraft und welchen Glanz eine Versammlung, deren Gesetzlichkeit sich aus dem Willen eines ganzen Volkes ergebe, schon aus ihrem Ursprunge schöpfen würde; da das Gesetz für Alle gemacht werden müsse, so können sie nicht begreifen, warum es nicht von Allen gemacht werde; sie wiesen nach, daß die gesetzgebende Gewalt, wenn man sie in den Händen der Reichen konzentrire, eine Keule sei, womit sie die Armen zu Boden schlagen, und sie beschworen die Nation, sich wohl zu hüten vor der Tyrannei des Gesetzes, welche gefährlicher sei, als die der Menschen, indem sie länger daure und ihr Joch über mehr Köpfe zugleich ausdehne. Die Tyrannei des Menschen ist in der That launisch, wie jede individuelle Leidenschaft; sie hat Augenblicke des Nachlassens, zuweilen sogar die Klugheit, umzukehren. Ueberdieß läßt sich ihre Dauer messen und bestimmen. Wo Vitellius aufhört, beginnt Vespasian. Die Tyrannei des Gesetzes dagegen erhält durch die Feierlichkeit gewisser sakramentaler Formen einen Charakter der Kraft und Beständigkeit, wodurch sie achtunggebietender, weniger leicht zerstörbar, und ihr Verschwinden nicht von einem einzelnen Ereignisse, sondern von einer sozialen Erschütterung abhängig gemacht wird.

Lebhaft verfochten von den Republikanern, wurde die Sache des allgemeinen Wahlrechts es mit nicht weniger Eifer von den Legitimisten. Aber wie die Absichten verschieden waren, so waren auch die vorgeschlagenen Arten nicht dieselben. Die Legitimisten wollten die Wahl in zwei Abstufungen,

fest überzeugt, daß sie das Ruder der Gesellschaft den großen lokalen Einflüssen überliefern würde, indem das Landvolk durch seine Bedürfnisse dem Uebergewichte des Vermögens, und durch seine Unwissenheit dem der Geistlichkeit unterworfen sei.

Die Bourgeoisie vertheidigte sich in Beziehung auf das, was ihre politische Macht begründete, mit weniger Aufrichtigkeit, als Leidenschaft. Die dem endlichen Triumphe ihrer Interessen ergebenen Schriftsteller nahmen keinen Anstand, dem Volke die Wahlfähigkeit abzusprechen, welche ihm gleichwohl Montesquieu, der erste Publizist der konstitutionellen Monarchie, zuerkannt hatte; sie übertrieben die materiellen Schwierigkeiten, welche die Anwendung des allgemeinen Wahlrechts darbiete, und indem sie die düstersten Erinnerungen des Schreckens heraufbeschworen, ohne den ausnahmsweisen Umständen Rechnung zu tragen, welche aus demselben bald ein Mittel des Heils, bald eine Ermuthigung zum Heldensinn gemacht hatten, bestanden sie darauf, die Herrschaft der Menge für eine tumultuarische, wilde und beinahe immer blutige zu erklären.

So zeigte sich in vollem Lichte das ungeheure Mißverständniß, welches im Juli 1830 die Bourgeoisie und das Volk in gemeinsamem Zorne vereinigt hatte. Je weiter man vorrückte, um so offenbarer wurde es, daß im Jahre 1830 Bourgeoisie nur ihre eigenen Privilegien gegen das Parteibündniß des Thrones, des Adels und der Geistlichkeit zu behaupten gesucht hatte, und durch die neue Revolution selbst also die Unterdrückung nicht einmal in andere Hände gebracht oder auf andere Schultern gewälzt worden war.

Unter der Restauration hatte man 300 Fr. direkte Steuern bezahlen müssen, um Wähler, und 1000 Fr., um wählbar zu sein; dieses System wollten die Liberalen noch jetzt geltend machen. Nur verlangten die Liberalen der Bewegung, der Zensus solle etwas mehr, die des Widerstandes, er solle etwas weniger herabgesetzt werden. Eine Debatte von augenscheinlicher Gehaltlosigkeit!

Der mit solcher Ungeduld erwartete Gesetzesentwurf wurde endlich eingebracht. Das Ministerium schlug der Kammer vor: 1) den Wählbarkeitszensus von 1000 Fr. auf 500 herabzusetzen; 2) die Zahl der Wähler zu verdoppeln und jedem Departement eine unveränderliche Anzahl Wähler zu bewilligen, eine Anzahl, welche zu bilden die Höchstbesteuerten berufen seien. Ein solches System trat den politischen Vorrechte der Bourgeoisie, so wie die Charte von 1814 sie festgesetzt hatte, nicht zu nahe; es setzte sie bloß in ein Verhältniß zu der Aenderung, welche seit dieser Zeit durch die ununterbrochene Zerstückelung der Güter mit der Vertheilung des Grundbesitzes vorgenommen worden war. Inzwischen gerieth die Majorität der Kammer darüber in Schrecken. Mit der den eigensüchtigen Interessen natürlichen Verblendung

glaubte sie sich im freien Genusse des Monopols bedroht, und ein von ihr ernannter Ausschuß trug auf Beibehaltung des alten Wahlgesetzes an, nur mit dem Unterschiede, daß der Wählbarkeitszensus von 1000 auf 750, und der Wahlzensus von 300 auf 240 Fr. herabgesetzt werde.

Dieser Reformplan entsprach den Absichten der Majorität der Kammer, eben weil nur ein Hohn darin lag. Aber war es nicht gefährlich, ihn anzunehmen? Denn die durch das Wahlgesetz hervorgerufene Kontroverse war äußerst heftig und bitter geworden. Die Gazette de France sagte, indem sie von der Arbeit des Ausschusses sprach: „Vor der Revolution 300 Fr., hernach 240. Differenz zu Gunsten der Revolution: 60 Fr." — Und die Sache mit bitteren Spottreden näher beleuchtend, höhnten die Legitimisten die Unergiebigkeit der Volksaufstände. Aufrichtiger als sie, legten die Republikaner nicht weniger Feuereifer an den Tag, und die Lehre vom allgemeinen Wahlrecht, welche sie predigten, gewann die strengen Köpfe, während sie die uneigennützigen Gemüther ansprach, weil sie eine einfache, entschiedene, logische Lehre war, ohne Umschweife, ohne Rückhalt, und geeignet, die wirksamste Leidenschaft des Menschen, die Liebe zur Gleichheit, in Flammen zu setzen. Dieser Leidenschaft trotzen war gefährlich. Man mußte mit ihr unterhandeln, ihr schmeicheln durch scheinbare Zugeständnisse, mit Klugheit und Gewandtheit. Die Ansicht, welche den Wahlzensus auf 200 Fr. festsetzte, hatte also in der Presse die Oberhand gewonnen: sie gewann sie bald auch in der Kammer. Herr von Lafayette sprach sich öffentlich für sie aus, ohne seine Sympathieen für ein weit umfassenderes System zu verläugnen, und Herr von Sade schlug in der Sitzung vom 25. Februar ein Amendement vor. An diesem Tage waren mehrere Mitglieder der Majorität abwesend. Die für Herrn von Sade's Antrag gewonnene Minorität wollte daher die Diskussion schließen, um in aller Geschwindigkeit eine Abstimmung zu erhalten. Da gebrauchte Herr Benjamin Delessert, welcher auf dem Präsidentenstuhle saß, einen jener kleinlichen Kniffe, wovon die parlamentarische Geschichte der Bourgeoisie nur zu viele Beispiele liefern sollte, bedeckte sich und hob willkürlich die Sitzung auf. Aber Kunstgriffe dieser Art fallen gewöhnlich auf das Haupt derjenigen zurück, welche sie anwenden. Die Opposition wurde nur um so heftiger, die Journale der Bewegung verdoppelten ihre Energie, und am andern Tage wurde die Zahl von 200 Fr. von einer Majorität, bestehend aus der linken Seite der Kammer, der rechten und einem durch die Presse eingeschüchterten Theil des Zentrums, zum Beschluß erhoben. Die Herabsetzung des Wählbarkeitszensus auf 500 Fr. war ein zweiter Sieg der Liberalen der Bewegung über die des Widerstandes. Aber darauf beschränkten sich die Zugeständnisse der Majorität. Das Ministerium hatte verlangt, man solle den Zensitärs eine gewisse Anzahl

Bürger beifügen, deren Beschäftigung auf die nöthige Fähigkeit schließen lasse. Nicht zufrieden, den Kreis dieser Auserwählten unmäßig zu verengen und die Titulaturprofessoren des Rechts, der Medizin, der Naturwissenschaften, der Literatur, die Notare, die Advokaten, die Sachwalter, die Richter u. s. w. auf eine beleidigende Art auszuschließen, nahm sie selbst die Offiziere, welche 1200 Fr. Rückzugsgehalt bezogen, die Mitglieder und Korrespondenten des Instituts nur unter der Bedingung in die Zahl der Wähler auf, daß sie 100 Fr. direkte Steuer, das heißt, den halben Zensus bezahlen. Diese letztere, auf den Antrag des Herrn J. von La Rochefoucauld angenommene Bestimmung schien lächerlich und wurde auch von der öffentlichen Meinung so beurtheilt, aber sie hatte eine klare, ernste und tiefe Bedeutung. Frankreich konnte sich fortan in Beziehung auf die Art des Joches, das man ihm bereitete, keinem Wahn mehr hingeben. Die Intelligenz verurtheilen, dem Vermögen nachzustehen, und in den Besitz etlicher, häufig entweder durch Erbschaft, oder durch Betrug, oder durch ungerechte Prozesse, oder durch Wucher erworbenen Jucharte Landes die Bürgschaften der Sittlichkeit und Aufklärung legen, welche man zur Ausübung der Souveränetät erforderlich glaubte, das hieß offen genug sagen, auf welchen Abhang man die Nation treiben wollte. Die Liebe zum Gelde lag in den Sitten: die Tyrannei des Geldes ging in die Institutionen über, und die Umwandlung der Gesellschaft wurde ihr Verfall. Die ehrlichen Leute mußten von traurigen Ahnungen befallen werden, denn eine Herrschaft ganz neuer Art stand im Begriff, über dem Volke zu lasten, ohne es durch Blendung zu trösten. Für eine große Nation aber ist ein Despotismus, der sie erdrückt, besser, als ein Despotismus, der sie erniedrigt.

Im Uebrigen hatten die Gesetzgeber der Bourgeoisie vergessen, daß sie in einem Lande lebten, wo die Konkurrenz das Niveau der unbeweglichen Glücksgüter von Tag zu Tag mehr erniedrigte, und das Zivilgesetzbuch die unbegrenzte Zerstückelung der Erbgüter gestattete. Sie hatten nicht begriffen, daß, je mehr man den Boden vertheilte, um so weniger Grundbesitzer sich finden werden, welche im Stande sind, den Zensus von 200 Fr. zu bezahlen. Wie kann man sich etwas Lächerlicheres denken, als die politische Macht dadurch unbeweglich machen zu wollen, daß man ihr zur Basis den Grundbesitz gibt in einem Lande, wo der Grundbesitz über alle Maßen beweglich geworden war? So wie man es angenommen hatte, führte also das Wahlgesetz*) einen anstößigen Widerspruch zwischen den politischen und den bürgerlichen Institutionen Frankreichs ein, und wahre Staatsmänner hätten vor-

*) Angenommen von der Kammer der Abgeordneten den 9. März 1831 und von der Pairskammer den 15. April desselben Jahres.

ausgesehen, daß der Zensus den Koder zerstören müßte, wenn nicht früher oder später der Koder den Zensus zerstören würde.

Dem sei, wie ihm wolle, die politische Macht der Bourgeoisie war gegründet, wenigstens auf eine gewisse Zeit. Für ihre materielle Macht hatte das Gesetz über die Nationalgarde bereits Sorge getragen.*) Dieses Gesetz begann mit den charakteristischen Worten: „Die Nationalgarde ist eingesetzt, um das konstitutionelle Königthum zu vertheidigen.“ Es gestattete denjenigen, welchen der gewöhnliche Dienst lästig war, sich unter die Reserve aufnehmen zu lassen, und die Ausrüstung, über welche eine weitere Ordonnanz das Nähere zu bestimmen hatte, mußte von den Nationalgardisten selbst bestritten werden. Schlaue Kombinationen, deren Ganzes den Zweck hatte, die zahlreiche Klasse der Proletarier, welche den Glücklichen Angst einflößte, von den Reihen der Bürgerarmee auszuschließen.

Nach solchen Vorsichtsmaßregeln setzte die Kammer den verschiedenen Parteien, welche auf ihre Auflösung drangen, nur noch einen schwachen Widerstand entgegen. Sie war ihrer Wiedererwählung so ziemlich gewiß, und die Uneigennützigkeit kam sie also nicht hart an. Ehe sie sich aber trennte, ward ihr noch die Freude zu Theil, dem Sturz des Ministeriums Laffitte beizuwohnen, einem Sturz, dessen nähere Umstände ausführlich berichtet zu werden verdienen.

Wir haben bereits gesagt, welche Erschütterung im Jahre 1830 der Welt gegeben worden war. Nirgends war der Eindruck lebhafter gewesen, als in Italien. Von allen Seiten rührten sich die italienischen Patrioten. Einer von ihnen, der berühmte, unglückliche Menotti, war seit langer Zeit Freund Franz I., Herzogs von Modena, und sie hatten miteinander Plane entworfen, deren Zweck für diesen die Erwerbung einer Krone, für jenen die Unabhängigkeit Italiens war. Man hat geglaubt, ihre gemeinsamen Hoffnungen stützen sich auf geheime Verpflichtungen, welche hohe Personen in Frankreich auf sich genommen.

Eine Unterhaltung, welche der Herzog von Modena im Oktober in einem geheimen Kabinetchen des herzoglichen Pallastes mit Herrn Misley hatte, kann einen Begriff von den Gesinnungen dieses Fürsten geben. Der Herzog empfing den Verschwörer mit äußerster Leutseligkeit. „Sie können“, sagte er zu ihm, „mir Ihr ganzes Herz öffnen: mein Ehrenwort, das ich Ihnen hiemit gebe, schützt Sie vor jeder Gefahr.“ Herr Misley antwortete, er hege das vollständigste Vertrauen, wie schon die Bereitwilligkeit, mit der er sich zu einer solchen Zusammenkunft herbeigelassen, beweise, da Jedermann wisse, daß seine Grundsätze republikanisch seien. „Eben wegen dieser Grundsätze“, fiel

*) Den 6. Januar 1831.

der Fürst ein, „und der Art, wie Sie dieselben behauptet haben, besitzen Sie meine ganze Hochachtung." Und als die Unterhaltung ihn auf die italienischen Liberalen im Allgemeinen führte, erklärte er, die Rolle, welche er in Italien zu übernehmen gezwungen worden sei, versage ihm die Hoffnung, die Liberalen sich um seine Person sammeln zu sehen, zumal die von der Romagna, welche höchst ungerechterweise ihm alle ihre Leiden zuschreiben. Herr Misley bemühte sich, den Herzog zu überzeugen, daß die in Frankreich und England für die Verwirklichung des Planes gebildeten Comités und selbst die Häupter in der Romagna nur noch Beweise für die Aufrichtigkeit seiner Absichten erwarten. Aber der Herzog von Modena schien zu fürchten, die italienischen Patrioten möchten, nachdem sie sich seiner als eines Werkzeugs bedient, statt ihn als konstitutionellen König zu krönen, die Revolution zur Republik führen. Am Schlusse der Unterhaltung beauftragte er Herrn Misley, allen braven Patrioten, die ihm ihr Vertrauen geschenkt, seinen Dank zu vermelden. Er wünschte ihnen viel Glück zu ihrem gefährlichen Unternehmen und drückte die Hoffnung aus, „daß sich für ihn eine Gelegenheit finden möchte, zu zeigen, daß auch er ein guter Italiener sei und zu jedem Opfer bereit, wenn es sich um das wahre Beste seines Landes handle. Gehen Sie klug zu Werke," waren seine Abschiedsworte zu Herrn Misley, „und besuchen Sie mich vor Ihrer Abreise nach Paris."

So ermuthigte der Herzog von Modena insgeheim die Insurrektion, ohne jedoch bestimmte Verpflichtungen auf sich zu nehmen, und so, daß er sich, wie es Fürstenbrauch ist, alle Wechselfälle vorbehielt.

Menotti ließ sich durch diese Taktik nicht gänzlich täuschen, aber der Name des Herzogs war ihm nützlich, sei es nun, um seinen Plänen mehr Bedeutsamkeit zu geben, oder um die zweifelhaften Patrioten durch den Köder einer hohen Mitschuld anzulocken. Er unterhielt also einen lebhaften Verkehr mit dem Herzoge von Modena, übertrieb absichtlich den Werth einer solchen politischen Freundschaft und gab somit der Werbung von Verschwörern, welche damals die große Aufgabe seines Lebens war, eine Art offiziellen Charakters. *)

---

*) Man hat uns die geheime Korrespondenz Menotti's mitgetheilt. Am 29. Dezember 1830 schrieb er an Herrn Misley, damals in Paris, wie folgt:

„Mein Bruder wird dir meine Rückkehr von Florenz gemeldet haben. Ich habe eine lange Unterhaltung gehabt mit . . . . ., und wir haben alles sehr gut angeordnet. — Gleich nach meiner Rückkunft ging ich zum Herzog, um ihn immer in derselben Stellung zu erhalten. Er war mit mir zufrieden und ich mit ihm. Ich hoffe ihn so weit gebracht zu haben, daß er uns zum neuen Jahr einige Gefälligkeiten erweist, aber ich glaube nichts, so lange ich nichts

Aber bei der wunderlichen Partie, welche diese beiden Männer mit einander spielten, beurkundete der Herzog von Modena eine abscheuliche, tiefe Gleißnerei. Während Menotti bei seinen mißtrauischsten Freunden muthvolle Anstrengungen machte, die unaufhörlich in Zweifel gezogene Aufrichtigkeit des Fürsten zu vertheidigen, sann dieser nur darauf, sich von den Ereignissen bestimmen zu lassen. Gleich bereit, sich an die Spitze der Verschwörer zu stellen, wenn sie die Stärkeren wären, oder, im entgegengesetzten Fall, der grausamste ihrer Feinde zu werden, wartete er, bis Frankreich sich aussprach.

Die angesehensten Führer der Opposition in Frankreich machten kein Geheimniß aus ihren Sympathieen für die Sache Italiens, und das von Herrn Laffitte im Angesicht der Welt ausgesprochene Prinzip der Nichteinschreitung mußte unverletzlich erscheinen. Aber stand hinter der zur Schau getragenen Politik Frankreichs nicht eine geheime Politik, deren Absichten den feierlichsten Erklärungen der französischen Minister entgegengesetzt waren? Verpflichteten nicht mit Finsterniß umhüllte Verbindungen das Kabinet des Palais-Royal gegen den Wiener Hof? Der Herzog von Modena erfuhr es oder glaubte es, denn auf einmal änderten sich seine Gesinnungen, und diese Aenderung beurkundete sich durch die unwürdigsten Handlungen.*)

---

sehe. — Hier ist alles ruhig und alles schickt sich vortrefflich an. — In Bologna wird ein Zentralcomité niedergesetzt werden. — Ohne einen Mittelpunkt war es unmöglich, tüchtig voranzuschreiten, und ich allein konnte ohnehin nicht für alles sorgen. — Die Romagna ist beständig in der höchsten Gährung, aber sie wird sich nicht rühren. — Sind die Piemonteser definitiv mit uns einverstanden? Leb' wohl! Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten von Dir."

Ein anderer Brief von Menotti, datirt vom 2. Januar 1830:

„. . . . .

„Das einzige Element, woran es uns noch fehlt, ist das Geld, aber Sie dürfen mir's glauben, wenn wir Geld hätten, so könnten wir die Bewegung ausführen, sobald wir wollten. — Die alten Liberalen, die welches haben, wollen nichts hergeben. Gleichviel, dies soll uns nicht entmuthigen und unsere Thätigkeit nicht lähmen. — Der Herzog ist noch immer entschlossen, uns gewähren zu lassen. Auch leben wir, wie in einer Republik. Man sagt, Maximilian (Bruder des Herzogs) werde hierher kommen; ich glaube es nicht. — In Italien ist alles ruhig. — Wird Frankreich einschreiten, im Fall die Oestreicher über den Po zögen? Das wollen wir durchaus wissen. Organisirt euch, so gut ihr könnt. — Piemont müssen wir haben. — Bringen Sie die Union zu einem Entschlusse. Adieu."

*) Am 7. Januar 1831 schrieb Menotti an Herrn Misley:

„Ich komme so eben von Bologna. Ich muß Dir sagen, daß der Herzog ein niederträchtiger Schurke (birbante) ist. Gestern wäre ich beinahe getödtet worden. Der Herzog hat durch die San-Fedisten (antiliberale Sekte) das Gerücht verbreiten lassen, ich und Du seien besoldete Agenten, um Mittelpunkte zu

Menotti und seine Freunde ließen sich jedoch nicht entmuthigen. Die Wahrheit zu sagen, konnten sie bis auf einen gewissen Punkt auf die instinktmäßige Zustimmung des Volks rechnen, nicht aber auf seine thätige Mitwirkung; denn sie hatten die Bedürfnisse dieses Volkes, welches sich materiell wohl befand, nicht studirt und keine der Beziehungen mit ihm angeknüpft, die zur Begründung eines großen Einflusses dienen. Von der andern Seite war Oesterreich allein im Stande, ihre Bemühungen zu erdrücken, und folglich war es für sie von äußerster Wichtigkeit, zu wissen, ob Frankreich dem Prinzip der Nichteinschreitung, zu welchem es sich mit so großem Lärm bekannt hatte, getreu bleiben würde.

In der Rede vom 1. Dezember, welche wir bereits angeführt, hatte Herr Laffitte, wie man gesehen hat, gerufen: „Frankreich wird nicht gestatten, daß das Prinzip der Nichteinschreitung verletzt wird.“ Einige Tage nachher hatte sich Herr Dupin, dessen Verbindungen mit dem Hofe Jedermann kannte, unter schallendem Beifall der Versammlung folgendermaßen auf der Tribüne ausgesprochen: „Hätte sich Frankreich in seinen kalten Egoismus verschlossen und gesagt, es werde nicht einschreiten, so könnte man dies als Feigheit anrechnen; aber zu erklären, daß es keine Einschreitung dulden werde, das ist die edelste Haltung, welche ein starkes und großsinniges Volk einnehmen kann.“ *)

„Die Nichteinschreitung,“ hatte seinerseits von der Tribüne der Pairskammer herab der Kriegsminister, Marschall Soult, gesagt, „die Nichteinschreitung ist fortan unser Prinzip. Wir werden es gewissenhaft beachten, aber unter der wesentlichen Bedingung, daß es auch von den Anderen beachtet wird.“ **)

So deutliche Erklärungen schienen unerfahrenen und in der unseligen Kunst der politischen Lügen nicht bewanderten jungen Männern genügend zu sein. Auch versicherte Herr von Lafayette, der gleichfalls getäuscht wurde, Herrn Misley, das Prinzip der Nichteinschreitung werde muthvoll aufrecht erhalten werden; man habe es ihm bei Hofe auf's Bestimmteste zugesagt. Endlich schien der älteste Sohn des Königs der Franzosen, der

---

bilden und dann zu verrathen. Dies hat in Bologna so starken Glauben gefunden, daß man mich um ein Kleines ermordet hätte. Die Sache ist die, daß sich die ganze Romagna in acht Tagen durchaus verändert hat, aber sie wird zu mir zurückkommen. — Jetzt, da ich weiß, daß man mich für einen Agenten des Herzogs hält, werde ich mich so klug zu benehmen wissen, daß ich meinen Zweck ganz gewiß erreiche, ohne meinen Versprechungen untreu zu werden. Leb' wohl!

*) Sitzung vom 6. Dezember 1830.

**) Sitzung vom 8. Dezember 1830

Herzog von Orleans, so günstig für die italienischen Verschwörer gestimmt, daß er in ihre Geheimnisse eingeweiht war und schon im November 1830 Herrn Viardot den Tag bezeichnet hatte, an welchem der Aufstand in Modena ausbrechen sollte.*)

Es war eine tiefgreifende Revolution und geeignet, die ganze Gestalt des Katholizismus zu ändern, diese Revolution von Italien, welche den Zweck hatte, den Papst von der Liste der weltlichen Souveräne zu streichen, aber ihm den Titel eines höchsten und unverletzlichen Oberhauptes der Kirche zu lassen. Denn der Verfall des Katholizismus, die Verschlechterung seines Prinzips, der Untergang seiner Traditionen, das unnatürliche Bündniß des römischen Hofs mit den von ihm ursprünglich bekämpften Tyranneien, alles das war die Frucht dieser weltlichen Gewalt der Päpste, welche definitiv von Alexander VI gegründet, durch das Schwert Julius II vergrößert, und seitdem durch Intriguen, Unbilligkeiten, Skandale aufrecht erhalten worden war. Fürsten geworden mit denselben Ansprüchen und in derselben Art, wie die anderen Fürsten der Erde, hatten sich die Päpste natürlich dem Joche der weltlichen Interessen unterziehen müssen, und auf diese Art hatte sich die päpstliche Gewalt, vordem die Beschützerin der Völker, allmälig zur Mitschuldigen ihrer Tyrannen gemacht. Dem römischen Stuhle seine weltliche Gewalt rauben, hieß seine geistliche Gewalt läutern und dadurch stärken; es hieß ihn nöthigen, die Vormundschaft über die Welt wieder auf sich zu nehmen.

Von diesem Gesichtspunkte aus hatte der Aufstand in der Romagna gegen den Papst einen wesentlich demokratischen und universellen, folglich einen französischen Charakter. Ihn zu unterstützen, wurde also für Frankreich sowohl eine Pflicht der Sympathie, als eine Sache hoher Politik.

Aber das Kabinet des Palais-Royal hatte eine weniger erhabene Anschauungsweise und nährte Pläne, deren geheimen Sinn die italienischen Patrioten nicht zu durchdringen vermochten. Sie beschlossen zu handeln.

Es wurde verabredet, daß das Signal zur Revolution von Modena ausgehen und in Menotti's eigenem Hause gegeben werden solle. Die Verschwörung sollte am 7. Februar ausbrechen, aber zu sichere Anzeichen hatten den Theilnehmern bewiesen, daß man ihnen auf der Spur war. Es befand sich unter ihnen ein Bürger, Namens Ricci, ein guter Italiener, der aber

*) Am 19. Januar 1831 schrieb Menotti an Herrn Misley:

„Vorgestern habe ich Freund .... gesehen und hoffe durch seine Vermittlung einen Kredit von 9000 Fr. zu erhalten, welcher durch ein Unterpfand gesichert ist. — Es ist sehr gut, daß Orleans uns in Schutz nimmt; auch höre ich mit dem größten Vergnügen von dem guten Einverständnisse, das zwischen Dir und Lafayette stattfindet“ u. s. w

unter der Garde des Herzogs von Modena diente, und der Sohn eines zum voraus dem Zorn der Verschwörer verfallenen Mannes war. Man erzählt, Ricci habe, zitternd für das Leben seines Vaters, einige Tage vor Ausbruch des Komplots ihn besucht und angefleht, sich am 7. Februar aus Modena zu entfernen. Ueberrascht durch die dringenden Bitten seines Sohnes, faßte der Mann Verdacht und beeilte sich, denselben dem Fürsten mitzutheilen. Ricci wurde in den Pallast beschieden, mit Drohungen bestürmt, und man glaubt, daß seine Geständnisse, wenn sie auch keinen der Freunde namentlich verriethen, wenigstens den Erfolg des kühnen Planes gefährdeten, welchen sie entworfen hatten. Später verschaffte übrigens der schlecht erloschene Groll des Herzogs dem unglücklichen jungen Manne die Ehre einer edlen Sühne.

Dem sei, wie ihm wolle, Menotti und seine Gefährten, die aus gewissen ungebräuchlichen Maßregeln, und namentlich aus der Verweisung des wackern Generals Zucchi aus Modena schließen mußten, daß die Verschwörung verrathen sei, verabredeten, die Entwickelung zu beschleunigen.

Am 3. Februar herrschte eine ungewohnte Aufregung in Modena. Während von der einen Seite die Verschwornen in aller Eile und mit heldensinniger Verwegenheit ihre Vorbereitungen trafen, gab der Herzog von Modena dringende Befehle, befestigte seinen Pallast und konsignirte die Truppen in die Kasernen. Um acht Uhr befanden sich die Verschwornen, etwa vierzig an der Zahl, in Menotti's Hause versammelt. Viele von ihren Mitschuldigen, besonders die vom Lande, hatte man nicht Zeit gehabt in Kenntniß zu setzen. Aber voll Vertrauen auf ihren Muth und das Glück ihres Landes, schickten sich diese großherzigen Italiener an, die einen den herzoglichen Pallast zu stürmen, die anderen sich der vier Thore der Stadt zu bemächtigen, als sich die Straßen um Menotti's Haus plötzlich mit Soldaten füllten. Da die Verschworenen bloß den ersten Stock inne hatten, und das Erdgeschoß von einer friedlichen, großentheils aus Frauen und Kindern bestehenden Familie bewohnt war, so war das Hauptthor von Menotti's Hause offen geblieben. Dragoner und Pionniers dringen in den Hof, steigen in den ersten Stock hinauf und versuchen die Thüre des Zimmers einzubrechen, wo sich die Verschworenen befinden. „Was thun?“ ruft einer von ihnen. Menotti ergreift eine Pistole und schießt sie ab. In einem Augenblicke ist die Thür von beiden Seiten her von Kugeln durchlöchert. Einige der Verschworenen eilen an die Fenster, geben Feuer auf die in der Straße postirten Truppen, und der Kampf entspinnt sich. Es war ein furchtbares Schauspiel eigenthümlicher Art. Mit dem Lärm des Gewehrfeuers vermischte sich vom Erdgeschoß und dem zweiten Stockwerk zugleich das Angstgeschrei der Frauen und Kinder. Die Dragoner, die aus dem hart-

näckigen Widerstande, welchen man ihnen entgegensetzte, auf zahlreiche Feinde schlossen, wichen endlich zurück und eilten in Unordnung die von ihrem Blute befleckte Treppe hinab. Plötzlich erlosch das Flintenfeuer; die Soldaten glitten in den Schatten der Säulenhallen; tiefe Stille herrschte um das Haus herum. Da setzten sich in der Begeisterung dieses seltsamen Sieges die Verschworenen zu Tische, und bald fröhlich, bald melancholisch tranken sie in Erwartung des Todes auf die Befreiung ihres Vaterlandes. Einen Augenblick belebte sich ihre Hoffnung auf's Neue. Als sie von der Ferne ein vages Geschrei hörten, glaubten sie, die Thore der Stadt seien von ihren Mitschuldigen auf dem Lande erstürmt, und stiegen alle auf den obern Theil des Hauses hinauf, um ihre Befreier kommen zu sehen. Sie täuschten sich: dieses ferne Geschrei wurde von einigen Soldaten des Tyrannen ausgestoßen und feierte zumvoraus seinen leichten Triumph. Plötzlich ertönt eine Stimme in der Straße. „Wer da?“ ruft eine Schildwache. — „Menotti,“ antwortet ein Mann, der an einem Seil die Mauer hinabgleitet; „ich will mit dem Herzog sprechen.“ Auf diese Worte erfolgt ein Schuß und Menotti wird blutend auf's Pflaster geworfen. Während dieser Zeit ergab sich eine rührende Szene im herzoglichen Pallaste. Man hatte dem Fürsten gerathen, das Asyl der Verschworenen zusammenschießen zu lassen, aber der Minister Scozia, dessen Familie das bedrohte Haus bewohnte, hatte sich ihm zu Füßen geworfen und beschwor ihn mit Thränen, nicht die Schuldigen und Unschuldigen in dieselbe Rache zu verwickeln. Dennoch schickte der Herzog Kanonen gegen die Verschworenen, und um das Leben von Familien, welche ihren Plänen fremd waren, aber ihre Gefahren theilten, nicht länger zu gefährden, eilten diese, sich den Soldaten zu überliefern. Man schleppte sie unter Beleidigungen und Mißhandlungen nach dem Pallaste. Mehrere von ihnen wurden schwer verwundet. Herr Ruffini erhielt zwei Bajonetstiche. *)

Der 4. Februar war für die Stadt Modena ein Tag der Trauer. Aber am nächsten Tage erfuhr man, daß in Bologna ein Aufstand ausgebrochen war, und der Herzog von Modena schlug, nachdem er seine geheimen Papiere verbrannt, zitternd den Weg nach Mantua ein, gefolgt von dem unglücklichen Menotti. Er sollte sich später der Verschwiegenheit des Verschwörers dadurch versichern, daß er ihn dem Henker überlieferte.

Von Bologna aus verbreitete sich die Revolution mit reißender Schnelligkeit über die ganze Romagna. Kaum waren einige Tage verflossen, als die dreifarbige Fahne bereits in Perugia, in Spoleti, in Foligno, in Terni aufgepflanzt war; der Aufstand ergriff die Provinzen Umbrien und Trasi-

*) Wir haben einige der obigen Thatsachen aus Herrn Ruffini's eigenem Munde.

menien; der päpstliche Nuntius, Kardinal Benvenuti, fiel in Cosimo den Empörern in die Hände; Ancona ergab sich ohne Schwertstreich den braven Obersten Sercognani und Armandi; Marie-Louise endlich floh aus ihren Staaten, in welchen der Brand gleichfalls ausgebrochen war. Bald flatterte die glorreiche Fahne der italienischen Jugend auf den Höhen von Otricoli, fünfzehn Lieues von Rom, und Schrecken herrschte im Vatikan.

Unglücklicherweise freute sich das Volk über die Revolution, ohne für sie in Leidenschaft zu gerathen. Halb zufrieden über sein Schicksal, dessen Schmählichkeit nicht von der Art war, daß sie ihm in die Augen stach, war es eher geneigt, seine Befreier auf ihrem Zuge zu begrüßen, als gemeinschaftlich mit ihnen zum Werke zu schreiten. Ueberdies fehlte es an Führern. Keine Einheit, keine Leitung. In Bologna, in Modena, in Parma, in Reggio hatte man eben so viele nicht rivalisirende, aber verschiedene Regierungen sich improvisiren sehen, die in ihrem unglückseligen Vertrauen auf das Prinzip der Nichteinschreitung nicht einmal daran dachten, ihre Bemühungen zu vereinigen. Von einer Verbreitung des Aufstandes über Toscana konnte gar nicht die Rede sein, da das Volk in diesem Lande mit väterlicher Weisheit regiert wurde und sich eines Wohlstandes sonder Gleichen erfreute.

In einem solchen Zustand der Dinge und inmitten so vieler Hindernisse blieb Kühnheit für die italienischen Patrioten die einzige Möglichkeit des Erfolgs. Es war gefährlich, aber nicht wahnsinnig, auf Rom zu marschiren, was von Mehreren vorgeschlagen wurde. Aber die Regierung von Bologna zögerte: sie erholte sich Raths bei dem Obersten Armandi, der sich damals in Ancona befand und noch nicht zum Kriegsminister ernannt worden war. Der Oberst antwortete mit dem Ansehen, welches ihm seine alte Kriegserfahrung gab, die Gesinnungen des römischen Volkes, das in gänzlicher Abhängigkeit von dem päpstlichen Hofe lebe, verbieten eine Expedition dieser Art; man könne sie mit einer Handvoll zum Kriege untauglicher und schlecht bewaffneter Leute unmöglich mit Glück versuchen; es würde der italienischen Revolution schaden, wenn man sich so blindlings den Gefahren einer ersten Niederlage aussetzte und eine kleine Schaar sich in eine unermeßliche Ebene wagen ließe, wo die Natur des Terrains ihr nicht gestatte, weder von Posten zu Posten zu marschiren, noch mit Sicherheit zu kampiren. Diese Ansicht gewann die Oberhand.

Im Uebrigen hatte Rom plötzlich ein anderes Aussehen gewonnen. In den ersten Tagen des Aufstandes hatte sich der Vatikan äußerst angstvoll gezeigt, und man hatte Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Auf einmal kommen Nachrichten aus Frankreich an, und alsbald faßt der päpstliche Hof wieder Hoffnung, wird wieder hochmüthig; drohende Proklamationen gehen von der ewigen Stadt aus; die Transteveriner stehen unter den

Waffen. „Gute Nachrichten!“ schreibt der Oberst Ravinetti in einer an die päpstlichen Truppen gerichteten Proklamation. „Der König von Frankreich versichert den heiligen Vater durch einen expressen Courrier seines Schutzes und seiner Einschreitung, um die päpstlichen Staaten unter der Regierung des heiligen Stuhles zu erhalten.“ Wirklich *) hatte sich Ludwig Philipp auf die erste Nachricht von dem Aufstande in Bologna beeilt, dem heiligen Vater zu schreiben und ihn seiner Theilnahme und Fürsorge zu versichern Herr Sebastiani seinerseits, der Politik seines Herrn und Meisters getreu, hatte in Frankreich dringende Befehle gegeben, um die Abreise aller italienischen Flüchtlinge zu verhindern, welche die Hoffnungen und Gefahren ihrer Brüder nach Italien beriefen.

Dennoch erweckte um diese Zeit die Sache der italienischen Unabhängigkeit in Frankreich eben so kräftige als großsinnige Sympathieen, und ein besonderer Umstand machte den Haß, welchen die aufrichtigen Anhänger der Julirevolution gegen die österreichische Regierung hegten, noch lebhafter Ein junger Italiener von sanftem, durch grausame Leiden entstellten Gesichte war nach Paris gekommen. Er nannte sich Maroncelli. Die schwarzen Kerker des Spielbergs hatten lange Zeit auf ihm gelastet, und die Erzählung der Qualen, die er ausgestanden, war schauderhaft. Ein unschuldiges Opfer der Tyrannei einer argwöhnischen Regierung, war er in ein fremdes Land geschleppt worden, wo man ihm als Gefängniß ein feuchtes, finsteres Loch, als Nahrung schwarzes, in warmes Wasser getauchtes Brot, als Lagerstätte ein nacktes Brett, als Kleid die Tracht der Galeerensklaven gegeben hatte. Sein linkes Bein war, von einem eisernen Ringe umschlossen, an welchem eine zwanzig Pfund schwere Kette hing, dermaßen angeschwollen, daß eine Amputation nöthig geworden war, und sein Anblick allein schon hinreichte, die Barbarei seiner Henker zu verklagen. Die Oeffentlichkeit, welche diesen Einzelnheiten in einem Augenblicke gegeben wurde, wo alle Herzen für Italien schlugen, brachte einen allgemeinen und tiefen Eindruck hervor.

Nun erfuhr man an demselben Tage in Paris, daß Herr von Appony dem Kabinet des Palais-Royal eine bevorstehende Einschreitung der Oesterreicher im Herzogthum Modena angekündigt hatte. Oesterreich gründete seine Anmaßung auf das Recht der Rückfälligkeit, welches die Wiener Kongreßakte ihm zuerkannt hatte; ein eitler Vorwand! denn konnte ein eventuelles Recht der Rückfälligkeit dem Herzogthum Modena den Charakter eines unabhängigen Staates rauben, welchen die Bestimmungen des Wiener Kongresses ihm gegeben, und welchem Achtung zu verschaffen die

*) Siehe die historischen Dokumente.

französische Regierung sich verbindlich gemacht hatte, als sie das Prinzip der Nichteinschreitung ausgesprochen? Herr Laffitte erklärte im vollen Rathe, auf solche Anmaßungen sei nur eine einzige Antwort möglich: der Krieg. Selbst Herr Sebastiani, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, verpflichtete sich, in diesem Sinne zu antworten.

Wirklich wurde der Marschall Maison, der Gesandte Frankreichs in Wien, beauftragt, Oesterreich eine Erklärung zu übergeben, welche dieser Macht förmlich verbot, die römischen Staaten zu betreten. Auf diese Art Ultimatum, an dessen Ende der Krieg war, ertheilte Oesterreich nicht bloß eine feste, sondern sogar eine höhnische Antwort. Wächter der Ehre seiner Regierung und überzeugt, daß Frankreich, ohne sich zu erniedrigen, ein Prinzip nicht mit Füßen treten lassen dürfe, welchem es Achtung zu verschaffen berufen war, schickte der Marschall die Antwort des österreichischen Ministers sogleich dem Kabinet des Palais-Royal zu. Zugleich schrieb er dem General Guilleminot, Gesandten Frankreichs in Konstantinopel, mit dem Weltfrieden sei es zu Ende; Frankreich sei entschieden genöthigt, den Degen zu ziehen, um die Ehre einer mit Drohungen zurückgewiesenen Erklärung aufrecht zu erhalten; die Augenblicke seien kostbar und er solle sich beeilen, Rußland überall Feinde zu erwecken.

Der General Guilleminot konnte kein Bedenken tragen. Seit der Julirevolution hatte die französische Gesandtschaft in Konstantinopel eine schwierige Stellung gehabt. Im Augenblick der Umwälzung, welche Karl X von seinem Throne gestürzt, hatte Rußland als bevollmächtigten Minister bei der Pforte Herrn von Ribeaupierre. Es war dies einer jener Russen von feinen Sitten, und namentlich ein Mann der Salons, was ihn aber nicht hinderte, gegen das System, das so eben in Frankreich obgesiegt, einen Haß an den Tag zu legen, dessen Aufwallungen nicht immer von den Gesetzen der Wohlanständigkeit gemäßigt wurden. Dem Uebergewicht Rußlands unterworfen, hatte sich der Divan anfangs der Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne statt der weißen widersetzt. Der General Guilleminot schickte seinen Schwiegersohn, den Grafen Roger, zu dem russischen Bevollmächtigten, um Erklärungen zu verlangen. Als Herr Roger eintrat, saß Herr von Ribeaupierre, umgeben von seinen Offizieren, bei Tische. Außer Stands, den Ausbruch seines Unwillens zurückzuhalten, begann er heftig über die französische Revolution und ihre Folgen loszuziehen. Ein Mann von Herz und seinem Lande treu ergeben, replizirte Herr Roger lebhaft und stellte dieses glorreiche Juliereigniß, welches Frankreich in der Achtung der Welt gehoben, mit den aufrührerischen Bewegungen zusammen, welche in Rußland nur zu Mordthaten geführt. Obgleich sehr belebt, hatte diese Szene keine verdrießlichen Folgen; es wurden sogar die Hindernisse beseitigt, welche der

Aenderung der französischen Flagge entgegenstanden. Aber eine geheime Feindseligkeit hatte unaufhörlich zwischen den beiden Gesandten obgewaltet. Der General Guilleminot war daher durch die Depesche des Marschalls Maison weder überrascht, noch betrübt worden. Geschickt geleitete Unterhandlungen konnten, sei es nun im Kaukasus oder in Persien, wirksame Mittel zu Diversionen schaffen und Polen retten; aber die Hauptsache war, die Türkei dahin zu bringen, daß sie sich bei dem ersten Kanonenschuß gegen die Russen erkläre. In dieser Absicht wurden dem Divan Eröffnungen gemacht und in der Voraussicht eines bevorstehenden Krieges alles heimlich vorbereitet.

Während dieser Zeit langte die an das Palais-Royal gerichtete Adresse des Marschalls Maison in Paris an. Sie war so abgefaßt: „Bis jetzt, hat Herr von Metternich zu mir gesagt, haben wir Frankreich das Prinzip der Nichteinschreitung voranstellen lassen, aber es ist Zeit, ihm zu erklären, daß wir nicht gewillt sind, es in Beziehung auf Italien anzuerkennen. Wir werden unsere Waffen tragen, so weit sich der Aufstand erstrecken wird. Wenn diese Einschreitung den Krieg herbeiführen muß, nun gut, so komme der Krieg! Wir wollen uns lieber seinen Wechselfällen aussetzen, als in Gefahr schweben, mitten unter Aufständen zu Grunde zu gehen."

Der Marschall Maison fügte hinzu, um den Gefahren zuvorzukommen, von denen Frankreich bedroht sei, müsse man unverzüglich die Initiative des Kriegs ergreifen und eine Armee nach Piemont werfen.

Diese im Publikum mit leidenschaftlicher Heftigkeit besprochene Depesche war Herrn Sebastiani am 4. zugestellt worden. Der Präsident des Raths, Herr Laffitte, erfuhr sie erst am 8., man kann sagen zufällig, aus dem National. Man hatte sie also vor dem Präsidenten des Raths vier Tage geheim gehalten. Herrn Laffitte's Ueberraschung war groß. Er verlangte Erklärungen. Herr Sebastiani wußte zu seiner Rechtfertigung nur Gründe anzuführen, deren Unstichhaltigkeit beleidigend war, und Herr Laffitte beschloß eine Gewalt niederzulegen, von welcher man ihm nur die Gefahren gelassen hatte. Gleichwohl konnte er sich, noch immer in Selbsttäuschung befangen, einen so bittern Betrug nur im äußersten Nothfalle gestehen. Er wollte noch einmal die Erkenntlichkeit des Fürsten kennen lernen, dem er die Krone gegeben hatte, und beklagte sich gegen ihn schmerzlich über das Vorgefallene, wobei er in den Ausdruck seines persönlichen Verdrusses die gemilderte Kritik einer Politik mischte, die ihn zwar zum Werkzeug, aber nicht immer seine Beistimmung gehabt habe. Der König antwortete Herrn Laffitte mit seiner gewöhnlichen naiven Vertraulichkeit; er tröstete mit begütigenden Worten den Freund, und schien vom Wunsche durchdrungen, den Minister zu behalten. Als wäre er der Politik, deren Leitung Herr Laffitte tadelte, gänzlich fremd, forderte er ihn sodann auf, sich mit seinen Kollegen

auseinanderzusetzen. Dies that Herr Laffitte in einer Versammlung, welche am 9. März stattfand. Aber schon war alles zu einem Kabinetswechsel vorbereitet. Herr Casimir Perier glaubte, seine Stunde sei gekommen, und hatte sich darüber im Vertrauen gegen Herrn Bouvier-Dumolard ausgesprochen. Herr Laffitte wurde von seinen Kollegen frostig empfangen. Jetzt begriff er wohl, was er hingegeben hatte, als er sein Land hingab, und zog sich mit einer nie heilenden Wunde im Herzen von den Geschäften zurück.

So fiel dieses Ministerium, welches von einer Revolution erzeugt worden. Die vor dem Präsidenten des Raths geheimgehaltene Depesche war der Vorwand, nicht aber die Ursache seines Rücktritts. Herr Laffitte fiel, weil die Dienste, welche er der neuen Dynastie leisten konnte, erschöpft waren. Und wie hätte er sich behaupten sollen? Auf der einen Seite zogen ihn seine Gesinnungen zu dem Volke hin, seine Ansichten aber von demselben ab; auf der anderen war die Freundschaft eines Königs für sein leicht rührbares Herz eine zu gefährliche Probe. Herr Laffitte besaß eine hohe finanzielle Fähigkeit, einen durchdringenden Geist, eine merkwürdige Leichtigkeit der Rede, ein Wohlwollen voll ansprechender Hoheit, und was selten ist, er verband mit der umfassendsten Geschäftskenntniß ein sehr ausgebreitetes literarisches Wissen. In andere Verhältnisse gestellt und unter anderen Einflüssen hätte er seinem Lande die größten Dienste leisten können. Aber getheilt zwischen der Bemühung, seine Popularität weiter zu bilden, und der, seinen Kredit zu schonen, mußte es ihm zum Guten wie zum Schlimmen gleich sehr an Kraft fehlen. So geschah es denn. Er war unentschlossen in einem Augenblick, wo die Bestrebungen eilten, sich in Klassen zu ordnen, und die Leidenschaften, sich eine Stellung zu schaffen. Er ward verurtheilt, bloß durch Andere zu handeln, in einem Augenblick, wo er eine schwankende, von Stürmen gepeitschte Gesellschaft, eine Gesellschaft, die von den Kämpfen des gestrigen Tages noch zitterte, bändigen sollte, indem er sie rettete. Herrn Laffitte's Name war hoch geachtet; man stellte ihn bloß. Sein Einfluß war entscheidend; man ließ ihn zum Triumph der bedauerlichsten Absichten dienen. Deshalb steht sein Ministerium in der Geschichte seines Landes als eine unglückliche Periode da.

Wirklich hatte sich während dieser Periode durch die aufeinander erfolgte Preisgebung aller unterdrückten Nationen das diplomatische System begründet, welches darauf hinzielte, Frankreich zum Rang der sekundären Mächte herabzuwürdigen, um die Dynastie Ludwig Philipps den Hauptmächten annehmbar zu machen. In diesem Zwischenraume geschah es auch, daß die Bourgeoisie sich in den Stand setzte, die Angelegenheiten zu beherrschen. Durch das Munizipalgesetz lähmte sie mit einem und demselben Schlage die Wirksamkeit des Volkes in den Gemeinden und die Herrschaft der großen

lokalen Einflüsse. Durch das Wahlgesetz bemächtigte sie sich ausschließlich der Gewalt. Durch das Gesetz über die Nationalgarde behielt sie sich die Herrschaft über den öffentlichen Platz vor. Von herzlosen Anführern geleitet, deren Berechnungen vortrefflich von ihren Instinkten bedient wurden, bewaffnete sie sich am 21. Dezember gegen den Aufstand, um die Republikaner in Schranken zu erhalten, und ermuthigte den Aufruhr vom 14. Februar, um die Legitimisten einzuschüchtern: abwechslungsweise, je nach den Bedürfnissen des Augenblicks, Feindin und Freundin der Ordnung. Was die Eigensucht eines solchen Benehmens sowohl für die Interessen der unterjochten Klasse, als für die der herrschenden selbst Unglückseliges haben mußte, wird man im Verlauf dieser Geschichte sehen. Aber solch kecke Eingriffe wären unmittelbar nach einer vom Volke gemachten Revolution nie möglich gewesen, wenn sich nicht an der Spitze der Geschäfte Männer befunden hätten, deren Ruf geeignet war, die Unzufriedenen zu täuschen und die öffentliche Meinung irre zu leiten. Diese Männer waren mit verschiedenen Rechtstiteln und mit einem ungleichen Antheil von Verantwortlichkeit die Herren von Lafayette, Dupont von der Eure und Laffitte. Ihrem ehrenhaften, aber unmächtigen Triumvirat war es zuzuschreiben, daß Viele für einen nothwendigen Uebergang ansahen, was im Grunde nur eine Verlegung der Tyrannei war. Die Häupter der republikanischen Partei täuschten sich hierin nicht; aber sie waren bisher weder stark genug gewesen, um sich aufzunöthigen, noch hatten sie sich Gehör genug verschafft, um mit der Weisheit ihres Mißtrauens durchzudringen.

Neuntes Kapitel.

Zweite Phase der Regierung der Bourgeoisie. — Casimir Perier erster Minister; sein Uebergewicht in der Kammer; seine Beziehungen zum König; sein Programm. — Sitzung vom 18. März. — Italien preisgegeben; die italienischen Flüchtlinge in Lyon und Marseille verfolgt. — Die Oestreicher überziehen Italien. — Schlinge der Regierung von Bologna gelegt; sie läßt die Modenesen entwaffnen. — Sendung des Herrn Hubert; Herr Hubert in Paris. — Die Oestreicher in Bologna. — Vertrag von Ancona. — Rache und Wortbrüchigkeit des Vatikans. — Wie die französische Regierung in Italien beurtheilt wird. — Zurückberufung des Generals Guilleminot; wahre Gründe dieser Zurückberufung. — Gewaltthätigkeiten Casimir Perier's. — Geschichte der Volksgesellschaften. — Gesellschaft der Volksfreunde. — Fortschritte der republikanischen Partei; ihr Zweck; ihre Physiognomie; ihr erster Prozeß. — Juliusdekoration; Unruhen. — Abneigung Casimir Perier's gegen den König. — Der König entfernt sich von der Hauptstadt; seine Reise nach Metz. — Drohungen Casimir Perier's gegen Marschall Soult. — Auflösung der Kammer.

Die Politik der Kunstgriffe fortzusetzen, war fortan unmöglich. Wozu hätte es auch gefrommt? Das neue Regime besaß die ganze Kraft, welche erheuchelte Zugeständnisse, die man der Nothwendigkeit macht, in sich schließen können: es war gegründet, und nun handelte es sich nur noch um seine Vertheidigung. Der natürliche Lauf der Dinge berief also einen gewaltthätigen Minister an die Spitze der Gewalt. Herr Laffitte zog sich vom Schauplatz zurück: Herr Casimir Perier trat auf.

Er gelangte an das Staatsruder, besessen von einem maßlosen Zorn, einem unbegrenzten Hochmuth und einer gewissen wilden Ungeduld, seine Feinde zu zerschmettern. Ihm, einem reichen, stets wachsamer Bankier, hatte der Lärm der Faktionen tödtliche Besorgnisse eingeflößt, und er brannte vor Begierde, sich zu rächen. So lange die Lage der Dinge noch ungewiß war, hatte er nur mit Aengstlichkeit auf die Gewalt gelauert, und nicht Muth genug in sich gefühlt, die Hand nach ihr auszustrecken Als er aber zu sehen glaubte, daß das Volk seine Kraft nicht kenne; daß die Macht der Parteien ihrer Kampflust nicht entspreche; daß die Hülfsmittel des Geistes der Empörung unvollständig, zerstreut seien; daß der Widerstand gegen all diese vereinigten Elemente der Herrschaft — gegen die Kapitalien, den Kredit, die Organisation, den Besitz der Macht, die Disciplin — weder wirksam, noch dauerhaft sein werde, da griff er ungestüm nach dem Staatsruder und sann nur noch darauf, der Bourgeoisie zu beweisen, was sie durch das Uebermaß alles dessen, was er für sie zu wagen gedachte, indem er sie in sein Schlepp-

tau nahm, vermöge; denn es fehlte ihm zwar an Muth, aber nicht an entschlossener Kraft, und wenn er vor der Demüthigung einer möglichen Niederlage, vor den Gefahren eines ungleichen Kampfes zitterte, so war er doch wenigstens nicht der Mann, der sich aus Mangel an Kraft und Entschlossenheit die Vortheile der Macht hätte entreißen lassen.

Im Uebrigen fest überzeugt, daß er in den Interessen des Mittelstandes seine eigenen wahre, brachte er seine ganze Persönlichkeit in den Kampf. Auch den Thron wollte er retten, und er beeilte sich, ihn zu vertheidigen, aber ohne Illusionen, ohne Anhänglichkeit, ohne Liebe, einzig und allein deshalb, weil in dem Königthum eine die Bank schützende Institution verborgen lag.

Als Präsident der Kammer hatte er bereits bei mancher Gelegenheit gezeigt, wie störrig seine Eigensucht, wie roh sein Hochmuth war. Eines Tags zum Beispiel kommt er, während der Aufruhr durch die Straßen zieht, ins Palais-Bourbon und findet es von Soldaten umringt. Alsbald flammt sein Auge; er geht auf die Quästoren zu und ruft ihnen mit donnernder Stimme entgegen: „Soldaten, meine Herren! Wer hat das befohlen?" — „Der Minister" . . . antworteten die Quästoren. — „Welcher Minister? Sie haben hier bloß von mir Befehle zu empfangen." Und als Herr von Bondy ihm bemerklich machte, daß die Polizei der Kammer zu den Befugnissen der Quästur gehöre, rief er verächtlich: „Die Polizei der Kammer, mein Herr! Sagen Sie lieber, die Polizei der Corridors." So war dieser Mann. Er wollte durch Hochmuth, Barschheit und höhnisches Wesen Jedermann glauben machen, daß er zur Herrschaft geboren sei. Man muß inzwischen gestehen, daß er bisweilen sich groß zeigte, und wenn er verächtliche Menschen als Werkzeuge brauchen mußte, so ließ er sie auch seine Verachtung in vollem Maße fühlen. Als erster Minister setzte er den Fuß auf die Legislatur, wie er ihn als Präsident der Kammer auf das Ministerium gesetzt hatte, und zuletzt lebte er nur noch in seinem Despotismus und in seinem Groll, hart gegen seine Untergebenen, unversöhnlich gegen seine Gegner, die Hofleute verächtlich behandelnd, mit seinen Kollegen als Herr sprechend und selbst dem Könige nur eine hochmüthige Mitwirkung und harte Ehrfurcht bewilligend.

Als Casimir Perier den Tag nach seiner Besitzergreifung der Gewalt ins Schloß kam, fiel es ihm auf, daß er lauter Gesichtern begegnete, in denen sich Mißvergnügen und Mißtrauen abspiegelten. Die Hofleute kicherten, als er vorüberging, auf eine beleidigende Weise und warfen ihm feindselige Blicke nach. Er kommt in den Salon, wo ihn die königliche Familie erwartet. Der König empfängt ihn mit seinem freundlichen Lächeln, die Königin mit ernster Höflichkeit, aber Madame Adelaide affektirt eine eisige Haltung, und der Herzog von Orleans läßt in seinem Benehmen den Wider-

willen durchblicken, welchen ihm der neue Minister einflößt. Bei diesem Anblick knirscht Casimir Perier. Mit bleichem Gesicht und vor Wuth zusammengezogenen Lippen nähert er sich dem Monarchen und bittet um ein geheimes Gehör von einigen Augenblicken. Sie gehen in ein anderes Zimmer. „Sire,“ sagte Herr Casimir Perier mit barscher Stimme, „ich gebe Ihnen meine Entlassung.“ Der König bestürzt und verwirrt, schreit laut auf, aber Casimir Perier fährt fort: „Feinde in den Klubs, Feinde am Hof, das ist zu viel, Sire, zu viel. So vieler Gehässigkeit zugleich die Stirne zu bieten, ist unmöglich.“ Der König hörte ihn mit Beklommenheit an. Er fühlte wohl, daß ein solcher Minister ein ungelehriges Werkzeug sein werde, wenn er nicht gar selbst nach der Herrschaft strebe. Und auf der andern Seite, welche Möglichkeit, die glühenden Dienste dieses Mannes zurückzuweisen? Wie dem Eklat seiner Feindschaft und dem Skandal seiner Abdankung begegnen, die man zugleich mit seiner Ernennung erfahren würde? Der König ergoß sich in wohlwollenden Worten und suchte Casimir Perier zu besänftigen. Als er ihn unbeugsam findet, ruft er seine Schwester und seinen Sohn, sagt ihnen, warum sein Minister erbittert sei, und was sie zu thun haben, um ihn zu beruhigen. Casimir Perier genoß einen vollständigen Triumph; er willigte ein, Minister zu bleiben, aber er verließ den Pallast erst, nachdem er die gewünschte Genugthuung erhalten und sich gerächt hatte.

Herrn Casimir Perier's Kollegen waren: als Kriegsminister Marschall Soult; als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herr Sebastiani; als Finanzminister der Baron Louis; als Justizminister Herr Barthe; als Minister des öffentlichen Unterrichts und des Kultus Herr von Montalivet; als Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten Herr von Argout; als Marineminister Herr von Rigny. Von allen diesen Ministern war keiner im Stande, gegen das Uebergewicht des Rathspräsidenten anzukämpfen. Nur der Marschall Soult hatte Bedeutsamkeit genug, um es ungestraft wagen zu können, aber er schien geneigt, auf die Oberherrlichkeit im Kabinet zu verzichten, wenn man ihn in der Sphäre seiner Gewalt ungestört seinen gewandten Despotismus üben und sein Vermögen vergrößern ließ. Denn neben einem unbestreitbaren militärischen Talent und den höchsten Eigenschaften als Mann der Verwaltung hatte dieser glückliche Soldat alle Fehler der alten Barbarenhäuptlinge an sich, welche einst Gallien überzogen: Rohheit, Gierigkeit, Verschmitztheit.

Seiner Herrschaft versichert, sann Casimir Perier nur noch darauf, sie von der Kammer zu erproben, wo seit dem Februaraufruhr die Partei des Widerstandes nur noch Unentschlossenheit und Aengstlichkeit verrieth. Casimir Perier erschien im Palais-Bourbon am 18. März. Als er aufgeregt und herrisch auf die Tribüne trat, war einen Augenblick eine feierliche Stille.

Man fühlte wohl, daß das Ministerium eines solchen Mannes nur ein langer Zweikampf sein konnte, folglich sein Programm eine Herausforderung sein mußte. Diese Erwartung wurde nicht getäuscht. Gleich im Eingang seiner Rede läugnete er mit einer gallichten Offenheit, daß das Prinzip der Julirevolution ein Prinzip des Aufstandes gewesen sei. Sofort kündete er laut seinen Entschluß an, die Parteien zu zertrümmern, Stille um die Gewalt her zu verbreiten. Die nach unserm Beispiel aufgestandenen Völker gab er ihren Geschicken preis. Also mit dem monarchischen Europa ein hartnäckiger Friede; mit dem demokratischen Frankreich Krieg bis zum Tod — das war der kurze Inbegriff seiner Versprechungen.

„Das französische Blut gehört nur Frankreich an," hatte er mitten in seiner Rede gerufen. Eine ruchlose Aeußerung! Eine Lästerung der Unwissenheit und Unfähigkeit! Hatte doch der Genius Frankreichs sich stets in seinem Kosmopolitismus beurkundet; war ihm doch Aufopferung von Gott als ein Element seiner Macht, als eine Lebensbedingung auferlegt worden.

Gleichwohl jubelte die Majorität der Kammer Beifall. Vergebens stellt der General Lafayette diesem Programm des wahnwitzigen Egoismus einen rührenden Aufruf an alle großherzigen Empfindungen entgegen; vergebens gebietet er der Regierung Heilighaltung ihrer Versprechungen, Treue, Ehre; vergebens zeigt er, daß die Italiener sich im Glauben an unsere Erklärungen erhoben, daß die Polen sich für unsern Streit bewaffnet haben. Die Majorität bleibt unbeweglich, kalt, schweigsam. „Polen," fährt der alte General fort, „ist die Vorhut, welche sich nach der Hauptarmee umwendet." Und er verliest Briefe, welche in Constantins Portefeuille gefunden worden sind, schmerzliche Zeugnisse für die Gefahren, welche den Occident bedrohten, als Polen sich dem Czar entgegenwarf und als Opfer darbot. Lauter Beifall erschallt von den Bänken der Linken. Da wirft Lafayette einen anklagenden Blick auf die Minister und sagt: „Ist es wahr, daß die Regierung erklärt hat, sie würde den Einzug der Oesterreicher in den gegenwärtig empörten Ländern Italiens niemals bewilligen?" Bei dieser blitzenden Apostrophe richten sich Aller Augen auf Herrn Sebastiani. „Zwischen Nichtbewilligen und Krieganfangen," antwortete der Minister verlegen, „ist ein großer Unterschied." — „Und ich," versetzt der Redner mit Nachdruck, „ich sage, daß es mit der Würde, mit der Ehre des französischen Volkes unverträglich ist, nach einer offiziellen Erklärung die Ehre dieser Erklärung verletzen zu lassen, und nur zu sagen: Nein, ich bewillige es nicht." Eine ungemeine Aufregung folgte auf diesen parlamentarischen Kampf, welcher lange Zeit in ganz Europa widerhallte.

Casimir Perier konnte nicht mehr an seinem Uebergewichte in der Kammer zweifeln. Er stürzte sich mit stolz emporgehobenem Haupte auf

den Weg, den er sich vorgezeichnet; aber um den diplomatischen Theil seines Systems brauchte er sich nicht viel zu bekümmern. Ein höherer Wille, als der seinige, hatte bereits alles angeordnet, und die Preisgebung Italiens zum Beispiel war schon beschlossen.

In den letzten Tagen des Februars hatte sich eine große Anzahl italienischer Flüchtlinge in Lyon zusammengefunden. Sie verabredeten eine Expedition nach Savoyen und trafen ernstliche Vorbereitungen dazu. Die einen sollten nach Grenoble ziehen, wo französische Patrioten mit Ungeduld ihrer warteten. Die andern sollten sich in Tenay versammeln und in die Provinz Maurienne dringen. Der Empfang, der ihnen in Lyon zu Theil geworden, hatte ihre Hoffnungen gewaltig gesteigert. Von allen Seiten kamen ihnen Zeichen der Sympathie und Aufmunterungen jeder Art zu. Kompagnien von Freiwilligen bildeten sich, um sie zu geleiten. Der Präfekt von Lyon selbst, Herr Paulze von Yvoi lieh ihnen einen edeln Beistand, im Glauben, er entspreche hierin den Absichten der Regierung. Eine ministerielle Depesche sollte ihn bald enttäuschen. Es wurde ihm aufgegeben, die Versammlungen der Italiener aufzulösen und ihre Abreise zu verhindern, mit einem Wort, ihre Pläne zu vereiteln. Herr Paulze von Yvoi wußte sich vor Ueberraschung und Schmerz kaum zu fassen. Da er sich nicht entschließen konnte, der Erfüllung von Plänen, welche er unumwunden gebilligt, einen brutalen Widerstand entgegenzustellen, Geächtete, die er aufgemuntert, zu verfolgen, so trat er eilig eine amtliche Reise an und überließ einem Präfekturrath die traurige Ehre eines Geschäftes, gegen welches sein edler Sinn sich sträubte. Inzwischen wurden die Sympathieen der lyoner Bevölkerung für die Verbannten von Tag zu Tag lebhafter in ihren Kundgebungen. Man bestürmte sie, abzureisen, in Masse abzureisen, und ein muthiger Bürger, Herr Baune, erbot sich, ihnen zwei Bataillone der Nationalgarde zur Verfügung zu stellen. Sie glaubten, von dieser Dienstfertigkeit keinen Gebrauch machen zu müssen. Ihre Anführer, welche in Paris mit mehreren bedeutenden Personen und namentlich mit der Fürstin Beljioioso in Verbindung standen, schienen zu große Eile zu fürchten, und wünschten namentlich mit ihrem Unternehmen nicht viel Aufsehen zu machen. Vielleicht fürchteten sie auch durch Annahme einer allzu auffallenden Mitwirkung das Mißfallen einer Regierung zu erregen, deren Aufrichtigkeit sie nach so vielen indirekten Versprechungen nicht wohl bezweifeln konnten. Die Flüchtlinge zögerten also und verließen Lyon endlich nur in kleinen Banden. Ein Versammlungsort war zumvoraus festgesetzt worden. Aber in dem Augenblick, wo einige von ihnen im Begriff standen, die Grenze zu betreten, zwischen Maximieux und der Brücke von Chazet, hörten sie den Hufschlag von Rossen hinter sich. Bald erschienen Dragoner und Gensdarmen, die man zu

ihrer Verfolgung abgesandt hatte, befehligt von Herrn Carrelet, einem wohldenkenden Offizier, welcher nichts unterließ, um die Härte seines Auftrags zu mildern. Widerstand war unmöglich: die unglücklichen Flüchtlinge kehrten, Verzweiflung im Herzen, nach Lyon zurück.

Einige Tage später langten die Herren Misley und Linati in Marseille an, um sich von da nach Italien einzuschiffen. Sie hatten ein Schiff gemiethet und besaßen zwölfhundert Flinten und zwei Kanonen nebst den erforderlichen Vorräthen. Ihnen hatten sich mehrere Italiener angeschlossen, welche das bedrohte Vaterland um Hülfe anrief: der Graf Grilenzoni (von Reggio), der Advokat Mantovani (von Pavia), der Lieutenant Mori (von Faënza), der Doktor Franceschini. Der Tag der Einschiffung war gekommen, als auf einmal eine telegraphische Depesche dem Präfekten der Rhonemündungen, Herrn Thomas, den Befehl überbrachte, die Geächteten zu verhaften. Alsbald wurde ihnen das Verbot mitgetheilt, abzusegeln, und das Schiff, welches sie gemiethet hatten, mit Beschlag belegt. Aehnliche Gewaltthätigkeiten wurden gegen Herrn Visconti (von Mailand) und den hochberühmten General Guilielmo Pepe ausgeübt, der sich sammt den Offizieren, die ihn begleiteten, seit seiner Ankunft in Marseille unaufhörlich von Spionen umringt gesehen hatte.

Und während dieser Zeit überzogen die Oesterreicher in anmaßendem Trotze Italien; eine Bande junger Patrioten, größtentheils mit Jagdflinten bewaffnet, wurde von ihrer Masse überwältigt; Marie Louise wurde in ihr Herzogthum wieder eingesetzt; der Herzog von Modena zog, von fremden Bajonetten umgeben, in dieser Stadt ein, wo zum Zeugniß seiner Treulosigkeit das Blut Menotti's fließen sollte, der sein Opfer geworden war, weil er nicht sein Mörder hatte werden wollen; endlich zogen die Rebellen von Modena nach Bologna, um ihren Brüdern in den Delegationen die Unterstützung ihrer Waffen und eines unlöschbaren Zornes zu bringen.

Jetzt kam klar an's Tageslicht, welche Schlinge den Italienern durch das Prinzip der Nichteinschreitung gelegt worden war. Nach der Besetzung Ferrara's durch die Oesterreicher hatte die Regierung von Bologna den Grafen von Bianchetti nach Florenz geschickt mit dem Auftrag, die Repräsentanten Englands und Frankreichs über die Gesinnung ihrer Höfe auszuforschen. Die Antwort hatte günstig gelautet; alle Herzen waren voll von Hoffnung und Freude. Ueberzeugt, daß das Wort, welches ein Minister des Königs der Franzosen der Welt gegeben, unverletzlich sei, daß aber die Italiener, um Ansprüche auf den Schutz des Prinzips der Nichteinschreitung zu haben, dasselbe zuerst respektiren müssen, drückte die Regierung von Bologna bei der Einschreitung Oesterreichs in Modena die

Augen zu, und als die Modenesen unter den Befehlen des edlen Generals Zucchi erschienen, entwaffnete sie dieselben. Sie ging noch weiter. Die unruhige Zärtlichkeit ihrer Eltern täuschend, hatten sich Napoleon und Louis Bonaparte, Söhne des Grafen von St.-Leu, lebhaft in die Insurrektion geworfen und einen glänzenden Muth bei den Vorposten entwickelt: sie wurden in aller Eile von dem General Armandi zurückgerufen — so sehr ließ man sich's angelegen sein, das Uebelwollen der Diplomatie zu beschwören und dem Palais-Royal jeden Grund zu Befürchtungen zu nehmen.

Im Uebrigen rüstete man sich mit Muth und Entschlossenheit zur Vertheidigung. Aber wie hätte die Regierung von Bologna, sich selbst überlassen, Oesterreich widerstehen können? Siebentausend Mann, wovon bloß ein Drittheil aus Liniensoldaten, Gensdarmen und Zollwächtern bestand, waren alles, was die Häupter des italienischen Aufstandes den Streitkräften der Invasion entgegenzustellen hatten. Ueberdies fehlte es an Waffen. Im ganzen Umfang der empörten Provinzen fanden sich bloß sechstausend fünfhundert Flinten vor. Die Piken, welche der General Grabinski hatte verfertigen lassen, waren durchaus unzulängliche Streitmittel. Toskana hatte sich geweigert, vierhundert Flinten und vierhundert Säbel, die in Livorno aufgekauft worden waren, durchzulassen. Das Schicksal Italiens schwankte also, allen Zufällen preisgegeben, oder vielmehr es hing von Frankreich ab. Die Regierung von Bologna hatte Lord Normanby gebeten, sich bei dem londoner Kabinet für die italienischen Patrioten zu verwenden: dasselbe Geschäft bei dem Kabinet in Paris vertraute man Herrn Hubert, Generalstabsoffizier der schweizerischen Eidsgenossenschaft, an. Es war ein rührendes Schauspiel, wie der Schwache den Mächtigen um Hülfe für das verletzte Recht anrief. Denn kraft welches Prinzips schickte denn Oesterreich seine Heere über die Alpen, um einen Streit zu beendigen, welcher es selbst nicht im Mindesten berührte? Es hatte hier nicht einmal, wie in Modena, einen Vorwand, womit es seine Gewaltthätigkeiten bedecken konnte. Sein rohes, unmenschliches Benehmen gegen Italien verrieth überdies Frankreich gegenüber den frechsten, beleidigendsten Hochmuth, indem das Wiener Kabinet, als es das Prinzip der Nichteinschreitung mit Füßen trat, sich nicht einmal mehr die Mühe gab, den anmaßenden Trotz seiner Verachtung durch Vorspiegelung erdichteter Rechtsansprüche einigermaßen zu mildern. Herr Hubert begab sich nach Paris. Er verfocht die seiner Ehrenhaftigkeit anvertraute Sache mit vielem Eifer und Edelsinn. Mußte sich die französische Regierung nicht wenigstens als Vermittler zwischen dem heiligen Stuhl und den empörten Provinzen anbieten? Der italienische Aufstand hatte Gründe von unbestreitbarer Rechtsgültigkeit gehabt. Welche Rolle wäre eines Landes, wie Frankreich, würdiger gewesen, als den Brand in Italien zu löschen, der Gerechtigkeit den

Sieg zu verschaffen und es vor den Verwüstungen einer brutalen Invasion zu retten! Ueberdies war eine großherzige und stolze Politik das sicherste und klügste System, das sich annehmen ließ. Den französischen Namen zu einem Segensworte im Süden Europa's zu machen, konnte von keinem geringen Vortheile sein. Wo sind die natürlichen Verbündeten eines revolutionären Volkes, außer in den Ländern, wo der Hauch des revolutionären Geistes geweht hat? Aber man beeilte sich im Palais-Royal, die durch die große Erschütterung von 1830 hervorgebrachten Aufregungen fallen zu lassen. Das dynastische Interesse überherrschte alle Berechnungen der Klugheit sowohl, als alle Eingebungen der Pflicht. Herr Hubert wurde von den Herren Casimir Perier und Sebastiani höflich aufgenommen, konnte aber nichts auswirken. Nicht zufrieden, die Italiener, welche sich auf unserm Boden befanden, ihrem Vaterlande nicht zu Hülfe ziehen zu lassen, gestattete die französische Regierung den Oesterreichern, über Bologna herzufallen. Das hieß unsern Feinden helfen, das von uns selbst ausgesprochene Prinzip gegen unsere Freunde zu verletzen.

Am 21. März zogen die Oesterreicher in Bologna ein. Die provisorische Regierung flüchtete sich eiligst nach Ancona, das letzte Asyl, welches der italienischen Freiheit offen stand. Aber der Platz war nicht haltbar. Die Oesterreicher hatten 1815 die Ringmauern niedergerissen, die vorspringenden Werke in die Luft gesprengt und nur den alten Wall unversehrt gelassen, so daß die Stadt jetzt bloß durch eine schmale, halbzerfallene Zitadelle geschützt war. Der General Geppert, welcher heranrückte, um sie zu unterwerfen, war derselbe, der sie 1815 besetzt hatte. Sie stand auf dem Punkt, zu Wasser und zu Land angegriffen zu werden, und das zahlreiche Heer, das sie bedrohte, führte außer einem sonstigen ansehnlichen Material einen Park kongrev'scher Raketen mit sich. Die Garnison bestand bloß aus achthundert Mann Linientruppen, einer Kompagnie Kanoniere und einigen hundert Freiwilligen. Demungeachtet versuchte der Kriegsminister, General Armandi, Vorbereitungen zur Vertheidigung. Der General Busi, welcher unter ihm kommandirte, gab Befehl, auf der Spitze des Dammes eine Batterie aufzupflanzen, welche ein Kreuzfeuer auf die Einfahrt des Hafens eröffnen könnte. Der Feind nahte. Bald herrschte Verwirrung in der Stadt. Hier waren es Kaufleute, welche sich wie wüthend geberdeten über ihre Gefahren; dort die enthusiastischen Patrioten, welche mit lautem Geschrei die Anwendung entscheidender Mittel verlangten. Die Einen werfen mit der aufwallenden Heftigkeit, welche sich bei den Parteien im Unglück von selbst einzustellen pflegt, der provisorischen Regierung ihre Zaghaftigkeit, ihre Selbsttäuschungen vor; sie habe die Revolution bloßgestellt, ohne sie retten zu können; sie habe nicht fest genug an die Rettung Italiens geglaubt. Die Andern sprachen

davon, die Sache auf's Aeußerste zu treiben, und den Widerstand in das für reguläre Truppen unzugängliche Apenninengebirge zu verlegen. Inmitten dieser Bewegung beschlossen die Herren Vicini, Armandi, Orioli, Silvani, Bianchetti, Sarti, Zanolini, Sturani, Mamiani, welche die provisorische Regierung bildeten, ihre Gewalt niederzulegen, und ernannten ein Triumvirat. Aber dieses Triumvirat hatte nicht mehr Zeit, in Wirksamkeit zu treten. Die Nachricht von dem am 3. März zwischen dem römischen und wiener Hofe abgeschlossenen Vertrag zerstörte die letzte Hoffnung, welche die Zuversichtlichsten auf die Ehrenhaftigkeit der französischen Regierung gesetzt hatten; der General Armandi geht zu seinen Kollegen, setzt ihnen das Unvermeidliche ihrer Lage, das Unheil, das ein ungleicher Kampf nach sich ziehen müsse, auseinander und macht den Vorschlag, mit dem römischen Stuhle zu unterhandeln. Diese Ansicht dringt durch. Eine Deputation, bestehend aus den Herren Armandi, Bianchetti, Sturani und Silvani, begibt sich zum Kardinal Benvenuti, dem Gefangenen der provisorischen Regierung seit den ersten Tagen der Revolution, und mit ihrem Arrestanten, der sich auf einmal in den diplomatischen Vertreter des Papstes umgewandelt hat, setzten die Häupter des Aufstandes die Grundlagen des Vertrages fest, durch welchen der Aufstand ein Ende nehmen soll. Im Vertrag zu Ancona bewilligte der Kardinal Benvenuti den Insurgenten vollständige Amnestie, verpfändete sein heiliges Wort für die getreue Einhaltung des Vertrags und nahm den Titel Nuntius an. Diese Bürgschaften schienen sämmtlichen Mitgliedern der provisorischen Regierung genügend, mit Ausnahme eines einzigen, des Grafen Mamiani, der seine Unterschrift verweigerte. Am folgenden Tag, dem 27. März, gehörte Ancona der Gewalt des Papstes an.

Kaum wurde die Kapitulation in Rom bekannt, als man daselbst beschloß, sie für nichtig zu erklären. Inzwischen hielt man mit seinen wahren Absichten noch hinter dem Berge, um die der päpstlichen Rache bezeichneten Opfer desto sicherer zu treffen. Die getäuschten Patrioten lieferten sich von allen Seiten aus. Die von dem General Sercognani befehligte Kolonne legte in den Festen von Spoleto und Perugia die Waffen nieder. Jetzt erst zeigte sich der Groll des Vatikans in seiner ganzen Treulosigkeit. Der Kardinal Benvenuti hatte mit ehrenwerther Gewissenhaftigkeit sein Wort gehalten, aber die von ihm eingegangenen Verpflichtungen wurden als nichtgeschehen betrachtet. Blutige Edikte verbreiteten Bestürzung in den Staaten des Pabstes. Personen, Vermögen, alles wurde mit einer blinden Wuth, mit einer unbegreiflichen Verachtung der Vertragstreue angetastet. Und als wäre es nicht genug an dem indirekten Theil der Verantwortlichkeit, womit diese Schändlichkeiten die französiche Regierung belasteten, wurde der Name ihres Gesandten in Rom in die grausamen Phrasen der Proklamationen des Kardinals Ber-

netti gemischt, ohne daß dieser Gesandte durch eine öffentliche Erklärung die Ehre Frankreichs geschützt hätte. Was Oesterreich betraf, so wußte es seinen Triumph noch barbarischer zu machen, als sein Angriff unbillig gewesen war. Achtundneunzig Italiener hatten sich mit der förmlichen Einwilligung des Legaten und mit regelmäßig vom französischen Konsul visirten Päßen auf einem päpstlichen Fahrzeuge eingeschifft. Diese Unglücklichen wurden von den Oesterreichern im adriatischen Meere weggekapert und als Missethäter in die Gefängnisse von Venedig geworfen. Welches Verbrechens hatten sie sich gegen Oesterreich schuldig gemacht? Hatten sie diese Macht bekriegt? Hatten sie dieselbe irgendwie beleidigt? So fragte man sich bald mit Entrüstung, aber in leisem Tone, im ganzen Umfange des wieder schweigsam und düster gewordenen Italiens. Man dachte auch an den jungen Napoleon Bonaparte, welcher plötzlich durch eine geheimnißvolle Krankheit weggerafft worden war, in dem Augenblick, wo seine Erscheinung auf der politischen Bühne der unversöhnlichen Diplomatie der Kabinette Argwohn eingeflößt hatte. Der Herzog von Modena seinerseits überlieferte Menotti dem Henker und sein getäuschter Ehrgeiz tröstete sich an dem vergossenen Blut. Die Welt sah mit starrer Verwunderung diesem trübseligen Schauspiel zu, und man blickte nach der Seite Frankreichs.

Aber die Rolle, welche die Vorsehung diesem großen Volke aufgelegt, schien erschöpft zu sein. Seine Diplomatie nützte sich, wie die der schwächsten Nationen, in Handlungen der Nachgiebigkeit ab und wagte es nicht einmal, sich zu Kunstgriffen zu erheben. Wir haben den General Guilleminot in Konstantinopel gelassen, wo er alles zu einem voraussichtlichen Kriege vorbereitete. Soldat, hegte dieser Mann ein sehr lebendiges Gefühl für die Würde seines Landes. Der Brand von ganz Europa, wenn man ihn nothwendig machte, schien ihm kein viel furchtbareres Unglück zu sein, als die unauslöschliche Schande eines Volkes, dessen Unverletzlichkeit für die Freiheit der Welt von der größten Bedeutung war. Am 19. März hatte der französische Gesandte dem Diwan eine Note zugestellt, worin er die Türkei aufforderte, nicht in aller Eile den Russen Krieg zu erklären, aber sich zum Kampfe bereit zu halten. Die Sprache der Note war zugleich gewandt und edel. Man machte der Türkei bemerklich, daß die Gelegenheit günstig sei, um eine auf ihr lastende Vasallenschaft abzuschütteln, daß bei einem allgemeinen Zusammenstoß Neutralität ihr den Untergang bringen, ein rascher, kräftiger Entschluß aber sie aus der Gefahr retten würde, ihr Gebiet getheilt zu sehen und die Kosten des Krieges sammt dem erlittenen Schaden zu bezahlen. In ihrer dermaligen Lage also müsse die Türkei ihr Geschwader ausrüsten, ihren Groll gegen den Pascha von Bagdad verhalten, dem Groß-

vefir befehlen, dem Kampfe mit den Albanesen ein Ende zu machen und seine Truppen zu vermehren.

Diese Mittheilung wurde von dem Divan günstig, aber nicht ohne Unruhe aufgenommen. Man schlug ihm kühne Entschließungen vor. Gewohnt, bei dem österreichischen Botschafter Unterstützung oder Rath zu suchen, sah er sich außerhalb aller seiner diplomatischen Gewohnheiten getrieben. In seiner ängstlichen Verlegenheit glaubte er sich an Lord Gordon, den englischen Gesandten, wenden zu müssen, und theilte ihm die Eröffnungen des Generals Guilleminot mit. Das Betragen des Divans war gerechtfertigt durch die Zeichen von Sympathie, welche sich die Franzosen und Engländer eit der Revolution von 1830 in Konstantinopel gegenseitig gaben. Noch unlängst war ein großes Zelt aufgeschlagen worden, und bei einem prachtvollen Mahle hatten beide Völker fraternisirt. Unglücklicherweise war Lord Gordon ein Tory und Engländer von Herzensgrund. Ging seine Absicht dahin, Frankreich zu verrathen, oder gehorchte er vielmehr nur den Gewohnheiten der englischen Diplomatie? Dem sei, wie ihm wolle, eine Depesche, welche er dem englischen Gesandten in Wien schickte, wurde Herrn von Metternich vorgelegt, welcher alsbald nach Paris schrieb, um sich zu beschweren und zu drohen.

Die auswärtigen Gesandten versammeln sich sogleich bei Herrn Sebastiani. Lebhaft zur Rede gestellt über das Benehmen unsers Gesandten, welches zu den friedlichen Versicherungen, die man ihnen gebe, so ganz und gar nicht passe, erklärt der Minister, der General Guilleminot habe seine Instruktionen nicht befolgt, und stimmt mit den auswärtigen Gesandten in einen förmlichen Tadel der eifersüchtigen Wachsamkeit ein, womit ein Vertreter Frankreichs den Interessen seiner Ehre gedient hat. Ja, um die Aufrichtigkeit seiner Entrüstung recht deutlich zu beweisen, entschließt er sich sogar, den General Guilleminot förmlich und auf die roheste Art abzusetzen.

Die schmerzliche Verwunderung des Generals, als er seinen Abberufsbefehl erhielt, wurde kaum von seinem Zorn aufgewogen. Eine Absetzung! Und warum? Wenn er die französische Regierung fähig geglaubt hatte, ihren feierlichsten Erklärungen Achtung zu verschaffen; wenn er ihr Würde genug zugetraut hatte, ein Ultimatum nicht zurückzunehmen; wenn er die Beleidigung, in welcher der Marschall Maison das Bevorstehen des Krieges erblickt, eben so empfunden hatte, wie der Marschall Maison — waren dies etwa unverzeihliche Verbrechen? Neuen Regierungen hauptsächlich ist die Pflicht auferlegt, sich nicht schwach zu zeigen: war es also ein so großes Vergehen von einem französischen Gesandten, begriffen zu haben, daß Festigkeit oft nur die edle Seite der Klugheit ist? Der General Guilleminot kam schwer verletzt und mit grollendem Herzen nach Paris zurück. Aber er

konnte sich weder Gerechtigkeit verschaffen, noch Rache nehmen an einer Regierung, welche nur gegen Frankreich und gegen sich selbst kräftig auftrat.

Diese Sachen wurden also im Geheimen abgemacht. Auch verschwand die Wichtigkeit der diplomatischen Verhandlungen inmitten der Sorgen und Geschäfte, welche die innere Politik des neuen Kabinets erzeugt hatte. Casimir Perier hielt Frankreich in Athem und erfüllte es mit dem Lärm seiner Gewaltthätigkeiten. Für's Erste waren alle seine Gedanken von der Bemühung in Anspruch genommen, die Gewalt zu befestigen. Bis zu seiner Zeit hatten die hohen Staatsbeamten die öffentliche Meinung geschont: er lehrte sie Verachtung der Popularität und stellte sie unter eine strenge Disziplin. Zusammenrottungen bedrohten die Ruhe der Hauptstadt: er entriß der Bangigkeit der Kammer ein Gesetz, welches nach drei Aufforderungen Feuer gebot. *) Eine Nationalverbindung, deren Plan von den Patrioten in Metz ausgegangen war, die auch das erste Beispiel gegeben, hatte sich in Paris gebildet mit dem vorgeblichen Zwecke, die Rückkehr der Bourbonen auf immer unmöglich zu machen, in Wahrheit aber, um die Gegenrevolution im Schach zu erhalten; und diese Verbindung veröffentlichte Listen, welche sich mit Unterschriften bedeckten; sie hatte eine Kasse, die durch eine Menge monatlicher Beiträge unterhalten wurde; sie herrschte in der Presse, sie stellte der Regierung eine rivalisirende Regierung an die Seite: Casimir Perier eilte, sie im Parlament als aufrührerisch anzuklagen, er bekämpfte sie in einem heftigen Rundschreiben, setzte die Beamten, die ihr beigetreten waren, ab, und stellte ihr nach einem von Herrn Henri Rodrigues entworfenen finanziellen Plan eine Verbindung aller der Regierung befreundeten Bürger entgegen, einen Bund von Prätoren, für dessen Oberhaupt er sich gewissermaßen erklärte. Dreißigtausend Individuen zur Verwirklichung eines Anlehens von hundertundzwanzig Millionen zu berufen, indem Jeder eine Einschreibung von zweihundert Franken al pari nahm, das war der Grundgedanke des von Herrn Henri Rodrigues beantragten Systems. Offenbar ging es darauf aus, das verderbliche Einschreiten der Bankiers von den Anlehen zu entfernen, ihre gierige Oberherrlichkeit zu erschüttern, und in dieser Beziehung mußte es Casimir Perier mißfallen. Aber in der kritischen Lage, worin man sich befand, war es ein gewaltiges Streitmittel: von diesem Standpunkte aus nahm es Casimir Perier an mit dem Vorbehalt, es wieder aufzugeben, sobald die erwartete moralische Wirkung hervorgebracht wäre. Das Anlehen von hundertundzwanzig Millionen wurde wirklich in Bälde einer Gesellschaft von Bankiers zugewiesen. Die Subskriptionen hatten nicht einmal einund-

*) Gesetz über die Zusammenrottungen, angenommen von der Kammer der Abgeordneten am 2. April 1831 und von der Pairskammer am 9. April desselben Jahres.

zwanzigtausend Franken eingebracht. Ein glücklicher Umstand für diese finanzielle Oligarchie, deren Seele der Rathspräsident war!

Im Uebrigen war Casimir Perier's einziges Dichten und Trachten um diese Zeit, die republikanische Partei zu Boden zu schlagen. Die Macht dieser Partei war wirklich furchtbar geworden, und alles hatte dazu beigetragen, ihr zu dienen. Unmittelbar nach der Julirevolution hatte sich eine große Menge politischer Gesellschaften gebildet. Die Verbindung der Schulen, geleitet von zwei Männern von thatkräftiger Vaterlandsliebe, den Herren Eugène Lheritier und Marc Dufraisse, verlangte mit Ungestüm die Aufhebung der Universität. Ein Student, Namens Sambuc, hatte im Quartier latin die Gesellschaft der Ordnung und Fortschritte gegründet, eine wahre Verschwörung, welche den Zweck hatte, dem Volke die Ausübung seiner Souveränetät zurückzugeben; jedes Mitglied dieser Verbindung mußte eine brauchbare Flinte und fünfzig Patronen zu Hause haben. Mit einem weniger angreifenden Charakter und unter dem Schutze der gesetzlichen Formen verfolgte die Union beinahe denselben Zweck, während ihr zur Seite und unter dem Vorsitz des Herrn Cauchois-Lemaire, welcher mit so vielem Aufsehen die Kandidatur des Herzogs von Orleans vor dem sterbenden Königthum Karls X aufgestellt hatte, die konstitutionelle Gesellschaft auf Abschaffung der erblichen Pairie, Unterdrückung der Monopole, eine bessere Vertheilung der Steuern und eine klug begrenzte Wahlreform hinarbeitete. Die unter der Restauration so berühmte Gesellschaft Hilf dir selbst bestand noch und hatte Dank der bewundrungswürdigen Thätigkeit der Herren André Marchais und Garnier-Pagès nichts von ihrer Herrschaft über die öffentliche Meinung verloren. Gleichwohl war der Geist, der sie belebte, nicht mehr ganz derselbe, und die republikanische Partei herrschte in ihr, seit sie weder Herrn von Broglie, noch Herrn Guizot und überhaupt keinen von denen mehr in ihrer Mitte zählte, welche sie bloß durchwandert hatten, um zum Erfolg zu gelangen.

Aber von allen Volksgesellschaften war ohne Widerrede die thätigste und bedeutendste die der Volksfreunde. Kurze Zeit nach der Julirevolution hatte man die Mitglieder der Loge der Wahrheitsfreunde, deren Vorstand damals Herr Cahaigne war, auf dem öffentlichen Platze erscheinen, ihre symbolischen Banner entfalten und eine aufgeregte Menge auf dem Grèveplatze nach sich ziehen gesehen, wo das kostbare Blut der vier Serschanten von la Rochelle geflossen war. Die Zeremonie war feierlich und rührend. Herr Buchez hielt eine Rede, in welcher jedes Wort eine Erinnerung war. Aber die Loge der Wahrheitsfreunde hatte ihr letztes Lebenszeichen gegeben. In Verlegenheit gebracht durch ihre mystischen Formen, welche den Ansichten der Mehrzahl ihrer Mitglieder schlecht entsprachen, verschmolz

sie sich bald darauf mit der Gesellschaft der Volksfreunde, einer kühnen, lärmenden Gesellschaft, bestehend aus all den heroischen jungen Männern, welche im Juli die Angriffe des Volkes geleitet hatten, einer Gesellschaft, welcher es vergönnt war, einen Augenblick die Traditionen des Jakobinerklubs wieder aufleben zu machen. In den ersten Monaten der Julirevolution waren die Sitzungen der Gesellschaft der Volksfreunde öffentlich gewesen. Sie wurden im Peltier'schen Reithause abgehalten, in einem großen Saale, wo die immer sehr zahlreiche Menge Zuhörer bloß durch eine dünne Brustwehr von den Mitgliedern der Gesellschaft getrennt war. Hieher waren gleich im Anfang sowohl diejenigen, die der Schwung einer aufrichtigen Ueberzeugung hinriß, als auch diejenigen, die jeder dunkeln Rolle überdrüßig, vor Ungeduld nach einer höhern Stellung brannten, zusammengelaufen, um sich im öffentlichen Leben zu versuchen. Hier waren mitten unter vielen deklamatorischen Beschwerden und gehaltlosen Aeußerungen ernste Reden, beredte Klagen und zuweilen Pläne voll intelligenter Kühnheit vorgetragen worden. Die Herren Guizot, von Broglie saßen damals noch neben den Herren Laffitte und Dupont von der Eure im Ministerium. Auf einmal werden die Doktrinäre ängstlich. Herr Guizot beantragt strenge Maßregeln gegen die Volksgesellschaften. Herr Dupont von der Eure bekämpft die Eingebungen dieser gewaltsamen Politik. Aber während dieser Zeit ist es untergeordneten Agenten der Gewalt gelungen, die furchtsamen Kaufleute der Straße Montmartre gegen die Gesellschaft der Volksfreunde aufzuwiegeln. Am 25. September 1830, als die Gesellschaft eben im Peltier'schen Reithause versammelt ist, vernimmt man einen großen Lärm von außen. Ein Kapitän der Nationalgarde wird eingeführt und sagt in einem ehrerbietigen Tone: „Meine Herren, ich habe Ihnen nichts zu befehlen; aber Ihre Sitzung hat eine Versammlung von zweitausend Personen in der Straße Montmartre veranlaßt; vielleicht würden Sie wohl thun, sie zu vertagen." — „Ich unterstütze diesen Vorschlag!" ruft eine Stimme. Ein Generalstabsoffizier kommt jetzt in die Versammlung und beschwört sie, sich zu trennen; er erscheine, sagte er, im Namen des Generals Lafayette. Die Gesellschaft berathschlagt sich. „Man muß Widerstand leisten," sagen die Einen. „Zeigen wir uns als Freunde der Ordnung, ohne uns jedoch unsere Rechte vorschreiben zu lassen," antworten die Andern. Endlich siegt die letzte der beiden Ansichten. Die Gesellschaft beschließt, ihre nächste Sitzung solle nach vorhergegangener besonderer Einladung in einer Privatwohnung stattfinden, und die Mitglieder trennen sich in der Stille mitten unter einer großen, von verschiedenen Empfindungen bewegten Menge.

Die Gesellschaft der Volksfreunde bestand also zur Zeit, da Casimir Perier an's Staatsruder gelangte, schon lange nicht mehr als öffent-

liche Versammlung, aber sie war weit entfernt, ihren Einfluß verloren zu haben. Wir haben in einem frühern Kapitel gesagt, daß sie auf ihre Kosten ein Bataillon ausgerüstet und den Belgiern zu Hülfe gesandt hatte. Einer von denjenigen, welche damals unter dieser volksthümlichen Fahne als Anführer abgingen, sollte sein Land nicht wiedersehen. Er nannte sich Caunes und hatte in Paris ein Journal redigirt, unter dem Titel: Moniteur des Faubourgs. Die Unabhängigkeit Belgiens zählte ihn bald unter ihren Märtyrern. Getreulich unterstützt durch die Einsicht des Herrn Felix Avril, ihres Sekretärs und Comitémitgliedes, unterhielt die Gesellschaft der Volksfreunde beständige Verbindungen mit den Departements, sammelte die zerstreuten Kämpfer, kräftigte die wankenden Ueberzeugungen und hielt die Regierung unaufhörlich durch eine Reihe lebhafter Schriften im Schach — um so furchtbarere Angriffe, als man nur mit den unreinen Flugschriften der Polizei oder mit Verläumdungen darauf zu antworten wußte. Denn das Staatsministerium wagte kaum, vor der beibehaltenen Magistratur Karls X Männer zu einem gerichtlichen Kampfe herauszufordern, welche die Julirevolution mit einer Art Glorie umgeben hatte, und die vermöge ihres Muthes einen ungemeinen Anklang bei der Menge fanden. „Meine Herren," hatte eines Tages*) im vollen Tribunal der Präsident der Gesellschaft der Volksfreunde, Herr Hubert, gesagt, als er wegen eines beleidigenden Plakates gegen die Kammer belangt wurde, „es ist ein seltsames Schauspiel, zwei Monate nach der Julirevolution Männer vor Ihre Schranken berufen zu sehen, die dem Erfolg unsrer großen Tage nicht fremd gewesen sind. Mögen diejenigen, welche vor dieser unseligen Anomalie nicht zurückgebebt, die Strafe derselben tragen! Was mich betrifft, so werde ich nicht die unentschuldbare Schwachheit haben, Sie als Richter anzunehmen und mich vor Ihnen zu vertheidigen . . . Als Richter Karls X, erklären Sie selbst Ihre Unfähigkeit: das Volk hat Sie der Toga beraubt, indem es Ihren Opfern die Freiheit wiedergab, und Sie selbst haben seinen Spruch gutgeheißen, indem Sie flohen, als es sich schlug. Sehen Sie die dreifarbigen Bänder, womit wir geschmückt sind! Noch vor zwei Monaten würden Sie dieselben als Insignien des Aufruhrs gebrandmarkt haben. Wie können Sie es wagen, mit gleicher Zuversicht diejenigen abzuurtheilen, welche diese Bänder mit Verachtung Ihrer Rache getragen haben? Wie können Sie es wagen, auf Ihren Sitzen, von denen man die Lilien weggerissen hat, denjenigen Trotz zu bieten, welche den Götzen verjagt haben, dem so viele Geächtete geopfert worden sind?" Das war die Sprache dieser kecken Männer. Die Richter hätten gezittert,

*) Sitzung vom 2. Oktober 1830.

ihnen strenge Strafen auferlegen zu müssen, und das Volk begrüßte ihren Stolz mit schallendem Beifall.

Wenn Aufregungen aus einer natürlichen Erschütterung des Volkes entstehen, so schlagen sie beinahe immer zum Vortheil der äußersten Parteien aus: republikanisch und konstitutionell, hatten alle Volksgesellschaften auf gleiche Weise zur Kraft der republikanischen Partei beigetragen, und sie war bereits von großem Gewicht in der Waagschale des Nationalgeschickes, als Casimir Perier ihr den Untergang schwor. Diese Partei hatte ausgezeichnete, ja sogar hochberühmte Vertreter im Parlament, im Institut, in der Presse, im Heere, in den Wissenschaften, in den Künsten, in der Industrie. Aber hauptsächlich als kriegführende Partei verdient die republikanische in dieser Periode unserer Geschichte betrachtet zu werden.

Ein großer, ein ernster Gedanke beschäftigte die Häupter der republikanischen Miliz und sollte ihr Leben ausfüllen. Sie wollten jene Kette der modernen Ideen wieder anknüpfen, welche das Kaiserthum mit so roher Gewalt zerrissen hatte. Sie wollten jene merkwürdige Epoche unserer ersten Revolution wieder in die Geschichte einführen, über welche die Staatsstreiche des Generals Bonaparte ergangen waren. Ihr Ruhm war, wie man sehen wird, diesen tiefgedachten Plan mit gänzlicher Aufopferung ihrer Personen auszuführen. Ein unberechenbarer Dienst, der allein hinreichen würde, ihre Stelle in der Erzählung der fruchtbringendsten Schicksalswechsel der französischen Gesellschaft auf immer zu bezeichnen!

Im Uebrigen waren es größtentheils glänzende, geistreiche Männer von ritterlicher Tapferkeit, Männer, die den alten Nationaltypus getreuer wiedergaben, als selbst die legitimistische Partei. Unter sie hatten sich in einer Gesellschaft, wo der Merkantilismus eingedrungen war, jene Traditionen spöttischer Leichtfertigkeit und intelligenten Ungestüms, jene Abenteuerlust, jene Leidenschaftlichkeit in der Aufopferung, jene Fröhlichkeit in der Gefahr, jener Thatendurst, jene lustige Art, ernste Dinge zu behandeln, geflüchtet, welche einst die hervorstechenden Züge der Nation gebildet hatten. So sah man in Folge eines wunderlichen Kontrastes die Sorge für die Zukunft gerade bei denjenigen, deren persönliche Eigenschaften am besten an die glänzende Seite der Vergangenheit erinnerten.

Aber diese Eigenschaften, welche sicherlich keine Art von politischer Fähigkeit ausschlossen, waren weit entfernt, den plumpen, materialistischen Tendenzen der herrschenden Klasse zu entsprechen. Ueberdies war die republikanische Partei schwer zu leiten. Wenn sie die Tugenden alles dessen hatte, was männlich und kräftig ist, so hatte sie dagegen auch bedeutende Fehler: einen übersprudelnden Feuereifer, Unbesonnenheit im Muthe, einen blinden Glauben an die Wirksamkeit von Handstreichen, einen geheimen Hang, über-

legenen Männern zu mißtrauen, Unduldsamkeit, Mangel an Disziplin. Diese Fehler hätte eine gewandte Leitung ohne Mühe zur Vollziehung der großartigsten Pläne benutzen können. Unglücklicherweise befanden sich die Häupter der Partei in Verhältnissen, wo alles ihnen im Wege stand. Von der Masse der Bourgeoisie zurückgewiesen und als gefährliche Träumer behandelt, ohne Einfluß auf die Leitung der Geschäfte, des sicheren Haltes beraubt, welchen erworbene Stellungen geben, unaufhörlich von der Gewalt bedroht oder von der Polizei verläumdet, war es ihnen nicht vergönnt, weder ihren Gang zu regeln, noch ihre Anstrengungen klüglich zu vereinigen, noch die ungeduldige Schaar, die sich ihnen anbot, in Regimenter einzutheilen, noch ihre Bundesgenossen zu wählen. In einer Partei, welche sowohl der bestehenden Regierung, als allen hergebrachten Bedrückungen den Krieg erklärt hat, sind die Abfälle um so mehr zu fürchten, weil sie weit häufiger belohnt, als bestraft werden. Daher für die Häupter der republikanischen Partei die Nothwendigkeit, in jedem Bundesgenossen von gestern den möglichen Feind von morgen zu schonen. Man mußte mit Vorurtheilen Geduld tragen, die man beklagte, sich von den Leidenschaften der Masse zu weit führen lassen, um sie nicht gegen sich zu bekommen; man mußte aus Berechnung schwach sein und vor Aufwallungen, über die man sich betrübte, einen Theil des Befehls abtreten, um ihn nicht ganz zu verlieren. Eine schwierige Stellung, aus welcher natürlich Verlegenheiten und Gefahren erwuchsen! Es ist wahr, die republikanische Partei stützte sich nicht immer auf den zuverlässigsten Theil des Volkes. Es begegnete ihr sogar, daß sich unwürdige Bürger in ihre Reihen einschlichen, Menschen, die eine unselige Gesammtverantwortlichkeit über sie ausdehnten. Die Partei solle in ihren Wahlen umsichtig, in ihren Verbindungen rückhaltend sein; diesen Wunsch äußerten zu wiederholten Malen einige Männer, die, wie die Herren Charles Fortoul und Charles Teste, mit den höchsten Bürgertugenden eine argwöhnische Gemüthsart und jene bittere Kenntniß der menschlichen Schlechtigkeit verbanden, die man in langen Kämpfen erwirbt. Aber jedem Reinigungssystem widersetzte sich bei den Meisten der Wunsch, eine verabscheute Regierung mit gewaltiger Streitmacht anzugreifen, und die Ungeduld, an's Ziel zu gelangen.

Dem sei, wie ihm wolle, bevor sie unwiderruflich die Feuerbahn betraten, die ihrem Muthe offen stand, beschlossen diese kühnen Männer, laut ihr Glaubensbekenntniß abzulegen. Einige von ihnen fanden bald Gelegenheit dazu. In Folge der Dezemberunruhen waren neunzehn Bürger verhaftet worden, unter ihnen die Herren Trelat, Cavaignac und Guinard, alle drei noch jung, aber gereift in der Schule der Verfolgungen. Beim Prozeß der Minister Karls X kommandirten zwei von ihnen, die Herren Guinard und

Cavaignac, die zweite Batterie, in welcher Herr Trelat als gemeiner Artillerist diente. Jetzt wurden sie angeklagt, sie haben auf gewaltsamem Wege die Republik an die Stelle der Monarchie setzen wollen. Unter dem Gewicht dieser Anklage erschienen in den ersten Tagen des Aprils sechszehn Bürger mit ihnen vor dem Assisenhofe.*) Studenten, Arbeiter, Männer aus allen Klassen erwarteten sie an den Thoren des Sitzungssaales. Zahlreiche Abtheilungen Munizipalgardisten hielten sowohl das Innere, als auch die Zugänge des Justizpallastes besetzt. Die unter den Gewölben liegenden Höfe waren von Reitern angefüllt. Als die Angeklagten erschienen, bewegten sich tausend Arme, um sie auf ihrem Wege zu begrüßen. Sie waren begleitet von ihren Advokaten, Republikanern, wie sie: den Herren Marie, Dupont, Boussy, Plocque, Boinvilliers, Rittiez, Michel (von Bourges); und mit freudiger Theilnahme bemerkte man die Heiterkeit, die sich auf diesen zugleich so edlen und so stolzen Gesichtern ausprägte. Auf dem Bureau waren Karabiner, Pistolen und einige Packete Patronen niedergelegt.

Nach einer kurzen Anrede des Präsidenten, Herrn Hardoin, welcher den handelnden Personen in dem gerichtlichen Drama, das sich entwickeln sollte, Ruhe empfehlen zu müssen glaubte, begannen die Verhöre. Aber aus der Haltung der Angeklagten war leicht zu schließen, wie zuverlässig sie auf das Uebergewicht ihres Patriotismus und ihrer Unerschrockenheit rechneten. Statt an Vertheidigung zu denken, griffen sie abwechslungsweise bitter und heftig, ironisch und leidenschaftlich selbst an. Die Debatten dauerten mehrere Tage, und die Bewegung unter dem Volke wurde immer größer. Man hatte sich gegen die Angeklagten mit einem vorgeblichen Plane zu einem Komplot bewaffnet, das unter dem Pont-des-Arts gebildet worden sein sollte. Das Lächerliche dieser Anklage wurde mit vielem Glück von einem der Zeugen, Herrn Degousée, an's Licht gestellt. Auch Herr von Lafayette wurde als Zeuge an die Schranken berufen, und bei seinem Anblick erhob sich die ganze Versammlung voll Ehrfurcht und Liebe. Der alte General kam, durch seine Gegenwart und sein Zeugniß die Angeklagten zu schützen, die er beinahe alle kannte und die ihm alle von ihren Plätzen aus befreundete Geberden und Blicke zuwarfen.

Dieser Prozeß veranlaßte Szenen von hohem Interesse. In der Sitzung vom 7. April hatte der Präsident einem der Angeklagten, Herrn Pecheux von Herbinville, vorgeworfen, Waffen zu seiner Verfügung gehabt und ausgetheilt zu haben. „Ja," antwortete dieser mit Wärme, „ich habe

*) Es waren die Herren Sambuc, Francfort, Audry, Penard, Rouhier, Chaparre, Gourdin, Guilley, Chauvin, Pecheur von Herbinville, Lebastard, Alexandre und Charles Garnier, Danton, Lenoble, Pointis.

Waffen gehabt, viele Waffen, und ich will Ihnen sagen, wie ich sie bekommen habe." Sodann erzählte er, welchen Antheil er an den Kämpfen der drei Tage gehabt, wie er mit seinen Kameraden Posten entwaffnet, glorreiche Gefechte durchgeführt und, obschon nicht sonderlich reich, auf eigene Kosten Nationalgardisten ausgerüstet habe. Das Volk hatte in seinem Busen noch einiges von der Glut bewahrt, welche die Julirevolution in ihm geweckt; man belebte sich bei solchen Darstellungen. Die Worte des jungen Mannes wurden mit Begeisterung aufgenommen. Er selbst hatte, als er seine kurze Vertheidigung schloß, ein von Enthusiasmus strahlendes Gesicht und die Augen voll Thränen.

Alles das machte die Vertheidigungsreden der Advokaten beinahe überflüssig. Gleichwohl ergriffen die Herren Bethmont, Rouen, Marie, Rittiez, Boussy, Plocque, Dupont, Michel (von Bourges) nach einander das Wort, und nie war eine Sache mit männlicherer, hochsinnigerer Beredtsamkeit verfochten worden.

Die Herren Trelat, Cavaignac und Guinard ließen sich gleichfalls hören. Ein ernstes Talent, eine bewundernswürdige Sittenstrenge, eine Ueberzeugung, deren Kraft sich mit vieler Zartherzigkeit und Menschenliebe paarte, zeichneten Herrn Trelat in der Partei aus, welcher er angehörte. Ein Arzt, hatte er mehr als einmal die düsteren Winkel besucht, in welchen das Volk der großen Städte schmachtet; mehr als einmal hatte er sich an's Kopfkissen des seufzenden, verlassenen Armen gesetzt; er gab ein pathetisches Gemälde der Leiden, deren Zeuge er gewesen; er erinnerte an feierliche Versprechungen, die man nicht gehalten, an große Dienste, die man vergessen habe.

Nach ihm erhob sich Herr Cavaignac. Obgleich eine Künstlernatur, welche sich auch in dem originellen, feinen Anstand seines Benehmens, in der kecken Phantasie seiner Schriften und in einer von tausend Blitzen funkelnden Unterhaltung deutlich genug aussprach, gefiel sich Herr Cavaignac in tiefen Studien und hatte seinem Leben eine vor allem ernste Richtung gegeben. Sohn des Konventsmitglieds desselben Namens, wachte er mit eifersüchtiger Sorgfalt über die Ehre von Erinnerungen, die während der Restauration und des Kaiserreichs so grausam verläumdet worden waren.

„Mein Vater," begann er, „war einer von denjenigen, die im Schooße des Nationalkonvents gegenüber dem damals siegreichen Europa die Republik verkündeten. Er vertheidigte sie bei den Heeren. Deshalb ist er nach zwölfjähriger Aechtung im Exil gestorben, und während die Restauration selbst genöthigt war, Frankreich die Früchte dieser Revolution zu lassen, welcher er gedient hatte, während sie die Männer, welche die Republik hervorgebracht, mit ihren Gunstbezeugungen überhäufte, litten mein Vater und seine Kollegen allein für die große Sache, die so viele Andere verriethen.

letzte Huldigung, von ihrem ohnmächtigen Alter dem Vaterlande dargebracht, das ihre Jugend so kräftig vertheidigt hatte! Diese Sache, meine Herren, knüpft sich daher an alle meine Empfindungen als Sohn; die Grundsätze, welche sie umfaßte, sind mein Erbtheil. Studium hat diese meinen politischen Ideen durch natürliche Bande gegebene Richtung befestigt, und heute, da sich mir endlich die Gelegenheit darbietet, ein Wort auszusprechen, das so viele Andere mit Bann belegen, erkläre ich es ohne Affektation, wie ohne Furcht, aus vollem Herzen und aus voller Ueberzeugung: ich bin Republikaner."

Nach diesem edlen Eingange wies Herr Cavaignac mit einer merkwürdigen Erhabenheit des Gedankens alle Vorwürfe zurück, die der republikanischen Partei gemacht wurden. Man beschuldige sie des Verschwörens? Eitle, unstichhaltige Anklage! Seit man Revolutionen mache, seien Verschwörungen etwas viel zu Geringes. Die republikanische Partei sei der Zukunft zu gewiß, um die Geduld zu verlieren und sich nicht auf das gute Glück der Völker zu verlassen. Viel lieber lasse sie die Monarchie statt ihrer verschwören — durch eine Anhäufung von unvermeidlichen Fehlern und unheilbringenden Unbilligkeiten. Warum denn die republikanische Partei sich beeilen sollte? Ob es ihr möglich sei, nicht zu erkennen, wie sich in der Gesellschaft ein so mächtiges Auflösungsmittel aller Kräfte der Gewalt vorfinde, daß die Gewalt gänzlich umgeschmolzen werden müsse? Ob sie etwa nicht wisse, daß in Gegenwart der unermeßlichen und neuen Bedürfnisse, welche die Welt quälen, selbst ein Gott es schwerer finden müßte, sie zu beherrschen, als sie neu zu machen? Man rufe gegen die Republikaner die blutigen Erinnerungen von 93 herauf. Aber die verständigen Leute, diejenigen, welche die Geschichte nach ihren Ergebnissen beurtheilen, haben ohne Zweifel nicht vergessen, daß der Konvent den vaterländischen Boden vertheidigt, Frankreich bis zu seinen natürlichen Grenzen ausgedehnt, den Keim aller großen politischen Gedanken befruchtet, und daß von allen, in einem Zeitraume von sechsunddreißig Jahren nach und nach auf den Schauplatz getriebenen Regierungen einzig und allein die des Konvents kraft ihres eigenen Willens triumphirend abgetreten sei, indem sie beim Kanonendonner des Vendemiaire abgedankt! Getäuschte Ehrgeizige nenne man die Republikaner! Gespeiste Ehrgeizige seien es, die dieses sagen. Auf Betrachtungen anderer Art übergehend, zeigte Herr Cavaignac, wie viel Besonnenes, Praktisches die republikanische Ansicht habe, die zu aufgeklärt sei, um ihr Programm zurückzudatiren und von den Erinnerungen von Rom oder Athen zu leben. Er bekämpfte die Monarchie, in ihrer nothwendigen Wirkung nicht auf Frankreich, sondern auf die Nationen zweiten Ranges betrachtet. Frankreich habe, Gott sei Dank, die Kraft in sich, die bedauerlichsten Prüfungen zu

überstehen; aber was aus den von Natur unter seine Aegide gestellten Völkern werden sollte, die zu opfern in den Nothwendigkeiten der Monarchie liege? „Die Revolution," rief Herr Cavaignac zum Schlusse, „ist die ganze Nation mit Ausnahme derjenigen, welche sie ausbeuten; sie ist unser Vaterland, welches sein Befreiungsgeschäft vollzieht, das ihm von der Vorsehung der Völker anvertraut worden ist; sie ist ganz Frankreich, das seine Pflicht gegen dieselben erfüllt. Was uns betrifft, meine Herren, so haben wir unsere Pflicht gegen sie gethan, und sie wird uns bereit finden, so oft sie unser bedürfen wird: was sie von uns fordern mag, sie wird es erhalten." Schallender Beifall bedeckte diese letzten Worte. Nicht minder groß war der Eindruck nach der Rede des Herrn Guinard, eines jener jungen Männer von hohem Wuchs und edler Stirne, welche die kraftvollen Tugenden des Republikaners und die Eleganz des feingebildeten Mannes vereinigt zeigten.

Wie man hoffte, wurden die Angeklagten freigesprochen. Da erhob sich ein Jubelgeschrei in der Versammlung, man weinte vor Begeisterung; alle Bewegungen drückten die höchste Leidenschaft aus. Die Zuschauer mischten sich unter die Angeklagten, und man wollte sie im Triumphe nach Hause geleiten. Den Herren Guinard und Cavaignac und den Zöglingen der Schulen gelang es, sich der Ovation, die man ihnen zudachte, zu entziehen. Der Adjutant Guilley wurde erkannt und trotz aller Bitten und Anstrengungen auf den Armen bis in seine Wohnung getragen. Mehr als dreitausend Personen bedeckten den Platz des Justizpallastes und den Quai-aux-Fleurs.

Die Herren Trelat und von Herbinville waren mit dreien ihrer Freunde, den Herren Achille Roche, Avril und Lheritier, in einen Wagen gestiegen. Der Wagen fuhr schnell, aber eine ungeduldige Menge folgte ihm. Bald regnen Blumen von allen Seiten her. Man hält die Pferde an, man spannt sie aus. Vergebens suchen Herr Trelat und seine Freunde die Menge an die nüchterne Besonnenheit zu erinnern, die einem freien Volke anstehe; man zieht sie im schnellen Laufe unter schallendem Beifalls- und Freudengeschrei bis vor Herrn Trelat's Hausthüre. Abends waren sehr viele Häuser in Paris beleuchtet. Der Triumph war vollständig.

Der Prozeß, welchen die Republikaner so eben gewonnen hatten, kündigte nur einen Theil des Werks an, das sie unternehmen wollten. Sie hatten in der Erklärung ihrer Grundsätze nur die rein politischen und nationalen Fragen berührt, diejenigen aber aus dem Spiele gelassen, welche das furchtbar tiefe Wort Proletariat anzeigt und in sich zusammenfaßt. Aber es war leicht vorherzusehen, daß sie der Prüfung keiner der sozialen Aufgaben, deren Lösung von Wichtigkeit für das Volk war, fremd bleiben würden. Der

Verlauf dieser Geschichte wird zeigen, wie kühn und fruchtbringend die Einschreitung der republikanischen Partei in der Zutageförderung von Lehren war, durch welche die Grundfehler der modernen Gesellschaften auf immer in Mißkredit gebracht werden mußten. Inzwischen war es ein großer Sieg, den sie so eben erfochten hatten. Die Geschicke der Monarchie in Frankreich waren vor den Augen der fremden Souveräne in Frage gestellt worden, und die Bestürzung im Schlosse war groß.

Am andern Tag, dem 16. April, war ganz Paris auf den Beinen. Von der einen Seite häufte sich die Bevölkerung auf allen Punkten zusammen, von der andern setzten sich Nationalgardisten, Reiterei und Fußvolk in Bewegung. Gleichwohl kam es nicht zum Kampfe.

Casimir Perier hatte durch eine prunkhafte Entfaltung von Streitmitteln die republikanische Partei wenigstens einzuschüchtern gehofft. Aber diese Partei, geleitet von Männern, deren Kühnheit durch die Gefahr selbst wuchs, verdoppelte ihr Ungestüm und wußte bald Gelegenheit zu finden, die Gemüther mächtig aufzuregen. Die durch das Gesetz vom 13. Dezember 1830 hervorgerufene Dekoration sollte nunmehr den tapfern Julieskämpfern zugestellt werden: es wurde am Hofe beschlossen, daß das Juliuskreuz die Inschrift: Gegeben vom Könige, tragen und die Formalität des Eides nach sich ziehen solle. Auf diese Nachricht versammeln sich die Republikaner, organisiren sich zum Widerstande und eilen, den Zorn, der sie belebt, der ganzen Stadt mitzutheilen. Man wage es also, das alte monarchische Recht: alles durch den König, für den König! wieder aufleben zu lassen! Die Juliusrevolution bestehe also bloß noch durch das Gutdünken eines Fürsten, ohne welchen sie gemacht worden sei, welchen Niemand darin auftreten gesehen habe, und der nur als der erste der Rebellen darin hätte auftreten können! Woran denke man doch, das, was nur ein unvergängliches Zeugniß der Unmacht des Despotismus und der Zerbrechlichkeit der Throne sein solle, in ein Steckenpferd für den Hof zu verwandeln? Was dieser Eid bedeute, welcher knechtische Gesinnungen der Erinnerung an ein Ereigniß beigeselle, durch das die Souveränetät des Volkes, des unter den Waffen stehenden Volkes sich kund gethan? Auf diese Art regt man sich gegenseitig auf, ermuthigt sich zu thatkräftiger Entschlossenheit. Heftige Petitionen kreisen von Hand zu Hand. Protestationen werden abgefaßt. Man gibt öffentliche Bankette — lustige Empörungsversuche. Mehrere der Bürger, deren die Dekoration wartet, zeigen sich kühn mit einem blauen Bande im Knopfloch, erscheinen vor der Jury, werden freigesprochen. Im Passage du Saumon zu etwa zwölfhundert Mann unter dem Vorsitz des Herrn Garnier-Pagès versammelt, schwören die Dekorirten, weder die Verbindlichkeit des Eides, noch die Inschrift anzunehmen. Bald ist ganz

Paris in Aufregung. Die Marseillaise ertönt die Boulevards entlang, welche Banden von exaltirten Männern durchziehen. Der Vendomeplatz ist in der Gewalt des Volkes, und um es zu zerstreuen, wagt man bloß Feuerspritzen anzuwenden, indem ein Mord den Unruhen die Bedeutung eines Aufstandes geben konnte.

Am andern Tag, dem Himmelfahrtsfeste, war die Ruhe auf dem öffentlichen Platze hergestellt, nicht aber in den Gemüthern. Die Erschütterung von gestern erhielt überall halb scherzhafte, halb finstere Auslegungen. Die lächerlichen Gewaltmaßregeln, welche der Marschall Lobau angewandt hatte, um die Menge zu zerstreuen, veranlaßten eine Unzahl von Karikaturen, worin die königliche Majestät selbst der französischen Lustigkeit preisgegeben wurde. Der Hof erschrickt, die Idee der Inschrift wird aufgegeben, die Maires werden beauftragt, die Medaillen auszutheilen: die Gewalt erkannte sich überwunden.

Solche Thatsachen hatten eine tiefe Bedeutung. Es war klar, daß in diesem Falle die Häupter der Mittelklasse ihre Hand nicht mit im Spiel gehabt hatten. Wirklich war auch die Sache des Königthums hier nicht mit der des Bürgerstandes verschmolzen. Obgleich der König im Juli 1830 keine Initiative ergriffen, obgleich er sich persönlich keiner Gefahr ausgesetzt, obgleich das Glück ihn als Sieger begrüßt hatte, ohne ihn zum Kämpfer gemacht zu haben, so lag es im Grunde doch in den Bedingungen des monarchischen Systems, daß man ihm die Ehre aller der schönen Thaten zuschrieb, die ohne ihn ausgeführt worden waren. Vom monarchischen Gesichtspunkte aus war dies nicht nur zulässig, sondern sogar nothwendig. Wenn die Bourgeoisie es nicht begriff, so geschah es, wie gesagt, weil sie nicht aufgehört hatte, die Verwirklichung ihres eiteln Utopiens zu verfolgen, das heißt eines in Unterordnung gehaltenen Königthums, eines Königthums, welches mehr ein Werkzeug als ein Prinzip wäre.

In diesem Irrthum war auch Casimir Perier befangen, und daraus erklärt sich die Kraftlosigkeit, die er gegen die Gewohnheiten seiner Politik diesmal bewiesen hatte. Vielleicht empfand er auch ein geheimes Vergnügen über den Schlag, welcher die Person des Königs betraf. Denn er hegte gegen diesen Fürsten eine Abneigung, aus welcher er durchaus kein Hehl machte; ja er sprach von ihm in Ausdrücken, welche alle Mäßigung und allen Anstand auf gleiche Weise ausschlossen, und schien nur deshalb sein Minister zu sein, um mehr Gelegenheiten zu haben, ihm seine Ehre abzuschneiden.

Der König seinerseits bedauerte mit jedem Tage mehr Herrn Laffitte, an dessen herzliches Benehmen, Seelengüte, überzeugende Sprache und bescheidene Dienste er sich nicht ohne Anfälle bitterer Reue erinnerte. Genöthigt, Casimir Perier zu ertragen, legte er in seine Beziehungen zu diesem unbe-

zähmbaren Manne einen Zwang, welchen seine tiefe Klugheit nicht immer genügend verhüllte. Ueberdies machte Casimir Perier mehr Aufsehen, als es sich gebührte in einer Monarchie, wo sich Alles um den König drehen soll. Er hatte zu viel Haß auf sich geladen.

Sei es nun, daß der König die allzu lang zerstreute öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf sich lenken wollte, oder daß er Lust in sich fühlte, die Gesinnungen Frankreichs selbst zu erforschen: er faßte auf einmal den Entschluß, sich von der Hauptstadt zu entfernen. Nachdem er in einer ersten Reise die Normandie durchstreift hatte, wandte er sich jetzt den östlichen Departements zu. Er ermangelte nicht, das Schlachtfeld von Valmy zu besuchen. Hier schien er sich wohlgefällig auf dem Platze der Batterien zu verweilen, die er einst vor und westlich von der Mühle befehligt hatte. Am Fuß der Pyramide angelangt, die das Andenken Kellermann's verherrlicht, traf er einen alten Soldaten, dem eine Kanonenkugel in der Schlacht von Valmy einen Arm weggerissen hatte. Der König machte sogleich das Band, das er in seinem Knopfloche hatte, los und dekorirte damit den Soldaten, wie Bonaparte zu thun pflegte. Es ist Regel in den Monarchien, solchen unmerkbaren Episoden eines unermeßlichen Drama's unendliche Wichtigkeit beizulegen. Die Blätter des Hofs machten großen Lärm von den unbedeutendsten Einzelheiten der Reise, welche der vormalige Waffenbruder Dumouriez's unternommen hatte. Man gab sich große Mühe, Frankreich mit seinem Könige zu beschäftigen.

Im Uebrigen rief diese Reise an allen Orten, durch welche der Zug kam, Demonstrationen jener abgedroschenen Begeisterung hervor, der ewigen Kinderei, die ewig ernstlich genommen wird. In Metz jedoch hatte der Empfang des Königs beinahe etwas Gebieterisches. In dieser Stadt hatten der Maire, Herr Bouchotte, der Präsident des königlichen Gerichtshofes, Herr Charpentier, der Generaladvokat, Herr Voirhaye, und Herr Dornez den ersten Plan zu einer Nationalverbindung entworfen. Die Absetzung, welche Herr Casimir Perier deshalb über die Herren Bouchotte und Voirhaye verfügt, hatte die Erbitterung der Patrioten gesteigert, unter denen sich die Mehrzahl der Gemeinderäthe, sämmtliche Oberoffiziere der Nationalgarde und mehrere Militärs der Garnison befanden. Der König gab dem Gemeinderath, der sich in seiner Anrede gegen die Erblichkeit der Pairie aufgelehnt hatte, eine trockene Antwort. Als die Nationalgarde durch Herrn Voirhaye dieselbe Ansicht aussprechen wollte, unterbrach der König den Redner mit Ungeduld, entriß ihm das Wort und sagte: „Die Nationalgarde soll sich nicht mit politischen Fragen beschäftigen. Das ist nicht ihre Sache." — „Sire", versetzte Herr Voirhaye „sie spricht keinen Rath aus, sondern einen

Wunsch." — „Die Nationalgarde hat keine Wünsche vorzubringen; Berathungen sind ihr untersagt; ich will nichts mehr davon hören."

Dieser unerwartete Ausfall brachte in der Stadt Metz die lebhafteste Aufregung hervor. Von den Oberoffizieren der Nationalgarde, welche sämmtlich von dem König zur Tafel geladen worden waren, erschien nur ein Einziger. Ludwig Philipp verlängerte seinen Aufenthalt in Metz nicht. Er reiste zu Pferde während eines Platzregens ab. In einiger Entfernung von der Stadt stieß das Pferd eines jungen Mannes, der sich in den Zug gemischt hatte, heftig mit dem Kopf an das Bein des Königs, und dies veranlaßte eine allgemeine Aengstlichkeit. Man hatte einen Versuch gegen Ludwig Philipps Leben gefürchtet.

Während dieser Reise geschah es, daß Casimir Perier, dessen Unzufriedenheit ein besonderer Umstand erweckt hatte, dem Marschall Soult, welcher den König begleitete, schrieb: „Wenn das so fortgeht, so zertrümmere ich Sie, wie Glas."

Am 14. Juli, dem Jahrestag der Einnahme der Bastille, gab der Plan zur Aufpflanzung eines Freiheitsbaumes in Paris Veranlassung zu tumultuarischen Szenen. Ein junger Mann, Namens Destrabode, hatte sich mit einer Pistole in der Hand dem Beamten entgegengeworfen, der, gefolgt von einer Abtheilung Nationalgardisten, diese populäre Demonstration verhindern wollte. Der junge Mann wurde von den Gardisten umzingelt und fiel durchbohrt von mehreren Bajonettstichen. Außerdem hatte man kein Unglück zu beklagen, und die Volkshaufen liefen aus einander, nachdem sie einen Augenblick eine große Katastrophe hatten fürchten lassen.

Die Abgeordnetenkammer war am 20. April vertagt worden; am 3. Mai wurde sie aufgelöst. Man hat gesehen, auf welche Grundlagen sie die Herrschaft der Bourgeoisie gesetzt hatte. Casimir Perier legte ihr unwiderstehlich das Gesetz seines Hochmuthes auf; er hatte von ihr nahezu an dreizehnhundert Millionen provisorisch ausgewirkt und hielt sich ihrer Schmiegsamkeit um so sicherer, als sie ihm gehorchte, ohne ihn zu lieben. Aber man glaubte, daß gerade dies sie dem König unangenehm machte, der ihr überdies, da er seine Krone von ihr empfangen, eine Erkenntlichkeit schuldete, welche ihn vielleicht im Geheimen belästigte.

Zehntes Kapitel.

Neue Kammer. — Herr Odilon-Barrot und Herr Mauguin. — Sorgen Frankreichs; auswärtige Ereignisse. Wie Frankreich in Polen einschreiten konnte. — Siege des Generals Dwernicki. — Skrzynecki zum Generalissimus ernannt: unglückselige Wahl. — Gefechte bei Waver und Dembewilkie; Schlacht bei Iganie. — Einbruch der Cholera; Absendung französischer Aerzte nach Polen. — Europa von Schrecken ergriffen. — Oestreich verletzt das Prinzip der Nichteinschreitung: Dwernicki entwaffnet. — Bewegungen der russischen und der polnischen Armee; Schlacht von Ostrolenka. — Ankunft Orloff's im Lager von Pultusk; plötzlicher Tod Diebitsch's. — Tod Konstantins. — Gerüchte. — Die Fürstin von Lowicz. — Eine Krönung in Moskau. — Frankreich insultirt von Don Miguel; Tajoexpedition. — Der Admiral Roussin. — Geschichte der Londoner Konferenz.

Unter den neuen Männern, welche die Sitzung, die nunmehr eröffnet werden sollte, auf die Tribüne zu berufen schien, bemerkte man: den General Lamarque, einen südlichen Redner, dessen lebhafte, überfließende, farbenreiche Worte jederzeit Erinnerungen aus Schlachten und Reminiszenzen aus früheren Tagen hervorriefen, einen Staatsmann von minderer Bedeutung, aber warmen Vertreter des kaiserlichen Militarismus, dessen Vaterlandsliebe aus Gewohnheit der Disziplin monarchisch geblieben war; Herrn François Arago, so berühmt in den Jahrbüchern der Wissenschaft, einen Mann von gutem hellem Klang in ganz Europa; Herrn Duvergier von Hauranne, jener Familie angehörig, aus welcher der Gründer des Jansenistischen Port-Royal hervorgegangen war; endlich Herrn Thiers und Herrn Garnier-Pagès, Männer, deren so verschiedene Geschicke warteten und welche beide eine bedeutende Stelle in der Geschichte ihres Landes einnehmen sollten.

Die Opposition erschien ohne einen wirklichen und anerkannten Führer. Inzwischen war Herr Odilon Barrot bereits ihr einflußreichstes Mitglied. Biedersinn, Haltung, Uneigennützigkeit, Verlangen nach dem Guten — alle Tugenden des Privatmannes waren ihm eigen. Aber sein Patriotismus hatte etwas Schlaffes; seine Ehrlichkeit war schüchtern und seine Aufrichtigkeit naiv. Was sein Wille hätte sein sollen, war bloß sein Wunsch. Seine Inspirationen waren eher lobenswürdig, als großsinnig, und er zeigte sich weder der Kühnheit noch der Leidenschaft fähig. Man sagte, er sei nicht sonderlich gut unterrichtet und schlecht bewändert in der Kenntniß der Geschäfte. Da er nun weder die Trockenheit der praktischen Köpfe, noch das Ungestüm der Gemüther besaß, die sich von ihrem Schwunge hinreißen lassen, so wurde er von den Einen als Träumer, von den Andern als berechnender

Verstandesmensch behandelt, und verlor alle seine Vortheile zugleich. Als Redner faßte er die Erörterungen gerne zusammen, ohne sie jedoch scharf zu bestimmen, oder auch er verallgemeinerte die Verhandlung, ohne sie größer zu machen. Aber seine Beredtsamkeit hinterließ eine dauernde Spur, weil sie jederzeit gesund, schwungvoll und kräftig war. Ueberdies fand sich bei ihm troß seines düsteren Gesichtes, seiner etwas höhnischen Lippe, der augenscheinlichen Steifheit seiner Haltung, eine Naivetät der Eindrücke, eine Unkenntniß schlechter Mittel und menschlicher Schlechtigkeit überhaupt, eine Edelsinnigkeit des Herzens und Charakters, die ihm etwas in hohem Grade Anziehendes, wo nicht Hinreißendes gab und allen Neid verstummen machte.

Herr Mauguin war in der Opposition der natürliche Nebenbuhler von Herrn Odilon-Barrot. So umsichtig, so verlegen über Mittel und rücksichtsvoll der zweite war, so schnell zum Angriff geneigt, ungestüm und erfinderisch war der erste. Aber bei mehr Initiative und mehr Feuer, als sein Nebenbuhler, stand Herr Mauguin auf weniger festem Boden. Eben seine entschlossene Kraft mußte ihm früh oder spät die Mehrzahl der Oppositionsmitglieder entfremden, welche zitterten, er möchte sie zu weit führen. Denn die Energischsten in der Kammer fühlten das Bedürfniß zu glauben, das konstitutionelle Regime lasse sich bessern, ohne geschwächt zu werden. Eine Art von Wahn, welchen Herr Odilon-Barrot weiter trieb, als jeder Andere, nicht aus Mangel an Einblick, aber aus Aufrichtigkeit.

Wie dem auch sei, Herrn Mauguin gehörte die erste Rolle, so lange die revolutionäre Bewegung der Völker dauerte. Er machte sich in der Kammer zum Mittelpunkt der militärischen Partei, und wir werden ihn, unterstützt vom General Lamarque, der Gewalt furchtbare Streiche versetzen sehen. Ueberdies folgte Keiner eifriger, als Herr Mauguin, auf der Karte Europa's den fernen Expeditionen und den Fortschritten der Wissenschaft; Keiner gefiel sich mehr darin, in die Intriguen der Höfe zu dringen, die Kunstgriffe der Diplomatie zu enthüllen; Keiner hielt die denkende Welt mehr im Athem.

Nun lebte Frankreich zu dieser Zeit mehr in der Geschichte anderer Nationen als in seiner eigenen. Die Ereignisse, welche damals Polen, Portugal, Belgien aufregten, beschäftigten die Gemüther beinahe ausschließlich, und um diese Ereignisse sollten sich alle Verhandlungen drehen, deren Eröffnung bevorstand. Hauptsächlich lebten wir in Polen. Glorreiches Vorrecht dieses edeln Landes Frankreich, in der Geschichte aller Völker, die man unterdrückt, seine eigene zu erblicken!

Seit der Schlacht von Grochow hatten die Ueberschwemmungen der Weichsel dem Krieg vorerst Einhalt gethan, aber im Laufe des Februars war der General Dwernicki, welcher den rechten Flügel der Polen befeh-

ligte, an der Spitze eines kleinen Corps von 3000 Reitern wieder ins Feld gerückt. Umgeben von den Republikanern der Armee, verrichtete dieser heldenmüthige Mann Wunder. Mit genialer Kühnheit begabt und schnell wie der Blitz, wußte er mit 3000 Mann 20,000 Feinde in Schrecken zu versetzen und zu zerstreuen. Am 14. Februar hatte er Geismar in den Thälern von Sieroczyn geschlagen. Am 17. hatte er die Weichsel passirt, war eilig dem General Kreutz in die Woiwodschaft Sandomir entgegengerückt, hatte ihn unter dem Wald von Nowawies angegriffen und in die Flucht geschlagen. Am 2. März traf er ihn auf's Neue bei Pulawy und erdrückte dort die Dragoner des Prinzen von Würtemberg. Allenthalben siegreich, stellte er sich in Zamosc auf, wohin ihn eifersüchtige Befehle verwiesen.

Es handelte sich in Warschau um Ersetzung Radziwill's, eines machtlosen Oberhauptes, welchem Niemand mehr ein Verbrechen aus seiner Unfähigkeit zu machen wagte, da er sie sich selbst mit einer Bescheidenheit vorgeworfen hatte, die durch sein Unglück geadelt wurde. Welchen Nachfolger sollte man ihm geben? Der Graf Pac, vormaliger Adjutant Napoleons, der große Mathematiker Prondzynski, Krukowiecki — das waren die Nebenbuhler, welche dem von seinem neuerlichen Siege noch ganz strahlenden Skrzynecki entgegengestellt wurden. Die Republikaner schlugen Dwernicki vor, aber unterstützt von der aristokratischen Partei in Warschau und von Chlopicki, dessen Fehler durch seine Wunden gesühnt wurden, dem Reichstage empfohlen, trug Skrzynecki den Sieg davon.

Hätte die französische Regierung dieselben Sympathieen für Polen gehabt, wie Frankreich, so hätte sie der polnischen Sache einen unberechenbaren Dienst erwiesen, wenn sie die demokratische Partei mit ihrem Einfluß unterstützt und die Ernennung Skrzynecki's scheitern gemacht hätte. Keine Art von Einschreitung konnte diese aufwägen. Denn was Polen unter solchen Umständen zu seinem Triumphe Noth that, war eine Regierung von Wüthenden. Es gibt Zeiten, wo die alltägliche Besonnenheit Reiche ins Verderben stürzt. Was Chlopicki begonnen hatte, setzte Skrzynecki fort.*)

---

*) Wir können auf diesem Gesichtspunkte nicht fest genug bestehen. Als die Opposition 1831 der französischen Regierung ihr Benehmen gegen Polen so lebhaft vorwarf, da verfocht sie eine vortreffliche Sache; aber sie verfocht dieselbe mit schlechten Gründen, und zwar, weil sie nicht wußte, was in Warschau vorging, wo wir einen den Russen ergebenen Konsul hatten. Herr Sebastiani hätte gleich von Anfang an durch seine Agenten die exaltirte Partei unterstützen sollen, und das konnte vernünftigerweise von ihm verlangt werden. Indem man mehr forderte, verirrte man sich in Deklamationen, die nur allzu leicht zu widerlegen waren. So viel ist gewiß, daß Polen durch seine, ohne

Es war dies ein Mann von fein gebildetem Geiste, bewandert in allen Gaunerstücken der diplomatischen Zirkel, ein Mann, der den höchsten Werth auf höfliche Manieren, Adelstitel und schöne Aeußerlichkeiten legte. Wohlgefällig entfaltete er den Luxus seines hohen Amtes, hielt Revuen in der Kalesche und umgab sich mit einer goldenen Jugend, die ihm zu Gefallen den pariser Ton und die Sprache der hohen Salons angenommen hatte. Erfüllt von dem Jesuitismus, welcher sich unter der französischen Restauration bei allen Höfen Europa's eingeschlichen hatte, besuchte Skrzynecki häufig die Kirchen und sprach aus eitel Affektation in allen seinen Reden, selbst in seinen Proklamationen an das Heer, vom Himmel. Ein solcher Mann, ein Kongreganist in Epauletten und hartnäckiger Unterhändler, war offenbar nicht der Oberanführer, der für eine bewaffnete Revolution taugte, obgleich er Tapferkeit, einen schnellen und sichern Blick, militärisches Talent besaß und den mächtigen Stachel des Ehrgeizes in sich trug.

Nachdem er einen Monat in Ruhe und mit Unterhandlungsversuchen zugebracht, beschloß der Generalissimus die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen. Aber er beobachtete das tiefste Stillschweigen über seine Pläne. In der Nacht vom 30. März, während Warschau im tiefsten Schlafe liegt, versammelt Skrzynecki in aller Stille seine Truppen; die Brücke von Praga ist mit Stroh bedeckt, man zieht geräuschlos hinüber. Die Division des Generals Rybinski, unterstützt von einer Brigade Reiterei, marschirt gegen Zomki und kommt unbemerkt mit Tagesanbruch dem General Geismar, der im Walde von Waver eine feste Stellung besetzt hält, in die Flanken. Ein dichter Nebel bedeckte das Feld, und die Russen, welche den Feind fern glaubten, schliefen in ihrem Lager. Ehe er den Angriff beginnt, schickt Rybinski den Obersten Ramorino mit einem Theil seiner Division in den Wald. Dieser stellt sich, nachdem er einen Umweg gemacht, hinter den Verschanzungen der Russen auf, so daß er ihnen den Rückzug abschneidet. Unversehens auf der Fronte und in der Flanke angegriffen, hat der Feind nicht Zeit zur Besinnung zu kommen; denn kaum hat Rybinski's Fußvolk das Feuer begonnen, so brechen die Lanziers aus den Barrieren von Grochow hervor, stürzen über die Vorposten Geismar's her und werfen sie über den Haufen. Unordnung herrscht in seinen Reihen und vergebens bemüht er sich, seine Bataillone wieder zu sammeln. Die Russen wollen auf der Straße nach Minsk entfliehen; da stoßen sie aber zu ihrem größten Schreck auf Ramorino, der sie mit dem Bajonette angreift. Jetzt ist die Niederlage vollständig, Geismar's Corps

---

Zweifel patriotische, aber nicht intelligente Aristokratie zu Grunde gerichtet worden ist. Wenn eine solche Revolution ausgebrochen ist, dann können nur diejenigen sie retten, welche nicht fürchten, sie zu übertreiben.

wird zur Hälfte aufgerieben oder gefangen genommen, und der russische General flüchtet sich mit den Trümmern seines Heeres durch den Wald bis nach Dembewilkie.

Hier befand sich die Division Rosen's, 15,000 Mann stark, in einer an Wälder sich lehnenden Stellung und geschützt durch ein schlammiges, für Reiterei und Kanonen unzugängliches Terrain. Aber es ist noch Tag, und obgleich er Rosen nur auf dem schmalen Terrain der Straße beikommen kann, gibt der Generalissimus seinen Truppen Befehl, sich des Dorfes Dembewilkie zu bemächtigen, welches in einer Lichtung auf der Seite der Chaussee liegt und dieselbe beherrscht. Niedergeschmettert von der russischen Artillerie, welcher sie nicht antworten können, rücken das vierte und das achte Linienregiment kühn vorwärts und weichen trotz eines furchtbaren Feuers und gewaltiger Angriffe nicht zurück. Endlich werden zwei Kanonen auf den Armen hergetragen und gegen Abend rückt das vierte Linienregiment im Sturmschritt in das Dorf. Jetzt kommen vom Hohlweg die Reiterei des Generals Skarzynski und die Schwadronen Posen's, rücken über das Dorf hinaus, greifen das Zentrum des Feindes an und werfen sein Fußvolk sammt seinen Uhlanen nieder. Die Russen geben das Schlachtfeld auf mit einem Verlust von 2,000 Todten, 12 Kanonen, zahllosen Waffen und 6,000 Gefangenen. Die Polen hatten nur 300 Mann verloren. Am nächsten Tag verfolgte Lubienski den General Rosen im starken Trapp durch die Städte Minsk und Kaluszyn und brachte die Zahl der Gefangenen bis auf 11,000. Unfähig, seine Vortheile zu benutzen und seine numerische Schwäche durch die Kühnheit der Unternehmungen zu ergänzen, wurde Skrzynecki der Unentschlossenheit angeklagt, und er begriff in der That nicht, welchen Vortheil er aus der Begeisterung der siegreichen Polen und der Entmuthigung der Russen ziehen konnte, welche Diebitsch's Talentlosigkeit ihm in die Hände zu liefern schien. Die russischen Truppen waren durch die unvorhergesehenen Unfälle, welche sie erlitten hatten, dermaßen demoralisirt, daß sie am 10. April, als sie vom General Prondzynski im Dorfe Iganie angegriffen wurden, förmlich auseinander liefen, und man den Kern des russischen Fußvolkes, diejenigen, welche der Kaiser seit dem Türkenkriege die Löwen von Warna nannte, die Waffen wegwerfen und die Adler von ihren Tschakos reißen sah, um zu fliehen oder sich zu ergeben.

Der Sieg von Iganie, wo man den Russen 2,500 Mann und mehrere Kanonen wegnahm, hatte wegen der Langsamkeit, mit welcher der Obergeneral die verabredete Bewegung ausführte, nicht das Resultat, das man von ihm hoffen konnte. Jeden Augenblick erwartete Prondzynski, ihn dem Plane gemäß, welchen die beiden Generale gemeinschaftlich entworfen hatten, über Bohimie von Siedlce her kommen zu sehen. Es war um Rosen's Corps

geschehen, wenn Skrzynecki, statt eine kostbare Zeit mit Wiederherstellung der Brücke von Kostrzyn zu verlieren, früher aus dem Walde hervorgebrochen wäre. Er hätte den Russen den Rückzug abgeschnitten und ein ganzes Armeecorps vernichtet.

Aber bereits war eine furchtbarere Geißel als der Krieg im Begriff sich über die Polen zu schwingen. Aus Ostindien gekommen, hatte sich die Cholera in Bewegung gesetzt, um die Welt zu verwüsten. Im Norden war sie bis nach Sibirien gedrungen; im Süden hatte sie ihre Verheerungen bis auf die Küsten von Neuholland ausgedehnt; im Osten hatte sie die große chinesische Mauer überschritten, um sich in Peking anzukündigen; im Westen war sie über das Kaspische Meer gekommen, hatte Tiflis und Neugeorgien angesteckt, den Kaukasus passirt, war in's russische Reich gedrungen, in Moskau ausgebrochen, und die Armee Diebitsch's trug sie in sich. In der Schlacht von Iganie wurden die Polen von dieser entsetzlichen Krankheit befallen. Sie begann bei den Regimentern, welche am meisten beschäftigt gewesen waren, und theilte sich bald den übrigen Truppen mit. Man hätte glauben sollen, der Tod auf den Schlachtfeldern genüge der Leidenschaftlichkeit dieser Kämpfe nicht mehr.

Auf die Nachricht vom Heranziehen der Pest gab unsre Regierung wieder ein Lebenszeichen von sich. Es schien, die Furcht vor dieser Geißel rüttle sie aus der Gleichgültigkeit auf, in welcher Polens Gefahren sie gelassen hatten. Am 19. Mai wurde auf den Antrag des Handelsministers, Herrn von Argout, von der königlichen Akademie der Medizin eine Kommission französischer Aerzte ernannt, um die Cholera in Polen zu studiren.*) Diese Kommission, präsidirt von Herrn Londe, kam im Monat Juli in Warschau an. Sie traf dort die sogenannte untere Klasse, wie überall, in der Altstadt angehäuft in schmutzigen, schlecht gepflasterten, mit stagnirendem Wasser bedeckten Winkeln und Gassen; das Volk lebte in einer feuchten, ungesunden Luft, nährte sich von schwarzem Brod, schädlichem Fleische, sauern und unreifen Früchten. Unter dieser Klasse, der unglücklichsten, wüthete die Cholera zuerst und wüthete am längsten, denn das Unglück hält sich vorzugsweise an diejenigen, die es bereits getroffen hat. Die übrigen Theile Polens boten dasselbe Schauspiel dar. An den Orten, wo das Elend herrscht, wo Gesundheitsmaßregeln unmöglich, wo die immer zahlreichen Familien der Armen angehäuft sind, war die Krankheit am furchtbarsten. Der polnische Bauer sah sie jedoch ohne Schreck und ertrug sie, ohne sich zu beklagen. Die Erziehung des Despotismus hat ihn gegen alle Mühseligkeiten des Lebens abgehärtet und gleichgültig gegen seine Leiden gemacht; bekleidet mit einer

*) Sie bestand aus den Herren Charles Londe, Casimir Albert, Boudard, Dalmas, Dubled und Sandras.

Art blauem, von einem Gürtel umschlossenem Kittel, barfüßig oder in zerrissenen Schuhen geht er mit der aufsteigenden Morgenröthe in's Feld hinaus, ohne ein anderes Labsal als eine Pfeife und ein wenig Fruchtbranntwein, und so lebt er elend, aber ergebungsvoll.

Das erste Geschäft der französischen Aerzte war, zu untersuchen, ob die Cholera ansteckend sei, das heißt, ob sie ein mittheilbares Gift in sich enthalte. Zu diesem Behuf versuchten sie sich die Krankheit einzuimpfen und mit dem Muthe, welcher zu jeder Zeit die Wissenschaft geehrt hat, nahmen sie Blut von Angesteckten oder andere Flüssigkeiten aus ihren Leichnamen in sich auf, aber keiner von ihnen wurde krank. Und da die Cholera weder die Aerzte, welche die Kranken behandelten, noch die Krankenwärter, die sie verpflegten, noch irgend einen von denen, welche christliche Liebe in die Hospitäler führte, ergriff, so schlossen sie aus diesen Thatsachen, daß die genannte Pest nicht ansteckend sei.

Die entgegengesetzte Meinung herrschte jedoch unter dem Volk. Man sagte, die Cholera sei von Schiffen, die aus Rußland gekommen, nach Danzig gebracht worden; man machte darauf aufmerksam, daß das polnische Heer sie im Kampfe mit dem Feind bekommen habe, und daß sie sich in den Städten unmittelbar nach dem Durchzug der Russen ausspreche. Die französischen Aerzte selbst sahen sich genöthigt, anzuerkennen, daß die Truppenbewegungen, die Anwesenheit einer großen Menschenmasse, welche eine spezielle Atmosphäre mit sich führe, auf einem Punkte einen Einfluß haben können, den ein einzelner Cholerakranker nicht habe. Diese kühnen Hypothesen, deren sich die Leidenschaft bemächtigte, hatten die Wuth der Polen vermehrt, und sie beschuldigten die Russen, ein unbekanntes Uebel als Bundesgenossen angeworben zu haben.

Wahr oder falsch, verbreitete sich diese Ansicht in Europa, und Frankreich nahm sie gierig auf. Man verlangte im Namen der Menschheit das Ende eines ruchlosen, vom Hochmuth eines einzigen Mannes unternommenen Krieges. Man war entrüstet über die Unterstützung, welche Preußen der russischen Armee hatte angedeihen lassen, während Oesterreich wenigstens eine ehrenhafte Neutralität zu beobachten schien. Die Journale der französischen Regierung fragten ironisch, ob die Mächte auf die Propaganda der Grundsätze mit der Propaganda der Ansteckungen antworten wollen, und das Journal des Debats rief: „Wer wird sich erinnern, daß der König von Preußen der Schwiegervater des Kaisers Nikolaus ist, wenn die Pest gegen Berlin heranzieht, wie sie bereits gegen Wien im Anzuge ist? Das sind Familienbande, welche die Völker gar zu theuer zu stehen kommen."

Aber die Mächte verschlossen ihr Ohr gegen dieses von der Furcht entrissene Geschrei. Schon hatte Oesterreich, als wollte es die Sympathien

Lügen strafen, die man ihm für Polen zutraute, die Gelegenheit ergriffen, welche ihm die Ereignisse darboten, die wir sofort erzählen wollen.

Seit Dwernicki Zamosc besetzt hielt, bereitete der Adel von Volhynien, Podolien und der Ukraine, ermuthigt durch seine Nähe, einen ungeheuern Aufstand vor, dessen großherziger Gedanke selbst die Befreiung der Leibeigenen in sich schloß. Diese große Bewegung zu befördern, sie zu regeln, den Patriotismus dieser von Wäldern bedeckten und von rohen Jägern bewohnten Provinzen zu unterstützen, das war die Aufgabe, welche Dwernicki mit seiner kleinen Schaar lösen sollte, einer so schwachen Schaar, daß es schien, als hätte man durch Ertheilung solcher Befehle seinen Untergang beabsichtigt.

Dem sei wie ihm wolle, entschlossen durch drei Armeen, die ihn bedrohten, hindurchzuziehen, bricht Dwernicki am 3. April von Zamosc auf und kommt am 16. nach Boremel, wo ihn bald Rüdigers Corps erreicht. Hier ergibt sich eines der Gefechte, welche nur die polnische Wuth erklärbar macht. Sein Fußvolk im Dorfe lassend, stürzt sich Dwernicki an der Spitze von 2000 republikanischen Lanziers auf die 9000 Mann Rüdigers, schlägt ihn nach zwei Angriffen in die Flucht und nimmt ihm 8 Kanonen ab. Am andern Tag wandte sich Dwernicki gegen Podolien, verfolgt von Rüdiger, welcher soeben seine Vereinigung mit Kaysaroff bewerkstelligt hatte. Mittags rückte der General Roth heran, um ihm den Weg zu versperren. In Kolodno erfuhr der polnische General, daß man ihn von den gallizischen Grenzen abschneiden wolle. Er dringt bis Lulince; aber in der Nacht vom 25. April schickt Rüdiger mit Verletzung des österreichischen Gebiets den Polen eine Abtheilung in den Rücken. Am 27., Morgens, als sich der Nebel, welcher die Manöver der Russen verhüllt, zerstreut hatte, sah sich Dwernicki von 25,000 Mann eingeschlossen. Da ging er über die Grenze, aber die österreichischen Truppen, welche die Verletzung ihres Gebiets durch die Russen geduldet hatten, umzingelten ihn und nöthigten ihn, die Waffen niederzulegen. Die Bevölkerungen, durch welche das kleine Corps kam, als man es gefangen wegführte, nahmen es mit Begeisterung auf; die Damen von Preßburg rissen Dwernicki die Knöpfe von der Uniform und trugen sie an goldenen Ketten an ihrem Halse.

Dwernicki's Unglück machte den Aufstand der südlichen Provinzen scheitern. Der der Lithauer zog nunmehr die ganze Aufmersamkeit der Polen auf sich.

Nach der Schlacht von Iganie vergeudete Skrzynecki eine kostbare Zeit. Er konnte sich mit seinen vereinigten Streitkräften auf eines der großen russischen Armeecorps, die sehr fern von einander standen, ums andere werfen und sie vermöge der doppelten Uebermacht der Tapferkeit und Anzahl vereinzelt schlagen.

Die russische Garde lag zwischen dem Bug und der Narew, zwanzig

Lieues nördlich von Diebitsch's Hauptquartier in Kantonnirung. Sie hielt das Terrain besetzt, das sich von Lomza bis Zambrow ausdehnt, und Diebitsch konnte sich mit ihr nur vereinigen, wenn er über den Bug ging. Diese 20,000 Mann starke Garde stand unter den Befehlen des Großfürsten Michael und schloß den ganzen russischen Adel in sich. Ihre Vernichtung wäre ein höchst empfindlicher Schlag für den Kaiser von Rußland gewesen und hätte ihn dem Haß der bereits unzufriedenen vornehmen Familien ausgesetzt. Dieses Corps war also dasjenige, das der polnische Generalissimus vorzugsweise angreifen mußte, um so mehr als er auf dem Weg, ihm eine Schlacht zu liefern, zugleich dem aufgestandenen Lithauen Hülfe bringen konnte.

Skrzynecki hatte einen Monat mit Zögern und Zagen verloren; endlich entschloß er sich zu handeln. Am 12. März verließ er sein Lager von Kaluszyn und brach gegen Serock auf, eine Stadt am Zusammenfluß des Bug und der Narew. Er hatte 46,000 Mann und 100 Kanonen bei sich.*) Um diese große Bewegung vor Diebitsch geheim zu halten, ließ er den General Uminski mit einer Truppenabtheilung in Kaluszyn zurück.

Am 14. in Serock angekommen, ohne daß weder in der russischen Armee, noch in Warschau selbst etwas von seinen Plänen verlautet wäre, theilte Skrzynecki sein Heer in zwei Kolonnen, warf sich in das zwischen beiden Flüssen liegende Terrain und rückte auf die Garden los, indem er zu seiner Rechten den Bug, zu seiner Linken die Narew hatte. Eine dieser Kolonnen unter den Befehlen Lubienski's wandte sich gegen Nur, um Diebitsch zu beobachten und ihm den Uebergang über den Bug zu verwehren. Die andere Kolonne unter Skrzynecki's eigenen Befehlen marschirte gegen Lomza, um daselbst die Garden zu überrumpeln, und bedrohte zu ihrer Linken Ostrolenka, eine kleine, von Dünen und Sümpfen umgebene Stadt auf dem linken Ufer der Narew.

Diese Stadt war von einer Abtheilung von 7000 Mann unter dem Befehle Sacken's besetzt, der somit durch die ganze Entfernung von Ostrolenka bis Lomza von der russischen Garde getrennt war.

Statt über Sacken's Corps hinauszurücken, das man später in seiner Vereinzelung erdrückt hätte, und das jetzt von einer, vorher auf's rechte Ufer geschickten polnischen Division genügend beschäftigt werden konnte, beging Skrzynecki den Fehler, gegen Sacken den General Gielgud abzusenden, wodurch er zugleich die polnische Armee schwächte und Sacken's Russen nöthigte, sich nach Lomza zurückzuziehen und mit den Garden zu vereinigen. Im Uebrigen

*) Seine Streitmacht war seit dem Anfang des Kriegs bedeutend angewachsen. Sie belief sich in diesem Augenblick im Ganzen auf etwa 86,000 Mann.

hatten sich die Garden bereits Skrzynecki's Langsamkeit zu Nutzen gemacht, hatten einen ganzen Tagmarsch gewonnen und den Fluß zwischen sich und den Feind gestellt.

Der Zug gegen die Garden war also aus Mangel an Raschheit und Kühnheit ein verfehlter. Seinerseits wird Diebitsch endlich von diesen großen Bewegungen in Kenntniß gesetzt. Er könnte eine ungeheure Diversion machen und nach Warschau marschiren: er zieht es vor, den Garden zu Hülfe zu ziehen. Plötzlich verläßt er sein Lager von Siedlce, und diesmal eben so schnell, als sonst langsam, zieht er gegen den Bug, setzt oberhalb Nur über den Fluß und greift Lubienski schnell in der Ebene an. Lubienski, an der Spitze seiner 10,000 Mann, hält den Stoß wacker aus bis zum Abend. Von der Reiterei des Grafen Witt umzingelt, verweigert er es, sich zu ergeben, öffnet sich die feindlichen Kolonnen mit dem Bajonett, während die Sensenmänner die russischen Kürassiere niedermähen, rettet sich mitten in der Finsterniß und vereinigt sich wieder mit dem Obergeneral. Dieser, der von Nur her die Kanonade gehört hatte, zog sich bereits gegen Ostrolenka zurück und passirte in der Nacht vom 25. Mai mit der Hauptmacht seines Heeres und der ganzen Artillerie die Narew auf den zwei Brücken dieser Stadt, wich also einer Schlacht aus, ließ aber in Folge einer unerklärt gebliebenen Befangenheit Lubienski's Corps vereinzelt auf dem linken Ufer.

Inzwischen hatten die Garden sich von ihrem Schreck erholt, hatten, da sie das Terrain zwischen den beiden Flüssen frei fanden, ihre Vereinigung mit Diebitsch bewerkstelligt, und am 26. Mai Morgens rückte die ganze russische Armee gegen Ostrolenka.

Vor der Stadt dehnt sich eine Ebene aus, wo sich, wie wir bereits gesagt haben, Dünen, Moräste und einige waldbewachsene Anhöhen befinden. Auf dieser Ebene entfaltete sich in Erwartung der Russen die Reiterei Lubienski's hinter der Infanterieabtheilung des Generals Kaminski.

Morgens neun Uhr kam die große russische Armee in Masse auf die Ebene, fächerartig formirt und flankirt von Kosakenschwärmen. Den Kampf begannen die Truppen des Generals Berg, die Kaminski's Fußvolk kräftig empfing. Da jedoch die Russen Alles zu umzingeln drohten, so mußte man das Terrain räumen. Die Reiterei zog sich zuerst nach Ostrolenka zurück, und der General Pac befahl ihr, auf das rechte Ufer überzusetzen. Ihr folgte das Fußvolk Kaminski's. Ins Hintertreffen gestellt, wich das 4te Linienregiment langsam zurück, machte zuweilen Halt, um die russische Kavallerie, welche sich von allen Seiten über seine Reihen her ergoß, zurückzuweisen, gab Feuer nach allen Richtungen und erreichte Ostrolenka wieder, während die Truppen, deren Rückzug es deckte, sich durch die Stadt hindurch nach den beiden Brücken stürzten, um so schnell als möglich die Hauptmacht der polnischen Armee

wieder zu erreichen, die in der vollkommensten Sicherheit auf dem rechten Ufer kampirte.

Aber die Russen verfolgten die Nachhut auf verschiedenen Punkten. Es begann Unordnung einzureißen. Unvollendete Barrikaden verstellten die Straßen; Haubitzgranaten zerplatzten von allen Seiten, und die Häuser von Ostrolenka standen in Flammen; man schlug sich mitten im Brande. Während man auf allen möglichen Wegen nach den Brücken losstürmt, schießen die Grenadiere von Astrachan, die sich bereits in den Häusern am Flusse aufgestellt haben, ganz aus der Nähe auf die im Rückzug begriffenen Bataillone. Unter die Polen gemischt, versperren die Russen die Zugänge und pflanzen ihre Batterieen am Ufer auf.

Allein in der Stadt geblieben, mußte sich das 4te Linienregiment durch diese angehäufte Menge einen Weg bahnen. Es verdichtet seine Reihen, stürzt sich unter schallendem Hurrah mit dem Bajonett auf diese Menschenmasse, richtet ein namenloses Blutbad an und bricht sich eine Bahn. Die Brücke ist mit Todten bedeckt. Die blutgefärbte Narew trägt nur noch Leichen oder Sterbende dahin.

Es ist elf Uhr Morgens. Hinter dem 4ten Linienregiment stürzen sich die Grenadiere von Astrachan und die Suwaroff's unter einander auf die halb zertrümmerten Brücken. Die polnischen Kanoniere, welche mehrere Male den Weg rein gefegt haben, werden einer um den andern von den Plänklern niedergemacht und liegen todt auf ihren Plätzen. Um ihre Geschütze herum entspinnt sich der Kampf auf dem rechten Ufer. Die Russen sind durch das Feuer von achtzig Kanonen geschützt, welche sie wegen der Krümmung des Flusses hufeisenförmig auf dem linken Ufer aufgepflanzt haben. Auf einmal kommt der bestürzte Generalissimus mitten unter den Polen an. Bis jetzt ruhig in seinem Hauptquartier, hatte er das Feuer eines einfachen Gefechtes zu hören geglaubt. Die um ihre Bivouacs herumsitzenden Truppen hatten seit dreißig Stunden nichts gegessen. Auf die Nachricht, daß die russische Armee auf das linke Ufer dringe, sammelt man sich tumultuarisch, die Bataillone stürzen sich ohne Ordnung, ohne Zusammenhang dem Feinde entgegen. Verzweiflungsvoll ritt Skrzynecki mit verhängten Zügeln von einer Kolonne zur andern und rief: „Zu mir, Rybinski! zu mir, Malachowski! Vorwärts! Vorwärts Alle!" Er selbst stürzt sich, während sein Rock von Kugeln durchlöchert wird, auf die Brücke, von wo sich mit jedem Augenblick neue Massen ergießen, nimmt seine Bataillone eines um's andere, und wirft sie eines um's andere in's Gemenge. Die Generale gehen mit gutem Beispiele voran; Langermann, Pac, Müchowski, Prondzynski führen wüthende, aber nutzlose Angriffe aus: die polnische Artillerie hat bald keine Munition mehr; die einzige Batterie des Obersten Bem trägt den Tod

in die feindlichen Reihen. Man schlägt sich Leib an Leib mit Säbeln und Sensen. Eine Art Wahnsinn bemächtigt sich der Polen. Man sieht Hunderte von Offizieren sich mit dem Degen in der Hand und die Varsovienne singend in das erste Glied stürzen. Die Lanziers wollen jetzt angreifen und der Generalissimus treibt sie spornstreichs vorwärts, aber ihre Pferde sinken bis an die Brust in den schlammigen Boden, und sie werden vernichtet, ohne zu kämpfen.

Die Nacht sank herab; das Schlachtfeld war nur noch ein unermeßlicher Friedhof. Es war Skrzynecki gelungen, wenigstens nicht die ganze russische Armee auf das rechte Ufer herüberziehen zu lassen. Er blieb Herr des Terrains. Aber es hatte ihn 7000 Mann gekostet. Die Generale Kicki und Kaminski waren todt; außer ihnen 270 Offiziere. Die Russen zogen in der Nacht über die Narew zurück, nachdem sie mehr als 10,000 Mann verloren hatten. Der polnische Generalissimus ordnete den Rückzug nach Warschau an, und als er mit Prondzynski in den Wagen stieg, sprach er mit beklommenem Herzen Kosciusko's berühmte Worte: *„Finis Poloniae."*

Ins Lager von Pultusk zurückgekehrt, wohin die Cholera ihn begleitet hatte, und schmerzlich betrübt über seine Verluste, war Diebitsch in tiefe Schwermuth versunken. Er zweifelte nicht mehr daran, daß die Gunst seines Herrn sich von ihm abgewendet, und suchte seine Bangigkeit, seine Demüthigungen in Trunkenheit zu vergessen. Auf einmal vernahm man, daß der Graf Orloff im Lager angekommen sei. Der Abgesandte des Kaisers trug einen unheilverkündenden Namen. Orloff zählte zwei Fürstenmorde in seinen Familienüberlieferungen. Jedermann sah in der plötzlichen Erscheinung dieses Mannes die Ankündigung eines geheimnißvollen Todesurtheils.

Der Graf und der Feldmarschall hatten eine Unterredung, setzten sich an dieselbe Tafel, und am 11. Juli übernahm der General Toll den Oberbefehl über die russische Armee. Diebitsch war unter schrecklichen Schmerzen gestorben. Unterlag er der Pest oder diesem Hasse der Großen der Erde, der gleichfalls eine furchtbare Geißel ist? Die Völker glaubten an eine Vergiftung.

Von Pultusk begab sich der Graf Orloff nach Minsk, wo sich der Großfürst befand. Sie hatten eine Unterredung, setzten sich an dieselbe Tafel und Konstantin starb.

Die Fürstin von Lowicz liebte ihren Gatten, den Tiger, welchen sie gezähmt hatte. Da sie überall nur Feinde um ihn sah, so hatte sie ihn mit einer wachsamen und muthvollen Zärtlichkeit umgeben, mit der bewunderswürdigen Macht der Aufopferung, welche den Frauen kostbar macht, was hinfällig oder bedroht ist. Als Konstantin gestorben war, fühlte sie weder die Kraft, noch den Wunsch in sich, ihn zu überleben, und da sie den Zweck

ihres Daseins verloren hatte, so erlosch sie in frommem Schmerze, stumm und ruhig.

Viele Thränen wurden auf das Grab dieser so schönen und so zärtlichen Polin vergossen. Die Edelsinnigkeit ihrer Liebe und ihr wohlthätiger Einfluß war Niemand ein Geheimniß geblieben. Was Konstantin betraf, so verschonte der öffentliche Fluch, der unaufhörlich auf seinem Leben gelastet hatte, auch sein Andenken nicht. Ein Fluch so furchtbarer Natur, daß er selbst das Interesse erstickte, das hochgestellte Opfer einzuflößen pflegen! Denn wie Diebitsch's Tod, wurde auch der des Großfürsten einer schwarzen Schandthat zugeschrieben. Und man muß es sagen, ein seltsames Zusammentreffen von Umständen machte diese Schandtthat wahrscheinlich in den Augen der Masse, welche gerne an das Uebermaß der Schlechtigkeit glaubt.

Inzwischen waren Nikolaus und der Graf Orloff, sein Günstling, Männer, welche von denjenigen, die sie kannten, eines Verbrechens dieser Art für unfähig gehalten wurden. Ueberdieß hatte man Mühe, die entsetzliche Idee eines Brudermordes mit den Erinnerungen zu vereinigen, welche sich an die Krönung des Kaisers knüpften, Erinnerungen, auf die wir — man wird es uns verzeihen — hier zurückgehen, weil sie zur Beleuchtung einer Frage dienen können, die 1831 ganz Europa beschäftigt hat.*)

Obgleich Konstantin schon zu Alexanders Lebzeiten auf die Krone der Czare Verzicht geleistet, so hatte Nikolaus bei der Nachricht, daß der älteste der Familie gestorben sei, doch nicht gewagt, einen Thron zu besteigen, zu welchem der Weg ihm nur durch eine zweifelhafte Entsagung geöffnet war. Constantin befand sich zu dieser Zeit in Polen. Nikolaus schickte einen Adjutanten, Namens Saburoff, zu ihm, mit dem Auftrag, ihm die Nachricht von Alexanders Tod zu überbringen und ihn als Kaiser zu begrüßen. Als er sich von dem Abgesandten seines Bruders als Majestät behandeln hörte, gerieth Konstantin in eine furchtbare Wuth. Schwankend zwischen dem Wunsche, zu herrschen, und dem, seinem Versprechen nicht ungetreu zu werden, befahl er ihm, ihn allein zu lassen. Selbst die Fürstin von Lowicz konnte in diesem feierlichen Augenblicke nicht mit ihm sprechen und sich nicht nahen; aber sie machte ihm aus der Ferne ein Zeichen und rang flehend die Hände. Konstantin blieb zwei Stunden in sein Gemach eingeschlossen. Die zertrümmerten Möbel, die zerschmetterten Spiegel gaben Zeugschaft von der Art, wie die überwallenden Leidenschaften dieser wilden Seele sich erschöpft hatten. Jetzt zeigte er ein ruhiges Gesicht. Er ging auf die noch ganz

*) Die Einzelheiten, welche wir über die Krönung des Kaisers Nikolaus geben wollen, sind uns von einem Augenzeugen, einem Mitglied des diplomatischen Corps, mitgetheilt worden.

trostlose Fürstin von Lowicz zu und sagte zu ihr: „Beruhigen Sie sich, Madame, Sie werden nicht herrschen."

Saburoff kehrte in die Hauptstadt der Czare zurück. Der Einwilligung seines Bruders gewiß und Ueberwinder einer Verschwörung, welche die Familie Romanow an den Rand des Verderbens gebracht hatte, sah sich Nikolaus entschieden Kaiser geworden. Er ordnete die Vorbereitungen zu seiner Krönung an. Aber damit im Gemüthe der alten Russen, deren Physiognomie und Charakter sein Bruder getreuer wiedergab, als er, kein Zweifel über seine Legitimität zurückblieb, war es durchaus nothwendig, daß Konstantin selbst nach Moskau kam und durch seine Gegenwart allen Argwohn widerlegte. Nikolaus erwartete ihn lange Zeit mit Aengstlichkeit. Endlich, am Vorabend des anfänglich festgesetzten Krönungstages stieg Konstantin, von einem einzigen Adjutanten begleitet, aus dem Wagen. Nikolaus ging ihm mit strahlendem Gesichte und zugleich voll Rührung entgegen; aber wer beschreibt seine Ueberraschung, als der Großfürst ihm in trockenem Tone erklärte, er komme bloß, um der Feier anzuwohnen, und werde noch am selben Abend nach Polen zurückkehren. Um das Maß seiner Verlegenheiten voll zu machen, mußte Nikolaus seinem Bruder gestehen, daß die Vorbereitungen noch nicht vollendet seien und die Krönung folglich erst nach Verfluß von acht bis zehn Tagen stattfinden könne. Bei dieser Nachricht äußerte Konstantin seine Unzufriedenheit mit einer plumpen Freimüthigkeit, wiederholte aber die Versicherung, daß er Verzicht leiste. Inzwischen hatte sich das Gerücht von Konstantins Ankunft in Moskau verbreitet, und die Altrussen, die Männer mit den langen Bärten, versammelten sich auf den öffentlichen Plätzen und ließen mit einer düstern Begeisterung seinen Namen erschallen. Verzehrt von Sorgen, wußte Nikolaus nicht, wie die wilde Gemüthsart dieses Bruders besänftigen, der ihn beschimpfte, während er ihm eine Krone schenkte. Um Konstantin's müßige Stunden zu ergötzen, ordnete er große militärische Manöver an, welche jeden Tag beide Brüder aus Moskau führten. Aber kaum waren sie zur Stadt hinaus gekommen, so trennte sich Konstantin mit rohem Trotze von dem Kaiser, und zog die wogende Masse der Bevölkerung sich nach, so daß dem bestürzten und gedemüthigten Czar kein anderes Geleite blieb, als das diplomatische Corps. So standen die Sachen, als Konstantin zufällig erfuhr, Nikolaus habe Befehl gegeben, in der Kirche, wo die Krönung stattfinden sollte, seinem Throne gegenüber und neben dem der Kaiserin Mutter auch einen für seinen ältesten Bruder zu errichten. Von diesem Augenblicke an glaubte man eine tiefe Veränderung auf Konstantin's Gesichte und in seinem Benehmen zu bemerken. Am Tag vor der Krönung, als der Kaiser auf den Kremelplatz herabgekommen war, um wie gewöhnlich die Parade an sich vorüberziehen zu sehen, geschah es, daß das

Bataillon, welches gemustert werden sollte, zu dem Regiment gehörte, dessen Chef Konstantin war. Da der Titel Regimentschef in Rußland ein reiner Ehrentitel ist und sogar Prinzessinnen ertheilt werden kann, so war für den Großfürsten keine Verbindlichkeit vorhanden, ins Glied zu treten. Alles war daher erstaunt und gerührt, als man ihn auf einmal hinter dem Marschall Sacken und rechts von dem ersten Grenadier der zweiten Linie sich aufstellen sah. Das Bataillon setzte sich in Bewegung. Auf den zur bevorstehenden Feier aufgeschlagenen Gerüsten drängte sich eine unruhige Masse von Zuschauern. Am Ende des Kremelplatzes wartete der Kaiser, unbeweglich, sich selbst überwachend, aber das Herz voll Unruhe. Konstantin ging fortwährend in Reihe und Glied und Schritt haltend über den ganzen Platz. Angekommen vor demjenigen, den er zum Kaiser machte, erhob er ehrerbietig die Hand zum militärischen Gruß: da ergriff ihn Nikolaus am Arme, und als Konstantin sich beugte, um dem Bruder, der nunmehr sein Gebieter geworden, die Hand zu küssen, zog der Kaiser ihn lebhaft an seine Brust, und sie umarmten sich. Jetzt fingen Viele an, Thränen zu vergießen, und das Volk, gerührt durch die Größe dieses Schauspiels, erhob ein Beifallsgeschrei, das lange auf dem Kremelplatze nachhallte. Am andern Tag in der Kirche ließ der Großfürst den für ihn bereit gehaltenen Thron leer und stellte sich bescheiden neben dem Großfürsten Michael auf. Nie war eine Investitur von rührenderen Beweisen heldensinniger Entsagung begleitet.

Man begreift, wie wenig diejenigen, welche den Eindruck solcher Szenen bewahrt hatten, sich mit der Vermuthung eines feigen Mordes befreunden konnten. Auf der andern Seite waren diese Dinge schon vor mehreren Jahren vor sich gegangen, und die Verhältnisse zwischen den beiden Brüdern waren seitdem nicht ungetrübt gewesen. Ueberdies muß hinzugefügt werden, daß das Benehmen Konstantins im polnischen Kriege etwas Unerklärliches gehabt hatte. Man erzählt, er habe, weit entfernt, zu den Erfolgen der Russen beizutragen, sich über ihre Unfälle gefreut und keinen Hehl daraus gemacht, sei es nur, daß die untergeordnete Rolle, welche man ihm in diesem Feldzuge angewiesen, seinen maßlosen Hochmuth erbittert hatte, oder daß es ihm angenehm war, zu zeigen, was diese polnischen Krieger, die er zur Kriegskunst herangebildet zu haben sich rühmte und fortwährend seine Kinder nannte, im Felde vermögen.

So entfernt der Schauplatz dieser Ereignisse von Frankreich war, so folgte die französische Nation denselben doch mit einer leidenschaftlichen Aufmerksamkeit, die sich kaum durch das Gefühl selbsterlittener Unbilden ablenken ließ. Wichtige Dinge, Dinge, die es nahe berührten, hatten inzwischen in Portugal stattgefunden. Hier herrschte Don Miguel, angebetet

von den Bettlern, die seine Geschenke ernährten, aber verabscheut von der ganzen übrigen Nation, welche er zum Spielzeug seiner blutigen Launen gemacht hatte. Don Pedro, sein Bruder, dankte in Folge künstlicher, von ihm selbst hervorgerufener Unruhen ab und verließ Brasilien, um in Europa die Sache seiner Tochter Donna Maria gegen den Usurpator der Krone von Portugal zu vertheidigen. So bedroht und trotz aller Bemühungen weder von England, noch von Frankreich anerkannt, lebte Don Miguel in einem fortwährenden Zustande der Wuth, dehnte seine Tyrannei immer mehr aus, und rächte sich an den Fremden wegen des allgemeinen Hasses, den er einflößte. Schon mehrere Male hatten in Lissabon ansässige Franzosen unter den Verfolgungen dieses trotzigen Prinzen seufzen müssen. Ein Studirender der Universität Coïmbra, Herr Bonhomme, und ein Kaufmann, Herr Sauvinet, beide Unterthanen Frankreichs, waren ganz besonders Opfer einer Unterdrückung geworden, deren Uebermaß keine Grenzen kannte. Spezialkommissionen überliefert, bei welchen der Henker sich im Richter verbarg, wurde der erste wegen eines eingebildeten Vergehens verurtheilt, auf dem öffentlichen Platze zu Lissabon gepeitscht zu werden, und der zweite, in Anklagestand versetzt, weil am Tag einer Emeute aus seinem aller Welt geöffneten Garten eine Rakete gekommen war, wurde zur Deportation nach den glühenden Küsten Afrika's verurtheilt. Der französische Konsul beklagte sich: man wies seine Beschwerden mit Verachtung zurück, und er mußte sich einschiffen.

Alsbald erhielt der französische Schiffskapitän Rabaudy Befehl, eine leichte Division von einigen Fregatten vor den Tajo zu führen. Er hatte den Auftrag, für die Franzosen in Lissabon Genugthuung und Schadensersatz zu verlangen, und im Fall der Weigerung von Seiten der portugiesischen Regierung die Einfahrt des Tajo zu blokiren. Aber Don Miguels Zorn wuchs mit seinen Gefahren, und das gegen Herrn Bonhomme erlassene Urtheil wurde mit frechem Trotz vollzogen.

Jede Zögerung war der französischen Regierung verboten. Ueberdies ließ England, das gleichfalls von Don Miguel beschimpft wurde, den Weg frei, welcher zu ihm führte. Herr von Rabaudy begann sein Geschäft mit Verfolgung des portugiesischen Geschwaders, welches die von einigen Anhängern Don Pedro's besetzte Insel Terceira blokirte. Zu gleicher Zeit segelte der Contreadmiral Roussin auf dem Schiffe Suffren von Brest ab, um sich an die Spitze eines Geschwaders zu stellen, welches von Toulon aus am Vorgebirge St. Maria zu ihm stoßen sollte. Am 25. Juli kam der Admiral Roussin vor dem Cabo Roca an, setzte sich Tags darauf mit Herrn Rabaudy, der so eben seine sechszehnte portugiesische Prise nach Brest abgesandt hatte, in Verbindung und erhielt am 6. Juli

Nachricht von dem Geschwader, das man ihm von Toulon aus zuführte. Dasselbe bestand aus fünf Schiffen, zwei Fregatten und zwei Aviskorvetten. Es stand unter der Flagge des Contreadmirals Hugon, welcher die Schiffskapitäne Maillart-Liscourt, Forsans, Moulac, von La Susse, Le Blanc, von Chateauville, Casy und die Fregattenkapitäne Jouglas und Delofre unter seinen Befehlen hatte. Im Verein mit dem Schiffe Suffren und der Melpomene, welche von den Schiffskapitänen Trotel und von Rabaudy befehligt wurden, und den Avisschiffen Eglé, Hussard, Endymion unter dem Kommando der Herren Raffy, Thoulon, Nonay bot sie einen prachtvollen Anblick dar und zeugte laut von der Seemacht Frankreichs.

Am 7. Juli ließ der Admiral Roussin Anker werfen, theilte den Kapitänen das Nähere seines Planes mit, übergab ihnen Franzini's Bemerkungen über die Tajoeinfahrt und setzte alles in Bereitschaft, um einen entscheidenden Schlag zu führen. Aber bevor er sich in ein Unternehmen einließ, das zur Zerstörung einer Stadt von 280,000 Seelen führen konnte, glaubte er einen letzten Friedensversuch machen zu müssen und schrieb in diesem Sinne an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Vicomte von Santarem. Da der Vicomte zur Antwort gab, die portugiesische Regierung verwerfe die Forderungen Frankreichs, so beschloß der Admiral Roussin auf's Bestimmteste, die Tajoeinfahrt zu erzwingen.

Die Winde waren nicht sonderlich günstig, und die Fischer, welche man aufgefordert hatte, das Geschwader zu begleiten, erklärten sie für zu kurz. Auf der andern Seite war das Unternehmen gewagt. Ein portugiesisches Geschwader von acht Schiffen lag quer über dem Flusse; Truppenkorps waren von Belem an staffelförmig längs des Ufers aufgestellt und zahlreiche gut verproviantirte Vesten bedrohten die Angreifer. Aber im französischen Geschwader waren sowohl Soldaten als Matrosen voll Begeisterung. Europa hatte seit langer Zeit die Ansicht angenommen, der Tajo sei von der Meeresseite her uneinnehmbar, und dies war für unsere unerschrockenen Seemänner ein Grund zu erhöhter Ungeduld. Am 11. Juli erhoben sich die Winde um acht Uhr; um zehn Uhr lichtete das Geschwader die Anker und Mittags um halb zwei Uhr steuerte es mit vollen Segeln zwischen den Vesten St. Julian und Bugio in den Tajo.

Die zur Rechten der Linie aufgestellten Korvetten sollten ausschließlich den Thurm von Bugio beschießen, und der von St. Julian sollte das Feuer der Schiffe auszuhalten haben. Der Admiral Roussin hatte gefürchtet, die Schiffe möchten vor diesen beiden Vesten so großen Schaden nehmen, daß es ihnen unmöglich würde, ihren Zug fortzusetzen; in diesem Fall sollte das Geschwader gegenüber vom Paco d'Arcos ankern; im entgegen-

gesetzten Fall sollte es sich quer vor das portugiesische Geschwader und die Quais von Lissabon legen.

Nachdem die beiden ersten Vesten an der Einfahrt ihr Feuer eröffnet hatten, fuhr das französische Geschwader zehn Minuten lang vorwärts, ohne es zu erwiedern. Etwa fünfhundert Klafter von St. Julian angekommen, feuerten die Schiffe, und alsbald zeugte eine Wolke von Sand und Steinen für die gute Berechnung ihrer Schüsse. Zu gleicher Zeit zerstörten die Fregatten und Korvetten den Thurm von Bugio. Das Gleiche geschah allen andern Vesten. Ihr schlecht geleitetes Feuer verursachte dem französischen Geschwader, dessen Mannschaft unter fröhlichem Geschrei vor dem Feinde vorüberzog, beinahe keinen Schaden.

Um vier Uhr segelte der Suffren, welcher den Zug anführte, auf sechszig Klafter an der Veste Belem hin. Bald rückten der Trident, der Alger, der Algesiras, sowie die Korvetten und Fregatten dem portugiesischen Geschwader entgegen, das quer zwischen der Stadt und der Spitze von Pontal lag. Die Pallas, welche die meisten dieser Schiffe an Schnelligkeit übertraf, feuerte die ersten Salven ab. Die portugiesische Flagge verschwand.

Um fünf Uhr hatte das ganze französische Geschwader dreihundert Klafter von den Quais von Lissabon, wo die tiefste Stille herrschte, geankert. Der Admiral Roussin schrieb sogleich dem Vicomte von Santarem folgenden Brief, welchen er dem Korvettenkapitän Olivier übergab:

„Herr Minister,

„Sie sehen, daß ich mein Wort halte: ich habe Ihnen gestern angekündigt, daß ich mit Gewalt in den Tajo dringen würde. Jetzt sehen Sie mich vor Lissabon. Alle Ihre Vesten liegen hinter mir und vor mir habe ich nur noch den Pallast der Regierung. Lassen wir es nicht zum Skandal kommen. Jederzeit großmüthig, bietet Ihnen Frankreich dieselben Bedingungen wie vor dem Siege. Indem ich die Früchte desselben ernte, behalte ich mir nur vor, Schadensersatz für die Opfer des Kriegs hinzuzufügen.

„Ich habe die Ehre, Sie um eine alsbaldige Antwort zu ersuchen.

„Empfangen Sie, Herr Minister, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

„Der das französische Tajogeschwader kommandirende Contreadmiral,

Baron Roussin."

Da der Vicomte von Santarem zur Antwort gab, er stimme den im Briefe vom 8. ausgesprochenen Vorschlägen bei, eine zweideutige Beistimmung, wodurch er den neuen, im Briefe vom 11. enthaltenen Bedingungen zu entwischen suchte, so schickte der Admiral Roussin dem portugiesischen Minister ein vollständiges Verzeichniß der Vorschläge Frankreichs zu.

Sie bestanden in der Nichtigerklärung der gegen französische Bürger erlassenen Urtheile; in der Festsetzung einer Entschädigung für Jeden unter ihnen, der sich über die portugiesische Regierung zu beklagen hätte; in der Absetzung des Polizeichefs des Königreichs; in einer Entschädigung von 800,000 Franken für die Kosten der Expedition; in der Anschlagung dieser Thatsachen an den Häusern aller Straßen, durch welche der Student von Coimbra in beschimpfender Weise geführt worden war. Diesen Bedingungen fügte der Admiral Roussin noch eine nach Anhörung der interessirten Parteien festzusetzende Entschädigung für die dem französischen Handel erwachsenen Nachtheile bei. Endlich erklärte er die portugiesischen Schiffe, welche ihre Flagge unter das Feuer seines Geschwaders geführt, als französisches Eigenthum.

Da der Vicomte von Santarem Versuche machte, die Sache in die Länge zu ziehen, und zu wünschen schien, daß die Unterhandlungen nicht auf dem Schiffe des Admirals, wie dieser verlangte, sondern im Pallaste Belem stattfinden, so schrieb der Admiral Roussin am 13. Juli dem Vicomte:

„Herr Minister,

„Sie treiben mich zum Aeußersten, und ich habe die Ehre, Ihnen zu erklären, daß das Ihnen keinen Nutzen bringen kann. Ich beziehe mich auf meinen Brief von heute und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich, wofern nicht bis morgen Mittag der Vertrag, dessen Grundlagen Sie angenommen haben, unterzeichnet ist, die Feindseligkeiten gegen Lissabon wieder beginnen werde .... Ich erwarte Ew. Exzellenz oder den Bevollmächtigten, welchen Sie ernennen werden, heute oder morgen bis Mittag. Ich werde ihn an meinem Bord und sonst nirgends empfangen.

„Ich habe die Ehre, Sie meiner ausgezeichneten Hochachtung zu versichern.

„Der das französische Tajogeschwader kommandirende Contreadmiral,

Baron Roussin.“

Am 14. waren die Unterhandlungen am Bord des Admiralschiffes zu Ende gebracht. Frankreich war gerächt, und einige Zeit nachher wurde die portugiesische Flotte, welche Don Miguel nicht gegen eine bestimmte Anzahl portugiesischer Staatsgefangener, deren Befreiung der Admiral Roussin großmüthigerweise verlangte, hatte auslösen wollen, gefangen nach Brest gebracht.

Diese glänzende Expedition fand in Frankreich keinen sonderlichen Anklang. Fast immer durch Parteifeindseligkeiten über das große Interesse der Nationalität geblendet, maß die Opposition ihre Lobsprüche mit kärglicher Vorsicht zu, und selbst die Regierung sprach nur mit verhaltenem

Vergnügen von einem Erfolg, welcher ihre Festigkeit zu ehren schien, wegen dessen sie aber Englands Argwohn fürchtete. Dieses zeigte sich auch wirklich nicht gleichgültig. Ungerechte, eifersüchtige Reden wurden im Parlament gesprochen. Pitt hatte sterbend seinen Nachfolgern die ganze Galle seines Genies vermacht.

Inzwischen war England in Folge unserer Fehler damals mächtig genug, um uns einen Augenblick des Stolzes nicht zu mißgönnen. Denn der Triumph unserer Marine vor Lissabon wurde grausam aufgewogen durch die Niederlagen unserer Diplomatie in London und Brüssel.

Um aber gehörig zu begreifen, wie sehr sie überwunden und gedemüthigt wurde, ist es nothwendig, die Akte der Londner Konferenz, so wie sie auf einander erfolgten, zusammenzustellen und zu wiederholen, Akte, welche überdies durch eine beklagenswerthe Dunkelheit geschützt wurden, und deren Verkettung dasjenige bildet, was man die hohe Komödie der Geschichte nennen könnte.

In ihrem Protokoll Nr. 1, dem vom 4. November 1830, hatte sich die Londner Konferenz darauf beschränkt, die Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Holland und Belgien vorzuschlagen. Dieses Protokoll war mit Mäßigung abgefaßt. Die fünf Großmächte schienen darin ihrer Einschreitung bloß den Charakter einer rein philanthropischen Absicht zu geben; sie behielten sich kein anderes Recht vor, als das, „die Lösung der politischen Fragen zu erleichtern."

Belgien hätte einer Akte dieser Art seine Beistimmung nicht verweigern können, ohne den Entschluß anzukündigen, gegen Holland auf dem Wege der Gewalt und Eroberung zu verfahren. Auch wurde das Protokoll vom 4. November von sämmtlichen Mitgliedern der provisorischen Regierung Belgiens angenommen, selbst Herrn von Potter mit inbegriffen.

Da inzwischen dieses Protokoll in Beziehung auf die Waffenstillstandslinie eine zweideutige Phrase enthielt, aus welcher die furchtbarsten Stürme hervorgehen konnten, so erklärte die Regierung ausdrücklich in ihrer Beistimmungsakte, daß sie „unter der vorgeschlagenen Linie die Grenzen verstehe, welche gemäß dem Artikel 2 des Grundgesetzes der Niederlande die nördlichen Provinzen von den südlichen mit Inbegriff des linken Scheldeufers trennen." Dieser Vorbehalt war sehr klar; er bewies, daß die Belgier dem Protokoll nur bedingungsweise beitraten, und daß sie der Konferenz das Recht nicht zuerkannten, nach eigenem Wohlgefallen zu bestimmen, auf welchen Grundsätzen das Abgrenzungssystem der beiden Länder beruhen solle, die eine Revolution getrennt hatte.

Aber die Diplomatie hat ihre eigenen Mittel und Wege. Von London

zurückgekehrt, erklärten die beiden Kommissäre der Konferenz, die Herren Cartwright und Bresson, daß sie den oben erwähnten wichtigen Vorbehalt nur als eine einfache Bemerkung angenommen haben. Sie gaben sogar zu verstehen, daß dieser Vorbehalt bloß der Ausdruck einer eigenthümlichen Anschauungsweise des Herrn Tielemans sei, welchen die provisorische Regierung beauftragt hatte, mit ihnen zu verhandeln.

Aber wie konnte Herr Tielemans bei einer Unterhandlung, wo er nur in der Eigenschaft eines Bevollmächtigten sprach, eine Klausel, von welcher die Zukunft seines Landes abhing, als seine persönliche Ansicht dargestellt haben? Diese Voraussetzung war geradezu lächerlich. Gleichwohl ging die Konferenz von ihr aus, um in ihrem Protokoll vom 17. November anzukündigen, daß von belgischer Seite eine vollkommene und einfache Zustimmung zu dem Protokoll Nr. 1 stattgefunden habe. Daraus zogen denn die fünf Mächte den absonderlichen Schluß, daß ihnen fortan allein das Recht zustehe, über das Schicksal Belgiens zu verfügen, und daß letztgenanntes Land, indem es in den Waffenstillstand willigte, sich nicht bloß gegen Holland, sondern auch gegen die fünf großen Mächte verbindlich gemacht habe.

Somit hatte also eine unbewiesene Annahme, eine nichtssagende Zweideutigkeit genügt, um das, was im Anfang bloß eine philanthropische Vermittlung war, zur Bedeutsamkeit eines Schiedsgerichts zu erheben, gegenüber welchem weder ein Widerstand, noch eine Appellation stattfinde. Auf solche geringfügige Schulbubenkniffe reduzirt sich indessen die Gewandtheit aller der großen Geister, deren Tiefe und Einsicht das gewöhnliche Publikum mit einfältiger Verwunderung begrüßt.

Dem sei, wie ihm wolle, die Usurpation war ausgesprochen, und es blieb nichts mehr übrig, als sie in's Werk zu setzen. Das that die Konferenz in ihrem Protokoll vom 20. Dezember, welches das vereinigte Königreich der Niederlande als aufgelöst erklärte und von Seiten des Königs Wilhelm die bereits mitgetheilte Protestation hervorrief.

Aber auf welchen Grundlagen sollte diese Trennung bewerkstelligt werden, die man so eben auf diplomatischem Wege verfügt hatte, und was sollten die beiderseitigen Grenzen sein?

In Betreff der Territorialabtheilung standen drei Punkte im Streit.

Der König von Holland erinnerte daran, daß er in den Verhandlungen des Wiener Kongresses das Großherzogthum Luxemburg als Ersatz für die von ihm abgetretenen nassauischen Länder erhalten habe. Demzufolge sprach er diese Provinz im Namen des Hauses Nassau und im Namen des deutschen Bundes an. Aber darauf konnten die Belgier antworten und antworteten auch: nach dem alten Recht habe Luxemburg niemals besondere Beziehungen

zu Deutschland gehabt; seit seiner Erwerbung durch den dritten Herzog von Burgund bis zur französischen Eroberung habe es nie aufgehört, als integrirender Theil der südlichen Provinzen der Niederlande angesehen zu werden, und seine Beziehungen zu Deutschland schreiben sich erst vom Jahre 1815 her, wo es fingirter Weise gegen die nassauischen Länder ausgetauscht worden sei. Nun hatte Wilhelm diese Fiktion selbst vernichtet, indem er das Großherzogthum Luxemburg auf's Förmlichste und Vollständigste dem Königreich der Niederlande einverleibte und den Prinzen Friedrich, seinen Sohn, welchem diese Vereinigung die künftige Souveränetät des Großherzogthums raubte, mit Staatsdomänen schadlos hielt. Diese Gründe waren schlagend und schöpften eine unwiderstehliche Kraft in der Begeisterung, mit welcher die Bewohner Luxemburgs sich der belgischen Revolution angeschlossen hatten.

Der zweite Gegenstand des Streites betraf Limburg. Wenn man die von 1790 bis 1813 Holland abgenommenen Eroberungen als nichtgeschehen betrachtete und annahm, daß es sich 1813 als altes Volk wieder konstituirt habe, so hatte Holland diplomatisch unstreitig ein Recht auf einen Theil von Limburg. Denn 1790 besaß es daselbst die Stadt Venloo nebst dreiundfünfzig Dörfern und theilte mit dem Fürstbischof von Lüttich die Oberherrlichkeit über die Stadt Mastricht. Aber durften solche Beweisgründe den Willen der Bewohner Limburgs überwiegen, welche sich für die Revolution erklärt hatten und Belgier sein wollten?

Die dritte Frage betraf den Besitz des linken Scheldeufers. Hier gründeten sich die Ansprüche Belgiens weder auf die Verträge, noch auf eine energische und unbestreitbare Beistimmung der Bevölkerung; nur konnten die Belgier zu ihren Gunsten alle Gesetze der Zweckmäßigkeit anrufen; denn offenbar blieb Belgien, wenn man ihm das linke Scheldeufer versagte, von dieser Seite bloßgestellt, abgesehen davon, daß die freie Beschiffung des Flusses in diesem Falle eine durchaus illusorische Bestimmung wurde. Ueberdies, wenn man die Holländer im Besitz des linken Ufers, das heißt sämmtlicher zum Abfluß der Gewässer des weiland österreichischen Flanderns errichteten Schleusen, ließ, wer wollte dann Wilhelm hindern, den Boden, aus welchem das belgische Gebiet bestehen würde, nach Belieben zu überschwemmen?

Zu diesen drei Territorialfragen kam noch eine finanzielle. Während der Vereinigung beider Länder waren Schulden kontrahirt worden; welcher Antheil an denselben sollte nun die beiden getrennten Länder treffen? Mußte bei der Theilung dieser Schulden auf ihren Ursprung Rücksicht genommen werden oder nicht?

Solcher Art waren die Schwierigkeiten, welche die Konferenz kraft ihrer angemaßten Allmacht zu lösen hatte. Und sie trug kein Bedenken, dies in einem den theuersten Interessen Belgiens zuwiderlaufenden Sinne zu thun.

Wirklich beschloß sie in ihrem Protokoll vom 20. Januar 1831: 1) „daß die Grenzen Hollands alle Ländereien, Festungen, Städte und Ortschaften in sich schließen sollen, welche der vormaligen Republik der vereinigten Provinzen der Niederlande im Jahre 1790 angehört haben," worin zugleich ein für Holland günstiger Entscheid über die limburger Frage lag; 2) „daß das Großherzogthum Luxemburg, welches die Fürsten des Hauses Nassau kraft eines eigenthümlichen Rechtstitels besitzen, einen Theil des deutschen Bundes bilde und fortwährend bilden solle."

Einige Tage später, im Protokoll vom 27. Januar, vollendete die Konferenz das Verderben Belgiens, indem sie ihm unbedingt den Besitz des linken Scheldeufers verweigerte und den Vorschlag machte, daß $^{16}/_{31}$ von der Gesammtschuld des Königreichs ohne Rücksicht auf ihre Entstehung den Belgiern zugewiesen werden sollen.

Jetzt erkannte Wilhelm eine Kompetenz an, die er anfänglich geläugnet hatte, und trat den in den Protokollen vom 20. und 27. Januar festgesetzten Grundlagen der Trennung bei.

Belgien dagegen protestirte. Vergeblicher Widerstand! Die Diplomaten von London antworteten, die von ihnen beschlossenen Verfügungen seien **„grundlegende und unwiderrufliche Verfügungen"** *), eine Erklärung, welche sie zwei Monate später unter Drohungen **) wiederholten.

Bisher hatte sich, wie man sieht, die Konferenz gegen die Belgier immer feindlich gezeigt, aber jetzt nimmt ihre Politik auf einmal eine andere Farbe an. In ihrem Protokoll vom 21. Mai 1831 scheut sie sich nicht, ahnen zu lassen, daß sie im Begriff stehe, eine tiefgreifende Abänderung an den Grundlagen der Trennung vom 20. und 27. Januar, welche doch grundlegende und unwiderrufliche Verfügungen waren, vorzunehmen. „Die fünf Mächte," heißt es im Protokoll vom 21. Mai, „versprechen, mit dem König der Niederlande eine Unterhandlung einzuleiten,

---

*) Protokoll vom 19. Februar 1831, unterzeichnet: Esterhazy, Wessemberg, Talleyrand, Palmerston, Bülow, Lieven, Matuszewicz.

Herr Nothomb hat über die belgische Revolution ein Buch geschrieben, worin er Scharfblick und Talent beurkundet. Unglücklicherweise waltet viel Diplomatik in diesem Werke vor, das im Grunde nur eine verlegene Rechtfertigung der Akte der Londner Konferenz ist. Herr Nothomb führt in seinem Buche einen Theil des Protokolls vom 19. Februar an, den wichtigsten Theil desselben aber, denjenigen, wo die fünf Mächte von ihren grundlegenden und unwiderruflichen Verfügungen sprechen, zitirt er nicht. Diese Uebergehung ist bedeutungsvoll. Herr Nothomb hat sich genöthigt gesehen, die Geschichte zu verstümmeln, um kein Verdammungsurtheil über die Konferenz aussprechen zu müssen.

**) Protokoll Nr. 22, den 17. April.

deren Zweck sein wird, Belgien gegen billige Vergütungen womöglich den Besitz Luxemburgs zu sichern.

Im Verlauf der Unterhandlungen hatten sich nämlich wichtige Dinge ereignet: der belgische Kongreß war, wie wir weiter oben berichtet, von Seiten des Palais-Royal das Spielzeug einer Intrigue gewesen; die dem Herzog von Nemours angebotene und von Ludwig Philipp ausgeschlagene Krone hatte den Belgiern die Regentschaft des Herrn Surlet von Chokier, eine nothwendig stürmische und anarchische Regentschaft, eingetragen. Endlich hatte die französische Regierung sich Belgien auf immer entfremdet, indem sie dem Gedanken der Protokolle beitrat, welche es plünderten, nachdem sie, als es sich darum gehandelt, eine rivalisirende Kandidatur scheitern zu machen, förmlich erklärt hatte, der Gedanke dieser Protokolle sei nicht der ihrige, und in ihren Augen sei die Londoner Konferenz nur eine einfache Vermittlung. *) So gedemüthigt, schnöde zurückgewiesen und getäuscht hatte sich Belgien endlich von Frankreich losgesagt, um sich England zu nähern, und nun hatte es, Dank dem siegreichen Uebergewichte der Engländer in der Konferenz, in seinen Feinden von gestern auf einmal Stützen gefunden.

---

*) Den 1. Februar 1831 schrieb Herr Sebastiani an Herrn Bresson folgenden Brief:

„Mein Herr, wenn Sie, wie ich hoffe, der belgischen Regierung das Protokoll vom 27. Januar noch nicht mitgetheilt haben, so werden Sie diese Mittheilung verhindern, weil die Regierung des Königs den Bestimmungen desselben nicht beigetreten ist. In der Schuldenfrage, sowie in der über die Festsetzung des Umfangs und der Grenzen des belgischen und des holländischen Gebiets sind wir immer der Ansicht gewesen, daß die Mitwirkung und freie Uebereinstimmung beider Staaten nothwendig sei. Die Konferenz von London ist eine Vermittlung, und die Absicht des Königs geht dahin, daß sie diesen Charakter nicht verliere.

„Genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: **Horace Sebastiani.**"

Dieser Brief wurde dem Kongreß mitgetheilt, während er über die beiden rivalisirenden Kandidaturen des Herzogs von Nemours und des Herzogs von Leuchtenberg debattirte, und trug dazu bei, die letztere scheitern zu machen.

Als die dynastische Gefahr vorüber war, trat die Regierung im Protokoll vom 17. April Nr. 21 mit folgenden Worten dem Protokoll vom 20. Januar bei, welches in dem vom 27. nur seine finanzielle Ergänzung fand:

„Der französische Bevollmächtigte erklärt offiziell auf ausdrücklichen Befehl des Königs, seines Gebieters:

„Frankreich tritt dem Protokoll vom 20. Januar 1831 bei; es billigt vollkommen die in dieser Akte angezeigten Grenzen für Belgien; es wird den Souverän von Belgien nur dann anerkennen, wenn er sämmtlichen Bedingungen und Klauseln des grundlegenden Protokolls vom 20. Januar 1831 förmlich beigetreten ist."

Das heißt Gewandtheit!

Der Triumph des englischen Einflusses war so groß, daß man bald auf den Standpunkt kam, einen englischen Prinzen, Leopold von Sachsen-Koburg, als den einzigen möglichen Beherrscher Belgiens zu betrachten. Um nun seine Erwählung möglichst zu beschleunigen, verfaßte die Konferenz das famöse Protokoll, das unter dem Namen Vertrag der 18 Artikel bekannt ist.

Dieses Protokoll war Belgien eben so günstig, wie das vom 20. und 27. Januar unheilvoll für es waren. Die fünf Mächte erklärten diesmal, die luxemburger Frage sei von der holländisch-belgischen Frage zu unterscheiden, und so lange der Streit dauere, sollen die Belgier das Großherzogthum, das sie inne haben, behalten. Außerdem sicherten die fünf Mächte Belgien alle Bürgschaften zu, die ihm den Besitz des linken Scheldeufers wünschenswerth machten. Es wurde namentlich festgesetzt, daß Belgien in der Stadt Mastricht Anspruch auf den Theil der Souveränetät habe, der im Jahr 1790 Holland nicht gehört hatte. Endlich wurde das Prinzip der Theilung der Schulden nach ihrem Ursprung förmlich angenommen.

Die Konferenz konnte ihr Werk nicht vollständiger verläugnen; sie konnte die von ihr selbst in den Protokollen vom 20. und 27. Januar festgesetzten und zweimal als unwiderruflich erklärten Grundlagen nicht brutaler über den Haufen werfen.

Aber die Konferenz knüpfte an ihre Freigebigkeiten eine Bedingung: die Ernennung des Prinzen Leopold. Englands Wille geschah. Am 4. Juni wurde Leopold als König der Belgier ausgerufen. Unter denjenigen, welche gegen den Kandidaten der Konferenz stimmten, müssen wir Herrn Frison erwähnen, der sein Votum mit folgenden Worten motivirte: „Ich verweigere meine Stimme dem Prinzen von Sachsen-Koburg, weil dieser Prinz die Krone nur unter den von den Protokollen auferlegten Bedingungen annehmen kann, weil er, ich sage nicht der französischen Regierung, sondern Frankreich feindlich ist, und weil ich jede antifranzösische Kombination als ein Unglück für mein Land betrachte.“ Der Vertrag der 18 Artikel hatte übrigens in Brüssel keine günstige Aufnahme gefunden und war im Kongreß Veranlassung zu einer sehr glänzenden und sehr belebten Diskussion geworden.

Aus der flüchtigen Darstellung, die wir so eben gegeben haben, gingen folgende zwei große Thatsachen hervor:

So lange sich der französische Einfluß in Brüssel behauptet, zeigt sich die Konferenz systematisch feindselig gegen Belgien und ist bemüht, es wieder klein und schwach zu machen.

Am Tage, wo der englische Einfluß in Brüssel vorwaltet, ändert die Konferenz plötzlich ihre Politik, trägt kein Bedenken, ihre eigenen Versiche-

rungen auf's Förmlichste Lügen zu strafen, und sinnt, aus Feindseligkeit gegen Frankreich, nur noch darauf, Belgien stark zu machen.

Herrn von Talleyrand's Rolle in London war also ganz und gar bedeutungslos. Als Belgien uns die Arme entgegenstreckte, unterzeichnete er Protokolle, die es schwächten, und in demselben Augenblick, wo es sich von uns trennte, unterzeichnete er andere, die es wieder stark machten.

Und welcher Grund zwang den französischen Gesandten so gebieterisch zu dieser unbegreiflichen Preisgebung aller Interessen seines Landes? Als es sich darum handelte, Belgien gegen uns zu stärken, konnte er da nicht sagen:

Indem die französische Regierung Belgien, das sich uns anbot, zurückwies und die dem Sohne Ludwig Philipps zuerkannte Krone ausschlug, hat sie einen unbestreitbaren Beweis von Mäßigung gegeben. Wir verlangen, daß Europa dies zugestehe. In den Protokollen vom 20. und 27. Januar hat die Konferenz Belgien wieder klein und schwach machen wollen. Mag sie nun darin Unrecht gehabt haben oder nicht, kurz, sie hat über diesen Punkt ihren unabänderlichen Willen ausgesprochen. Sie kann heute diese Erklärung nicht zurücknehmen, ohne Europa zu belügen, dessen Geschicke zu bestimmen sie die Anmaßung hat. Was ist denn seit dem 20. Januar geschehen, das Beschlüsse, die damals als gerecht und zweckmäßig anerkannt worden sind, auf einmal als unbillig und unheilvoll erscheinen lassen kann? Wenn ihr euch Belgien bloß deshalb genähert habt, weil Belgien sich von uns entfernte, so seid ihr also genöthigt, zuzugeben, daß das Band, welches euch hier versammelt, in eurem gemeinschaftlichen Hasse gegen Frankreich liegt; daß die Achtung erworbener Rechte und Vertragstreue bloß Vorwände sind, womit sich der Schreck, der euch gegen uns bewaffnet, und der lange Unmuth, den wir euch eingeflößt haben, bedeckt. Nun gut, wenn es sich so verhält, so erlaubt, daß wir euch bei dem Werke unseres eigenen Verderbens nicht helfen. Im Wiener Kongresse vielleicht mußte sich das überwundene Frankreich dem Gesetze des Stärkeren unterziehen. Auf der Londoner Konferenz hat Frankreich, Gott sei Dank, nicht zur Sühnung seiner Unfälle zu erscheinen, und, vergesset es nicht, es hält jenen Schlüssel zum Schlauch der Stürme in seiner Hand, von welchem Canning sprach!

Was hätten die auswärtigen Diplomaten auf eine solche Sprache antworten können? Die Lenker der französischen Politik mußten höchst mittelmäßige Menschen sein, um nicht einzusehen, daß, wenn die Dynastie Ludwig Philipps Gründe hatte, den Krieg zu fürchten, die auswärtigen Mächte noch weit dringendere Gründe hatten, ihn zu fürchten und zu vermeiden. Wären die Vertreter das Palais-Royal mit irgend einiger Intelligenz begabt gewesen, hätten sie dann nicht den Schreck unserer Feinde benutzen können,

wie unsere Feinde den Schreck zu benutzen wußten, welchen die der neuen Dynastie ergebenen Franzosen empfanden?

Die Entsagung auf die hohe und großsinnige Politik, welche den Bund Frankreichs und Belgiens auf immer gekittet haben würde, war gewiß im höchsten Grade verächtlich; aber nachdem die Politik der dynastischen Eigensucht einmal angenommen war, wäre es dennoch leicht gewesen, sie weniger verderblich zu machen.

Wirklich hatte Belgien, nachdem die Ernennung des Herzogs von Nemours durch die Weigerung des Königs der Franzosen zunichte gemacht war, nicht aufgehört, eine große europäische Verlegenheit zu sein. Es war jetzt ernstlich davon die Rede, es zu theilen.

Nach dem vorgeschlagenen Plane hätte Frankreich den südlichen Theil dieses Landes erhalten, und der westliche wäre Holland wieder zugestellt worden. Preußen hätte sich auf beiden Ufern der Maas und der Mosel festgesetzt, und Antwerpen wäre England überliefert worden. Der Kaiser von Rußland war — wir dürfen es versichern — der Verwirklichung dieses Planes, welchem der Herzog von Mortemart seinen Beifall gab, durchaus nicht abgeneigt. Nikolaus hatte sehr gewünscht, von niederländischer Seite her den Ehrgeiz Frankreichs abzulenken, welcher unter dieser Voraussetzung nur noch die Engländer bedroht haben würde. Was Oesterreich betrifft, so waren alle seine Gedanken vom Hasse gegen Revolutionen überhaupt verschlungen, und es wäre ihm nicht unlieb gewesen, die Belgier für ihre neuerliche Empörung gezüchtigt zu sehen.

Noch einmal, es wäre des Geistes der französischen Nation nicht sonderlich würdig gewesen, sich mit den Vortheilen einer solchen Plünderung verhältnißmäßig bedenken zu lassen. Aber von dem eigensüchtigen Gesichtspunkte derjenigen aus, die uns beherrschten, hätte diese Politik wenigstens den Schein von Gewandtheit gehabt, denn man bot dadurch der unruhigen Laune des französischen Volkes eine Nahrung dar; man tröstete Frankreich über seine Unfälle von 1815, indem man zu seinem Vortheile die Wiener Verträge abänderte, und man brachte die kriegerische Begeisterung der Opposition aus der Fassung.

Das Kabinet des Palais-Royal begriff von allem dem nichts. Seine Politik ermangelte nicht bloß alles Muthes und Edelsinnes, sondern noch weit mehr aller Intelligenz. Sie ließ Lord Ponsonby ganz nach Gefallen orangistische Verschwörungen in Belgien anstiften, ohne einen andern Zweck, als um Belgien in die Arme der Engländer zu werfen; sie ließ ihn dem Kongresse bald schmeicheln, bald drohen, um ihn von uns abzuwenden, eine Absicht, deren Erfolg uns mit Schande bedecken mußte; endlich, nachdem sie Ludwig Philipp genöthigt, für seinen Sohn eine Krone auszuschla-

gen, nach der es ihn gleichwohl gewaltig gelüstete, beraubte sie die Dynastie, welche eine unsterbliche Revolution geschaffen hatte, nicht bloß aller Popularität in Frankreich, sondern auch aller moralischen Geltung in Europa.

Was Herrn von Talleyrand betrifft, so ist die Wahrheit die, daß er ein ungenügender, untergeordneter Kopf war; daß seine Kollegen auf der Konferenz sich seines Rufes gegen ihn selbst bedienten, ihn ihren Absichten unterwarfen, indem sie sich über seine Bonmots entzückt stellten und ihr Spiel mit ihm trieben, wie mit einem Kinde. Eine bedeutungsvolle Lehre, welche zeigt, daß eine Politik, der es an Großsinnigkeit und Geradheit fehlt, nie auf das Prädikat „gewandt" Anspruch machen darf!

Elftes Kapitel.

Allgemeine Erwartung. — Thronrede. — Letzter Kampf zwischen Herrn Laffitte und Herrn Casimir Perier. — Die Versicherungen der Thronrede im englischen Parlament Lügen gestraft. — Lügenhaftigkeit der englischen Allianz: Beschimpfungen gegen Frankreich. — Note vom 19. April 1831 veröffentlicht: Aufregung im Publikum. — Komödiantenhafte Szene in der Pairskammer. — Jahrestag der Revolution; falsche Nachricht verbreitet; Ausbruch des Nationalgefühls. — Einschreitung einer französischen Armee in Belgien; Charakter dieser Einschreitung; ihre Moralität; ihre Ergebnisse. — Muthvolle Haltung des Königs von Holland gegenüber den fünf großen Höfen; er behauptet den Frieden zu seinem Vortheil, weil er keine Furcht vor dem Kriege hat. — Räumung Belgiens durch die französische Armee auf Befehl der Konferenz; der Löwe von Waterloo noch immer aufrecht. — Finanzielle Skandale, berüchtigte Käufe.

Es stand Frankreich ein feierlicher Augenblick bevor. Vielleicht war eine Kammerverhandlung von unermeßlicher Bedeutsamkeit im Begriff, sich zu eröffnen. Polen lag im Todeskampfe und drohte, das alte Uebergewicht des Occidents in seinem Falle nachzuziehen; das Papstthum war mit Gewalt wieder in Besitz seiner weltlichen Souveränetät gebracht und dadurch wieder Mitschuldiger aller irdischen Tyranneien geworden; vier Mächte boten allen ihren Witz auf, um zum Schaden einer einzigen das durch Belgiens Jochabwerfung gestörte europäische Gleichgewicht wieder herzustellen; Frankreich endlich ließ in den Händen einiger hochmüthigen und machtlosen Menschen die Vormundschaft über die aufgeregte Welt schwanken: das waren die Interessen, die sich im Spiele befanden, das die Fragen, um deren Entscheidung es sich handelte.

Auch ist niemals eine neue Versammlung inmitten einer furchtbareren Erwartung und ähnlicher Sorgen auf dem Schauplatze erschienen. Es bedurfte keiner mittelmäßigen Leidenschaften für einen so großen Kampf.

Zu der Aengstlichkeit über die auswärtigen Angelegenheiten gesellte sich übrigens in allen Gemüthern die Ungeduld, das gefährliche, der Nation vorgelegte Problem: soll die Erblichkeit der Pairie beibehalten werden? entschieden zu sehen.

Bloß dem Oberhaupt des Staates das Vorrecht der politischen Erblichkeit bewilligen, hieß augenscheinlich die Monarchie vereinzeln, ihr ihre natürlichen Stützen entziehen und sie dadurch, daß man ihr auf dem Gipfel der Gesellschaft eine ganz ausnahmsweise Stellung schuf, zu einem unsichern, immer drohenden oder bedrohten Leben verurtheilen. Aber in diesem letzten Schlage, welcher der Feudalität versetzt, in dieser letzten Demüthigung, welche einer sterbenden Aristokratie auferlegt wurde, in dieser Erniedrigung des Königthums zu einem Standpunkte, wo es seine Existenz nur der Gnade verdankte, lag etwas ungemein Schmeichelhaftes für den Hochmuth der herrschenden Klasse. Die Abschaffung der Erblichkeit der Pairie war daher bei einer großen Menge von Wahlkollegien Gegenstand eines gebieterischen Auftrags geworden, und die Bourgeoisie beurkundete ein ganz außerordentliches Ungestüm, indem sie das verlangte, was sie in ihrer Unwissenheit als Ergänzung ihres Sieges betrachtete.

Am 23. Juli begab sich der König in's Palais-Bourbon. Die Mitglieder der Pairie hatten sich hier bescheiden mit den Deputirten eingefunden. Die Zeit war also vorüber, wo die Königssitzungen im Luxembourg, wo nicht im Louvre gehalten wurden.

Der Eintritt des Königs in die Hallen der Gesetzgebung wurde mit Beifallsrufen begrüßt; als aber, den Gebräuchen zuwider, ein Herold rief: „Die Königin!“ da trat Stille ein in dieser Versammlung von argwöhnischen Bürgern.

An der Rede des Königs fiel ein gewisser hochmüthiger Ton auf, welcher Casimir Periers Anwesenheit am Staatsruder beurkundete. Die republikanische Meinung wurde in dieser Rede geradezu insultirt. Der Umfang des öffentlichen Elends wurde darin zugestanden, aber ohne eine andere Verlegenheit, als die einer kalten Bewunderung für die Geduld des Volkes. Was die auswärtigen Ereignisse betraf, so kündigte die Rede an, daß das Königreich der Niederlande so, wie es im Jahre 1815 existirt, aufgehört habe zu existiren; daß die nicht zum Schutze Belgiens, sondern zur Bedrohung Frankreichs erbauten Festungen niedergerissen werden sollen; daß im Süden unsere Schiffe die Tajoeinfahrt erzwungen haben, und daß die dreifarbige Fahne unter den Mauern von Lissabon flattere. Aber auf diese

Nachrichten folgte ein entmuthigender, trauererregender Paragraph: „Nachdem ich," sagte der König, „eine Vermittlung zu Gunsten Polens angeboten, habe ich die der anderen Mächte hervorgerufen;" er ließ somit durchschimmern, daß die angebotene Vermittlung verworfen worden sei. Im Uebrigen nicht ein Wort der Hoffnung für das unglückliche Polen. Die Regierung begnügte sich, anzuerkennen, daß der Muth der Polen die alten freundschaftlichen Gesinnungen Frankreichs geweckt, und sie erinnerte daran, daß die Nationalität Polens der Zeit und ihren Wechselfällen Widerstand geleistet habe.

Man bemerkte, daß, während der König sprach, Casimir Perier in einem Manuskripte die gemeinschaftlich abgefaßte Rede nachlas. Eine öffentliche Art, sich zu überzeugen, deren Unziemlichkeit ein lautes Zeugniß für den Verfall des monarchischen Prinzips ablegte.

Dem sei, wie ihm wolle, die königliche Rede wurde in der Versammlung und auswärts günstig aufgenommen. Der russische Gesandte, Herr Pozzo-di-Borgo, hatte der Sitzung nicht mit den anderen Mitgliedern des diplomatischen Corps angewohnt. Und diese Abwesenheit, verabredet oder nicht, paßte für die Zwecke des Ministeriums. Aber noch am Abend der Sitzung lenkte eine in Paris verbreitete Nachricht die Aufmerksamkeit der politischen Kommentatoren auf eine andere Seite. Man erfuhr, daß Herr von Flassans, der mit der Baronin von Feuchères, seiner Tante, aus England zurückkehrte, in Calais eines plötzlichen Todes gestorben sei. Dieses Ereigniß, das an und für sich keine Bedeutsamkeit hatte, brachte gleichwohl eine tiefe Aufregung hervor, sei es nun, weil es den Forschungen der Neugierde eine weite Bahn öffnete, oder weil es den grausamen Deutungen des Parteigeistes neue Nahrung gab.

Der Kammerpräsident mußte erwählt werden. Die Opposition hatte sich Herrn Laffitte ausersehen. Mitglied des alten Kabinets, hätte sein Triumph seine Nachfolger erdrückt. Casimir Perier begriff es, und da er darauf rechnete, daß die Bourgeoisie seiner leidenschaftlichen Aufwallungen bedürfe, so erklärte er, die Ernennung des Herrn Laffitte würde das Signal zur Auflösung des Ministeriums sein.

Die Opposition verdoppelte ihre Anstrengungen, und der Krieg, welchen die Journale der Linken Casimir Perier erklärt, wurde mit einer erstaunlichen Kraft und Entschlossenheit fortgeführt. Sie machten darauf aufmerksam, daß die Thronrede sich wohl gehütet habe, die Festungen näher zu bezeichnen, die in Belgien niedergerissen werden sollten, was ein hochtrabendes Versprechen auf eine würdelose Zweideutigkeit reduzire; sie bestanden auf der Schwäche Don Miguels, des provisorischen Inhabers eines bestrittenen Thrones, des Beherrschers eines Königreichs zweiten Ranges, eines in Eu-

ropa vereinzelten Fürsten, und indem sie mit Bitterkeit die Einfahrt unserer Schiffe in den Tajo mit der Preisgebung des Polens zusammenstellten, dessen Heldensinn man lobpreise, dessen Nationalität man aber nicht anzuerkennen wage, beschuldigten sie das Ministerium vom 13. März, nur da, wo die Gefahr nicht sei, Festigkeit gezeigt und seine Kleinmüthigkeit mit seiner Anmaßung verdeckt zu haben.

Zu gleicher Zeit kam in Paris der Bericht über die Sitzungen des englischen Parlaments an*), Sitzungen, welche die Thronrede mit unerbittlicher Grausamkeit Lügen straften. Von Lord Aberdeen wegen des Plans der Zerstörung von Festungen zur Rede gestellt, „welche," sagte Lord Aberdeen, „nicht bloß zum Zweck gehabt haben, die Niederlande zu vertheidigen, sondern auch Frankreich im Zaum zu halten," hatte Lord Grey, Chef des englischen Ministeriums, geantwortet: „die Sache unterliege noch einer weiteren Erörterung; in einem Protokoll, von welchem Frankreich aus augenfälligen Gründen ausgeschlossen worden," sei allerdings die Schleifung eines Theils der Festungen beschlossen worden; aber in demselben Protokoll haben sich die vier Mächte das Recht vorbehalten, „zu bestimmen, welche geschleift werden sollen." Und dieser für Frankreich so beleidigenden Erwiederung hatte Lord Wellington folgende, noch beleidigendere Worte beigefügt: „Ich sehe mit Vergnügen, daß bloß vier Mächte zu dieser Verfügung beigetragen haben, und daß Frankreich von den Berathungen ausgeschlossen worden ist. Ich bedaure, daß der edle Graf in Betreff Portugals keine Erklärungen zu geben hat. Ich gestehe, daß ich mich gedemüthigt gefühlt habe, als ich vernahm, daß die dreifarbige Fahne unter den Mauern von Lissabon flattere." (Lang andauernder Beifallsruf im Parlament.)

Solche Worte stellten die ganze Lügenhaftigkeit der englischen Allianz in ihrer Nacktheit dar. Das Nationalgefühl empörte sich gegen eine Regierung, welche Frankreich und sich selbst so wenig Achtung zu verschaffen wußte. Ein von den Vertretern der Großmächte an die Konsuln ihrer respektiven Nationen im Kirchenstaate gerichtetes Rundschreiben, welches die Allgemeine Zeitung zu derselben Epoche veröffentlichte, steigerte den Schmerz, von welchem der ganze wohldenkende Theil des französischen Volkes durchdrungen war, auf den höchsten Grad. Das Rundschreiben enthielt die Worte: „Die Vertreter der Mächte haben als passend erachtet, Sr. Heiligkeit das lebhafte Interesse zu bezeugen, welches ihre respektiven Höfe an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe in den Kirchenstaaten nehmen; Gesinnungen, welche die französische Regierung bereits in einer Note ihres Botschaf-

*) Sitzung vom 27. Juli 1831.

ters zu Rom vom 19. April dieses Jahres ausgesprochen hat."*) Die französische Regierung hatte also keine Scheu getragen, während die päpstliche Rache am Aergsten wüthete, sich den andern Höfen anzuschließen, um die unglücklichen italienischen Patrioten zu verdammen, die gleichwohl nur nach dem Beispiel Frankreichs, im Vertrauen auf seine Erklärungen und einige Zeit hindurch mit seiner Unterstützung die Fahne des Aufruhrs erhoben hatten.

Mittlerweile geschah es, daß Herr von Semonville, der Großreferendar, auf den Einfall gerieth, im Saal der Pairie die Fahnen zu entfalten, welche die französische Armee im Jahr 1805 in Ulm erobert hatte, und die bisher in einem geheimen, unverletzlichen Asyl verborgen worden waren. Am Tag, wo diese unerwartete Zurschaustellung stattfand, befand sich der älteste Sohn des Königs auf seiner Pairsbank: „Prinz," sagte Herr von Semonville zu ihm, „Ihnen steht fortan das Recht zu, den Degen zur Vertheidigung dieser Trophäen zu ziehen." Der junge Mann gab eine passende Antwort. Aber diese auf Knalleffekt berechnete Szene konnte in den Augen eines mit Einsicht und spöttischer Laune begabten Volkes keine Gnade finden. Man setzte deutlich auseinander, wie kindisch, ja selbst lächerlich diese epische Demonstration sich neben so vielen Thatsachen ausnehme, aus welchen der Beweis hervorgehe, daß Frankreich sich von Tag zu Tag kleiner zeige.

Solcher Art waren die Vorspiele der Opposition zu den bevorstehenden Kämpfen auf der Tribüne, als die Jahresfeier der Julirevolution kam. Es war ein rührendes Fest durch die Begeisterung, welche sich in die Trauer und Unruhe mischte, die es im Anfang charakterisiren zu sollen schien. Aber als am 29. das leider lügenhafte Gerücht sich verbreitet hatte, die Polen haben einen ausgezeichneten Sieg erfochten, da fand auf einmal in Paris ein Freudenausbruch statt, der vielleicht in den Jahrbüchern der menschlichen Feste Seinesgleichen nicht hat. Dieses Volk, auf welches seine eigenen Erfolge vor Lissabon kaum einen Eindruck gemacht hatten, gab sich, als es Polen siegreich glaubte, einem unbeschreiblichen Entzücken hin. Man lief, dreifarbige Fahnen schwingend und weinend, durch die Straßen; Einige sah man auf den öffentlichen Plätzen tanzen, wie toll; erhabener Wahnsinn! Andere sangen im Chor: „Der Sieg ist unser!"

Dieses Erwachen des revolutionären Geistes mußte natürlich auf die ersten Entscheidungen der Kammer einwirken. Herr Girod (von der Ain), welchen das Ministerium dem Herrn Laffitte entgegengestellt hatte, siegte nur mit fünf Stimmen über den Kandidaten der Opposition. Es war dies ein sehr schwacher Vortheil für das Ministerium; aber Herr Laffitte war ein so

*) Zirkular vom 9. Juli 1831.

großer Name, die Dienste, die er dem Königthum geleistet, waren so ausgezeichnet, sein Mitbewerber war eine so unbekannte Größe, daß die Opposition eben so erstaunt als entrüstet war, den Sieg bloß aufwägen zu können. Herr Chambolle, Sekretär der Präsidentschaft, gab in einem ehrenhaften patriotischen Bedenken auf der Stelle seine Entlassung ein. Herrn Laffitte's Popularität hatte ihren ganzen Glanz wieder gewonnen; man erklärte alle diejenigen, die sich gegen ihn aussprachen, als Feinde der Julirevolution, und Herr Dupont von der Eure wurde mit einer Majorität von zehn Stimmen zum Vizepräsidenten erhoben. Erbittert über diese unvorhergesehene Niederlage, eilte Casimir Perier, dem König sein Portefeuille zurückzugeben. Die Herren Sebastiani, Louis und Montalivet thaten das Gleiche. Das Kabinet war aufgelöst.

Aber am 4. August gegen zwei Uhr erschien auf einmal eine Beilage zum Moniteur. Sie verkündete, daß der König von Holland den Entschluß gefaßt, das Schwert gegen Belgien zu ziehen, und die Feindseligkeiten auf der ganzen Linie wieder eröffnet habe. Alsbald bildete sich das Ministerium auf's Neue.

Bei der ersten Nachricht von dem Sturme, welcher über ihn auszubrechen im Begriffe war, hatte Leopold dem König der Franzosen geschrieben und ihn um Unterstützung gebeten: das Kabinet des Palais-Royal beschloß, daß eine Armee von 50,000 Mann unter den Befehlen des Marschalls Gerard an die Grenze marschiren solle. Diese Verfügung wurde dem Publikum mit folgenden Worten verkündet: „Da der König im Einverständniß mit England, Oesterreich, Preußen und Rußland die Unabhängigkeit des Königreichs Belgien sowie seine Neutralität anerkannt hat, und die Umstände dringend sind, so leistet er dem Wunsche des Königs der Belgier Folge. Er wird den in Uebereinstimmung mit den großen Mächten eingegangenen Verbindlichkeiten Geltung verschaffen."

Die französische Regierung ging also, nachdem sie überall das Prinzip der Nichteinschreitung hatte verletzen lassen, so weit, es förmlich und geradezu selbst zu verletzen. Und sie ließ es sich angelegen sein zu erklären, daß, wenn sie in Belgien einschreite, dies nicht geschehe, um das revolutionäre Prinzip daselbst aufrecht zu erhalten, wohl aber um den Forderungen des in London sitzenden Amphiktyonenrathes Gehorsam zu erwerben. Dann fürchtete sie, mit dieser augenfälligen Selbstdemüthigung nicht genug gethan zu haben, und gab unverzüglich Herrn von Talleyrand Befehl, die Einwilligung der Konferenz zu verlangen und den Grund der Dringlichkeit geltend zu machen, welcher das Kabinet des Palais-Royal genöthigt habe, der Ermächtigung der vier großen Höfe vorzugreifen.*)

---

*) Protokoll Nr. 31: „In der Versammlung vom 6. August benachrichtigte Lord

Tiefe Entrüstung ergriff ganz Holland, als man erfuhr, daß die Franzosen im Namen der Konferenz sich in den Streit mischen. Denn dadurch, daß man der Einschreitung diese Farbe gab, wurde sie offenbar unbillig. Das Benehmen Wilhelms bei diesem Umstand war zwar Belgien gegenüber nicht sonderlich loyal gewesen, da er auf dem Wege der Ueberrumpelung gegen das Land verfuhr, aber vom diplomatischen Gesichtspunkte aus befand er sich in seinem Rechte. Kein Vertrag knüpfte ihn an die Belgier, welche für ihn bloß Rebellen waren. Und welcher Art waren seine Verpflichtungen gegen die Konferenz? Er hatte in eine Einstellung der Feindseligkeiten bloß als in eine vorläufige Maßregel gewilligt, welche zu einem Waffenstillstand führen solle, der nicht geschlossen, zu Verfügungen, die nicht verwirklicht worden waren. Seine Beistimmung zu den Protokollen vom 20. und 27. Februar hätte ihn allein verpflichten können, wenn nicht die fünf Mächte, nachdem sie diesen Vertrag als unwiderruflich erklärt, selbst ihn vernichtet hätten, um ihn durch den Vertrag der 18 Artikel zu ersetzen. Nun hatte Wilhelm laut gegen die 18 Artikel protestirt, und mit Recht konnte er der Konferenz eine Verletzung bestimmter und förmlicher Verbindlichkeiten vorwerfen. Die Holländer hatten also allen Grund, in der französischen Einschreitung eine ungerechte Gewaltthätigkeit zu erblicken, sobald unsere Armee, statt im Namen des angegriffenen revolutionären Prinzips oder eines gefährdeten französischen Interesses vorzurücken, sich bloß als die Gensdarmerie der heiligen Allianz einstellte.

Was die Belgier betrifft, welche, seit man ihre Anerbietungen verschmäht, seit man ihnen mit der Hoffnung einer gänzlichen Unabhängigkeit geschmeichelt und dadurch den unsrigen entgegengesetzte Interessen geschaffen hatte, unsere Feinde geworden waren, so erblickten sie in der Hülfe, welche ihnen die Franzosen brachten, nur eine Beschimpfung ihrer Ehre. Sind wir denn, sagten sie, so verächtlich in den Augen der Franzosen, daß sie uns für unfähig halten, uns ohne ihre Unterstützung zu vertheidigen? Bald war über diesen Punkt nur *eine* Stimme in Brüssel. Die öffentliche Meinung forderte die Regierung gebieterisch auf, den Artikel 121 der belgischen Konstitution zu beachten, welcher also lautet: „*Kein fremdes* Heer kann das Gebiet besetzen

---

Palmerston die Konferenz, daß die brittische Regierung einer Abtheilung der Flotte Befehl gegeben habe, sich in den Dünen zu versammeln. Der Fürst von Talleyrand verkündete, die französische Regierung habe sich auf die Bitte des Königs der Belgier entschlossen, eine Armee Belgien zu Hülfe ziehen zu lassen. Die Konferenz erklärte, der Einzug der französischen Truppen in Belgien werde so angesehen, als finde er statt *nicht in einer besondern Frankreich angehörigen Absicht, sondern aus einem Grunde, auf welchen die gemeinsamen Berathungen gerichtet seien.*“

oder durchziehen, außer kraft eines Gesetzes." Die belgische Regierung mußte nachgeben und der Marschall Gerard seinen Marsch einstellen.

So strafte in Folge einer unbegreiflichen Anhäufung von Fehlern das Kabinet des Palais-Royal seine ausgesprochene Politik förmlich Lügen, bekannte sich als Vasallen der Konferenz, setzte die Armee einer lächerlichen Rolle aus und bewirkte endlich, daß Frankreich sowohl von Holland, dem es einen ungerechten Krieg erklärte, als von Belgien, dessen Eifersucht es unklugerweise reizte, verflucht wurde.

Die Holländer hatten inzwischen, in drei Corps abgetheilt, welche in großer Schnelligkeit von Mastricht nach Breda vorrückten, Belgien überzogen. Diesem Einfall hatte Belgien zwei kleine Armeen, die Maasarmee und die Scheldearmee entgegenzustellen, deren möglichst baldige Vereinigung von der höchsten Wichtigkeit war. Den 8. August fand sich Leopold bei der Scheldearmee ein in der Nähe von Arschot, wo er die Maasarmee erwartete. Hier verschloß er allen Eingebungen einer kleinlichen und verwegenen Eifersucht das Ohr und schrieb an den Marschall Gerard, er möchte sich beeilen. Am 10. gab er eben das Signal zum Angriff von Montaigu, als man ihm die Nachricht brachte, die Maasarmee sei auf der Straße von Hasselt nach Tongres angegriffen worden und auseinander gelaufen, ohne zu kämpfen; die Niederlage sei vollständig, und er selbst stehe in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Er zog sich alsbald gegen Löwen zurück. Die Holländer griffen ihn am 22. vor dieser Stadt an, nöthigten ihn zum Rückzug und blokirten Löwen, das sich unverzüglich übergab.

Belgien stand am Rande des Verderbens. Aber schon zogen die Franzosen in Brüssel ein, und auf einen Befehl seines Vaters führte der Prinz von Oranien seine siegreichen Truppen nach Holland zurück. Wilhelm hatte noch nicht alle nothwendigen Vorbereitungen getroffen, und es genügte ihm für den Augenblick, der Konferenz gezeigt zu haben, was er im Stande sei zu unternehmen und auszuführen.

Den damaligen Lenkern der französischen Politik an Intelligenz weit überlegen, hatte Wilhelm sehr wohl eingesehen, daß das scheinbare Einverständniß der großen Mächte tiefliegende Mißhelligkeiten in sich barg; daß sie vereinigt mit diktatorischen Forderungen prahlten, denen ihre Kräfte nicht von ferne entsprachen; daß er ihnen nur Trotz zu bieten brauchte, um sie auf andere Gesinnungen zu bringen, und daß er ihnen mit Leichtigkeit Gesetze vorschreiben konnte, sobald er nur die Mine anzuzünden drohte, von welcher ganz Europa untergraben war. Die Richtigkeit dieser Ansichten ward durch den weiteren Verlauf der Sache bewiesen. Um die Ehre seines Wahlspruches: „Ich werd's behaupten!" aufrecht zu erhalten, hatte sich der König von Holland eine Beharrlichkeit und Kühnheit vorgesetzt, deren Großartigkeit

der Erfolg gleichkommen mußte, und es war ihm, wie man sehen wird, vergönnt, nicht bloß ganz allein die fünf großen Höfe im Schach zu halten, sondern sie auch zu zwingen, noch einmal von ihrem laut ausgesprochenen Willen abzugehen.

Nun gut, dieses Einschüchterungssystem, welches der Beherrscher eines kleinen Volkes von zwei Millionen Seelen mit so vielem Glück und ohne den allgemeinen Frieden bloßzustellen, anzuwenden wußte — die aus kraftlosen Menschen zusammengesetzte französische Regierung ließ es sich nicht einfallen, es zu versuchen, obgleich sie eine Nation von dreiunddreißig Millionen Menschen, eine thatenlustige Jugend und eine unwiderstehliche Masse Soldaten, voll von den Erinnerungen der Revolution und des Kaiserreiches, zu ihrer Verfügung hatte.

Am 13. August kündigte der Kriegsminister, Marschall Soult, der Deputirtenkammer an, die französische Armee werde Belgien erst räumen, wenn die Fragen, wegen deren sie sich in Bewegung gesetzt, entschieden seien. *) Aber die Konferenz hatte anders beschlossen. Und die französische Armee kehrte von ihrem militärischen Spaziergange zurück, ohne auch nur die Befriedigung gehabt zu haben, im Vorübergehen den Löwen von Waterloo zu Boden zu werfen.

Inzwischen war die Antwortsadresse auf die Thronrede den Berathungen der Abgeordnetenkammer unterworfen worden, und am 9. August hatten die Verhandlungen begonnen.

Wegen der ganzen Richtung seiner Politik angegriffen, verfocht das Ministerium seine Sache weit besser, als man erwartet hatte. Was denn, sagte es, die Beschwerden der Opposition seien? Aus einem Sturme hervorgegangen, welcher die Nation dem Chaos entgegenzutreiben geschienen, habe die französische Regierung alles um sich herum und im eigenen Bereiche zum Frieden zu bringen gesucht: ob denn in dieser hohen Mäßigung keine Größe liege? Ob sie sich denn eines so großen Verbrechens schuldig gemacht, wenn sie dem wilden Vergnügen, die Welt umzukehren, den Ruhm vorge-

---

*) Protokoll Nr. 31: „Die Konferenz erklärte, die den Operationen der französischen Truppen zu gebende Ausdehnung und die Dauer ihres Aufenthaltes in Belgien seien durch gemeinsame Uebereinstimmung festgesetzt; sie werden die alten Grenzen Hollands nicht überschreiten; ihre Operationen werden sich auf das linke Maasufer beschränken und in keinem Fall werden sie nach Mastricht oder nach Venloo kommen."

Protokolle Nr. 32, 33 u. 34: „Die Konferenz hat die von Frankreich aus freien Stücken ergriffene Maßregel zu ihrer eigenen gemacht. Es ist ihr von dem Marsch und dem Rückzug der französischen Armee Rechenschaft abgelegt worden."

zogen habe, sie vor der doppelten Geißel der Demokratie und der Eroberung zu retten? Man werfe der Regierung vor, sie habe Italien den Oesterreichern, Belgien den Engländern, Polen den Russen preisgegeben. Deklamatorische, unstichhaltige Vorwürfe! Ob man nicht alles versucht habe, was zu Gunsten Italiens vernünftigerweise versucht werden durfte? Ob etwa die Minister vom 13. März, als sie an's Staatsruder gelangten, nicht die österreichische Invasion unter der Erbschaftsmasse von Verlegenheiten angetroffen haben, welche das vorhergehende Kabinet ihnen vermacht? Sie haben die Räumung der römischen Staaten verlangt und haben sie ausgewirkt. Ob man mehr fordern könne? Wenn unsere Grenzen nicht bis an den Rhein gerückt, wenn Belgien Frankreich nicht einverleibt worden sei, wenn der König seinen Familienneigungen Gewalt angethan und die seinem Sohne angebotene Krone ausgeschlagen habe, so sei dies geschehen, weil Rücksichten von der höchsten Wichtigkeit sich allem dem in den Weg gestellt haben. Ob man sich ohne einen andern Zweck, als den der Vergrößerung, der Gefahr aussetzen dürfe, einen unermeßlichen Brand in Europa zu entzünden? Ob man in der Hoffnung auf eine zweifelhafte Eroberung das englische Volk gegen uns bewaffnen dürfe, den einzigen mächtigen Verbündeten, welchen die Julirevolution uns gegeben? Ob man so viele Völker, auf welchen die Erinnerung an Napoleon und seine Schlachten noch schwer laste, mit dem Wiedererwachen unseres Ehrgeizes bedrohen und glauben machen dürfe, daß er diese lange Demüthigung Europa's, welche fünfzehn Jahre gedauert, auf's Neue beginnen wolle? Ob es eine Erniedrigung für Frankreich sei, wenn es sich zugleich uneigennützig und furchtbar zeige? Es grenze wirklich an Naivetät, sich einzubilden, daß die Belgier Engländer werden, weil ein englischer Prinz ihnen als König vorgeschlagen worden sei, gleich als ob die Interessen der Völker, ihre Neigungen, ihre materielle und moralische Existenz von dem Orte abhängen könnten, wohin es dem Schicksal gefallen habe das Vaterland ihrer Beherrscher zu verlegen! Was Polen betreffe, so sei sein Muth allerdings bewundernswürdig, und sein Unglück verdiene ewiges Mitleid; aber wie man ihm zu Hülfe kommen könne? Es sei durch die ganze Breite des Kontinents, durch vierhundert Lieues von uns getrennt; seine geographische Lage verurtheile uns zu fruchtlosem Kummer, zu machtlosen Wünschen! Eine Armee ihm zu Hülfe schicken, hieße die Riesenplane Napoleons an der Stelle wieder aufnehmen, wo sie unglückseligerweise gescheitert seien. Und wozu? Um Oesterreich und Preußen zu zwingen, alsbald mit den Russen einen Bund auf Tod und Leben abzuschließen, so daß unsere Soldaten, wenn sie nach Warschau kämen, nichts fänden, als eine öde Stätte und Gräber? Polen wiederherstellen! Napoleon selbst habe dies in Tilsit nicht vermocht, so sehr er Napoleon gewesen und obgleich er fünfmalhunderttausend unüber-

windliche Soldaten gehabt. Was dieser Mann der Wunder nicht zu Stande gebracht, dessen Gewohnheit es gewesen sei, Europa spielend mit seinem Degen zu theilen, ob das wohl die Minister von 1831 mit einer unvollständigen, noch schlecht organisirten und aus Rekruten bestehenden Armee ungestraft versucht haben würden? Die polnische Nationalität anzuerkennen, wäre weiter nichts als eine unkluge Prahlerei gewesen, sobald die Mittel fehlten, dieser Erklärung Kraft zu geben. Die Regierung habe also alles gethan, was zu thun möglich gewesen sei, indem sie ihre Vermittlung angeboten und die der andern Mächte hervorgerufen habe. Im Uebrigen sei es jetzt auch Zeit, daß die Opposition sich erkläre. Ob ein allgemeiner Krieg, ein Vernichtungskrieg das Ziel ihrer Wünsche sei? In diesem Falle müsse man sie doch aufmerksam machen, daß es sich nicht mehr um Krieg und Frieden, sondern um Krieg und Freiheit handle, denn einem in solche Unternehmungen geschleuderten Volke sei es nicht gestattet, inne zu halten und einen regelmäßigen Weg einzuschlagen. Die Kämpfe und Unruhen nach außen erheischen die vollständigste Ruhe und Stille im Innern. Der Despotismus sei das nothwendige Gegenstück des Sieges. Das habe Napoleon bewiesen, und vor ihm habe es der Konvent bewiesen durch Thaten, welche sich niemals aus dem Gedächtnisse der Menschen verwischen werden. „Habt ihr einen Vertrag mit dem Siege abgeschlossen?“ habe man eines Tages in der furchtbaren Versammlung gefragt. — „Nein,“ habe Bazire, der Bergmann, geantwortet, „aber mit dem Tode haben wir einen Vertrag abgeschlossen.“ Bald habe der Tod ihn aufgefordert, sein Versprechen zu halten: kaum sei ein Jahr verflossen gewesen, als Bazire's Haupt vom Schaffot herabgesprungen. Wenn die Opposition vor der Anwendung solcher Mittel und bei der bloßen Erinnerung an diese berühmten Beispiele nicht erblasse, nun, so solle sie den Muth haben, es zu gestehen!

Solcher Art waren im Wesentlichen die Gründe, welche die Herren Casimir Perier, Thiers und Sebastiani mit vielem Talente entwickelten: schon bekannte Redner, denen zwei noch weniger oft genannte Namen, die Herren Duvergier von Hauranne Sohn und Charles von Remusat, eine glänzende und kraftvolle Unterstützung liehen.

Aber auf diese Vertheidigung des Ministeriums antwortete die Opposition mit furchtbaren Beweismitteln. Ja, sagte sie, wir klagen euch an, das Interesse Frankreichs, das in seiner Ehre besteht, und die Zukunft der Zivilisation, welche auf der Größe Frankreichs beruht, bloßgestellt zu haben. Erinnert euch, was wir vor einem Jahre waren, und sehet, was wir jetzt sind. Mit welchem Nimbus waren wir nicht im Jahre 1830 umgeben? In den Augen der erstaunten Nationen und der entsetzten Könige hatten wir in aller Wirklichkeit und mit noch großartigeren Absichten das Napoleons Hän-

den entfallene Szepter wieder ergriffen. Nie war einem Volke eine blendendere Stellung vom Geschicke bereitet, und wir brauchten keineswegs die Welt umzukehren, um sie zu verändern, denn sie war in unsere Gnade gegeben. Aber was vermögen, was thun wir heute in Europa? Gerecht zu sein wissen, wenn man stark ist, zeugt von hoher Mäßigung; aber Ungerechtigkeiten dulden, wenn man stark ist, ist ein Beweis von Kleinmüthigkeit. Nun aber treten die Oesterreicher Italien mit Füßen ohne ein anderes Recht, als das des Despotismus, der sich nicht beunruhigen lassen will; die Konferenz zerschneidet Nationalitäten ohne Rücksicht auf die Ueberlieferungen, die Interessen, die Neigungen der Völker und ganz einfach nach dem Gutdünken von vier Königen; die Russen machen sich an's Werk, ein großherziges Volk auszurotten, um es dafür zu bestrafen, daß es ihre Herrschaft nicht erträglich zu finden vermochte . . . Das alles habt ihr erlaubt. Ihr habt das plumpe System der Gewalt überall um euch her sich festsetzen lassen zum ewigen Unglück für diejenigen, die auf unsere Unterstützung gerechnet hatten und die uns liebten. Ihr behauptet, ihr habet, als ihr an's Staatsruder gelangtet, den österreichischen Einfall bereits begonnen angetroffen; wer weiß nicht, daß das Ministerium Laffitte gefallen ist, während es Oesterreich bedrohte, und daß ihr dagegen, von diesem Staate verachtet und bedroht, an die Spitze der Gewalt gelangt seid? Die Räumung der römischen Staaten habt ihr im März verlangt und im Juli ausgewirkt, das heißt, nach der Hinrichtung Menotti's und seiner Genossen, nach der Wiedereinsetzung Marie-Louisens in Parma, nach der brutalen Besetzung Ferrara's, nach dem Vertrage von Ancona, nach den Beschlagnahmen, Aechtungen, Einkerkerungen, mit einem Wort, als Oesterreich in Italien nichts mehr zu thun hatte. Auf diese Art habt ihr und ohne von der gehässigen Seite dieser Duldung zu sprechen, selbst die Herrschaft Oesterreichs auf der italienischen Halbinsel gut geheißen, eine Herrschaft, welche zu jeder Zeit als den französischen Interessen so zuwiderlaufend betrachtet worden ist, eine Herrschaft, welche unsere Väter drei Jahrhunderte hindurch bekämpft haben, und die im Jahre 1629 selbst den schwachen Ludwig XIII eilig zu den Waffen trieb. Soll man euch nach Belgien folgen? Es handelte sich nicht darum, es zu erobern; es handelte sich nur darum, es anzunehmen. Und gewiß war es ein großer Wahnsinn von uns, den Belgiern Gewalt anzuthun, um sie zu verhindern, über sich selbst zu unseren Gunsten zu verfügen. Aber, sagt ihr, England hätte uns seine Freundschaft entzogen. Wenn es einen solchen Preis auf seine Freundschaft setzt, so wäre sein Haß weniger unheilvoll für uns. Aber ihr, ihr habt Belgien preisgegeben und habt es auf eine Art preisgegeben, die es erbittern mußte. Daß der Prinz Leopold englischer Unterthan ist, das ist es nicht,

was uns betrübt. Aber seine Erwählung hat das unbestreitbar Unheilvolle, daß sie die Oberherrlichkeit der brittischen Diplomatie dargethan und die Belgier genöthigt hat, weder an unsere Gewandtheit, noch an unser Uebergewicht mehr zu glauben. Das ist das Schlimme. Die Folgen lassen sich bereits voraussagen. Die Engländer haben sich so eben im Norden unserer Provinzen einen Brückenkopf für den Krieg erworben, und dann liegen Birmingham, Manchester vor unseren Thoren. Man verspricht uns allerdings, daß die früher gegen uns erbauten Festungen geschleift werden sollen. Geschleift? Während es für uns so vortheilhaft gewesen wäre, sie stehen zu lassen und zu den unsrigen zu machen! Ueberdies hat der Graf Grey über diesen Punkt die Thronrede widerlegt. So widerlegt doch die beleidigenden Erklärungen des Grafen Grey. Was Polen betrifft, war es möglich oder nicht, ihm anders, als mit bewaffneter Hand zu Hülfe zu kommen? Ihr habt eure Vermittlung angeboten: ist sie angenommen worden? Das hättet ihr uns sagen sollen. Eine seltsame Sache! Ihr habt euch herbeigelassen, Theil an einem Kongresse zu nehmen, um einen bloß Belgien und Holland betreffenden Konflikt zu beendigen, und ihr habt keinen Kongreß hervorzurufen gewußt, um Unterhandlungen an die Stelle eines gräßlichen Krieges zu setzen. Warum eine Konferenz nach dem Aufstande in Brüssel? Warum keine Konferenz nach dem Aufstande in Warschau? Etwa, weil im ersten Falle der Bund sich gegen uns bildete während er sich im zweiten gegen Rußland gebildet haben würde? Wenn ihr nur wenigstens die polnische Nationalität anerkannt hättet! Denn wenn anders nicht Frankreich unter eurer Herrschaft auf einmal ein Gespötte der Nationen geworden ist, so müssen wir annehmen, daß sein kraftvoll ausgesprochener Wille einige Geltung besitzt. Welche Wirkung hätten nicht in Lithauen, in Volhynien, in Podolien, in Gallizien, in Ungarn die von Frankreich feierlich ausgesprochenen Worte hervorgebracht: „Wir erkennen die polnische Nationalität an!“ Es war also nicht nöthig, unsere Heere vierhundert Lieues durchziehen zu lassen, um ein befreundetes Volk zu retten. Und was die Furcht betrifft, Oesterreich und Preußen mit in den Kampf zu ziehen, so wäre diese Furcht grundlos gewesen, wenn die französische Regierung den Muth gehabt hätte, den ganzen Zusammenhang des europäischen Systems vom französischen Gesichtspunkte aus aufzufassen. Denn dann hätte Oesterreich sein Polen in Italien, und Preußen sein Polen auf dem linken Rheinufer gehabt. Was liegt überhaupt an der bewaffneten Einschreitung Preußens und Oesterreichs? Schreiten diese beiden Mächte nicht heute auf eine leider beinahe eben so entschiedene Weise ein? Liefert Preußen nicht den Moskowitern Waffen, Lebensmittel, Munition, während Polen

nur seinen Muth und die verachteten Wünsche Frankreichs hat, um sich gegen seine zahllosen Feinde zu vertheidigen?

Von allen diesen Angriffen, welche der General Lamarque, der Marschall Clauzel, die Herren Mauguin, Bignon, Larabit mit Folgerichtigkeit und Beredtsamkeit, aber nicht ohne einige Deklamationen, gegen das Ministerium richteten, hatte gewiß jeder seine gute Begründung, und die Opposition bewies sehr deutlich, daß das Benehmen des Ministeriums den Interessen Frankreichs zuwider gewesen war. Aber als die Minister sie fragten: „Was hättet ihr an unserer Stelle gethan? Wollt ihr einen allgemeinen Brand? Was sind eure Pläne?“ da strauchelte die Opposition, gerieth in Verwirrung, gab unbestimmte Antworten oder wußte nichts zu antworten.

Und dazu waren mehrere Ursachen vorhanden, von denen die wichtigste in dem ungewissen Charakter der Doktrinen der parlamentarischen Opposition lag. Monarchisch und bürgerlich, mehr liberal als revolutionär, hätte sie nicht gern den Thron in einem plötzlichen Sturme verschwinden, die Bourgeoisie von Neuem auf die Seite gedrückt und das Volk abermals der ersten Rolle sich bemächtigen gesehen. Nun fühlte sie im Grunde wohl, obgleich sie es sich kaum selbst zu gestehen wagte, daß bloß eine kräftig konstituirte Demokratie im Stande war, die Verträge von 1815 zu zerreißen und Europa wieder herzustellen; daß es unmöglich war, ohne einen eisernen Willen, ohne nachdrucksvolle Leidenschaften ein solches Werk auszuführen, und daß die Frage niemals im Sinne unseres Stolzes entschieden werden konnte, so lange sie mit einem dynastischen Interesse verwickelt blieb. Allerdings hätte man zu den Königen sagen können: „Im Zeitraume von weniger als fünfzig Jahren haben sich England, Rußland, Oesterreich und Preußen maßlos vergrößert. Frankreich allein hat sich verkleinert, und heute, nach diesen drei feierlichen Zeugnissen seiner Macht, dem Konvent, dem Kaiser, der Julirevolution, heute noch ist Frankreich kleiner, als es unter Ludwig XV war. Es ist uns wohl erlaubt, uns hierüber zu verwundern in einem Augenblick, wo es bewiesen ist, daß Frankreich mit einer Kraftanstrengung von drei Tagen der Welt eine Erschütterung zu geben vermochte! Ueberdies besteht die Uneigennützigkeit eines Volkes, wie das unsrige ist, nicht darin, der Kraft zu entsagen, sondern sie mit Ergebung in das allgemeine Beste anzuwenden, und es ist uns geboten, über unsere Macht zu wachen, weil sie nicht uns allein gehört, sondern von der höchsten Wichtigkeit für die ganze Menschheit ist.“ Aber um diese Sprache mit Nachdruck führen zu können, wurde es unumgänglich, daß man sich zu einem ernsten Kampfe vorbereitete; und wenn man einen allgemeinen Völkerkampf voraussetzte, wie hätten sich da in Frankreich dieses Gleichgewicht der Gewalten, diese Fiktionen, diese systematischen Lächerlichkeiten alle aufrecht erhalten lassen, welche dem Staate

die Einheit, das heißt die Kraft, rauben? Man hätte also auf jenes Gemisch von Ungestüm und Disziplin, auf jene geregelte Begeisterung zurückkommen müssen, woraus die Triumphe unserer ersten Revolution hervorgingen. Und das war es, was Männer, die in der zugleich anarchischen und ängstlichen Schule des Liberalismus erzogen waren, über alles fürchteten.

Bei einer genaueren Kenntniß der Sachlage hätte sich die Opposition durch diese Furcht vor heroischen Nothwendigkeiten nicht aufhalten lassen. Denn die Mächte zitterten bei dem Gedanken an einen allgemeinen Umsturz, weil sie nur wenig Hülfsmittel gegen viele Hindernisse besaßen. Und was konnten sie bei einem Kriege gewinnen? Sie hatten dabei alles zu verlieren. Ohnehin war die Zeit der militärischen Koalitionen vorüber. Der Gang der Ereignisse hatte zwischen Oesterreich und Preußen, zwischen Rußland und England eine Feindseligkeit der Stellung und Verschiedenheiten des Interesses herbeigeführt, welche einen bewaffneten Bund zur größten Verlegenheit Europa's gemacht haben würden. Alles war also für Frankreich, mit ihm und durch es möglich. Das hätte die Opposition nachweisen sollen. Unglücklicherweise hatte sie aus Mangel an den nöthigen Notizen ein schlechtes Urtheil über die Lage der verschiedenen Staaten. Sie glaubte den Krieg möglich, sogar wahrscheinlich, sie fürchtete ihn und hielt nichtsdestoweniger kriegerische Reden. Der Widerspruch war augenscheinlich, und es verstand sich von selbst, daß das Ministerium Nutzen daraus zog!

Von allen Systemen war das schlimmste unstreitig das der Minister, und zwar noch mehr vom praktischen, als vom theoretischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Aber es war wenigstens folgerichtig, bestimmt und vollständig, was ihm den Anschein einer auf Geschäftskenntniß sich gründenden Politik gab, während das System der Opposition nur den Anschein einer in unbegründeten Redensarten sich gefallenden Politik hatte. Unvermeidliche Wirkung jeder schwankenden Doktrin! Das konstitutionelle und bürgerliche System verurtheilte Frankreich durch sein ureigenstes Wesen, nur eine untergeordnete und kleine Stellung in Europa einzunehmen. Die Regierung begriff es und ließ es sich gefallen. Die Opposition weigerte sich hartnäckig, es zu begreifen, weil sie sich's nicht gefallen lassen wollte.

Die Diskussion währte bereits mehrere Tage, als ein Antrag des Herrn Bignon auf einmal den Verhandlungen die auffallendste Heftigkeit mittheilte. Herr Bignon verlangte, der auf Polen bezügliche Paragraph der Adresse solle folgendermaßen abgefaßt werden: „In den rührenden Worten Ew. Majestät über die Leiden Polens erblickt die Kammer mit Freuden eine Gewißheit, welche ihr theuer ist: die polnische Nationalität wird nicht untergehen." Herr Bodin wollte, man solle statt Gewißheit den weit weniger kühnen Ausdruck feste Hoffnung setzen; die Minister aber behaupteten,

die Annahme des Wortes Gewißheit wäre eine Kriegserklärung gegen Europa, und zeigten sich bereit, ihre Portefeuilles auf der Tribüne niederzulegen. In der Sitzung vom 15. August wird der Vorschlag des Herrn Bignon den Berathungen der Kammer unterworfen. Schwach angegriffen von Herrn Dupin, wird er kraftvoll vertheidigt von seinem Urheber, von dem General Lamarque und von Herrn von Tracy. Herr Girod von der Ain, Präsident der Kammer, bringt ihn zur Abstimmung. Aber die Absichten der Kammer scheinen nicht zweifelhaft zu sein. „Laßt uns Polen retten!" diese Worte sind in Aller Munde. Auf einmal stürzt sich Casimir Perier von seinem Platze weg und eilt auf die Tribüne. Aber die Erörterung ist geschlossen, und das Reglement gestattet dem Minister bloß das Recht, über die Stellung der Frage zu sprechen. Von allen Seiten ruft man ihn mit lautem Geschrei zurück. Er ist wüthend und versichert, daß er sprechen werde, ohne sich jedoch näher zu erklären. Da erhebt sich von allen Punkten des Saales der heftigste Tumult. Die ganze Versammlung ist in der äußersten Bewegung. Deputirte, Zuschauer, alles ist auf den Beinen. Vergebens schüttelt der Präsident seine Glocke; ihr Getöne wird von verworrenem Geschrei übertäubt. Die Linke und die Rechte schicken unaufhörlich Redner auf die Tribüne, welche sie dem Minister streitig machen, der fortwährend eine gebieterische, drohende Haltung einnimmt. Endlich bedeckt sich der Präsident, und die Versammlung trennt sich inmitten einer würde- und bis dahin beispiellosen Unordnung.

Am nächsten Tage bot die Kammer einen düstern Anblick dar. Man hätte sagen können, sie fühle sich erschöpft. Casimir Perier's Benehmen wurde jetzt von seinen Freunden und von ihm selbst in einem seinem Hochmuth nicht sonderlich günstigen Sinne erklärt; aber die Minister hatten in der Zeit zwischen den beiden Sitzungen außerordentliche Anstrengungen gemacht, um die Majorität für sich zu gewinnen, und die Waage neigte sich augenscheinlich auf ihre Seite. Da nun auch Herr Bignon die unglückliche Nachgiebigkeit hatte, sich das Wort Versicherung statt Gewißheit gefallen zu lassen, so theilte sich die Opposition, und der erste der beiden Ausdrücke gewann die Oberhand, obgleich das Ministerium erklärt hatte, es glaube sich nicht persönlich bei der Sache betheiligt. Die Frage war entschieden. Das System der Regierung siegte.

Im Lauf der Erörterung hatte Herr Guizot Gelegenheit gefunden, mit beleidigendem Hohn von der republikanischen Partei zu sprechen, und war beklatscht worden. Herr Odilon-Barrot seinerseits war nicht so glücklich gewesen, die Aufnahme einer Unterscheidung, welche die Sache der Republik von der des Aufstandes trennte, in die Adresse durchzusetzen. Das Ministerium ging also siegreich aus diesem langen parlamentarischen Kampf hervor.

Die öffentliche Meinung sprach sich zwar allerdings gegen dasselbe aus, aber nicht nachdrücklich genug, um es zu Boden zu schlagen.

Gleichwohl und mitten unter der Freude über diesen Triumph war Casimir Perier so eben ein furchtbarer Schlag versetzt worden; seine Feinde klagten ihn der Erpressung an und standen im Begriff, einen unermeßlichen Skandal hervorzurufen. Glücklich der Historiker, wenn es ihm vergönnt wäre, in dem Gemälde, das er von dem Leben der Völker entwirft, sich immer in den hohen Regionen des Gedankens behaupten zu können! Aber wer die Sitten einer Epoche kennen lernen und das traurige Geheimniß der im Verfall begriffenen Gesellschaften durchdringen will, für den liegt oft in gemeinen Einzelheiten etwas Charakteristischeres, als in der Erzählung von Schlachten, diplomatischen Intriguen und großen Debatten.

Man erinnert sich, daß unmittelbar nach der Julirevolution die ganze Nation Waffen verlangte. Auch war es das erste Geschäft des Ministeriums Laffitte gewesen, die schnellsten und wirksamsten Mittel aufzusuchen, um für die Bewaffnung des Landes zu sorgen. Nicht minder war es der Gegenstand aller Geschäfte Lafayette's, welcher ohne Umschweife erklärte, wenn man in Frankreich nicht die nöthige Anzahl finden könne, so müsse man sich an auswärtige Fabriken halten. Von französischen Fabrikanten aus waren verschiedene Angebote bei det Regierung eingelaufen. Aber obschon zahlreich, schienen diese Angebote nicht genügend, und überdies mußte man dem ungeregelten Impulse mißtrauen, welchen die unerwartete Erschütterung Europa's der Kühnheit der Spekulanten hatte geben können.

In dieser Lage war bloß ein einziger Entschluß zu fassen. Die Revolution hatte einer Menge Arbeiter alle Beschäftigung und folglich alle Mittel zum Unterhalte geraubt: man mußte zur Fabrikation der Waffen im Namen und unter der Leitung der Regierung große Werkstätten bauen, die geeignet waren, fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Arbeiter zu beschäftigen. Das hatten Männer von eben so aufgeklärter als aufrichtiger Vaterlandsliebe vorgeschlagen, und der Plan wurde lebhaft unterstützt von Herrn Dupont von der Eure, welcher dazumal Minister war.

Der Gedanke war zugleich verständig und kühn. Indem man Leute, denen es an Brod fehlte, beschäftigte, entriß man sie gefährlichen Versuchungen; man nahm der Julirevolution den schmerzlichen Charakter der Täuschung, welchen sie natürlich in den Augen des Volkes erhalten hatte. Man schnitt dem Spekulationsgeist und seinen Plünderungsversuchen alle Wege ab; endlich erkannte man laut und offen, überdies in den günstigsten Umständen für eine solche Neuerung, dem Staate das Recht der industriellen Initiative zu, ohne welche es im Grunde der Gesellschaft nur noch anarchische Ver-

zerrungen, einzelne Tyranneien, gänzliche Hülflosigkeit des Armen, gesetzliche und straflose Diebereien gibt.

Aber die Häupter der siegreichen Bourgeoisie waren Bankiers, große Kapitalisten, Geschäftsmänner, die auf kommerzielle Abenteuer Jagd machten. Man fürchtete sich, auf ein System einzugehen, dessen Grundsatz so viele Privatansprüche bedrohte und das auf den Untergang des feigen Despotismus, genannt Freiheit der Industrie, losarbeitete. Der vorgeschlagene Plan wurde also in aller Eile verworfen; man übertrieb die materiellen Schwierigkeiten der Ausführung; man hätte Arbeiter heranbilden müssen! Das war unmöglich. Mit einem Wort, die Spekulation blieb Herrin des Platzes.

Unter allen denen, auf welchen die Freundschaft des ersten Ministers lastete, unterzog sich keiner demüthiger ihrer Herrschaft, als Herr Gisquet, ein geistvoller, thätiger Mann, der auch in der Julirevolution eine ehrenhafte Festigkeit entwickelt hatte. Richter beim Handelstribunal, hatte Herr Gisquet, während Paris in Flammen stand, zur Abfassung eines muthvollen Urtheils mitgewirkt, welches Herr Ganneron am 27. Juli gegen die Ordonnanzen und für die Charte aussprach. Durch diese Erinnerung empfohlen und von Casimir Perier unterstützt, erhielt Herr Gisquet am 2. Oktober 1830 den Auftrag, nach London zu reisen und auf Rechnung des Kriegsdepartements wegen des Aufkaufs von dreimalhunderttausend Flinten Unterhandlungen einzuleiten. Er ging als Agent der Regierung ab und sein Bevollmächtigungsschreiben enthielt die Worte: „Es wird Ihnen eine Provision an dem Preis dieser Erwerbung und Ihre Reisekosten gestattet werden.“ *) Also war Herr Gisquet ein besoldeter Beauftragter der Regierung; er reiste ab, mit einem öffentlichen Charakter bekleidet.

In England angekommen, glaubte er sich inzwischen berechtigt, mit den Herren Wheeler, Iron und Fairfax, Flintenfabrikanten in Birmingham, einen vorläufigen Kauf abzuschließen, worin er unter seinem eigenen Namen und als Privatmann die Bedingungen festsetzte.

Der Tower in London enthielt eine große Anzahl alter Flinten. Die Fabrikanten von Birmingham machten Herrn Gisquet den Vorschlag, diese auf seine Rechnung von der englischen Regierung zu kaufen, behielten aber sich selbst ein Drittel des reinen Gewinnstes an dem Geschäfte vor.

Letztgenannte Klausel war durchaus unzulässig. Da Herr Gisquet bloß ein Beauftragter war, so hatte er weder einen Gewinn bei dem Geschäfte zu machen, noch einen Gewinn zu theilen. Gleichwohl ließ er sich's beigehen,

*) Man liest in den Memoiren des Herrn Gisquet (Band I. Seite 176): „Keine Provision, kein Vortheil war mir versprochen. Ich vollzog den Auftrag unentgeltlich und lediglich aus Patriotismus!!“

auf diese Grundlagen zu unterhandeln. Es wurde sogar beschlossen, im Fall das von den Fabrikanten in Birmingham vorbehaltene Drittel nicht die Summe von 150,000 Fr. betrage, so solle der Gewinn zur Hälfte getheilt werden.

Herr Gisquet forderte zu einer definitiven Annahme bloß eine Frist von vierzehn Tagen und hatte sich's angelegen sein lassen, in diesen sonderbaren Vertrag eine Klausel einzurücken, welche den Herren Wheeler, Iron und Fairfax das Recht nahm, ohne seine ausdrückliche Genehmigung mit irgend einer auswärtigen Macht, welche es auch sein möchte, einen ähnlichen Handel abzuschließen, sei es nun, daß er hierin von einer patriotischen Absicht geleitet wurde, oder daß er sich ein Mittel verschaffen wollte, seine Pläne der französischen Regierung aufzudringen.

In Folge der verabredeten Bestimmungen wandten sich die Fabrikanten von Birmingham an das brittische Ministerium. Sie erboten sich, im Verlauf einer gewissen Zeit die alten, im Tower zu London aufbewahrten Flinten mit neuen zu ersetzen, welche sie mit den in den Arsenalen vorfindlichen Materialien zu verfertigen sich anheischig machten. Das englische Ministerium nahm diesen Vorschlag mit beiden Händen an. Es fand darin den doppelten Vortheil, schlechte Waffen gegen neue auszutauschen und Werkstätten, die seit der Beendigung der Kaiserkriege arm geworden und herabgekommen waren, wieder einige Thätigkeit zu geben.

Am 17. Oktober 1830 war Herr Gisquet in Paris zurück. Tags zuvor hatte sich sein Haus genöthigt gesehen, seine Zahlungen einzustellen. Tags darauf erhob es sich wieder.

Der Marschall Gerard, Kriegsminister zu dieser Zeit, las den Vertrag und weigerte sich, ihn zu unterzeichnen. Sein Nachfolger, der Marschall Soult, zeigte ebenfalls viele Bedenklichkeiten und die Sache kam beinahe einen ganzen Monat zu keinem Schlusse.

In diesem Zwischenraum hatte Herr Gisquet unaufhörlich den Kriegsminister bestürmt. Aber über den Preis der Flinten befragt, welche er liefern sollte, hatte er ihn auf 34 Fr. 94 Centimes festgesetzt, die Verpackungs- und Transportkosten mit eingerechnet. Nun schien dieser Preis von der einen Seite bei Weitem zu hoch, auf der andern Seite gaben eine Menge Geschäftsleute Bedingungen ein, die für den Staatsschatz lange nicht so drückend waren. Den 27. November 1830 machte ein Handelsmann, Namens Vandermeck, der französischen Regierung durch Vermittelung des Marschalls Gerard schriftlich den Vorschlag, ihr die verlangte Anzahl Flinten zu 26 Fr. zu liefern, die Verpackungs- und Transportkosten mit inbegriffen. Er versprach Flinten nach englischem Muster und von vortrefflicher Qualität. Herr Gisquet, der am 8. Dezember von diesem Antrag hörte,

gerieth in die äußerste Unruhe. Er hatte Herrn Rothschild bei seinen Hoffnungen betheiligt. Ein Billet von diesem Bankier machte seiner Bangigkeit ein Ende, da es ihm auf den folgenden Tag ein Rendezvous bei dem Kriegsminister ankündigte. In dieser Audienz schloß Herr Gisquet, jetzt Spekulant und nicht mehr Beauftragter, mit dem Marschall Soult einen Kauf ab, dessen Preise, mit denen des Herrn Vandermeck zusammengestellt, für den Staatsschatz einen Verlust von etwa zwei Millionen fünfmalhunderttausend Franken ausmachten.

Bald verbreiteten sich unangenehme Gerüchte. Die abgewiesenen Lieferanten erhoben Beschwerden. Warum man Herrn Gisquet diesen für den Staatsschatz so verderblichen Vorzug gegeben? Ob Herr Gisquet spezielle Kenntnisse besitze, weil der Minister gerade ihn ausersehen? Ob er Artillerieoffizier sei oder gewesen sei? Ob er wenigstens als Handelsmann die gebührenden Bürgschaften darbiete? Welchem geheimnißvollen Beweggrunde es zuzuschreiben sei, daß man einem Geschäftsmanne, dessen Haus insolvent geschienen, eine Operation anvertraue, welche sowohl in's Einzelne gehende Kenntnisse, als auch eine unbestreitbare Zahlungsfähigkeit erheische? Bald mischte sich der schwerste Verdacht in diese Reden und vergiftete sie. Man machte darauf aufmerksam, daß Herr Casimir Perier durch eine Kommandite von 250,000 Fr., die bis 1825 hinaufging, und durch eine andere Kommandite von 950,000 Fr., welche sich vom 2. Juli 1830 datirte, mit Herrn Gisquet in kommerzieller Verbindung stand. Deshalb vermuthete man, Herr Casimir Perier habe seine bei den Wechselfällen eines voraussichtlichen Bankerottes bloßgestellten Interessen retten wollen. Man ermangelte nicht, in dieser Beziehung daran zu erinnern, daß Herrn Gisquets Haus unmittelbar vorher seine Zahlungen eingestellt, und unmittelbar, nachdem Herr Gisquet aus London einen Kaufsvertrag gebracht, welcher sein Vermögen wieder auf einen bessern Fuß zu erheben schien, dieselben auf's Neue begonnen habe. Aber noch weit drohender wurden die Gerüchte, als man erfuhr, daß die so theuer aufgekauften Flinten von schlechter Qualität, daß sie sehr unbequem und äußerst schwerfällig, daß endlich die Arbeit an den dazu gehörigen Stücken weniger vollendet war, als bei den Flinten aus unsern Fabriken.*)

Der Kriegsminister hatte allerdings eine aus zwölf Artillerieoffizieren bestehende Kommission niedergesetzt, um in Calais die aus England gekommenen Waffen zu untersuchen, und diese Kommission erfüllte ihre Pflichten mit gewissenhafter Strenge. Aber von den zweimalhunderttausend Flinten des Herrn Gisquet waren bloß hundertundzehntausend von den

*) Herr Gisquet gibt dies in seinen Memoiren Band I. Seite 186 selbst zu.

Fabrikanten geliefert worden, und neunzigtausend kamen aus dem Tower in London. Nun leiteten verschiedene Umstände auf die Vermuthung, daß die Flinten der letztgenannten Art, und dies waren die schlechtern, keiner Prüfung unterworfen worden seien.*)

Es lag in allem diesem ein Ganzes von bedeutsamen Muthmaßungen, und es war nicht ohne Wichtigkeit, ein solches Geheimniß näher zu beleuchten zu einer Zeit, wo bereits alles die Verschlechterung des Nationalcharakters und die Fortschritte des Merkantilismus in Frankreich anzukündigen schien. Es handelte sich darum, die Sache vor's Parlament zu bringen; aber da die Verdachtsgründe von Tag zu Tag stärker wurden, so beschloß ein republikanisches Blatt, die Tribune, das Zeichen zum Angriff zu geben, und veröffentlichte am 9. Juli 1831 einen Artikel, worin sich die Worte fanden: „Ist's nicht wahr, daß für die Aufkäufe von Flinten und Tüchern Herr Casimir Perier und der Marschall Soult ein Trinkgeld erhalten haben, welches für jeden mehr als eine Million beträgt?"

Herr Armand Marrast war der Verfasser dieses Artikels. Ein Schriftsteller voll Schwung, Geist und Kraft, hatte er in dieser energischen Beschuldigung alle Eigenschaften seines Talents entwickelt. Die Aufregung war groß, und Verfolgungen gegen das Journal führten zu einem berühmten Prozesse. Die angesehensten Männer des Staats: die Herren von Lafayette, Dupont von der Eure, Lamarque, Guizot, von Corcelles, Laffitte, von Bricqueville, erschienen dabei als Zeugen. Die Herren Casimir Perier und Gisquet wurden mit vieler Geschmeidigkeit und Gewandtheit von den Herren Dupin dem Jüngern und Lavaux vertheidigt; aber sie hatten die mächtigen Angriffe des Vertheidigers der Tribune, Herrn Michel von Bourges, auszuhalten, eines unwiderstehlichen, trotzigen Redners, aus welchem eine zweite Revolution von 92 einen andern Danton gemacht haben würde. Herr Armand Marrast ergriff gleichfalls das Wort in diesem berühmten Kampfe und vertheidigte mit hinreißender Beredtsamkeit die Rechte der Presse. „Wie," rief er, „wenn man von diesen Depositären der Gewalt spricht,

---

*) Man liest auf dem Rande eines Berichtes der Artillerieoffiziere an den Marschall Soult: „Es wird nöthig sein, ohne Ausnahme sämmtliche Läufe der Flinten zu untersuchen, die nicht aus dem Tower von London kommen."

Und Herr Gisquet, der in seinen Memoiren beweisen will, daß die Untersuchung mit Strenge vor sich gegangen sei, sagt Band I. Seite 185: „Schließlich wurden von den hundert und zehntausend durch die Fabrikanten gelieferten Flinten fünfunddreißigtausend bei Seite gelegt, weil man Reparaturen oder Verbesserungen für nöthig erachtete."

Warum spricht Herr Gisquet hier nur von den hundertzehntausend durch die Fabrikanten gelieferten Flinten? Sind die neunzigtausend aus dem Tower in London gekommenen untersucht worden?

welche die Süßigkeiten derselben schmecken möchten, ohne ihre Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, wie! dann werden sie das Heer, das Geld, alle Kräfte der Nation zu ihrer Verfügung haben; sie werden mit einem einzigen Winke alle Beamte in Bewegung setzen; sie werden mit so mächtigen Mitteln auf die Geschicke des Landes wirken; werden, sobald es ihnen einfällt, über die Gerichte, die Gerichtsdiener, die Gensdarmen und die unermeßliche Geißel der Polizei zu verfügen haben, um diejenigen zu erdrücken, die gegen sie ankämpfen! Und wenn sie mit diesem ganzen Gefolge vor uns treten, so sollten wir, wir einfachen Schriftsteller, nicht das Recht haben, Fragen an sie zu richten, einer so drohenden Gewalt zu mißtrauen, an so leichte Mißbräuche zu glauben? Wir sollen diese Gerüchte der öffentlichen Meinung nicht wiederholen dürfen, die einen so richtigen, so sichern Instinkt hat? — — Unsere Pflicht ist erhabenerer Natur. Die Freiheit lebt vom Mißtrauen. Ergreifet die Gewalt, wenn ihr Lust dazu habt; aber wisset auch, daß ihr von diesem Augenblicke an der Herrschaft der Oeffentlichkeit verfallet, ihr, euere Gegenwart, euere Vergangenheit, alle euere bekannten Thaten, ja selbst alle Thaten, die ihr im Schilde führet — — Und Schande dem feigen Schriftsteller, der seinen Pflichten untreu wird, weil sich einige Gefahr daran knüpft!"

In seiner lebhaften, feurigen Stegreifrede hatte Herr Armand Marrast dem System der öffentlichen Bürgschaften eine Entwicklung gegeben, welche Herr Dupin der Jüngere für gefährlich zu erklären sich beeilte. Wenn man ihn hörte, so war eine Verunglimpfung, selbst einem Beamten gegenüber nicht erlaubt, wenn sie sich bloß auf, ob auch noch so gegründete, Vermuthungen, auf, ob auch noch so ehrenhafte, Zeugnisse stützte. Und in diesem Falle durfte es den Schriftstellern ebensowenig gestattet sein, in zweifelnder, als in versichernder Form anzugreifen, da die erste bloß ein Sprachkunststück sei.

Im Verlaufe dieser Debatten legte Herr Bascans, Gerant der Tribune, einen Brief von einem der ersten Waffenfabrikanten Londons, Herrn Beckwith, vor, demselben, welchem Herr Gisquet die Besichtigung der Flinten anvertraut hatte. Der Zwischenfall war interessant. Herr Bascans war einige Tage vor dem Prozeß nach London gereist, hatte sich Herrn Beckwith als einen Mann vorgestellt, der beauftragt sei, eine ansehnliche Waffenmasse zu kaufen, und hatte den Fabrikanten ersucht, ihn seine Preise in einem Briefe wissen zu lassen, welcher den bei der Unternehmung betheiligten Personen mitgetheilt werden könne. Diesen Brief nun legte Herr Bascans dem Tribunal vor, und man las darin die Worte: „Eine Flinte mit ihrem Bajonett und in allen Beziehungen von derselben Qualität, wie diejenigen, welche die brittische Regierung Herrn Gisquet geliefert hat, wird Sie 26 Fr.

50 Cent. kosten."*) Man nahm keine Rücksicht auf diesen Brief, so bedeutungsvoll er war. Herr Armand Marrast hatte, indem er die Theorie von den persönlichen Angriffen feststellte, der Presse ein Untersuchungsrecht beigelegt, welches in einer Epoche des Verfalls Schrecken einflößen mußte. Er wurde zu einer Geldbuße von dreitausend Franken und zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Aber die öffentliche Meinung schien, ohne die Richter der Parteilichkeit anzuklagen, ganz und gar nicht geneigt, diesen Spruch zu bestätigen, und der Ausdruck „Gisquetflinten" blieb in der unerbittlichen Grammatik der Polemik als eine furchtbare Waffe.

Bei diesem Prozesse waren wichtige Fragen zur Sprache gebracht und in verschiedenem Sinne entschieden worden. Eine jedoch war unter ihnen, gegen welche sich kein Einspruch kund gethan hatte. Das Gesetz, welches bei Angriffen gegen einen Bürger, der nicht Beamter ist, den gerichtlichen Beweis der angegebenen Thatsachen verbietet, dieses Gesetz war angeführt und nicht bekämpft worden. Darin spiegelte sich der ganze Geist des Jahrhunderts ab. Es wären freilich gehässige Sitten, die dem Skandal eine Prämie böten und das Privatleben der Bürger Denunzianten preisgäben, wie dies in Rom der Brauch war. Es müssen also Strafen gegen die Verläumdung verhängt werden, und diese Strafen müssen furchtbar sein. Aber den Bürgern die Angabe von Thatsachen verbieten, für welche sie den Beweis in Händen haben, und ihnen, nachdem sie das Laster entlarvt, nicht gestatten, die Wahrheit zu Hülfe zu rufen, das heißt die Vernunft höhnen; das heißt der Erschlaffung der Sitten, der Erniedrigung des Charakters die Wohlthat eines öffentlichen und vorempfangenen Schutzes bewilligen; das heißt Unredlichkeit, Ränkesucht, gewandte Betrügereien auf gesetzlichem Wege ermuthigen und der Sicherheit der ganzen Gesellschaft rauben, was man der des Individuums zugibt. Ohnehin können der Mensch und der Beamte nicht zwei verschiedene Wesen bilden. Der Richter, welcher auf der Börse spielt, wird sich früh oder spät seine Urtheile abkaufen lassen. Der Deputirte, der große, aus großen Lastern hervorgegangene Bedürfnisse hat, wird sich früh oder spät seine Stimme abkaufen lassen. Ich beklage ein Land, dessen Gesetze und Sitten von der Art sind, daß die Popularität eines Mirabeau zu den Möglichkeiten gehört.

*) Der Brief ist in der Kanzlei des königlichen Gerichtshofs niedergelegt worden.

Zwölftes Kapitel.

Stimmung der verschiedenen Mächte in Betreff Polens: geheime Absichten Oesterreichs. — Herr Walewski in London und Herr Zalüski in Brüssel. — Kontrast zwischen der Politik des Kabinets von St.-James und der Politik des Palais-Royal. — Polenkrieg. — Paskewitsch; neuer Feldzugsplan. — Bewegungen der russischen Armee; unheilvolle Unentschlossenheit Skrzynecki's; Ursachen dieser Unentschlossenheit; Depeschen von Herrn Sebastiani; Briefe von Herrn von Flahaut. — Anarchische Szenen in Warschau. — Triumph Dembinski's; man ernennt ihn zum Generalissimus. — Nacht vom 15. August. — Krukowiecki Diktator. — Neuer Generalissimus; Kriegsrath; Ramorino wird auf das rechte Ufer geschickt. — Schlacht bei Warschau. — Unterhandlungen; Sturm; Kapitulation von Praga. — Polens Fall. — Paris empört sich. — Parlamentarische Stürme. — Wirkung, welche die Einnahme von Warschau in Europa hervorbringt. — Gegen Frankreich gerichteter Vertrag der 24 Artikel. — Allgemeine Lage Europa's zu Ende Oktobers 1831.

Während Frankreich sich durch solche traurige Debatten zerstreuen ließ, schickte sich Polen an, die Menschheit noch einmal durch das Schauspiel seines Todeskampfes in Erstaunen und Leidenschaft zu versetzen. Aber bevor ich sage, wie schmerzlich und feierlich dieser Todeskampf war, müssen die Gesinnungen ins Auge gefaßt werden, welche die verschiedenen Mächte Europa's gegen dieses unglückliche Volk hegten.

Bei der Nachricht von dem Aufstand in Warschau war Oestreich zuerst von einem großen Schrecken ergriffen worden. Durch die Politik der Wiener Verträge beherrscht und im Besitze Galliziens, fühlte es sich doppelt bedroht. Als indeß der Widerstand der Polen hartnäckig und furchtbar geworden war, mußte sich Oesterreich fragen, ob die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens für das österreichische Volk nicht besser sein würde, als die Fortsetzung eines Kampfes, durch welchen Gallizien so tief aufgeregt werden mußte, und dessen Folgen unberechenbar waren.

So viel ist gewiß, daß die Wiederherstellung Polens als unabhängigen Staates in den wahren Interessen Oesterreichs lag, selbst wenn es Gallizien verloren hätte. Denn seit dem berüchtigten Theilungsakte hatten die Dinge ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Rußland, das sich gegen den Südwest hinneigte, hatte nicht aufgehört, durch sein Gewicht alles mit sich zu reißen, was sich auf seinem Wege vorgefunden. Sein Weiterrücken längs

dem schwarzen Meere hin und seine Fortschritte in der Türkei waren von der Art, daß sie die ganze Sorge Oesterreichs erwecken mußten, das sich auf dem Punkte erblickte, umgangen und eingeschlossen zu werden. Was konnte es in dieser Lage Vortheilhafteres für sich wünschen, als die Bildung eines Königreichs, welches von Südost nach Nordwest seine Grenzen gedeckt und gesichert haben würde?

Sei es nun, daß er diese Rücksichten auf sich einwirken, oder daß er sich durch Beweggründe von minder hoher Art bestimmen ließ, der Wiener Hof säumte nicht, in der vorliegenden Frage seine Politik von der der andern Kabinette zu trennen.*) Gleichwohl ließ er es sich mit seiner gewöhnlichen Umsicht angelegen sein, seinen Agenten solche Instruktionen zu ertheilen, die er nöthigenfalls verläugnen konnte. Der österreichische Konsul hatte Warschau nicht verlassen. Er gab der polnischen Regierung zu verstehen, Oesterreich sei nicht abgeneigt, zur Wiederherstellung der polnischen Nationalität die Hand zu bieten und sogar durch Aufgebung von Gallizien dazu beizutragen, aber unter zwei Bedingungen: erstens daß Polen einen österreichischen Prinzen als König annehme, zweitens daß Frankreich und England diesem Vorschlage ihre Billigung ertheilen.

In Folge dieser Mittheilungen wurde Herr Walewski beauftragt, die Stimmung des Kabinets der Tuilerien und des Kabinets von St.-James zu prüfen. Er kam nach Paris in den ersten Tagen des Monates März, das heißt in dem Augenblick, wo das Ministerium des Herrn Laffitte dem Ministerium des Herrn Casimir Perier Platz machte. Das Palais-Royal verwarf die Vorschläge Oesterreichs nicht, sondern erklärte bloß, es könne seine Beistimmung nur an die Englands knüpfen, im Fall die Engländer den Plan genehm fänden. Herr Walewski begab sich also nach London. Aber die Antwort des brittischen Kabinets war sehr verschieden von der des französischen. Lord Palmerston gestand ohne Umschweif, Frankreich sei der einzige Gegenstand des Mißtrauens und der Befürchtungen Englands; Seine Brittische Majestät unterhalte freundschaftliche Beziehungen mit St.-Petersburg und habe keine Lust, dieselben abzubrechen; sie würde es nie über's Herz bringen, sich dem König der Franzosen zu einem gegen Rußland feindseligen und ihm unangenehmen Zwecke anzuschließen.

Man kann sich hieraus ein Urtheil über die Albernheit der Rolle bilden, welche sowohl die Lenker der französischen Politik, als Herr von Talleyrand, ihr Vertreter in London, in der diplomatischen Welt spielten.

---

*) Die Thatsachen, welche wir hier verzeichnen, sind von keinem Geschichtschreiber der polnischen Revolution erzählt oder auch nur angezeigt worden. Aber wir bringen nichts vor, was wir nicht aus guter Quelle geschöpft hätten.

Aber die Verblendung unserer Staatsmänner in Beziehung auf die englische Allianz sollte bis zum Wahnsinn gehen.

Die Sache Polens schien also vom diplomatischen Gesichtspunkte aus unwiederbringlich verloren, als der bekannte Vertrag der 18 Artikel, dessen Entstehung wir bereits erzählt haben, zur Sprache kam. Obgleich für Belgien günstig, war dieser Vertrag, wie man gesehen hat, in Brüssel sehr schlecht aufgenommen worden. Hätte der belgische Kongreß ihn verworfen, so war die Erwählung Leopolds von Sachsen-Koburg gefährdet, und die Voraussichtlichkeit dieses Ergebnisses versetzte das Kabinet von St.-James in die größte Verlegenheit.

Mittlerweile hatte Herr von Merode in London Herrn Walewski gesprochen, hatte ihm von der Sympathie gesagt, welche die Sache der Polen und ihr Muth den belgischen Katholiken einflößte, und Herr Walewski faßte Hoffnung, seinem Lande einen nützlichen Dienst leisten zu können. Herr von Merode schien nicht daran zu zweifeln, daß die katholische Partei in dem Kongreß für die Annahme der 18 Artikel stimmen würde, wenn England unter dieser Bedingung gemeinschaftlich mit Frankreich zu Gunsten Polens einzuschreiten verspräche. Lord Palmerston, welchen er darüber fragte, weigerte sich, eine förmliche Verpflichtung einzugehen, gab aber zu verstehen, daß durch die Annahme der 18 Artikel Polen vielleicht ein ausgezeichneter Dienst erwiesen würde. Was Herrn von Talleyrand betrifft, so erklärte er sich mit Wärme für das Projekt und versprach, an die brittische Regierung eine Note in diesem Sinne einzureichen. Auf diese Versicherung hin reiste ein polnischer Abgesandter, Herr Zalüski, von London nach Brüssel, und seine Schritte trugen wirklich viel zur Annahme der 18 Artikel bei.*)

---

*) Wir haben zwei Briefe von Herrn Zalüski an Herrn Walewski vor uns liegen. Darin lesen wir:

„Brüssel den 8. Juli 1831.

„Mein lieber Walewski.

„Die Verhandlungen des Kongresses sind noch nicht beendet, aber die Annahme der Vorschläge der Konferenz steht nicht in Zweifel .... Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß hauptsächlich die Rücksicht auf die polnische Frage mächtig dazu beigetragen hat, viele Mitglieder des Kongresses von ihrem Widerwillen gegen die genannten Vorschläge abzubringen. Die Gegner dieser Maßregel konnten eine edle Seite ausbeuten, nämlich die Aufgebung von Venloo. Man hat ihnen ebenfalls eine edle Seite entgegengehalten, indem man ihnen die wahren Interessen Polens vorstellte u. s. w."

„Brüssel den 10. Juli 1831.

„Mein lieber Walewski.

„Ich habe Ihnen gestern die Annahme der 18 Artikel durch den Kongreß gemeldet. Heute glaube ich Sie benachrichtigen zu müssen, daß die Rücksicht

Aber England hatte erreicht, was es wünschte, und hatte sich nicht verbindlich gemacht. Als daher Herr von Talleyrand die verabredete Note einreichte, gab es eine abschlägige Antwort, deren Unverschämtheit nur unvollkommen von der höflichen Form verdeckt wurde. Auch hier hatte man mit Herrn von Talleyrand sein Spiel getrieben.*)

---

auf die polnische Frage in hohem Grade dazu beigetragen hat, eine Menge Mitglieder des Kongresses zu dieser Abstimmung zu veranlassen. Ich suche jetzt diesen Umstand zu benutzen, um von dem neuen Könige die Anerkennung unserer nationalen Regierung auszuwirken. Herr Lebeau, der diesen Brief besorgt, will uns mit allen seinen Mitteln unterstützen u. s. w."

*) Folgendes ist die Note von Lord Palmerston, die uns zu Händen gekommen ist:

„Der Unterzeichnete u. s. w. in Beantwortung der Note, welche ihm der Gesandte Frankreichs überreicht hat, in der Absicht, die Brittische Regierung zu veranlassen, daß sie im Verein mit Frankreich in den Angelegenheiten Polens einschreite durch eine Vermittelung, welche zum Zweck hätte, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und Polen eine politische und nationale Existenz zu verschaffen,

„Hat die Ehre, Se. Exzellenz den Fürsten von Talleyrand zu benachrichtigen, daß, trotz aller Wünsche, welche der König von Großbrittanien haben könnte, mit dem König der Franzosen zu jedem Schritte mitzuwirken, der den Frieden in Europa zu befestigen im Stande wäre, besonders zu demjenigen, welcher den Zweck hätte, den Vertilgungskrieg, dessen Schauplatz Polen gegenwärtig ist, aufhören zu machen, Se. Majestät sich genöthigt sieht, zu erklären:

„Daß eine, wenn auch nur freundschaftliche, Vermittelung in Anbetracht des dermaligen Standes der Ereignisse nicht ermangeln könnte, von Rußland abgelehnt zu werden, um so mehr, als das Kabinet von St.-Petersburg so eben die Anerbietungen dieser Art, welche ihm von Frankreich gemacht worden sind, verworfen hat; daß folglich die Einschreitung der beiden Höfe, um Wirkung zu haben, von der Art sein müßte, daß man ihr im Weigerungsfalle Kraft geben würde.

„Der König von England glaubt sich keineswegs zu dieser letzten Alternative entschließen zu müssen; der Einfluß, welchen der Krieg auf die Ruhe der andern Staaten haben kann, ist nicht von der Art, daß er diese Schritte mit Nothwendigkeit veranlassen müßte, und die angenehmen, freundschaftlichen Beziehungen, welche zwischen dem Hof von St.-Petersburg und Sr. Majestät stattfinden, gestatten ihr nicht, sie zu unternehmen. Se. brittische Majestät sieht sich also genöthigt, den Vorschlag, welchen Se. Exzellenz der Fürst von Talleyrand ihr in seiner Note vom 20. Juni gemacht hat, abzulehnen (to decline) in der Ueberzeugung, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, gedachten Plan mit Erfolg gegen den Willen eines Souveräns zu unternehmen, dessen Rechte unbestreitbar sind.

„Gleichwohl beauftragt Se. Majestät den Unterzeichneten, Sr. Exzellenz dem Gesandten von Frankreich zu erkennen zu geben, wie schmerzlich sie sich durch alle die Verwüstungen, die in Polen stattfinden, berührt fühlt, und ihn zu versichern, daß sie alles thun werde, was ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland ihr gestatten, um denselben ein Ende zu machen, und daß bereits

Und er erwartete das Resultat so wenig, daß er mit einer dem alten Manne unverzeihlichen Voreiligkeit sogleich dem Palais-Royal geschrieben hatte, es werden Unterhandlungen zu Gunsten Polens eingeleitet. Herr Sebastiani glaubte es; er beeilte sich, die polnische Gesandtschaft in Paris davon in Kenntniß zu setzen, und alsbald wurde ein Courier mit einem dem friedlichen Charakter dieser Nachricht angemessenen Auftrag nach Warschau abgefertigt. Später stützte sich die Opposition auf diese Thatsache und die unglückseligen, daraus erwachsenen Folgen, um das Ministerium der Treulosigkeit anzuklagen. Die Beschuldigung war ungerecht: das Ministerium hatte sich diesmal bloß der Talentlosigkeit schuldig gemacht.

Auf diese Art hatten die Polen alle Mächte gegen sich: Rußland erschöpfte sich, um sie zu vertilgen, in riesenmäßigen Anstrengungen; Oesterreich gab sie aus Feigheit preis; Preußen half sie erdrücken; England wünschte sie untergehen zu sehen, damit Europa bewiesen würde, wie wenig Frankreichs Freundschaft gelte; Frankreich endlich, von einer Politik ohne Schwung und ohne Einsicht beherrscht, war ein Werkzeug geworden, dessen sich eine in ihrer Eigensucht unversöhnliche Diplomatie gegen sie bediente.

Inzwischen strömten aus der Tiefe Rußlands unaufhörlich neue Massen heran. Die russische Armee, bestehend aus siebenzigtausend Mann mit dreihundert Kanonen, war unter den Oberbefehl des Feldmarschalls Paskewitsch Eriwanski, des Ueberwinders der Perser, gestellt worden. Dieser kühne Mann entsagte dem Plan, Warschau, welches auf dieser Seite durch die Vorstadt Praga und den Fluß vertheidigt wurde, vom rechten Ufer her anzugreifen, und beschloß, seine Operationslinien auf die andere Seite der Weichsel zu verlegen. Sein Plan war, gegen die preußische Grenze zu marschiren, wo ihn Unterstützungen aller Art erwarteten, bei Oziek über die Weichsel zu setzen und gegen Warschau zurückzukommen, um es vom linken Ufer her anzugreifen.

Von Warschau aus setzt die Weichsel ihren Lauf nach dem Norden fünf Lieues lang fort, das heißt bis nach Modlin, einer Festung, welche die Polen inne hatten. Bei Modlin macht der Fluß eine Krümmung und wendet sich plötzlich westwärts. An dieser Stelle ergießen sich der Bug und die Narew vereinigt durch eine und dieselbe Mündung in die Weichsel. Modlin war also eine Festung, von welcher aus die Polen den neuen Schauplatz des Krieges beherrschen konnten. Aber der Entschluß des Feld-

dem Gesandten Sr. Majestät in St.-Petersburg Instruktionen ertheilt worden sind, zu erklären, daß sie darauf bestehe, daß die im Jahre 1815 gegründete politische Existenz Polens, so wie seine nationalen Institutionen ihm erhalten werden.

„Unterzeichnet: **Palmerston.**"

marschalls stand fest, und am 4. Juli setzte sich das russische Heer in Bewegung. In vier Kolonnen getheilt mußte es einen Flankenmarsch ausführen, indem es sich um Modlin, als den Mittelpunkt, herumbewegte, und die Kolonne, welche Modlin am nächsten kam, hatte Befehl, langsam vorzurücken, damit diejenige, welche sich am äußersten Ende des Radius befand, Zeit gewann, ihre Bewegung auszuführen. Dieser Marsch war im höchsten Grade gefährlich und verwegen. Die Soldaten hatten ein von Regengüssen aufgeweichtes, von Bächen und Strömen durchschnittenes Terrain zu durchziehen. Erschöpft durch schwierige Wege, in Verlegenheit gebracht durch ihre Fuhrwerke, ihre zahlreichen Kanonen und das unermeßliche Geräthe, welches zu einer Verproviantirung auf zwanzig Tage erforderlich ist, überdies von der Cholera verfolgt, die Kranke und Sterbende haufenweise auf die Straße warf, schleppten sich die Divisionen mühsam, keuchend, abgemattet, zerstreut dahin. Wäre ein Heer von vierzigtausend Mann von Modlin hervorgebrochen und hätte sich über diese ungeordneten Massen hergestürzt, so war es vielleicht um Paskewitsch geschehen, und Polen war gerettet. Ein auf Rekognoszirung ausgesandtes polnisches Corps bewies die Wahrscheinlichkeit dieses Ergebnisses durch die Verwirrung, welche es im russischen Heere verbreitete, indem es die Ataman'schen Kosaken über den Haufen warf.

Aber ruhig auf dem linken Ufer, beschäftigte sich Skrzynecki damit, in seinem Lager Messen lesen zu lassen. Die Schlacht! die Schlacht! riefen die Soldaten in glühendem Thatendurst, so oft der Generalissimus an der Fronte der Truppen vorüberkam: er aber, hartnäckig, unbeugsam, lächelte oder zuckte die Achseln. Welches Geheimniß lag diesem Benehmen zu Grunde? Der Held von Dobre, von Grochow, von Wawer und von Dembewilkie, wollte er die Russen auf das linke Ufer locken, in der Hoffnung, unter den Mauern Warschau's den Feldmarschall zu erdrücken, der dann von allen seinen Verbindungen abgeschnitten war und in dem Elend eines unmöglichen Rückzuges zu Grunde gehen mußte? Aber den Sieg, welcher sich darbot, zu ergreifen, war immer besser, als ihn abzuwarten; ihn vollständig wollen, hieß ihn ungewiß machen. So dachten die Generale, die Soldaten, und ein Unglück weissagendes Geschrei der Unzufriedenheit erhob sich aus dem zur Ruhe gezwungenen Lager. Denn während dieser Zeit passirte Paskewitsch den Fluß auf Brücken, wozu Preußen sämmtliche Materialien in Thorn für ihn in Bereitschaft gesetzt hatte, und seine Armee rückte in gedrängten Massen heran, um Warschau zu verschlingen.

Bald war die Wuth allgemein. Skrzynecki hatte nicht begriffen, daß eine Revolution in diesem Kriege lag; daß man Polen so schnell als möglich auf den Feind werfen mußte, und wäre es nur, um es vor sich selbst zu retten; daß der General hier ein Staatsmann sein mußte, und daß jede Ver-

zögerung die Anarchie mit sich führte. Ein Mann und das System der Kühnheit, das ist es, was diesem unglücklichen Polen augenscheinlich gefehlt hat. Zu seiner Befreiung wäre es genug gewesen, wenn Frankreich ihm einen Anführer schickte, der, allen Vorurtheilen, allen lokalen Eifersüchteleien fremd, in Warschau das Ansehen des französischen Namens geltend zu machen, den zur Unterhandlung geneigten Aristokraten die Macht aus den Händen zu winden und der demokratischen Partei, welche allein im Stande war, den Russen große Schläge zu versetzen und den Triumph von der Verzweiflung zu fordern, das Uebergewicht zu sichern gewußt hätte! Aber nein: vier französische Generale, die Herren Exelmans, Hulot, Lallemand, Grouchy zeigten sich bereit: sie mußten ihren Plan aufgeben, weil Preußen keine Freiwilligen passiren ließ und Frankreich nicht wagte, was Preußen gewagt hatte! Die indirekten Ermahnungen des Herrn Sebastiani, die Briefe unseres Ministers in Berlin, Herrn von Flahaut, der, wie Herr Sebastiani, nur Zögerung und immer Zögerung wollte, die unermüdlichen Ränke der Partei, welche in Polen das revolutionäre Prinzip noch mehr fürchtete, als die Russen, das sind die Umstände, welche die Unentschlossenheit Skrzynecki's erklären, ohne sie zu entschuldigen.

Denn die Folgen waren entsetzlich. Da es Warschau an einer demokratischen und kräftigen Regierung fehlte, so war diese Stadt in alle Ausschweifungen einer zügellosen Demagogie verfallen. Der Vorschlag des Generalissimus, die Regierungsgewalt einem Einzigen anzuvertrauen, hatte bloß die heftigsten Diskussionen erzeugt. Die feigen Verräthereien zugeschriebene Erfolglosigkeit der Expedition Jankowski's in die Woiwodschaft Lublin machte übereilte Verhaftungen nothwendig. Die im Angesicht der Gefahr und inmitten der Verwirrung unbeschäftigten Leidenschaften suchten natürlich einen Wirkungskreis darin, daß sie die Verwirrung und die Gefahr vergrößerten. Hier waren es erbitterte Banden, welche, den Tod der Verräther verlangend, die Stadt durchzogen; da waren es Aufwiegler, welche der alte Krukowiecki, der es verstand, mit der Plumpheit und Kühnheit sein Spiel zu treiben, auf Rechnung seines Ehrgeizes heimlich aufstachelte. Um das Volk an der Niedermetzelung des Generals Hurtig zu verhindern, mußte sich der in den Gefängnissen des Czars ergraute Vater Roman Soltyk's beinahe sterbend auf einen Balkon schleppen und von demselben herab die Menge um Nachsicht anrufen. Aber diese Tage der Trauer hatten auch ihre Größe. Auf einmal erhob sich in dem Sturme, der um ihn her tobte, der Reichstag und erklärte das Vaterland in Gefahr. Die Proklamation, welche er an das Volk richtete, hatte etwas Erhabenes: „Im Namen Gottes und der Freiheit, im Namen der zwischen Leben und Tod gestellten Nation, im Namen der Könige und Helden, eurer Väter, die auf den Schlachtfeldern für

den Glauben und die Unabhängigkeit Europa's gefallen sind, im Namen der künftigen Geschlechter, die von eurem Schatten Rechenschaft wegen ihrer Sklaverei fordern werden, Priester Christi, Bürger, Bauern, ihr alle, erhebet euch in Masse!“ Und auf diese Aufforderung erhoben sich wirklich Alle in Masse. Ein Schrei der Verzweiflung, feierlich, furchtbar, erscholl ringsum und überall auf dem Lande. Die Priester pflanzten das Kruzifix auf; die Kinder, die Greise bewaffneten sich, und die Bauern strömten herbei, ihre Sensen schwingend und ihre Ernten vergessend.

Inmitten dieser allgemeinen Steigerung der Gemüther erschien Dembinski, der tief aus Lithauen, wohin er den Aufstand zu verbreiten gezogen war, die Trümmer seines kleinen Heeres zurückführte. Die von Gielgud befehligte Expedition war unglücklich gewesen; des Verraths verdächtigt, war Gielgud von seinem Adjutanten durch einen Pistolenschuß niedergestreckt worden. Aber hier wie überall hatten die Polen Wunder gethan; man hatte ein Mädchen von zwanzig Jahren, die Gräfin von Plater, sich an die Spitze einer Abtheilung Insurgenten stellen und dieselbe gegen den Feind führen sehen. Dembinski hatte, als er der Ueberzahl weichen gemußt, auf seinem unsterblichen Rückzuge elf Flüsse passirt, zweihundert französische Meilen in zwanzig Tagen zurückgelegt, ungeheure öde Wälder durchzogen, und jetzt führte er seine erschöpften, mit Lumpen bedeckten Schwadronen zu einem letzten Kampfe zurück. Der Empfang, der ihm zu Theil wurde, läßt sich nicht beschreiben. Man umringte sein Pferd; man küßte ihm Füße und Hände; man zerriß seine Uniform, und mit thränenden Augen theilte sich die Menge in die Lappen derselben. Paskewitsch rückte immer näher. Auf die förmlichen Aufforderungen des Reichstags hatte Skrzynecki zu fechten versprochen, aber sein Wort nicht gehalten: Dembinski wurde ihm durch eine in's Lager gesandte Kommission provisorisch zum Nachfolger gegeben. Aber Freund von Skrzynecki und gleich ihm von der Diplomatenpartei umgeben, erklärte er, er werde in die Fußstapfen seines Vorgängers treten. Mehr bedurfte es nicht, um ihn in den Augen der Feuerköpfe zu stürzen. So viele Aufregungen führten zu der Nacht vom 15. August. Der Tag, auf welchen diese blutige Nacht folgte, war ganz dem Andenken Napoleon's gewidmet gewesen, dessen Geburtsfest man feierte. Die Büste des Kaisers wurde von Kindern des Volks im Triumphe umhergetragen. Männer, die man nie gesehen hatte, erschienen in kaiserlichen Uniformen. Ein Blitz der Freude hatte in Warschau gestrahlt. Aber plötzlich verbreitet sich die Nachricht, die Russen stehen vor den Thoren der Stadt; man versichert sogar, Dembinski nahe heran, um sie zur Unterwerfung zu zwingen; die Kanone donnert von der Seite der Vorstadt Jerusalem her. Am Abend versammelte sich der Reboutenklub tumultuarisch, und die Nacht war nicht so bald über die Stadt herabgestiegen, als

unheilverkündende Gruppen, an welche im Schein der Straßenlaternen Reden gehalten wurden, sich auf das Staatsgefängniß stürzten und die des Verraths angeklagten Generale niedermetzelten. Man erwürgte auch andere in Wola eingeschlossene Gefangene, die aber größtentheils Unglückliche waren, welche die Justiz vergessen hatte, Diener schändlicher Ausschweifungen und mit Verbrechen belastet, gegen deren Verzeichnung sich die Feder sträubt. Krukowiecki, der muthmaßliche Urheber dieser Würgeszenen,*) des Verbrechens einer kleinen Zahl, bediente sich derselben, um sich der Gewalt zu bemächtigen. Er eilte nach dem Regierungspallast und zum Gouverneur der Stadt ernannt, zerstreute er die Zusammenrottungen durch ein Zeichen mit seiner Reitpeitsche. Alles wurde wieder still. Polen hatte sich nur noch einem einzigen Unglück zu unterziehen.

Am folgenden Tag gaben die Quintumvirn, gedemüthigt, niedergedrückt durch ihre Ohnmacht, ihre Entlassung ein. Der Reichstag änderte sofort die Regierungsform und beschloß, die Regierung solle einem Präsidenten anvertraut werden, der sich sechs Minister wählen könne und das Recht habe, den Generalissimus zu ernennen. Krukowiecki wurde mit großer Majorität erwählt. Das erste Geschäft des neuen Diktators war, daß er Dembinski absetzte und statt seiner den General Malachowski ernannte, einen achtzigjährigen Greis, voll Patriotismus, welcher den Oberbefehl schon früher ausgeschlagen hatte, indem er auf sein ergrautes Haupt zeigte.

Während dieser Zeit rückte Paskewitsch beständig näher. Das polnische Heer war unter den Wällen von Warschau versammelt, und der Feldmarschall stand nur noch eine Meile von der Hauptstadt. Rüdiger hatte soeben mit 13,000 Mann und 40 Kanonen die Weichsel passirt und stand im Begriff, durch seine Vereinigung mit Paskewitsch die Belagerung Warschau's zu vervollständigen.

Am 19. August versammelte Krukowiecki einen Kriegsrath, und von allen Maßregeln, welche man ergreifen konnte, vernachlässigte man diejenige, welche zugleich die kühnste und die allein ausführbare war, diejenige, zu welcher der Diktator selbst rieth, und die darin bestand, unter den Mauern Warschau's mit der gesammten Streitmacht, über welche die Regierung zu

*) Der General hat eine Erklärung seines Benehmens veröffentlicht. Gleichwohl stimmen die Herren Roman Soltyk und Ludwig Mieroslawski, welche beide mit verschiedenen Eigenschaften und Ansichten, aber beide mit viel Herz und Talent die Geschichte der polnischen Revolution geschrieben haben, darin überein, Krukowiecki als den Urheber der Nacht vom 15. August darzustellen. Diese Ansicht scheint auch Herr Maria Brzozowski zu theilen, ein pünktlicher und wohldenkender Geschichtsschreiber der militärischen Operationen; desgleichen harmonirt sie mit den Privatnotizen, welche wir gesammelt haben.

verfügen hatte, eine Schlacht zu liefern. Uminski machte den Vorschlag, eine Hälfte des Heeres auf das rechte Weichselufer nach Podlachien zu schicken, um die Hauptstadt zu verproviantiren und zu einer langen Vertheidigung fähig zu machen. Dembinski wollte, die ganze Armee solle Warschau verlassen, um sich nach Lithauen zu begeben und auf dem Wege die kleinen Corps Rosen's und Golowin's aufzureiben. Diese beiden letzteren Pläne waren augenscheinlich nur zulässig, wenn der erste ausgeführt war. Denn, wenn man eine Schlacht geliefert hätte, so wäre es im Fall einer Niederlage noch immer Zeit gewesen, sich in der Stadt zu verschanzen, sie vom rechten Ufer her zu verproviantiren, die Straßen zu verbarrikadiren und die unsterbliche Vertheidigung Saragossa's hier zu wiederholen. Was Dembinski's Vorschlag betrifft, so taugte er nur in letzter Entwickelung und als äußerster Entschluß. Uminski's Plan wurde angenommen, ein unheilvoller Plan, denn er theilte eine bereits zu schwache Armee, um vierzehn Tage zu früh für die Verproviantirung einer Stadt zu sorgen, deren größte Gefahr für den Augenblick nicht der Hunger, sondern der Sturm war.

Man schickte also Ramorino mit 20,000 Mann und 42 Kanonen nach Podlachien, Lubienski mit einer Abtheilung von 4000 Mann in die Woiwodschaft Plock, und zur Vertheidigung der Hauptstadt blieben nur 35,000 Mann zurück. Auf die Nachricht, daß die polnische Armee sich theile, beschloß Paskewitsch, den Sturm zu versuchen, und bestimmte dazu den 6. September. Seine Streitkräfte hatten sich soeben durch ein neues Heer von 30,000 Mann vermehrt, welches der General Kreutz ihm zugeführt. Auf diese Art wurde die Hauptstadt Polens auf verschiedenen Punkten von einer Gesammtmasse von 120,000 Mann und 386 Kanonen bedroht. Der Bestand der polnischen Armee war etwa 80,000 Mann mit 144 Kanonen; aber in Warschau selbst befanden sich nur 35,000 Mann und 136 Geschütze. Die Stadt war auf dem linken Ufer durch drei Linien von halbkreisförmigen Festungswerken vertheidigt, wovon das ausgedehnteste nicht weniger als fünf Lieues einnahm. Die wichtigsten Vorwerke waren Wola, Pariz und Marymont, welche durch Lünetten mit einander in Verbindung standen. Diese ungeheure Ausdehnung hätte ein dreimal so starkes Heer, als das polnische war, erheischt; einige zu wenig geschützten Punkte mußten leicht in Paskewitsch's Hände fallen, so daß man Festungen für den Feind gebaut hatte, und die Werke, die den Belagerer hätten aufhalten sollen, für ihn ein weiteres Mittel zum Erfolge wurden. Um das Unglück zu vollenden, waren die bestbefestigten Punkte gerade diejenigen, welche von den Russen nicht angegriffen werden konnten. Krukowiecki war auf den Gedanken gekommen, die Einwohnerschaft der Vorstädte zu mobilisiren, und Zaliwski, der berühmte Anführer der Fähndriche, war so glücklich gewesen, eine Bürgerwache von

mehr als 20,000 Mann zu organisiren, deren Abtheilungen mit unbeschäftigten Offizieren gebildet worden waren; aber Chrzanowski, der voll Angst von einer zweiten Nacht des 15. Augusts sprach, wirkte die Auflösung dieser furchtbaren Miliz aus. So vereinigte sich denn Alles, um Warschau's Fall herbeizuführen, und jeder Schritt, welchen Polen seinem Untergang entgegenmachte, entsprach der Schwächung des demokratischen Elements.

Bevor er den Angriff begann, wollte Paskewitsch einen Vergleich versuchen, und der General Berg erschien bei den Vorposten, wo er eine Unterredung mit Prondzynski hatte. Da aber der Ministerrath und Krukowiecki selbst erklärten, daß man nur auf die Grundlagen des Manifestes hin unterhandeln würde, welches auf's Entschiedenste einen ewigen Bruch aussprach, so befahl der Feldmarschall den Angriff auf den folgenden Tag, den 6. September, und bereitete seine Truppen darauf vor, indem er ungeheuere Rationen Branntwein unter sie vertheilen ließ. Denn die Russen sind gute Soldaten, abgehärtet gegen Strapazen aller Art und gehorsam bis in den Tod, aber es fehlt ihnen an dem nothwendigen Schwung zu einem solch furchtbaren Sturme.

Mit Tagesanbruch eröffnen die Russen ein Feuer aus zweihundert Kanonen. Im Augenblick, wo Murawieff und Strantmann von ihrem rechten Flügel Uminski angreifen, brechen die Kolonnen von Kreutz und Lüders aus dem Zentrum hervor, werfen sich auf die Verschanzungen zur Linken von Wola und nehmen zwei Redouten weg; aber als sie sich der 54. Batterie bemächtigen, zündet der Lieutenant Gordon die Pulvervorräthe an und sprengt sich mit dem Feind in die Luft. Wola wird sofort im Rücken von den siegreichen Truppen und in der Fronte von den Generalen des Pahlen'schen Corps angegriffen, welche ihre betrunkenen Soldaten im Eilmarsch zum Sturme führen, nachdem sie die Wälle mit 115 Stücken von schwerem Kaliber bestrichen haben. Auf sämmtlichen Punkten zugleich angegriffen, sammelt sich die zu schwache Garnison von Wola und verschanzt sich in der Kirche, wo ihr alter Kommandant Sowinski sie auf das Kruzifix schwören läßt, sich nicht zu ergeben. Bald werden sie überwältigt, niedergemacht und Sowinski fällt mit Wunden bedeckt auf dem Altare.

Im Besitze von Wola führen die Russen Artillerie daselbst auf und ziehen gegen Mittag unter dem Schutz von hundert Kanonen aus, um die zweite Linie anzugreifen. Diese Linie lehnte sich an die Vorstadt Czyste und war hier von vierzig Kanonen gedeckt unter den Befehlen des Landboten Roman Soltyk*), und des Generals Bem, dieses unvergleichlichen Artilleristen, welcher am Tage von Ostrolenka für Diebitsch so verderblich gewesen

*) Desselben, welcher die Geschichte der polnischen Revolution geschrieben hat.

war. Als er die Russen aus der Veste hervorbrechen sieht, stellt der General Bem seine Feldstücke in einer Linie auf, eröffnet ein furchtbares Feuer, wirft Fußvolk und Reiterei zu Boden und reinigt das ganze Feld bis zu den Verschanzungen von Wola, welche Soltyk mit Haubizgranaten und anderen Wurfgeschossen überschüttet. Der Generalissimus Malachowski ergreift diesen Augenblick, wirft zwei Bataillone vom 4. Linienregiment vor, um Wola wieder zu nehmen, und ein hartnäckiger Kampf entspinnt sich zu den Füßen dieser von Kanonen starrenden und von einem an Zahl doppelt überlegenen Fußvolke vertheidigten Veste. Vier Bataillone Grenadiere verstärken dasselbe noch. Dreimal stürzen sich diese Massen auf die zwei polnischen Bataillone; jedesmal werden sie auf die Veste zurückgetrieben durch einen jener Bajonettangriffe, welche das 4. Linienregiment unsterblich gemacht haben. Der Feind sieht sich genöthigt, die Schwadronen Schilkoff's gegen sie abzusenden, und die zwei Bataillone weichen, da sie sich nicht unterstützt sehen, in guter Ordnung auf die Vorstadt Czyste zurück. Die Russen waren Herren der ersten Linie, deren höchsten Punkt sie besetzt hielten.

Um Mitternacht schloß sich der Diktator Krukowiecki mit einigen Vertrauten ein und schrieb, ohne mit seinen Ministern Rücksprache zu nehmen, dem Feldmarschall einen Brief, worin er ihn um eine Unterredung bat. Auf Paskewitsch's einwilligende Antwort begab er sich mit dem General Prondzynski heimlich noch Wola. Hier fanden lange Unterhandlungen statt. Ein Waffenstillstand von acht Stunden wurde abgeschlossen.

Am 7. September reichten die Minister, als sie Krukowiecki's Schritt erfuhren, ihre Entlassung ein. Morgens zehn Uhr versammelte sich der Reichstag. Der General Prondzynski erschien in demselben, und nachdem er sich vom Landmarschall die Erlaubniß zum Sprechen ausgewirkt, erstattete er Bericht von der Unterredung, welche der Diktator und er so eben mit Paskewitsch und dem Großfürsten Michael im russischen Lager gehabt haben. Seine Erklärungen wurden bei verschlossenen Thüren angehört.*) Er begann mit einem düsteren Gemälde der Lage: „Diesen Morgen," sagte er, „habe ich die russische Armee am Fuße unserer Mauern eine halbe

*) Wir besitzen das Manuskript einer in Deutschland besorgten Uebersetzung der nicht herausgegebenen Protokolle von den Sitzungen des Reichstags am Tage des Sturmes auf Warschau. Dieses kostbare Manuskript hat uns in den Stand gesetzt, die Physiognomie dieser denkwürdigen Szenen genau kennen zu lernen. Genannte Protokolle waren bereits gedruckt und sollten eben ins Publikum gehen, als russische Agenten dem deutschen Verleger sämmtliche Exemplare abkauften und dieselben bis auf's letzte vernichteten. Die Uebersetzung, welche wir im Manuskripte besitzen, ist nach einem Korrekturexemplar besorgt worden, das man glücklicherweise gerettet hatte.

Kanonenschußweite von denselben in Schlachtordnung aufgestellt gesehen: sie ist mit allem vortrefflich ausgerüstet und zahlreicher, als wir vermutheten. In diesem Augenblick ist unsere Stellung von der Art, daß wir in Folge des Verlustes von Wola und den äußeren Redouten den Angriff des Feindes kaum einige Stunden lang aushalten können." Nach dieser Einleitung sprach Prondzynski, gleich als wollte er recht absichtlich Schrecken in der Versammlung verbreiten, von dem bevorstehenden Sturme und malte mit düsteren Farben alle Schrecknisse eines bewaffneten Einbruchs: die Wiege der Nationalität mit Feuer und Schwert verheert, das Eigenthum einem entfesselten Volke, Soldaten, die nichts mehr von Ordnung wissen, preisgegeben. Die Landboten hörten ihn mit starrer Verwunderung an und schienen überrascht durch die Seltsamkeit dieser Rede. „Die Bedingungen, welche uns Paskewitsch bietet," fuhr der General fort, „sind nicht von der Art, wie wir sie selbst vorgeschlagen haben würden. Der Marschall ist ein aufbrausender Charakter; Toll ist bei ihm: beide sind ächte Russen und werden bei dem geringsten Einspruch des Generals Krukowiecki ungeduldig. Sie bestehen auf ihren Bedingungen, welche nicht die vollkommene Zustimmung des Großfürsten Michael haben. Ich habe mit diesem Prinzen viel gesprochen, so lange der Präsident sich mit Paskewitsch und Toll unterhielt. Die Sprache des Generals Krukowiecki war der Nation würdig, vielleicht sogar etwas stolzer, als es sich mit den Umständen vertrug." Endlich setzte er die Bedingungen der Kapitulation auseinander, bestehend in der Rückkehr des Königreichs Polen unter das Szepter des Kaisers Nikolaus vermittelst einer vollständigen und unbedingten Amnestie, über welche man sich indeß noch näher verständigen müsse. Der Landtagsmarschall fragt Prondzynski, bis zu welcher Stunde der Waffenstillstand dauern solle? — „Bis Mittags ein Uhr," antwortet der General. — Die Versammlung beharrt in einer ruhigen Haltung. Der Landbote Worcell erhebt sich und spricht: „Das Vaterland ist schon mehrere Male gerettet worden, dies kann auch jetzt noch geschehen. Wir allein können sein Todesurtheil unterzeichnen. Wer es unterzeichnen will, verlasse diesen Saal!" Auf ihn folgt Precizewski; er ruft Gott den Allmächtigen an und spricht, seinen Säbel zeigend: „Niemals habe ich meine Hand fähiger gefühlt, ihn zu schwingen." — „Versammeln wir die Generale," sagt Niemojowski; übergeben wir den Oberbefehl demjenigen, welcher das meiste Vertrauen auf unsere Sache hat, und erklären wir nicht durch einen Federzug unsere Protestationen förmlich als Lügen." Der Woiwode Ostrowski unterstützt diesen Antrag und fügt hinzu: „Wir müssen die Einwohner von Warschau bewaffnen und mit ihnen auf den Wällen erscheinen. Wir werden den Feind im Respekt erhalten, bis wir die Stadt mit Verschanzungen umgeben

haben, was noch in dieser Nacht geschehen kann." Der General Prondzynski verlangt hierauf das Wort; aber man weigert sich, ihn anzuhören, und der Landtagsmarschall Ostrowski erklärt, eher werde er die Sitzung aufheben und seinen Stuhl verlassen. Alsbald ruft Szaniecki: „Verlassen wir Warschau, sobald die Russen einziehen. Suchen wir eine andere Hauptstadt in unserm Lande, und wenn alle unsere Städte vom Feinde besetzt sind, zerstreuen wir uns lieber in der weiten Welt, als daß wir uns mit Schande bedecken." Ein Greis erscheint auf der Tribüne: „Es ist das letzte Mal," sagte er, „daß ich das Wort ergreife, und ohne Zweifel werde ich mein Leben in Sibirien beschließen; aber ich hege die Hoffnung, daß alle Provinzen des russischen Reiches sich empören werden. Ich alter Mann werde diese Zeit nicht sehen; ihr, meine Herren, die ihr noch jung seid, grabet es euch ins Herz, daß Polen keine andere Grenzen haben darf, als den Dniepr und die Düna." Godebski, Zienkowicz und Lelewel erheben sich nachdrücklich gegen jeden Vergleich. Ein Adjutant Krukowiecki's tritt in den Saal und erinnert die Versammlung, daß es ein Uhr ist. Der Reichstag setzt seine Berathungen fort. Wolowski drängt, beschwört seine Kollegen, zum Besten Polens die Hauptstadt zu verlassen und den Präsidenten der beiden Kammern das Recht zu bewilligen, den Reichstag an jeden Ort in Europa, welchen sie für passend erachten werden, zusammen zu berufen. Während dieser Zeit hat Godebski glühende Proklamationen verfaßt, welche er der Versammlung vorliest, und bittet sie dann, die Berathungen zu vertagen und gegen den Feind zu ziehen. Auf einmal erschüttern der Donner der Lärmkanone die Fenster des Pallastes. Es ist das Signal zum Sturme. Sämmtliche Landboten erheben sich und brechen gemeinschaftlich in den furchtbaren Ruf aus: „Auf die Wälle! Auf die Wälle!"

Der Kampf war so eben mit einer Kanonade eröffnet worden, bei welcher die Russen die numerische Ueberlegenheit ihrer Kanonen und die Polen die Ueberlegenheit ihrer Schützen entwickelten. Dreihundertfünfzig Geschütze donnerten zu gleicher Zeit. Um den Hauptangriff zu erleichtern, welchen das Kreutz'sche und das Pahlen'sche Corps gegen die Vorstadt Czyste richteten, erhielt Muravieff Befehl, gegen Uminski zu marschiren, welcher den linken Flügel der Polen kommandirte, auf der Seite der Barrieren von Jerusalem. Die 73. Batterie des Obersten Przedpelski, welche auf einer vorspringenden Lünette stand, faßte die russische Artillerie, die Czyste bestrich, von der Querseite, zerstörte die feindlichen Geschütze und fegte alles weg mit ihren Salven. Muravieff will diese Artillerie nöthigen, ihre Stellung aufzugeben. Zwei Kolonnen Infanterie, welche der General Witt in Person befehligt, rücken auf beiden Seiten der Chaussee von Raszyn, die zum Thore von

Jerusalem führt, heran. Die polnischen Grenadiere stürzen sich, ohne den Feind abzuwarten, auf die bereits durch das Kartätschenfeuer gebrochenen Kolonnen und richten ein großes Blutbad unter ihnen an. Als diese sich wieder sammeln, läßt Uminski sie auf der Flanke von den blauen Lanziers und den Schwadronen von Sandomir angreifen, welche sie auf ihre Batterien zurückwerfen. Aber eine Brigade der russischen Garde zu Pferde löst sie ab und treibt die Polen bis an ihre Linien zurück, wohin sie sich unkluger weise mitreißen läßt. Das polnische Feuer schmettert sie nieder, und von zwei russischen Regimentern bleiben nur dreißig Pferde übrig. Neue Massen von Kürassieren wollen die 73. Batterie wegnehmen; die Kanonen dezimiren sie, und sie jagen im Galopp zurück.

Während diese furchtbare Batterie mit ihrer eigenen Vertheidigung beschäftigt ist, ersetzen Kreutz und Pahlen ihre beschädigten Geschütze und beginnen den Angriff auf Czyste, was der hervorspringende Punkt der zweiten Linie ist, von Neuem. Ihre Kolonnen rückten entschlossen vor auf dem Felde, das ihre Artillerie rein gefegt hat, und nehmen zwei Batterien weg. Auf allen Seiten von Pahlen's Truppen angegriffen, welche sich an den Häusern und Gartenzäunen hinschleichen, hält die 23. Batterie, befehligt von dem Obersten Romanski, einen verzweiflungsvollen Kampf aus. Romanski läßt sich tödten. Er war nebst Bem der gewandteste Artillerist in beiden Heeren.

Es war Abends fünf Uhr. Ein Hagel von Haubitzgranaten hatte die Vorstadt Czyste angezündet, und die Flammen des Brandes beleuchteten die mit Todten dicht übersäeten Straßen. Die Gärten und Gehege wurden der Schauplatz von Einzelkämpfen, wo man sich beinahe Mann an Mann schlug. Das 4. Linienregiment, das sich in den Kirchhof verschanzt hat, vertheidigt sich wüthend, wird aber bald durch den Brand, welcher zu ihm dringt, unter die Mauer des Zollhauses zurückgedrängt. Der General Nabakoff und die Grenadiere, welche Szachoskoï selbst anführt, rücken bis an die Barrieren von Wola, suchen einen Weg durch die Flammen und verwickeln sich in einem Labyrinth von Gäßchen, Gräben und Brustwehren. Auf dem Kreuzwege angelangt, werden sie dreimal von vier am Ende der Allee aufgepflanzten Kanonen weggefegt. Dieser mörderische Kampf zieht sich bis tief in die Nacht hinein. An diesem Tage wurde das Volk von Warschau entwaffnet und man zerstreute die Zusammenrottungen! Die Straßen der Stadt waren still und öde: alle Blicke richteten sich nach Praga, von wo man jeden Augenblick die 20,000 Mann Ramorino's, welche sich auf so entsetzliche Weise verspäteten, zurückkommen zu sehen hoffte. Abends neun Uhr empfing das Heer die Nachricht von der Kapitulation nebst dem Befehl, sich auf Praga zurückzuziehen.

Diese denkwürdige Kapitulation von Warschau war auf folgende Art bewerkstelligt worden. Der Reichstag hatte um vier Uhr eine zweite Sitzung gehalten. Krukowiecki hatte ihm seine Entlassung eingesandt, aber so lange sie nicht angenommen war, glaubte er sich berechtigt, zu unterhandeln. Nach einer stürmischen Erörterung verweigert die Versammlung, die ihrer energischsten, auf den Wällen anwesenden Mitglieder beraubt ist, die Entlassung des Präsidenten und ermächtigt ihn, seine Vergleichsversuche fortzusetzen. Um fünf Uhr brachte Prondzynski, der zum dritten Mal ins russische Lager gesandt worden, mitten durch Brand und Kampf den General Berg aus demselben mit. Mit diesem General eingeschlossen, setzte, sagt man, Krukowiecki seinen Forderungen Festigkeit entgegen. Man hörte, daß er auf den Tisch schlug und sagte: „Wenn die Sache sich so verhält, so rufe ich Ramorino zurück, bewaffne die Vorstädte und begrabe mich unter die Trümmer von Warschau.“ Der verschlagene Moskowite ließ den Sturm vorübergehen und entfernte sich erst, nachdem man ihm folgendes Schreiben mitgegeben:

„Sire,

„In diesem Augenblick beauftragt, im Namen der polnischen Nation zu Ew. K. K. Majestät zu sprechen, wende ich mich durch Seine Exzellenz den Herrn Grafen Paskewitsch Eriwanski an Ihr Vaterherz.

„Indem sich die polnische Nation ohne irgend eine Bedingung Ew. Majestät unserm Könige unterwirft, weiß dieselbe, daß Sie allein im Stande sind, die Vergangenheit vergessen zu machen und die tiefen Wunden zu heilen, welche mein Vaterland zerfleischt haben.

„Warschau den 7. September, Abends sechs Uhr.

„Unterzeichnet: **Graf Krukowiecki,** Präsident der Regierung.“

Auf einmal erscheint mitten unter den im Regierungspallaste versammelten Landboten der Generalissimus Malachowski, keuchend und schwarz von Pulver. Der Greis hält eine Anrede an sie, beschwört sie mit der Stimme der Verzweiflung, jede Unterhandlung abzubrechen und zu sterben. Die Landboten stürzen sich nach dem Thore der Pallastes. Krukowiecki hatte Befehl gegeben, es zu verschließen. Der Marschall Ostrowski gibt sich den Soldaten zu erkennen, schreitet auf den Diktator zu, fordert ihn auf, von Neuem abzudanken, und kommt mit der Entlassung desselben in den Reichstag zurück, welcher durch Zuruf Bonaventura Niemojowski zum Präsidenten der Regierung erwählt.

Abends elf Uhr kommen die Generale Berg und Prondzynski zurück, um von Krukowiecki die Ratifikationen zu verlangen. Man meldet ihnen, daß die Regierung in andere Hände übergegangen ist. In den Pallast eingeführt, findet Berg die Landboten im Frack und mit Säbeln bewaffnet. Er erklärt, nur mit dem General Krukowiecki unterhandeln zu wollen. Man

sucht ihn in Praga und bringt ihn Morgens um drei Uhr herbei. Beim Anblick des Generals Berg wirft Krukowiecki seine Mütze auf den Boden und ruft: „Ich bin nichts mehr, ich bin nur noch ein einfacher Privatmann.“ Dann ergießt er sich in Beleidigungen gegen Ostrowski: „Da haben wir den Marschall der Kammern in unsern Händen,“ sagt er, vor Wuth zitternd, zu dem General Berg, „er ist es, der durch seine unsinnige Exaltation den strafbaren Stolz der Nation genährt hat. Sie werden hier bleiben, mein Herr.“ Aber der Marschall entgegnet mit Ruhe: „Ich antworte nicht auf leere Drohungen; sie haben keinen Einfluß auf mich; ich bin hier in Sicherheit, da ich Polen hier sehe.“ Und er fügt hinzu: „Sie haben keine Vollmacht, um im Namen der Nation zu unterhandeln.“ Als darauf der General Berg erwiederte, er bitte um Erlaubniß, den Erklärungen des ehrenwerthen Generals Krukowiecki Glauben beizumessen, da rief Dembinski leidenschaftlich, der Landtagsmarschall besitze das Vertrauen der Nation, und Niemand werde dulden, daß man ihn beleidige. „So unterzeichne er denn mit mir,“ versetzte der Expräsident; „er bevollmächtige mich, im Namen des Reichstags abzuschließen.“ — „Nein, nein!“ antwortet Ostrowski, und stieß ein in französischer Sprache abgefaßtes Schreiben, das man ihm zum Unterzeichnen hinhielt, zurück. Da gerieth Krukowiecki in Wuth; „Sie sind verhaftet, Herr Marschall!“ — „Verhaftet?“ erwiederte Ostrowski kalt. „Glaubst du mir eine schmähliche Unterschrift abtrotzen zu können? Wenn hunderttausend moskowitische Bajonette hier wären, ich würde nicht von meinen Pflichten abweichen.“ Und er zog sich ruhig mit den kühnsten Patrioten zurück. Gedrängt von den Generalen, die ihn umgaben, und hingerissen von der allgemeinen Muthlosigkeit, unterzeichnete Malachowski mit widerstrebendem Herzen die Kapitulation, welche Warschau, so wie die Brücke und den Brückenkopf von Praga überlieferte. Die Russen dagegen bewilligten den Polen einen Waffenstillstand von achtundvierzig Stunden, um Warschau mit Waffen, Munition und Kleidungsstücken zu räumen. Aber während die Armee, mit dem Reichstag in ihrer Mitte, dessen Mitglieder größtentheils zu Fuß waren, sich gegen Modlin zurückzog, verletzten die Russen, da sie sich einmal im Besitz von Praga sahen, mit frechem Trotze die Kapitulation, indem sie die Ausführung der militärischen Effekten verwehrten. Statt sich der Hauptarmee anzuschließen, glaubte Ramorino einen andern Weg einschlagen zu müssen: er mußte den gallizischen Boden betreten und legte daselbst die Waffen nieder. Der letzte Generalissimus der Polen, Rybinski, zog gegen die untere Weichsel und sah sich genöthigt, sich nach Preußen zu flüchten. Im Augenblick, wo er den Fuß über diese Grenze setzte, machte Dembinski auf einmal mit dem Nachtrab Rechtsumkehrt, und er hatte den Ruhm, die letzte Patrone Polens gegen die Russen zu verbrennen.

Den 15. September wurde die Nachricht von diesem Unglück Frankreich durch einige mit grausamer Bestimmtheit abgefaßte Zeilen des Moniteur verkündigt. Im Anfang waltete, wie es bei einem großen Weh zu geschehen pflegt, nur eine Art düstere Ueberraschung vor, und es trat eine allgemeine Niedergeschlagenheit ein. Von den tausend Sorgen von gestern war keine einzige mehr vorhanden: die Debatten über die Grade aus den hundert Tagen, die Abschaffung der erblichen Pairie, der Bericht des Herrn Berenger über diese so wichtige Frage, die bewundernswürdigen Flugschriften, welche sie Herrn von Cormenin eingeflößt hatte, alles war vergessen worden; ein einziger Gedanke erfüllte die Gemüther: Polen! ein einziges Wort kam aus Aller Munde: Polen! Die Geschäfte wurden eingestellt; am Abend waren die Theater geschlossen. Die Einwohnerschaft, und dies wird in den kommenden Jahrhunderten diesem Lande zur ewigen Ehre gereichen, die Einwohnerschaft ging bestürzt, schweigend und wie niedergedrückt unter dem Gewichte einer nimmermehr gut zu machenden Erniedrigung auf den Straßen einher. Wir hatten alle aufgehört, über unser eigenes Unglück zu seufzen, indem wir an dieses Volk von tapfern Männern dachten, das vierhundert Lieues von uns zu Grunde ging; alle waren wir wie erstarrt über diesen unerhörten Ingrimm des Schicksals, das selbst nach 1830 und seinen Wundern ein zweites Waterloo über Frankreich ergehen ließ!

Am folgenden Tage hatte sich die Niedergeschlagenheit in Raserei verwandelt. Auf allen Punkten von Paris bildeten sich Gruppen, wo die öffentliche Wuth sich in Verwünschungen und Drohungen Luft machte Die Plünderung von Waffenläden, mehrfache Versuche zur Errichtung von Barrikaden gaben der Hauptstadt mehrere Tage hindurch ein Aussehen, als ob sie sich in der Revolution befände. Auf den öffentlichen Plätzen, die Quais, die Boulevards entlang erblickte man nichts als Fußgänger und Reiter, sämmtlich eines unheilvollen Zeichens gewärtig. In den Rappell, den man in allen Theilen der Stadt schlug, mischte sich die durchdringende Stimme der öffentlichen Ausrufer, herumziehender Warnungstafeln, welchen die im Innersten aufgeregte Menge folgte. Das Volk hatte sich eiligst nach dem Garten des Palais-Royal begeben, welcher seit 1789 allen Revolutionen auf dem Wege gelegen ist, und die Familie Orleans hätte von ihrer Wohnung herab sehen können, wie sich unter ihren Augen die Szenen erneuerten, welche zu ihrem Vortheil die ältere Linie in's Verderben gestürzt. Aber diesmal kamen die Soldaten nicht zu spät: man zerstreute die Menge, man verschloß eiligst die Thore, und Unglückliche sanken auf's Gerathewohl vom Schwerte der Stadtpolizei getroffen zu Boden. Während dieser Zeit fuhr ein lebhaft verfolgter Wagen schnell über den Vendomeplatz. Dieser Wagen hielt plötzlich an, und zwei Männer stiegen heraus. Es waren die

Herren Sebastiani und Casimir Perier. Man hatte sie erkannt, als sie aus dem Hotel der auswärtigen Angelegenheiten traten, und das Volk war sehr erbost über sie: die Festigkeit ihrer Haltung entwaffnete es. So nahmen die Erbitterung, die Gefahren, die Besorgnisse stündlich zu, und dieser Ausbruch des öffentlichen Gefühls klagte selbst in seinen übertriebenen und jugendlichen Aeußerungen die Unzulänglichkeit dieser Minister von kleinlichen Gesichtspunkten an, die für praktische Männer gelten, während sie in ihren Berechnungen die ganze sympathetische Seite der Menschheit vernachlässigen: beschränkte Köpfe, unfähig, zu begreifen, daß in den tiefen Regungen des Herzens der gewaltigste Hebel der Politik liegt.

Auch wurden mit der größten Begierde alle aufreizenden Schriften aufgenommen, die man in Hülle und Fülle verbreitete. Der Schmerz war zur Empörung geworden, und überall rezitirte man mit dem Enthusiasmus der Entrüstung beifolgende Dithyrambe der Nemesis, eines in Versen geschriebenen Wochenblattes:

Warschau! großherzige Schwester! für uns bist du dahin,
Todt, in der Hand die Wehre, mit ungebeugtem Sinn,
Todt, uns verfluchend noch mit deiner letzten Glut,
Todt, badend das Panier in deiner Thränen Flut.
Was hörtest du von uns? Wo war der Mitleidsschrei?
Wo nur ein einzig Wort, wo Freundschaft, wo die Treu'?
Verbergen wir uns, weh! wir sind die Niederträcht'gen,
Herbei, herbei, daß wir der Kunkeln uns bemächt'gen!
Werft eure Waffen fort, fort mit des Kriegers Zier,
Die Bürgerfeder weg sammt unserm Gürtel hier!
Stoßweis kommt unser Muth, nachhaltig ist er nicht,
D'rum schweigt, wenn man von Ruhm, von Barrikaden spricht.
O, daß doch uns're Stirn die Schande eingenommen!
Ihr wollt die Russen seh'n, ihr wollt's — sie werden kommen!

Mitten unter dieser Gährung wurde die Sitzung vom 19. November eröffnet. In der vom 16. hatte Herr Mauguin, obschon krank, angekündigt, er werde das Ministerium zur Rede stellen, und er eilte herbei, seine Drohung auszuführen. Ungestüm und drängend, schlug er die Minister durch die Bestimmtheit seiner Fragen zu Boden. Warum hatte man die skandalöse, die barbarische Einschreitung Preußens zu Gunsten Rußlands geduldet? Warum hatte man nicht wenigstens, um Polen zu retten, das Gleiche gethan, was die Preußen thaten, um es zu verderben? Warum hatte Herr Sebastiani durch die Abberufung des Generals Guilleminot Frankreich die Unterstützung der Türkei und das Mittel geraubt, eine Flotte in's schwarze Meer zu schicken? Warum hatte man sich beeilt, den belgischen Angelegenheiten eine antifranzösische Lösung zu geben, statt, wie Herr Bignon gesagt hatte, Belgien in Verfügbarkeit zu halten und als Lösegeld

für Polen zu benutzen? Warum hatte, trotz der förmlichen Erklärungen des Kriegsministers, unsere ganze Armee Belgien so früh geräumt? War es wahr, daß ein von der französischen Regierung nach Warschau abgesandter Courrier ohne Rücksicht auf die Würde Frankreichs unter nichtigen Vorwänden im Herzogthum Posen aufgehalten worden war? War es wahr, und Herr von Lafayette glaubte den Beweis dafür zu haben, daß man die Polen in einer unseligen Unthätigkeit hingehalten hatte, indem man sie fälschlich hoffen ließ, daß man für sie unterhandle und daß sie in zwei Monaten auf diplomatischem Wege wieder in die große Familie der freien Völker aufgenommen werden? Und Herr Mauguin forderte die Minister auf, über alles das bestimmte Erklärungen zu geben, Urkunden vorzulegen, anders als durch vage Versicherungen wenn auch nicht die Verdienstlichkeit, doch wenigstens die Ehrlichkeit ihrer Politik zu beweisen.

Herr Sebastiani antwortete, Preußen habe sich darauf beschränkt, die Russen mit Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu unterstützen, und eine solche Einschreitung sei kein Grund zum Kriege gewesen; der General Guilleminot sei zurückberufen worden, weil er dadurch, daß er die Türkei gegen die Russen aufzureizen gesucht, das dreifache Unrecht begangen habe, das System des Friedens bloßzustellen, seinen Instruktionen*) zuwider zu handeln und mit einem Leichnam zu sprechen; durch die Neutralerklärung Belgiens seien die Interessen Frankreichs genugsam gewahrt, da diese Neutralität in Folge der Nachbarschaft nur zu unserm Vortheile verletzt werden könne; die Räumung dieser Länder durch unsere Truppen sei gegenüber der Konferenz eine Sache der Ehrlichkeit**) gewesen; dem im Herzog-

*) Der General Guilleminot hatte seinen Instruktionen nicht zuwider handeln können, weil er keine empfangen hatte. Die Wahrheit ist die, und es wurde später bewiesen, daß die Instruktionen, von welchen Herr Sebastiani hier spricht, Herrn Guilleminot erst mit seinem Abberufungsbefehl zugesandt worden sind, und zwar im Duplikat. Das Original war seltsamerweise nicht nach Konstantinopel gelangt!

**) Herr Sebastiani fügte mit eigenen Worten hinzu:

„Was hatte der Kriegsminister zu Ihnen gesagt? Daß die französische Armee Belgien nicht verlassen werde, bevor man uns die Unabhängigkeit Belgiens zugesichert hätte. Wir haben sie ausgewirkt"

(Siehe Moniteur vom 20. Septbr. 1831.)

Nun hatte sich Marschall Soult folgendermaßen ausgedrückt:

„Die holländische Armee hat Befehl erhalten, sich vor unseren Truppen zurückzuziehen. Gleichwohl kehren unsere Truppen deshalb nicht zurück. Denn ehe sie nach Frankreich zurückkehren, muß die Exekution ihrem Zwecke entsprechen, und wir müssen die Gewißheit haben, daß die Holländer nicht wiederkommen." (Moniteur vom 14. August 1831.)

Es handelte sich also nicht um die Zusicherung der belgischen Unabhängig-

thum Posen aufgehaltenen Courrier sei dies bloß in Folge einer Gesundheitsmaßregel widerfahren; was endlich die Behauptung betreffe, daß die französische Regierung den Polen zur Aufgebung des Offensivsystems gerathen und Hoffnung auf Anerkennung in zwei Monaten gemacht habe, „so habe die Regierung nie etwas derartiges gesagt." *)

Diese Antwort, in welcher man überdies Thatsachen unrichtig darstellte, verrieth eine jammerwürdige Schwäche. Die Erklärung, daß man aus Liebe zum Frieden Preußen eine mittelbare Einschreitung gestattet habe, welche man sich selbst zu Konstantinopel untersagte, war nichts anderes, als ein offenes Bekenntniß der untergeordneten Stellung unserer Politik und eine Aufmunterung für die Feinde Frankreichs, alles gegen dasselbe zu wagen. Was die Neutralität der Belgier betrifft, so war es zum Mindesten eine seltsame Behauptung, daß man wohl daran gethan habe, sie als unverletzlich zu erklären, weil wir leichter als die Anderen sie verletzen könnten.

Auf dem Punkte, wo die Erörterung stand, und nach den langen Verhandlungen über die Adresse schienen alle Beweismittel erschöpft, und der General Lamarque konnte in der That die pompöse Form seiner Beredtsamkeit nur zu Wiederholungen anwenden. Aber Herr Thiers fand Mittel, die Diskussion zu verjüngen, indem er unerwartete Gegenstände der Berücksichtigung entwickelte. Zuerst an diejenigen sich wendend, welche bei ihrem Verlangen nach Krieg von dem Gesichtspunkte ausgingen, daß derselbe unvermeidlich sei, bewies er, was wahr war, daß die Mächte weder Lust hatten, ihn zu unternehmen, noch die Mittel, ihn zu führen. Sofort antwortete er denjenigen, welche, wie Herr Bignon, die Rettung Polens durch geschickt geleitete Unterhandlungen herbeigeführt zu sehen gewünscht hätten, und ließ sich in Untersuchungen ein, ob die Wiederherstellung Polens möglich gewesen sei. Polen war, wenn man ihn hörte, nur eine unermeßliche Ebene ohne

---

keit, sondern um die Gewißheit, daß die Holländer nicht nach Belgien zurückkehren würden. Denn was die Unabhängigkeit Belgiens betrifft, wie konnte es Herrn Sebastiani, ihm, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, unbekannt sein, daß diese Unabhängigkeit schon vor dem Einfall der Holländer anerkannt war?

*) Der General Lafayette, der über diesen Punkt die polnische Gesandtschaft um Erklärungen anging, erhielt folgende Antwort:

„Wir beeilen uns, Sie zu versichern,

„Daß der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten es ist, der uns am 7. Juli veranlaßt hat, einen Botschafter nach Warschau zu senden, dem er selbst die Reisekosten bezahlt hat; daß der Zweck dieser Sendung, wie uns Se. Excellenz, der Herr Graf Sebastiani, gesagt hat, der war, unsere Regierung zu bestimmen, noch zwei Monate an sich zu halten, weil dies die nothwendige Zeit zu den Unterhandlungen sei."

feste Grenzen, und somit wäre es eine Chimäre gewesen, an seine Wiederherstellung zu denken. Hatte die Republik mit ihren vierzehn Armeen etwas Aehnliches vermocht? Hatte das Kabinet von Versailles, welches ein Amerika gemacht, ein Polen gemacht? War nicht Napoleon selbst vor dieser schmerzlichen, aber vom Schicksal festgesetzten Unmöglichkeit stille gestanden? Der große Friedrich hätte niemals an jene bekannte Theilung gedacht, für welche er sich mit so vieler Gewandtheit der eigennützigen Politik Katharina's und Kaunitz' beigesellte, wenn er nicht eingesehen hätte, daß Polen nicht im Stande war, Europa zu schützen.

Diese Rede machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Herr von Lafayette antwortete darauf mit viel Feinheit und Geist, indem er in rechtem Maße Artigkeit mit Ironie vermählte und der etwas vorschnellen Gelehrsamkeit des jungen Redners vor ihm seine persönlichen Erinnerungen und seine Greisenerfahrung entgegenstellte.

Aber der wichtigste Theil von Herrn Thiers Rede war in der des Herrn von Lafayette kaum berührt, obgleich dieser gegen die polnische Nationalität erlassene Spruch eine politische Angabe ohne alle Begründung und Großartigkeit war. Indem Herr Thiers Polen als ein Land darstellte, das keine Grenzen besitze, hatte er nicht bedacht, daß er es nicht so darstellte, wie die Natur es gewollt, sondern so, wie schändliche Einverständnisse und ruchloser Mißbrauch der Gewalt es gemacht hatten. Würde nicht vom schwarzen Meere bis zum liefländischen Meerbusen, von Cherson bis Riga der Dnieper, fortgesetzt durch die Düna, eine Grenzlinie bilden, welche im Stande wäre, das wiedererwachte Polen zu schützen? Kein Zweifel, daß Polen, so konstituirt, wie es sein sollte, mit zwei großen Flüssen als Grenzen und an das Küstenland der Ostsee sich anlehnend, eine Grenze gegen Rußland abgeben und es verhindern würde, über den Occident herzustürzen. Napoleon hatte es wohl begriffen; er hielt sich nicht mit der kleinen Idee auf, daß Polen Frankreich gegenüber jederzeit nur ein gar zu entfernter Vortrab des Hauptheeres sein würde, und hatte unter die Zahl der seinem Ehrgeize theuersten Entwürfe den aufgenommen, ein anderes Frankreich an den Ufern der Weichsel zu schaffen, ein Frankreich, stark genug, um durch sich selbst zu widerstehen und zu warten. Und wenn er diesen Plan in Tilsit nicht verwirklicht hatte, so geschah es, weil er in der Tiefe seiner großen Seele bereits die Absicht hegte, ihn in Moskau zu verwirklichen. Was die Republik betrifft, so hatte sie an ihren vierzehn Armeen nicht zu viel gehabt, um Europa zum Trotze zu leben. Das von Friedrich, Katharina und Kaunitz begangene Verbrechen war am Ende ein thörichtes Verbrechen gewesen. Der letzte Polenkrieg sagte dies deutlich genug, und die Ströme von Blut, welche in Folge dieser Theilung vergossen worden sind, der tiefe Schreck, womit man

ihre fluchwürdigen Ergebnisse hatte überwachen müssen, die Ungewißheit, welche sie in die Zukunft der drei theilenden Mächte warf, alles dies bewies zur Genüge, daß es keine unbestrafte Schandthaten gibt; daß ein Räuberstück nie mit Vernunft ausgeübt werden kann; daß der Erfolg der klügsten Diebereien verschwindet, wenn man ihn in der Zeit und im Raume betrachtet; daß endlich das Verbrechen immer abgeschmackt ist. Und dann war es wirklich keine gewöhnliche Kühnheit, eine Nationalität für unmöglich zu erklären, welche zweimal die Christenheit gerettet hatte, und welche als unsterblich zu erklären sicherlich gerechter gewesen wäre. Wie vielen Prüfungen hatte sie nicht in der That widerstanden! Wie oft hatte sie sich nicht wieder erhoben, wenn man sie vernichtet geglaubt! Und hatte sie nicht Kriege und Würgeszenen, Verräthereien und die höllischen Ränke der Diplomatie ihrer Unmacht überwiesen? Was verlangte man eigentlich für den Beweis der Lebenskraft Polens, wenn man die Anstrengungen, welche der fünfte Theil dieses Polens so eben gemacht hatte, ihre Dauer und ihre wahrhaft wunderbare Energie für nichts achtete?

Die Rede des Herrn Thiers war also in der Wirklichkeit bloß ein glänzendes Geistesspiel, ohne des ungeheuern Widerspruchs zu gedenken, welchen sie enthielt, und welchen mit der nöthigen Schärfe an's Licht zu stellen damals Niemand in der Kammer sich zur Aufgabe machte. Denn es war eine merkwürdige Unklugheit, auf der einen Seite zu behaupten, daß der Krieg in Betracht der Gesinnungen und der Streitmittel der verschiedenen Mächte keineswegs zu fürchten sei, und auf der andern, daß die Regierung Recht gehabt habe, dem Wunsch, ihn zu vermeiden, alles aufzuopfern.

Der Aufruhr fuhr fort in Paris zu rumoren, und die Polemik in den Journalen nahm einen Ton außerordentlicher Bitterkeit an. Herr Sebastiani hatte sich, indem er der Kammer in der Sitzung vom 16. September ankündigte, daß Warschau in der Gewalt der Russen sei, des unglücklichen Ausdrucks bedient: die Ordnung herrscht in Warschau; in der Sitzung vom 19. war ihm die Aeußerung entfahren, das Jahr 1815 würde nicht wiederaufleben, wenn Frankreich besonnen wäre. Diese Worte flogen bald von Mund zu Mund, und wurden vom Hasse ausgelegt. Auf der andern Seite trug alles dazu bei, die Verdrossenheit und Erbitterung der Truppen zu steigern, die seit mehrern Tagen genöthigt waren, auf den öffentlichen Plätzen zu bivouaquiren. Zwei Deputirte, die Herren Audry von Puyraveau und Laboissière, konnten, als sie von einer Sitzung kamen, nicht durch die Linie der um das Palais-Bourbon verbreiteten Soldaten kommen, und selbst nachdem sie ihre Würde angegeben hatten, sahen sie sich groben Drohungen ausgesetzt. Solche Uebergriffe leidenschaftlichen Hasses mußten nothwendig in der Kammer ihr Echo finden. „Herr Mauguin will einen Auf-

ruhr!“ hatten die Anhänger des Ministeriums gesagt, und er hatte mit seiner gewohnten Kühnheit diese Beschuldigung auf die Regierung zurückgewälzt. Beiden Parteien fehlte es an positiven Beweisen, und sie setzten sich mit gleicher Verwegenheit der Gefahr aus, ungerecht zu sein; aber die großen Leidenschaften begnügen sich mit dem äußern Scheine. Den 21. September erscheint Herr Casimir Perier plötzlich auf der Tribüne. Seine Augen forschen im Saale nach Herrn Mauguin, welchen er mit seinem Zorne erdrücken möchte, und als er ihn nicht bemerkt, klagt er über seine Abwesenheit. Gleichwohl beginnt er den Kampf und weist mit Entrüstung den Vorwurf zurück, den Aufruhr begünstigt zu haben, einen Vorwurf, welchen er als eine niederträchtige Verläumdung erklärt. Herr Mauguin war in dem Augenblick in den Saal getreten, wo diese heftigen Beschuldigungen ein Ende nahmen. Er besteigt die Tribüne gleichfalls, und indem er kühn zum Angriff schreitet, spricht er davon, was die Minister gethan haben, um die Revolutionen hervorzurufen, von welchen sie jetzt nichts mehr hören wollen. Er entfaltet Pässe und Marschrouten auf dem Marmor: „Hier,“ ruft er, „hier liegen die schriftlichen Beweise der Unterstützung, welche vor einigen Monaten einer der eifrigsten Kämpen des Ministeriums, Herr Guizot, der spanischen Revolution angedeihen ließ.“ Dann nimmt er die Mitglieder des Kabinets, eines um das andere, vor und fragt mit Aufwallung, welchen Theil der Gewalt sie vertreten. Der eine, Herr von Argout, war während der drei Tage der augenscheinliche Unterhändler Karls X auf dem Stadthause gewesen; der andere, Herr Casimir Perier, hatte hartnäckig der Absetzungsakte seine Unterschrift verweigert; alle endlich hatten im Juli die Gesetzlichkeit vertheidigt, während das Volk sich schlug. Und wer war im Ausland der Vertreter dieses Kabinets? Herr von Talleyrand, derselbe, welcher die Legitimität über die Taufe gehalten, derselbe, welcher im Jahre 1814 die Erniedrigung und das Verderben seines Landes unterzeichnet hatte. „Also,“ fährt Herr Mauguin fort, „ist es die Restauration, die vollständige Restauration, welche am Ruder sitzt. Darin liegt das Uebel, darin liegt die Gefahr, und nun kommt man und will die Republik als Popanz gegen uns gebrauchen.“

Während dieser unversöhnlichen Musterung, die jeden Augenblick durch Ausrufungen, Beifallsäußerungen, Gemurre und heftige Erklärungen: „Nein, nein, das ist nicht wahr!“ unterbrochen wurde, geberdete sich Casimir Perier auf seiner Bank wie rasend. Dadurch, daß er ihm gewisse geheime Besuche vorwarf, welche er im Hotel de Hollande, Rue de la Paix, abgestattet, hatte ihm Herr Mauguin unvorsichtiger Weise Gelegenheit geboten, sich selbst seiner Großmuth zu rühmen. Er erzählte also mit beredter Lebendigkeit, daß eine unglückliche Frau, welche einen in der Geschichte unsers Landes vor allen glorreichen Namen führe, mit ihrem kranken Sohne nach

Frankreich gekommen sei, aus Italien fliehend und den grausamen Gesetzen trotzend, welche sie von dem Boden verbannten, auf welchem Napoleon geherrscht hatte. Er erzählte, diese Frau habe sich an's Palais-Royal gewendet; sie habe auf einige Tage eine Gastfreundschaft nachgesucht, welche keine Gefahr mit sich führe. Und er bekannte, daß das Ministerium nicht den Muth gehabt habe, sich unbeugsam zu zeigen: daß das sein Verbrechen sei. Das Geständniß war edel und rührte die Versammlung. Aber es war dem Redner nicht gegeben, sich zu mäßigen. Er wollte sich mit Schmähungen gegen seinen Gegner bewaffnen, und nun begann zwischen diesen beiden Männern der lange parlamentarische Zweikampf, welcher das Leben Casimir Perier's verzehrte und ihn in's Grab stürzte. Denn Herr Mauguin besaß über Casimir Perier das Uebergewicht der Verachtung über die gewaltthätige Heftigkeit. Die Wuthausbrüche seines Gegners beantwortete er bald mit einer ironischen Höflichkeit, bald mit einem eisigen Lächeln, immer anklagend, aber immer verachtungsvoll und Herr seiner selbst.

Diese Kämpfe brachten in Paris eine gewaltige Aufregung hervor. Am Abend der Sitzung vom 21. und am folgenden Tage hörte man von nichts, als von den Angriffen des Herrn Mauguin. Aber gerade diese Popularität war denjenigen seiner Kollegen in der Kammer, welche ihm vermöge seiner Ansichten nahe standen, ein Dorn im Auge. Er hatte eine Untersuchung verlangt; das Ministerium forderte die Tagesordnung; die Tagesordnung wurde beschlossen. In einer bedeutungsvollen, gemessenen Rede, welche Herr Odilon-Barrot bei dieser Gelegenheit hielt, glaubte man einige strenge Anspielungen zu bemerken und die Absicht, die Linke von den Wegen abzubringen, auf welche Herrn Mauguin's Ungestüm sie hinreißen zu wollen schien. Herr Laurence hatte die Minister gleichfalls über die innern Angelegenheiten zur Rede gestellt; seine Fragen endigten mit einer neuen Tagesordnung. Es hatte einer einzigen Woche bedurft, um sowohl im Parlament, als außerhalb desselben Abspannung auf Exaltation folgen zu lassen.

Der Fall Polens und die fruchtlose Gährung in Paris vollendeten den Untergang des revolutionären Prinzips in Europa. Man sah dies an der neuen Haltung, welche die Konferenz bei den Streitigkeiten Belgiens und Hollands annahm. Wilhelm hatte den Diplomaten in London offen Trotz geboten: mit Verachtung ihrer Befehle war er in Belgien eingefallen und hatte sich nur vor den französischen Bajonetten zurückgezogen; später von den Emissären der Konferenz über seine Absichten gefragt, antwortete er hochmüthig, er habe ihnen seine Absichten nicht zu berichten. Was war also natürlicher, als daß die Konferenz sich auf die Seite seiner Gegner stellte? Es geschah das Gegentheil: erstens, wie ich schon gesagt habe, weil das beste Mittel, die Mächte nachgiebig zu machen, darin bestand, ihnen die

Stirne zu bieten; zweitens, weil die letzten Ereignisse das ganze moralische Gewicht vom revolutionären Prinzip auf das entgegengesetzte übergehen machten. Daher der Vertrag, welcher unter dem Namen Vertrag der 24 Artikel bekannt ist.

Durch diese Akte vernichtete die Konferenz abermals ihr Werk und diesmal zum Vortheil Hollands. Aber man muß bemerken, daß bei dieser neuen Wendung, bei dieser schandbaren Vernichtung des Vertrags der 18 Artikel alles so eingeleitet wurde, daß das französische Interesse aufgeopfert blieb. Man sehe wirklich, welches die Grundlagen des Vertrages der 24 Artikel waren, der am 15. Oktober 1831 unterzeichnet wurde.

Was die Theilung der Schulden zwischen Holland und Belgien betraf, so entschied sich die Konferenz dahin, daß die während der Gemeinschaft kontrahirten — und sie beliefen sich auf 10,100,000 Gulden — in zwei gleiche Theile getheilt werden sollen, so daß der Antheil Belgiens aus 5,050,000 Gulden bestand. Letztgenanntem Lande legte die Konferenz auch die vor der Vereinigung gemachten Schulden auf, welche sich auf 2,750,000 Gulden beliefen, eine Summe, der sie noch 600,000 Gulden beifügte, als Entschädigung der Opfer, welche Holland durch die Trennung auferlegt wurden. Diese Entscheidung war ziemlich billig, denn wenn von der einen Seite die Belgier den Ursprung der vor der Vereinigung dagewesenen Schulden bekämpfen konnten, und zum Beispiel den der österreichisch-belgischen Schuld, welche aus einer willkürlichen Ausdehnung entstanden war, die Wilhelm den Verträgen von Paris und Luneville gegeben hatte, so ist es auf der andern Seite klar, daß man Belgien nicht nachtheilig behandelte, indem man bei der Theilung der gemeinschaftlich kontrahirten Schulden das Verhältniß der Steuern und nicht der Einwohnerzahl als Maßstab anlegte. Was aber die Entschädigung von 600,000 Gulden betrifft, so war dies nicht zu viel für Handelsvortheile, wie zum Beispiel der freie Verkehr mit Deutschland durch Limburg, die Freiheit der Schelde und die Beschiffung der zwischen der Schelde und dem Rhein fließenden Gewässer.

Die kommerzielle und die finanzielle Frage war also, im Ganzen genommen, nicht zum Nachtheile Belgiens entschieden worden. Anders verhielt es sich mit der Territorialfrage, weil die Konferenz sich hier als Hauptzweck vorgesetzt hatte, gegen Frankreich den Gedanken wieder in's Leben zu rufen, welcher auf dem Wiener Kongreß die Bildung des Königreichs der Niederlande veranlaßt hatte.

Zu diesem Behuf war, wenn bei der Trennung der beiden Länder beharrt wurde, dreierlei zu thun: 1) Belgien neutral zu erklären und ihm den westlichen Theil von Luxemburg zu geben, so daß die französische Grenze von Longwi bis Givet durch die belgische Neutralität verschlossen wurde; 2) dem

König von Holland einen so bedeutenden Theil von Luxemburg zu sichern, daß er Mitglied des deutschen Bundes blieb; 3) Holland nicht bloß das, was es 1790 in Limburg besessen, das heißt, die Hälfte von Mastricht, Venloo und 53 Dörfer, zu geben, sondern noch außerdem das ganze Gebiet, welches sich die Maas entlang hindehnte und ihm gestatten konnte, eine kontinentale Bedeutsamkeit zu erwerben und gegen Frankreich eine starke Barriere zu bilden.

Nun, dieses alles wurde durch den Vertrag der 24 Artikel entschieden. Und die Entscheidung wurde einstimmig angenommen! Die Unterschrift des Herrn von Talleyrand hat seit dem Beginn dieses Jahrhunderts niemals einem für unser Land unheilvollen Akte gefehlt.

Hier endigt der wichtigste, heroischste und stürmischste Theil der europäischen Bewegung, die aus der Revolution von 1830 hervorgegangen war. Auf die maßloseste Ueberwallung, deren in der Geschichte der menschlichen Aufregungen gedacht ist, folgte die Ruhe der Erschöpfung und allgemeine Stille.

Opfer seiner eigenen Regierung, hatte Frankreich kein anderes Schauspiel mehr, als das der Freude, welche durch die unerwarteten Erfolge der seinem Ruhme feindlichen Mächte diesen eingeflößt wurde.

Preußen sah wirklich die Rheinprovinzen, wo der Name Frankreichs kein Echo mehr weckte, friedlich unter die Herrschaft seiner Gesetze zurückkehren.

Oesterreich war beruhigt und zufrieden gestellt. Indem die Julirevolution die Aufstände von Modena, Parma und Bologna hervorgerufen, hatte sie dem Wiener Kabinet bloß Gelegenheit gegeben, seinen angemaßten Ansprüchen auf Italien glänzende Geltung zu verschaffen.

England hatte während des ganzen Jahres das Szepter der Diplomatie in der Hand gehalten, und diese belgische Revolution, welche das Schicksal Frankreich als eine Entschädigung für die Unfälle von 1815 zugeschickt zu haben schien, zu seinem Vortheil ausgebeutet. Die vom Unterhause angenommene Reformbill war so eben vom Oberhause verworfen worden; aber die Entrüstung, welche diese Verwerfung in ganz England erregt hatte, sicherte einen nahen Sieg der Aristokratie der Whigs, einer Aristokratie, welche dem Volke, Frankreich und der Freiheit der Welt nicht minder feindlich ist, als die der Tories, aber mehr Talent besitzt, ihren Haß zu bemänteln und den Berechnungen ihrer Eigensucht eine gewisse harmlose Färbung zu geben.

Rußland hatte im letzten Feldzug eine beträchtliche Anzahl Soldaten verloren, aber auf dem Herde der Rebellion, in Polen, das Feuer gelöscht. Außerdem war seine Herrschaft in Konstantinopel nicht nur nicht geschwächt, sondern durch das Zusammenwirken unserer Fehler und der Umstände befestigt worden. Denn entvölkert durch die Pest, beunruhigt durch eine Art Religionskrieg, bedroht durch die Aufstände der Pascha's von Bagdad und Scu-

tari, neigte sich die Türkei immer mehr ihrem Untergange zu. Auf die Reformen Mahmuds antworteten die wahren Gläubigen mit Feuersbrünsten; noch in der neuesten Zeit hatte die Anzündung der Vorstadt Pera Zeugniß von dem Hasse abgelegt, welcher die Anbeter des Propheten gegen die Giaours belebte. Und während dieser Zeit rüstete der Reformator Aegyptens, Mehemed Ali, der erste Unterthan des Sultans, sein Nebenbuhler, sein heimlicher Feind — Mehemed Ali rüstete eine Flotte von zweiundzwanzig Schiffen aus, brachte ein Heer von dreißigtausend Mann zusammen und traf, die Entwürfe seines Ehrgeizes mit seinem Groll gegen den Pascha von Acre bemänteind, Anstalten, mit oder ohne Ermächtigung der Pforte, welcher sein Hochmuth trotzte, über Syrien herzustürzen. Nie war die Türkei gebietrischer dem Joch einer fremden Protektion unterworfen gewesen. Nun hatte ihr die Abberufung des Generals Guilleminot gezeigt, wie unvermeidlich für sie das Protektorat der Russen war, und Konstantinopel war ihrer Gnade übergeben.

Solcher Art waren für die unserem Lande feindlichen Großmächte die Folgen der Julirevolution, und mit Erstaunen erfreuten sie sich des unbegreiflichen Gedeihens aller ihrer Pläne.

Was die Völker betrifft, welche Frankreich in seinen Schutz nehmen mußte, so waren sie von der Karte gestrichen oder zur Knechtschaft verurtheilt. Das Vaterland der Polen existirte nur noch auf fremder Erde. Von Italien sprach man nicht mehr. In Spanien siegte die apostolische Partei über die Königin, stachelte den wilden Blutdurst Ferdinands und rächte sich durch namenlose Grausamkeiten wegen der Versuche des großherzigen Torrijos. Den Leiden der portugiesischen Nation hatte ein im Blute erstickter Aufstand und die Erfolge des Grafen von Villaflor, des glücklichen Kämpen Donna Maria's, wodurch Don Miguels Wuth noch mehr gereizt wurde, die Krone der Vollendung aufgesetzt. Belgien endlich, selbst Belgien, das fortan erschlaffen und verstümmelt sein sollte, krümmte sich unter der Diktatur der Konferenz, während der König von Holland drohende Reden führte und sein Volk zum zweiten Mal unter die Waffen zu rufen schien.

Und zu diesem allem hatte ein Jahr hingereicht; dies alles war das Werk einiger Menschen ohne Genie, ohne Größe, ohne Nimbus, ohne Gewandtheit, Menschen, deren ganzer Prophetenblick in der Furcht vor dem kommenden Tage, deren ganze Tiefe in der Beharrlichkeit bestand, womit sie das Schlechte wollten. So blieb der Egoismus triumphirend; im Angesicht der zum Abschluß von Schutz- und Trutzbündnissen geneigten Monarchieen, hatten die aufgestandenen Völker sich einander nicht zu nähern, noch weniger sich zu vereinigen vermocht, und das unter zwei verschiedenen Formen der Welt vorgelegte Problem der menschlichen Gesammtverbindlich-

keit war in einem jammerwürdigen Sinne entschieden worden. Um den Schmerz zu vollenden, hatte sich die Cholera über die Welt verbreitet und verwüstete sie.

Was Frankreich betrifft, so hatte es sich schuldig gemacht, seine Sendung nicht erfüllt zu haben; es hatte geduldet, daß man seinem Genius Gewalt anthat; aber es sollte auch von härteren Schlägen getroffen werden, als irgend eine andere Nation. In ihrer Friedensliebe, die den Gesinnungen der herrschenden Klasse und ihren mit engherziger Kleinlichkeit aufgefaßten Interessen entsprach, hatten die französischen Minister die einfachsten Grundbegriffe der politischen Wissenschaft und die Regeln der alltäglichsten Klugheit verletzt. Statt den Frieden dadurch zu erhalten, daß sie den Mächten Furcht vor dem Kriege einflößten, hatten sie unsere Feinde in Stand gesetzt, uns ihren Willen aufzulegen, indem sie uns selbst Furcht einflößten. Die Fehlerhaftigkeit dieser Politik war klar bewiesen worden durch Wilhelm, der, wir haben es bereits gesagt, den Ruhm hatte, die Friedensbedingungen beinahe zu diktiren, weil er sich entschlossen zeigte, sich ihnen nicht zu unterwerfen. Durch das Benehmen der französischen Regierung mußte es geschehen und geschah es wirklich, daß die Stimme Frankreichs alle Geltung im Rathe Europa's verlor, und daß unsere Diplomatie unter das Joch dieser unerbittlichen, unvermeidlichen Erniedrigung versank, welche aus ungeschickter Nachgiebigkeit entsteht. Selbst unsere Eroberungen in Afrika sollten, wie der Verlauf dieser Geschichte zeigen wird, eine Quelle der Fehler und der Unglücksfälle für uns sein.

Im Uebrigen zeugte es von einer auffallenden Beschränktheit des Blickes, zu glauben, daß man durch Beweise von Schwäche die innere Ruhe erlangen könne. Wenn die Leidenschaften eines Volkes kräftig geweckt sind, so muß man sich, sofern man sie nicht zu verwenden weiß, entschließen, sie zu bekämpfen. Auch sollte man Frankreich mitten unter den wieder unbeweglich gewordenen Völkern allein aufgeregt sehen. Zur gerechten und denkwürdigen Sühne war es verurtheilt, noch lange Zeit die düstere Stille zu stören, welche es um sich herum hatte Platz greifen lassen, und die großherzigen Leidenschaften, die überall zurückgedrängt wurden, sollten gewissermaßen zu ihm zurückfließen, um sich in Tumult und Bürgerkrieg zu verwandeln. Ich werde diese unglückseligen Ereignisse, diese Unordnungen erzählen, und ich hege den aufrichtigen Wunsch, nicht allzu große Bitterkeit in die Darstellung der Leiden und Demüthigungen meines Landes zu mischen. Denn die Pflichten des Geschichtsschreibers sind streng, und man fordert von ihm, daß er seinem Herzen Ruhe gebiete.

(Ende des zweiten Bandes.)

Anhang.

Historische Dokumente.

Brief Ludwig Philipps an den Kaiser von Rußland. — Urtheilsspruch des Pairshofes gegen die Minister Karls X. — Note des Herrn von Saint-Aulaire an den Kardinal Bernetti.

Brief Ludwig Philipps an Nikolaus.

Mein Herr Bruder,

Ich kündige Ew. Majestät meine Throngelangung in dem Briefe an, welchen der General Athalin Ihnen aus meinem Auftrag zustellen wird; aber es ist mir Bedürfniß, mit vollkommenem Vertrauen zu Ihnen über die Folge der Katastrophe zu sprechen, welche zu verhindern ich so sehr gewünscht hätte.

Schon lange Zeit bedauerte ich, daß der König Karl und seine Regierung sich nicht auf einer Bahn befanden, die besser berechnet war, der Erwartung und dem Wunsche der Nation zu entsprechen. Ich war jedoch weit entfernt, die wundervollen Ereignisse vorherzusehen, welche sich so eben zugetragen haben, und ich glaubte sogar, diese Regierung würde sich in Ermangelung des aufrichtigen und loyalen Wandels im Geist der Charte und unserer Institutionen, welcher nicht von ihr zu erlangen war, mit nur ein wenig Klugheit und Mäßigung noch lange Zeit behaupten können. Aber seit dem 8. August 1829 hatte mich die neue Zusammensetzung des Ministeriums gewaltig beunruhigt. Ich sah, wie sehr die Zusammensetzung der Nation verhaßt und verdächtig war, und ich theilte die allgemeine Besorgniß wegen der Maßregeln, die wir von ihr erwarten mußten. Nichtsdestoweniger hat die Anhänglichkeit an die Gesetze, die Liebe zur Ordnung solche Fortschritte in Frankreich gemacht, daß der Widerstand gegen dieses Ministerium gewiß nicht die parlamentarischen Bahnen verlassen haben würde, wenn es nicht selbst in seinem Wahnsinn das entscheidende Signal gegeben hätte, durch die frechste Verletzung der Charte und durch Aufhebung aller Bürgschaften unserer nationalen Freiheit, für welche jeder Franzose stets bereit ist, sein Blut zu verspritzen. Kein Exzeß ist auf diesen furchtbaren Kampf gefolgt.

Aber es war mit Recht vorherzusehen, daß irgend eine Erschütterung

unseres gesellschaftlichen Zustandes daraus entstehen würde; und dieselbe Exaltation der Gemüther, welche sie von so vielen Unordnungen abgelenkt hatte, veranlaßte sie zu gleicher Zeit zu Versuchen in politischen Theorieen, die Frankreich und vielleicht Europa in furchtbares Unglück gestürzt haben würden. In dieser Lage, Sire, haben sich alle Augen auf mich geheftet. Selbst die Besiegten glaubten mich zu ihrer Rettung nothwendig. Ich war es vielleicht noch mehr, damit die Sieger den Sieg nicht entarten ließen. Ich habe daher diese edle und mühsame Aufgabe über mich genommen und habe alle persönlichen Rücksichten, welche sich vereinigten, um mir die Enthebung von derselben wünschenswerth zu machen, beseitigt, weil ich einsah, daß die mindeste Zögerung von meiner Seite die Zukunft Frankreichs und die Ruhe aller unserer Nachbarn gefährden könnte. Der Titel Reichsverweser, welcher alles noch dahingestellt sein ließ, erweckte ein gefährliches Vertrauen, und man mußte sich beeilen, aus dem provisorischen Zustande herauszutreten, sowohl um das nothwendige Vertrauen einzuflößen, als um diese Charte zu retten, deren Erhaltung von so wesentlicher Wichtigkeit ist, deren Bedeutsamkeit der verstorbene Kaiser, Ihr erhabener Bruder, so gut kannte, und die in große Gefahr gekommen wäre, wenn man nicht schleunigst die Gemüther zufrieden gestellt und beruhigt hätte.

Es wird weder dem Scharfblick Ew. Majestät, noch Ihrer hohen Weisheit entgehen, daß es zur Erreichung dieses heilsamen Zweckes sehr zu wünschen ist, daß die Pariser Angelegenheiten von ihrem wahren Gesichtspunkte aus betrachtet werden, und daß Europa, um den Beweggründen, die mich geleitet haben, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, meine Regierung mit dem Vertrauen umgibt, welche sie einzuflößen berechtigt ist. Geruhen Ew. Majestät nicht aus den Augen zu verlieren, daß ich, so lange der König Karl über Frankreich herrschte, der unterwürfigste und getreueste seiner Unterthanen gewesen bin, und daß ich erst in dem Augenblick, wo ich die Wirkung der Gesetze gelähmt und die Ausübung der königlichen Gewalt gänzlich vernichtet sah, es für Pflicht hielt, dem Wunsch der Nation zu willfahren und die Krone anzunehmen, zu der ich berufen wurde. Auf Sie, Sire, hat Frankreich hauptsächlich die Augen gerichtet. Es ist ihm eine Freude, in Rußland seinen natürlichsten und mächtigsten Verbündeten zu erblicken. Als Bürgschaft dafür betrachte ich den edlen Charakter und all die Eigenschaften, die Ew. kaiserliche Majestät auszeichnen.

Ich bitte Sie, die Versicherungen der hohen Achtung und der unveränderlichen Freundschaft zu genehmigen, womit ich bin,

Mein Herr Bruder, Ew. kaiserlichen Majestät guter Bruder,

Ludwig Philipp.

Urtheil, gesprochen von der Pairskammer

in der öffentlichen Sitzung vom 21. Dezember 1830.

Der Pairshof nach Anhörung der Kommissäre der Deputirtenkammer in ihren Anträgen und der Angeklagten in ihrer Vertheidigung.

„In Betracht, daß durch die Ordonnanzen vom 25. Juli die konstitutionelle Charte von 1814, die Wahlgesetze und diejenigen, welche die Freiheit der Presse sicherten, augenscheinlich verletzt worden sind, und daß die königliche Gewalt sich die gesetzgebende Macht angemaßt hat:

„In Betracht, daß, wenn der persönliche Wille des Königs Karls X den Beschluß der Angeklagten zu veranlassen vermocht hat, dieser Umstand sie nicht von der gesetzlichen Verantwortlichkeit befreien kann:

„In Betracht, daß aus den Debatten hervorgeht, daß Auguste-Jules-Armand-Marie, Fürst von Polignac, in seiner Eigenschaft als Minister, Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, interimistischer Kriegsminister und Präsident des Ministerraths; Pierre-Denis, Graf von Peyronnet, in seiner Eigenschaft als Minister, Staatssekretär des Innern; Jean-Claude-Balthazard-Victor von Chantelauze, in seiner Eigenschaft als Siegelbewahrer, Minister, Staatssekretär der Justiz; und Martial-Come-Annibal-Perpetue-Magloire, Graf von Guernon-Ranville, in seiner Eigenschaft als Minister, Staatssekretär der kirchlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, verantwortlich nach den Bestimmungen des Artikels 13 der Charte von 1814, die Ordonnanzen vom 25. Juli, deren Ungesetzlichkeit sie selbst anerkennen, unterzeichnet, daß sie sich bemüht, dieselben in Ausführung zu bringen, und daß sie dem König gerathen haben, die Stadt Paris in Belagerungsstand zu versetzen, um durch den Gebrauch der Waffen über den gesetzlichen Widerstand der Bürger zu siegen;

„In Betracht, daß diese Akte das vom Art. 56 der Charte von 1814 vorgesehene Verbrechen des Verraths bilden;

„Erklärt:

„Auguste-Jules-Armand-Marie, Fürsten von Polignac;

„Pierre-Denis, Grafen von Peyronnet;

„Jean-Claude-Balthazard-Victor von Chantelauze

„Und Martial-Come-Annibal-Perpetue-Magloire, Grafen von Guernon-Ranville

„Schuldig des Verbrechens des Verraths;

„In Betracht, daß kein Gesetz die Strafe des Verraths bestimmt hat, und sich der Hof also in der Nothwendigkeit befindet, diesen Mangel zu ergänzen;

„In Anwendung des Artikels 7 des Strafcoder, welcher die Deportation unter die entehrenden Leibesstrafen setzt;

„In Anwendung des Artikels 17 desselben Coder, welcher bestimmt, daß die Deportation lebenslänglich ist;

„In Anwendung des Artikels 18, welcher erklärt, daß sie den bürgerlichen Tod nach sich zieht;

„In Anwendung des Artikels 25 des Civilcoder, welcher die Wirkungen des bürgerlichen Todes bestimmt;

„In Betracht, daß es außerhalb des festländischen Gebietes Frankreichs keinen Platz gibt, wohin die zur Strafe der Deportation Verurtheilten gebracht und wo sie aufbewahrt werden könnten,

„Verurtheilt den Fürsten von Polignac zu lebenslänglichem Gefängniß auf dem festländischen Gebiete des Königreichs, erklärt ihn seiner Titel, Würden und Orden verlustig, erklärt ihn bürgerlich todt und läßt alle anderen Wirkungen der Strafe der Deportation so bestehen, wie sie in den vorgenannten Artikeln festgesetzt sind;

„Mit Berücksichtigung der Fakta der Sache, wie sie sich aus den Debatten ergeben haben;

„Verurtheilt den Grafen von Peyronnet, Victor von Chantelauze, den Grafen von Guernon-Ranville zu lebenslänglichem Gefängniß;

„Verordnet, daß sie im Stande gesetzlicher Interdiktion bleiben, gemäß den Artikeln 28 und 29 des Strafcoder, erklärt sie gleichfalls ihrer Titel, Würden und Orden verlustig;

„Verurtheilt den Fürsten von Polignac, den Grafen von Peyronnet, Victor von Chantelauze, den Grafen von Guernon-Ranville persönlich und solidarisch zu den Kosten des Prozesses;

„Verordnet, daß eine beglaubigte Abschrift des gegenwärtigen Beschlusses der Kammer der Deputirten durch eine Botschaft zugestellt, gedruckt und in Paris, sowie in allen anderen Gemeinden des Königreichs angeschlagen und dem Siegelbewahrer, Minister, Staatssekretär im Departement der Justiz übermacht werde, um für die Vollziehung desselben zu sorgen.

„So geschehen und ausgesprochen im Pallast des Pairshofes, wo die HH. . . . . . saßen, welche unterzeichnet haben.“ *)

---

*) Durch einen Beschluß vom **11.** April **1831** verurtheilt der Pairshof die drei anderen in die Anklage mitbegriffenen Minister (Baron von Haussez, Baron Capelle und Graf von Montbel) in contumaciam zu lebenslänglichem Gefängniß u. s. w. u. s. w.

Note
des Herrn von Saint-Aulaire an den Kardinal Bernetti, Staatssekretär.

Der Unterzeichnete, Gesandter Frankreichs in Rom, hat mit Dank die ihm von Seiner Eminenz, dem Kardinal Bernetti, Staatssekretär des römischen Stuhles, mitgetheilte, in Ankona gedruckte Urkunde empfangen, aus welcher hervorgeht, daß die Begünstiger und Anhänger des Aufstandes in den päpstlichen Staaten sich unterstanden haben, eine Entschuldigung ihres Benehmens in angeblichen Versprechungen zu suchen, welche ihnen die französische Regierung gemacht hätte.

Der Unterzeichnete hat nicht ohne lebhaftes Mißvergnügen wahrgenommen, daß die Urheber dieser Behauptung auf diese Art ihre Fehler durch Verläumdungen erschweren, welche sowohl den klar vorliegenden Thatsachen zuwider, als für Frankreich beleidigend sind. Der Unterzeichnete weiß, daß diese Behauptungen von den besonnenen Männern in allen Ländern nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden, und das Gefühl der Würde Frankreichs verbietet ihm jede Art von Rechtfertigung. Nichtsdestoweniger läßt sich der Unterzeichnete herbei, an die Beweise von Theilnahme und Besorgniß zu erinnern, welche die Regierung des allerchristlichsten Königs dem heiligen Vater gegeben hat, sobald sie von dem in Bologna ausgebrochenen Aufstande in Kenntniß gesetzt wurde, sowie an ihren mehrmals beurkundeten Willen, den Verträgen getreu zu bleiben, welche die weltliche Souveränetät des heiligen Stuhles verbürgen.

Rom, den 29. April.

Unterzeichnet: **Saint-Aulaire.**

(Ende der historischen Dokumente des zweiten Bandes.)

Inhaltsverzeichniß

zum ersten und zweiten Bande.

Erster Band.

Seite

Vorwort zur Verständigung der Deutschen und Franzosen. Von einem deutschen Publizisten in der Fremde . . . . III—XXX

Vorwort des Verfassers . . . . 1 – 2

Einleitung. Blick auf die Restauration . . . . 3 – 85

Erstes Kapitel. — Ministerium Polignac. — Auswärtige Politik der Restauration in dieser Epoche. — Rußland in Konstantinopel und Frankreich am Rhein. — Ursprung der Expedition gegen Algier. — Vorschläge im Namen Mehemed Ali's. — Innere Lage der Monarchie. — Adresse der 221. — Vertagung der Kammern. — Portrait Karl's X. — Drohungen Englands. — Haltung des Kabinets der Tuilerien. — Versuche des Lords Stuart von Rothsay bei den Herren von Polignac und von Haussez. — Vorbereitungen zur Expedition nach Algier; Schwierigkeiten von Seiten der Bourgeoisie; lebhafte Opposition der Admirale. — Das Patent des Admirals Roussin zerrissen; Bedenklichkeiten des Admirals Duperré. — Abfahrt der Flotte: Intriguen; England. — Auflösung der Abgeordnetenkammer. — Unruhige Bewegungen. — Charakter der liberalen Opposition: der König und das Gesetz. — Karl X bei dem Herzog von Orleans. — Wirkung, welche die Eroberung von Algier hervorbringt. — Der Marineminister will den Admiral Duperré vor ein Kriegsgericht stellen. — Absichten der Restauration mit Algier. — Demagogisches Treiben des Königthums; Angriffe der Liberalen gegen das Volk. — Stellung der Bourgeoisie; sie fürchtet eine Revolution. — Die Gesinnungen ihrer Häupter. — Portrait des Herrn Laffitte. — Politische Gleichgültigkeit des Volks. — Spaltungen der Royalisten in zwei Parteien: die Männer des Kaiserreichs und die Emigranten. — Einfluß der Geistlichkeit. — Karl X entschließt sich zu einem Staatsstreich. — Befürchtungen des diplomatischen Corps. — Die Männer der Börse und Herr von Talleyrand. — Geheime Berathung der Ordonnanzen; Ansichten der verschiedenen Minister. — Vertrauliche Mittheilungen an Casimir Perier. — Unterzeichnung der Ordonnanzen . . . . 86—111

Seite

Zweites Kapitel. — 26. Juli. Veröffentlichung der Ordonnanzen. — Das Volk kümmert sich wenig darum. — Bestürzung der Bourgeoisie. — Befragung der Advokaten. — Aufregung, welche die Ordonnanzen auf der Börse hervorbringen; schmerzliche Enttäuschung derer, die auf das Steigen gespielt. — Bewegung in der Akademie; Verzweiflung Marmont's. — Zusammenkunft der Journalisten; sie protestiren im Namen des Gesetzes. — Unschlüssigkeit und Aengstlichkeit der Deputirten; Haltung Casimir Perier's; sein Portrait. — Der Geist des Widerstandes verbreitet sich; das richterliche Ansehen mit in den Kampf gezogen. — Die Bourgeoisie allmälig durch die Kühnsten oder Kompromittirtesten zum Aufstand getrieben. — Die Bewegung dem Volke mitgetheilt . . . . 112—118

Drittes Kapitel. — 27. Juli. — Die Bourgeoisie wiegelt das Volk auf. — Die Revolution beginnt durch die ihres Dienstes entlassenen Drucker. — Wirkliche Ursachen der Erbitterung des Volkes. — Zuversichtlichkeit des ersten Ministers. — Freude der exaltirten Royalisten. — Beispiel von gesetzlichem Widerstande. — Neue Zusammenkunft von Deputirten: zwecklose Reden. — Junge Leute unter den Fenstern des Herrn Casimir Perier von Gensdarmen angegriffen. — Bürger und Proletarier machen gemeinschaftliche Sache; Ueberraschung, Unschlüssigkeit der Soldaten. — Das Palais-Royal Ausgangspunkt des Aufstandes, wie im Jahre 89. — Die Zöglinge der polytechnischen Schule bereiten sich zum Kampfe. — Eine dreifarbige Fahne entfaltet. — Unglückverkündender Anblick der Stadt Paris am Abend des 27. — Die Häupter der Bourgeoisie erstaunen und erschrecken ob der Bedeutsamkeit der Bewegung, wozu sie selbst Anlaß gegeben. — Versammlung von Wählern. — Die Bonapartisten berathen sich. — Unter den Männern der Bourgeoisie stecken sich mehrere bloß das Ziel, Karl X kapituliren zu lassen, und unter diesen Casimir Perier; Huldigung, die ihm Männer aus dem Volke darbringen, die ihn für einen Revolutionär halten. — Zöglinge der polytechnischen Schule klopfen an Herrn Laffitte's Thüre. — Austheilung von Patronen in St.-Denis; das sechste Garderegiment marschirt gegen die Hauptstadt . . 119—127

Viertes Kapitel. — 28. Juli. — Der Aufstand wird populär durch Entfaltung der dreifarbigen Fahne. — Man gibt dem Volk ein Feldgeschrei, das nicht das seinige ist. — Nationalgarden bewaffnen sich zur Aufrechterhaltung der Ordnung. — Deputation der polytechnischen Schule an Lafayette. — Militärische Diktatur, dem Herzog von Ragusa anvertraut; sein Vertheidigungsplan. — Angst der hohen Bourgeoisie; sie glaubt nicht an den Erfolg. — Gefecht auf dem Grèveplatz; Heldenmuth der Kämpfenden. — Barrikaden. — Eigenthümliche Physiognomie des Aufstandes in den reichen Quartieren. — Zug der Truppen über die Boulevards. — Theilweise Gefechte. — Die Männer des Volks, welche die Charte leben lassen, schlagen sich; diejenigen, die Arbeit oder Brod! rufen, schlagen sich nicht. — Kämpfe in der Straße Saint-Antoine. — Paris ein großes Schlachtfeld geworden. — Verschiedene Szenen; Großmuth des Volks; Unschlüssigkeit der Soldaten; Unerschrockenheit der Kinder und Frauen. — Bewunderungswürdiger Charakter dieses Kampfes. — Gefechte in der Straße Saint-Denis. — Die Deputirten versammeln

Seite

sich; zwecklose Reden; kalte, ängstliche Protestationen; Deputirte beauftragt, mit dem Herzog von Ragusa in Unterhandlung zu treten. — Herr Arago bei dem Herzog von Ragusa; seltsame Auftritte. — Fünf Deputirte erscheinen bei dem Herzog von Ragusa; unnützer Versuch. — Fanatismus des Fürsten von Polignac. — Briefe und ein Bote nach Saint-Cloud geschickt. — Allgemeine Verwirrung in Paris. — Neue Zusammenkunft von Deputirten; zwecklose Reden. — Grenzenlose Zuversichtlichkeit Karl's X; Benehmen der Höflinge. — Der General Vincent macht den Vorschlag, den Herzog von Bordeaux nach Paris zu führen; die Herzogin von Berry billigt den Plan; das Geheimniß wird ausgeplaudert. — Neue Zusammenkunft von Deputirten, eben so fruchtlos, als die vorhergehenden. — Erscheinung Lafayette's; seine Umgebung. — Gelegenheit, die sich der Kühnheit neuer Menschen darbietet. — Die Truppen räumen um Mitternacht das Stadthaus . . . . 128—154

Fünftes Kapitel. — 29. Juli. — Vorbereitungen zum Kampfe. — Niedergeschlagenheit der Truppen. — Der General Dubourg im Stadthause. — Depesche des schwedischen Gesandten aufgefangen. — Stimmung des diplomatischen Corps. — Schrecken unter den Würdeträgern des Reichs: sie wünschen einen Vergleich; Abreise der Herren von Semonville und von Argout nach Saint-Cloud. — Der General Vincent in Versailles. — Unterredung Karl's X mit Herrn von Semonville. — Kämpfe in Paris: Einnahme der Babylon-Kaserne. — Erstürmung des Louvre und der Tuilerien; Rückzug der Truppen; Angst des Herrn von Talleyrand. — Das Volk im Pallast der Könige; seine Uneigennützigkeit; Philosophie dieser Uneigennützigkeit. — Gefecht in der Straße Rohan. — Rache und Großmuthsszenen. — Versuche, das Volk zu täuschen. — Abfall zweier Regimenter. — Panischer Schreck im Hotel Laffitte. — Nach der Schlacht Szenen der Brüderlichkeit; wie lange sie dauern; warum man die Tugenden des Volks zum Himmel erhebt. — Die Diebe auf der Stelle erschossen; Philosophie dieser Exekutionen. — Anblick des Hotels Laffitte; ein Komplott in einer Revolution. — Paris von einer imaginären Macht beherrscht. — Lächerliche Seite dieser wunderbaren Ereignisse. — Munizipalkommission, — Lafayette im Stadthause. — Spaziergang des Generals Gerard. — Vorsichtigkeit des Herzogs von Choiseul. — Muth und Grausamkeit. — Der Dauphin begegnet den auf dem Rückzuge begriffenen Truppen; Unempfindlichkeit dieses Prinzen. — Ankunft der Truppen in Saint-Cloud. — Der Herzog von Mortemart in Saint-Cloud zum Minister ernannt. — Unterhandlungen zwischen der Regierung des Stadthauses und den Abgesandten Karl's X. — Casimir Perier's Unterschrift allmächtig. — Schritt des Herrn von Argout bei Herrn Laffitte. — Denkwürdige Worte des Generals Pajol. — Die königliche Familie in Saint-Cloud. — Großmuth Karl's X in Beziehung auf den Herzog von Orleans. — Die Whistpartie. — Seltsame Szenen, welche der Widerrufung der Ordonnanzen vorangehen. — Herr von Mortemart kommt in Paris an. — Nacht vom 29. . . . . 155—192

Sechstes Kapitel. — 30. Juli. — Verhandlung über die Wahl eines Königs. — Einfluß des Herrn Laffitte. — Rolle des Dichters Beranger

Seite

in der Revolution. — Knabenhaftes Benehmen der Herren Thiers und Mignet. — Hinderniß für die Kandidatur des Herzogs von Orleans. — Der Herzog von Chartres läuft Gefahr, erschossen zu werden. — Kampf zwischen den Republikanern und den Orleanisten. — Eigenthümlicher Brief vom Schlosse Neuilly aus geschrieben. — Die Herren Thiers und Scheffer in Neuilly. — Edle Haltung der Herzogin von Orleans. — Die Anerbietungen des Herrn Thiers von Madame Adelaide angenommen. — Unschlüssigkeit des Herzogs von Orleans. — Die Deputirten im Palais-Bourbon versammelt. — Herr von Chateaubriand und die Pairs von Frankreich. — Erklärung der Kammer. — Republikanerversammlung bei Lointier. — Deputation dieser Versammlung auf dem Stadthaus. — Rathlosigkeit Lafayette's. — Herr von Sussy auf dem Stadthaus. — Programm der kühnsten Revolutionäre dieser Epoche. — Was damals gewagt werden konnte. — Die bonapartistische Partei. — Anarchie in Saint-Cloud. — Plan zu einem Bürgerkrieg Karl X vorgelegt. — Der Herzog von Ragusa vom Dauphin insultirt. — Der Triumph der orleanistischen Partei durch die Abwesenheit und ängstlichen Bedenklichkeiten des Herzogs von Orleans gefährdet. — Merkwürdiges Beispiel von Niederträchtigkeit. — Der Herzog von Orleans kommt verstohlenerweise nach Paris. — Nächtliches Gespräch des Prinzen mit Herrn von Mortemart. — Schreck der Herzogin von Berry in Saint-Cloud: Flucht der königlichen Familie. — Traurigkeit der Soldaten. . . . . 193—219

Siebentes Kapitel. — 31. Juli. — Die Reichsverweserei dem Herzog von Orleans angeboten; seine Bedenklichkeiten. — Heimliche Befragung des Herrn von Talleyrand. — Erklärung des Herzogs von Orleans. — Proklamation der Deputirtenkammer. — Große Aufregung im Stadthause. — Ränke, um Lafayette zu isoliren und einzugarnen. — Republikanismus des Herzogs von Orleans. — Die Deputirten begeben sich ins Palais-Royal. — Besuch des Herzogs von Orleans auf dem Stadthause. — Anblick des Grèveplatzes. — Entrüstung der Republikaner. — Merkwürdiger Ausruf des Generals Lobau. — Art, wie Lafayette den Herzog von Orleans empfängt: Leutseligkeit dieses Prinzen; rauhe Mahnung, die der General Dubourg an ihn richtet. — Letzter und entscheidender Versuch. — Verspätete Befürchtungen des Herrn Laffitte. — Portrait Lafayette's. — Frankreich ohne Bedingungen hingegeben. — Kindische Freude des Abbé Gregoire. — Kühne Vorschläge Bazar's an Lafayette. — Die siegreichen Orleanisten organisiren eine Bewegung gegen die Republikaner. — Einige Republikaner von Thiers zum Herzog von Orleans geführt. — Seltsame Unterredung. — Der Prinz zeigt sich, wie er ist. . . . . 220—235

Achtes Kapitel. — Provisorisches Ministerium. — Herr Laffitte nöthigt Herrn Dupont (von der Eure) zum Eintritt in dasselbe. — Portrait des Herrn Guizot. — Flucht von Saint-Cloud. — Unzufriedenheit der Truppen. — Die königliche Familie verläßt Trianon; sie kommt in Rambouillet an. — Aufenthalt der königlichen Familie in Rambouillet. — Karl X vertraut dem Herzog von Orleans die Interessen seines Enkels an. — Charakteristische Anekdote. — Auf einen herzlichen Brief des Herzogs

Seite

von Orleans entschließt sich Karl X zur Abdankung und veranlaßt auch den Dauphin dazu. — Die Höflinge drängen sich um den Herzog von Orleans. — Die Munizipalkommission aufgelöst. — Besuch im Stadthaus. — Der General Latour-Foissac bringt die Abdankungsakte in's Palais-Royal: man verweigert ihm den Zutritt zum Herzog von Orleans. — Zartgefühl der Herzogin von Orleans. — Der Herzog von Orleans verwirft die Idee einer Regentschaft; Kommissäre zu Karl X geschickt; Familienszene. — Rückkehr der Kommissäre: Aenderung in den Gesinnungen des Herzogs. — Expedition nach Rambouillet; ihr Zweck: ihre Physiognomie; Verblendung Lafayette's. — Das Palais-Bourbon am 3. August. — Gesinnungen der Truppen in Rambouillet. — Der Oberst Poque. — Karl X getäuscht, verläßt Rambouillet. — Karl X in Maintenon; er gibt seinen Truppen Befehl, sich dem Reichsverweser zu unterwerfen. — Rückkehr von Rambouillet. . . . . 236—266

Neuntes Kapitel. — Der Herzog von Orleans benimmt sich äußerst behutsam gegen die Kammer. — Seine Neigungen für bestimmte Personen treten hervor. — Intriguen. — Zwei Parteien in der Bourgeoisie. — Die Orleanisten mißbrauchen ihren Sieg. — Verblendung Lafayette's. — Mißglücktes Komplott. — Die Rechte der Kammer in Frage gestellt. — Klugheit des Reichsverwesers; Niederträchtigkeit der Höflinge. — Entwurf des Herrn Berard. — Aemterjagd; Gesuche von allen Seiten; Abfälle. — Die Revolution breitet sich über ganz Frankreich aus. — Einzelheiten über die revolutionäre Bewegung in Lyon. — Sitzung vom 6. August. — Tumultuarisches Geschrei. — Die Konstitution in einigen Stunden revidirt. — Unterredung zwischen den Herren Arago und Chateaubriand; Rede des letzteren in der Pairskammer. — Untergeordnete Rolle der Pairie. — Sitzung vom 9. August. — Noth der Arbeiter. — Man thut nichts, um sie zu lindern. — Schutz, den man den Börsenmännern angedeihen läßt. . . . . 266—295

Zehntes Kapitel. — Flucht Karls X und seiner Familie; Abreise. 296—302

Historische Dokumente. — Bericht des Herrn von Chantelauze. — Ordonnanzen vom 25. Juli. — Protestation der Journalisten. . . 303—319

Zweiter Band.

Erstes Kapitel. — Schilderung der allgemeinen Lage Europa's im Jahr 1830. 1—20

Zweites Kapitel. — Herrschaft der Bourgeoisie. — Elend und Unzufriedenheit unter dem Volke. — Eitler Jubel und Stolz zur Schau getragen. — Popularität des neuen Königs. — Der Prinz von Condé in St.-Leu. — Unveröffentlichte Briefe des Herzogs von Orleans. — Testament zu Gunsten des Herzogs von Aumale. — Geschichte des geheimnißvollen Todes des Prinzen von Condé. — Tiefe Aufregung, welche diese Nachricht unter dem Volke hervorbringt. . . . . 20—47

Drittes Kapitel. — Auswärtige Politik. — Brief Ludwig Philipps an den Kaiser Nikolaus. — Stimmung der verschiedenen Kabinette Europa's. — Freude der Engländer. — Der König von Spanien erkennt Lud-

Seite

wig Philipp nicht an; Aeußerung Ludwig Philipps über Ferdinand VII; Mittel angewandt, um die Anerkennung von Seiten des Madrider Kabinets herbeizuführen; die spanischen Flüchtlinge auf die Pyrenäen geworfen, sodann im Stich gelassen. — Die Regierung der Klubs. — Aufstand in Brüssel. — Stimmung der belgischen Bourgeoisie. — Der Prinz von Oranien in Brüssel; sein Porträt. — Absichten des Palais-Royal in Beziehung auf Belgien. — Kaufmannspolitik. — Regelwidrige Ernennung des Herrn von Talleyrand zum Gesandten in London; sein Porträt; unselige Wirkungen seines Einflusses; seine Unfähigkeit. — Antwort des Kaisers Nikolaus an Ludwig Philipp. — Revolution in Belgien. — Vortheil für Belgien, sich mit Frankreich zu vereinigen; Bemühungen des Palais-Royal, um dieses Resultat zu verhindern; zwei Parteien in Brüssel; die Patrioten und die Orangisten. — Beschießung Antwerpens. — Ausschließung der Nassau. — Szenen der Begeisterung in Paris. — Bataillon von der Gesellschaft der Volksfreunde nach Belgien gesandt. 47—73

Viertes Kapitel. — Die Herren von Polignac, von Peyronnet, von Guernon-Ranville und von Chantelauze im Kerker von Vincennes. — Man ernennt Kommissäre, um sie zu verhören. Eigenthümliche Meinungsverschiedenheiten. — Absichten des Herrn Mauguin; sein Porträt. — Verhör der Exminister: ihre Haltung; auffallende Zuversichtlichkeit des Fürsten von Polignac. — Man bietet alles auf, um die Angeklagten zu retten. — Der König gibt seinen Abscheu vor der Todesstrafe kund. — Parlamentarische Debatten über die Abschaffung dieser Strafe. — Wachsender Unwille unter dem Volke, Aufstand von Vincennes. — Aeußerung des Königs über Petion. — Heftige Deklamationen und perfides Getreibe. — Proklamation des Herrn Odilon-Barrot; man will ihn von seinem Posten entfernen: seltsamer Auftritt zwischen dem König und Herrn Dupont von der Eure. — Die Doktrinäre treten ab. — Warum. — Neues Ministerium: Herr Laffitte, Präsident des Raths; sein System wenig verschieden von dem der Doktrinäre; Definition der Doktrinäre. — Unglückselige Ergebnisse einer zweimonatlichen Regierung. — Wie man den Prozeß der Exminister auszubeuten sucht. . . . . 74—93

Fünftes Kapitel. — Aeußere Politik Frankreichs; ihr Prinzip. — Neuer Wiener Kongreß. — Herr Gendebien in Paris. — Fragen des Herrn Mauguin an die Minister; Rede des Herrn Bignon; Eindruck, welchen sie hervorbringt. — Belgischer Kongreß; seine Physiognomie; Unabhängigkeit Belgiens ausgesprochen. — Protokoll vom 20. November; Protestation des Herrn Falck; Protestation des Königs Wilhelm. — Die Luxemburger Frage; Rolle des Herrn von Talleyrand in London. — Herrn Laffittes Liebe zu dem Könige erleidet einen heftigen Stoß; bei welcher Gelegenheit; eigenthümlicher Brief. — Ministerielle Mittheilung an die Kammer; charakteristische Details. — Das Prinzip der Nichteinschreitung feierlich vom Präsidenten des Raths ausgesprochen; Sensation in Europa. — Verschwörung in Polen; Wysocki, Zaliwski und ihre Genossen; der Großfürst, sein Porträt, seine Sicherheit. — Nacht vom 29. November in Warschau. — Chlopicki an der Spitze der Gewalt; seine durchgängige Unfähigkeit. — Flucht Konstantins. — Begeisterung der

Seite

Polen; die Klubs. — Bangigkeit Chlopicki's; seine Gewaltthätigkeit bei aller Schwäche; er bemächtigt sich der Diktatur. — Künftiges Königthum Czartoryski's. — Die Doktrinäre von Warschau. — Lubecki reist nach St. Petersburg. — Was Frankreich für Polen vermochte und seine Sympathien. — Seltsame Unterredung zwischen Herrn Biernacki und dem französischen Konsul in Warschau, Herrn Durand. — Polen preisgegeben. 93—114

Sechstes Kapitel. — Der Pairshof als Gerichtshof konstituirt. — Versuch richterlicher Allmacht. — Frevelnder Kammerbeschluß. — Die Minister werden nach Paris gebracht; ruhige Haltung des Volkes; beleidigende Vorsichtsmaßregeln. — Tod Benjamin Constant's; sein Leichenbegängniß; seine äußerste Noth in den letzten Tagen seines Lebens; sein Porträt. — Verhör der Exminister vor dem Pairshofe; ihre Haltung; furchtbare Zeugenaussagen. — Rührungsszene von Herrn von Semonville aufgeführt. — Requisitorium. — Interessanter Zwischenfall. — Rührende Rede des Herrn von Martignac. — Herr von Peyronnet vor seinen Richtern. — Rednerischer Sieg des Herrn Sauzet. — Entrüstung unter dem Volke. — Sitzung vom 20. Dezember. — Herr Cremieux fällt in Ohnmacht; der Luxembourg von der Menge belagert; Todesangst in der Deputirtenkammer. — Elemente für eine Revolution: Bonapartisten, Legitimisten, Republikaner. — Artillerie der Nationalgarde; Manöver, um sie zu veruneinigen. — Stimmung und Aussehen des Hofes. — Auffallendes Mißtrauen im Schlosse; der Polizeipräfekt verdächtig. — Drohende Proklamation des Herrn Odilon-Barrot, Präfekten der Seine. — Geschäft des Herrn Madier von Montjau. — Das Volk aufrührerisch; die Angeklagten in aller Eile nach Vincennes zurückgeführt; Schrecken unter den Richtern; das Urtheil. — Nacht vom 21. Dezember im Hofe des Louvre. — Aufregung am folgenden Tage; Spaziergang der Studenten; Lafayette beschwichtigt die Menge; er kompromittirt seine Popularität. — Absetzung Lafayette's; Dupont von der Eure zieht sich von den Geschäften zurück. — Die Revolution ist geschlossen . . . . 115—150

Siebentes Kapitel. — Belgien: Kandidaturen des Herzogs von Nemours und des Herzogs von Leuchtenberg. — Herr Sebastiani im belgischen Kongresse Lügen gestraft. — Belgien protestirt gegen die Politik Frankreichs; Begeisterung der Belgier für den Herzog von Leuchtenberg. — Herr Bresson und Lord Ponsonby in Brüssel. — Sendung des Herrn von Löwestine nach Belgien; er verspricht die Annahme der Krone für den Herzog von Nemours und verpfändet sein Ehrenwort. — Der Herzog von Nemours wird von dem Kongreß gewählt und die Kandidatur des Herzogs von Leuchtenberg beseitigt. — Der König schlägt die seinem Sohne angebotene Krone aus. — Freude der Engländer; kritische Lage Englands in dieser Epoche. — Belgien auf immer erbittert. — Polen: polnisches Manifest. — Herr von Mortemart zum Gesandten in St. Petersburg ernannt; seltsame Umstände dieser Ernennung; interessante, bis jetzt nicht herausgegebene Briefe der Herren von Nesselrode und Pozzo-di-Borgo. — Chlopicki legt die Diktatur in Warschau nieder; Radziwill zum Generalissimus des polnischen Heeres ernannt; der Reichstag spricht die Absetzung des Hauses Romanoff aus. — Sensation, welche diese Nach-

Seite
richten in Frankreich hervorbringen. — Herabgestimmtheit des Kaisers Nikolaus; er fürchtet den Krieg; er fürchtet seinen Bruder. — Einzug des Feldmarschalls Diebitsch in Polen. — Schlacht von Grochow. . . . 151—169

Achtes Kapitel. — Definition des politischen Systems Frankreichs. — Budget von 1831. — Intellektuelle und moralische Lage der Gesellschaft: Saint-Simonisten; demokratische Republikaner; französische Kirche. — Herr von Lamennais; sein Charakter; seine Lehren; Prozeß des Avenir. — Legislative Arbeiten: Gesetz über die Jury; Munizipalgesetz; Bedingungen der Gewalt falsch aufgefaßt. — Unruhige Bewegungen. — Die legitimistische Partei wird wieder hochmüthig. — Trauergottesdienst in Saint-Germain-l'Auxerrois; die Kirche gestürmt; auffallende Unthätigkeit von Seiten der Regierung; die wahren Ursachen derselben; Aeußerung des Königs. — Plünderung des erzbischöflichen Pallastes; System des Gewährenlassens; tiefe Berechnung. — Die Kathedrale gerettet. — Anblick von Paris während der Saturnalien der Fastnacht. — Legislative Szenen. — Die Börse Mitschuldige des Aufruhrs; Verhaftbefehl gegen Herrn Ouvrard. — Lilien vertilgt; Kreuze herabgerissen. — Der König opfert seine Wappen. — Unruhen in Paris. — Porträt des Herrn Dupin. — Wahlgesetz; seine Fehler. — Gesetz über die Nationalgarde. — Revolution in Italien; ihre Bedeutung; ihr Charakter. — Der älteste Sohn des Königs Vertrauter der italienischen Verschwörer. — Der Herzog von Modena zweifelhafter Mitschuldiger Menotti's. — Nacht vom 3. Februar in Modena. — Der Aufstand verbreitet sich über ganz Italien. — Rom bedroht: ein Brief vom Palais-Royal; man gibt die Insurgenten preis, nachdem man sie aufgemuthigt hat. — Rücktritt des Herrn Laffitte; wirkliche Ursachen desselben. — Urtheil über das Ministerium des Herrn Laffitte. . . . . 169—208

Neuntes Kapitel. — Zweite Phase der Regierung der Bourgeoisie. — Casimir Perier erster Minister; sein Uebergewicht in der Kammer; seine Beziehungen zum König; sein Programm. — Sitzung vom 18. März. — Italien preisgegeben; die italienischen Flüchtlinge in Lyon und Marseille verfolgt. — Die Oestreicher überziehen Italien. — Schlinge der Regierung von Bologna gelegt; sie läßt die Modenesen entwaffnen. — Sendung des Herrn Hubert; Herr Hubert in Paris. — Die Oestreicher in Bologna. — Vertrag von Ancona. — Rache und Wortbrüchigkeit des Vatikans. — Wie die französische Regierung in Italien beurtheilt wird. — Zurückberufung des Generals Guilleminot; wahre Gründe dieser Zurückberufung. — Gewaltthätigkeiten Casimir Perier's. — Geschichte der Volksgesellschaften. — Gesellschaft der Volksfreunde. — Fortschritte der republikanischen Partei; ihr Zweck; ihre Physiognomie; ihr erster Prozeß. — Juliusdekoration; Unruhen. — Abneigung Casimir Perier's gegen den König. — Der König entfernt sich von der Hauptstadt; seine Reise nach Metz. — Drohung Casimir Perier's gegen Marschall Soult. — Auflösung der Kammer . . . . 209—233

Zehntes Kapitel. — Neue Kammer. — Herr Odilon-Barot und Herr Mauguin. — Sorgen Frankreichs; auswärtige Ereignisse. Wie Frankreich in Polen einschreiten konnte. — Siege des Generals Dwernicki. —

Seite

Skrzynecki zum Generalissimus ernannt: unglückselige Wahl. — Gefechte bei Waver und Dembewilkie; Schlacht bei Iganie. — Einbruch der Cholera; Absendung französischer Aerzte nach Polen. — Europa von Schrecken ergriffen. — Oestreich verletzt das Prinzip der Nichteinschreitung: Dwernicki entwaffnet. — Bewegungen der russischen und der polnischen Armee; Schlacht von Ostrolenka. — Ankunft Orloff's im Lager von Pultusk; plötzlicher Tod Diebitsch's. — Tod Konstantins. — Gerüchte. — Die Fürstin von Lowicz. — Eine Krönung in Moskau. — Frankreich insultirt von Don Miguel; Tajoexpedition. — Der Admiral Roussin. — Geschichte der Londoner Konferenz. . . . . 234—261

Elftes Kapitel. — Allgemeine Erwartung. — Thronrede. — Letzter Kampf zwischen Herrn Laffitte und Herrn Casimir Perier. — Die Versicherungen der Thronrede im englischen Parlament Lügen gestraft. — Lügenhaftigkeit der englischen Allianz: Beschimpfungen gegen Frankreich. — Note vom 19. April 1831 veröffentlicht; Aufregung im Publikum. — Komödiantenhafte Szene in der Pairskammer. — Jahrestag der Revolution; falsche Nachricht verbreitet: Ausbruch des Nationalgefühls. — Einschreitung einer französischen Armee in Belgien; Charakter dieser Einschreitung; ihre Moralität; ihre Ergebnisse. — Muthvolle Haltung des Königs von Holland gegenüber den fünf großen Höfen; er behauptet den Frieden zu seinem Vortheil, weil er keine Furcht vor dem Kriege hat. — Räumung Belgiens durch die französische Armee auf Befehl der Konferenz; der Löwe von Waterloo noch immer aufrecht. — Finanzielle Skandale, berüchtigte Käufe. 261—328

Zwölftes Kapitel. — Stimmung der verschiedenen Mächte in Betreff Polens: geheime Absichten Oesterreichs. — Herr Walewski in London und Herr Zaluski in Brüssel. — Kontrast zwischen der Politik des Kabinets von St.-James und der Politik des Palais-Royal. — Polenkrieg. — Paskewitsch; neuer Feldzugsplan. — Bewegungen der russischen Armee; unheilvolle Unentschlossenheit Skrzynecki's; Ursachen dieser Unentschlossenheit; Depeschen von Herrn Sebastiani; Brief von Herrn von Flahaut. — Anarchische Szenen in Warschau. — Triumph Dembinski's; man ernennt ihn zum Generalissimus. — Nacht vom 15. August. — Krukowiecki Diktator. — Neuer Generalissimus; Kriegsrath; Ramorino wird auf das rechte Ufer geschickt. — Schlacht bei Warschau. — Unterhandlungen; Sturm; Kapitulation von Praga. — Polens Fall. — Paris empört sich. — Parlamentarische Stürme. — Wirkung, welche die Einnahme von Warschau in Europa hervorbringt. — Gegen Frankreich gerichteter Vertrag der 24 Artikel. — Allgemeine Lage Europa's zu Ende Oktobers 1831. . . . . 284—312

Historische Dokumente. — Brief Ludwig Philipps an den Kaiser von Rußland. — Urtheilsspruch des Pairshofes gegen die Minister Karls X. — Note des Herrn von Saint-Aulaire an den Kardinal Bernetti. . . 313—317

Louis Blanc's

Geschichte der zehn Jahre

von

1830 bis 1840.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Gottlob Fink.

Dritter Theil:

Weitere Entwicklung der reaktionären Politik Ludwig Philipps. Kämpfe der Parteien. Londoner Konferenz und belgischer Feldzug.

Zürich und Winterthur.
Verlag des literarischen Comptoirs.
1843.

Druck von J. Fr. Heß.

Erstes Kapitel.

Die legitimistische Partei. — Ursachen der Schwäche dieser Partei. — Herr von Chateaubriand. — Herr Berryer. — Salonskomplotte. — Die Vendee; Anblick, den dieses Land darbot; Stimmung in demselben. — Fehler der Verwaltung. — Die Vendeer Widerspenstigen; Keime des Bürgerkriegs. — Die Herzogin von Berry; ihr Charakter; ihre Hoffnungen; ihre Entwürfe: sie verläßt Schottland. — Lage der wichtigsten Städte des Südens. — Spaltung in der royalistischen Partei. — Die Bourgeoisie sucht ihren Sieg zu vervollständigen: die Erblichkeit der Pairie wird in Frage gestellt; sie wird abgeschafft. — Allgemeine Anarchie. — Gesetz über die Verbannung der älteren Linie der Bourbons. — Unheilbarer Schlag in Frankreich dem monarchischen Prinzip versetzt.

Die französische Regierung hatte nach außen ihr Werk vollendet, und Frankreich hatte sich nur noch dem Ausgang der dunkeln Rolle zu unterziehen, die ihm so eben in der Welt angewiesen worden. Im Innern aber hatten die Minister durch die systematische Erniedrigung ihrer Diplomatie die Elemente eines furchtbaren Kampfes vorbereitet. Ueberdies hatte die noch unvollständige Konstitution die Stürme einer öffentlichen Debatte zu bestehen, und Jedermann fühlte, daß die ernstlichste Verlegenheit der Regierung die sein werde, wie sie sich konstituire und dann ihr Dasein weiter friste.

Die Legitimisten hatten ein ganzes Jahr gebraucht, um sich von ihrer Betäubung zu erholen. Aber das haltlose Schwanken der Regierung, das sich bald in falsch angebrachter Schonung, bald in unbesonnenen Wuthausbrüchen verrieth, das wachsende Ungemach unter dem Volke und seine durch den Stolz auf den neuerlich erfochtenen Sieg gesteigerte Unzufriedenheit, die unerhörte Demüthigung Frankreichs, die Thatsache endlich, daß Europa eben durch das Uebermaß der Zugeständnisse nur noch anmaßender und unnachgiebiger geworden war — alles dieses schien die überwundene Partei aufzufordern, die Herrschaft über die auf's Neue den Zufällen preisgegebene Gesellschaft wieder an sich zu reißen. Diese Partei war überdies reich und hatte einen zuverlässigen Halt an den Priestern, ohne der Unterstützung zu gedenken, welche die Fanatiker des Südens, das Schwert der Edelleute des Westens und die Bauern der Vendee, ein unbezähmbares und treues Geschlecht, ihrer Keckheit versprachen.

Aber die Legitimisten hatten keine Führer.

Herrn von Chateaubriand hatte ein namenloser Ekel an den Menschen und an seinem Jahrhundert erfaßt. Gemartert von jener fiberischen Steigerung und jener ewigen Leere des Herzens, einer Krankheit, welche nur auserwählte Organisationen heimzusuchen pflegt, war er auf einem Standpunkt angelangt, wo er die Last seines gleichwohl so beneideten und so ruhmvollen Geschickes beinahe unerträglich fand. Es war uns in dieser letzten Phase seines Lebens oft vergönnt, ihn zu sehen, und immer fiel uns der melancholische, leidende Ausdruck in seinem ganzen Wesen auf. In seinem Blicke lag ein bitteres Wohlwollen. Er lächelte mühsam, und sein Lächeln war traurig. Seine bewegte, tiefe Stimme verkündete eine verstörte Seele, in seinen Reden beurkundete sich gänzliche Muthlosigkeit. Es existirte wirklich nichts mehr von dem, was für ihn ein Wunsch, eine Hoffnung oder eine Glaubenssache gewesen, und nach dem großen Schiffbruch, welchen er überlebt, suchte er vergebens in dem, was noch nicht untergegangen war, eine Nahrung für seine Begeisterung oder Inspirationen für seinen Genius. Die Vernichtung des Adels, die Erniedrigung der Monarchie, die Beschimpfung der Religion, der Untergang der Freiheit hatten seiner Existenz als Ritter, als Edelmann und als Dichter allen ihren Zauber geraubt. Glänzende Schauspiele, erlauchte Freundschaften oder wenigstens erhebende Feindschaften wären diesem gequälten Herzen Bedürfnisse gewesen, und das alles fehlte ihm. Was war von so vielen furchtbaren oder heroischen Szenen, zu welchen man vor seinen Augen die von Staunen und Schreck ergriffene Welt geschleppt hatte, übrig geblieben? Einige gehöhnte Erinnerungen. Es gibt Epochen, wo der Stolz kraftvoller Menschen inmitten des Leidens Befriedigung findet, wo man eine Art schaudernder Freude empfindet, der Gefahr nachzurennen, wo man sich endlich durch Haß über den Schmerz trösten kann. Für Herrn von Chateaubriand waren diese Epochen die Revolution und das Kaiserreich gewesen. Aber seitdem war das Jahrhundert engherzig und plump geworden; kalte Kombinationen traten an die Stelle großsinniger Herzensregungen; die gewichtigen Sorgen des Herrschens verloren sich in einer unergiebigen Geschäftsplackerei; die Sympathien waren der Berechnung unterworfen; der grollende Widerwille zur Schurkerei verdammt; alles hatte sich dermaßen verkleinlicht, daß selbst die Möglichkeit eines Hasses aufhörte, durch welchen man sich ehrt. Welche Rolle konnte nach dem im Julius über die Monarchie und den Adel erfochtenen Sieg Herrn von Chateaubriand vorbehalten sein? Die eines Parteimannes? Dazu taugte er nicht, weil er jenen zarten Naturen angehörte, welche sich durch die geringfügigen Einzelheiten angewidert fühlen, welche durch eine zwangsmäßige Wirksamkeit ermattet werden, welche sich nur zu den großen Opfern berufen wissen, nur zur Bekämpfung der großen

Hindernisse sich herbeilassen und sich nicht entschließen können, weder verächtliche Werkzeuge zu gebrauchen, noch die menschlichen Leidenschaften zu Kniffen und Ränken zu verwenden. Diese Art von Unfähigkeit erkannten selbst Herrn von Chateaubriand's Freunde bei ihm an. Seine Feinde gingen weiter, sie stritten ihm alle Talente eines Staatsmannes ab und erinnerten an seine frühere Amtsthätigkeit: sein Gepränge und seine literarischen Liebhabereien, während er sich an der Spitze der Geschäfte befunden; seine etwas hochmüthige Gleichgültigkeit inmitten der Hofintriguen; die Gesandtschaften, die er sich als fromme Pilgerfahrten geträumt; seine Verachtung für die alltäglichen Sorgen; seinen maßlosen Hang zu allem, was glänze; seine Verschwendung und die Art, wie er mit der Philosophie eines Barden und der prachtvollen Sorglosigkeit eines großen Herrn sein Vermögen recht eigentlich hinausgeworfen habe. So viel ist gewiß, daß Herr von Chateaubriand das Herrschen gerne von seiner poetischen Seite aufgefaßt hätte. Er wäre gerne auf den Gipfel der Gesellschaft gestiegen, um sich daselbst eines umfassenderen und lichtvolleren Ueberblickes zu erfreuen, um die Menschen dadurch zu entzücken, daß er ihrem unruhevollen Treiben die Anstrengungen seines Gedankens beigesellte, um gewissermaßen lebendige Gedichte zur Welt zu bringen. Und was liegt daran? Diejenigen allein wirken kräftig auf die Völker, welche die Mittel in sich tragen, sich über die gemeinen Gedanken zu erheben. Napoleon wußte dies recht gut, er, dessen flüchtige Mußestunden jederzeit die Lektüre Ossians bezaubert, er, welcher der Poesie seiner Auffassungen, seiner Handlungen, seiner Sprache einen so großen Theil des wundervollen Uebergewichts verdankt hatte, das, besser als seine Siege, von der Größe seiner irdischen Sendung zeugte. Es waren also nicht die Eigenschaften des Staatsmannes, woran es Herrn von Chateaubriand fehlte, sondern die des Parteimannes. Denn nichts gleicht der Eigensucht, wo nicht der Undankbarkeit der Parteien. In denjenigen, welche ihre Leidenschaften zu Führern wählen, wollen sie Sklaven haben, und wenn man glaubt, sie geben sich hin, so legen sie sich auf. Die hartnäckigsten Anhänger der alten Monarchie konnten es Herrn von Chateaubriand nicht verzeihen, daß er einen Augenblick von Bonaparte's Glorie geblendet gewesen und daß er die Ermordung des Herzogs von Enghien abgewartet hatte, um sich mit einem unauslöschlichen Groll gegen ihn zu bewaffnen; sie konnten ihm nicht verzeihen, daß er die Presse vertheidigt und die Julirevolution bewundert hatte. Also machte man einem Manne, dessen Einbildungskraft sich dem Wunderbaren zuwandte, dessen Natur reich und mannigfaltig begabt war, dessen Seele sich leicht allen edlen Eindrücken öffnete, ein Verbrechen daraus, daß er gegen die Zaubergebilde des Ruhms und die glanzvollen Erscheinungen der Freiheit nicht gleichgültig geblieben war! Aber, noch einmal, die Parteien haben

ihren Despotismus, dem man nicht ungestraft trotzt; in Ermanglung eines sklavischen Ehrgeizes bedarf es eines unwissenden und blinden Fanatismus, um sie zu führen. Sucht man sie aufzuklären, so entfremdet man sie; verlangt man von ihnen Gerechtigkeit, so wird man ihnen verdächtig; dient man ihnen gegen ihren Willen, so erbittert man sie. Solcher Art waren die allgemeinen Ursachen, welche Herrn von Chateaubriand in eine nothwendige Unthätigkeit verwiesen. Trauriges Jahrhundert, wo man genöthigt ist, das Schweigen des Genius und die Unmacht der Kraft zu erklären!

Was Herrn Berryer betrifft, so hätte sich's jede Partei zum Ruhme anrechnen müssen, ihn zum Führer zu haben. Eine zugleich sich ausbreitende und anziehende Natur, eine unermüdliche Thätigkeit, ein Scharfblick sonder Gleichen, eine merkwürdige Leichtigkeit, sich den peinlichsten, verwickeltsten Lagen anzuschmiegen, eine unerschöpfliche Erfindsamkeit in Mitteln und Wegen, eine verführende Kraft der Sprache und des Benehmens, welche die heftigsten Feindschaften entwaffnete .... welche Elemente des Erfolgs! Ueberdies war es noch nie einem Manne gegeben, in diesem Grade den Regungen einer Versammlung zu gebieten und so unumschränkt durch den Zauber des Wortes zu herrschen. Als Redner erinnerte Herr Berryer mehr als einmal an Mirabeau. Und gleichwohl vermochte Herr Berryer nichts für die legitimistische Partei, welcher sein Talent angehörte, erstens weil sein Glaube an die Zukunft der Monarchien nicht sonderlich lebhaft war, zweitens weil seine werthvollsten Talente sich an eine künstlerische Empfindung und Organisation knüpften. Plebejer durch Geburt und Erziehung, hatte er sich in einem Augenblick geoffenbart, wo die Aristokratie in Frankreich das Ruder wieder ergriff. Er hatte sich ihr als eine beinahe nothwendige Stütze gezeigt, und sie hatte ihn angenommen, fest entschlossen, sich ihm nur in der Art hinzugeben, daß sie ihn gänzlich in sich auflöse. Eine einsichtsvolle Demuth, die allen Aristokraten eigen ist und die in England ein zum Hochmuth gebornes Geschlecht unter die Befehle Sir Robert Peel's, eines von Pitt zum Baronet ernannten Wollfabrikantensohnes, unter die Befehle Lord Lyndhurst's, eines Malersohns, unter die Befehle Lord Wellington's, des Vertreters der irischen und bürgerlichen Familie Wellesley, gestellt hat! Einmal zugelassen und aufgesucht in einer Welt, wo er von eitel Grazie, Wohlgerüchen, Harmonie, lächelnden Gesichtern, süßen Worten, einem eleganten und leidenschaftsvollen Leben umgeben war, hatte sich Herr Berryer ohne Zweifel durch unwiderstehliche Lockspeisen fangen lassen. Er hatte dem Schimmer einer Meinung nachgejagt, welche die der prachtvollen Salons war. Diese Meinung hatte seiner Beredtsamkeit glänzende Gedanken eingegeben, sie hatte ihm den Erfolg eingetragen, sie hatte ihm Vergnügen verheißen, und er hatte sich unvermerkt unwiderruflich verpflichtet, hocherfreut,

auf diese Art seinen Hang zu Zerstreuungen mit dem Drange der Geschäfte vereinigen zu können. Denn es war dies einer von den Männern, welche Eile haben, sich zu vergeuden. So wurde er wenigstens von seinen Gegnern beurtheilt. Und wie ließe es sich auch anders erklären, daß ein Kind des Volkes, hellblickend und kühn, von mannhaftem Wesen und demokratischen Instinkten, sich an den Dienst einer Monarchie fesselte, deren Fehler er vergebens beklagte, und eines Adels, dessen hartnäckigen Vorurtheilen er nothwendig seine Beistimmung versagen mußte. Auch hatte sich Herr Berryer in seiner Partei eine abgesonderte Stellung geschaffen, indem er sich offen zu den Grundsätzen der Duldsamkeit bekannte, mit zartsinniger Zuvorkommenheit die Republikaner aufnahm, von denen einige sich Glück wünschten, ihn zum Freunde zu haben, sich allen zugänglich, angenehm oder nützlich machte, und sich nicht scheute, auf der Tribüne allem, worin sich Größe gezeigt hatte, seine Huldigung darzubringen, sei es nun, daß seine Beredtsamkeit durch die Erinnerung an die Kämpfe der Nationalität verlockt wurde, oder daß das Bild der Frankreich rettenden Republik auf einmal seiner Begeisterung eine jener mächtigen Ausrufungen entriß, welche die Versammlungen elektrisch durchzucken. Und er war nie schöner, als wenn er, die Ketten seiner Partei abschüttelnd und als Tribun von der verrathenen Nationalität oder dem gedemüthigten Volke sprechend, sich rückhaltlos dem Dämon hingab, der ihn beherrschte. Dann war er bewunderungswürdig; sein Auge flammte; sein zurückgeworfenes Haupt gab ihm ein waghaftes, stolzes Ansehen; seine klangvolle Stimme fand unerwartete Töne; seine Geberde zeichnete vortrefflich die bald majestätischen, bald furchtbaren Worte. Es gab einen Augenblick, wo die Versammlung sich, hingerissen von Rührung und Begeisterung, erhob. Und am anderen Tage wagte es die Partei, auf welche der Ruhm des Redners zurückstrahlte, kaum, ganz leise seine Unvorsichtigkeit und seine Abweichungen von der vorgezeichneten Bahn zu tadeln.

Aber Herrn Berryer's Rolle ging nicht über diese Eintagstriumphe hinaus. Wenn er auftrat, so strömte man blos herbei, um ihn zu hören, um ergriffen zu werden. Ein seltsamer Redner, der, obgleich von einem gewaltigen Nimbus umgeben, keinen entschiedenen Einfluß ausübte und in seiner resultatlosen Allmacht die Leidenschaften der Menschen um sich her aufregte, ohne sie zu leiten!

Herr von Villèle schien sich bei Seite zu halten. Die Herren von Fitz-James, Hyde von Neuville, von Martignac, von Noailles genossen ein nutzloses Ansehen und ließen, so zu sagen, die Geschicke ihrer Partei auf gut Glück dahinschweben. Aber die Schwäche dieser Partei hatte einen noch tieferen Grund: es fehlte ihr an Leidenschaften. Der Sieg war ihr zumvoraus versagt, weil eine Revolution ihr nicht nothwendig war und

jedenfalls den Häuptern nicht sehr wünschenswerth gewesen wäre. Was konnten sie Besseres hoffen, als was sie bereits besaßen, sie, deren Wohlhabenheit die neue Regierung schützte, deren Titel sie gelten ließ, deren Erinnerungen sie schonte und deren Traditionen sie aus Egoismus sich anzueignen strebte? Für Männer, die, wie Herr Berryer, selbst in der Niederlage so viele Güter gefunden hatten, welche an das Leben binden: die Genüsse des Luxus, Kredit, Berühmtheit, Beifallsrauschen — konnte für sie der wirkliche Besitz der Gewalt, einer jederzeit stürmischen und jederzeit schwer angefeindeten Gewalt Reiz genug haben, um ihr zu Liebe all den Gefahren Trotz zu bieten, welche das schreckliche Wort „das Unbekannte“ in sich schließt? Revolutionen macht man mit kräftigem Hasse und heftigen Wünschen: die Legitimisten hatten nur Haß.

Gleichwohl befanden sich unter ihnen junge Leute, die ein ungestümer Zorn befeuerte. „Wo waret ihr während der drei Tage?“ hatte man ihnen spottend zugerufen, und sie brannten vor Begierde, mit dem Schwert in der Hand gegen einen Sieg zu protestiren, dessen Bedeutsamkeit sie weniger erbitterte, als dieser Schimpf. Ihre kriegerische Stimmung wurde überdies durch die Damen vom alten Hofe ermuthigt, allerliebste, eitle Damen, welche den Staat gern mit einem Fächer beherrscht hätten und sich voll Aerger beklagten, von Bürgerweibern entthront worden zu sein. In diesem Spiele künstlicher Leidenschaften, in einem gewissen unnennbaren Wirbel leichtfertiger Reden, bereitete man sich vor, Frankreich in Brand zu stecken. Viele erblickten in dem, was ein Bürgerkrieg werden sollte, nur einen Ritterroman. Denn solcher Art ist der grausame Hochmuth der Großen, daß selbst das Unglück des Volkes zu ihren ruchlosen Ergötzungen dienen muß.

Man kennt die Geschichte der Vendee unter der Republik; man weiß, welcher Wunder die auf Glauben und Liebe sich stützenden Bauernsoldaten Cathelineau's, La Rochejacquelein's und Lescure's fähig waren. Auf diese in den Jahrbüchern royalistischer Aufopferungen so berühmte Provinz mußten sich natürlich die Blicke derjenigen richten, welche sich anschickten, das Schicksal der Waffen zu versuchen.

Die westlichen Departements, die Bretagne und die Vendee, vereinigen wirklich alle geographischen Bedingungen des Bürgerkrieges in sich. Das Land ist von Querwegen und Fußpfaden durchschnitten, wohin Soldaten sich nicht verirren können, ohne zu Grunde zu gehen. Die Straßen sind zwischen Abhängen eingeengt und diese von Gehegen gekrönt, hinter welchen in den Tagen der Unruhen eine Menge Feinde zusammenströmen, unsichtbar, schweigsam, unausweichlich. Der Boden, uneben und rauh, bietet einer Bande entschlossener Parteigänger zahllose Hülfsmittel dar. Hier sind es Gehölze; dort, näher am Meere, Kanäle und Moräste, durch

dichtbuschiges Pfriemenkraut versteckt; anderwärts unermeßliche Ebenen, von beinahe mannshohem Ginster bedeckt. Die Gehege, die in verhältnißmäßigen Entfernungen die Meierhöfe trennen, haben nur einen einzigen, sorgfältig verdeckten Ausgang, dessen Stelle bloß die Einwohner kennen: was ihnen ein leichtes Mittel an die Hand gibt, unversehens über ihre Feinde herzustürzen, sie niederzuwerfen und plötzlich wieder zu verschwinden.

Solcher Art war das Land, welches der Konvent zu unterwerfen gehabt hatte. Es war damals von einfachen, thatkräftigen und frommen Menschen bewohnt, die vom Erlös aus ihren Heerden lebten. Dieser Erlös, welchen sie mit ihren Herren theilten, deren väterliche Gewalt sie immer theuer und werth gehalten hatten, genügte ihren Bedürfnissen wie ihren Wünschen. Das Wort des Priesters erfreute ihre etwas abergläubische und naive Unwissenheit. Inmitten ihres Heidekrautes und ihrer Ginsterbüsche erfuhren sie nichts von all dem Lärm, welchen ein spottsüchtiges Jahrhundert um sie herum gemacht hatte, und der Kultus der Ueberlieferungen, unterhalten durch den Geist des Familienlebens und die Erzählungen der Abendgesellschaften, hatte bei ihnen noch keinen Stoß erhalten, als das übrige Frankreich, gewaltig erschüttert und umgewandelt, bereits von Trümmern übersäet war. Die Revolution, gehorchend der providentiellen Nothwendigkeit ihrer Rolle, beschloß, die Vendee in jene große Arbeit der Einigung hineinzuziehen, die wir bis jetzt blos von ihren gewaltsamen Seiten kennen, deren Wohlthaten aber die Zukunft zeigen wird. Was dann geschah, lebt in Aller Gedächtniß. Diese Bauern, welchen die Verpflichtung zum Kriegsdienste Abscheu einflößte, entwickelten, als es der Vertheidigung ihrer Gebräuche galt, einen kriegerischen Heldensinn, welchem sich nur der Heroismus ihrer blauen Gegner vergleichen ließ. Sie liefen zu ihren Edelleuten, rissen sie aus ihren Schlössern und stellten sie an ihre Spitze; die Edelleute ihrerseits theilten das Kommando mit einem Jagdhüter und nahmen einen Fuhrmann als obersten Befehlshaber an. Sofort begann der Krieg, ein beispielloser Krieg, wo man tumultuarisch zusammengerottete Bauern zahlreichen, tapferen, disziplinirten und von jener düsteren Begeisterung, die so lange Zeit der Schrecken Europa's war, erfüllten Armeen die Stirne bieten sah. So mußte die Macht der Ueberlieferungen mitten in einer durch die Zeugnisse einer entgegengesetzten Macht auf ewig verherrlichten Epoche losbrechen, und es gehörte gewiß zu den rührendsten und philosophischsten Schauspielen dieses Jahrhunderts, wenn so viele arme Pächter sich bekreuzend den republikanischen Kanonen entgegenstürzten oder nach einem heißen Siege, auf dem Schlachtfelde, mitten unter ihren todten Brüdern, auf die Kniee fielen, um dem Gotte zu danken, welchen ihre Väter angebetet hatten.

Aber diejenigen beurtheilten die Vendee schlecht, die, um zu wissen, was man 1831 von ihr erwarten könne, blos ihre Vergangenheit befragten.

Etliche dreißig Jahre sind eine zu geringe Zwischenzeit zur Erneuerung eines so fabelhaften Kampfes, wie derjenige, welcher mit Cathelineau begann und mit Georges Cadoudal endete. Dieser Georges, eines Müllers Sohn, so tapfer, so fromm, so bieder, aber so unbeugsam in seinem Wollen und so furchtbar in seiner Rache, dieser Georges hatte den Westen entkräftet durch die Chouannerie, deren Held und Märtyrer er war. Nach seinem Tode wußte Napoleon die Vendee durch Wohlthaten zu entwaffnen, und er unterwarf sie unwiderstehlich dem Uebergewicht seines Geistes. Durch die Siege des Kaiserreichs in alle Welt zerstreut, waren diejenigen Vendeer, die so viele mörderische Schlachten verschont hatten, als Missionäre der neuen Ideen zu ihren Herden zurückgekehrt. Außerdem war die Vendee für die Veränderung gewonnen worden durch die Fortschritte des Handels und den Verkauf der Nationalgüter, welche in diese Gegenden eine Menschenklasse geführt, die keine andere Leidenschaft hatte, als Ruhe, keine andere Religion, als das Interesse. Was die Restauration betrifft, so setzte ihr Undank das durch Bonaparte's kosmopolitisches und eroberndes System begonnene Werk fort. Verkannt, beschimpft, Verläumdungen ausgesetzt, die von den Höflingen mit geschäftigem Eifer verbreitet wurden, konnten die Söhne so vieler für die Bourbons gestorbenen Royalisten in fünfzehnjährigem Jammer und Elend lernen, was von all' diesen Königen und Prinzen zu halten ist, mitleidlosen Egoisten, welche die Aufopferung eines Unterthanen für den Ertrag einer Domäne ansehen.

Gleichwohl war, alles zusammengenommen, ein Aufstand noch möglich in der Vendee. Der merkantilische Geist herrschte hier bloß in den Städten und die großen Straßen entlang; nur sehr wenig Geltung hatte er sich auf dem Lande zu verschaffen gewußt, wo sich der doppelte Einfluß des Adels und der Geistlichkeit festgesetzt hatte, und diesen Einfluß machte eine Art Unzufriedenheit, die der Provinz eigenthümlich ist, sehr gefährlich. Die im Westen sehr zahlreichen Widerspenstigen hatten sich seit 1830 mit einer Strenge verfolgt gesehen, welche zwar die Schranken des Gesetzes nicht überschritt, die man aber doch nur kraftvollen Regierungen verzeiht. Daher Gährungsstoffe des Hasses und Aufruhrs. Die vom Loos getroffenen jungen Bauern flüchteten in die Wälder, legten sich ein hartes, vagabundirendes Leben auf, machten in ihrem Ingrimm gemeinschaftliche Sache und gewöhnten sich, unversöhnlich zu werden.

Eine verständig berechnete Toleranz hätte alle Gefahr beschwören können. Aber die Agenten der Regierung schickten die übertriebensten, lächerlichsten Berichte nach Paris. Im Westen mit kalter Verachtung von der legitimistischen Partei aufgenommen, die ihre Salons öde ließ und ihre spießbürgerliche Wichtigkeit verspottete, bedeckten sie die Wunden ihrer Eigenliebe

mit dem Vorwande des Staatswohls, erniedrigten sich zu armseligen Verfolgungen, riefen von Seiten der Gewalt brutale Maßregeln hervor und schürten mit eigenen Händen das Feuer, das sie hätten löschen sollen. Die Haussuchungen vertrieben die Edelleute von ihren Schlössern und gaben Führer einem Aufstande, welchem die Durchsuchungen, wodurch die Bauern aus ihren Hütten vertrieben wurden, bereits zahlreiche Soldaten geliefert hatten. Auf diese Art bildeten sich die Banden.

Jetzt erhoben sich die Delaunay, die Diot, die Mathurin Mandar, furchtlose Abenteurer, die, mit einer Flinte bewaffnet, mit einer Kürbisflasche versehen und gefolgt von einigen rüstigen, tapferen Genossen, sich's zum Geschäft machten, Soldaten, Gensdarmen, Bürgergarden Trotz zu bieten und das Land zu durchstreifen, indem sie bald am Saume der Wälder hinglitten, bald hinter dem hohen Buschwerke verschwanden, gefürchtet in den Städten, aber brüderlich aufgenommen auf den einsamen Meierhöfen.

Diese theilweisen Empörungen führten zu Räubereien. Bald mischten sich ruchlose Menschen in die royalistischen Banden, stellten sie bloß durch ihre Exzesse und verwickelten sie in ihre eigene Schande. Die Regierung ihrerseits ließ es sich angelegen sein, die wirklichen Chouans und ihre scheußlichen Bundesgenossen, welche inzwischen mehr als einmal von ihnen selbst nicht blos verläugnet, sondern auch bestraft worden waren, in einem und demselben Fluche zu vermengen. In kurzer Zeit macht das Gerücht das Uebel noch ärger und übertreibt die Unordnungen; man verbreitet überall entsetzliche Nachrichten, die kläglichsten Berichte fliegen von Mund zu Munde; auf den Racheschrei, der von allen großen Mittelpunkten der Bevölkerung ausgeht, versammeln sich die Nationalgarden, greifen zu den Waffen; selbst die Patrioten, obgleich Feinde der Regierung, nähern sich ihr aus Schutzbedürftigkeit. „Tod den Räubern!“ ist das Losungswort aller von Schrecken und Zorn erfaßten Söhne der Bourgeoisie, und in der That erwürgt man alle Chouans, deren man habhaft werden kann: blutige Exekutionen, deren Schauderhaftigkeit durch noch blutigere Repressalien gesteigert werden soll! Es ist geschehen: die Leidenschaften sind von allen Seiten entfesselt, man tritt in den Bürgerkrieg.

Unter diesen unseligen Umständen beschloß die Herzogin von Berry, Schottland zu verlassen und durch ihre Anwesenheit die Anhänger ihres Sohnes zu beleben. Es war dies gewiß ein gottloser Gedanke. Denn weder um irgend einen großartigen Plan gesellschaftlicher Umgestaltung auszuführen, noch auch nur, um durch einige Reformen das Schicksal der Völker zu verbessern, warf sich Marie-Karoline in die Bahn der Verschwörungen, und sie hätte sich fragen können, ob es gerecht sei, Frankreich in lange Trauer zu versenken ohne einen andern Zweck, als um es dem Herzoge von Bor-

deaux zurückzugeben, wie man ein Stück Feld seinem auf einige Zeit aus dem Besitze verdrängten Eigenthümer zurückgibt. Aber bei den Vorurtheilen, womit man ihre Kindheit eingewiegt, konnte die Herzogin von Berry das Verbrecherische ihres Planes nicht so leicht begreifen. Ueberdies lächelte die Rolle einer Johanna von Albret ihrer neapolitanischen Einbildungskraft. An der Spitze getreuer Paladine die Meere durchziehen; nach Ueberstehung der Gefahren und Abenteuer einer unerwarteten Reise in einem Lande voll Ritter anlangen; mittelst tausend verschiedener Masken mitten unter so vielen wachsam lauernden Feinden hinziehen; als muthvolle Mutter und geächtete Königin von Dorf zu Dorf und von Schloß zu Schlosse irren; auf diese Art alle Extremitäten der menschlichen Angelegenheiten von ihrer romantischen Seite kennen lernen und in Folge einer siegreichen Verschwörung die alte Fahne der Monarchie in Frankreich wieder aufpflanzen — das alles war wohl geeignet, eine lebhafte junge Frau zu verführen, eine Frau, kühn aus Unkenntniß der Hindernisse, heroisch nöthigenfalls aus Leichtsinn, fähig, alles zu ertragen, nur nicht die Langeweile, und schnell besonnen, sich den ungeregelten Drang einer unruhigen Natur mit den Spitzfindigkeiten der Mutterliebe zu verzeihen.

In Lulworth, wo er sich, bevor er seine Wohnung in Holy-Rood bezog, einige Zeit aufgehalten, hatte Karl X eine Akte verfaßt und unterzeichnet, worin er die Abdankungen von Rambouillet bestätigte. Aber zu schwer geprüft, um sich fortan unvorsichtig der Herrschaft der Selbsttäuschungen hinzugeben, billigte er die kriegerischen Entwürfe seiner Schwiegertochter, welche in den Augen der Familie die Mutter eines minderjährigen Königs geworden war, nur halb. Er zitterte bei dem Gedanken, daß diese schwächliche Prinzessin die letzte Partie des Königthums gegen jenen Genius der modernen Revolutionen spielen werde, dessen zermalmender Nothwendigkeit er, der so vielen Schiffbrüchen entgangene Greis, sich so vollständig hatte unterwerfen müssen. Gleichwohl versagte er dem Unternehmen dieser kecken Mutter Heinrichs V seine Einwilligung nicht und ernannte sie sogar zur Regentin; aber in seiner mehr ängstlichen als aufgeklärten Bekümmerniß gab er Marie-Karolinen den Herzog von Blacas bei, welchem er geheimnißvolle Papiere zustellte, Befehle in Beziehung auf die Ausübung der Regentschaft enthaltend.

Sollte die Herzogin von Berry vom Westen oder vom Süden her nach Frankreich kommen? Diese Frage war sehr bald entschieden. Die Royalisten, welche die Vendee nach Holy-Rood geschickt, hatten nur eine ruhige, rückhaltende Ergebenheit beurkundet; die Abgesandten des Südens dagegen sprachen sich mit leidenschaftlicher Glut aus: es wurde daher beschlossen, die Herzogin solle sich zuerst nach Italien verfügen, um dort in Sicher-

heit alle ihre Maßregeln in Einklang zu bringen, und die Stadt Marseille wurde imvoraus zum Landungsplatz ausersehen.

Marie-Karoline trat also ihre Fahrt an. Sie nahm ihren Weg über Holland, fuhr von da auf dem Rhein nach Mainz und gelangte über Tyrol und Mailand nach Genua. Sie reiste unter dem Namen einer Gräfin von Sagana. Die Gastfreundschaft, welche ihr der König von Sardinien, Karl Albert, bewilligte, war schüchtern, vorsichtig, mit einem Wort so, wie die Forderungen der Politik sie vorschrieben. Er gab sich den Anschein, als ließe er sich durch das Inkognito der Fürstin täuschen, und erst nachdem das durch den französischen Konsul in Kenntniß gesetzte Palais-Royal sich beschwert hatte, bat er sie, seine Staaten zu verlassen. Aber er versüßte das Verletzende dieser Anmuthung durch geheime Zuvorkommenheiten und die lebhaftesten Beweise von Mitgefühl. Er that noch mehr, und um zur Verwirklichung eines Unternehmens, dem er von ganzem Herzen den besten Erfolg wünschte, das Seinige beizutragen, stellte er, obgleich er es nicht zu gestehen wagte, der Herzogin eine Million zur Verfügung, die er unter dem Vorwande, Jugendschulden bezahlen zu wollen, von einem seiner Hofkavaliere entlehnen mußte.

Von Genua begab sich die Herzogin von Berry in die Staaten des Herzogs von Modena, welcher sie sehr freundschaftlich empfing und ihr als Wohnung seinen Pallast Massa, eine Lieue vom Meere, anbot, wo sich nunmehr alle Fäden der legitimistischen Verschwörung knüpften, die Frankreich bedrohte.

Aber dieses Treiben konnte nicht so geheim vor sich gehen, daß nicht etwas davon hätte verlauten sollen. Casimir Perier wurde ängstlich und sandte einen Emissär in die südlichen Provinzen, um die Stimmung daselbst zu prüfen.

Nun verhielt es sich dazumal folgendermaßen mit den Hauptstädten des Südens.

Bordeaux zählte nahezu an zweiundzwanzigtausend arbeitslose Arbeiter, welche der Hunger dem Dienste der Empörung zuführte. Die rohen sowie die verarbeiteten Seidenstoffe von Nimes waren ungeheuer im Preise gefallen, und in dieser Stadt sind die industriellen Krisen gefährlicher, als in jeder andern, weil die Glut der Leidenschaften hier durch die langen Rivalitäten zwischen den Protestanten und den Katholiken genährt worden ist. Avignon litt durch ein bedeutendes Sinken des Grapppreises, und die Legitimisten konnten hier auf die käuflichen Gewohnheiten eines gewissen Theils der Bevölkerung die ernstlichsten Hoffnungen gründen. Montpellier, eine so zu sagen ackerbauende Stadt, die zugleich einen großen Weinverschluß hat, Montpellier beklagte sich bitter über die hohen Octrois; die Erinnerungen der

Restauration hatten hier im Allgemeinen keinen gehässigen Charakter, und das Volk, welches der Liberalismus nicht zu seinen Lehren bekehrt hatte, fragte sich, welche glückliche Veränderung seines Looses ihm durch diese im Namen der liberalen Ideen gemachte Revolution geworden sei. Lyon seufzte damals unter unerträglichem Ungemach. Die politischen Leidenschaften hatten in dieser Hauptstadt des Südens wenig Gewalt; aber die zahlreichen Seidenarbeiter, die hier leben, waren in eine Noth versunken, aus welcher irgend eine schreckliche Katastrophe hervorgehen mußte. Anders verhielt es sich in Marseille, wo das Volk eines Wohlstandes genoß, welchen die Nähe von Algier, fruchtbar gemacht durch den Frieden, vergrößern zu wollen schien; gleichwohl wurde die Menge hier heimlich für den Aufstand bearbeitet, sowohl durch die Geistlichkeit, deren Uebergewicht noch nicht durch ihre Fehler zerstört war, als durch den Adel, der, obschon gestürzt, immerhin noch nicht seinen ganzen Einfluß auf den Gestaden des mittelländischen Meeres verloren hatte.

In einem solchen Zustand der Dinge war die Unternehmung der Herzogin von Berry gewagt, aber nicht wahnsinnig zu nennen. Wenn in einem Lande, über welches Revolutionen hingegangen sind, das Volk unglücklich und enttäuscht ist, so ist den Prätendenten von selbst eine Laufbahn eröffnet, und da, wo die Gewalt sich nicht schützend zeigt, verfällt sie sehr natürlich dem Schicksale des Kampfes.

Aber hätte die legitimistische Partei auch noch größere Mittel des Erfolgs gehabt, sie hätte dieselben nicht benutzen können, weil Zwiespalt in ihrem Innern herrschte.

Auf was warten wir, sagten die Ritter der Herzogin von Berry, auf was warten wir, um dieser Revolution, die uns zu Boden geschlagen hat und jetzt insultirt, den Handschuh hinzuwerfen? Frankreich leidet, Europa droht. Zwischen den republikanischen Leidenschaften, die am Fuße seines usurpirten Thrones grollen, und den Mächten, welche ihn entweder zum Vasallen haben wollen oder als Feind betrachten, stützt sich das Oberhaupt des Hauses Orleans nur auf die Beistimmung einer skeptischen, ihr Uebergewicht mit maßloser Eifersucht bewachenden Bourgeoisie, einer Bourgeoisie, welche weder das geheiligte Band der Ueberlieferungen, noch vererbter Ergebenheit an ihren zufälligen König knüpft, und die uns als ihre Heroen begrüßen wird, sobald wir, Sieger geworden, ihr Ruhe, Sicherheit und Bürgschaften gegen jede neue Erschütterung versprechen. Könnte es einen günstigeren Augenblick geben, um die Schlacht zu liefern? Die verschiedenen, aus der Revolution hervorgegangenen Parteien messen sich mit den Augen und sind bereit, sich gegenseitig aufzufressen; der Ehrgeiz überstürzt sich von allen Enden und Ecken; die In-

teressen stoßen sich an einander in zunehmender Verwirrung; der Handel, der vor drei oder vier Jahren so gedeihlich geblüht, ist nur noch ein unermeßlicher Bankbruch; der Hunger bürgt uns für die Mitwirkung der Arbeiter; die Invasion, wenn sie unsere Grenzen berührt, gibt uns Gelegenheit, das Vaterland zugleich zu beherrschen und zu vertheidigen: auf was warten wir?

Andere dagegen in der legitimistischen Partei waren der Ansicht, durch Uebereilung würde man alles verlieren, und es sei besser, die Verlegenheiten sich um den neuen Thron vervielfältigen und die Usurpation ihre scheinbaren Siege mißbrauchen zu lassen, Pyrrhussiege, durch welche sie unvermeidlich zu Grunde gehen müsse. Sie gaben zu bedenken, daß die Regierungen sich selbst ihre Geschicke bereiten, daß man sie nicht tödten könne, und daß sie, wenn sie zu sterben verdienen, mit Selbstmord endigen; um zum Erfolg zu gelangen, sei der Weg der parlamentarischen Kämpfe der kürzeste und sicherste; wenn man das Schwert ziehe, setze man sich der unangenehmen Wahrscheinlichkeit aus, durch das Gefühl der gemeinsamen Gefahr sämmtliche derzeit unter sich zerfallenen Feinde der alten Dynastie zu vereinigen; der Bürgerkrieg würde furchtbare Thaten der Rache und des Zornes hervorrufen, und es wäre eine unkluge Politik, den Thron Heinrich's V im Blute aufzurichten; überdies verhalte es sich mit den glücklichen Wahrscheinlichkeiten nicht ganz, wie es jugendlichen Phantasien scheine; der Süden schwanke zwischen verschiedenen Einbildungen; die Vendee, durch fünfzigtausend Soldaten im Schach gehalten, habe nicht mehr dieselben Beweggründe zur Empörung, wie 1792; endlich dürfe man das Schicksal der Monarchie nicht auf einen einzigen Wurf setzen.

Dieß war im Allgemeinen die Sprache derjenigen, die, wie Herr von Pastoret, ein großes Vermögen besaßen, oder, wie die Herren von Chateaubriand und Hyde von Neuville, ein längst erworbenes Ansehen zu schonen hatten, oder, wie Herr Berryer, eine glänzende Rolle bloßzustellen fürchteten. Die Haltung, zu welcher sie die Partei veranlassen wollten, wurde augenscheinlich von der Klugheit gerathen, und die Aufrichtigkeit der meisten unter ihnen war unbestreitbar; aber es liegt in der menschlichen Weisheit immer ein gewisser Fonds von Egoismus verborgen, und wir alle tragen eine geheimnißvolle Tyrannei in uns, die ohne unser Wissen unsere Sprache diktirt und unsere Handlungen beherrscht. So hatten sich in Paris royalistische Comités gebildet mit dem ganz besonderen Zwecke, das Ungestüm der Royalisten aus der Provinz zu meistern, Comités, die aus den hervorragendsten Männern der Partei zusammengesetzt waren, und deren abwartende Politik die von den Herren von Genoude und von Lourdoueix geleitete Gazette de France mit Talent unterstützte.

Inzwischen war Herr von Charette in der Vendee angekommen, um sich kraft der von der Herzogin von Berry empfangenen Vollmachten an die Spitze

des Aufstandes zu stellen. Sein erstes Geschäft war, daß er die Häupter, deren Mitwirkung ihm nöthig war, nach la Fetellière, in der Nähe von Remouillé, zusammenrief. Die Konferenz fand den 24. September 1831 statt. Vierzehn Häupter der Partei bildeten diese Versammlung, und sie hatte die Gräfin Auguste von La Rochejaquelein zu ihren Berathungen eingeladen. Die Erörterung war lang und belebt. Herr von Charette theilte vor allem den aus Massa erhaltenen Befehl mit, einen Befehl, der in widersprechenden Ausdrücken abgefaßt war, oder wenigstens eine Kontroverse zuließ; denn auf der einen Seite forderte er die Vendee nur für den Fall des Erfolgs im Süden, der Proklamirung der Republik oder eines Einfalles von auswärtigen Mächten, auf, die Waffen zu ergreifen; und auf der andern stellte er die Zeitgemäßheit der Empörung dem Ermessen der Generale anheim. Herr von Charette wünschte, die Vendee solle, um die Fahne des Krieges aufzupflanzen, nicht erst Madame's Erfolge im Süden abwarten. Er stimmte für einen gleichzeitigen Ausbruch der Bewegung im Süden und im Westen. Dies war auch die Ansicht der Gräfin Auguste von La Rochejaquelein, und sie erklärte sich darüber mit der den Frauen eigenthümlichen Gefühlsberedtsamkeit. Aber die minder kühne Meinung gewann die Oberhand: eine Majorität von neun gegen fünf beschloß, der Westen solle sich erst nach Unterwerfung der südlichen Provinzen erklären, außer wenn Frankreich von einem fremden Heere überzogen werde, oder Paris die Republik proklamire.

Aber während der Adel solchergestalt über die Mittel berathschlagte, die alte Regierung zurückzuführen, schickte sich die Bourgeoisie an, ihren Sieg durch Abschaffung der erblichen Pairie und die gesetzeskräftige Aechtung der älteren Linie der Bourbons zu vervollständigen.

Die Lage war kritisch. Die Kräfte, welche dazu dienen sollten, sie zu beherrschen, waren schlecht geregelt, schlecht abgegrenzt. Die Deputirtenkammer hatte in den Augen der Nation weder den Nimbus einer ruhmvoll angemaßten, noch das Gewicht einer unbestreitbar gesetzlichen Gewalt. Die Pairskammer war verschrieen, machtlos, und es handelte sich überall nur noch darum, ihr die einzige Art von Existenz, wodurch sie möglich gemacht werden konnte, die Erblichkeit, zu entziehen. Das Königthum endlich, vereinzelt und unruhig auf dem Gipfel einer in steter Bewegung begriffenen Gesellschaft, ermangelte sowohl des Glanzes, als der erforderlichen Umgebungen und Stützpunkte.

Es war der Irrthum Ludwig's XI und noch mehr Ludwig's XIV, zu glauben, daß das Königthum sich behaupten könne, ohne eine mächtige Aristokratie zur Grundlage zu haben. Einem Königthum, welches nicht den Theil einer aristokratischen Körperschaft bildet, ist entweder ein Schwert vonnöthen, um immer zu schlagen, oder Gold, um unaufhörlich zu bestechen:

es muß unterdrücken, wenn es unumschränkt, bestechen, wenn es gemäßigt ist. Aber in solchen Regierungsmitteln liegt keine Wahrscheinlichkeit der Dauer, weil derjenige, der sie anwendet, seine Macht erniedrigt, indem er sie vertheidigt, und sie nicht vergrößern kann, ohne sie zu erschöpfen.

Das konstitutionelle System, welchem unwissende Sophisten in Frankreich Geltung verschafft hatten, schloß also ein unlösbares Problem in sich. Denn ein neben einer todten Aristokratie lebendes Königthum wollen, hieß verlangen, daß der Kopf noch lebe, nachdem er vom Körper getrennt ist, hieß also, das Unmögliche verlangen. Gleichwohl verlangte die Bourgeoisie nichts anderes. Sie war dabei in so vollständiger Selbsttäuschung befangen, daß sie selbst gegen eine erbliche Pairie Argwohn schöpfte, und, nachdem sie die Feudalität vernichtet hatte, auch noch ihr Gespenst verfolgte.

Es ist wahr, daß unter den Stimmführern der Bourgeoisie einige, und namentlich die Herren Casimir Perier, Royer-Collard, Guizot, Thiers, sich in Betreff der Erblichkeit der Pairie nicht zu der allgemeinen Ansicht bekannten; aber ihre Abweichung in diesem Punkte war zu inkonsequent, um Gewicht zu haben. Sie gaben zu, daß man das Feudalsystem mit Recht zerstört habe: wie hätten sie nun die Nothwendigkeit beweisen sollen, die Fahne beizubehalten, nachdem sie die Vernichtung der Sache, welche von dieser Fahne vertreten wurde, selbst unterschrieben hatten?

Dem sei, wie ihm wolle, die Revision des Artikels 23 der Charte, betreffend die Konstitution der Pairie, wurde von allen Seiten mit Macht verlangt und allenthalben herrschte eine ängstliche Spannung. Die Regierung mußte sich endlich aussprechen, und Casimir Perier theilte dem Parlament einen Gesetzesentwurf mit, worin er, nachdem er kräftig auf den Vortheilen der Erblichkeit, sogar auf ihrer Nothwendigkeit, bestanden, mit den Worten schloß: „Wir schlagen Ihnen vor, zu erklären, daß die Pairie aufhöre, erblich zu sein."

Dieser Schluß, welchem Betrachtungen vorangingen, deren zugestandener Zweck war, ihn zu bekämpfen, machte dem Charakter Casimir Perier's keine Ehre; er zeigte, wie wenig wahrer Muth sich bei diesem so hochmüthigen Manne vorfand. Den jubelnden Beifall des Volks verschmähen, wenn man zur Entschädigung die Schmeicheleien der reichsten, aufgeklärtesten und bedeutendsten Klasse im Staate hat, ist nur ein geringfügiges Opfer, dessen sich die gemeinsten Naturen fähig zeigen; aber starken Seelen ist es eigen, aus Liebe zur Wahrheit den Reizen der Popularität zu widerstehen, wenn der vermeinte Kern des Volkes Spender derselben ist. Stolz genug, um dem fernen Tosen des öffentlichen Platzes zu trotzen, besaß Casimir Perier nicht Hochherzigkeit genug, um dem Grollen der Bourgeoisie die Stirne zu bieten.

Nachdem die Deputirtenkammer einen Ausschuß ernannt hatte, um den ihr vorgelegten Entwurf zu prüfen, erstattete Herr Berenger am 19. September einen Bericht, worin die Frage verständig erörtert war, und am 30. September eröffneten sich die Verhandlungen.

Aber die erste Aufgabe, die gelöst werden mußte, war folgende: Handelte die Deputirtenkammer, indem sie über das Schicksal der Pairie entschied, als konstituirende und souveräne Gewalt? oder gedachte sie, die Pairie zur Bestätigung des hochgerichtlichen Urtheils zu berufen, dessen Gegenstand sie sein sollte?

Die Schwierigkeit war vom rechtlichen und logischen Gesichtspunkte aus der Art, daß sich keine Herauswickelung denken ließ, weil sich die neue Gewalt nach der Julirevolution mit Verletzung aller Prinzipien konstituirt hatte. Die Pairie selbst fragen, ob sie in den Verlust des kostbarsten ihrer Vorrechte willige, hieß zwischen den drei Gewalten die Gelegenheit zu einem entsetzlichen Konflikte hervorrufen und den Staat einer Erschütterung aussetzen. Der Beistimmung der Pairskammer entrathen, hieß der Deputirtenkammer den Charakter einer konstituirenden Versammlung beilegen: konnte man das? Herr von Cormenin bewies das Gegentheil mit einer merkwürdigen Kraft des Styls und Gedankens in einer berühmten Flugschrift. Man las darin: „Die Konstitutionen müssen den Gesetzen vorhergehen: also müssen die Kongresse den Kammern vorhergehen. Wer ernennt die Kongresse? Das Volk. Wer ernennt die Kammern? Die Wähler. Das sind die wahren Grundsätze: gehen wir zu ihrer Anwendung über. Hat in Frankreich das Volk einen Kongreß ernannt? Nein. Hat ein Kongreß die Charte gemacht? Nein. Wer hat sie also gemacht? Einige Deputirte. Wer hatte ihnen die Vollmacht dazu ertheilt? Einige Wähler. Und die Wähler, wer hatte diese ernannt? das Volk? Nein. Und wen vertraten sie? das Volk? Nein. Wenn ein Nationalkongreß nothwendig war, um die Charte zu organisiren, ist dann nicht ein Nationalkongreß nothwendig, um eine wesentliche Abänderung der Charte zu organisiren? Wenn die Kammer von 1830 ihre Usurpation gegenüber der Souveränetät des Volkes durch die Nothwendigkeit der Umstände entschuldigt hat, kann etwa die Kammer von 1831 dieselbe Nothwendigkeit für sich anführen? Und wenn sie es nicht kann, so werden wir nicht fragen, welches Recht ihr übrig bleibe, sondern welcher Vorwand. Vergebens würde man sagen, die Wähler haben ihr eine Vollmacht ertheilt. Eine gesetzgebende Vollmacht? Ja. Aber eine konstituirende Vollmacht? Nein. Kann man geben, was man selbst nicht hat? Sind die Wähler das Volk? Sind hunderttausend Bürger dreiunddreißig Millionen Menschen?“

Im Courrier Français und im National veröffentlicht, regte diese Flugschrift die Gemüther mächtig auf, und die Herren Devaux und Keratry,

welche Herrn von Cormenin im Journal des Debats antworteten, riefen von Seiten dieses furchtbaren Athleten Repliken hervor, wodurch die öffentliche Meinung tief erschüttert wurde.

Die Redner, welche sich als Gegner der Erblichkeit der Pairie erklärten, waren die Herren Thouvenel, Lherbette, Audry von Puyraveau, Marchal, von Brigode, Tardieu, Daunou, Bignon, Viennet, Eusèbe von Salverte, der Marschall Clauzel, die Generale Lafayette und Thiard, Odilon-Barrot, von Remusat. Als Vertheidiger der erblichen Pairie traten auf die Herren Thiers, Guizot, Berryer, Keratry, Jars, Royer-Collard. Die Diskussion währte mehrere Tage; sie war belebt, glänzend, entsprach aber gleichwohl nicht vollkommen der Größe ihres Gegenstandes, dem umfassendsten, welcher die Aufmerksamkeit der Menschen beschäftigen kann.

Von welcher Seite aus man die Pairie ins Auge fassen mag, sagten die Gegner der Erblichkeit, so wird man sehen, daß die Erblichkeit nutzlos, gefährlich, unheilvoll ist. Wollen wir wirklich die Pairie als gesetzgebende Kammer betrachten? In diesem Fall laßt uns wohl auf unserer Hut sein, daß sie nicht in die Hände von Menschen ohne Größe des Charakters, oder ohne Patriotismus, oder ohne Talent geräth. Es gibt keine höhere Funktion, als die, Gesetze zu machen; keine ist schwieriger, keine wichtiger. Welcher Wahnsinn von uns, wenn wir dem Zufall das Geschäft überlassen wollten, uns Gesetzgeber zu liefern! Welche strafbare und lächerliche Unklugheit, wenn wir, die Bürger, die keine andere Empfehlung hätten, als ihr Verdienst, vornweg verschmähend, einer Versammlung von Erstgebornen das Recht anvertrauten, unsere Geschicke zu regeln? Ein erbliches Königthum läßt sich begreifen, weil bei dem blödsinnigsten Könige jederzeit die Intelligenz eines verantwortlichen Ministers wachen wird. England ist nie mit mehr Kraft und Größe regiert worden, als unter der Verwaltung Pitts, des Ministers eines wahnsinnigen Monarchen; aber welches Mittel gäbe es gegen die Unzulänglichkeit einer Versammlung, die von den Umständen überrascht würde? Wollen wir die Pairie als moderirende Gewalt (pouvoir modérateur) betrachten? Eilen wir, wenn es sich so verhält, die Erblichkeit abzuschaffen, die, indem sie der Pairie eine ursprüngliche Existenz sichert, indem sie ihr ein besonderes Interesse zu vertheidigen gibt, ihr die gefährlichsten Leidenschaften einflößen wird. Der Stolz des Menschen findet einen größeren Genuß in der Fähigkeit, die Bewegung zu veranlassen, als in der, sie aufzuhalten; denn die Handlung setzt die Freiheit, d. h. die Kraft voraus, während der Widerstand die Nothwendigkeit, d. h. die Schwäche voraussetzt. Nun gilt, was von einem Individuum wahr ist, mit noch größerem Recht von einer Versammlung, und es liegt in der Natur jeder moderirenden Gewalt, daß sie ihre Befugnisse überschreitet, daß sie die Waffen, welche sie zum

Widerstand empfangen hat, zum Handeln anwendet. Nehmen wir's als gewiß an, daß eine auf die Mittlerrolle angewiesene Gewalt jederzeit ihre Sendung verschmäht. Stark, bemächtigt sie sich der Bewegung; schwach, folgt sie ihr. Was läßt sich über diesen Punkt den Lektionen beifügen, welche uns das lange Parlament ertheilt hat? Konnte das Oberhaus den Lauf der Gemeinen aufhalten? Es wollte Strafford retten und es verurtheilte ihn; es wollte die bischöflichen Gesetzgeber in seiner Mitte behalten und es sprach ihre Ausschließung aus; es wünschte den Frieden und es beschloß den Bürgerkrieg. Was denken diejenigen, die, um die Bewegung zu mäßigen, welche die Gesellschaft hinreißt, sich's beigehen lassen, eine erbliche Kammer und eine Wahlkammer einander gegenüberstellen zu wollen? Das hieße gewissermaßen eine Aristokratie in den Schooß einer Republik legen. O! erinnern wir uns vielmehr des alten Kampfes zwischen den Patriziern und den Plebejern, zwischen den Staatsbeschlüssen, welche die Usurpation, und den Volksbeschlüssen, welche die Gewaltsamkeit in Gesetzesform brachten, eines Kampfes, welcher das römische Reich so lange Zeit in Brand steckte. Und vergebens würde man sich gegen das Hereinbrechen eines solchen Unglücks durch die Existenz eines vermittelnden Königthums gesichert glauben. Zwischen einem erblichen Königthum und einer erblichen Pairie ist das Interesse gemeinschaftlich gegenüber einer Wahlversammlung. Es wird höchstens nur der Krieg Zweier gegen Einen sein, und wir werden nichts erreicht haben, als eine Verwicklung der Unordnung. Setzt man dagegen bei der erblichen Pairie einen Willen voraus, der ihr eigen sei, welche Möglichkeit, diesen Willen zu beugen, wenn sie, der Wahlkammer und dem Throne zugleich trotzend, sich hartnäckig gegen Neuerungen auflehnt, die für nothwendig erachtet werden? Wird man zu einem Pairsschub seine Zuflucht nehmen? Dann ist es um ihr Ansehen, um ihre Unabhängigkeit geschehen. Sie moderirt dann nichts mehr, sie gehorcht. Wollen wir endlich die Pairie als repräsentativen Körper betrachten? Aber welcher Klasse von Interessen kann heutzutage in der Gesellschaft, wie die Revolutionen sie gemacht haben, das Prinzip der politischen Erblichkeit entsprechen? Sind nicht die Lehen abgeschafft worden? Ist nicht die Feudalität todt? Ist nicht der Adel, welcher nicht einmal in der Vererbung der Funktionen, sondern blos in der des Titels besteht, ist nicht der Adel auf immer in Miskredit gebracht? Wo wären in Frankreich die Spuren einer höheren Klasse zu suchen, die sich, wie in England, mit dem Volke gegen die Unterdrückung des Thrones verbunden und sich somit einen Rechtsanspruch auf die Erkenntlichkeit der kommenden Geschlechter erworben hätte? Wo wäre in Frankreich etwas zu finden, was den Verhältnissen des Patrons zum Klienten, des Eigenthümers zum Lehensmann gliche? Die Erblichkeit der Pairie hat also das doppelte Unrecht, kein Interesse

im Lande zu vertreten und jenen gehässigen, ein zusammenhängendes Ganze bildenden, Haufen von Privilegien zurückzurufen, gegen welchen man 1789 die Nation in Masse sich erheben gesehen hat. Und wäre es selbst in diesem Augenblick nichts als dieser unermeßliche Tadel, was über die erbliche Pairie den Stab bricht, was will man mehr, um zu beweisen, daß sie im augenscheinlichsten Widerspruch steht mit den Tendenzen, den Fortschritten, den Sitten der Gesellschaft? Hätte die erbliche Pairie ihre Wurzeln in der Nation gehabt, würde sie dann so oft das Schauspiel ihrer Unmacht gegeben haben? Was hat sie für den bei Waterloo besiegten Napoleon gethan? Was hat sie für Ludwig XVIII gethan, als ihn der Verbannte der Insel Elba bedrohte? Was hat sie am 29. Juli für Karl X gethan? Was hat sie für die Freiheit vermocht? Was hat sie nach dem 9. August für ihre Würde und für sich selbst vermocht?

Wir geben zu, antworteten die Anhänger der Erblichkeit, daß die Pairie als gesetzgebende Kammer und als Gerichtshof aufgeklärte Männer in ihrer Mitte haben muß. Aber wie mag man nur verkennen, daß durch Zuweisung der höchsten Funktionen des Landes an eine gewisse Anzahl vornehmer Familien eine wahre Schule von Staatsmännern gegründet wird? Sohn des Lords Chatham, folgte Pitt mit fünfzehn Jahren den Sitzungen des Parlaments, um sich zum Nachfolger seines Vaters heranzubilden, und mit dreiundzwanzig Jahren beherrschte Pitt sein Land. Ueberdies ist es nicht nothwendig, daß eine Pairskammer aus lauter ausgezeichneten Männern besteht; dies wäre weniger vortheilhaft, als gefährlich, weil dann jeder alles thun und alles leiten wollte. Die wahrhaft wirksamen Kammern sind diejenigen, in denen einige überlegene und sehr viele verständige Männer sitzen. Und was die Macht einer Versammlung betrifft, so geht diese nicht aus dem persönlichen Verdienst ihrer Mitglieder, sondern aus der Tüchtigkeit ihres Prinzips hervor. Hat das Prinzip der Erblichkeit nützliche oder unheilvolle Ergebnisse zu Tage gefördert? Darauf beschränkt sich die ganze Frage. Nun, die Erblichkeit hat vor allem das Nützliche, daß sie einer der Staatsgewalten eine nothwendig moderirende Rolle zuweist. Die Versuchung zu Usurpationen beschleicht nur diejenigen, welche viel zu wünschen haben, und würde eine nicht erbliche Pairie beschleichen, weil diese eben die Erblichkeit zu erobern hätte; aber welchen andern Wunsch als den, zu erhalten, kann eine Pairie haben, die vermöge der Erblichkeit hoch über allen Ehrgeiz gestellt ist? Man fragt, ob sie, wenn sie den Willen habe, die konservativen Ideen zu vertheidigen, auch die Kraft dazu haben werde? Ja; denn sie wird den Nimbus einer unabhärgigen Stellung, das moralische Ansehen der Ueberlieferungen, deren Wächterin sie sein wird, den jederzeit so mächtigen Korporationsgeist, und vor allem den Familiengeist für sich haben. Man erklärt

sie für drohend, wenn sie sich der Berührung des Königthums entzieht, oder für unterjocht, wenn die Minister durch einen Pairsschub ihre systematisch feindliche Majorität brechen können. Aber das Recht zu Ernennungen ist nur dann eine Gefahr, wenn es ein Mißbrauch wird, und eine Bürgschaft gegen diesen Mißbrauch liegt in dem wohlverstandenen Interesse des Königthums selbst. Möglich, daß die erbliche Pairie von der öffentlichen Meinung als eine Trümmer der alten Privilegien verwünscht wird: wir behaupten, daß hier die öffentliche Meinung zu ihrem Nachtheil sich hinreißen läßt in einer Richtung, welcher zu schmeicheln oder zu folgen uns Gesetzgebern als großes Unrecht ausgelegt werden müßte. Was ist das Privilegium? Eine andauernde Verletzung des Rechts. Und das Recht? Der anerkannte und festgestellte öffentliche Nutzen. Jede andere Definition des Rechts würde eine nichtssagende metaphysische Abstraktion, ein sinnloses Wort daraus machen. Nun ist es nicht blos nützlich, daß die Erblichkeit der Pairie beibehalten werde, es ist auch nothwendig. Die Lebensbedingungen jeder Gesellschaft verlangen es. Es gibt tausend verschiedene Interessen in der Welt; sie lassen sich alle auf zwei zurückführen, und diese heißen: Bewegung und Dauer. Wenn erstere ohne Gegengewicht herrscht, so überstürzt sich die Gesellschaft; wenn die zweite vereinzelt vorwaltet, so erschlafft die Gesellschaft und nützt sich eben durch ihre Existenz ab. Daher die Nothwendigkeit einer vielfachen Gewalt. Auch hat jede Regierungsform Vortheile, welche ihr unzertrennlich inwohnen, und welche von ihr zu entlehnen gut ist. Die Monarchien zeichnen sich durch Kraft des Willens, die Aristokratien durch Konsequenz, die Demokratien durch die Größe der Leidenschaften aus. Getrennt, sind diese drei Formen nur Schattenbilder, von denen jedes durch das, was ihm fehlt, zu Grunde gehen muß. Verbunden und in Einklang gebracht, bilden sie eine zugleich weise und kraftvolle, eine vollständige Regierung.

Solcher Art waren die Gründe, welche von beiden Seiten vorgebracht wurden. Aber die Gegner wie die Anhänger der Erblichkeit der Pairie hatten gleich Unrecht: die einen, weil sie eine der wesentlichen Bedingungen des konstitutionellen Systems verkannten; die andern, weil sie den Grundfehler des konstitutionellen Systems selbst nicht bemerkten.

Den ersten konnte man antworten: „Habt ihr euch auch genau befragt über den Sinn und die Bedeutung eurer Lehre? Wenn die Erblichkeit der Pairie vernichtet ist, was soll dann aus der Erblichkeit des Thrones werden? Wie! ihr begreifet nicht, daß das Königthum, um zu leben, nothwendig eine Klasse um sich haben muß, welche dasselbe Interesse, oder, wenn ihr wollt, dasselbe Privilegium zu vertheidigen hat? Was ihr an einer Versammlung für gehässig erklärt haben werdet, wird das an einem einzelnen Menschen weni-

ger gehässig erscheinen? Was ihr denjenigen, welche das Gesetz machen, verweigert haben werdet, wird man das lange Zeit dem Einzelnen bewilligen, der es macht und vollzieht? Was will die Verantwortlichkeit der Minister besagen? Diese Verantwortlichkeit ist, wie jedermänniglich weiß, eine blose Chimäre. Wenn es zum Kampfe kommt und der König siegt, so rettet er seine Minister; besiegt, wird er in ihren Fall hineingezogen. Karl X, dieser unverletzliche Monarch, lebt in der Verbannung, und die Züchtigung seiner Minister hat der Rache des empörten Volkes nicht genügen können! Lassen wir denn diese eiteln Fiktionen, welche höchstens dazu taugen, die Leichtgläubigkeit einer unwissenden Menge zu ergötzen: sie schützen eine Regierung blos, so lange sie sich selbst zu schützen vermag. Ist überdies die königliche Unverletzlichkeit, vorausgesetzt, daß man sie heilig hält, nicht ein Privilegium, und zwar das wunderlichste von allen, dasjenige, das sich am schwersten durch die gewöhnlichen Regeln der Logik rechtfertigen läßt? Wenn ihr als Grundsatz zugegeben habt, daß die Vererbung der politischen Funktionen ein roher Verstoß gegen Gerechtigkeit, Gleichheit und Vernunft ist, sehet ihr dann nicht ein, daß das Königthum sich am Rande des Abgrunds befinden wird, sobald ihr es so weit führet, daß es nur noch eine Ausnahme von einem Prinzip ist, welches ihr als ein geheiligtes, höchstes, grundlegendes anerkannt habt? Bedenket es wohl: die Republik steht am Ziele eures Systems. Dies ist noch nicht alles: diese Pairie, welche ihr nicht erblich wollt, wo werdet ihr ihre Quelle suchen? In der Wahl? Eure Pairs wären dann nur noch eine Kopie von den Deputirten. In der königlichen Ernennung? Eure Pairs wären nur noch Kammerherren. In der durch eine Liste von Notabilitäten begrenzten Wahl des Monarchen? Dann hättet ihr nicht mehr blos die Aristokratie der Funktionen, sondern, was weit gerechter und weit unglücklicher ist, auch die der Funktionäre. In einer Verschmelzung der Wahl und der königlichen Ernennung mittelst eines Kandidatursystems? Auf diese Art würde eure Pairskammer zu einem Hermaphroditen und müßte gerade die rivalisirenden Leidenschaften aufwühlen, zwischen welchen sie einzuschreiten berufen ist; sie würde einen lebendigen Inbegriff der beiden Elemente des Kampfes darstellen, deren unselige Entwicklung es zu unterdrücken gilt. Also ohne Erblichkeit ist keine Pairie möglich. Die Republik und eine einzige Kammer, das sind logisch die Resultate eures Systems: folglich vernichtet ihr das ganze konstitutionelle Regime."

Den zweiten und namentlich Herrn Thiers konnte man antworten: „Ihr seid konsequente Leute, ihr, aber einzig und allein in euern Irrthümern. Ihr sagt, es gebe in der Welt zwei entgegengesetzte Interessen: die Bewegung und die Dauer. Aber wenn dieser Dualismus, statt eine rein vorübergehende, eine die Kindheit der Völker anklagende Thatsache zu sein, als ein

wesentlicher und bleibender Ausfluß der Existenz der Gesellschaften betrachtet werden müßte, was wäre daraus zu schließen? Daß jede Gesellschaft den Keim eines endlosen, verzehrenden Kampfes ihn ihrem Schooße trüge; daß Krieg, und zwar ein Krieg ohne Waffenstillstand, das Gesetz der Welt wäre; daß die Völker, verurtheilt, sich abwechselnd dem Siege des einen der beiden entgegengesetzten Interessen zu unterziehen, bald mit Betäubung, bald mit ingrimmigem Schmerz sich als Opfer eines, jeder vollständigen Sicherheit und jedem zuverlässigen Fortschritt gleich feindlichen, Verhängnisses erblicken müßten! Ihr möget immerhin, um diese beiden Interessen zu vereinigen, eine Gewalt dazwischentreten lassen, welche ihr das Königthum nennet, diese Gewalt könnte nach dem von euch selbst angezeigten Gesetze kein Interesse haben, welches nicht in eines der beiden andern zurückträte. Das Dazwischentreten des Königthumes könnte die Kraft des konservativen Interesses nur vermehren, indem sie dieselbe noch verhaßter machte. Es ist dies keine Vermittlung, es ist eine Verwicklung des Kampfes. Und wenn ihr jetzt aus der Existenz der beiden Interessen, von welchen ihr zu sehen glaubet, daß sie sich kraft der Gesetze der menschlichen Natur die Herrschaft der Gesellschaft streitig machen, auf die Nothwendigkeit zweier um den Besitz der Gewalt streitenden Prinzipien schließet, was thut ihr da? Ihr verleget alle Geißeln, gegen welche sich der Gesetzgeber bewaffnen muß, aus der gesellschaftlichen Ordnung in die politische. Die Wahrheit ist, daß die Gesellschaften in den Augen des Philosophen und des Staatsmannes nur ein Interesse haben, welches sich also bezeichnen läßt: Dauer in der Bewegung. Es heißt den Fortschritt läugnen, es heißt Gott lästern, es heißt die Welt zumvoraus der blödsinnigen Herrschaft des Zufalls preisgeben, wenn man das, was blos eine aus den Fehlern einer noch unvollkommenen Zivilisation sich ergebende Erscheinung ist, in ein Gesetz der Menschheit umwandelt. Die gleichzeitige Existenz zweier sich bekämpfenden Interessen im Innern der Nationen ist eine Thatsache, aber sie ist ein Uebel: beobachtet es, aber nicht um es in ein geregeltes System zu bringen, sondern um es aufzuheben. Was die jeder Regierungsform eigenen Vortheile betrifft, so sind sie von der Art, daß, wenn man sie zusammenstellt und ihnen ihren Charakter erhält, man den einen durch den andern neutralisirt und durch die Unordnung hindurch bei der Unmacht anlangt. Die Monarchien zeichnen sich nur da durch fruchtbringende Energie des Willens aus, wo dieser Wille nicht jeden Augenblick in Zweifel gezogen, bekämpft, gelähmt wird. Die Größe der Leidenschaften artet in den Demokratien sehr schnell in gewaltsame Uebergriffe aus, wenn man ihnen bleibende Hindernisse und systematischen Eigensinn entgegenstellt. Und was wird aus jener den Aristokratien inwohnenden Folgerichtigkeit, wenn die Institutionen neben dem Kultus der Ueberlieferungen

zugleich ihre Verachtung gutheißen? Euer konstitutionelles System begnügt sich, Elemente zusammenzustellen, welche verschmolzen werden müßten. Gleichwie es in der Gesellschaft nur ein Interesse geben soll, so soll es in der Gewalt nur ein Prinzip geben, und um das erste dieser beiden Resultate herbeizuführen, muß man damit anfangen, das zweite festzusetzen. Wenn England das Weltall in Athem erhalten und es durch seine Kaufleute noch vollständiger, anmaßender und dauernder zu erobern vermocht hat, als Rom durch seine Krieger gethan, so kommt dies daher, weil in England nichts lebt, als ein einziges Prinzip: das aristokratische. Denn auf dieser Insel besitzt die Aristokratie den Boden, beherrscht die Industrie, leitet die Krone, waltet im Unterhause durch die Käuflichkeit, welche sie geflissentlich in die Sitten eingeführt hat, und wodurch populäre Wahlen zu Lügen werden, die sie nach Gefallen ausbeutet. Auf diese Art sind in England das Unterhaus, das Oberhaus und das Königthum in Wirklichkeit blos verschiedene Kundgebungen eines und desselben Prinzips: drei Funktionen, aber nicht drei Gewalten. Ja, Einheit in der Gewalt! darin liegt alles, wenn sie den Begriffen der Klugheit und Gerechtigkeit gemäß organisirt ist, alles: Bewegung, Ordnung, Dauer. Eine vielfache Gewalt einsetzen heißt die Anarchie organisiren, heißt das Chaos in Regeln bringen."

Das hätte gesagt werden sollen. Die Diskussion war also sehr unvollständig, aber man hatte vielleicht gefürchtet, dadurch, daß man ihr die ganze Bedeutung gäbe, welche sie verdiente, dem Geist der Prüfung allzu furchtbare Waffen in die Hand zu liefern. Und hatten zum Beispiel diejenigen, die mit so großem Geschrei die Abschaffung der Erblichkeit in der politischen Ordnung verlangten, begriffen, daß man eines Tags im Namen derselben Prinzipien die Abschaffung der Erblichkeit in der gesellschaftlichen Ordnung von ihnen verlangen würde? Denn welchen Beweis gegen die Vererbung der öffentlichen Funktionen führen, der sich nicht auf die Vererbung des Reichthums anwenden ließe, in einem Land, wo der Reichthum ausschließlich zu den höchsten Funktionen berechtigt, und wo man nicht Deputirter werden kann, ohne reich zu sein?

Unter allen diesen kühnen Folgerungen wurde keine in ernstliche Erwägung gezogen von Gesetzgebern, die vor allem Parteimänner waren. Die Abgeordnetenkammer beschloß also mit einer Majorität von 386 Stimmen gegen 40 die Abschaffung der Erblichkeit der Pairie und das System der Ernennung der Pairs durch den König aus einer gesetzlichen Liste von Notabeln und Beamten. Die Bourgeoisie war befriedigt. Aber ihr Verderben lag in ihrem Siege verborgen.

Bald mußte es Jedermann in die Augen fallen, wie peinlich die Verlegenheiten waren. Um Gesetzeskraft zu erlangen, mußte der Beschluß, welchen

die Deputirtenkammer so eben gefaßt hatte, promulgirt werden. Nun drängte sich hier von Neuem die dornige Frage auf: Uebte die Deputirtenkammer, indem sie Hand an den Grundvertrag legte, eine konstituirende oder blos eine gesetzgebende Gewalt aus? War ihr Beschluß souverän und inappellabel, oder unterlag er der Bestätigung der Pairie?

In beiden Fällen fanden sich eine Masse Einwendungen und Schwierigkeiten.

Wenn die Deputirtenkammer nach der Souveränetät einer konstituirenden Versammlung trachtete, so konnte man sie fragen, woher sie das Recht, woher sie die Vollmacht dazu habe. Als sie am 9. August 1830 in wenigen Stunden eine Charte abgeändert und eine Dynastie gegründet, hatte sie wenigstens einen Vorwand gehabt: die Nothwendigkeit des Augenblicks und das Staatswohl, diesen Scheingrund aller Usurpationen. Aber durfte sie im November 1831 aus ihrer eigenen Laune das Recht ableiten, die Grundlagen eines Systems abzuändern, welchem sie ihre Gesetzmäßigkeit verdankte, eine Regierung umzugestalten, von welcher sie selbst blos ein Theil war? Wenn sie dieses angemaßte Recht auf den 9. August 1830 und auf den Augenblick zurückführte, wo die Revision des Artikels 23 der Charte beschlossen worden war, so war also die Pairie von diesem Augenblicke an gewissermaßen suspendirt gewesen! Aber in Folge welcher wunderlichen Inkonsequenz hatte man dann geduldet, daß sie ihre Sitzungen fortsetzte? Warum hatte man ihre Mitwirkung so oft als unumgänglich nothwendig angerufen? Hatte man blos aus Scherz fünfzehn Monate hindurch alle eingebrachten Gesetzesentwürfe ihren Berathungen und ihrer Abstimmung unterworfen? Die Deputirtenkammer hatte also die konstituirende Gewalt nicht auszuüben.

Wenn sie nun von einer andern Seite sich blos als gesetzgebende Kammer betrachtete, wie kam es, daß sie 1830 gewagt hatte, was sie 1831 nicht wagte? Sie hatte willkürlich einen König erwählt, und sie gestand jetzt selbst, daß es nicht in ihrer Macht stehe, willkürlich eine Pairie umzugestalten! Auch die Entschuldigung der Nothwendigkeit, welche angeführt wurde, um die Krönung Ludwig Philipp's zu rechtfertigen, genügte keineswegs; denn wenn die Umstände am Tag nach einer Revolution zur Einsetzung einer provisorischen Gewalt ermächtigen, so ermächtigen sie doch nicht zur Einsezzung einer definitiven Gewalt, und das Recht der Nation bleibt, wenn die Gefahr vorüber ist.

Es war also nur zwischen zwei gleich gefährlichen und schlimmen Dingen eine Wahl möglich. Man gab zu, daß die Pairie berufen sei, selbst über ihr Schicksal zu entscheiden. Aber was thun, wenn sie sich gegen einen augenscheinlichen Selbstmord sträubte und für die Beibehaltung der Erblichkeit aussprach? Wie in diesem Falle so viele Leidenschaften zusammenhalten, die be-

reit standen, sich zu entfesseln? Was würde man aus dem Konflikt der beiden Kammern hervorgehen sehen? Eine Revolution, vielleicht! Betäubt durch das Geschrei, welches sich von allen Seiten um sie her erhob, erschreckt, schwankend, rathlos, beschlossen die Minister, um jeden Preis dem Sturm zuvorzukommen, den sie voraussahen, und am 19. November erschien eine königliche Ordonnanz, welche die Ernennung von sechsunddreißig Pairs verkündete.

Der Zweck dieser Maßregel lag klar am Tage; die Minister wollten sich in der Pairskammer eine Majorität für die Abschaffung der Erblichkeit erwerben. Inzwischen regte die Nachricht von der Ordonnanz die Gemüther furchtbar auf. Die Gegner der Erblichkeit freuten sich nicht nur nicht über einen Staatsstreich, welcher ihnen den Sieg sicherte, sondern ergossen sich in Verwünschungen gegen das Ministerium. Bei dem Restaurateur Lointier fanden drohende Versammlungen von Deputirten der Opposition statt, und sie verfaßten eine Protestation, welche Herr Dupont von der Eure auf dem Bureau der Kammer niederzulegen beauftragt wurde. Die Polemik in den Journalen wurde bitter und leidenschaftlich. Die Feinde der Regierung behaupteten, die Kammer von 1830 habe, indem sie den Artikel 23 der Charte einer Revision unterworfen, das in diesem Artikel enthaltene Ernennungsrecht suspendirt; die Ordonnanz vom 20. November sei folglich blos ein Staatsstreich in der tyrannischsten und frechsten Bedeutung des Wortes; man beleidige die Nation, indem man diejenigen zu Richtern über ihren Widerwillen mache, welche der Gegenstand desselben seien; statt sich außerhalb der Gesetzlichkeit zu begeben, um einem allzuleicht vorherzusehenden Widerstande zuvorzukommen, hätte das Ministerium besser gethan, diesen so unheilvollen Widerstand nicht zu ermuthigen, indem es die Sache der Aristokratie in demselben Augenblick verfechte, wo es sie feig aufopfere, indem es die Erblichkeit in demselben Augenblick anpreise, wo es ihre Aufhebung beantrage, indem es endlich den Deputirten jetzt, da es sich um Abschaffung eines verhaßten Privilegiums handle, die konstituirende Gewalt versage, welche man ihnen nicht bestritten habe, als es sich darum gehandelt, das siegreiche, aber unentschiedene und ermattete Volk unter das Joch einer neuen Dynastie zu treiben.

Es lag in der Logik dieser Beschwerden etwas Unehrliches. Denn im Ganzen genommen war das Mittel, welches die Opposition mit so großer Heftigkeit verwarf, vielleicht das einzige, das ohne Erschütterungen zu dem Ziele führen konnte, nach dessen Erreichung es sie verlangte. Aber Casimir Perier gab seinen Feinden recht, indem er am 22. November in der Pairskammer erschien, und sich nicht entblödete, die Ordonnanz vom 20. November mit folgenden Worten zu charakterisiren: „Es handelt sich hier nicht um eine einfache Frage der Majorität, denn es findet sich in dieser Kammer jederzeit eine zuverlässige Majorität für eine patriotische Verfügung; es

ist vielmehr eine ehrerbietige Vorsichtsmaßregel gegen Ihren persönlichen Edelmuth, welcher der Entschließung der Kammer mehr noch den Charakter einer Ergebenheitsakte, als den einer rein gesetzgebenden Bestimmung aufgedrückt haben würde." So wurde also eine anderwärts als Mittel zur Entwaffnung des Egoismus der Pairie dargestellte Maßregel hier als eine reine, seinem Edelmuthe geltende Huldigung dargestellt. Ein trauriger Kunstgriff, welcher nicht einmal das Verdienst einer gewandten Lüge hatte! Ein schmählicher Kunstgriff, wodurch die Rechtschaffenheit des Ministers und die Würde des Mannes auf gleiche Weise an den Pranger gestellt wurden!

Also herrschte Unordnung in den Gemüthern und in den Geschäften; das Ministerium rannte köpflings und auf der Bahn der Staatsstreiche zum Umsturz einer Institution, welche es selbst als nothwendig betrachtete; das Königthum wirkte, ohne es zu wollen, zum Untergang einer Pairie mit, welche gleichfalls, ohne es zu wollen, zur Erzeugung dieses Königthums mitgewirkt hatte. Die Opposition beklagte sich, allzu gut bedient zu sein; diejenigen, welche der Deputirtenkammer vorwarfen, daß sie 1830 die ganze Kühnheit der Usurpation beurkundet habe, machten ihr mit der auffallendsten Inkonsequenz den Vorwurf, daß sie jetzt von Bedenklichkeiten darüber heimgesucht werde —— Was soll ich noch mehr sagen? Im Lager der Opposition wie in dem des Ministeriums nichts als unzusammenhängende Wünsche, widersprechende Maßregeln, Prinzipsverletzungen, falsche Beurtheilungen, oder Unredlichkeit, Finsterniß, Verwirrung: die Regierung der Gesellschaft schwankte zwischen Anarchie und Schwindel.

Dem sei, wie ihm wolle, indem die Ernennung der sechsunddreißig Pairs die Majorität der Pairie änderte, verurtheilte sie dieselbe zum Selbstmord: das Gesetz, welches die Erblichkeit der Pairskammer abschaffte und das System der Ernennung durch den König in einem Kreis von Notabilitäten einführte, dieses dem konstitutionellen Regime Tod bringende Gesetz wurde im Luxembourg ebenso angenommen, wie man es im Palais-Bourbon angenommen hatte, und zwar mit einer Majorität von vierunddreißig Stimmen.*) Dreißig Pairs, unter welchen Herr von Fitz-James, gaben auf der Stelle ihre Entlassung ein.

Aber der Liberalismus forderte noch mehr. Einen schon früher von Herrn Baude vorgelegten Antrag wieder aufnehmend, verlangte der Oberst Briqueville, sämmtliche Mitglieder des ältern Zweigs der Bourbons sollen auf ewig vom französischen Gebiete verbannt erklärt, die Uebertretung dieses

*) Gesetz über die Abschaffung der erblichen Pairie, angenommen von der Deputirtenkammer am 18. Oktober 1831, und von der Pairskammer den 28. Dezember desselben Jahrs.

Gesetzes mit dem Tode bestraft, und der Verkauf der Güter der geächteten Familie unwiderruflich binnen einer festgesetzten Frist vorgenommen werden.

Man ist der Bourgeoisie die Gerechtigkeit schuldig, hinzuzusetzen, daß sie den Antrag des Obersten Briqueville nicht mit einstimmigem Beifall aufnahm. Mehrere begriffen, daß, obgleich von einem Biedermanne vorgeschlagen, ein solches Gesetz etwas Frevelndes hatte, weil es sich vermaß, dem lieben Gott die Zukunft vorzuzeichnen; daß es unbillig war, weil es eine ganze Familie für das Verbrechen eines Einzigen bestrafte; antisozial, weil es das fortdauernde Volk an Feindseligkeiten fesselte, welche vorübergehen können; unnütz, weil das Verbrechen der Verschwörung in unsern Gesetzbüchern vorgesehen war und wahrhaftig des Blutes genug in denselben floß; unpolitisch, weil die Konkurrenz zwischen Königen der Tyrannei eine zuverlässige Züchtigung aufbewahrt und die Freiheit schützt; daß es endlich seinem eigenen Zweck entgegenstand, weil die Gefahr den Ehrgeiz entflammt, selbst den ungesetzlichen Wünschen einen gewissen Adel verleiht und bei einem großherzigen Volke den Titel eines Geächteten zum Reisepasse eines Prätendenten macht.

Ziemte es sich überdies, so große Erbitterung gegen eine überwundene Dynastie an den Tag zu legen in einem Lande, welches man für das Joch einer neuen Dynastie modeln wollte? Dies hob in der Sitzung vom 15. November Herr Pagès (von Arriege) auf eine ergreifende Weise hervor. „Frankreich, sagen die Höflinge, ist unter den Nationen berühmt durch seine Liebe zu seinen Fürsten. Die Geschichte führt eine andere Sprache, und die Wahrheit straft die Schmeichelei Lügen. Der erste Bourbon besteigt den Thron durch die Ermordung des letzten Valois. Heinrich IV stirbt grausam gemordet. Während ihrer Minderjährigkeit finden Ludwig XIII und Ludwig XIV, durch die Empörung verjagt, kaum ein sicheres Plätzchen, wo sie ihr Haupt niederlegen können; das Eisen bricht sich bis zur Brust Ludwigs XV Bahn. Ludwig XVI stirbt auf dem Schaffot. Ludwig XVII verkommt in den Gefängnissen. In den Gräben von Vincennes, auf der Schwelle des Opernhauses ist Bourbonenblut geflossen. Ludwig XVIII war zweimal geächtet. Karl X hat dreimal die Straße der Verbannung eingeschlagen. Und in einem Lande, welches alle Misèren des Königthums in so unmittelbarer Nähe gesehen hat, ist es nicht erlaubt, unter einer monarchischen Regierung dieses Gepränge der Unterdrückung noch zu vermehren und eine Tyrannei, welche nicht im Zorne des Volkes lag, in die Erlasse des Gesetzgebers einzutragen."

Der Rede des Herrn Pagès (von Arriege), welche von einem Ende zum andern voll war von derartigen Betrachtungen eines gesunden und erhabenen Gesichtspunktes, wußte Herr Eusèbe Salverte nur eine engherzige, mitleidlose Logik entgegenzustellen. Nichtsdestoweniger schwankte die Ver-

sammlung, als Herr von Martignac auf der Tribüne erschien. Sein Gesicht trug das Gepräge des Todes, dessen Keim man bereits in seinem Busen glaubte, und als man ihn da stehen sah, bereit, seinen alten verbannten Herrn zu vertheidigen, erinnerte man sich an die Anstrengungen, womit er diesen Sturz und diese Verbannung zu verhindern gesucht hatte. „Meine Herren," sprach er mit geschwächter, aber eindringlicher Stimme, „die Verbannung ist in unsern Gesetzen eine entehrende Strafe, welche der Richter nach reiflicher Prüfung ausspricht, und man stellt Ihnen den Antrag, sie zumvoraus über geborne und noch ungeborne Geschlechter auszusprechen, ohne Prüfung, in vorgreifender Weise, ohne zu wissen, wer derjenige sein wird, den Sie verdammen ..... Einer Ihrer Redner sagte unlängst auf der Tribüne: „In Frankreich spricht die Aechtung frei!" Nun gut, dieses tiefe und wahre Wort hat Ihr Gesetz gerichtet! Wenn also ein Prätendent nach Frankreich kommt, so wird man die Behörde von der Gefahr benachrichtigen, welche die öffentliche Sicherheit bedrohen kann. Aber lassen Sie einen Geächteten, einen zumvoraus Verurtheilten kommen, wo werden Sie dann einen Mann finden, welcher dem Henker auf die Schulter klopft und zu ihm sagt: „Schau' dieses königliche Haupt, erkenne es und schlage es ab!" In Frankreich werden Sie den Mann dazu nicht finden." Bei diesen Worten pausirte der Redner, übermannt von seiner Rührung, welche die ganze Versammlung theilte. Sodann fuhr er fort und erzählte, daß zur Zeit, als er das Unglück gehabt habe, Minister zu sein, ein Königsmörder, ein Geächteter auf diesem Boden Frankreichs, der ihm untersagt gewesen, entdeckt worden sei, und daß das Ministerium nicht seine Verhaftung angeordnet, sondern Alles gethan habe, um seine Rückreise zu schützen. „Der alte Mann," fuhr Herr von Martignac fort, „wurde verpflegt, denn er war krank; er erhielt Unterstützung, denn er bedurfte ihrer; er wurde mit den seinem Alter und seinem Unglück gebührenden Rücksichten an die Grenze gebracht. Ich legte nachher Rechenschaft ab von meiner Handlungsweise, und sie wurde damals gebilligt, wie Sie dieselbe heute billigen würden." „Ja! ja!" erscholl es von allen Seiten des Saales, und tief war die Bewegung, als der Redner hinzufügte: „Wie wäre es nun, wenn es sich um Todesstrafe gehandelt hätte? Ich glaube wahrhaftig, daß ich Ihnen dann nichts davon gesagt haben würde." Edle Worte, deren Wirkung Herr von Martignac durch folgendes lebendige Bild vervollständigte: „Lassen Sie einen dieser Geächteten, welche Ihr Antrag bestraft, nach Frankreich geführt werden und dort eine Zufluchtsstätte suchen; er klopfe an des Antragstellers eigener Thüre an, diese Thüre öffne sich, der Geächtete nenne seinen Namen, er trete ein, und ich bürge ihm zumvoraus für seine Sicherheit."

Durch solche Gründe der Großherzigkeit wurde die Frage entschieden:

die Kammer nahm den Antrag an, aber ohne eine Strafe für die Uebertretung festzusetzen. Konsequenter wäre es gewesen, den Antrag zu verwerfen, statt ihn zu verstümmeln. Was will ein Gesetz besagen, welches blos die Erklärung einer Thatsache ist? Aber das Ministerium gefiel sich darin, diese Erklärung als eine Art neuer Bestätigung der Dynastie Ludwig Philipps zu betrachten. Diese Rücksicht machte Herr Guizot geltend, und in diesem Sinne stimmte die Majorität. Denn die Regierungen sind alle gleich blind und eitel; alle tragen sie sich mit der Anmaßung, unsterblich zu sein, als ob in der Reihenfolge der Jahrhunderte etwas anderes sei, als eine Reihenfolge von Unglücksfällen, als ob nicht in jeder Thronbesteigung ein Sturz enthalten wäre, und in jeder Erscheinung des Lebens die Idee des Todes sich gegenwärtig zeigte. Sie hatte sich auch unsterblich geglaubt, diese republikanische Regierung, welche die letzten Worte eines als letzter Vertreter des Königthums in Frankreich verurtheilten Königs durch Trommelgewirbel zu ersticken gebot. Auch er war von der Unsterblichkeit seiner Dynastie überzeugt, jener Napoleon, welcher, um sich zu überleben, die Tochter der deutschen Cäsarn sein Bett hatte besteigen lassen: ein unsinniger Hochmuth, welcher ihn erniedrigte und ins Verderben stürzte! Und die Restauration, hatte sie nicht auf ihr Banner jenes ewig trügerische Wort: „ewig" geschrieben, welches man heute in den Moniteur Ludwig Philipps druckte? Zwei Schritte von diesem Pallaste, wo man von einem auf immer geächteten und von einem andern, auf immer triumphirenden Geschlechte zu sprechen wagte, erhob sich ein Pallast, welcher seit fünfzig Jahren nur ein Gasthof gewesen war, zum Gebrauch der kommenden und gehenden Königthümer. Man wußte das, aber gleichviel, die Kammer beschloß die monströse Schmeichelei: „Die ältere Linie der Bourbons ist auf ewig verbannt." Und die Könige nehmen dies ernstlich! Die Geschichte ist voll von solchen Beispielen.

Im Verlauf der Diskussion hatte Herr Berryer im Interesse der Vereinigung der Parteien verlangt, man solle das 1816 gegen Napoleon und seine Familie, die gleichfalls auf ewig verbannt waren, erlassene Gesetz abschaffen. Aber die Kammer schaffte von diesem Gesetze blos die Strafbestimmung ab, welche Menschen an dasselbe geknüpft hatten, die seitdem selbst geächtet worden!

In diesem Lichte zeigten sich die neuen Gewalten. Man hatte ein Königthum gemacht, und man entzog ihm seine einzige natürliche Stütze, eine erbliche Pairie! Man hatte dieses Königthum als unverletzlich erklärt, und man suchte ihm zu schmeicheln, indem man das andere, gleichfalls unverletzliche, Königthum dem Fluche der kommenden Jahrhunderte weihte! Man stellte die Statue Napoleons auf die Vendomesäule, und man verbot dem Meere, irgend ein herumirrendes Mitglied der Familie Bonaparte auf die

Gestade Frankreichs auszuwerfen! Man wollte eine monarchische Erziehung des Volkes fortsetzen, und man lud es von den Höhen der Gesellschaft herab zu dem langen Hasse gegen die Könige ein, wodurch sich die Republiken ehren! Niemand weiß, wie weit der Aberwitz des Hochmuths führen kann, wenn er im Rathe der Souveräne Platz gegriffen hat.

Zweites Kapitel.

Lyon. — Beklagenswerthe Lage der Seidenarbeiter: Stand des Lyoner Fabrikwesens. — Die Arbeiter verlangen einen Tarif; der Präfekt von Lyon schreitet ein; Debatten; Festsetzung eines Tarifs. — Zorn der Mehrheit der Fabrikanten. — Herausforderungen gegen die Weber. — Revüe auf dem Bellecourplatze; Drohungen; Alles bereitet sich zu einem Aufstand. — Unglückselige Mißhelligkeiten zwischen dem General Roguet und Herrn Bouvier-Dumolard; Verblendung der Behörden. — Topographie von Lyon. — Versammlung in Croix-Rousse. — Aufstand. — Die ganze Stadt liegt in Feuer. — Herr Bouvier-Dumolard und der General Ordonneau werden gefangen genommen; Großmuth der Weber. — Wahrer Charakter des Streits. — Kämpfe vom 22.; Barrikaden; Brandszenen: die Politik betheiligt sich bei dem Aufstand. — Die Arbeiter allenthalben siegreich: die Truppen ziehen sich über die Barrière Saint-Clair zurück. — Die Häupter der Arbeiter im Stadthause: sie theilen die Gewalt mit Parteimännern. — Gewandte Manöver. — Man säet Zwiespalt zwischen den politischen Insurgenten und den Arbeitern. — Das Volk verlegen über seinen Sieg. — Arme wachen bewaffnet über die Hotels der Reichen. — Philosophie dieser Ereignisse. — Ankunft des Herzogs von Orleans und des Marschalls Soult in Lyon. — Schluß.

Während Paris durch solche Verhandlungen in fieberhafte Aufregung versetzt wurde, bereitete sich in Lyon der Bürgerkrieg. Aber in Lyon waren es nicht, wie in Paris, politische Fragen, welche die Köpfe in fortwährender Gährung erhielten und die Gemüther mit Leidenschaft erfüllten: das Uebel hatte hier tiefere Wurzeln. In der Vorstadt Croix-Rousse vegetirte eine unermeßliche Bevölkerung, einem mühevollen, aber für sie beinahe unergiebigen Tagewerk alle ihre Kräfte widmend. Die Seidenarbeiter von Lyon waren nicht blos unter das Joch des Elends darniedergebeugt, sie waren auch Opfer der ungerechtesten Verachtung. Diejenigen, denen sie zu ihren Reichthümern verhalfen, gaben sich die Miene, als betrachteten sie dieselben als eine tief unter ihnen stehende, herabgewürdigte Menschenklasse; der schauderhafte Tribut, welchen die ungesunde Wohnung und die unmäßigen An-

strengungen der Werkstätte von ihrer Jugend und ihrer Gesundheit erhoben, lieferte dem herabsehenden Hochmuth nur eine neue Waffe, und die beschimpfende Bezeichnung: Kibitz (canut) faßte alle Formen ihres Unglücks in sich. Welche Gedanken mußten die schmerzlich schlaflosen Stunden dieser Geächteten der modernen Zivilisation beschäftigen, wenn oft mitten in der Nacht, beim Scheine einer in verpestetem Winkel brennenden Lampe, ihre Stühle für den behaglich entschlummerten Müßiggänger rauschten! Und gleichwohl sollte ihre Empörung nicht aus ihrem Willen, sondern aus der Nothwendigkeit der Umstände hervorgehen, gleich als ob das Elend in sich selbst seine Nahrung und das Prinzip seiner Dauer fände!

Um sich einen richtigen Begriff von dem blutigen Drama zu machen, das wir zu schreiben im Begriffe stehen, muß man die Organisation des Lyoner Fabrikwesens genau kennen. Sie war im Jahr 1831 wie sie noch heute ist. Die Seideindustrie beschäftigte dreißig- bis vierzigtausend Gesellen. Ueber dieser Klasse, welche von der Hand in den Mund lebte und weder Kapital, noch Kredit, noch feste Wohnung besaß, stand die der Meister (chefs d'atelier), deren Zahl sich auf acht- bis zehntausend belief, und welche, jeder im Besitz von vier oder fünf Stühlen, die von ihnen mit dem Handwerkszeuge versehenen Gesellen in der Art beschäftigten, daß sie die Hälfte des vom Fabrikanten bezahlten Lohnes für sich behielten. Die Fabrikanten, etwa achthundert an der Zahl, bildeten eine dritte Klasse, welche zwischen den Meistern und denjenigen stand, die unter dem Namen Commissionäre beauftragt waren, den rohen Stoff zu liefern, schmarotzerische Agenten und wahre Blutigel der Lyoner Industrie. Auf diese Art lagen die Commissionäre hart auf den Fabrikanten, welche ihrerseits die Meister unterdrückten; und diese sahen sich genöthigt, das Joch, dem sie selbst unterworfen waren, schwer auf den Gesellen lasten zu lassen. Daher eine Unterdrückung, die sich jeden Augenblick fühlbar machte; daher inmitten der dem Zentnergewichte dieser sämmtlichen auf einander liegenden Tyranneien unterworfenen Klasse jene geheime Feindseligkeit, welche in den Herzen gährt und sich am Ende in Wuthgeschrei Luft macht.

Gleichwohl hatte der Wohlstand der Lyoner Industrie lange Zeit die Gefahr beschworen. So lange die Arbeit ihnen nicht unter mörderischen Bedingungen auferlegt worden war, hatten die Lyoner Arbeiter sich mit dem mäßigen Lohne begnügt, mit dem sie ihr Leben fristeten. Aber äußere Umstände, die sich schon aus der Zeit vor der Julirevolution datirten, versetzten der Lyoner Industrie einen gewaltigen Stoß. In Zürich, Basel, Bern, Köln waren zahlreiche Seidefabriken errichtet worden, und auch England befreite sich allmälig von dem industriellen Tribut, welchen es lange Zeit der Stadt Lyon entrichtet hatte. Zu dieser Ursache des Verderbens für die

Arbeiter gesellte sich eine noch wirksamere. Seit 1824 hatte die Zahl der Lyoner Fabrikanten in einem sehr starken Verhältnisse zugenommen und zu den Wirkungen der auswärtigen Konkurrenz, welche sich übrigens beinahe nur auf die einfachen Stoffe bezog, waren die Ungemächlichkeiten einer bis auf die äußersten Grenzen getriebenen inländischen Konkurrenz getreten. Einige Fabrikanten fuhren fort, sich zu bereichern; aber die Mehrzahl wälzte, als sie ihren Profit sich verringern sah, ihre Verluste auf die Schultern der Meister, welche ihrerseits die Gesellen einen Theil der Last tragen ließen, die sie selbst niederdrückte. Von 4 — 6 Franken sank der Lohn des geschickten und fleißigen Arbeiters allmälig auf vierzig, fünfunddreißig, fünfundzwanzig Sous herab; im November 1831 erhielt der bei der Fabrikation der einfachen Stoffe beschäftigte Arbeiter für ein Tagewerk von 18 Stunden nicht mehr als 18 Sous. Auf diese Art war die Unterdrückung alle Stufen der industriellen Leiter herabgestiegen. Als sie sich selbst das Brod ihrer Weiber und Kinder streitig machen sahen, da begannen die unglücklichen Gesellen ein allgemeines Nothgeschrei zu erheben. Die Lage der Meister selbst war schrecklich geworden; das Sinken des Fabrikationspreises gestattete ihnen nicht mehr, die Last eines hohen Arbeitslohnes und die theils aus dem häufigen Feiern, theils aus der allzuoft erneuerten Zurichtung der Maschinen erwachsenen Verluste zu tragen. Die Klage wurde allgemein; Meister und Gesellen vereinigten ihre Beschwerden, und aus der Tiefe dieses Aufenthaltes des Elends, genannt Croix-Rousse, hörte man ein im Anfang verworrenes, bald aber feierliches, furchtbares, unermeßliches Geschrei sich erheben.

Lyon hatte seit einiger Zeit einen Präfekten, welcher das Talent besaß, den Volksleidenschaften zu schmeicheln und sie zu handhaben. Herr Bouvier-Dumolard begriff sogleich, daß auf dem gegebenen Standpunkt kein Mittelweg möglich war, sondern entweder die arbeitende Bevölkerung ausgerottet oder ihre gerechten Forderungen befriedigt werden mußten. Er entschloß sich zum Letztern. Unglücklicherweise stand seine Macht in Lyon auf schwachen, schwankenden Füßen. Er wurde nur saumselig unterstützt von der Munizipalverwaltung, einer mißtrauischen Behörde, unter deren Streichen schon sein Vorfahr, Herr Paulze von Yvoy, erlegen war, und was noch schlimmer sein mußte, er hatte in dem Generallieutenant Roguet einen persönlichen Feind. Der Graf Roguet war ein wackerer Soldat, mehr aber nicht. Die Klagen der arbeitenden Bevölkerung von Lyon waren nach seinem Dafürhalten blos der Ausbruch einer aufrührerischen Unzufriedenheit, und diese vorgefaßte Meinung, verbunden mit seinen sonstigen Abneigungen, machte ihn nicht sehr geeignet, die Absichten der bürgerlichen Behörde zu unterstützen. Trotz aller dieser Schwierigkeiten begab sich Herr Bouvier-Dumolard an das Werk. Er suchte vor Allem das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen, indem

er sich als Kämpen ihrer Interessen darstellte. Sie verlangten die Festsetzung eines Minimums; diese Forderung war gerecht, und er traf seine Maßregeln, um sie durchzusetzen. Am 11. Oktober 1831 hatte der Rath der Sachverständigen folgende Erklärung abgefaßt:

„In Betracht, daß es allgemein bekannt ist, daß viele Fabrikanten einen gar zu geringen Arbeitslohn bezahlen, ist es nützlich, daß ein Tarif für das Minimum des Arbeitspreises festgesetzt werde."

Obgleich dieser Rath der Sachverständigen in Folge der wunderlichsten Verkehrung der Amtsbefugnisse sich auf die Aufforderung des Generallieutenants Roguet versammelt hatte, so beschloß Herr Bouvier-Dumolard gleichwohl, einer Berathung, die vollkommen auf seine Absichten einging, Folge zu geben, und am 15. versammelte er unter seinem Präsidium die Handelskammer sowie die Maires von Lyon und den drei Vorstädten. In dieser Sitzung wurde beschlossen, daß die Grundlagen eines Tarifs zwischen zweiundzwanzig Arbeitern, wovon zwölf bereits von ihren Kameraden ernannt waren, und zweiundzwanzig Fabrikanten, welche die Handelskammer bezeichnete, erörtert werden sollen.

Nichts war gewiß den Gesetzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit mehr angemessen. Selbst angenommen, diese Maßregel wäre nicht gesetzlich gewesen, angenommen, sie wäre nicht schon 1789 von der konstituirenden Versammlung, 1793 unter dem Konvent, 1811 unter dem Kaiserthume autorisirt worden, so wurde sie ja gebieterisch von dem Stand der Dinge vorgeschrieben. Mehrere Tausende von Arbeitern bewiesen durch das Uebermaß ihres Elends, welche erdrückende Tyrannei in der angeblichen Freiheit der Uebereinkunft liegen kann, auf welche die Fabrikanten sich beriefen; mehrere Tausende von Arbeitern bedrohten Lyon mit ihrer Verzweiflung: durfte man, wenn auf der einen Seite die Gesetze der Menschlichkeit verletzt wurden, auf der andern der Bürgerkrieg unvermeidlich geworden war, die eigene Hand aus dem Spiele lassen? Die Behörde, die unter solchen Umständen nicht willkürlich aufzutreten weiß, muß abdanken. Man ist unwürdig, über die Menschen zu gebieten, wenn man nicht im Stande ist, zu ihrer Rettung viel zu wagen und selbst seinen Kopf einzusetzen.

Herr Bouvier-Dumolard hätte also selbst den Tarif bestimmen können und sollen: er besaß nicht so viel Kühnheit und begnügte sich, die beiden Parteien einander gegenüberzustellen. Aber so sonderbar falsche Begriffe hatten sich damals über die Rechte des Handels und über die Freiheit der Uebereinkunft im Publikum festgesetzt, daß das Benehmen des Präfekten, so ängstlich und gesetzlich es auch war, von den Fabrikanten lebhaft getadelt und als Mißbrauch der Gewalt betrachtet wurde. Die Arbeiter ihrerseits erblickten

beinahe eine Wohlthat in einer Verfügung, die blos eine strenge und nothwendige Vollziehung der Gesetze der Gerechtigkeit war.

Am 21. Oktober wurde eine neue Versammlung auf das Hotel der Präfektur zusammenberufen. Die zweiundzwanzig Fabrikanten, welche die Handelskammer bezeichnet hatte, fanden sich hier den zwölf Abgeordneten der arbeitenden Klasse gegenüber. Aber die Fabrikanten machten darauf aufmerksam, da sie von Amtswegen ernannt worden seien, so haben ihre etwaigen Beschlüsse keine bindende Kraft für ihre Kollegen. Die Abgeordneten der Arbeiter ihrerseits mußten darauf dringen, daß ihre Zahl auf zweiundzwanzig erhöht würde. Es wurde daher eine dritte Versammlung angekündigt, damit die Fabrikanten Zeit hätten, Bevollmächtigte zu ernennen. Inzwischen nahm die Krisis von Tag zu Tag eine drohendere Gestalt an; zahlreiche Arbeiterversammlungen bildeten sich jeden Abend auf den öffentlichen Plätzen; populäre Redner liefen unter den Gruppen umher, hoben hervor, welche schreckliche Folgen dieses beständige Zögern und Hinausziehen habe, und fragten mit Heftigkeit, ob man, um dem Arbeiter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, warten wolle, bis der Hunger ihn gänzlich außer Stand gesetzt habe, sich auch nur zu beklagen. Der 25. Oktober war zur definitiven Erörterung des Tarifs festgesetzt worden. An diesem Tage ward Morgens zehn Uhr der Stadt Lyon ein seltsam rührendes Schauspiel gegeben. Eine unermeßliche Menge stieg in guter Ordnung und schweigsam die Höhen von Croix-Rousse herab, zog durch die Stadt und bedeckte den Bellecour- und den Präfekturplatz. Es war dies die ausgehungerte Masse der Arbeiter, welche kam, um ihr Schicksal zu vernehmen. Sie blieben hier einige Zeit, ohne einen Schrei auszustoßen, ohne eine Drohung fallen zu lassen; ihre Hände waren weder mit Flinten, noch mit Schwertern, noch selbst mit Stöcken bewaffnet; nur flatterte eine dreifarbige Fahne über ihren Häuptern, und ihre Anführer trugen ein kleines Stöckchen, um sich kenntlich zu machen und die Disziplin aufrecht zu erhalten.

So friedsam diese Demonstration war, so fürchtete Herr Bouvier-Dumolard doch, sie möchte zu Verläumdungen Anlaß geben; er kam in Uniform zu den Arbeitern herab, trat mitten unter sie, stellte ihnen vor, es dürfe nicht den Anschein haben, als sei der Tarif gewaltsam erobert worden, und erklärte ihnen endlich, die Sitzung werde nicht eröffnet werden, bevor sie sich zurückgezogen hätten. Es erscholl der Ruf „Es lebe der Präfekt!“ Und dieses Volk von Armen zog sich langsamen Schrittes in guter Ordnung mitten durch das andere, vor Verwunderung stumme Volk nach seinem Quartiere zurück.

Zwischen den Abgeordneten der beiden Parteien entspann sich die Erörterung über die schreienden Mißbräuche, welche sich in das Fabrikwesen eingeschlichen hatten, hauptsächlich aber über die Abfassung des Tarifs, und

so groß war die Mäßigung der Arbeiter, daß einzelne Verrichtungen, für welche man vor zwölf Tagen noch acht Sous bezahlt hatte, zu Gunsten der Fabrikanten um ein Achtel herabgesetzt wurden. Der Tarif wurde von beiden Seiten unterzeichnet, man beauftragte den Rath der Sachverständigen, über die Einhaltung desselben zu wachen, und ein Tag in der Woche wurde festgesetzt, um die Klagen anzuhören, zu welchen etwaige Unehrlichkeit veranlassen könnte.

Bei dieser großen Nachricht gerieth die Stadt Lyon in tiefe Bewegung. Die Arbeiter waren außer sich vor Freude; sie beleuchteten Abends ihre Häuser und beurkundeten ihre Begeisterung durch Tänze und Gesänge, welche sich bis in die tiefe Nacht hinauszogen.

Im Uebrigen hatten sie so wenig die Absicht, diesem ersten Erfolge weitern Nachdruck zu geben, daß ihre zweiundzwanzig Abgeordneten ihre Entlassung anboten. Aber Herr Bouvier-Dumolard forderte sie dringend auf, dieselbe zurückzunehmen, sei es nun, daß er dem bösen Willen der Fabrikanten eine bleibende Schranke entgegenzustellen wünschte, oder daß er sich in Befürchtung einer bevorstehenden Katastrophe in der arbeitenden Klasse selbst Mittel des Einflusses erhalten wollte.

Dem sei, wie ihm wolle, die Aufregung ging jetzt vom Lager der Arbeiter in das der Herren über. Es gab unter den Fabrikanten ehrliche und aufgeklärte Männer. Diese freuten sich aufrichtig über den Tarif: sie betrachteten ihn als einen nothwendigen, der Habgier einiger großen Spekulanten angelegten Zügel und als ein sicheres Mittel, die unglückseligen Bewegungen der Konkurrenz zu mäßigen. Aber diese Gesinnung hegte nur eine kleine Anzahl, und die Nachricht von der Festsetzung eines Tarifs war nicht sobald bekannt geworden, als der Zorn des großen Haufens der Fabrikanten sich in lautem Tadel und in Drohungen Luft machte. „Es ist eine unerträgliche Tyrannei!“ riefen sie aufbrausend. „Man spricht von der Einwilligung unserer Abgeordneten; aber sie ist ihnen durch die Furcht entrissen worden. Von wem hatten überdies diese Abgeordneten ihre Vollmacht? Von einer Versammlung, welcher beizuwohnen viele von uns sich geweigert hatten. Was ist dieser Tarif, genau genommen, anders, als ein kecker Eingriff in die Freiheit der Uebereinkunft? Und wie stände es fortan um unsere Sicherheit, wenn es der Gewalt erlaubt wäre, in Sachen der Industrie einzuschreiten und den ungestümen Forderungen der Arbeiter eine willfährige Unterstützung zu leihen?“ So erhitzten sie sich gegenseitig durch leidenschaftliche Redensarten. Einige weigerten sich, den Tarif einzuhalten: der Rath der Sachverständigen verurtheilte sie. Die Erbitterung wurde von Tag zu Tag lebhafter. Endlich, am 10. November, versammelten sich vierhundert Fabrikanten und unterzeichneten eine Denkschrift, worin sie nach-

drücklich gegen den Tarif protestirten und sich über die ungerechten Forderungen der Arbeiter beklagten, welche, behaupteten sie, nur darum einen übertriebenen Lohn verlangen, weil sie sich künstliche Bedürfnisse geschaffen haben. Drohende Gerüchte gingen jetzt in der Stadt herum; Herr Bouvier-Dumolard selbst ließ sich einschüchtern, und am 17. November verlas man im Rathe der Sachverständigen einen Brief von ihm, worin gesagt war, da der Tarif niemals Gesetzeskraft gehabt habe, so sei er für Niemanden bindend und könne höchstens als eine Ehrenverpflichtung und als Grundlage für die Uebereinkömmnisse zwischen dem Fabrikanten und dem Arbeiter betrachtet werden. Von einer andern Seite verbreitete man das Gerücht, der Handelsminister in Paris habe die Deputirten der Rhone zu sich berufen und in ihrer Gegenwart sowohl die Festsetzung des Tarifs als auch das Benehmen des Präfekten getadelt. Zu gleicher Zeit wandte man alle möglichen Mittel an, um die bürgerliche Behörde zu Maßregeln der Strenge zu veranlassen. Der Generallieutenant Roguet verlangte, das Gesetz über die Zusammenrottungen solle angeschlagen werden, um die Arbeiter an ähnlichen Kundgebungen ihres Willens, wie die vom 25. Oktober gewesen, zu verbindern. Das Linienmilitär blieb acht Tage in die Kasernen konsignirt, und die Hälfte der Mannschaft schlief in der vollen Uniform. Endlich wurden die Posten verdoppelt durch Nationalgardisten von der ersten Legion, welche ganz besonders aus Fabrikanten bestand.

Es brauchte nicht so viel, um die Arbeiter unruhig zu machen. Die Verletzungen des Tarifs wurden immer zahlreicher; der Rath der Sachverständigen nahm seine ersten Entscheidungen zurück und weigerte sich, die Wortbrüchigen zu bestrafen: in dieser äußersten Noth beschlossen die unglücklichen Weber, eine Woche lang alle Arbeit einzustellen; sie verabredeten, diese ganze Zeit über ruhig und anständig in der Stadt umherzugehen und alle diejenigen Fabrikanten, welche sich edelmüthig und zur Gerechtigkeit geneigt erwiesen hatten, mit liebevoller Ehrerbietung zu grüßen.

Aber selbst diese Mäßigung blähte den Stolz ihrer Gegner nur noch mehr auf. Hochmüthige Herausforderungen wurden an sie gerichtet. Ein Fabrikant empfing eines Tages seine Arbeiter mit den Pistolen auf dem Tische. Ein anderer ging so weit, zu äußern: „Wenn sie kein Brot im Bauche haben, so wollen wir ihnen Bajonette hineinstecken.“ Der Sturm nahte: er war unvermeidlich.

Sonntags, am 20. November, sollte zum Empfange des Generals Ordonneau eine Revue der Nationalgarde auf dem Bellecourplatze stattfinden. Diese Revue führte alle Elemente der Zwietracht, welche sich im Schooße der Lyoner Bevölkerung vorfanden, zusammen und brachte sie somit in Bewegung.

Nicht alle Nationalgardisten in Lyon hatten damals dieselbe Uniform. Die einen, d. h. die reicheren, hatten sich unmittelbar nach der Julirevolution equipirt und trugen die Uniform der Restauration. Die andern, nämlich die ärmeren, d. h. die Werkmeister, trugen die durch das letzte Gesetz über die Nationalgarde vorgezeichnete Uniform. Diese Verschiedenheit der Tracht führte von Seite der erstern zu beschimpfenden Bemerkungen. Die zweiten antworteten durch Drohungen.

Alles schien somit eine Schlacht für den folgenden Tag anzukündigen. Am Abend begegnete man auf den Straßen sorgevollen oder Unglück weissagenden Gesichtern; man hätte sagen können, der Haß liege in der Luft, welche jeder einathmete. Herr Bouvier-Dumolard wollte sich in Begleitung der Maires, der Militärkommandanten und der Anführer der Nationalgarden zu dem General Roguet verfügen, um die geeigneten Maßregeln mit ihm zu besprechen. Aber der Generallieutenant liebte, wie man gesehen hat, den Präfekten nicht; er weigerte sich trocken, ihn zu empfangen. Beklagenswerthe Weigerung! In Gesellschaften, wie die unsrige, können Tausende von Menschenleben von einem solchen Umstande abhängen. In der Versammlung, welche in Abwesenheit des Generallieutenants auf der Präfektur stattfand, wurde beschlossen, die fünf Thore, die von Lyon nach Croix-Rousse führen, sollen mit Tagesanbruch besetzt werden; ein Bataillon der Nationalgarden von Croix-Rousse und dreihundert Mann Linienmilitär sollen sich Morgens sieben Uhr auf dem Platze dieser Vorstadt einfinden, um Zusammenrottungen zu verhindern, und zur selben Stunde sollen sich vier Bataillone der Nationalgarde von Lyon und eines von Guillotière auf ihren betreffenden Plätzen versammeln.

In Folge der Schwäche oder Verblendung der Behörden wurde keine von diesen Verfügungen vollzogen. Der Maire von Croix-Rousse war in eine verhängnißvolle Sicherheit versunken, und der General Roguet beantwortete die Mittheilung der von der Versammlung getroffenen Maßregeln mit folgendem Billete:

„Herr Präfekt,

„Es war unnöthig, mir zu schreiben und mir eine Requisition wegen der für den morgenden Tag zu treffenden Verfügungen zuzuschicken; alles das, wovon Sie mir sagen, war bereits zwischen den Herren Maires von Lyon, von Croix-Rousse und mir beschlossen. In dieser Beziehung, so wie bei meinem deutlich ausgesprochenen Entschluß, die Ruhe in Lyon zu erhalten, können Sie ohne Sorgen sein."

Der Generallieutenant überließ sich höchst sonderbaren Täuschungen über seine Streitmittel. Die Lyoner Garnison belief sich nicht auf 3000 Mann; sie bestand aus dem 66sten Linienregiment, drei Schwadronen Dragoner, einem Bataillon vom 13ten Regiment und einigen Bataillonen vom Geniecorps.

Ueberdies konnte man auf das 66ste Linienregiment nicht rechnen: dasselbe war nach der Julirevolution aus den Trümmern der königlichen Garde gebildet, welche unter Bürger gemischt waren, die gegen Karl X gefochten. Herr Bouvier-Dumolard hatte deshalb dringend an den Minister geschrieben; aber der Minister, dessen ganze Aufmerksamkeit von Portefeuille- und Parlamentsintriguen in Anspruch genommen war, hatte diese Vorstellungen nicht beachten zu müssen geglaubt, so wenig als diejenigen, welche die Mißhelligkeiten zwischen der militärischen und bürgerlichen Behörde betrafen. Diese Unvorsichtigkeit wurde leider von Andern gebüßt, als denen, die sie verschuldet hatten: nach dem Tag des 20. Novembers entschliefen in Lyon Viele, für welche diese Nacht die letzte war!

Um den schrecklichen Kampf, der sich entspinnen sollte, richtig zu begreifen, ist eine genaue Kenntniß des Schlachtfeldes nothwendig. Die Stadt Lyon dehnt sich bekanntlich zwischen zwei Flüssen hin, der Rhone, welche ostwärts, und der Saone, welche westwärts ihren Lauf nimmt. Im Norden und auf einer Höhe, von wo aus man die Stadt Lyon beherrscht, liegt die Stadt Croix-Rousse, beinahe ausschließlich von Seidenarbeitern bewohnt. Zwischen Lyon und Croix-Rousse, auf einem erhabeneren Punkte, als Croix-Rousse selbst, befindet sich eine Hochebene, von wo aus zwei lange Straßen nach Lyon herab führen, die eine zur Linken, Grand'-Cote, die andere zur Rechten, der Karmelitersteig genannt. Diese zwei Hauptstraßen vereinigen sich an ihrem untern Ende durch die Kapuzinerstraße, wo die Fabrikanten wohnen, welche somit die Arbeiter über ihren Köpfen haben. Im Norden, auf dem westlichen Ufer der Rhone und die Seiten von Croix-Rousse entlang, ziehen sich die Vorstädte Saint-Clair und Bresse hin. Im Osten und im Süden sind die Stadtviertel Broteaux und Guillotière, durch die Rhone von Lyon getrennt; im Westen liegt die Vorstadt Saint-Just, und im Süden zwischen den beiden Flüssen die Halbinsel Perrache. Broteaux und Guillotière stehen mit Lyon durch drei über die Rhone geschlagene Brücken in Verbindung, die Brücke Guillotière, die Brücke Morand und die Lafayette-Brücke.

Diese Topographie von Lyon kannte der Generallieutenant Roguet nur sehr unvollkommen. Er befand sich überdies unpäßlich, und es wäre ihm sehr schwer gewesen, dem Aufstand zuvorzukommen.

Montag den 21. November, Morgens von sieben bis acht Uhr, versammelten sich die Seidenarbeiter, drei- bis vierhundert an Zahl, in Croix-Rousse. Sie hatten einen ihrer Anwälde (syndics) an ihrer Spitze und waren mit Stöcken bewaffnet. Ihr Zweck ging keineswegs dahin, den Fabrikanten eine Schlacht zu liefern. Sie wollten blos, daß bis zur Anerkennung des Tarifs keine Maschine mehr gehe, und einige von ihnen liefen in den Werkstätten umher, um diejenigen ihrer Kameraden, die noch arbeiteten, zum Aufbruch aus denselben

zu veranlassen. Mittlerweile erschienen fünfzig bis sechszig Nationalgardisten und rückten auf den Zuruf des kommandirenden Offiziers: „Freunde, wir müssen diese Kanaille da wegfegen!" mit gefälltem Bajonette vor. Empört stürzen sich die Arbeiter ihnen entgegen, umzingeln das Peloton, entwaffnen die Einen und treiben die Andern in die Flucht. Bald wurden die Gruppen zahlreicher, aber noch hegten sie keinen feindlichen Gedanken. Man sprach blos davon, die friedliche Demonstration vom 25. Oktober wieder zu beginnen. In dieser Absicht schickten sich die Weber, die Arm in Arm und je vier und vier waren, an, die Grand'-Cote herabzugehen. Die Grenadiere der ersten Legion, welche hauptsächlich aus Fabrikanten bestand, rückten der Kolonne entschlossen entgegen. Sie waren auf's Aeußerste erbost und mehrere zogen Pakete mit Patronen aus den Taschen, die man in den Reihen unter sich vertheilte. Etwa in der Mitte der Grand'-Cote kamen die beiden Haufen einander gegenüber zu stehen; die Grenadiere gaben Feuer und acht Arbeiter fielen schwer verwundet. Alsbald weicht die Kolonne, zu welcher sie gehörten, in Unordnung zurück, zieht sich unter verzweiflungsvollem Geschrei wieder die Grand'-Cote hinauf und breitet sich gleich einem wüthenden Meere in Croix-Rousse aus. In einem Augenblicke erhebt sich ein unermeßliches Geschrei, jedes Haus speit Kämpfer aus, bewaffnet mit Stöcken, Schaufeln, Gabeln: einige wenige hatten Flinten. Die Ungestümsten laufen von einer Seite auf die andere unter dem Rufe: „Zu den Waffen, man ermordet unsere Brüder!" Barrikaden bilden sich in allen Straßen, errichtet durch die Hand der Kinder und Frauen; zwei Kanonen, welche der Nationalgarde von Croix-Rousse gehören, sind in der Gewalt der Empörer, welche unter Trommelgewirbel und eine schwarze Fahne mit den tiefen, rührenden, unheilverkündenden Worten „**Arbeitend leben oder kämpfend sterben**!" in den Lüften entfaltend, gegen Lyon hinabziehen. Es war etwa elf Uhr. Herr Bouvier-Dumolard hatte sich auf das Stadthaus begeben, welches auf dem Terreaux-Platze nicht weit vom Kapuzinerviertel liegt. Ebendahin läßt sich der Generallieutenant Roguet tragen, der vor Schmerzen nicht gehen kann. „General," ruft ihm der Präfekt mit Heftigkeit entgegen, „ich fordere Sie auf, Patronen austheilen zu lassen." — „Sie haben mir nichts zu befehlen," antwortete der Graf Roguet, „ich weiß selbst, was ich zu thun habe."

Um halb zwölf Uhr wurden die Patronen ausgetheilt, und der Präfekt erschien mit dem General Ordonneau an der Spitze einer aus Nationalgardisten und Linientruppen bestehenden Kolonne. Schon war am obern Ende von Grand'-Cote eine starke Barrikade errichtet worden. Die von dem Präfekten und dem General Ordonneau befehligte Kolonne macht sich auf, diesen Steig hinan zu marschiren, welcher sehr steil und von Häusern eingefaßt ist, die sich sämmtlich in der Gewalt der Arbeiter befinden. Auf ein-

mal ergießt sich ein Hagel von Ziegelplatten, Steinen und Kugeln über die Kolonne herab; der Präfekt wird von einem Kieselsteine getroffen; mehrere Personen um ihn herum werden gleichfalls verwundet, und die Kolonne zieht sich zurück. Die Nationalgarde von Croix-Rousse hat sich den Arbeitern angeschlossen. Zwei Offiziere verlangen mit dem Präfekten zu unterhandeln. Er folgt ihnen, geht mit ihnen über die Barrikade und steigt auf den Balkon der Mairie von Croix-Rousse, um das tumultuarisch unter den Fenstern zusammengerottete Volk anzureden. Von Zeit zu Zeit werden seine Worte durch den furchtbaren, aus der Mitte der Gruppen heraufsteigenden Schrei **„Arbeit oder Tod!“** unterbrochen.

So standen die Sachen, und die Feindseligkeiten schienen eingestellt, als das Flintenfeuer auf drei verschiedenen Punkten von Neuem begann. Die Kanone donnerte. „Rache, Rache, wir sind verrathen!“ riefen die Arbeiter. Jetzt umzingelte eine erbitterte Bande den Präfekten, entriß ihm seinen Degen und schleppte ihn mitten durch über sein Haupt gezückte Säbel in ein Haus, wo er als Gefangener zurückgehalten wurde. Der General Ordonneau, welcher sich ihm angeschlossen hatte, wurde gleichfalls ergriffen und zu dem Arbeiter Bernard geführt, der ihm das Leben rettete.

Während dieser Zeit schlug man in verschiedenen Theilen der Stadt den Generalmarsch. Die Quais, die öffentlichen Plätze, die Straßen bedeckten sich mit Nationalgardisten und Soldaten. Gleichwohl sollte der Bürgerkrieg an diesem Tage nicht ins Innere der Stadt dringen.

Eine Schwadron Dragoner, gestützt auf die Artillerie der Nationalgarde, marschirte mitten unter einem lebhaften Flintenfeuer die Karmeliterstraße heran und pflanzte sich auf der Ebene auf. Aber von den Dächern von Croix-Rousse herab schleuderten die Arbeiter ihre Geschosse auf die Artilleristen und die Reiter. Bald war der Boden mit Todten und Verwundeten übersäet. Gleichwohl währte der Kampf fort und das Bataillon Nationalgarde, das unter den Befehl des Herrn Prevost gestellt war, leistete einen sehr tapfern Widerstand, als man ein Schreiben vom General Ordonneau brachte, das ihm befahl, sich zurückzuziehen. Der Kommandant Prevost wußte nichts von der Gefangenschaft des Generals: er gehorchte.

Während dieser Zeit umgaben Bewaffnete Herrn Bouvier-Dumolard, der als Gefangener zurückgehalten wurde, und forderten ihn nachdrücklich auf, Befehle zur Ablieferung von vierzigtausend Patronen für Flinten und fünfhundert Stückpatronen zu unterzeichnen. Er weigerte sich, aber rings um ihn herrschte eine furchtbare Aufregung. Man hatte vier Leichen unter seine Fenster geworfen, und es war gerufen worden: „Da sind vier Opfer; man braucht ein fünftes, um sie zu rächen!“ Diese Worte drückten eine Gesinnung aus, welche nicht alle Arbeiter theilten. Mehrere unter ihnen und

namentlich Lacombe, einer ihrer Hauptanführer, umgaben den Präfekten mit zuvorkommender Artigkeit. Sie erboten sich sogar, ihn unter einer Verkleidung durch die Gärten hindurch entwischen zu lassen. Ein solcher Versuch wäre für ihn nicht ohne Gefahr und Schmach gewesen. Gegen Abend trat er vor die Arbeiter und sagte zu ihnen: „Hört mich an: wenn ihr einen einzigen Augenblick glaubet, daß ich euere Interessen verrathen habe, so behaltet mich als Geißel da; aber wenn ihr mir nichts vorzuwerfen habt, so laßt mich zu meiner Verwaltung zurückkehren, und ihr sollt sehen, daß ich nicht aufhören werde, als guter Vater zu handeln." Gerührt durch diese Worte wollten die Einen, man solle ihm die Freiheit schenken, die Andern aber waren argwöhnischer und sträubten sich gegen eine solche Großmuth als eine Unklugheit. Endlich gegen acht Uhr Abends wurde er freigelassen und ging nach Lyon hinab, mitten unter einem Volkshaufen, in welchem man das Wort Verrath murmelte, das übrigens von dem Rufe „Es lebe der Präfekt! Es lebe der Vater der Arbeiter!" übertäubt wurde.

Herr Bouvier-Dumolard traf im Saale des Stadthauses den Generallieutenant Roguet, welchem er die Hand reichte. Eine ehrliche, aber verspätete und fruchtlose Versöhnung! Die Ebene war von den Artilleristen und den Dragonern aufgegeben worden, man hörte nur noch von Zeit zu Zeit einige Flintenschüsse; aber der General Ordonneau, welcher seine Freiheit erst in der Nacht wieder erlangen sollte, befand sich noch in der Gewalt der Aufrührer; und die Weber wachten bewaffnet in Croix-Rousse um Feuer herum, welche sie angezündet hatten, während sie ihre todten Brüder beweinten und für den folgenden Tag auf Rache sannen.

Halten wir einen Augenblick inne, um eine der beklagenswerthesten Sonderbarkeiten dieses Tages zu erwähnen. Man hat gesehen, welche Ursachen die Arbeiter zum Aufstande getrieben hatten; keine politische Leidenschaft hatte ihre Arme bewaffnet, und sie begriffen um diese Zeit wenig davon, daß ihr Schicksal von einer gründlichen Aenderung der Regierungsformen abhängen könnte. Die Politiker ihrerseits waren blos mit dem Wunsche beschäftigt, die Gewalt zu stürzen, und dachten nicht daran, der gesellschaftlichen Ordnung neue Grundlagen zu geben. Es fand also zwischen der arbeitenden Klasse und dem lebhaftesten, edelmüthigsten Theile der Bourgeoisie kein wirkliches Band statt. In Lyon, wie auf allen Punkten Frankreichs, gab es dazumal viele Republikaner, aber wenige wahre Demokraten. So geschah es denn, daß mehrere Republikaner sich gegen die Arbeiter bewaffneten. In Folge eines zwar entschuldbaren aber unseligen Irrthums glaubten sie, es handle sich darum, Lyon vor Plünderung zu retten, und beurkundeten viele Kraft und Tapferkeit in dem Kampfe. Mehrere wurden verwundet, andere getödtet, und unter diesen Herr Schirmer, einer der ehrenwerthesten Fabri-

kanten Lyon's. Gleichwohl sah man am Dienstag auch Republikaner sich auf die Seite der Arbeiter stellen, so daß sich also Männer, welche durch Ueberzeugung und Freundschaft eng verbunden waren, ohne es zu wissen, die einen in diesem, die andern im entgegengesetzten Lager befanden. Mißverständnisse, die nur gar zu häufig vorkommen und der Geschichte der Bürgerkriege die schrecklichsten Episoden liefern!

Dienstag den 22. ließ der Generallieutenant Roguet eine Proklamation anschlagen, die während der Nacht gedruckt worden war. Diese Proklamation hatte keine andere Wirkung, als daß sie die Gemüther noch mehr erhitzte; sie wurde überall mit Schimpf und Hohn zerrissen. Die Glocke der St.-Paulskirche ertönte wie in den Tagen großen Unglücks, in allen Stadtvierteln wurde der Generalmarsch geschlagen, und der Aufstand begann von Neuem.

Das 40. Linienregiment war Nachts zwei Uhr von Trevoux angekommen. Man detaschirte einige Soldaten aus demselben und beauftragte sie, im Verein mit zwei Kompagnien des 13. Regiments den Karmeliterhügel hinaufzuziehen und sich der Ebene von Croix-Rousse zu bemächtigen. Aber die Arbeiter aus der Straße Tholosan und den umliegenden Straßen stürzten sich wüthend dieser Abtheilung entgegen und nöthigten sie, das Gewehr zu strecken. Somit waren die Wege, welche von Croix-Rousse nach Lyon führen, vollkommen frei: die unermeßliche Bevölkerung der Seidenarbeiter stürzt sich auf die Stadt, überschwemmt sie von allen Seiten und verpflanzt auf die Quais, auf die öffentlichen Plätze, auf die Straßen, überallhin die Leidenschaften, von denen sie selbst befeuert ist. Aber schon hatte der Lärm der Sturmglocken, der Donner der Kanonen, der Pulverdampf, der jederzeit so ansteckende Anblick des Blutes allerwärts den Geist der Empörung verbreitet. Rings um die Stadt Lyon selbst, in welcher der Kampf auf's Grimmigste wüthete, sah man beinahe im gleichen Augenblicke die Quartiere Broteaux, Quillotière und Saint-Just sich erheben. Der Graf Roguet, welcher die arbeitende Bevölkerung von Broteaux verhindern wollte, sich von der Morand- und Lafayettebrücke her auf Lyon zu stürzen, ließ auf der Brücke Saint-Clair eine Batterie aufpflanzen. Und während die Kugeln von der Rhone herüber dieses unglückliche Quartier verwüsteten, gaben Fabrikanten von allen Fenstern der Häuser aus, welche den Rhonequai bedecken, fortwährend ein mörderisches Feuer auf Broteaux. Im Uebrigen war der Kampf allgemein geworden. Die Stadt war mit Barrikaden bedeckt. Alle Posten waren einer um den andern entwaffnet worden. In der Gallerie de l'Argue hatte ein Republikaner, Drigeard-Desgarnier unentgeltlich die Jagdflinten in seinem Magazin unter das Volk vertheilt, drei Waffenläden waren erstürmt worden; ein Theil der Nationalgarde hatte sich auf die Seite der Empörer gestellt und sie mit Patronen versehen; endlich fochten die Arbeiter, welche den Kampf

mit Stöcken begonnen hatten, jetzt nur noch mit Flinten. Im Jardin des Plantes warf eine Handvoll Aufrührer mehrere Kompagnien zurück. Eine Bande Weiber und Kinder erstürmte die Kaserne du Bon-Pasteur, und nur mit Mühe behaupteten sich die Truppen in der Straße l'Annonciade, welche von dem Rouvilleplatze und dem Brunet'schen Hause beherrscht war, deren sich die Aufrührer bemeistert hatten.

Inzwischen marschirte Lacombe, ein entschlossener und in den Vorstädten sehr einflußreicher Mann, an der Spitze einer zahlreichen, aus den Bewohnern von Saint-Georges bestehenden Kolonne gegen die Lafayettebrücke. Ehe er dort ankam, schickte er Parlamentäre ab, die mit Flintenschüssen empfangen wurden. Er wollte eben angreifen, als man ihm meldete, die Liniensoldaten aus der Kaserne der Karmeliter-Barfüßer drohen seinen Trupp von hinten zu fassen. Alsbald ändert er seinen Plan, marschirt auf die Kaserne los, bemächtigt sich ihrer und zieht nach dem Celestins-Platz, wo sich bereits eine tumultarische Zusammenrottung gebildet hatte. Hier befand sich ein unerschrockener junger Mann, Michel-Ange Perier. Er trug die Julidekoration in seinem Knopfloche. Beim Anblick dieses Zeichens, an welches sich so viele Erinnerungen knüpften, umringt man Perier voll Begeisterung umarmt ihn, und ein Arbeiter überreicht ihm einen Karabiner mit den Worten: „Sie haben im Juli für die Sache des Volkes gefochten, nun gut, Sie werden auch heute noch für diese Sache fechten.“ Michel-Ange Perier ergreift den Karabiner lebhaft und antwortet: „Ja, meine Freunde, auch heute werde ich die Sache des Volkes vertheidigen; sie ist die euere, sie ist die meinige, sie ist die Sache Aller. Es lebe die Republik!“ — „Es lebe die Republik!“ wiederholte kräftig eine Menge Stimmen und der Zug setzte sich in Bewegung nach dem Stadthause.

So hatte kraft der Natur der Dinge die Politik ihren Platz in dem Aufstand eingenommen, der von diesem Augenblicke an einen doppelten Charakter darbot. Aber um eine Regierung zu stürzen, welche ihre Wurzeln in der damals allmächtigen Bourgeoisie besaß, hätte es der Ideen bedurft, furchtbarerer Kriegsmaschinen, als die Kanonen sind.

In der Ecke der Rue Neuve angelangt, fand sich die vom Celestins-Platze ausgezogene Kolonne einer Abtheilung Linienmilitär gegenüber, die auf dem Gipsplatze stationirt war. Der kürzeste Weg, um nach dem Stadthause zu gelangen, war die Sirenenstraße. Aber wenn man sie einschlug, war ein furchtbares Blutbad beinahe unvermeidlich. Michel-Ange Perier trat auf den Offizier zu, welcher die Abtheilung befehligte, wandte sich dann zu den Seinigen zurück und forderte sie, nachdem er auf eine Barrikade gestiegen, dringend auf, ein unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Die Kolonne schlug sofort die Rue Neuve ein und marschirte nach dem Quai Retz. Aus allen Fenstern regneten Kugeln auf sie, Dragoner kamen im stärksten

Galopp. Sie wurden mit Flintenschüssen empfangen; aber als die Kolonne sich getheilt hatte, um ihnen einen Weg zu eröffnen, stürzten sich mehrere von der Kolonne in Unordnung auf eine kleine, mit Bäumen bepflanzte und durch eine Brustwehr vom Quai getrennte Promenade. Auf diesem Punkte und längs der ganzen Rhone hin kämpfte man mit der äußersten Erbitterung. Von der Morandbrücke aus, wo er sich aufgestellt hatte, streckte ein Neger, Namens Stanislas, beinahe mit jedem Schusse einen Dragoner oder Artilleristen nieder, und alsbald that sich seine Freude in ausdrucksvollen Geberden und wilden Ausrufungen kund. Ein Schuß warf Michel-Ange Perier in dem Augenblicke zu Boden, wo er auf dem Quai, an einer Straßenecke, mit einem Knie zur Erde, auf einen Nationalgardisten anlegte, der sich an ein Fenster aufgestellt hatte. Peclet, sein Freund, erhielt zwei Kugeln in den Arm. Man trug sie blutbedeckt weg. Der Aufstand verlor in ihnen die einzigen Männer, welche ihm wenigstens für einige Tage eine politische Richtung hätten geben können.

Im Uebrigen erklärte sich der Sieg überall bereits für die Arbeiter. Die Mehrzahl der Nationalgardisten, auf welche die Fabrikanten gerechnet hatten, zog sich muthlos und voll Bestürzung zurück. Die Liniensoldaten setzten den Aufrührern einen schwachen, unentschiedenen Widerstand entgegen. Noch ganz voll von den Erinnerungen von 1830, wandten sie gegen die Liberalen die Lehren an, welche die Liberalen ihnen ertheilt hatten. Man hatte 1830 den Soldaten gesagt, Bürgerblutvergießen sei das größte der Verbrechen; man hatte den Abfall des fünfzigsten Linienregiments am 29. Juli mit Jubelruf begrüßt. Konnten die Soldaten im Jahre 1831 dies alles vergessen haben? Sie dachten, wenn das Pariser Volk 1830 Recht gehabt habe, für die Aufrechthaltung einer Charte aufzustehen, die ihm keine Vortheile brachte, so habe das Lyoner Volk noch weit mehr Recht, 1831 für die Festhaltung eines Tarifs aufzustehen, der es vor dem Hungertode schützte. Auch fand die Sache der Arbeiter bei den Truppen selbst eine geheime Sympathie, welche den Sieg des Aufstandes begünstigte.

Abends sieben Uhr war alles zu Ende. Als sich der Kapitän Pelour in dem Serin'schen Pulvermagazin, welches er den ganzen Tag hindurch mittelst zweier Kanonen vertheidigt hatte, nicht mehr behaupten konnte, vernagelte er seine beiden Geschütze, ließ einen großen Vorrath Pulver in die Saone werfen und trat den Rückzug an. Endlich, beim Hereinbrechen der Nacht, sahen sich die Truppen auf den Terreaux-Platz zurückgedrängt, und die Behörde hielt in ganz Lyon nur noch einen einzigen Punkt inne, wo man sie von allen Seiten umzingelte, das Stadthaus. In dieser Noth hielten der Graf Roguet, der Präfekt und die Repräsentanten der Lyoner Munizipalität Rath. Der Rückzug wurde beschlossen. Es war Mitternacht.

Man hörte noch das Gebrülle der empörten Stadt und auf verschiedenen Punkten sah man die Wachthäuser und die Zollgebäude, die man während des Kampfes angezündet hatte, in der Finsterniß vollends verbrennen. Man faßte folgende Erklärung ab:

„Heute, den zweiundzwanzigsten November Eintausend achthundert und einunddreißig, um Mitternacht,

„Die unterzeichneten, im Stadthause versammelten Behörden; der Generallieutenant Graf Roguet, Oberbefehlshaber der siebzehnten und neunzehnten Militärdivision; von Fleury, Maréchal=de=camp vom Genie; Vicomte von Saint-Geniès, Maréchal-de-camp, Befehlshaber des Rhonedepartements; Bouvier=Dumolard, Staatsrath, Präfekt der Rhone; Duplan, Generalprokurator beim königl. Gerichtshof; von Boisset, erster Adjunkt, Mairesfunktionen versehend; Gros, Adjunkt der Mairie; Gautier, Munizipalrath, die Funktionen eines Adjunkten versehend;

„In Betracht, daß nach zweitägigen hartnäckigen Kämpfen, in welchen unglücklicherweise allzu viel französisches Blut geflossen ist, die Linientruppen auf das Stadthaus zurückgedrängt und daselbst von einer unermeßlichen bewaffneten Menge umzingelt sind; daß diese Truppen, erschöpft, durch bedeutende Verluste hart mitgenommen, entblößt von Kriegsbedarf und Lebensmitteln, welche ihnen zu verschaffen unmöglich geworden ist, nach der Erklärung ihrer Anführer geneigt scheinen, einen nutzlosen Widerstand nicht fortzusetzen; daß sogar mehrere bedeutende Posten in die Reihen der Angreifer übergetreten sind;

„Daß von der fünfzehntausend Mann starken Nationalgarde nur noch hundert sich unter den Waffen befinden; daß in dieser äußersten Lage die Herren Generale einstimmig anerkennen, daß sie es vergebens versuchen würden, die Vertheidigung des Stadthauses fortzusetzen;

„Daß die Verlängerung dieser Vertheidigung zur unausbleiblichen Folge haben würde, die Angreifer auf das Aeußerste zu erbittern und die Belagerten, sowie die ganze Stadt den beklagenswerthesten Unfällen auszusetzen;

„Nach reiflicher Ueberlegung in mehreren Sitzungen erkennen einstimmig an,

„Daß, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun und die Plünderung der Stadt zu verhüten, der einzige Entschluß, welchen sie unter diesen peinlichen Umständen fassen können, der ist, die Stellung des Stadthauses zu verlassen, um eine vortheilhaftere außerhalb der Mauern einzunehmen, in der Art, daß Verbindungen mit den Lokalbehörden beibehalten bleiben; die Versammlung spricht gleichfalls einstimmig den Wunsch aus, daß der Herr Präfekt auf seinem Posten bleibe.

„So geschehen in der Sitzung auf dem Stadthause, in doppelter Originalurkunde.

„Unterzeichnet: **Dumolard, Graf Roguet, Vicomte Saint-Geniès, Fleury, Duplan, Boisset, Gros, Gautier.**"

Man gab also das Zeichen zum Rückzuge. Der General Roguet, welcher sehr leidend war, mußte auf sein Pferd gehoben werden. Die Truppen, die er befehligte, bestanden aus dem 66. und mehreren Bataillonen des 40. und 13. Linienregiments. Ihnen folgten einige Abtheilungen Nationalgarden, welche Kanonen nachschleppten. Ein Posten von Arbeitern hatte sich auf der Barriere Saint-Clair, auf dem Wege der im Rückzuge begriffenen Truppen aufgestellt. Als der General Roguet sich dieser Barriere näherte und die ersten Kugeln pfeifen hörte, sagte er zu seiner Umgebung: „Jetzt athme ich wieder, der Pulvergeruch ruft mich ins Leben zurück; es ist mir hier wohler als in den Sälen des Stadthauses." Sofort gab er Befehl, die Barrikaden mit Kanonen einzuschießen. Die Nacht war heiter, und das Eisen der Bajonette funkelte im Mondschein. Alle Glocken läuteten. Der Ruf „Zu den Waffen!" die Vorstädte entlang von Mund zu Mund wiederholt, versetzte auf einmal Alles in die wildeste Gährung. Die Fenster füllten sich mit Empörern. Genöthigt, unter dem Feuer der Angreifer über unzählige Barrikaden zu klettern, welche die Artillerie nicht über den Haufen zu werfen vermochte, kamen die Truppen endlich, tief niedergeschlagen, keuchend, ihre Kanonen nachschleppend und ihre Verwundeten tragend, in Montessuy an. Der General Fleury hatte eine Kugel erhalten und seinen Adjutanten tödtlich zu seinen Füßen zusammensinken gesehen. Der Kampf war blutig in dieser Vorstadt; aber der Bürgerkrieg hatte hier seine letzten Opfer getroffen und seinen letzten Schrei ausgestoßen.

Inzwischen zögerte und zagte die Behörde, welche ihren Sitz auf dem Stadthause hatte, voll Schreck. Um das Quartier des Terreaux erhob sich ein stürmischer Lärm. Der Präfekt und die Mitglieder der Lyoner Munizipalität beschlossen, sich gleichfalls zurückzuziehen und ins Hotel der Präfektur zu begeben, wo sie folgende Erklärung abfaßten, welche niemals veröffentlicht worden ist und gleichsam als das Testament der im Todeskampf begriffenen Gewalt betrachtet werden kann:

„Heute, Mittwoch, den dreiundzwanzigsten November Tausend achthundert einunddreißig, Morgens zwei Uhr;

„Wir Unterzeichnete, versammelt im Hotel der Präfektur, erklären und verbürgen folgende Thatsachen:

1) „daß in Folge der unseligen Ereignisse, welche am einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten dieses Monats in der Stadt vorgefallen, sämmtliche

Truppen jeder Waffe, desgleichen die Gendarmerie und die Nationalgarde unter dem Befehl der Generallieutenants Grafen Roguet genöthigt worden sind, zur Vermeidung des Blutvergießens und der Schrecken des Bürgerkriegs um zwei Uhr das Stadthaus, das Arsenal und das Pulvermagazin, Stellungen, welche sie noch inne hatten, zu räumen und sich durch die Vorstadt Saint-Clair außerhalb der Stadt zurückziehen;

„2) daß wir Untenbenannte auf gleiche Weise gezwungen worden sind, den Posten des Stadthauses durch die Truppen des Aufstandes besetzen zu lassen, welche auf allen Punkten waren;

„3) daß in diesem Augenblick die vollständigste Desorganisation in der Stadt vorwaltet, daß der Aufstand alle Gewalten beherrscht und daß die Gesetze, die Behörden ohne Macht sind.

„So geschehen im Hotel der Präfektur, zur oben bezeichneten Stunde, Tag und Jahr.

„Unterzeichnet: **Dumolard, Boisset, E. Gautier, Duplan.**"

Die Unterzeichner dieser traurigen Erklärung hatten nicht so bald das Stadthaus verlassen, als sich die Empörer in demselben einstellten. Die Thore wurden ihnen von dem Schauspieler Queriau geöffnet, und einige Abenteurer setzten sich nunmehr mit einigen Sektionsführern unter dem Titel, provisorischer Generalstab, hier fest. Die Regierung von Lyon war in diesem Augenblick getheilt zwischen Lachapelle, Frederic, Charpentier, Anführern der Arbeiter, und Perenon, Rosset, Garnier, Dervieux, Filhol, Männern, welche die arbeitende Bevölkerung nicht kannte, die aber unter dem siegenden Volke die Stelle einnahmen, welche in den Tagen der Unruhe immer den Kühnen angehört.

Was wollte diese Regierung des Aufstandes beginnen? Lachapelle, Frederic und Charpentier hatten in dem Kampfe nur eine Tariffrage gesehen. Perenon, Rosset, Garnier, Dervieux, Filhol ihrerseits hatten nur eine starke politische Erschütterung darin erblickt. Erstere wollten, daß das materielle Schicksal des Volkes verbessert werde; letztere, daß die Monarchie der Republik Platz mache. Ueber den Einfluß, welchen die Aenderung der Gewalt auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ausüben kann, hatte sich damals Niemand Gedanken gemacht. Perenon gehörte seinem Glaubensbekenntnisse nach der Sache des Prinzips an, welches im Juli 1830 erlegen war. Rosset war ein Greis, welchem die Gewohnheit des Verschwörens eine Art fieberhafter Energie gegeben, die das Alter nicht zu schwächen vermocht hatte. Garnier hatte keine politische Religion. Dervieux und Filhol waren Sprudelköpfe ohne weitere Bedeutung. Gleichwohl hatte das Schicksal in diese Hände den weiteren Verlauf des Lyoner Aufstandes gelegt.

Das Volk, für welches das Gehorchen die stärkste aller Nothwendig-

keiten ist, das Volk war im höchsten Grade verblüfft, als es sich ohne Herren sah. Es bangte ihm vor seiner eigenen Souveränetät, und es sann fortan nur noch darauf, diejenigen, die es zu Boden geworfen, wieder aufzurichten, um ihnen eine Gewalt zurückzugeben, deren Last es nicht zu tragen vermochte.

Der Adjunkt des Maire, Herr Boisset, war frühzeitig nach dem Stadthause zurückgekehrt, Herr Gautier und der Zentralkommissär, Herr Prat, stellten sich gleichfalls in Bälde wieder daselbst ein. Herr Bouvier-Dumolard seinerseits begriff, daß er den Arbeitern die Früchte ihres Sieges am leichtesten entreißen könne, wenn er sie selbst allda verwende. Er ließ mitten in der Nacht Lacombe suchen. Im Augenblick, wo der Abgesandte des Präfekten ankam, befand sich Lacombe an der Spitze einer Bande von Bewaffneten und belagerte das Arsenal. Er antwortete, er werde nicht auf die Präfektur gehen, bis er den Posten genommen, und er hielt Wort. Herr Bouvier-Dumolard empfing diesen Insurgentenführer mit großen Beweisen von Achtung und Vertrauen; er schmeichelte seiner Eitelkeit, und es wurde ihm nicht schwer, das Uebergewicht über ihn zu erlangen, welches die Gewohnheit des Herrschens und der Nimbus der, wenn auch überwundenen Gewalt über ein zum Gehorsam zugerichtetes Gemüth verleiht. Lacombe wurde vom Präfekten zum Gouverneur des Stadthauses ernannt, und berauscht von seiner neuen Größe begab er sich dahin, nicht um den Aufstand zu leiten, sondern um ihn in Schranken zu halten.

Von Seiten Lachapelle's, Frederic's und Charpentier's konnte der Widerstand nicht sehr lebhaft sein; aber Verenon und Garnier waren nicht geneigt, die Gewalt aus den Händen zu geben, welche sie vom Zufall und von ihrer Kühnheit empfangen hatten. Sie verfaßten und veröffentlichten, mit Zustimmung von Rosset, Dervieux und Filhol, eine heftige Proklamation, welche aber die Spuren der legitimistischen Ansichten Verenon's trug; sie wurde an allen Straßenecken angeschlagen. Um ihr mehr Gewicht zu geben, hatten die Verfasser die von der arbeitenden Bevölkerung gekannten und geliebten Namen: Lacombe, Lachapelle, Frederic, Charpentier unter dieselbe gesetzt.

Rosset seinerseits stürmte zu Herrn Dumolard und forderte ihn entschlossen auf, ihm die Gewalt zu übergeben. Aber Herr Dumolard hatte sich bereits mit den einflußreichsten Arbeitern verständigt; er hatte das Gepräge dieser ungebildeten Geister kennen gelernt und er wußte schon, wie weit bei einem lange Zeit geknechteten Geschlechte der Taumel und die Verlegenheit des Sieges gehen kann. Er antwortete mit Festigkeit.

Gleichwohl bedrohten noch schwerere Gefahren seine Gewalt. Männer mit zerrissenen Kleidern und flammenden Augen stürmten auf das Hotel

der Präfektur zu. Sie treten ein und dringen, den Hut auf dem Kopfe und die Flinte in der Hand, in die Zimmer des Präfekten. Sie brachten die von Perenon verfaßte Proklamation mit und verlangten unter Drohungen die Entwaffnung der ersten Legion. Herr Dumolard zeigte viel Festigkeit und umgab sich sogleich mit den einflußreichen Arbeitern, die er schon am Morgen zusammenberufen hatte. Und nun gelang ihm das Kunststück, in einer zugleich heftigen und pathetischen Rede sie, die natürlichen Anführer eines siegreichen und noch knirschenden Heeres von Proletariern, zu überreden, daß politische Institutionen, unter deren Herrschaft sie nichts gegen den Hunger schützte, gleichwohl alle ihre Ehrfurcht und alle ihre Liebe verdienen. Sie glaubten es ohne Zweifel, denn sie unterzeichneten in demselben Augenblick folgende Protestation, ein unvergängliches Zeugniß der Unvorsichtigkeit und des gedankenlosen Leichtsinnes der Völker:

„Lyoner!

„Wir unterzeichnete Sektionsführer protestiren alle laut gegen das die Verkennung der gesetzlichen Gewalt bezweckende Plakat, welches soeben mit den Unterschriften: Lacombe, Syndikus; Charpentier, Frederic, Lachapelle veröffentlicht und angeschlagen worden ist.

„Wir laden alle wohldenkenden Arbeiter ein, sich an uns anzuschließen, desgleichen alle Klassen der Gesellschaft, welchen es um den Frieden und die Einigkeit zu thun ist, die zwischen allen ächten Franzosen stattfinden soll.

„Lyon, den 23. November 1831.

„Unterzeichnet: **Roverdino, Bouvery, Falconnet, Blanchet, Berthelier, Biollay, Carrier, Bonard, Labory, Bret, B. Jacob, Charnier, Riel, Buffard, Pigaud, Farget.**"

Die Bemühungen des Präfekten wurden überdies kräftig unterstützt durch die Wirksamkeit der Munizipalbehörde. Die Herren Boisset und Gautier hatten sich frühzeitig im Stadthause festgesetzt, um daselbst allmälig ihrem Einflusse Geltung zu verschaffen. Gewandte Höflinge einer Souveränetät, welcher sie blos schmeichelten, um sie zu vernichten, fraternisirten sie mit den Arbeitern und boten alles auf, um die Politiker, welche Antheil an der insurrektionellen Gewalt verlangten, ihrem Argwohne zu bezeichnen. Sie sagten, es sei wenigstens sonderbar, daß Perenon und seine Mitschuldigen unter eine aufrührerische Protestation die Unterschrift wackerer, gutdenkender Arbeiter gesetzt haben, welchen man dadurch in einem selbstsüchtigen Interesse einen brandmarkenden Tadel und vielleicht unerbittliche Rache zuziehe; es sei dies zugleich eine Fälschung und ein Verrath, und die Unterzeichner seien es sich selbst schuldig, nachdrücklich zu protestiren.

Aufgeregt durch solche Reden beklagten sich Lacombe, Frederic, Char-

pentier und Lachapelle wirklich mit vieler Bitterkeit über den Gebrauch, den man von ihren Namen gemacht habe, und stürmische Debatten erhoben sich im Stadthause. Gegen das Ende des Tages herrschte überall eine schreckliche Unordnung. Rosset, welcher sich entfernt hatte, um Anhänger zu suchen, erscheint auf einmal an der Spitze einer Bande von Bewaffneten. Er bricht in Drohungen gegen die alte Munizipalbehörde aus, welche in diesem Augenblick Herr Etienne Gautier allein vertrat. Sodann wendet er sich an die Häupter der Arbeiter und macht ihnen Vorwürfe, daß sie die Sache des Volkes, die ihnen anvertraut gewesen, preisgeben. „Der Maire und der Präfekt sind nichts mehr!“ ruft jetzt Dervieux: „das Volk allein gebietet heute: es hat das Recht, seine Führer zu wählen.“ Auf einem Lehnstuhl stehend, suchte Herr Etienne Gautier diese tumultuarische Szene zu beherrschen und beschwor die Menge, der gesetzlichen Behörde treu zu bleiben, als Filhol sich mit flammendem Gesichte und einer Pistole in der Hand vorstürzt und Lacombe über den Haufen zu schießen droht. Der Augenblick war entscheidend, aber die Leute, die nach der Ehre trachteten, die politische Bewegung zu leiten, besaßen weder Festigkeit noch Intelligenz genug, um diese Rolle zu spielen. Den Arbeitern nicht genau bekannt, sprachen sie eine neue Sprache, welche vielleicht ihre Heftigkeit, aber auch nur diese der Menge hätte annehmlich machen können, wenn man nicht gewandter Weise durch die Führer des Aufstandes selbst eine Menge Vorurtheile unter derselben verbreitet hätte. Rosset, Filhol und Dervieux scheiterten also gänzlich in ihren Bemühungen. Sie zogen sich voll Wuth zurück, und Dervieux sagte, als er das Stadthaus verließ, bitter zu der Menge: „Unglückliche! Ihr wollt nicht auf uns hören, ihr werdet es bereuen: aber dann wird es zu spät sein!“ Ein Tag hatte genügt, um das siegreiche Volk unter den Einfluß der Führer der besiegten Bourgeoisie zurückzuführen.

Nie war übrigens die Stadt Lyon besser bewacht gewesen, als an diesem staunenswürdigen Tag, welcher sich der dreiundzwanzigste November schrieb. Der erste Gedanke der Arbeiter, als sie sich der Stadt bemächtigt, war, daß sie sich in die reichsten Quartiere vertheilten, um daselbst die Ordnung aufrecht zu erhalten und für den Schutz des Eigenthums zu sorgen. Man sah zerlumpte Menschen das Gewehr im Arm und mit unruhiger Thätigkeit vor den Thoren des Münzgebäudes und der Generaleinnehmerei wachen; man sah arme Arbeiter um die Häuser herum Schildwache stehen, aus welchen die Fabrikanten herausgekommen waren, um sie zusammenzuschießen. Mit einer sehr merkwürdigen, wahrhaft raffinirten Großmuth umgaben die Sieger die reichen Hotels derjenigen Fabrikanten, welche sich am unbarmherzigsten erwiesen hatten, mit einem ganz besonderen Schutze. Doch zündete man vor dem Café de la Perle und vor dem Hause Oriol, aus welchen

die Fabrikanten am 22. November den ganzen Tag auf das Quartier des Broteaux geschossen hatten, ein großes Feuer an. Die Geräthschaften und die Waaren, welche sich in diesen Häusern vorfanden, wurden in die Flammen geworfen, und darauf beschränkten sich die Thaten der Volksrache. Aber entwendet wurde nichts, und das Volk erschoß auf dem Platze zwei Männer, welche mit Paketen unter dem Arme flohen. Diejenigen Arbeiter, welche den Tag nicht damit zubrachten, das Eigenthum der Fabrikanten zu bewachen, ließen sich's angelegen sein, die blutigen Spuren des Kampfes zu verwischen. Die einen verrichteten Krankenwärterdienste in den Sälen des Stadthauses, wo Lazarethe errichtet worden waren; die anderen beschäftigten sich damit, Tragbahren zu verfertigen und die Verwundeten in's Hotel-Dieu zu schaffen, wo sich bald ihrer dreihundert beisammenfanden; andere endlich liefen in der Stadt umher, um die Leichen ihrer verschwundenen Freunde zu suchen. Ein qualvolles und für Viele nutzloses Geschäft, denn eine große Menge Opfer war in die beiden Flüsse geworfen worden!

Während die Arbeiter sich diesen frommen Pflichten widmeten, dachten die Bürger, welche sich nach und nach von ihrer Betäubung erholten, auf den folgenden Tag und ergriffen ihre Maßregeln. Als Arbeiter verkleidet, mischten sie sich, nachdem die Nacht hereingebrochen war, unter alle Posten, so daß die alten Behörden sich nur noch zu zeigen brauchten, um Anerkennung und Gehorsam zu finden. Abends bei Fackelschein zog Herr Dumolard wirklich vom Hotel der Präfektur aus. Begleitet von einigen treu ergebenen Männern, besuchte er nach einander alle Posten. Ueberall, wo er Halt machte, gesellten sich Bürger im Kamisol und mit Mützen zu seinem Geleite, das sich nahezu an sechshundert Menschen belief, als er auf das Stadthaus kam.

Von diesem Augenblicke an erhielten die alten, dieser kranken und unfähigen Gesellschaft aufgelegten Formen ihre ganze Herrschaft wieder. Nichtsdestoweniger fuhr die Behörde fort, sich einige Arbeiter beizugesellen, und unter anderen einen Drahtmacher, Namens Buisson: man mußte dem Volke einige Tage lang Kurzweil bereiten. Es wurde auch eine Subskription zu Gunsten der Arbeiter eröffnet, und einige hochgestellte Männer unterzeichneten sich für starke Summen, welche niemals bezahlt werden sollten.

Endlich, am 3. Dezember, verkündete eine Proklamation der Mairie die Ankunft des Kronprinzen und des Marschalls Soult. Sie zogen durch die Vorstadt Vaise an der Spitze einer zahlreichen Armee, welche in furchtbarer Haltung, unter Trommelgewirbel und mit brennenden Lunten, heranmarschirte, in Lyon ein. Der Marschall Soult hatte im Lager zu Reilleux, wo der General Roguet ihn erwartete, die Truppen getroffen, die beim Ausbruch der Empörung in Lyon gelegen waren. Minister Ludwig Philipps, welcher König geworden, weil 1830 die Truppen Karls X sich geweigert

hatten, auf das Volk zu schießen, warf der Marschall Soult den Soldaten des Generals Roguet in harten Ausdrücken vor, daß sie nicht mehr Ernst bei ihrem Widerstande beurkundet. Die Soldaten hörten ihn mit Verwunderung an.

In Lyon entwickelte er eine noch drohendere Strenge. Die Arbeiter wurden entwaffnet, die Nationalgarde verabschiedet, die Stadt Lyon als eroberte Stadt behandelt. Und gleich als wollte man das Volk recht schmerzlich fühlen lassen, wie sehr man seine lobenswerthe Großmuth und das Verdienstliche seiner freiwilligen Abdankung verkenne, legte man eine Besatzung von 20,000 Mann nach Lyon und umgab Croix-Rousse allmälig mit einem Gürtel von Vesten, die dicht mit Kanonen bepflanzt wurden.

Es war kein Grund zur Einhaltung des Tarifs mehr vorhanden. Nicht zufrieden, ihm ihre Genehmigung zu verweigern, entsetzte die Regierung Herrn Dumolard wegen des Antheils, den er an diesem Akte der Gerechtigkeit gehabt, und vergaß also die unbestreitbaren Dienste, welche dieser Präfekt der Sache des Königs geleistet hatte. Herr Dumolard war krank, als der Kronprinz seinen Einzug in Lyon hielt. Am 6. Dezember wurde ihm durch den Marschall Soult zu wissen gethan, daß er die Stadt zu verlassen habe, wenn er sich auch nur auf zwei Meilen entferne, um anderswo einen bessern Gesundheitszustand abzuwarten. Er entfernte sich also aus dieser Stadt, welche er der königlichen Gewalt gerettet hatte, vertrieben gleich einem Uebelthäter, krank am Körper, im Innersten seiner Seele verletzt, in einer rauhen Jahrszeit und, wie er selbst geschrieben hat, eine bestürzte Familie, bestehend aus drei Generationen von Frauen, worunter eine Mutter von 82 Jahren und kleine Kinder, im Jammer zurücklassend. Er hatte an der Festsetzung des Tarifs Theil genommen!

Die Nachricht vom Aufstande in Lyon hatte sich schnell über ganz Frankreich verbreitet und erfüllte das Land mit Traurigkeit und Angst. Wirklich hatten sich die Arbeiter dieser Stadt weder im Namen Heinrichs V oder Napoleons II, noch auf die Rechnung der Republik empört. Der Charakter und die Bedeutung des Aufstandes war diesmal ein ganz anderer, weit furchtbarerer. Es war die blutige Nachweisung der ökonomischen Fehler des 1789 gegründeten industriellen Systems; es war die Enthüllung der ganzen Feigheit und Heuchelei, welche dieser angeblichen Freiheit der Uebereinkunft zu Grunde liegt, die den Armen auf Gnade und Ungnade in die Hände des Reichen gibt und der Habgier, welche zu warten weiß, einen leichten Sieg über den Hunger verspricht, welcher nicht wartet. Arbeitend leben oder kämpfend sterben! Nie war eine herzzerreißendere und furchtbarere Devise am Vorabend des Kampfes auf eine Fahne geschrieben worden; sie zeigte im Aufstande der unglücklichen Arbeiter von Croix-Rousse

einen wahren Sklavenkrieg, und aus der Macht, welche diese Sklaven der modernen Zeiten entwickelt hatten, Sklaven, welchen jedoch ein Spartakus gefehlt, konnte man leicht ahnen, welche Stürme das neunzehnte Jahrhundert in seinem Schooße trug.

Nun gut, so groß war die Verblendung, so groß die Unwissenheit der Menschen, welche damals an die Spitze der Gewalt gestellt waren, daß die Nachricht, der Aufstand sei nicht politischer Natur, ihnen Beruhigung und Befriedigung gewährte. „Es ist nichts," riefen sämmtliche Organe der Regierung um die Wette, „es ist ein einfacher Streit zwischen den Fabrikanten und den Arbeitern." Und im Journal des Debats standen die barbarischen Worte zu lesen: „Des Friedens nach außen versichert, umgeben von einer gewaltigen Armee, welche sich unter der dreifarbigen Fahne vereinigt hat, kann die Regierung keine anderen Folgen der Empörung fürchten, als das Unglück von Einzelnen, das allerdings sehr hart sein mag, aber durch die Strenge der gesetzlichen Züchtigung abgekürzt und vermindert werden wird."

Herr Casimir Perier seinerseits erklärte, als er der Kammer über so großes Unglück Bericht abstattete, „die Ereignisse seien ernster Art, aber die von der Regierung getroffenen Maßregeln entsprechen denselben durch ihre Kraft, ihre Schnelligkeit und ihr harmonisches Zusammenwirken." *)

Was die Kammer betrifft, so glaubte sie, zur Heilung des unermeßlichen Uebels, dessen Symptom der Lyoner Aufstand war, genug zu thun, indem sie dem König auf den Antrag des Herrn Augustin Giraud folgende Adresse überreichte:

„Sire, wir haben mit Dank, zugleich aber mit Schmerz die offenen und vollständigen Mittheilungen vernommen, welche die Minister Ew. Majestät uns über die in der Stadt Lyon ausgebrochenen Unruhen gemacht haben. Wir preisen den patriotischen Hochsinn, der den Prinzen, Ihren Sohn, veranlaßt hat, in der Mitte der Franzosen, deren Blut fließt, zu erscheinen, um weiterem Vergießen desselben Einhalt zu thun. Wir halten es für unsere angelegentliche Pflicht, Ew. Majestät den einstimmigen Wunsch der Deputirten Frankreichs vorzutragen, daß die Regierung diesen beklagenswerthen Exzessen die ganze Macht der Gesetze entgegenstelle. Die Sicherheit der Personen ist frevlerisch angegriffen, das Eigenthum ist in seinem Prinzip gefährdet, die Freiheit der Industrie ist mit Vernichtung bedroht, die Stimme der Obrigkeiten ist nicht gehört worden. Diesen Unordnungen muß ein schnelles Ende gemacht, solche Attentate müssen mit kräftiger Hand niedergedrückt werden. Ganz Frankreich leidet durch diesen Frevel, welcher in

*) Sitzung vom 25. November 1831.

der Person einiger Bürger gegen die Rechte Aller begangen worden ist: es schuldet ihnen einen mächtigen, glänzenden Schutz. Die von der Regierung Ew. Majestät bereits getroffenen Maßregeln flößen uns das Vertrauen ein, daß die Rückkehr der Ordnung nicht lange wird auf sich warten lassen. Der feste Bund zwischen den Nationalgarden und den Linientruppen beruhigt alle guten Bürger. Ew. Majestät kann auf den Einklang der Gewalten rechnen. Wir schätzen uns glücklich, Sire, Ihnen im Namen Frankreichs die Mitwirkung seiner Deputirten anzubieten, um den Frieden überall, wo er gestört werden sollte, wieder herzustellen, alle Keime der Anarchie zu ersticken, die geheiligten Grundsätze zu befestigen, auf welchen sogar die Existenz der Nation beruht, das glorreiche Werk der Julirevolution aufrecht zu erhalten und überall dem Gesetze Kraft und Recht zu sichern."

Eine so ziemlich ähnliche Adresse wurde von der Pairskammer beschlossen. Und der König hatte somit Gelegenheit, die Freude auszudrücken, welche ihm die Einigkeit der Gewalten verursachte!

Also Kanonen, um den Uebeln der Konkurrenz abzuhelfen; Festungen, um eine Masse von Unglücklichen zu Paaren zu treiben, welche ihre Arbeit anboten ohne eine andere Bedingung, als nicht Hungers zu sterben; Soldaten, bewaffnete Arme, um unbewaffnete Arme in Schranken zu halten — Minister, Deputirte, Pairs von Frankreich schienen keine besseren Regierungsmittel zu kennen.

Selbst die Opposition sprach bei diesen unheilvollen Umständen, wie wenn die Wiederherstellung der Ordnung nur eine Sache der Gendarmerie gewesen wäre. Bei den heftigen Debatten, welche der Aufstand im Parlament hervorrief, war weder von der Festsetzung eines Minimums des Lohnes die Rede, noch von der Nothwendigkeit, den Staat in Sachen der Industrie einschreiten zu machen, noch von den erforderlichen Abänderungen an dem unterdrückenden System des Gewährenlassens, noch mit einem Worte von dem wissenschaftlichen Verfahren, welches geeignet wäre, dem Wiedererwachen eines auf immer beklagenswerthen Kampfes wenn auch nur provisorisch zuvorzukommen. Nein. Herr Mauguin verlangte, die Beiwörter offen und vollständig sollen aus der Adresse gestrichen werden; Herr Casimir Perier verlangte das Gegentheil. Herr Casimir Perier nannte Herrn Mauguin beleidigend ein Individuum; Herr Mauguin ließ sich über die Impertinenz des Herrn Casimir Perier aus. Darüber entstand ein großer Tumult; es war ein gewaltiger Skandal: alle Parteileidenschaften rieben sich in verworrenem Gemenge. Dann, einen Monat später, verlas der Präsident des Raths auf der Tribüne die Anklageakte gegen den Rhonepräfekten, welcher, blaß vor Zorn, den Augenblick, wo der Präsident des

Ministerraths den Sitzungssaal verließ, dazu benutzte, ihn zu bedrohen und auf's Demüthigendste Lügen zu strafen. Das war alles.

Ohnehin hatte die Regierung um diese Zeit andere Gegenstände, die ihre Sorge in Anspruch nahmen. Der Tag nahte, wo die Zivilliste für die ganze Dauer der neuen Regierung festgesetzt werden sollte, und man ließ im Publikum die Liste der königlichen Ausgaben herumgehen, welche von den Ministern nothwendig erachtet wurden. Diese Liste berechnete den jährlichen Tribut, welchen das Königthum von dem Volke erheben sollte, auf achtzehn Millionen.

Nachdem die Arbeiter von Lyon einmal gezwungen worden, sich schweigend in ihr Elend und ihren namenlosen Jammer zu verschließen, triumphirten die Freunde der Ordnung: der Auszug des Volks auf den aventinischen Berg hatte wenigstens die Einsetzung der Volkstribune zum Resultate gehabt.

Drittes Kapitel.

Gemälde der Gesellschaft: Fehler des industriellen Systems. — Moralische Unordnung, Anarchie in der Konstitution der Gewalt. — Neuerungsversuche. — Ursprung des Saint-Simonismus; sein Charakter; seine Physiognomie; sein Einfluß; seine Geschichte bis zur Trennung der Herren Bazard und Enfantin.

Die wahre Geschichte unsers Jahrhunderts ist die seiner Ideen. Die Ränke der Diplomatie, die Intriguen der Höfe, die lärmenden Debatten, die Kämpfe des öffentlichen Platzes — alles das beweist blos die Aufregung der Gesellschaft. Ihr Leben ist anderswo zu suchen. Es besteht in der geheimnißvollen Entwickelung der allgemeinen Tendenzen. Es besteht in jener unvermerkten, allmäligen, die Revolutionen vorbereitenden Ausarbeitung von Lehren. Denn es ist immer ein tiefer Grund für so viele Ereignisse vorhanden, die, wenn sie zum Ausbruch kommen, aus der Gelegenheit und dem Zufall hervorgegangen zu sein scheinen.

Der Aufstand von Lyon hatte die Minister eigentlich überrumpelt. Sklaven der politischen Routine, jeder Initiative unfähig, fremd der intellektuellen Bewegung, welche um sie her vorging, endlich gewohnt, die Existenz der Gesellschaft nur in den gehaltlosen Streitigkeiten zu erblicken, worin sich ihr ganzes Feuer vergeudete, hörten die Minister auf, die Bedeutsamkeit des Weberaufruhrs zu begreifen, sobald man aufhörte, seinen Lärm zu vernehmen.

Aber unter dieser so hartnäckig in ihrer Unvorsichtigkeit und Eigensucht verschanzten Gewalt erforschten Männer voll Einsicht und Kühnheit die Probleme, welche sie ohne Lösung ließ, bemächtigten sich der Rolle, die sie in ihrer Ohnmacht verschmähte, und suchten eine Nation, welche sie nur durch Soldaten zu beherrschen wußte, durch den Gedanken zu beherrschen.

Nun war niemals eine Gesellschaft überfüllter mit Gährungsstoffen, als diejenige, welche die offiziell mit ihrer Lenkung beauftragten Menschen auf diese Art dem blinden Zufalle überließen.

Kampf der Produzenten unter sich um den Absatz, der Arbeiter unter sich um Beschäftigung, des Fabrikanten mit dem Arbeiter um Festsetzung des Lohnes; Kampf des Armen gegen die Maschine, die ihn ersetzte und mit dem Hungertode bedrohte, das war unter dem Namen **Konkurrenz** die charakteristische Thatsache der Lage, vom industriellen Gesichtspunkte aus betrachtet. Und welches Unheil erwuchs daraus! Die großen Kapitalien in den industriellen Kriegen den Sieg verschaffend, wie die großen Massen in den anderen Kriegen, und das Prinzip des **Gewährenlassens** auf diese Art zu den gehässigsten Monopolen führend; die großen Unternehmungen die kleinen, der Großhandel den Kleinhandel zu Grunde richtend; der Geldwucher, diese moderne Feudalität, welche schlimmer ist, als die alte, nach und nach des ganzen Bodens sich bemächtigend, und der Grundbesitz von mehr als einer Milliarde belastet; die Handwerker, welche sich selbst angehören, Arbeitern Platz machend, welche nicht sich selbst angehören; die Kapitalien, unter dem Antrieb einer schmachvollen Habgier, von waghalsigen Unternehmungen verschlungen; alle Interessen gegen einander bewaffnet: die Weinbergbesitzer gegen die Besitzer von Waldungen, die Runkelrübenzucker-Fabrikanten gegen die Kolonieen, die Seehäfen gegen die Fabriken des Innern, die südlichen Provinzen gegen die nördlichen, Bordeaux gegen Paris; hier überfüllte Märkte, die Verzweiflung des Kapitalisten; dort Werkstätten, welche sich schließen, die Verzweiflung des Handarbeiters; der Handel zu einem Verkehr erlaubter Schliche und üblicher Lügen herabgewürdigt; das Volk der Wiederherstellung des Feudalwesens durch den Wucher und der Bildung einer Geldoligarchie durch den Kredit entgegengehend; alle Entdeckungen der Wissenschaft in Mittel der Unterdrückung, alles, was der menschliche Geist der Natur abgerungen, in Waffen zum Kampfe umgewandelt, und die Tyrannei gewissermaßen durch den Fortschritt selbst vervielfältigt; der Proletarier ein Maschinenknecht, oder, im Fall einer Krisis, sein Brot zwischen dem Aufruhr und dem Bettelstabe suchend; der Vater des Armen mit sechszig Jahren im Hospital sterbend, und die Tochter des Armen mit sechszehn Jahren nothgedrungen sich der Schande hingebend, um ihr Leben zu

fristen, und der Sohn des Armen mit sieben Jahren gezwungen, die verpestete Luft der Spinnereien einzuathmen, um den Lohn der Familie zu vergrößern; die Ehe des Taglöhners unbedachtsam aus Elend eingegangen, schauerlich fruchtbar, und die Besitzlosigkeit das Reich mit einer Ueberschwemmung von Bettlern bedrohend — das war das Bild, welches die Gesellschaft damals darbot.

Auf der anderen Seite kein gemeinschaftlicher Glaube mehr, keine Anhänglichkeit an die Traditionen, der Geist der Forschung alles verneinend, ohne etwas zu bejahen, und statt der Religion eitel Gewinnsucht. Da die Nation auf solche Weise dem Handelsgeiste verfiel, so war es natürlich, daß man aus der Ehe eine Spekulation, ein kaufmännisches Geschäft, machte, eine Art industrieller Unternehmung, ein Mittel, irgend einer Krämerbude Kundschaft zu verschaffen. Und da die Ehe, obschon auf diese scheußliche Art eingegangen, gleichwohl durch das Gesetz als unauflöslich erklärt war, so wurde in Paris und den anderen großen Städten fast immer das Scheidungsrecht durch den Ehebruch ersetzt. Zu den aus der Gebrechlichkeit des ehelichen Bandes in den Familien erwachsenen Unordnungen gesellten sich die schändlichen Streitigkeiten, welche die durch Erbgier unterhaltene Habsucht erzeugt, und alltäglich führten die gerichtlichen Journale dem Publikum das traurige Schauspiel von Brüdern vor die Augen, welche sich das väterliche Erbe, Lappen um Lappen, streitig machten, oder sogar von Söhnen, die sich gegen ihre Mutter bewaffneten vor Richtern, welche durch vieljährige Gewohnheit zuletzt alles Gefühl für die Abscheulichkeit solcher gehässigen Prozesse verloren hatten. Im Schooße der arbeitenden Klassen hatte die Auflösung der Ehe einen anderen Grund, aber einen noch weit jammervolleren Charakter. In dem Register der Prostitution figurirte das Elend als die Hauptnahrung der Sittenlosigkeit. Da für den Proletarier die Ehe ein Zuwachs von Lasten und die Liederlichkeit eine Ueberträubung des Schmerzes war, so kuppelte sich die Armuth mit der Armuth zusammen, und man befand sich auf dem Wege, wo das Elend das Konkubinat erzeugte und das Konkubinat den Kindermord. Ein anderer Jammer: heirathete der Arme, so war er bald gezwungen, in der Vaterschaft nur einen Zuwachs seines Lohnes zu suchen und seine Kinder, wenn sie kaum das Alter erreicht hatten, wo man der frischen Luft, der Bewegung und der Freiheit am bedürftigsten ist, in Fabriken zu schicken, wo die Gesundheit des Körpers durch das Uebermaß der Arbeit und die Gesundheit der Seele durch die Berührung der Geschlechter zu Grunde gerichtet wird. Jeden Morgen um fünf Uhr sah man einen Haufen unglücklicher, bleicher, armseliger, verkrüppelter Kinder mit glanzlosen Augen, bleifarbigen Wangen und greisenartig gekrümmtem Rücken sich um den Eingang der Spinnereien drängen. Denn das auf die Konkurrenz gegründete gesellschaftliche System erwies sich dermaßen grausam

und unsinnig, daß es nicht blos die Intelligenz der Kinder der Armen erstickte und ihr Herz verderbte, sondern auch die Quellen des Lebens in ihnen versiegen machte oder vergiftete. Und der Augenblick nahte, wo Herr Charles Dupin auf der Tribüne der Pairskammer die feierliche Erklärung abgeben sollte: „Unter 10,000 Konskriptionspflichtigen liefern die fabrikreichsten Departements Frankreichs 8,980 gebrechliche oder mißgestaltete, während in den Ackerbau treibenden Departements ihre Zahl nur 4,029 beträgt." Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß in einer Gesellschaft, wo eine solche Unterdrückung in's Reich der Möglichkeit gehörte, die Menschenliebe nur ein Wort, die Religion nur eine Erinnerung war.

Und das Uebel hatte seinen Sitz in der Staatsgewalt, wie in der Gesellschaft. Das Königthum, eine erbliche Macht und unaufhörlich von einer Wahlmacht bedroht, erschöpfte sich nothgedrungen und gänzlich in der Sorge für seine Vertheidigung. Die Pairskammer, der königlichen Ernennung unterworfen, zählte in dem konstitutionellen Mechanismus nur noch als ein überflüssiges Glied, oder als eine Verlegenheit. Die Deputirtenkammer war verdammt, ohne Initiative zu leben, erstens, weil sie nur eine einzige Klasse, die herrschende, vertrat, und somit nicht den Wunsch haben konnte, Mißbräuche abzuschaffen, welche ihr selbst zu Statten kamen; zweitens, weil sie, theilweise aus Beamten bestehend, sich unter der Abhängigkeit von den Ministern hinschleppte, welchen Bestechung durch Aemtervertheilung die Mehrheit dienstbar machte.

Also und um die Lage unter ihren drei Hauptgesichtspunkten zusammenzufassen: in der gesellschaftlichen Ordnung die Konkurrenz, in der moralischen Ordnung der Skeptizismus, in der politischen Ordnung die Anarchie — das waren die charakteristischen Züge der Herrschaft des Bürgerstandes in Frankreich.

So große Uebel erheischten kräftige Gegenmittel: man hatte keines zu finden gewußt, welches nicht aus schlimm noch ärger gemacht hätte.

Man errichtete sogenannte tours, um die Mütter zu verhindern, das Kind zu tödten, welches sie nicht ernähren konnten; aber diese Anstalten wurden eine neue Aufmunterung zur Ausschweifung, und die Zahl der Findelkinder, die am 1. Januar 1784 nur 40,000 betragen hatte, belief sich im Jahre 1834 auf 130,000.

Man erbaute Korrektionshäuser, um daselbst diejenigen Tugend zu lehren, welche von dem Elend die Erziehung des Lasters empfangen hatten; aber es war ein höchst unvorsichtiges System, für das Verbrechen eine Sorgfalt zu beweisen, auf welche der Arme nicht zu rechnen berechtigt war; den Mord abzuwarten, ehe man dem Mörder Moral beibrachte; zwei Schritte von der Werkstätte, wo es die Kinder an Leib und Seele verderben ließ, das Gefängniß aufzuschlagen, wo graue Sünder katechisirt werden sollten.

Man gründete Sparkassen, um den Arbeiter zur Sparsamkeit anzuhalten; aber in einer Gesellschaft, wo der Grundsatz „Jeder für sich, jeder bei sich" allen anderen voranstand, hatte die Einführung der Sparkassen keine andere Wirkung, als den Armen eigensüchtig zu machen und unter dem Volke das geheiligte Band zu zerreißen, welches die Gemeinsamkeit der Leiden zwischen den leidenden Wesen knüpft. Ueberdieß lag etwas Hohnvolles darin, dem Arbeiter Ersparnisse anzuempfehlen, welche ihm sein Elend schlechterdings untersagte. Am 31. Dezember 1830 gehörten von 163,196 Einlagen 74,835 Nichtarbeitern und zum größten Theile Dienstboten an.

Man versprach der Bank von Frankreich die Erneuerung ihres Privilegiums; aber diese Bank, welche von der Produktion ungeheure Zinse vornwegnahm, acceptirte das Papier des Armen nicht; sie zwang den kleinen Handelsmann, bevor er zu ihr gelangen konnte, die scheußlichen Wege des Wuchers zu durchwandern; kurz sie rechtfertigte den habsüchtigen Genuß des kostbarsten der Monopole nur durch die Unterstützung, welche sie den Stärksten gegen die Schwächsten gewährte.

Aus diesem traurigen Stand der Dinge mußten natürlich Neuerungsversuche hervorgehen, und so kam es auch.

Wir werden später und in dem Augenblicke, wo sie sich mit Glanz offenbarte, die Theorie auseinandersetzen, welche schon seit langer Zeit im Schatten der Einsamkeit Charles Fourier ausarbeitete, ein Mann von Genie, der arm und unbekannt sterben sollte. Aber in der Epoche, wo wir angelangt sind, waren die Ideen dieses beharrlichen Denkers nur einer sehr kleinen Zahl Jünger bekannt, und der Schauplatz noch ganz und gar von der Saint-Simonistischen Schule eingenommen.

Dieser Schule war es gegeben, dem Autoritätsprinzip mitten unter den Triumphen des Liberalismus wieder Geltung zu verschaffen; die Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen Religion zu verkünden, zu einer Zeit, wo das Gesetz selbst atheistisch geworden war; die Organisation der Industrie und die Vergesellschaftung der Interessen zu verlangen, während die Konkurrenz die meisten ihrer lügenhaften Erfolge feierte. Mit einer Unerschrockenheit sondergleichen, mit einer auf hohes Talent und tüchtige Studien gestützten Kraft legte diese Schule alle Wunden des Jahrhunderts in ihrer Blöße dar, erschütterte tausend Vorurtheile, regte tiefe Ideen auf, eröffnete der Intelligenz eine umfassende neue Laufbahn. Der Einfluß, den sie ausübte, war groß und dauert noch. Es ist also von Wichtigkeit, zu sagen, was die Saint-Simonisten waren, was sie ausführten, welche Wahrheiten oder Irrthümer sie einer unruhevollen Gesellschaft brachten, aus welcher Quelle sie geschöpft, und auf welche Art sich diese Lehren entwickelten, die abwechslungsweise ein Gegenstand des Erstaunens, des Spottes und des Zornes sein sollten.

Der Gründer der Saint-Simonistischen Schule war seit fünf Jahren todt, als die Julirevolution ausbrach. Er gehörte einem der edelsten Häuser Frankreichs an, er war der Erbe des Namens und des Wappens des berühmten Herzogs von Saint-Simon, des Geschichtschreibers der Regierung Ludwig's XIV, des letzten unserer eigentlichen großen Herren; und gleichwohl griff er alle Vorrechte der Geburt an und erklärte den Krieg für eine Gottlosigkeit. Denn es war dieß ein Mann, mächtig durch Unabhängigkeit des Geistes und Kühnheit des Herzens. Im Uebrigen überzeugt, daß man, bevor man ein Gesetzbuch für die Menschheit abfasse, die Menschen und ihre Angelegenheiten gründlich durchschaut haben müsse, brachte er die erste Hälfte seines Lebens damit zu, die Gesellschaft nach allen ihren Erscheinungen zu studiren, vor keiner Erfahrung zurückweichend, im Interesse seiner Beobachtungen sowohl ausschweifend, als tugendhaft, aus jeder seiner Vergehungen sich eine Lehre entnehmend, seine Thorheiten zum Gegenstande seiner Studien machend, ohne Bedenken eines durch Spekulationen erworbenen Vermögens durch wohlberechnete Verschwendung sich entäußernd, entsetzlich arm nach Perioden arbeitsvoller Wohlhabenheit, von einer elenden Kopistenstelle lebend zu derselben Zeit, wo er im Gedanken die Welt beherrschte, Einigen ein Weiser, den Meisten ein Narr, feurig bis zur glühendsten Begeisterung, dann entmuthigt bis zum Selbstmordversuch, endlich genöthigt, den Bettelstab zu ergreifen, er, der so oft die glänzendsten Künstler und die berühmtesten Gelehrten an seiner Tafel versammelt hatte, um sich ein Urtheil über sie zu bilden. Solcher Art war das Leben Saint-Simon's: Folgendes waren die intellektuellen Ergebnisse desselben.

Wie alle Reformatoren, ging Saint-Simon von dem Grundsatz der menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit aus. Aber da die Geschichte ihm die Menschheit in einem beständigen Entweder-Oder des Despotismus und der Anarchie, der Ruhe und der Erschütterungen zeigte, so unterschied er im Leben der Völker zwei Arten von Epochen: diejenigen, wo ein System herrscht, gut oder schlecht, aber in seinen verschiedenen Theilen gleichgeordnet und allgemein angenommen, und diejenigen, welche ihre Charakterisirung in den Anstrengungen finden, die man macht, um von dem bestehenden System zu einem neuen überzugehen. Die ersten nannte Saint-Simon organische Epochen; den zweiten gab er den Namen kritische Epochen. Er sah z. B. eine organische Epoche im Heidenthum bis auf Sokrates und eine andere organische Epoche im Christenthum bis auf Luther.

Nachdem er die Gesellschaft in Arbeiter und in Müßiggänger eingetheilt, mit der Ueberzeugung, daß die Zukunft ausschließlich den ersteren angehöre, hatte sich Saint-Simon gefragt, welche Klassifikation sich wohl am passendsten unter den Arbeitern einführen ließe. Der Mensch fühlt, er denkt, er handelt:

Saint-Simon hatte daraus geschlossen, daß das Ganze der menschlichen Arbeit von denjenigen versehen werden könne, welche zu den Gefühlen der Menschheit sprechen, von denjenigen, welche seine Intelligenz weiter ausbilden, und von denjenigen, welche seine Thätigkeit beschäftigen. Daher drei gesellschaftliche Funktionen, darin bestehend, die Menschen zu rühren, sie aufzuklären, sie zu bereichern. Daher auch drei Klassen von Arbeitern: die Künstler, die Gelehrten, die Gewerbtreibenden.

Nun blieb noch übrig, das Band zwischen diesen drei Klassen von gesellschaftlichen Funktionen aufzufinden: das Gesetz des Fortschrittes.

Die erste französische Revolution hatte Saint-Simon lebhaft ergriffen, und er hatte wohl gesehen, daß sie nur eine Fortsetzung und Vergrößerung der Luther'schen Empörung war. Der Untergang des Papstthums, oder, was auf das Gleiche hinausläuft, der Sturz der geistlichen Gewalt in Europa war ihm somit als der allgemeinste und lebendigste Ausdruck des revolutionären Werkes erschienen. Konnte nun der Bund, welchen die Kirche zwischen den Völkern gestiftet hatte, auf immer zerrissen bleiben? War es möglich, daß die Herrschaft über den Geist erledigt blieb, ohne daß der Gang der Menschheit ins Stocken gerieth? Eine unermeßliche Leere hatte sich in der Welt gebildet, diese Leere mußte ausgefüllt werden. Aber wie? Durch wen und auf welchen Grundlagen die geistliche Gewalt wieder aufbauen?

In einem ersten Werke, betitelt: „Briefe eines Bewohners von Genf an seine Zeitgenossen", wandte sich Saint-Simon an die Gelehrten. Der Plan, den er vorschlug, war im höchsten Grade wunderlich; er enthielt Ideen, die der Verfasser später selbst verwerfen mußte, namentlich die von der Wahl: es war noch keine Lehre, sondern blos ein Entwurf. Nach diesem wäre vor dem Grabe Newtons eine Subskription eröffnet worden. Alle wären berufen worden, zu unterzeichnen, Reiche und Arme, Männer und Weiber, Jeder nach seinem Vermögen und Belieben; und jeder Subskribent hätte drei Mathematiker, drei Physiker, drei Chemiker, drei Physiologen, drei Literaten, drei Maler, drei Musiker ernannt. Der Ertrag der Subskription wäre zwischen den mit der größten Stimmenzahl gewählten Gelehrten und Künstlern getheilt worden. Die einundzwanzig Erwählten der Menschheit, vereinigt unter dem Namen „Newton's Rath" und präsidirt von einem Mathematiker, hätten die geistliche Regierung gebildet, welcher die Aufgabe zugekommen wäre, die verschiedenen Nationen der Erde zu einem gemeinsamen Ziele zu leiten.

Dieser Plan, welcher nichts Merkwürdiges hatte als seine Sonderbarkeit, war nicht von der Art, großen Anklang finden oder begriffen werden zu können. Ueberdies war er unvollständig. Er schuf keine dauernde und nothwendige Verbindung zwischen der Wissenschaft und der Industrie,

zwischen den Entdeckungen des Geistes und ihrer Anwendung, zwischen der Theorie und der Praxis. Auf der andern Seite bemerkte Saint-Simon bald, daß die Körperschaft der Gelehrten nur noch ein Körper ohne Wärme und beinahe ohne Leben war, ein Körper, welcher bei jeder Gelegenheit den Antrieb empfing, statt ihn zu geben, während dagegen die Industrie mit reißender Schnelligkeit groß wuchs, die Gesellschaft mit ihrem Hauche belebte, in allen Dingen kühn die Initiative ergriff und sich endlich stark genug zeigte, um die brutale Souveränetät des Schwertes im Schach und dem Genie Napoleons die Waage zu halten.

Er beschloß also, sich an die Gewerbtreibenden zu wenden, und in allen Schriften, welche diese zweite Periode seines intellektuellen Lebens bezeichneten, nahm die Industrie die Stelle ein, die er in seinen vorhergehenden Werken der Wissenschaft zugewiesen hatte. „Alles durch und für die Industrie!" war fortan sein Wahlspruch, und er erklärte, daß die Zeit gekommen sei, dem Müßiggang seine Krone zu entreißen, die Zeit, das Reich der Arbeit einzuführen. Den König machte er zum Oberhaupt der Gewerbtreibenden; er wollte, die Minister sollten ganz einfach aufgeklärte Gewerbtreibende sein, gewählt, um das Büdget vorzubereiten und zu befruchten; er verlangte, die Umlage der Steuern, welche das Wahlrecht geben, solle in der Art vorgenommen werden, daß der Einfluß des Bauern den des müßigen Besitzers, d. h. derjenige, der die Rente bezahlt, denjenigen, welcher sie empfängt, verdränge; er schlug mit einem Worte mehrere Mittel vor, welche sämmtlich den Zweck hatten, die politische Gewalt aus den Händen des Militärs, des Gesetzgebers, des Rentiers in die des Gewerbtreibenden übergehen zu machen.

Es war dies augenscheinlich blos eine von Umständen bedingte Theorie, eine Theorie von zweifelhaftem Werth und die überdieß nur die politische Seite der Absichten des Reformators enthüllte. Denn wie hätte die Industrie, sich selbst überlassen, für die moralischen und intellektuellen Bedürfnisse der Menschheit sorgen sollen?

Saint-Simon erließ jetzt einen Aufruf an die Künstler. Aber diesmal faßte er alle Ideen, die er bisher nach und nach und vereinzelt in die Welt hatte gehen lassen, zusammen, stellte sie nebeneinander, koordinirte sie und machte daraus unter dem Namen **neues Christenthum** die Lehre, deren glänzendes und arbeitsames Erbe er einigen geliebten Schülern vermachen sollte.

Jesus Christus hatte zu den Menschen gesagt: Liebet euch unter einander, wie Brüder; eine bewundrungswürdige, rührende Lehre, aber unbestimmt abgefaßt, so wie von einer Epoche nicht anders zu erwarten war, wo die Menschheit sich in Herren und Sklaven theilte. Nachdem die Sklaverei zum

Theil abgeschafft war, mußte der Gedanke Christi nach Saint-Simon in der schönen und großherzigen Formel: „möglichst schnelle physische und moralische Verbesserung des Looses der zahlreichsten und ärmsten Klasse", seine entsprechende Uebersetzung finden. Also um diesen Zweck zu verwirklichen, war eine geistliche Gewalt eingesetzt worden, und hatte es in der Welt einen Statthalter Christi, einen Papst gegeben.

Aber um seiner erhabenen Lehre Geltung zu verschaffen, hatte Christus den Kaiser schonen müssen, welcher die Macht besaß. Deßhalb hatte er gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist." Also war aus dem Schooße der christlichen Regeneration selbst jener große Dualismus hervorgegangen, welcher die Geschichte des Mittelalters charakterisirt, die geistliche Gewalt und die weltliche Gewalt, die Kirche und der Staat, der Papst und der Kaiser. Die Leitung der materiellen Interessen der Menschheit hatte sich somit außerhalb der Befugnisse der Kirche befunden. Auch hatte man gesehen, wie sie die Ausübung der ihr anvertrauten geistlichen Gewalt in den Kreis der theologischen Streitigkeiten einengte, alle Mittel ihrer Wissenschaft der Auseinandersetzung von Dogmen ohne mögliche materielle Anwendung widmete, die ganze physische Seite der Verbesserung der Völker vernachlässigte, sogar Verachtung des Fleisches predigte, und zur Erleichterung der zahlreichsten und ärmsten Klasse blos durch die Worte beitrug: „Das Leiden ist heilig" — Worte, welche in das gequälteste Dasein alle Freuden der Hoffnung gießen und die Verdammten der Erde durch Hinweisung auf den Himmel trösten.

Gleichwohl war es eine große Sache um diesen, wenn auch auf den letztgenannten indirekten Nutzen beschränkten Einfluß der geistlichen Gewalt; es war genug, so lange die weltliche Gewalt sich nur durch Eroberung und Krieg entwickelte. Aber der Tag kam, wo die Thätigkeit der weltlichen Gewalt, statt sich ausschließlich durch den Krieg zu entwickeln, sich durch die Industrie entwickelte. Und an diesem Tage wurde die Kirche natürlicherweise bis in ihre Grundfesten erschüttert. Denn es bedurfte einer besondern Wissenschaft für die Industrie. Und was geschah? Daß ein Laie, Keppler, einen Newton vorbereitete, daß ein Laie, Guttenberg, die Buchdruckerei erfand, daß Laien, die Medicis, dem Handel neue Bahnen brachen, daß die Fortschritte der Mathematik, der Physik, der Physiologie, der Astronomie zum Theil Laien verdankt wurden. Es gab also neben der theologischen oder heiligen Wissenschaft eine praktische oder profane Wissenschaft; es erhob sich gegenüber der von der Kirche geübten geistlichen Gewalt eine andere geistliche Gewalt, welche der Staat ausübte. Ein neues Gewicht fiel in eine der Schalen jener großen, während des ganzen Verlaufs des Mittelalters zwischen dem Papste und dem Kaiser schwankenden Waage: sie neigte

sich auf die Seite des Kaisers. Luther erschien, die alte geistliche Gewalt wurde beinahe gänzlich aufgelöst.

Der Papst wurde in der That ketzerisch von dem Augenblick an, wo er sich auf dem Wege, der zur Verbesserung des Schicksals der zahlreichsten Klasse führt, von der weltlichen Gewalt überflügelt fand. Aber Luther seinerseits war ketzerisch, indem er die christliche Religion bis zu ihrem Ausgangspunkte rückwärts führte und der Oberherrlichkeit des Kaisers unterwarf; er war ketzerisch, indem er aus dem Kultus der reformirten Kirche den Einfluß der Künste verbannte, welche einer der drei Arten des menschlichen Lebens, dem Gefühle, entsprechen.

Also wäre für Saint-Simon die **religiöse Gewalt** diejenige gewesen, welche die Menschheit in allem, was sie ausmacht, umfaßt und zu dem christlichen Ziele, d. h. zur Verbesserung des Looses der zahlreichsten Klasse geführt haben würde: durch das Gefühl, indem sie die Künstler; durch die Vernunft, indem sie die Gelehrten; durch die Handlungen, indem sie die Gewerbtreibenden verwendete. In diesem Sinne war das Papstthum eine geistliche, nicht aber eine religiöse Gewalt gewesen. Der Papst war bis auf Leo X mehr das Oberhaupt der Gelehrten als das Oberhaupt der Priester gewesen. Die Religion war noch zu gründen, was nur geschehen konnte, wenn man ein geeignetes System gefunden hätte, unter welchem eine zugleich mit ausgesuchtem Gefühl, mit tiefer Wissenschaft, mit unermüdlicher Thätigkeit begabte Gewalt die Künstler, die Gelehrten und die Gewerbtreibenden zu einem und demselben Zwecke zusammenzuwirken genöthigt hätte. Dieses waren nach Saint-Simon die Grundlagen des neuen Christenthums.

Man wäre versucht, in diesen Arbeiten nur eine sinnreiche Terminologie zu erblicken, wenn sie nicht, wie wir näher erklären werden, eine an praktischen Konsequenzen fruchtbare Lehre ins Leben gerufen hätten, eine Lehre, deren öffentliche Darlegung etwas Furchtbares hatte.

Saint-Simon fühlte die Bedeutsamkeit seiner Idee wohl, denn er starb voll Zuversicht und Hoffnung, den wenigen Schülern, die sein Todtenbett umgaben, zum Abschiede Worte zurücklassend, aus welchen der wohlbegründete Stolz dieser zum Entfliegen bereiten Seele durchblickte: „Die Frucht ist reif, ihr werdet sie pflücken."

Saint-Simon hatte Herrn Augustin Thierry zum Sekretär und Herrn Auguste Comte zum Schüler gehabt; aber der Erbe seiner Lehre war Herr Olinde Rodrigues. Ein Journal, betitelt der Produkteur, das bald nach Saint-Simons Tod, 1825, erschien, und dessen Leitung man Herrn Cerclet anvertraute, wurde der Mittelpunkt, um welchen Herr Olinde Rodrigues, um sie in die Lehre seines Meisters einzuweihen, die Männer versammelte,

welche sie mit dem größten Talente und Erfolg predigen konnten. Der Produkteur war inzwischen kein Saint-Simonistisches Journal. Redigirt von den Herren Olinde Rodrigues, Enfantin, Bazard, Buchez, Auguste Comte, Armand Carrel, Schriftstellern von großem Verdienst, die aber nicht alle einem gemeinsamen Glauben gehorchten, hatte er keine andere Wirkung, als durch die Neuheit gewisser Uebersichten und durch das Unvorgesehene der Lösungen, welche er für die damaligen Probleme der Industrie fand, den Liberalismus in Staunen und Unruhe zu versetzen.

Doch, wie dem auch sei, die Lehre wurde von den Herren Olinde Rodrigues, Enfantin und Bazard gemeinschaftlich ausgearbeitet. Sie lockten Zöglinge der polytechnischen Schule, ausgezeichnete Schriftsteller, Redner, Künstler an sich, und bald bildete sich eine Schule. Im Augenblick, wo die Julirevolution ausbrach, war die Saint-Simonistische Schule konstituirt; sie erkannte als Oberhäupter die Herren Enfantin und Bazard, welchen Herr Olinde Rodrigues großsinnigerweise die erste Stelle abgetreten hatte. Folgendes war die Entwicklung, welche die Schüler den Ideen des Meisters gaben.

Die Eintheilung der Menschheit in Künstler, Gelehrte, Gewerbtreibende annehmend, ließen sich's die Saint-Simonisten vor allem angelegen sein, durch die historische Methode das Gesetz des Fortschrittes zu bewahrheiten, welches den Gegenstand ihres Glaubensbekenntnisses bildete.

Was zuerst die Gefühle betrifft, so bemerkten sie, daß die Menschheit in der Geschichte vom Haß zur Liebe und von der Feindschaft zur Verbrüderung fortschreite. Und wirklich, war nicht der Besiegte im Anfang von dem Sieger vertilgt worden? Hatte sich nicht später der Sieger begnügt, den Besiegten in die Sklaverei abzuführen? War nicht auf den Sklaven der Leibeigene und auf den Leibeigenen der freie Mann gefolgt? Auf der andern Seite war die Familie zur Stadt, die Stadt zum Reich, das Reich zum Staatenbunde angewachsen, so daß von Fortschritt zu Fortschritt eine große Anzahl Völker sich unter dem Gesetze des Katholizismus vereinigt hatten. Die Menschheit schritt also dem Prinzip der allgemeinen, auf die Liebe gegründeten Verbrüderung entgegen.

Vom Gesichtspunkte der Thatsachen aus studirt, welche die Wissenschaft betreffen, bot die Geschichte nicht minder erquickliche Belehrungen dar. Die Zivilisation hatte in ihrer Entwicklung unaufhörlich die Bedeutung des intelligenten Menschen zum Nachtheil des starken Menschen vergrößert. Und welch' eine herrliche Lehre war der Welt durch das Schauspiel der Kirche gegeben worden, die eine andere Organisation erhielt, als der Staat! Dort eine geistliche Gewalt, durch vernünftige Ueberredung sich einführend und auf das Verdienst gegründet, hier eine weltliche Gewalt, durch die Eroberung sich aufzwingend und auf die Geburt gegründet. Wer hatte im Mittelalter das Prinzip der Erblichkeit

vertreten? Der Kaiser. Und das entgegengesetzte Prinzip? Der Papst. Welche der beiden Mächte nun, die Kirche oder der Staat, hatte bis auf Leo X, der sich wie ein weltlicher Fürst mit einem Hofstaate umgab, der Ablaßbriefe verkaufte, um die Toilette seiner Schwester zu bezahlen, der sich in einen Kaiser verwandelte, die andere verdunkelt und beherrscht? Gab es nicht einen tiefen Schluß zu ziehen aus dem Beispiele des erwählten Mönches, welcher aus der Dunkelheit seines Klosters hervortrat, um den päpstlichen Stuhl zu besteigen, und Tags darauf dem trotzigsten aller erblichen Herrscher den Staub seiner Pantoffeln zu küssen gab? Die Menschheit schritt also einer Organisation entgegen, in welcher man jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihren Werken geben würde.

Was die Industrie betrifft, so war hier das Gesetz des Fortschrittes augenscheinlich. Die industriellen Gewohnheiten hatten nicht aufgehört, Boden zu gewinnen, und die kriegerischen Gewohnheiten, solchen zu verlieren. Nachdem man sich bewaffnet hatte, um Provinzen zu verwüsten, bewaffnete man sich jetzt, um Comptoirs zu errichten. Wenn der Krieg noch nicht ganz und gar aus der Geschichte verbannt war, so war wenigstens der Zweck nicht mehr derselbe. Die Eroberungen Roms hatten den Eroberungen Englands Platz gemacht. Die Soldaten wichen von Tag zu Tag mehr vor den Kaufleuten zurück. Und selbst Napoleon, der Mann der Schlachten, Napoleon hatte den Handel und den Frieden dem Ehrgeiz seiner Armeen als Ziel vorgesteckt. Also schritt die Menschheit der Organisation der Industrie entgegen.

Als Folgerungen aus diesen historischen Forschungen fand man folgende drei Formeln:

Allgemeine Verbrüderung auf die Liebe gegründet, und folglich keine Konkurrenz mehr.

Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken, und folglich keine Erbschaft mehr.

Organisation der Industrie, und folglich kein Krieg mehr.

Lehren dieser Art zielten darauf hin, die ganze gesellschaftliche Ordnung zu erschüttern. Man gerieth darüber in Unruhe. Gleichwohl mangelte es ihnen an Logik, an Größe und an Kühnheit.

Indem sie die allgemeine Verbrüderung, auf Liebe gegründet, predigten; indem sie verlangten, daß die Industrie regelmäßig organisirt werde und ihre Herrschaft auf die Trümmer eines Systems der Unordnung und des Krieges baue, beurkundeten die Saint-Simonisten ein vollkommenes Verständniß der Gesetze, welche in Zukunft die Menschheit regieren müssen. Aber sie rissen das Gebäude, das sie mit der einen Hand errichteten, mit der andern wieder ein, in der famösen Formel: Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit

nach ihren Werken. Eine dem Anschein nach billige und weise, in Wirklichkeit aber umstürzende und unbillige Formel.*)

Ob die Ungleichheit, die Mutter der Tyrannei, im Namen der Erfolge des Geistes, oder im Namen der Siege der Gewalt erzeugt wird, was liegt daran? Im einen wie im andern Falle verschwindet die Menschenliebe, der Eigennutz triumphirt, und das Prinzip der menschlichen Brüderschaft wird mit Füßen getreten. Man betrachte die Familie: wenn der Vater Früchte unter seine Kinder vertheilt, zieht er da den Unterschied der Dienste, welche sie leisten, in Betracht, oder den der Bedürfnisse, welche sie empfinden? Er selbst, der die ganze Last des häuslichen Bundes trägt, bricht er sich nicht bereitwillig von seinen Genüssen ab, um die Wünsche eines kranken Kindes zu befriedigen, um das Wohlbefinden eines unwissenden und schwachen Sohnes zu vermehren? Das ist die Liebe in ihrem Wirken. Der Staat nehme sich die Familie zum Muster. Im andern Fall gibt es nur Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten. Jeden nach seinen Fähigkeiten belohnen? Ei, und was dann mit den Blödsinnigen anfangen? Was mit den Kranken anfangen? Was mit dem Greise anfangen, dessen Kraft auf immer gebrochen ist? Sie Hungers sterben lassen? Dies ist nothwendig, wenn man behauptet, die Verpflichtungen der Gesellschaft gegen ihre Mitglieder werden durch das bestimmt, was sie von ihnen empfange. Die Saint-Simonistische Logik war also mörderisch? .... Nein, sie war blos inkonsequent, denn sie ließ Verpflegungsanstalten zu für die Unfähigen und ein Bicêtre für die Narren. Wer behauptet, ein Mensch dürfe sich kraft seiner geistigen Ueberlegenheit einen größern Antheil irdischer Güter zueignen, der beraubt sich selbst des Rechts, dem Starken zu fluchen, welcher in den Zeiten der Barbarei kraft seiner physischen Ueberlegenheit die Schwachen zu Sklaven machte: der zieht ganz einfach der Tyrannei ein anderes Kleid an. Es ist wahr, die Saint-Simonisten stellten als Grundsatz auf, man solle das Talent durch Belohnungen anspornen, und sie glaubten, die Rechtfertigung ihrer Formel aus dem gesellschaftlichen Nutzen zu schöpfen. Aber muß denn die Belohnung nothwendig eine materielle sein, muß sie sich nach irdischen Gütern taxiren lassen? Es gibt, Gott sei Dank, noch andere und kräftigere Mittel, den Menschen in Bewegung zu setzen. Mit einem Stückchen Band, welches er den Tapfersten in ihrem Knopfloch

*) Wir müssen hier sagen, daß unter den Saint-Simonisten einige die Formel, welche wir tadeln, so auffaßten, „der Fähigste müsse am höchsten gestellt sein in der Hierarchie," was den Gesetzen der Vernunft im höchsten Grade angemessen ist. Aber die Formel drückt mehr aus, sie drückt aus, „der Fähigste müsse auch der am besten Belohnte sein," und diese ausgedehntere Auffassung hat sich sowohl in der Schule, als auch in ihrem offiziellen Organ, dem **Globe**, vorwiegende Geltung verschafft.

zu befestigen versprach, hat Napoleon eine Armee von einer Million Menschen dem Tode entgegenfliegen gemacht. Das Wort Ruhm, richtig oder falsch aufgefaßt, hat der Welt ihre Geschicke bereitet. In Folge welches unglückseligen Verhängnisses sollte das, was genügt hat, als es sich um das Zerstören handelte, nicht genügen, wenn es sich um das Erzeugen handelt? Haben nicht die großen Männer jeder Zeit ihre hauptsächlichste Belohnung eben in der Uebung ihrer Fähigkeiten gesucht und gefunden? Hätte die Gesellschaft Newton würdig belohnen wollen, es wäre nicht in ihrer Macht gelegen: für Newton gab es keine andere angemessene und genügende Belohnung, als die Freude, die er empfinden mußte, als sein Genie die Gesetze entdeckt hatte, welche die Welten beherrschen. Es gibt zwei Dinge im Menschen: Bedürfnisse und Fähigkeiten. Durch die Bedürfnisse ist der Mensch leidend; durch die Fähigkeiten ist er handelnd. In Folge seiner Bedürfnisse ruft er Seinesgleichen um Unterstützung an; in Folge der Fähigkeiten begibt er sich in den Dienst von Seinesgleichen. Die Bedürfnisse sind ein Fingerzeig, wodurch Gott der Gesellschaft zu verstehen gibt, was sie dem Einzelnen schuldig ist. Die Fähigkeiten sind ein Fingerzeig, wodurch Gott dem Einzelnen zu verstehen gibt, was er der Gesellschaft schuldig ist. Man ist also demjenigen, der die meisten Bedürfnisse*) hat, mehr schuldig, und man darf von demjenigen, der die meisten Fähigkeiten hat, mehr verlangen. Also setzt nach dem göttlichen, in die Organisation jedes Menschen geschriebenen Gesetze eine größere Intelligenz eine nützlichere Wirksamkeit voraus, aber nicht eine ansehnlichere Belohnung, und die Ungleichheit der Fähigkeiten darf billigerweise nur zur Ungleichheit der Pflichten **) führen. Die Hierarchie nach Fähigkeiten ist nothwendig und fruchtbar; die Belohnung nach Fähigkeiten ist mehr als unheilvoll, sie ist eine Ruchlosigkeit.

Also stand die von den Saint-Simonisten vorgeschlagene Art der Gü-

---

*) Der Mensch hat physische Bedürfnisse, deren Grenze die Natur selbst bezeichnet. Er hat moralische Bedürfnisse, die in einer geregelten und fortschreitenden Gesellschaft die Mittel finden würden, sich zu befriedigen und vollkommen zu entwickeln. Was die rein künstlichen Bedürfnisse betrifft, welche eine fehlervolle und verdorbene Zivilisation schafft, und aus denen ausschweifende Ansprüche entstehen können, so würden sie in einer geregelten Gesellschaft nur individuelle Krankheiten ausmachen, welche nicht zu nähren, sondern zu heilen die Gesellschaft sich selbst schuldig wäre.

**) Wie diesen Grundsatz in Anwendung bringen? Eine weitere Ausführung darüber taugt nicht in den Plan dieses Werkes. Wir haben uns darauf beschränken müssen, den wunden Fleck der Saint-Simonistischen Neuerungen nachzuweisen. Die Natur unseres Buches gestattete keine detaillirte Kritik des Saint-Simonismus, von welchem wir blos soviel gesagt haben, als zu wissen nöthig ist, um seine gesellschaftliche Bedeutung und seine wahre Geltung zu würdigen.

tervertheilung in förmlichem Widerspruch mit dem edlen, von ihnen selbst angekündigten Zwecke: einer allgemeinen, auf Liebe gegründeten Verbrüderung. Dies ist noch nicht alles. Als man sie fragte, wer der Richter über die Fähigkeiten sein würde, und wie sie es mit der Einsetzung der Gewalt halten wollen, antworteten sie ohne Bedenken: „Das Gesetz ist in den kritischen Epochen nur ein todter Buchstabe, und diesem todten Buchstaben gehorcht man; aber in den organischen Epochen bedarf es eines Gesetzes, welches mit dem Gesetzgeber in Eins verschmilzt, eines lebendigen Gesetzes. Derjenige wird herrschen, der sich am fähigsten dazu fühlt und sich als solcher auch bei den Andern Geltung zu verschaffen weiß." Somit beabsichtigten sie einen persönlichen und friedlichen Despotismus, der seine Quelle in der ganz freiwilligen Beistimmung der Beherrschten hatte, was mit der Formel ausgedrückt werden konnte: Das Oberhaupt wird der Liebendste und der Geliebteste sein. Nun hätten die Saint-Simonisten, um weniger inkonsequent in ihren Lehren zu sein, begreifen müssen, daß bei einem System, wo der gesellschaftliche Reichthum nicht auf eine rein brüderliche Art vertheilt wird, und die ökonomische Wissenschaft nicht nach den Regeln der Familie gemodelt ist, die Herrschaft der Liebendsten und Geliebtesten eine Chimäre, eine Unmöglichkeit ist. Denn wenn man die Gewalt beauftragt, die Früchte der gesellschaftlichen Arbeit ungleich zu vertheilen, so setzt man sie bitterem Tadel aus und bereitet ihr Hindernisse ohne Zahl; dadurch, daß man ihr das Recht zuerkennt, Vorzüge zu haben, macht man ihr Feinde. Die Klasseneintheilung der Fähigkeiten mußte, wenn sie auch nur halbwegs der Ungleichheit der Talente entsprechen sollte, zur unvermeidlichen Folge haben, daß die Ausübung der persönlichen Gewalt früher oder später gehässig wurde, und der Haß sich im Gefolge der Eifersucht, die Anarchie im Gefolge des Hasses in den Bund einschlich. War man aber da angekommen, was wurde dann aus dem System? Es mußte sich entweder durch Zwangsmittel aufrecht erhalten oder zusammenstürzen.

Man wird etwas weiter unten sehen, wie aus diesem Grundirrthum: Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken, noch andere Irrthümer entstanden, welche mit der Umwandlung des Saint-Simonismus begannen und mit seinem Untergange endeten. Aber bevor wir diese zweite Lebensphase der Saint-Simonistischen Schule besprechen, müssen wir einige Worte über ihre äußere Rolle sagen und über ihre Wirksamkeit in der Gesellschaft.

Die Juliusrevolution hatte dem Saint-Simonismus einen auffallend kräftigen Anstoß gegeben. Was im Anfang nur eine Schule gewesen, war jetzt eine Familie. Mit der Macht eines gründlichen Unterrichts und mit feiner Geistesbildung die Leidenschaft des Proselytismus vereinigend,

Männer von Welt und Sektirer, hatten sich die ersten Adepten nach allen Richtungen verbreitet, den Rednern einen schallenden Hörsaal versprechend, die Dichter und Künstler durch den Köder eines leichten Ruhmes anlockend, den Gelehrten beweisend, daß die Wissenschaft des Liberalismus eine falsche und leere sei, ohne Nachdruck und ohne gemüthlichen Kern, mit den Frauen von schönen Künsten, von Liebe und wahrer Freiheit sprechend. Der Erfolg dieser Versuche war reißend schnell gewesen; nach den individuellen Eroberungen hatte man auf Eroberungen der Massen denken können. Die Hierarchie war gegründet: zuerst das Kollegium, sofort der zweite Grad, dann der dritte Grad. Der Globe, welchen der Rücktritt der Doktrinäre, die ihn redigirten, in den Händen des Herrn Pierre Leroux, eines ausgezeichneten Denkers und großen Schriftstellers, gelassen hatte, der Globe war das tägliche Journal der Schule geworden, die sich bereits im Besitz des Organisateur befand. Es hatte an Geld gefehlt: Geschenke flossen reichlich heran. Herr von Eichthal hatte eine ansehnliche Summe geliefert. Auf einen Brief von Bazard-Enfantin hatte Herr Henri Fournel, welcher sich damals in Creuzot befand, mit der Anerbietung seines ganzen Vermögens geantwortet und zwar unter der Firma: Henri und Cecile Fournel für ihr Kind. In einer Gesellschaft, in welche der gröbste Handelsgeist eingedrungen, war diese Begeisterung gewiß etwas Wunderbares und Rührendes. Die meisten Journale waren um diese Epoche blos Spekulationen: der Globe wurde unentgeldlich vertheilt.

Aber dies wäre zu wenig gewesen für den Eifer, von welchem die Adepten sich belebt fühlten: auf die bescheidenen Versammlungen, welche vor der Juliusrevolution in der Straße Taranne stattgefunden, folgten die lärmenden Predigten der Straße Taitbout. Hier erschienen Männer voll Beredtsamkeit, wie die Herren Barrault, Charton, Laurent, Abel Transon, um die Souveränetät des Wortes auszuüben. Nichts Merkwürdigeres als der Anblick dieser Versammlungen. Um einen großen Saal herum, unter einem gläsernen Dache, zogen sich drei Stockwerke von Logen. Vor einem Amphitheater, dessen rothe Bänke jeden Sonntag von Mittag an eine eifrige Menge bedeckte, placirten sich in drei Reihen ernste junge Männer in blauer Kleidung, und unter ihnen erblickte man einige Damen in weißen Kleidern und violetten Scharpen. Bald erschienen, den Prediger führend, die zwei höchsten Väter, die Herren Bazard und Enfantin. Bei ihrem Anblick erhoben sich die Schüler mit Rührung und Ehrfurcht, unter den Zuschauern trat ein tiefes Stillschweigen voll Sammlung oder Spott ein, und der Redner begann. Viele hörten ihn im Anfang mit einem Lächeln auf den Lippen und Hohn in den Augen an: aber nachdem er gesprochen hatte, regte sich in der ganzen Versammlung ein mit Bewunderung gemischtes Staunen, die

hartnäckigsten Skeptiker konnten sich einer langen Versunkenheit in Gedanken oder einer geheimen Rührung nicht erwehren.

Und alles zielte darauf hin, diese Propaganda wirksam, unwiderstehlich zu machen. Die Familie, welche sich in der Straße Monsigny festgesetzt hatte, war gleichsam ein brennender Herd, der die doppelte Kraft hatte, anzuziehen und zu strahlen. Die Lehre entwickelte sich hier beim Lärm der Feste und unter dem begeisternden Blicke der Frauen. Ihre Beschäftigungen, ihre Träume von Glück und die Neigungen ihrer Kindheit verlassend, waren Ingenieurs, Künstler, Aerzte, Advokaten, Dichter herbeigelaufen, um ihre großherzigsten Hoffnungen zu vergesellschaften; die einen hatten ihre Bücher, die andern ihre Meubles gebracht; die Mahlzeiten fanden gemeinschaftlich statt; man versuchte sich im Kultus der Brüderschaft. Der Name Väter wurde den Mitgliedern jedes höhern Grades von denen der niedrigeren Grade gegeben, und die Damen, welche an dieser geistigen Kolonie Theil nahmen, erhielten die süßen Benennungen: Mütter, Schwestern oder Töchter. Hierher führten die immer zahlreicher werdenden Verbindungen, welche eine fleißige Korrespondenz zwischen den Neuerern von Paris und denen der Provinz gründete, und von diesem Punkte gingen, um in ganz Frankreich das Saint-Simonistische Wort auszustreuen, Missionäre aus, welche überall Spuren ihres Durchzuges zurückließen: in den Salons, in den Schlössern, in den Gasthöfen, in den Hütten, von den Einen mit Begeisterung begrüßt, von den Anderen gehöhnt, aber unermüdlich in ihrem Eifer. So waren die Herren Jean Reynaud und Pierre Leroux nach Lyon geschickt worden, das sie in Flammen setzten, und das eine unvergängliche Erinnerung an ihren Besuch bewahren sollte.

Diese thatkräftige Bewegung gehorchte gleichwohl nicht den Gesetzen einer unbeugsamen Einigkeit. Ueber die Art, wie die Fragen gestellt werden sollten, waren Alle einverstanden; nicht so über die Art, wie sie definitiv entschieden werden sollten. Diese Meinungsverschiedenheit that sich besonders in den Missionen kund, wo, fern von den Blicken der Oberhäupter, jeder einzelne Prediger sich seinen eigenen Inspirationen hingab. Bei den einen, wie bei Herrn Margerin, war es der Mystizismus, der vorherrschte; andere, wie Herr Jean Reynaud, waren von revolutionärem Geiste, von der demokratischen Denkungsweise erfüllt.

Derselbe Mangel an Einigkeit machte sich in den Saint-Simonistischen Schriften bemerklich, wenn man sie unter sich vergleicht. „Die Darlegung" von Herrn Bazard; die „Briefe über die Religion und die Politik" von Herrn Eugène Rodrigues; die „Fünf Reden" des Herrn Abel Transon; die „Bemerkung" des Herrn Olinde Rodrigues über die Ehe und ihre Scheidung; die Vorlesungen des Herrn Pereire über die Industrie und die Fi-

nanzen; die „Drei Familien" von Herrn E. Barrault; die Schriften der Herren Pierre Leroux, Jean Reynaud, Charton, Margerin, Cazeau, Stephane Flachat, Charles Duveyrier, Enfantin über Metaphysik, über die Künste, über politische Oekonomie — alle diese Werke sind weit entfernt, ein gleichsinniges, vollständiges Lehrbuch zu bilden, und zeugen blos von einer langwierigen, gelehrten und muthvollen Ausarbeitung.

Wie dem auch sei, der Globe faßte alle diese verschiedenen Anstrengungen zusammen und popularisirte sie. Geleitet von Herrn Michel Chevalier, einem Mann von wenig Originalität, der aber ein merkwürdiges Talent besaß, die Ideen, welche er annahm, dem Verständnisse des großen Publikums zuzuführen, hatte sich der Globe, um die Gesellschaft, die unter seinen Augen dahinging, zu beurtheilen, auf einen sehr erhabenen Gesichtspunkt gestellt, und der Krieg, welchen er mit den beliebtesten Institutionen führte, war ebenso ungestüm als unerbittlich, obgleich voll von philosophischer Schonung für die Einzelnen wie für die Parteien. Unter den Angriffen, welche der Saint-Simonismus gegen eine gesellschaftliche Ordnung richtete, die er für fehlerhaft erklärte, sind die kühnsten ohne Widerrede die gegen das Erbschaftssystem.

Den Saint-Simonisten zufolge schritt die Menschheit einem Zustande entgegen, wo die Individuen nach Maßgabe ihrer Fähigkeit in Klassen getheilt und je nach ihren Werken belohnt würden. Das Eigenthumsrecht, wie es dermalen war, mußte also abgeschafft werden, weil es einer gewissen Klasse von Menschen die Mittel lieferte, von der Arbeit Anderer zu leben, weil es die Eintheilung der Gesellschaft in Arbeiter und Müßiggänger festhielt, weil es endlich allen Begriffen von Billigkeit zum Trotze die Ausbeutung derjenigen, welche wenig konsumiren und viel produziren, durch diejenigen, welche viel konsumiren und wenig oder sogar nichts produziren, gestattete. Aber das Institut der Erbschaft war nach den Saint-Simonisten nicht blos ungerecht, sondern sogar verderblich; es wurde nicht blos durch die Billigkeit verworfen, sondern auch und hauptsächlich durch die Wissenschaft. Und wirklich, aus was besteht denn der Reichthum? Aus Grundstücken, aus Kapitalien. Was sind die Kapitalien in Beziehung auf die Produktion? Werkzeuge der Arbeit. Was sind die Kapitalisten? Die Depositäre dieser Werkzeuge. Und was ist folglich die gesellschaftliche Funktion der Kapitalisten? Die Werkzeuge an die Arbeiter zu vertheilen. Nun erfordert diese Funktion, die wichtigste von allen, eine tiefgehende Kenntniß des industriellen Mechanismus, ein durchgreifendes Verständniß der Gesetze, welche die Verhältnisse zwischen der Produktion und der Konsumtion regeln. Somit könnte sie nicht ohne unermeßliche Gefahren den Bevorrechteten der Geburt anvertraut werden, welche blos die Auserwählten des Zufalls sind. Ueberdies wurde die Erbschaft nicht minder unwiderruflich durch den Gang der Ge-

schichte verworfen. War nicht die Sklaverei, das Eigenthumsrecht des Menschen auf den Menschen, abgeschafft worden? Hatte man nicht der Leibeigenschaft, welche blos eine andere Form des Eigenthumsrechtes des Menschen auf den Menschen war, ihr Recht angethan? Hatte man nicht statt der Rechte der Erstgeburt und der Nachfolge, einer dem Rechte der Uebertragung angewiesenen Grenze, die gleiche Theilung zwischen den Kindern eingeführt, eine andere dem Rechte der Uebertragung angewiesene Grenze? Die Natur des Eigenthumsrechtes, sein Charakter, sein Umfang, seine Wirkungen, alles das war also dem Willen des Gesetzgebers, der Macht der allgemeinen Bewegungen, welche die Gesellschaften hinreißen, unterworfen, und es handelte sich nur noch darum, den Abhang, auf welchen die Gesellschaften augenscheinlich durch die Geschichte gestellt worden waren, bis an's Ende hinabzusteigen. Wenn man das Gesetz des Fortschrittes annahm, so mußte man auch als nothwendigen Folgesatz die stufenweise Vervollkommnung der Industrie annehmen. Dann reduzirte sich die ganze Frage darauf, zu wissen, ob es im Interesse der Industrie liege oder nicht, daß der Miethzins aus den Grundstücken und den Werkzeugen der Arbeit von Tag zu Tag wohlfeiler würde. Aber konnte die Frage zweifelhaft erscheinen? Daß die Müßiggänger das Sinken des Arbeitslohnes und das Steigen der Interessen, der Miethzinse, der Pachtgelder wünschten, war ganz natürlich; aber die Arbeiter mußten gerade das Gegentheil wünschen. Die Entwickelung der Arbeit zog also das fortwährende Sinken der Interessen, der Miethzinse, der Pachtgelder nach sich. Dies angenommen, fragten sich die Saint-Simonisten, was die Eigenthümer thun würden, wenn das Sinken dermaßen überhand nähme, daß es ihnen nicht mehr gestattet wäre, von den Interessen, vom Miethzins, von den Pachtgeldern allein zu leben? Sie wären dann gezwungen, zu arbeiten. Aber nach dem Tod des arbeitenden Eigenthümers könnte leicht der Sohn weder dieselben Neigungen, noch dieselbe Tüchtigkeit haben, wie der Vater. Der Künstler z. B., wenn er der Sohn eines ackerbauenden Eigenthümers und in die Unmöglichkeit versetzt wäre, von der Rente aus seinen väterlichen Grundstücken zu leben, der Künstler hätte keine andere Wahl, als sich entweder dadurch, daß er seine Domäne schlecht und mit widerstrebendem Herzen anbaute, zu ruiniren, oder sie zu verkaufen, um sich dem seiner Fähigkeit angemessensten Berufe zu widmen. Und wenn sich gesellschaftliche Phänomene dieser Art im ganzen Umfang der Gesellschaft kundthäten, wäre es dann nicht augenscheinlich, daß es zu einer allgemeinen Liquidation kommen müßte, in welche nur der Staat Ordnung zu bringen vermöchte, und deren Besorgung ihm anzuvertrauen im Interesse der Eigenthümer selbst läge?

Man sieht, mit welcher Freimüthigkeit sich die Saint-Simonisten an die kitzlichsten Probleme machten. Und denjenigen, welche eben in dieser

Eigenthumsfrage ihnen vorwarfen, sie zerstören mit dem Erbschaftsrecht den Sporn, welcher für den Vater in der Hoffnung liege, seinen Sohn zu bereichern, denen antworteten sie, dieser Sporn sei für die Mehrzahl der Arbeiter, welche der Menschheit zur Zierde gereicht, nicht vorhanden gewesen; er sei weder für die Päpste vorhanden gewesen, noch für die Mönche, noch für eine Menge einsichtsvoller und wirksamer Männer, welche unter die herbe Regel des Cölibats ein Leben gestellt haben, das ihre Arbeit unsterblich machen sollte.

Sie hätten noch weit entschiedener antworten können, wenn sie statt der Formel: Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken, diejenige angenommen hätten, die man aus den reinsten Quellen der evangelischen Moral schöpft. In der That hätte der Vater, sobald die Lehre von der Pflicht als Grundlage der gesellschaftlichen Moral anerkannt wäre, nicht mehr nöthig, durch eigene Vorsorge den schlimmen Folgen der Nichtvorsorge des Staates vorzubeugen; er hätte nicht mehr nöthig, seinem Sohne in der Gesellschaft zumvoraus die Stelle eines Kapitalisten zu sichern, die einzige, welche heutzutage verbürgt ist, und die Wirksamkeit jedes Einzelnen hätte andere Triebfedern, wenn die Gesellschaft aus einer großen Familie bestände, wo für alle Menschen, die es redlich meinen, ein Platz bezeichnet wäre, nach jenem Wort des Evangeliums, dem schönsten, fruchtbarsten, rührendsten, das jemals ausgesprochen worden ist: „Friede unter den Menschen, die das Gute wollen!“

Unglücklicherweise gingen die Saint-Simonisten, während sie in der Praxis viel zu weit gingen, als Theoretiker nicht weit genug. Für ihr Jahrhundert wollten sie zu viel; für die Gerechtigkeit und Wahrheit wollten sie nicht genug.

Inzwischen herrschte ein geheimer Zwiespalt im eigenen Herzen der Saint-Simonistischen Familie. Die Prinzipien waren aufgestellt: nun blieb noch übrig, sie durch die Anwendung zu bewahrheiten. Diese gefährliche Anwendung, mußte man sie versuchen? Mußte man von der Theorie zur Praxis übergehen, nachdem man die Theorie vollendet hatte? Hier theilten sich die Ansichten im Kollegium. „Es sind,“ sagten die Einen, „noch nicht alle Probleme entschieden, obgleich sie aufgestellt sind: bleiben wir vereint, aber blos um unser Werk der Ausarbeitung und Propaganda fortzusetzen. Wenn wir die Gesellschaft, die uns umgibt, für unsere Sache gewonnen haben werden, so wird sie schon ihre Revolution machen. Hüten wir uns, eine kleine Gesellschaft mitten in der großen zu schaffen. Seien wir Apostel und trachten wir nicht darnach, Herrscher zu werden.“ — „Wir haben genug dogmatisirt,“ antworteten die Andern, „die Hauptsache ist jetzt, daß wir uns an's Werk machen. Predigen wir mit unserem Beispiel, organisiren wir Arbeiten, konstituiren wir eine Regierung, wie sie unseren Ideen entspricht, treten wir aus dem rein apostolischen Stande heraus.“ So dachten Bazard

und Enfantin: ihre Ansicht mußte natürlicherweise den Sieg davon tragen. Man sorgte also für Errichtung von Werkstätten; man warb Anhänger unter den Proletariern; man berief ihrer mehrere, deren Kinder unter Feierlichkeiten adoptirt wurden; man theilte sich ehrgeizig in die Hauptstadt und in die Provinzen, so daß der Saint-Simonismus seine eigene Geographie hatte; die beiden höchsten Väter nahmen den Titel: Päpste, an, eine Benennung, welche zu gleicher Zeit einen Gedanken des Stolzes enthüllte und ein verwegenes Plagiat verrieth; endlich handelte es sich nicht mehr darum, aus einer ausgewählten Anzahl auserlesener Männer eine Achtung gebietende Synagoge zu bilden, sondern Kräfte zusammenzubringen, welche der Globe jeden Morgen mit emphatischen Posaunenstößen aufzählte. Aus dieser neuen Tendenz erwuchsen kaum glaubliche Täuschungen. Man wagte es, seine Blicke auf die Tuilerien zu richten: Ludwig Philipp wurde in Briefen aufgefordert, seinen Platz den Herren Enfantin und Bazard abzutreten. Der Saint-Simonismus, welcher im Anfang eine Schule, dann eine Familie gewesen, wurde eine Regierung, und eine Regierung, welche die Bestimmung hatte, die Gewalt des Katholizismus zu ersetzen.

In allem dem sah Bazard, welcher sich lange Zeit mit den Ideen des Herrn von Maistre genährt hatte, nur eine politische Folgerung; aber Enfantin führte nichts Geringeres im Schilde, als die zahlreichen von der Doktrin aufgeregten Probleme in ihrer ganzen Ausdehnung zu umfassen und eine Religion zu gründen.

Zu dieser Abweichung der Ansichten bei den beiden Häuptern der Lehre kam eine tiefliegende Verschiedenheit des Charakters und der Organisation. Bazard war eine männliche Seele; aber etwas ängstlich, weil er den überlegenden Verstand vorwalten ließ, wollte er nur klare, bestimmte Ideen gelten lassen; in die politischen Kämpfe der Restauration gemischt, hatte er sich aus seinem Carbonaroleben revolutionäre Instinkte, nachdrucksvollen Haß, den Wunsch, thätig in die Angelegenheiten des Landes einzugreifen, die Lust zu leicht anwendbaren Theorien bewahrt. Enfantin dagegen verband mit etwas Weiblichem in seiner Empfindungsweise einen kühnen, waghalsigen Geist; der methodischen Langsamkeit Bazard's setzte er einen ungeduldigen, unerschöpflichen Unternehmungsgeist entgegen; aber was Bazard in der Benutzung der gegebenen Mittel, in der Anwendung der politischen Kräfte suchte, und was er nöthigenfalls von der Gewalt erwartet haben würde, das wollte Enfantin durch das Uebergewicht der intellektuellen Kühnheit und die friedlichen Siege der Verführung auswirken. Der erste fühlte sich einen Tribun, der zweite machte sich zum Apostel. Der erste hätte sich gern in die Anwendung der Logik und Wissenschaft verschlossen; der zweite ging darauf aus, seine Herrschaft dadurch annehmbar zu machen, daß er der Macht der Ueberführung

den Mystizismus beifügte. Enfantin's Organisation war also vollständiger. Dabei ist zu bedenken, daß er ein Mann von seltener Schönheit, unvergleichlicher Heiterkeit war und die Kunst besaß, durch die dichtgeschlossenste Dialektik die überraschendsten Paradoxen zu rechtfertigen.

So lange die Schule sich damit begnügt hatte, den dogmatischen Theil des Saint-Simonismus zu entwickeln, war Bazards Wirksamkeit vorherrschend gewesen; er hatte seinen Kollegen sogar gezwungen, zu Gunsten des Instituts der Ehe eine öffentliche Erklärung mit ihm zu unterzeichnen, welche Enfantin in seinem Innern verläugnete. Aber Bazard fand sich in eine Laufbahn geworfen, wo es ihm verboten war, stille zu stehen. Was war in der That Saint-Simons Gedanke? Daß die Lösung des großen Problems darin bestehe, ein **religiöses** Band zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht, oder auch zwischen der Wissenschaft und der Industrie aufzufinden. Wenn also die Saint-Simonisten die Nothwendigkeit verkündeten, die Industrie den Gesetzen der Verbrüderung gemäß zu organisiren, und wenn sie das Prinzip der Klasseneintheilung der Fähigkeiten aufstellten, so hatten sie damit nur die eine Hälfte der Aufgabe erfüllt. Man mußte weiter gehen, man mußte es nach dem, durch die beredten Briefe von Eugène Rodrigues gegebenen, Impulse zum religiösen Theile des Saint-Simonismus treiben und vor allem entscheiden, ob die Gesellschaft eine religiöse Zukunft habe.

Ueber diesen Punkt waren Bazard und Enfantin einverstanden. Sie erkannten beide an, daß die religiöse Entwickelung der Menschheit drei Hauptformen in sich begriffen habe: den Fetischismus, in welchem der Mensch die Natur in jedem ihrer sichtbaren Produkte zum Gott macht; den Polytheismus, in welchem der Mensch sich zu Abstraktionen erhebt, die er zum Gott macht; den Monotheismus, worin er die ganze Schöpfung auf eine einzige, außerhalb der Welt liegende Ursache zurückführt. In der Aufeinanderfolge dieser drei Hauptformen erkannten sie den Beweis für einen leicht darzulegenden Fortschritt. Denn im Fetischismus ist die Furcht so ziemlich das einzige Gefühl, welches den Menschen mit der Gottheit, so wie er sie auffaßt, verbindet. Im Polytheismus mischt sich die Liebe in die Furcht, obgleich in dieser Religionsform der Typus des Gerechten immer noch derjenige ist, welchen man als die Götter fürchtend schildert. Im Monotheismus endlich, dessen beide Phasen das Judenthum und das Christenthum bilden, strebt in den Empfindungen des Menschen gegen die Gottheit die Liebe immer mehr den Sieg über die Furcht davon zu tragen. Nicht minder fühlbar ist der Fortschritt der religiösen Idee in Beziehung auf ihre gesellschaftliche Geltung. Denn nach dem Fetischismus, welcher dem vereinzelten Kultus der Familie entspricht,

kommt der Polytheismus, welcher nur den Kultus der Stadt festsetzt; und nach dem Monotheismus der Juden, welcher die Einheit Gottes nur mit dem Beifügen: „Gott hat ein einziges Volk auserwählt," verkündet, kommt der Monotheismus der Christen, welcher zu gleicher Zeit sowohl die Einheit Gottes, als auch die Einheit der menschlichen Familie ausspricht.

Daraus schlossen Bazard und Enfantin auf gleiche Weise, daß trotz des Skeptizismus, von dem sie umgeben seien, einer zufälligen Krankheit, worüber man sich in einer kritischen Epoche nicht wundern dürfe, die Menschheit einer religiösen Zukunft entgegenschreite, deren Seele der Pantheismus sein müsse.

Bei diesem Glaubensbekenntniß wollte Bazard stehen bleiben, aber es war nicht mehr Zeit: Enfantin war da, ein drängender, unerbittlicher Logiker. Da die Menschheit eine religiöse Zukunft hatte, so war es Pflicht, sich mit dieser Zukunft zu beschäftigen. Was war nun in dieser Beziehung Saint-Simons Gedanke gewesen? Bazard mußte es wohl wissen, da er ihn selbst ausgeführt und entwickelt hatte. Ja, Bazards eigenen Schriften zufolge hatte das Christenthum mit den Dogmen von der Erbsünde, vom Fall der Engel, vom Paradies und von der Hölle die alte Theorie vom Kampfe zweier Prinzipien: des Guten und des Bösen, angenommen. Und Bazard hatte nicht geläugnet, daß das Christenthum das Prinzip des Bösen in der Materie gesehen hatte, wie mehr als zur Genüge aus dem Vorzug, welcher dem Cölibat vor der Ehe bewilligt worden war, aus dem Befehl, welchen man den Menschen gegeben, ihr Fleisch zu kreuzigen, aus der Gleichgültigkeit, welche die Kirche gegen die Leitung der materiellen Wirksamkeit der Menschen beurkundet hatte, und aus dem berühmten Lehrsatze: „Das Leiden ist heilig," hervorging. Daran erinnerte Enfantin seinen Freund Bazard und forderte ihn auf, alle Konsequenzen folgender, ihnen gemeinschaftlicher Erklärung zu ziehen: „Die merkwürdigste und neueste, wo nicht wichtigste Form des Fortschrittes, welchen die Menschheit jetzt zu machen berufen ist, besteht in der **Wiederanerkennung** (réhabilitation) **der Materie,** einer Weise des allgemeinen Daseins, über welche das Christenthum seinen Tadel ausgesprochen hat."

Nach Enfantin bestanden diese Konsequenzen darin, daß die Künstler, in ihrer Eigenschaft von Auslegern des Prinzips der Liebe, als Band zwischen den Gelehrten und den Gewerbtreibenden dienen und somit ein Priesterthum ausüben müssen, dessen Zweck wäre, die Harmonie zwischen dem Geist und der Materie zu begründen, die man seit so langer Zeit einander feindlich gegenübergestellt; daß der Priester sich vornehmen müsse, die beiden Naturen zu begeistern und zu leiten, indem er den Schwung der

sinnlichen Begierden so gut wie den der geistigen begünstige und in Ordnung bringe; daß es für das Glück der Menschheit von Wichtigkeit sei, daß die mit tiefen Neigungen begabten Wesen nicht durch eine unüberschreitbare Schranke von den mit lebhaften Neigungen begabten Wesen getrennt werden, und daß die Sendung des **Priesters** darin bestehe, diese Schranke fallen zu machen. Indem er nun aus der zwischen dem Geiste und der Materie herzustellenden Harmonie auf die Gleichheit des Geistes und der Schönheit, des Mannes und der Frau, schloß, verkündete Enfantin als eine religiöse Nothwendigkeit die Emanzipation der Frau und ihre Theilnahme an der höchsten Gewalt, was das **Priesterpaar** gebildet haben würde.

Das **Priesterpaar** hätte zur Aufgabe gehabt, „die Macht seiner Liebe den Wesen aufzulegen, die ein vermessener Geist oder glühende Sinne irre führen, und dagegen von ihnen die Huldigung einer geheimnißvollen, keuschen Zärtlichkeit oder die Verehrung einer feurigen Liebe zu empfangen. Den ganzen Zauber der Schamhaftigkeit und ebenso die ganze Lieblichkeit der Wollust kennend, hätte es den Geist der einen und die Sinne der andern beherrscht." — „In unserer kritischen Welt," fügte Enfantin hinzu, „haben wir jenen göttlichen Einfluß der Frau des Mittelalters oder der christlichen Jungfrau auf das Leben des Edelknaben und des Ritters vergessen; wir wissen nicht mehr, welche hoffnungslose Aufopferung eine Schärpe, ein Blick, ein wenn auch nur halbes Lächeln zu gebieten vermochte; aber hauptsächlich kennen wir die Macht einer tugendhaften Liebkosung, eines frommen Kusses, einer heiligen Wollust nicht. Diese sind gar nicht für uns vorhanden. Unser Fleisch ist noch mehr befleckt, als unser Geist, und diese einzige Idee schreckt eine Welt, welche die gesellschaftliche, religiöse und moralische Macht noch nicht kennt, die der Schönheit in der Zukunft vorbehalten ist."

Auf diese Art hätten die Verhältnisse zwischen Gatten und Gattin ein geheimnißvoll inniges Einschreiten des **Priesters** nicht ausgeschlossen. Ohnehin verwarf Enfantin die Unbeständigkeit nicht durchaus. Er erblickte zwar zwei Fehler, den einen in der Gleichgültigkeit, welche in dem leichten Uebergange von einer Neigung zur andern besteht, den andern in der Eifersucht, der ausschließlichen Liebe für ein einziges Wesen, einer verzehrenden Liebe, die jede Annäherung fürchtet, die sich durch einen Blick in Unruhe versetzen, durch einen Verdacht zur Verzweiflung treiben läßt; aber in diesen zwei Fehlern, deren Typen in seinen Augen Don Juan und Othello waren, sah Enfantin halb und halb zwei Tugenden. Die Leichtigkeit, von einer niedrigen Neigung zu einer höhern überzugehen, ohne sich in der ersten ganz zu verlieren, ohne darin wie in einem Abgrunde zu versinken, indem man sie im Gegentheil als ein erstes Element des Fortschrittes betrachtete, diese Leichtigkeit

schien ihm Sache einer schönen und heiligen Natur zu sein, vorausgesetzt, daß sie nicht in Vergessung eingegangener Verpflichtungen, in eitle Laune oder in Undankbarkeit ausartete. Auf dieselbe Art fühlte er sich von Ehrfurcht durchdrungen für jene tiefe Liebe, die sich rückhaltlos gibt und aus zwei Existenzen nur eine einzige macht, um sie alle beide, die eine gekräftigt durch die andere, an das gesellschaftliche Werk festzuknüpfen. Diese zwei Naturen in Einklang zu bringen, indem es ihnen Befriedigung gewährte und ihnen eine Regel auflegte, das wäre die Aufgabe des priesterlichen Paares gewesen.

Es ist nicht unnöthig, hier zu bemerken, zu welchen ungeheuerlichen Folgerungen die Anwendung eines falschen Prinzips führen kann. Das Prinzip: Jedem nach seiner Fähigkeit u. s. w. war, haben wir gesagt, ein Hinderniß für die friedliche Ausübung der persönlichen Gewalt oder des Priesterthums. Enfantin begriff es. Er wollte die Gewalt möglich machen, indem er sie verlockend machte, und er ließ sich so weit führen, sie zum gefährlichsten Mittel der Korruption zu machen, welches die Einbildungskraft der Wollüstigen je ausgesonnen hat.

In Beziehung auf die Grenze, welche dem Einfluß des Priesters und der Priesterin auf die Gläubigen gesetzt werden müsse, gestand Enfantin die Unzulänglichkeit seines Urtheils, indem das moralische Gesetz nach ihm nicht von dem Manne allein gefunden und nur dann mit bindender Kraft eingeführt werden konnte, wenn auch die Frau gesprochen hatte.

Diese ausschweifende Idee gehörte gänzlich und ausschließlich Enfantin an. Saint-Simon hatte nie etwas derartiges vorgeschlagen. Die einzigen Worte, welche er über die Frauen geschrieben, stehen in den „Briefen eines Bewohners von Genf an seine Zeitgenossen“ zu lesen und lauten also: „Die Frauen werden zur Unterzeichnung zugelassen und können auch ernannt werden.“ Der Schüler war also weit mehr Neuerer als der Meister. Denn die Lehre des Schülers unterwarf die Ehe der Ausübung eines priesterlichen Rechtes, welches die Kinder in die Unmöglichkeit versetzt haben würde, ihren Vater zu kennen. Es war dies die Sinnlichkeitslehre als Mittel der Regierung angewendet; es war die Wiedereinsetzung des Liebhabers durch den Beichtvater.

Vor dieser Verkettung seltsamer Beweisführungen wich Bazard erschreckt zurück. Er hielt an den Traditionen in Beziehung auf die Konstituirung der Familie fest. Er hatte eine Frau, die er zärtlich liebte, und als er Gelegenheit gefunden, eine seiner Töchter zu verheirathen, hatte er, ohne auf Enfantin's Vorwürfe zu achten, gewünscht, daß die Ehe in den gewöhnlichen Formen vollzogen wurde. Er widerstand also und widerstand lange Zeit Aufforderungen, die seine ganze Seele in Unruhe versetzten. Aber mit der

Heiterkeit, die ihn nie verließ, verfolgte Enfantin die Verwirklichung seines Planes. Nicht zufrieden, Bazard mit seinen Trugschlüssen in Diskussionen zu verstricken, von denen die Mehrzahl der Saint-Simonisten nichts wußte, gab er sich angestrengt Mühe, gläubige Schüler an sich zu fesseln. Sein strahlendes Gesicht, sein edles Wesen, seine Kenntniß der Sprache, welche man gegen empfindsame und leidenschaftliche Wesen führen muß, alles das umgab ihn mit einem wahren Nimbus. Mit einem staunenswürdigen Gemische von Aufrichtigkeit und List untergrub er allmälig im Gemüthe Einzelner die Ueberzeugungen, welche zu entwurzeln er sich vorgesetzt hatte. Um ihnen desto sicherer zu beweisen, in welchen Täuschungen sie befangen seien, wußte er einzig und allein durch seinen Einfluß in das Geheimniß der Familien zu dringen; er veranlaßte Frauen zu einem öffentlichen Bekenntnisse und ließ sich selbst furchtbare vertrauliche Geständnisse ablegen, welche er auf eine Art benützte, die das Verdienst seiner Theorien beweisen mußte, stets bereit, sich wegen der Wahl der Mittel mit der Aufrichtigkeit des Zweckes zu rechtfertigen.

Damals gingen in der Straße Monsigny, mitten in dieser so skeptisch und so spöttisch gewordenen französischen Gesellschaft, so außerordentliche Szenen vor, daß man die Geschichte der Wiedertäufer zu Hülfe rufen müßte, um Ihresgleichen aufzufinden. Diejenigen Mitglieder des Kollegiums, welche die Lehren Enfantins verwarfen, fühlten sich auf einmal an den Rand eines unermeßlichen Abgrundes versetzt, welchen sie nicht geargwohnt hatten; sie fragten sich mit Schreck, ob ihr Leben bis jetzt nur ein Traum gewesen sei; sie empfanden einen namenlosen Schmerz, als sie sich vielleicht auf immer von demjenigen getrennt sahen, den sie in Stunden der Begeisterung und unendlicher Zärtlichkeit so lange Zeit ihren Vater genannt hatten. Bei den andern verdoppelte sich ihre unaussprechliche, inbrünstige Innigkeit; es war eine Schwärmerei, die bis zum Wahnsinn ging. Oft währten in einem Saale, dessen Thüren sorgfältig verschlossen und dessen Wände getreu waren, die Erörterungen ganze Tage, ganze Nächte hindurch, ohne Unterbrechung, ohne Zerstreuung, ohne Ruhe. Bisweilen geschah es, daß junge Leute, welche nicht so gut, wie ihre Kameraden, mit der Kraft begabt waren, diesen verzehrenden Kämpfen zu widerstehen, schwindlig wurden und in Ohnmacht fielen; man trug sie weg, ohne daß deswegen die Diskussion in's Stocken gerathen wäre. Eines Tags hatte Herr Cazeaux eine Stunde der Extase und fing an zu weissagen. Ein andermal wurde Herr Olinde Rodrigues wie vom Schlage gerührt, weil auf seine Frage, die er an jedes einzelne Mitglied richtete: ob es nicht wahr sei, daß der heilige Geist in ihm (Rodrigues) wohne, Herr Reynaud ihm eine ungläubige Antwort ertheilt hatte; die Krisis war äußerst gewaltsam, und der Doktor Fuster mußte, um den Kranken

zu retten, Herrn Reynaud, welchen dieser Zufall mit Bekümmerniß und Unruhe erfüllt hatte, zu einem förmlichen Widerrufe veranlassen. So groß ist selbst bei Männern von ernstem Geiste, so wie von gesunder und hoher Intelligenz die wunderliche Gewalt des Glaubens, wenn er einen gewissen Grad von krampfhafter Steigerung erlangt hat, und man kann aus der Sonderbarkeit dieser Erscheinungen auf die Macht der Bewegung schließen, welche der Saint-Simonismus geschaffen hatte.

Obgleich das Geheimniß der Debatten, welche das Kollegium in Bewegung setzten, wohl bewahrt wurde, so war es doch unmöglich, daß die übrigen Mitglieder der Familie nicht wenigstens einen indirekten Eindruck davon erhielten. Aus dem matten Gange der Mitglieder des Kollegiums, aus ihren Gesichtern, welche das Gepräge langer Schlaflosigkeit trugen, aus ihren farblosen Lippen, aus der Verwirrung ihrer Sprache, aus dem Geheimniß, womit sie sich umgaben, hatten die Mitglieder des zweiten Grades ersehen, daß ein furchtbares Drama aufgeführt wurde; die Angst war allgemein geworden. Aber welches Ende sollten diese Spaltungen nehmen?

Man versuchte es mit einer hierarchischen Einrichtung, welche die beiden Häupter verhindert hätte, sich jeden Augenblick auf demselben Boden zu begegnen. Der dreifachen Eintheilung der Gesellschaft in Künstler, Gelehrte und Gewerbtreibende entsprachen die drei Begriffe: Religion, oder Leitung der Gefühle; Dogma, oder Belehrung in der Wissenschaft; Kultus, oder Beherrschung der materiellen Interessen. Enfantin wurde zum Haupt der Religion ernannt; Bazard zum Haupt des Dogma; Olinde Rodrigues zum Haupt des Kultus. Eitler Versuch! Die Trennung war unvermeidlich geworden.

In einem Gespräche, welchem wenige Eingeweihte beiwohnten, maßen sich Bazard und Enfantin zum letzten Male. Die Diskussion war voll Leidenschaft. Bazards persönliche Neigungen gaben diesem Kampfe für ihn etwas Herzzerreißendes. Er fühlte wohl, daß es sich um sein ganzes Glück handelte. Er rang in einem langen Todeskampfe mit einem Manne, der ihn mit seiner unbarmherzigen Ruhe zu Boden schlug. Endlich gab er sich überwunden, er wußte nicht mehr, wo einen Haltpunkt finden zwischen dem Irrthum, der sich ihm aufdrängen wollte, und der Wahrheit, die ihm entwischte, und erschöpft, verzweiflungsvoll sah man ihn auf einmal, nach einer ganzen, in diesem furchtbaren Zweikampfe zugebrachten Nacht zusammensinken, als hätte der Engel des Todes ihn berührt. Und während man sich geschäftig um ihn bemühte, sagte Enfantin mit gehaltener Rührung: „Nein, es ist nicht möglich, daß er so stirbt, er hat noch zu große Dinge auszuführen!“ Man hob Bazard bewußtlos auf, und es gelang, ihn in's Leben zurückzurufen. Aber die Quellen der Freude waren auf

immer in ihm versiegt. Er kränkelte seitdem beständig, und einige Zeit darauf starb er.

Unmittelbar nach der Erklärung der Spaltung, den 19. November 1831, fand eine allgemeine Versammlung der Familie statt. Enfantin erschien dabei in seiner Eigenschaft als **höchster Vater.** Aber es hatten sich mehrere Saint-Simonisten eingefunden, die, ohne sich unter Bazards Banner zu sammeln, fest entschlossen waren, das Enfantin's zu verlassen, und unter welchen man die Herren Pierre Leroux, Jean Reynaud, Charton, Jules Lechevallier, Carnot, Fournel, Abel Transon zählte. Enfantin ergriff das Wort, und nachdem er die Ursachen des geheimen Mißverständnisses aufgeführt, welches seit langer Zeit zwischen Bazard und ihm vorwalte, setzte er seine Ideen auseinander über die Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte, über die Ehescheidung, als das Streben nach einer edleren Liebe betrachtet, über die dem Saint-Simonistischen Priester, sei er nun Mann oder Frau, vorbehaltenen Funktionen, über die Nothwendigkeit endlich, die Frau dem Manne gleich zu machen im Staate sowohl, als in der Familie, im Tempel sowohl, als im Staate. „Gleichwohl," fügte er hinzu, „ist es kein Gesetz, das ich euch gebe, keine Lehre, keine Unterweisung, ich spreche blos die Meinung eines Einzelnen aus ...... Das moralische Gesetz der Zukunft kann nicht ohne die Frau enthüllt werden. Bis jetzt erkläre ich, daß jede Handlung, die, aus unserer Lehre hervorgehend, von den Sitten und den moralischen Begriffen der Welt, welche uns umgibt, getadelt werden müßte, eine unmoralische Handlung wäre; denn sie wäre für die Lehre im Allgemeinen unheilvoll, und was mich persönlich betrifft, so würde ich darin den größten Beweis von Abneigung erblicken, den eines meiner Kinder mir geben könnte." Aber diese Rückhaltung genügte nicht, um in den Augen der Mißvergnügten die Gefahr der Insinuationen Enfantin's zu schwächen. Herr Pierre Leroux fällt ihm lebhaft in's Wort, protestirt im Namen des Kollegiums und kündet an, daß er sich zurückziehe. Herr Jules Lechevallier erklärt, da nach Enfantin's eigenen Geständnissen die Moral der Lehre noch nicht gefunden sei, so sei es auch nicht möglich, an die Konstituirung der Saint-Simonistischen Familie zu denken, und alles bleibe im Stand der Ausarbeitung. Abel Transon beklagt sich niedergeschlagen über den Mißbrauch, welchen der höchste Vater im Interesse der Lehre von den Privatbekenntnissen machen zu müssen geglaubt, die hervorzurufen er die Macht gehabt hat. „Der Vater Enfantin," ruft seinerseits Herr Reynaud, „glaubt offenbar, die Frau werde das gutheißen, was er zuerst angekündet hat, und deshalb schreitet er mit emporgehaltenem Haupte einher. Ich hege die Zuversicht, daß die Frau ihm das Haupt zerschmettern wird, aber man muß warten, bis die Frau sich erhebt ...... Wir haben Männer für die Lehre gewonnen, dies ist eine

ungeheure Verantwortlichkeit für uns. Ich fürchte den Einfluß des Vaters Enfantin auf diese Männer, ich werde ihm zur Seite bleiben, um ihn denselben als denjenigen zu zeigen, der er ist." Dies war der härteste Angriff, der bis jetzt gegen Enfantin gerichtet worden. „Reynaud," antwortete er, ohne sich zu rühren, „Reynaud allein begreift die Aufgabe des hohen Protestantismus. Er weiß mich groß, er sieht mich groß; er will hier protestiren, da wo man protestiren soll, zur Seite. Da sollte Bazard sein, über Reynaud." Auf diese Aeußerung folgt ein bitterer Wortwechsel zwischen denen, welche Enfantin's Ideen angreifen, und denen, die sie vertheidigen. Eine Dame, die zur Familie gehört, sagt, sie verwerfe die von Enfantin ausgesprochenen Ideen als unsittlich: „Ja, ja!" rufen mehrere Frauen von den Tribünen herab. Herr Fournel erklärt sich gegen den höchsten Vater. „Ihre Lehre," sagt Herr Carnot, „ist ein System des Ehebruchs." „Das Laster ist wieder in seine Rechte eingesetzt," fügt Herr Dugied hinzu. Ihrerseits beeifern sich die Anhänger Enfantin's, alle Angriffe zu beantworten. Herr Michel Chevalier wundert sich, daß man aus den Mißbräuchen, welche sich in die Saint-Simonistische Regierung einzuschleichen vermocht, eine Trennung folgern wolle. Herr Duveyrier spricht die Ueberzeugung aus, daß keine von Enfantin's Handlungen eine individuelle, eine Handlung des Eigennutzes gewesen sei, und daß die Fehler, unter welchen die Saint-Simonisten gelitten, eben daher kommen, weil sich unter ihnen noch nicht dieses Gesetz der Anständigkeit, der Schamhaftigkeit und Treue vorgefunden habe, welches zu bringen die Frau weit besser geeignet sei. „Ich erkläre euch," sagt Herr Talabot, auf Enfantin zeigend, „daß dieser Mann das Haupt der Menschheit ist." Und gegen Herrn Transon sich wendend, ruft Herr Barrault mit bewegter Stimme: „Nicht ohne lebhaften Schmerz habe ich Transon, den Bannerträger der Lehre, an dessen Seite ich geschritten bin, sich von uns trennen gesehen. Nein, Transon, dein Platz ist neben dem Vater Enfantin, neben mir. Du kannst uns nicht verlassen, denn du bist religiös. Du wirst Jules nicht folgen, denn Jules hat gesagt, daß die Lehre sich im Stande des Bankerotts, der Liquidation befinde. Du wolltest uns verlassen! Nein, das kannst du nicht: du liebst die Arbeiter, die Kinder der Armen, sie, die leiden."

Mitten unter diesen Debatten hatte Enfantin keinen Augenblick aufgehört, sich Herr seiner selbst zu zeigen; er antwortete auf alle Anklagen mit vieler Kaltblütigkeit und großem Stolz: endlich aber verabschiedete er die Versammlung mit folgenden Worten, die er in feierlichem Tone sprach: „Obgleich das, was jetzt vorgeht, für Alle von hohem Nutzen ist, so wünsche ich doch, daß es sobald als möglich ein Ende nehme. Wir werden am Montag wieder beginnen; aber wenn wir fortführen, uns solche Schlachten zu liefern, so würden die Arbeiter Hunger sterben und die Kinder, welche wir adoptirt haben, wären

verlassen. So viel liegt klar am Tage, daß Männer hier sind, welche sich für den Augenblick bei Seite halten und zur Ruhe begeben müssen."

Einige Tage nachher versammelte sich die Familie von Neuem. Der Aufstand von Lyon war in der Zwischenzeit ausgebrochen, und ein schmerzlicher Kummer lag über der ganzen Versammlung. Ein leer gelassener Lehnstuhl, neben dem des höchsten Vaters, bedeutete symbolisch die Abwesenheit der Frau. Herr Olinde Rodrigues hatte sich, als Haupt des Kultus, zur Rechten Enfantin's gesetzt. Er stand auf und erzählte zuerst, wie er aus einem Juden Saint-Simonist geworden sei; dann fuhr er mit starker Stimme fort: „Rothschild, Laffitte, Aguado haben nichts so Großes unternommen, als ich zu unternehmen im Begriffe stehe. Sie sind alle nach dem Kriege gekommen, um dem Besiegten den zur Befriedigung des Siegers nothwendigen Kredit zu geben. Sie haben etwas Großes geleistet, und ich war, Dank sei es Saint-Simon, vor sieben Jahren der erste, der es einsah und veröffentlichte. Aber sie haben die Zukunft der politischen Restaurationen diskontirt, und für sie hat diese Zukunft bereits Grenzen.... Ihre Sendung geht zu Ende, die meinige beginnt!" Er setzte sofort die Grundlagen des Entwurfs auseinander, der nach seiner Behauptung die moralische Macht des Geldes begründen müßte. Die finanzielle Verbindung der Saint-Simonisten hätte zum Zwecke gehabt: 1) durch ein abgeschlossenes Ganze von ausschließlich friedlichen Maßregeln, auf die moralische, intellektuelle und physische Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Klasse hinzuarbeiten; 2) Erziehungshäuser zu organisiren, wo die Kinder der Saint-Simonisten, ohne Unterschied des Vermögens oder der Geburt, herangebildet worden wären; 3) Häuser industrieller Verbindungen zu gründen für die Arbeiter, welche Saint-Simonisten geworden; 4) die Bedürfnisse dieser Verbindungen nöthigenfalls zu befriedigen; 5) die Lehre fortzupflanzen, so daß die industrielle Anarchie durch die religiöse Verbindung der Arbeiter ersetzt würde. Diese vor dem Notar beschlossene, gesetzkräftige Handlung müßte von sämmtlichen Mitgliedern der Familie unterzeichnet werden, deren vereinigtes Vermögen den Gesellschaftsfonds bildete, und die sich alle für Verpflichtungen, welche gegen dritte Personen eingegangen würden, verbürgten.

Nach Verlesung dieses Planes entwarf Herr Barrault ein flüchtiges Gemälde von den Leiden der Gesellschaft und den Diensten, welche der Saint-Simonismus ihr bereits geleistet; voll Schmerz und Beredtsamkeit erinnerte er an den Aufstand der unglücklichen Lyoner Weber, und aus dieser schrecklichen Episode des großen Bürgerkrieges, genannt Freiheit der Industrie, zog er den doppelten Schluß, daß eine Reform nöthig sei, und daß man auf den Wegen des Saint-Simonismus ihr entgegenschreiten müsse.

Herr Barrault hatte seine Rede geendet, und Enfantin hatte sich bereits erhoben, um den Saal zu verlassen, als Herr Reynaud ein Zeichen machte,

daß er zu sprechen wünsche. Seine Aktion war heftig und sein Gesicht äußerst aufgeregt. „Das Geld," rief er, „kann keine moralische Macht haben, da Sie, Vater Enfantin, nach den von Ihnen festgesetzten Bestimmungen, die alte Moral vernichten, ohne die neue Moral zu haben." Die lebhafteste Aufregung herrschte jetzt in der Versammlung. Herr Laurent fragt den Redner heftig, ob es für ihn keine Saint-Simonistische Moral gegeben habe, als er ausgezogen sei, um der leidenden Bevölkerung von Lyon eine neue Aera zu predigen. Herr Talabot fügt hinzu, die Moral des Apostolats bestehe in der Emanzipation der unterdrückten Geschöpfe. Herr Henri Baud verlangt das Wort und ruft mit Begeisterung: „Mein Vater ist ein Proletarier, der über den Zufall der Geburt triumphirt und durch die Kraft seiner Arme Reichthümer aufgehäuft hat. Als Saint-Simon's Worte an meine Ohren schlugen, da fühlte ich, daß ich, um mein Vorrecht zu adeln, es zur Abschaffung aller Vorrechte anwenden mußte: ich bin Proletarier geworden. Meine leibliche Familie straft mich dafür, daß ich durchaus meinen religiösen Glauben ausüben wollte. Nun gut, alle ihre Härte soll nicht über meine Liebe zu ihr siegen, und ich werde sie durch meine Werke zwingen, mir ihre Zärtlichkeit wieder zu schenken. Reynaud, ich habe oft aus deinem Munde die mächtigen Worte vernommen: Die Stimme des Volkes ist Gottes Stimme. Was verlangen denn diese Menschen, welche die gewerbsamste unserer Städte bewohnen? Welcher Ruf läßt sich unter dieser Todesfahne, mitten unter dem Kartätschenhage, vernehmen? Reynaud, Reynaud, sie verlangen Brod; und das Geld, welches das Brod gibt, ist eine moralische Macht..... Proletarier, die ihr mich höret, meine Hand hat oft eure durch die Arbeit gehärteten Hände berührt und sie hat gefühlt, daß ihr ihr Drücken erwiedertet. Beruhigt euch denn! Gott hat nicht gestattet, daß ein Mann sich mit diesem ruhigen und heiteren Gesichte, mit dieser Größe und dieser Schönheit, Männern gegenüberstellen konnte, damit er sich ihrer bediene, um sie zu verführen und in's Verderben zu stürzen..... Und ihr, Frauen, diejenige, die mich in ihrem Schooße getragen, ist nicht da, um mich zu hören; macht denn für mich in eurem Herzen einer Mutterliebe Platz, damit ihr, wenn ihr diejenige sehet, von der Gott mich geboren werden ließ, die Qualen dieser Verlassenheit beschwichtiget, welche sie selbst sich bereitet hat. Sagt ihr, um sie zu rühren, die Schmerzen, welche ein Sohn leiden muß, der, wie ich, ihrer Umarmungen, ihres Wortes, ihres Anblickes beraubt ist!" Bei diesen Worten erhebt sich die Versammung voll Rührung und Begeisterung. Mehrere Mitglieder der Familie laufen auf Enfantin zu und werfen sich in seine Arme. Es war dies die letzte Szene, welche durch die Spaltung hervorgerufen wurde.

Die bedeutendsten Mitglieder des Saint-Simonismus waren bis jetzt nach

Bazard und Enfantin gewesen: die Herren Pierre Leroux, Schriftsteller; Reynaud, Transon, Cazeaux, Michel Chevalier, Lambert, Fournel, sämmtlich Bergwerksingenieurs und mit Ehren aus der polytechnischen Schule hervorgegangen; von Eichthal, Sohn eines jüdischen Banquiers; Pereire, Gewerbsmann; Duveyrier, Advokat; Margerin, Artillerielieutenant; Barrault, Exprofessor der Rhetorik zu Sorèze; Laurent, Verfasser einer Widerlegung Montgaillard's, und von welchem Herr Sainte-Beuve sagte, als er von seiner Tribunennatur sprach, er habe ihn auf die Spitze des Berges schreiten gesehen; Jules Lechevallier, Schriftsteller; Carnot, Sohn des berühmten Mitglieds des Wohlfahrtsausschusses; Dugied, Gründer des Carbonarismus unter der Restauration; Olinde Rodrigues, der Erbe der Lehren Saint-Simon's; und endlich Frau Bazard. Von diesen achtzehn Personen waren die Herren Barrault, Duveyrier, Lambert, Fournel, Michel Chevalier und von Eichthal die einzigen, welche Enfantin treu blieben; denn die Herren Laurent und Rodrigues, die ihm Anfangs noch gefolgt waren, trennten sich später gleichfalls von ihm. Enfantin fühlte wohl, daß das alte Kollegium ihm aus den Händen glitt, aber er hatte seinen Entschluß gefaßt. Um den Muth seiner Schüler, die über ihre vereinzelte Stellung erschracken, aufrecht zu erhalten, setzte er ihnen auseinander, eine neue Periode bedürfe neuer Menschen, und gestützt auf den berechneten Fanatismus, worin seine Kraft lag, stürzte er sich in die Bahn, auf welcher er sich unwiederbringlich verirren sollte.

Der Saint-Simonismus war also verwandelt Wir werden ihn später wiederfinden, wie er sich mit einem auffallenden Pomp umgibt, vor den Augen der Bevölkerung Neuerungen des Kostüms entfaltet, welche geeigneter sind, Eindruck auf sie zu machen, als Neuerungen der Ideen, in seiner Zurückgezogenheit eine Art wunderlicher Brüderschaft ausübt und sich endlich unter den Verfolgungen einer unwissenden Regierung und dem Gehöhne einer spöttischen Menge gänzlich verliert. *)

---

*) In dem Augenblick, wo wir schreiben, sind die Saint-Simonisten auf verschiedenen Bahnen zerstreut. Herr Lambert hat eine Reise nach Egypten gemacht, von wo er noch nicht zurückgekehrt ist. Herr Duveyrier macht Vaudevilles. Herr Michel Chevalier sitzt im Staatsrathe. Herr Carnot ist Deputirter. Herr Cazeaux ist Vorstand der Gesellschaft zur Urbarmachung des Steppendepartements und zeichnet sich im Gebiete der Industrie aus. Die Herren Transon und Dugied sind unter großem Aufsehen in den Schooß des Katholizismus zurückgekehrt. Herr Margerin ist Professor an einer der katholischen Universitäten Belgiens. Herr Pereire ist bei der Oberverwaltung einer der Eisenbahnen von Versailles angestellt, deren Haupt er war. Herr Laurent befindet sich im Richteramte und hat eine Geschichte Napoleon's für's Volk geschrieben. Herr Olinde Rodrigues, ein Mann voll Geist und Regsamkeit, beschäftigt sich mit

Viertes Kapitel.

Fortschritte der republikanischen Partei; Armand Carrel und Garnier-Pagès. — Civilliste; übermäßige Ansprüche des Hofes; Flugschriften des Herrn von Cormenin. — Prozeß aus Veranlassung des Todes des Herzogs von Bourbon. — Kühnheit der republikanischen Presse; Verfolgungen; muthvolle Erklärung Armand Carrel's. — Verschwörung in den Thürmen von Notre-Dame. — Verschwörung der Prouvairesstraße. — Erbitterung Casimir Perier's; seine Beziehungen zum König; Auftritt der Wuth. — Expedition nach Ankona. — Geist der Verwaltung unter Casimir Perier. — Unruhen von Grenoble; die Ortsbehörde besiegt; parlamentarische Verhandlungen. — Systematischer Kampf zwischen den beiden Kammern. — Abstimmung über das Budget. — Schluß der Sitzung.

Das Jahr 1832 eröffnete sich für den König mit den üblichen Glückwünschen und Schmeicheleien. Und doch war das Königthum in Frankreich niemals ernstlicher bedroht gewesen. Die Revolution, welche die Saint-Simonisten in der gesellschaftlichen Ordnung einzuführen suchten, erstrebte die republikanische Partei in der politischen Ordnung mit vielem Ungestüm und Erfolg. Am 2. Januar sprach sich Herr Armand Carrel im National für die Republik aus, und einige Tage später trat Herr Garnier-Pagès als Republikaner in die Kammer.

Ein einziger Deputirter erhob sich, um gegen die Zulassung dieses Neuerwählten zu protestiren: es war Casimir Perier. Aufgeklärt durch seinen Haß, ahnte er, welche Feinde sich vor ihm aufrichteten, und was zum Untergang seiner Hoffnungen zwei Männer vermochten, wie die Herren Armand Carrel und Garnier-Pagès.

Armand Carrel hatte in seinem ganzen Wesen etwas Ritterliches. Sein wiegender Gang, sein kurzes Benehmen, seine Gewohnheiten männlicher Eleganz, seine Lust zu körperlichen Uebungen und auch eine gewisse Herbigkeit, die sich in den harten Linien seines Gesichtes und der Kraft seines

---

den Finanzen. Frau Bazard ist, nebst ihrem Schwiegersohn, Herrn von Saint-Cheron, Redakteur des Univers religieux, in den Schooß des Katholizismus zurückgekehrt. Die Herren Jean Reynaud und Pierre Leroux, zwei mächtige Philosophen, haben fortgefahren, in ihren Arbeiten den gedoppelten Zweck ihrer vormaligen Studien, Religion und Menschheit, zu verfolgen. Herr Barrault ist Literat und Journalist geworden. Herr Enfantin ist zum Mitglied der nach Afrika gesandten wissenschaftlichen Kommission ernannt worden und hat in der neuesten Zeit ein merkwürdiges Buch über die Kolonisation Algeriens herausgegeben.

Blickes verrieth, alles das gehörte mehr dem Krieger, als dem Schriftsteller an. Offizier unter der Restauration, Verschwörer in Befort, in Spanien gegen die weiße Fahne bewaffnet, hatte das Jahr 1830 ihn als Journalisten gefunden. Aber der Mann des Degens lebte noch immer in ihm. Wie oft haben wir ihn nicht zu Pferde, in strenger Haltung, die Reitgerte in der Hand, in den Hof des Hotels Colbert hereinkommen gesehen? Obgleich voll Milde und sorgloser Hingebung im Kreise der Vertrauten, erschien er im öffentlichen Leben als Herrscher und absolut. Als Schriftsteller hatte er in seinem Styl weniger Glanz als Hoheit, weniger Bewegung als Kraft; aber er handhabte auf unnachahmliche Weise die Waffe der Verachtung; er tadelte seine Gegner nicht, er züchtigte sie; und da er stets bereit war, bei Feindseligkeiten, die sein Wort hervorgerufen, mit seinem Leben einzustehen, so herrschte er als Gebieter im Reiche der Polemik, verachtungsvoll, furchtbar und geachtet. Er war geborenes Parteihaupt: Haupt einer Schule hätte er nicht sein können. Es fehlte ihm an dem kalten Fanatismus, welcher aus den hartnäckigen Studien hervorgeht und die Neuerer macht. Voltairianer vor allem schien er sich nicht viel darum zu bekümmern, seine Stelle in der Geschichte durch Originalität des Gedankens zu bezeichnen. Aber wenn die Wahrheit seinen Augen leuchtete, eine Wahrheit, die er bisher verkannt hatte, da ergab er sich sogleich, denn bei ihm war die Liebe zum Fortschritt unwiderstehlich und die Bescheidenheit voll Muth. Unfähig gleichwohl, einem eiteln Hang nach Popularität das Gemäßigte in seinen Ansichten und das ein wenig Aristokratische in seinem Benehmen aufzuopfern, war sein Einfluß auf seine Partei nur der eines stolzen Geistes, eines anerkannten und redlichen Talentes. Er besaß im höchsten Grade die Herrschergabe; seine Freunde glühten für ihn leidenschaftlich: er war ein Charakter. Seinen Feinden flößte er eine mit Vertrauen gemischte Furcht ein; sie fühlten, daß sie am Tage einer vorhergesehenen Reaktion an der Mäßigung dieses Mannes und seinem gebieterischen Edelmuth einen Schutz zu erwarten hätten. Wirklich waren ihm die Systeme der Gewaltthat zuwider; die amerikanischen Theorien gefielen ihm wegen der vielfachen Zugeständnisse, welche sie der persönlichen Freiheit und der Würde der menschlichen Natur machen. Er war lange Zeit Girondist aus Gefühl; und es kam ihn hart an, sich vor der Majestät jener revolutionären Diktatur, dem Schrecken, dem Ruhm, der Verzweiflung und dem Heil Frankreichs, zu beugen. Obgleich das Kaiserthum ihn durch seine glorreichen Seiten angezogen, so empörte er sich doch gegen die frechen Anmaßungen der organisirten Gewalt und fand eine Art hochmüthigen Genuß darin, die Brutalität der Militärs vom Hof, die er in seiner ausdrucksvollen Sprache „Säbelschlepper" nannte, an den Pranger zu stellen. Unglücklicherweise glaubte er allzusehr an die Wunder der Disziplin,

er, der nichtsdestoweniger noch mehr Verschwörer als Soldat gewesen war. Kann ein aufgewiegeltes Volk ein seiner Fahne treues Regiment besiegen? Das zu glauben weigerte sich Armand Carrel beharrlich, selbst nach der Julirevolution. Auf der anderen Seite quälte ihn das Bedürfniß zu handeln; er hätte alles über den Haufen werfen mögen, was der Vergrößerung der Geschicke seines Landes, die er in seinem hohen und wohl erlaubten Ehrgeiz mit seinen eigenen identisch betrachtete, hindernd im Wege stand. Der schriftliche Krieg, welchen er der Gewalt erklärt, diente, trotz den Gefahren, die er mit sich führte, nur dazu, seinen Muth zu trösten und die Unruhe seiner Wünsche zu täuschen. Oft gezwungen, bei seinen Freunden das Feuer zu löschen, von welchem er selbst verzehrt wurde, gab er sich bald schwärmerischen Hoffnungen hin, bald verlor er allen Muth in diesem inneren Kampfe, und er ärgerte sich über seine eigene nüchterne Besonnenheit, die von seiner Leidenschaft verworfen wurde. Von bitteren Bedenklichkeiten gequält, kam er zuweilen in den Fall, Bewegungen zu mißbilligen, welche, von ihm unterstützt, vielleicht geglückt wären. Es ist wahr, daß er, wenn die Schlacht, von welcher er abgerathen, verloren war, die Sache der Besiegten ohne Beschränkung, ohne Rückhalt umfaßte. Ein heroischer Widerspruch, welcher die unvermeidliche Schwachheit großer Herzen ist!

Mit einer nicht minder wirksamen, aber verschiedenen Art von Ueberlegenheit begabt, zeichnete sich Garnier-Pagès hauptsächlich durch seine Feinheit, seinen Scharfblick, seine ehrliche und ruhige Klugheit, sowie durch eine merkwürdige Gewandtheit aus, die feindlichen Parteien gegen einander aufzuhetzen, so daß sie einander selbst zu Grunde richteten, während jede einzelne ihm Hochachtung und Beifall zollte. Garnier-Pagès hatte sich nicht, wie Armand Carrel, allmälig für die Sache der Republik gewinnen lassen; seit seinen ersten Schritten auf der Laufbahn der öffentlichen Geschäfte und schon vor 1830 hatte er sich als Republikaner erklärt. Seine Jugend war arbeitsam gewesen; im Schooße einer von ehrenhaften Unglücksfällen heimgesuchten Familie hatte er viel gelitten, sowohl für sich, als für einen Bruder, dessen Schicksal auf immer mit dem seinigen verbunden bleiben sollte unter den Gesetzen der rührendsten Freundschaft. „Sorge du für unsere finanziellen Angelegenheiten," hatte der ältere der beiden Brüder zu dem anderen gesagt, „ich will für den Ruhm unseres Namens arbeiten;" und so waren sie in die Welt getreten, stark durch ihre gegenseitige Hingebung. Die harten Schläge des Schicksals sind nur für schwache Naturen unheilvoll. Garnier-Pagès brachte in die politische Laufbahn alles mit, was die Widerwärtigkeit auserwählten Naturen verleiht: die Gewohnheit der Beobachtung, Gelassenheit im Kampfe, eine gesunde Würdigung der Hindernisse, Menschenkenntniß, praktischen Sinn. Nun sind dies gerade diejenigen Eigenschaften,

welche im konstitutionellen Staat die Ausübung der Gewalt vorzugsweise erheischt; sie würden einen Ehrgeizigen untergeordneter Art in's Ministerium berufen haben: Herrn Garnier-Pagès schufen sie blos eine bedeutungsvolle und eigenthümliche Rolle in der Opposition. Da er leutselig und einschmeichelnd war, verschafften ihm sein lebhafter Geist, seine Einfachheit, seine anmuthige Vertraulichkeit, seine Sprache, deren Bosheit eine geschmackvolle Natürlichkeit milderte, bald einen Einfluß im Parlament, welchen ihm die vereinzelte Kühnheit seiner Ansichten zumvoraus zu verweigern schien. Soviel ist gewiß, daß er im höchsten Grade die Kunst besaß, seine Gegner dahin zu bringen, ihn in seinen Ueberzeugungen zu lieben. Wenn er in der Kammer sprach, so herrschte auf allen Bänken eine Aufmerksamkeit voll Wohlwollen. Und in der That verdiente Niemand besser als er, gehört zu werden. Bald behandelte er in einer einfachen und leichten Sprache, aber mit bewunderungswürdiger Klarheit, die dunkelsten Fragen der Staatswirthschaft und Finanzen; bald, mit einer angreifenden und feinen Beredtsamkeit bewaffnet, brachte er die Minister durch unerwartete Fragen aus der Fassung, demüthigte den Hof durch Ausdeckungen, worüber Jedermann verwundert war, züchtigte die Unterbrecher durch die Raschheit seiner Erwiderungen und zwang alle Schattirungen einer monarchischen Kammer, ihn auf der Bresche zu wünschen und in ihm die Republik zu ehren. Inmitten von Vorurtheilen, welche unehrlicherweise gegen die radikale Ansicht von Leuten verbreitet wurden, die über sie aburtheilten, ohne sie zu kennen, wäre Garnier-Pagès schwer zu ersetzen gewesen. Denn er diente mit Grazie einer Partei, die man als barbarisch verschrie. Er zeigte sich Leuten, für welche die Idee der Republik von der des Schaffots unzertrennlich war, als Feind aller Gewaltthat und er beschämte durch seine Kenntniß der Angelegenheiten jene angeblich praktischen Männer, welche sich das Ansehen geben, alles, was sich über das Niveau ihres Verständnisses erhebt, als reine Utopien zu betrachten.

So hatte sich die republikanische Ansicht eine wirkliche Macht erworben. Im Parlament mußte man fortan mit ihr rechnen; in der Presse wurde sie mit Glanz vertreten, nicht mehr blos von der Tribüne, der Revolution und dem Mouvement, sondern auch vom National; endlich hatte sie in Herrn von Cormenin, dem glänzenden Nebenbuhler des berühmten Paul Louis Courier, einen Bundesgenossen, welcher den Hof zittern machte.

Auf der anderen Seite verlor das Königthum mit jedem Tage mehr von dem Nimbus, welchen es seinem plebejischen Ursprunge verdankte. Wenn ein Mensch allzu hoch über die anderen Menschen gestellt ist, so schwindelt ihm der Kopf: das ist der Grundfehler des Königthums; und wenn sich ein König in dem Falle befindet, nicht zu taumeln unter der Last seines Glückes, so gefährden seine Höflinge das, was er durch eigene Mäßigung

erhalten würde, durch die Verwegenheit ihrer Niederträchtigkeit. In demselben Augenblick, wo in Paris der zu Lyon von vierzigtausend hungernden Arbeitern ausgestoßene Schmerzensschrei wiederhallte, sann der Hof nur darauf, das Königthum mit Reichthümern vollzustopfen.

Der König selbst, sei es nun, daß er hierin den trügerischen Rathschlägen einer nach seiner Freigebigkeit lüsternen Umgebung gefolgt war, oder daß er seit einem Jahre erfahren hatte, wie hoch einer Monarchie die Kosten der Vertretung zu stehen kommen, der König selbst schien bereit, den Forderungen seiner neuen Stellung jene bürgerlichen Gewohnheiten, jene einfachen Liebhabereien zum Opfer zu bringen, welche unter der Restauration der Gegenstand einer beinahe allgemeinen Bewunderung gewesen waren. Es waren wohl noch Männer da, die ihn, nachdem er König geworden, auch fortan noch so zu sehen gewünscht hätten, wie er ihnen als bloser Prinz erschienen war; es waren noch Männer da, die sich, wie sich Herr Dupont von der Eure oder Herr Bavour, mit Hoffnung der Worte erinnerten, welche sie in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung von ihm vernommen hatten: „Es darf kein Hof mehr sein .... Was bedarf ein Bürgerkönig? Sechs Millionen Civilliste höchstens." Aber so viel Uneigennützigkeit hatte denjenigen, welche die Bedürfnisse einer Monarchie begriffen, bald gar zu gutmüthig geschienen. Man hatte also — Herr Laffitte war dazumal noch Minister — eine Liste verfertigt, welche den Betrag der unumgänglichen Ausgaben des Königs auf nicht weniger als 20 Millionen ansetzte. Dieses Verzeichniß der Bedürfnisse der Civilliste wurde von Ludwig Philipp Herrn Laffitte mitgetheilt, der sich nicht scheute, seine Ueberraschung zu erkennen zu geben. Nach seinem Dafürhalten war es an 18 Millionen genug, vielleicht schon zu viel; und wie überdies die unbeugsame Strenge des Herrn Dupont von der Eure überwinden? Man beharrte gleichwohl darauf. Die Kammer hatte einen Ausschuß ernannt, um das königliche Budget zu prüfen; er bestand aus den Herren Thouvenel, Duvergier von Hauranne, Anisson-Duperron, Etienne, Remusat, Genin, Jacques Lefèvre und Cormenin. Diesem Ausschuß wurde das Verzeichniß, von welchem wir oben gesprochen, und das man dem Ministerrathe nicht mitzutheilen gewagt hatte, durch Herrn Thiers zugestellt, welchem man diesen kitzlichen Auftrag anvertraute. Die Verwunderung der Beauftragten der Kammer stieg auf den höchsten Grad: sie weigerten sich zu glauben, daß ein Monarch, welchen sie als Herzog von Orleans gekannt hatten, so unmäßige Ansprüche machen solle. In der Kammer war, als man die seltsame Note verlas, der Eindruck nicht minder unangenehm. Man mußte um jeden Preis das Unrecht eines unklugen Schrittes wieder gut machen.

In dieser Noth nahm der König seine Zuflucht zu der unermüdlichen

Ergebenheit des Herrn Laffitte, seines Lieblingsministers. Es wurde zwischen ihnen verabredet, daß der König einen Brief schreiben solle, worin er sich über den unüberlegten Eifer der Höflinge beklage und der Festsetzung einer augenscheinlich unpopulären Zahl fremd erkläre; dieser Brief solle an Herrn Laffitte gerichtet und als durchaus konfidentiell zu betrachten sein; Herr Laffitte aber solle auf eine gewandte Art die Indiskretion begehen, ihn den Mitgliedern des Ausschusses vorzulesen, als unverwerflichen Beweis für die Uneigennützigkeit Ludwig Philipps, eine Uneigennützigkeit, welcher, dieser Darstellung zufolge, ungeschickte Diener Gewalt haben anthun wollen. Das artige Plänchen wurde ausgeführt: die Popularität des Königs sah sich von einem ersten Schlage gerrettet, und um der Kammer eine Zahl annehmbar zu machen, welche man verläugnete, ohne darauf zu verzichten, wartete man günstigere Umstände ab.

Diese Umstände waren, wie wir erzählt haben, der unblutige Ausgang des Prozesses der Minister Karls X, der Sturz des Herrn Laffitte und seine Ersetzung durch Herrn Casimir Perier. Jetzt streifte der Hof alle Bedenklichkeiten ab. Die erneuerte Kammer hatte einen weniger strengen Ausschuß ernannt: man sprach nur noch davon, die Krone prachtvoll zu dotiren. Um die Deputirten, welche mit den Staatsgeldern haushälterisch umzugehen wünschten, nicht vor der Zeit zu erschrecken, ließen die Minister in ihrem Entwurf die Zahl der Civilliste ungeschrieben; aber unter der Hand trieben sie es zur Annahme einer sehr hohen Zahl, und die Liste, welche im Publikum umging, bedrohte das Königreich mit einer Last von 18 Millionen 533,500 Franken. Das hieß, Ludwig Philipp einen siebenunddreißigmal größeren Gehalt geben, als Bonaparte als erster Konsul in Frankreich bezogen hatte, und hundertachtundvierzigmal mehr, als in Amerika dem Präsidenten der blühenden Republik der Vereinigten Staaten genügt.

Zur selben Zeit ließ ein Wohlthätigkeitsbüreau folgende Notiz veröffentlichen: „24,000 auf die Listen des zwölften Bezirks von Paris eingeschriebene Personen haben weder Brod noch Kleider, viele flehen um einen Bündel Stroh zu einem Lager.“ *)

Aber den Leuten vom Hofe wäre eine Civilliste von 18 Millionen noch zu wenig gewesen. Sie verlangten, man solle dem König außerdem als unbewegliche Begabung seiner Krone Folgendes sichern: Den Louvre, die Tuilerien, das Elysée-Bourbon; die Schlösser, Häuser, Gebäude, Manufakturen, Grundstücke, Wiesen, Pachtgüter, Wälder und Forste, welche die Domänen Versailles, Marly, Meudon, Saint-Cloud, Saint-Germain, Fontainebleau, Compiègne, Pau ausmachen; die Manufaktur von Sèvres, die

---

*) Rundschreiben des Wohlthätigkeitsbüreaus des zwölften Bezirks. 1. Januar 1832.

des Gobelins und von Beauvais; das Boulogner Holz, den Wald von Vincennes, den Forst von Senart. Eine reiche bewegliche Dotation, bestehend in Diamanten, Perlen, Juwelen, Bildsäulen, Gemälden, geschnittenen Steinen, Museen, Bibliotheken und andern Kunstdenkmälern, ist dabei nicht einmal in Berechnung gezogen.

Was die Orleans-Apanage betraf, so waren die Höflinge der Meinung, die Güter, aus welchen dieselbe bestand, sollten mit der unbeweglichen Dotation vereinigt werden; sie vergaßen also, daß die Apanagen jederzeit blos zur Unterhaltung der jüngeren Linie ausgesetzt worden waren, und daß es in ihrem Wesen lag, zu erlöschen, sobald die jüngere Linie auf den Thron gelangte.

Nun blieb noch eine kitzliche Frage zu entscheiden übrig: konnte Ludwig Philipp, unabhängig von den großen Reichthümern, die er als König besitzen sollte, in seiner Eigenschaft eines einfachen Bürgers auch noch eine Privatdomäne haben? Nach dem Edikt Heinrichs IV, der Verfassung von 1791 und dem Gesetz vom 8. November 1814 muß jeder Prinz, der auf den Thron berufen wird, seine persönlichen Güter mit der Staatsdomäne verschmelzen. Es war dies ein achtungswerther Gebrauch, dem ein tiefer Sinn zu Grunde lag; denn er schien den König zur Würde des Vaters des Volks zu erheben. Aber Ludwig Philipp hatte nicht so geurtheilt, und am Vorabend seiner Throngelangung, den 6. August 1830, hatte er sich's angelegen sein lassen, über seine persönlichen Güter zu Gunsten seiner Familie zu verfügen.

Der Inbegriff der Ansprüche des Hofes war also: eine Civilliste von 18 Millionen, 4 Millionen Einkünfte aus Grundstücken und Wäldern, 11 prachtvolle Palläste, ein kostbares Mobiliar, 2 Millionen 594,912 Franken Apanage und die Privatdomäne.

Das waren die vorgeschlagenen Grundlagen. Der Ausschuß nahm sie an, indem er die Zahl der Civilliste auf 12 oder 14 Millionen herabsetzte, und Herr von Schonen stattete der Kammer den Bericht ab.

Die Verwunderung war groß im Publikum. Die Theorie der konstitutionellen Liberalen über wohlfeile Regierungen war unerwartet und auf eine brutale Art Lügen gestraft. Die Polemik wurde flammend. Man hatte den detaillirten Bericht der königlichen Ausgaben vor den Augen: der französische Geist machte ihn zum Gegenstand von tausend Auslegungen, theils scherzhafter, theils beleidigender Art. Hier machte man darauf aufmerksam, daß die Unterhaltung der Kapelle zehnmal mehr kosten solle, als unter Karl X, obgleich Ludwig Philipp zehnmal weniger Gebrauch davon mache. Dort wunderte man sich, daß man 80,000 Franken für Heilmittel jährlich einem Könige nothwendig geglaubt, dessen Gesundheit, Gott sei Dank, vortrefflich

war; Ludwig XVIII, der gichtbehaftete, hart mitgenommene Mann, hatte sich um weniger Geld verpflegt. 4 Millionen 268,000 Franken schienen eine etwas übertriebene Summe für die kleinen Vergnügungen eines Königs, der sich nicht wenig auf seine Philosophie einbildete. Schwer erklärte man sich die Nothwendigkeit von dreihundert Pferden zu je 1000 Thalern, welche in der Rechnung standen; warum jedes dieser Pferde wie einen Rath vom königlichen Gerichtshof besolden und zweimal besser als ein Mitglied des Instituts? 200,000 Franken für Livree! Man fand dies viel für Tressen, denn mit dieser Summe konnte man hundert königliche Prokuratoren für ihre jährlichen amtlichen Dienste belohnen, oder die dem Anfangsunterricht bewilligte Unterstützung um ein Fünftel vermehren, oder 1380 arme Gefangene mit täglichen acht Sous erhalten. „Wie!“ rief der Globe Saint-Simonien, in einem zugleich geistreichen und verständigen Artikel, „wie! man verlangt für die persönliche Bedienung des Königs 3 Millionen 773,500 Franken, und dieser König, das Oberhaupt einer industriell gewordenen Nation, einer friedsamen Bürgerschaft, ist von lauter Männern umgeben, die ihre Lenden mit Schwertern umgürten und mit Sporen klirren!“

Aber Herr von Cormenin war derjenige, welcher dem Gesetzesentwurf die empfindlichsten Schläge versetzte. In einer Reihe von Briefen voll Logik, Vernunft, Beredtsamkeit und feiner Ironie erinnerte er daran, daß, als der Held Italiens, der fabelhafte Eroberer Egyptens, der Friedensstifter in der Vendee sich auf den konsularischen Thron gesetzt, die drei Konsuln zusammen zur Bestreitung ihrer Tafel und ihres übrigen Haushaltes Frankreich nur 1 Million 50,000 Franken gekostet und daß man damals von dem französischen Volke, dem Schrecken Pitts und der Bewunderung der Welt, nicht 1 Million 200,000 Franken gefordert habe, blos um die unterirdischen Oefen der Mundküche zu heizen. Er bewies, daß die Civilliste Karls X, sage Karls X, sich nicht mehr als auf 11 Millionen 210,865 Franken belief, wenn man die Schulden und die heimzubezahlenden Vorschüsse, die Kosten des militärischen Haushalts und all die Aemter, welche die Juliusrevolution vernichtet hatte, abzog, wie z. B. die des Oberstallmeisters, des Oberjägermeisters, der Pagen, des Oberzeremonienmeisters u. s. w. . . . . Er zeigte, daß das beste Mittel, sich in Achtung zu setzen, für das Königthum darin bestehe, wenn es sich nützlich mache; es sei ein elender Trugschluß, die Civilliste als eine den Unglücklichen offen stehende Vorsorgekasse zu betrachten, indem das Volk, das gemeine Volk es sei, das die Civilliste bezahle, und es sei ein wahrer Hohn, den Armen ihr Geld zu nehmen, um damit Gutes zu thun; der unverantwortliche Fürst könne kein einsichtsvollerer Vertheiler der öffentlichen Gelder sein, als Minister, deren Verwaltung durch ihre Verantwortlichkeit verbürgt werde; eine große Civilliste sei zu nichts gut, als die

Faulheit der tressenbedeckten Bettler zu unterhalten, die gleich Pilzen um die Throne herum aufschießen; was eine Nation bereichere, sei nicht das, was man ihr nehme, sondern das, was man ihr lasse; es sei abgeschmackt, in der übertriebenen Wohlhabenheit des Königs ein Mittel für den Handel zu erblicken, gleich als ob man den Reichthum dadurch schaffe, daß man ihn in andere Hände gebe, und als ob es gerecht wäre, die ganze Nation in den Kaufläden der Straße Saint=Denis zu suchen, statt sie in der Gesammtheit der Steuerpflichtigen zu erblicken, in den Bauern der Nieder=Bretagne, in den Hirten der Alpen, in den Viehzüchtern der Normandie, in den Landleuten von Languedoc, den Arbeitern von Lyon, von Bordeaux und von Marseille; die Künste endlich leben weniger von den prunkvollen Aufmunterungen eines Fürsten, der sie durch seinen Schutz erniedrige, als von der hohen Begeisterung der Religion, des Ruhmes und der Freiheit.

Die Aufregung, welche die Flugschriften des Herrn von Cormenin hervorbrachten, war allgemein und dauernd. Auch füllten die Debatten in den Kammern mehrere Sitzungen aus. Hartnäckige Debatten, durch welche die königliche Majestät unwiderruflich bloßgestellt wurde, und welche deutlich bewiesen, daß für die liberale Schattirung der Bourgeoisie das Königthum ein Werkzeug war und kein Prinzip. „Wenn der Luxus aus den Pallästen der Könige verbannt ist“, hatte Herr von Montalivet gesagt, so wird er es bald auch aus den Häusern der Unterthanen sein.“ Bei dem Wort Unterthan geht ein Knirschen der Entrüstung durch die Versammlung. „Die Männer, welche Könige machen,“ ruft Herr Marschal mit Ungestüm, „sind keine Unterthanen!“ „Zur Ordnung den Minister!“ wiederhallte es von allen Seiten. Die Herren Cabet, von Ludre, Clerc=Lasalle, Laboissière interpelliren Herrn von Montalivet mit Lebhaftigkeit. „Thun Sie Ihre Pflicht!“ ruft man dem Präsidenten zu: „der Minister muß zur Ordnung verwiesen werden, die Nation ist beschimpft!“ — „Halten Sie sich fest, meine Herren,“ sagt seinerseits der Siegelbewahrer, dessen Unruhe nur seinem Zorn gleicht, zu den Deputirten des Zentrums. Die Verwirrung hat den höchsten Grad erreicht. Der Minister gegen den Marmor der Tribüne gelehnt, affektirt eine hochmüthige Haltung. Der Präsident ist aufgestanden und schüttelt seine Glocke; aber zu unmächtig, um den Tumult zu überwältigen, bedeckt er sich endlich. Man erklärt die Sitzung für aufgehoben, und die Deputirten ziehen sich in Unordnung auf die Bureaux zurück. Am folgenden Tag donnerte beinahe die ganze dynastische Presse gegen die Beleidigung, welche Herr von Montalivet der Nation zugefügt; und als die Mehrheit der Kammer über diesen Zwischenfall die Tagesordnung beschlossen hatte, begab sich Herr Odilon=Barrot, gefolgt von hundert und vier Deputirten in den Konferenzsaal, um daselbst eine förmliche Protestation gegen ein Wort abzufassen, das, sagte er, mit dem Prinzip der

Volkssouveränetät unvereinbar sei. Nichts war geeigneter, ein helles Licht über die Gesinnungen eines großen Theils der herrschenden Klasse gegenüber dem Königthum zu verbreiten. Gleichwohl bewilligte die Kammer endlich der Krone alles, was man für sie verlangte: unbewegliche Dotation, bewegliche Dotation, Privatdomäne; sie erklärte selbst die Summen, welche der König bisdahin bezogen hatte und die ihm nach dem Maßstab von 18 Millionen bezahlt worden waren, als angehörig der Civilliste; der Königin wurde für den Fall des Ablebens ihres Gemahls ein Wittwengehalt ausgeworfen, und die jährliche Dotation des Präsumtiverben wurde auf eine Million festgesetzt.

Der Triumph schien glänzend für den Hof. Aber die Debatten, welche in der Presse stattgehabt, die furchbaren Briefe des Herrn von Cormenin, die langen Erörterungen, von welchen die Kammer wiederhallt, der strenge Tadel, welchen ein ehemaliger Minister, Herr Dupont von der Eure, öffentlich über Forderungen ausgesprochen hatte, die er geradezu für schmachvoll erklärte, die Unzufriedenheit, die sich bei einem großen Theile der Bourgeoisie kund that, und 107 schwarze Kugeln, welche man in der Abstimmungsurne gefunden, alles das lastete auf dem Hofe, wie eine wirkliche Niederlage. Diejenigen, welche sich zu dem monarchischen Prinzip bekannten, hatten Unrecht, dem Monarchen eine prunkvolle Existenz zu verweigern. Wer einen König will, muß sich ihm zu unterziehen wissen.

Noch andere Beschimpfungen erwarteten das monarchische Prinzip. Während man in der Kammer und in der Presse in beleidigenden Ausdrücken von den pekuniären Forderungen des Hofes sprach, wiederhallte der Name des Monarchen, in Folge eines traurigen Zusammentreffens, in Gesellschaft des Namens der Baronin von Feuchères vor den Tribunalen. Die Familie Rohan hatte die Gültigkeit des Testaments angegriffen, welches den Herzog von Aumale zum Universalerben des letzten der Condé ernannte, und Aller Aufmerksamkeit beschäftigte sich mit der Entwicklung dieses gerichtlichen Kampfes. Nie hat ein Prozeß eine unruhigere Neugierde erregt, mehr Leidenschaften aufgewühlt und die stets skandalsüchtige Menge tiefer in die Geheimnisse und den Schmutz des Lebens der Fürsten eingeführt. Damals wurde der Schleier halb weggezogen, welcher scheußliche Dinge bedeckte. In einem Vortrag voll anklagender Thatsachen rollte Herr Hennequin das Gemälde der Gewaltthätigkeiten und Ränke auf, welche die letzten Tage des Herzogs von Bourbon vergiftet und seine Schwachheit überwunden hatten. Er fand in den wohlbekannten Gesinnungen des unglücklichen Prinzen, zusammengehalten mit dem Inhalt des Testaments, die Beweise der Erschleichung, und in der Unmöglichkeit des Selbstmords die der Ermordung. Er zögerte nicht vor der gewissen Namen schuldigen Ehrfurcht; er lenkte die Aufmerksamkeit Aller auf Fragen schauderhafter Art; er war beredt und in seiner

Mäßigung unversöhnlich. Bald suchte das Volk mit seinem gewöhnlichen Ungestüm nur noch ein Verbrechen im Ende dieses Condé, um dessen blutigen Raub man sich vor seinen Augen stritt. Herr Hennequin erhielt damals von Männern, die ihm gänzlich unbekannt waren, eine zahllose Menge Briefe. Die einen lieferten ihm irgend ein neues Beweisstück in die Hand; die andern machten ihn darauf aufmerksam, daß er irgend einen wichtigen Gegenstand vergessen oder nicht mit dem gebührenden Nachdruck vorgetragen habe; alle aber enthielten Glückwünsche und Aufmuthigungen. Die Herren Lavaux, Advokat der Baronin von Feuchères, und Dupin der jüngere, Advokat des Herzogs von Aumale, entwickelten beide großes Talent bei der Vertheidigung. Aber unglücklicherweise bemerkte man, daß sie auf bestimmte, klar und deutlich ausgesprochene Thatsachen bald mit winkelzügigen Erklärungen, bald mit vagen Beschuldigungen antworteten, welche sie nicht immer von Injurien rein zu erhalten wußten; und man hielt sich auf der Hut vor der Gewandtheit des jüngern Herrn Dupin, welcher den Prozeß als einen von den Legitimisten angezettelten Anschlag, als eine List des vergifteten Parteihasses, mit einem Wort, als einen Racheversuch darstellte, dem alle Anhänger der Revolution von 1830 sein Recht anzuthun verbunden seien. Das Interesse der Legitimisten bei diesem Prozesse lag klar am Tage; aber um Thatsachen zu bekämpfen, welche durch eine Achtung gebietende Masse von Zeugnissen bekräftigt wurden, hätte es anderer Dinge bedurft, als einer heftigen Appellation an die Erinnerungen des Julimonats. Die Rohan verloren ihren Prozeß vor den Richtern, aber, sei es nun mit Recht oder mit Unrecht, sie gewannen ihn vor der öffentlichen Meinung.

Ein unvorhergesehener Umstand vermehrte noch die Heftigkeit der verschiedenen Eindrücke, welche durch diese Debatten hervorgebracht wurden. Herr Dupin der jüngere hatte in seiner Vertheidigung in lobpreisenden Ausdrücken von Ludwig Philipps Jugend gesprochen. Das Journal die Tribune antwortete mit einem bittern Artikel, worin man an das Leben Ludwig Philipp's von Orleans erinnerte, seine Proklamation von Tarragona, den Oberbefehl über die katalonische Armee, welchen ihm die Regierungsjunta von Kadix übertragen, und die Zurücknahme dieses Befehls auf das Verlangen des Herzogs von Wellington.

Herr Germain Sarrut, welcher die Kühnheit gehabt hatte, diesen Artikel zu unterzeichnen, wurde vor den Instruktionsrichter, Herrn Thomas, beschieden. Nun war Herr Sarrut kaum in das Zimmer getreten, als Munizipalgardisten den Auftrag erhielten, sich seiner Person zu bemächtigen. „Ich verändere Ihren Erscheinungsbefehl in einen Haftbefehl," sagte der Untersuchungsrichter zu Herrn Sarrut.

Der verhaftete Schriftsteller appellirte sogleich an die öffentliche Meinung. Aber die Regierung erblickte in der Presse eine feindliche Macht, die man um jeden Preis zur Vernunft bringen müsse: sie führte furchtbare Schläge gegen

dieselbe. Beinahe gleichzeitige Beschlagnahmen wurden über die Mehrzahl der öffentlichen Blätter verfügt. Die Tribune keuchte unter der Last der unaufhörlich sich erneuernden Prozesse, welche man gegen sie anhängig machte; in der Verzweiflung, sie bändigen zu können, schwur das Ministerium, sie zu vernichten. Der geistreiche Gerant der Caricature, Herr Philippon, und der Verfasser der poetischen Nemesis, Herr Barthelemy, wurden gleichfalls verfolgt, ohne daß es gelingen wollte, den Griffel des einen und die Feder des andern zu zerbrechen. Vor die Tribunale geschleppt, wurde die Gesellschaft der Volksfreunde zu Geld- und zu Gefängnißstrafen verurtheilt in den Personen der Herren Raspail, Bonnias, Gervais, Thouret und Blanqui, aber nach Szenen im Gerichtssaale, in welchen die Verachtung der Angeklagten gegen die Richter und ihr fester Entschluß, niemals nachzugeben, unumwunden sich kundgethan hatte. So zeigte sich der Haß überall gierig nach Lärm und Wirksamkeit, beharrlich, unermüdlich.

Casimir Perier war über so viel Widerstand ebenso erbittert als verwundert. Denn er hatte als Werkzeuge nur solche Leute ausersehen oder angenommen, deren Leidenschaften die seinigen waren, und die er zu zitternden Knechten seiner Politik gemacht hatte. Herr Persil, ein gallichter Beamter und voll wilden Muths, stand an der Spitze des Kollegiums der Staatsanwalte. Die Herren Vivien und Saulnier waren schnell aufeinander von der Polizeipräfektur entfernt worden und hatten Herrn Gisquet Platz gemacht, welcher sich bebend von Casimir Perier verwenden ließ und von ihm als ein Mann behandelt wurde, dessen Person ihm ganz und gar gehörte. Um alles zu sagen, die Behörde, die sich eigentlich belagert sah, hatte sich wie eine Burg befestigt, und die Verwaltung war gewissermaßen nur noch eine im Feldzug begriffene Armee.

Man muß sagen, das Unrecht befand sich nicht immer auf Seiten der Gewalt. Oft griffen die Parteien unredlicherweise nützliche, sogar nothwendige Verfügungen an; oft wurde die Magistratur ohne Grund von Leuten beleidigt, die wildes Ungestüm mit Muth und eine alltägliche Kühnheit mit Würde verwechselten. Es war Krieg im Staate und alle Waffen däuchten dem Hasse gut.

Trotz dem unterliegt es keinem Zweifel, daß Casimir Perier, fest und entschlossen wie er war, der bürgerlichen Herrschaft am Ende eine ruhige Existenz gesichert haben würde, wenn der Umfang seiner Ideen der Kraft seiner Leidenschaften entsprochen hätte. Aber unfähig, großartige Pläne zu entwerfen, die Augen durch große Resultate zu blenden, machte er die Herrschaft gewaltthätig, ohne sie stark zu machen, erhielt die Parteien in Athem, ohne sie zur Ehrfurcht zu zwingen, und indem er Alles zum Stillschweigen nöthigen wollte, beunruhigte er Alles. Da seine Politik weder grausam sein konnte, wegen des Zeitgeistes, noch absolut, wegen der Gesetze, so erschien sie um so armseliger, je anmaßender sie sich zeigte. Eine ungeschickte Gewalt, welche offen mit

Ansprüchen hervortritt, zu deren Behauptung ihr die Kräfte fehlen! Dies war unter Casimir Perier der Fehler der Regierung. Er hatte zur Folge, daß die Kühnheit der Parteien immer zunahm, und da in Bälde die Gesetzlichkeit nicht mehr hinreichte, so mußte man theils zu Handlungen der Willkür, theils zu Auskunftsmitteln von nichts weniger als ehrenhafter Art seine Zuflucht nehmen. Schon beim letzten Jahresfest der Einnahme der Bastille hatte man junge Leute, die einen Freiheitsbaum aufpflanzen wollten, unter den Knitteln von Arbeitern fallen gesehen, die ein unbekannter Polizeiagent in Todtschlägerbanden eingereiht hatte, indem er ihnen drei Franken täglich versprach. Diese Hinterlist war der Tribune von den Herren Mauguin und Odilon-Barrot angezeigt worden, und Herr Casimir Perier hatte mit vielem Hochmuth den Vorwurf zurückgewiesen, solche Exzesse befohlen zu haben. Aber wenn die Regierung, wie es wahrscheinlich ist, bei diesem schändlichen Treiben, dem Werke eines untergeordneten, niedrigen Fanatismus, die Hand nicht im Spiel gehabt hatte, so traf sie wenigstens der Vorwurf, die Urheber des Gräuels nicht verfolgt, nicht eine strenge Untersuchung angeordnet und sogar geduldet zu haben, daß der Moniteur offiziell den Eifer lobte, welchen die Todtschläger gegen den Aufruhr beurkundet.

Im Uebrigen nahm die Willkür von Tag zu Tag zu; die Haftbefehle gegen die Schriftsteller vervielfältigten sich, auf die unstichhaltigsten Angaben hin führte man bei Nacht aus den eigenen Häusern Männer weg, die oft für eine Familie zu sorgen hatten, welche ihr Gewerbe ernährte; vorläufig eingesperrt, in Einzelhaft gebracht, erschienen diese Unglücklichen nach langer Kerkerqual endlich vor dem Gerichtshof, der sie bald für unschuldig erklärte, bald verurtheilte, nicht wegen des blos in der Einbildung vorhanden gewesenen Vergehens, das man als Vorwand zu ihrer Verhaftung angegeben hatte, sondern wegen beleidigender Ausdrücke, welche dem Unmuth über eine ungerechte, in die Länge gezogene Einsperrung entfuhren. Die Presse hatte sich beinahe einstimmig gegen so furchtbare Mißbräuche erhoben; ihre Beschwerden wurden mit Verachtung abgewiesen. Da faßte Armand Carrel einen Entschluß, welcher sein Andenken ewig ehren wird. In einem unterzeichneten Artikel bewies er, daß in Sache des Druckes und der Herausgabe von Schriften die Ergreifung auf frischer That nur dann stattfinde, wenn eine Aufforderung zur Empörung, zu einer demnächstigen unmittelbaren Schilderhebung gegen die Regierung, an einem den Agenten der Gewalt zumvoraus bekannten Orte gedruckt werde; daß die Ergreifung auf frischer That, ausgenommen im Fall einer Revolution, bei der periodischen Presse nicht möglich sei; daß sich unter den seit einem Monat verhafteten Schriftstellern nicht ein einziger befinde, von welchem man mit Recht sagen könne, er sei auf frischer That ergriffen worden; daß folglich die Gewalt ihnen gegenüber eine Tyrannei begangen habe, die es

für Jeden zu einer Pflicht der Selbsterhaltung mache, ihr seine persönliche Energie entgegenzustellen. Der Artikel schloß mit der unerschrockenen Erklärung:

„Es wird nicht gesagt werden, daß ein Regime, welches die abgeschmackten, die unzähligen Prozesse einleitete, worüber unsere Tribunale erröthen, welches die Beschlagnahme gestattete, die man im Einzelnen von Seiten der Post und der Staatsanwalte über unser Eigenthum verhängt: ein Regime, unter welchem die Schriftsteller, bis man das Urtheil über sie spricht, durch Zusammenwerfung mit Gaunern gebrandmarkt, oder in aller Stille durch die verpesteten Ausdünstungen von Sainte-Pelagie gemordet werden, sich noch mit einer unbegrenzten Willkür wird bereichern können, welche man Jurisprudenz der Ergreifung auf frischer That betiteln würde. Ein solches Regime wird sich nicht mit unserer Einwilligung Preßfreiheit nennen. Eine solche monströse Gewaltanmaßung wird nicht stattfinden. Es wäre ein Verbrechen, wenn wir dies duldeten, und das Ministerium soll wissen, daß ein einziger Mann von Herz, welcher das Gesetz für sich hat, mit gleichen Wahrscheinlichkeiten sein Leben nicht blos gegen das von sieben oder acht Ministern, sondern gegen alle Interessen, große oder kleine, einsetzen kann, die sich unklugerweise an das Schicksal eines solchen Ministeriums geknüpft haben. Es liegt nicht viel an dem Leben eines Menschen, der in der Unordnung eines Aufruhrs heimlich in einem Straßenwinkel getödtet wird, aber etwas wichtiges ist es um das Leben eines Mannes von Ehre, der im eigenen Hause von den Sbirren des Herrn Perier niedergemacht würde, weil er im Namen des Gesetzes Widerstand leistet. Sein Blut würde nach Rache schreien. Das Ministerium wage es, dieses Spiel zu unternehmen, und vielleicht wird es die Partie nicht gewinnen. Der Haftbefehl unter dem Vorwand der Ergreifung auf frischer That kann gesetzlich gegen die Schriftsteller der periodischen Presse nicht erkannt werden, und jeder Schriftsteller, der von seiner Bürgerwürde durchdrungen ist, wird der Ungesetzlichkeit das Gesetz und der Gewalt die Gewalt entgegenstellen. Es ist dies eine Pflicht: geschehe was da wolle."

„**Armand Carrel.**"

Diese so feste und so edle Sprache erregte die lebhafteste Begeisterung in der Presse. Herr Cauchois-Lemaire, der am Vorabend der Revolution von 1830 den Herzog von Orleans so kühn aufgefordert hatte, die Krone aufzuheben, Herr Cauchois-Lemaire verdammte in beredten Ausdrücken das System, auf welches man die neue Dynastie zu begründen suchte; fast alle Journale stimmten bei, selbst das Journal des Debats sprach sich, wiewohl schüchtern, gegen eine so allgemein getadelte Jurisprudenz aus. Die Demüthigung Casimir Periers hatte den höchsten Grad erreicht: er ließ den National mit Beschlag belegen und gegen zwei andere Journale, welche sich seiner Erklärung kräftig angeschlossen hatten, wurden Verfolgungen eingeleitet: gegen Le Mouve-

ment, redigirt von Herrn Achille Roche, und Die Revolution von 1830, redigirt von den Herren Charles Reybaud und Antony Thouret. Dies hieß gar zu wenig wagen; aber die Minister wußten recht gut, daß Armand Carrel der Mann war, mit seinen Pistolen auf dem Tische jeden Agenten eines die Gesetze verletzenden Systems zu empfangen: sie hoben den Handschuh nicht auf, den ihnen einer der stolzesten Vertreter der republikanischen Ansicht vor die Füße geworfen hatte.

Mit diesen Kämpfen, welche die ersten Monate des Jahres 1832 ausfüllten, vermischten sich Versuche seltsamer Art und Komplotte. Am 4. Januar, gegen fünf Uhr Abends, hörte man auf einmal das Getöne der Brummerin von Notre-Dame. Der Thurmwächter hatte den Eingang nur einer sehr kleinen Anzahl von Personen gestattet, die zu zwei und zwei gekommen waren. Beunruhigt stürzt er auf die Treppe, aber kaum ist er zwanzig Schritte über die erste Gallerie hinaufgekommen, als er ein Geschrei vernimmt, auf welches sogleich ein Pistolenschuß erfolgt. In ängstlicher Hast eilt der Wächter wieder hinab, um die Behörde in Kenntniß zu setzen. Bald kommen Soldaten herbei. Zur gleichen Zeit zogen, auf Befehl des Polizeipräfekten, der zumvoraus benachrichtigt war, Stadtserschanten in aller Eile nach der Kathedrale. Sie drangen auf die Thürme, durchsuchten sie, und nach drei weitern Schüssen, welche Niemand trafen, ergriff man sechs Individuen, fast sämmtlich noch sehr jung und alle der niedrigsten Klasse angehörig. Einer von ihnen, Namens Migne, war noch ein Kind. Er weinte, jammerte, versicherte, er sei gewiß unschuldig, und versprach, alles zu gestehen. Während man ihn verhörte, brach im nördlichen Thurm ein Brand aus. Es gelang, ihn zu löschen, obgleich die Flammen bereits sehr hoch herausschlugen. Migne erklärte, es seien sieben Personen in die Thürme geschlichen: man setzte daher die Nachforschungen fort, die lange Zeit ohne Erfolg blieben. Abends neun Uhr hatten sich mehrere Munizipalgardisten an einem Fenster, welches auf die Gallerie der Jungfrau hinausging, zusammen eingefunden. Auf einmal glaubten sie, an einem obern Fenster einen Menschenkopf zu sehen, den eine Fackel beleuchtete. Sie eilen auf den Glockenthurm und finden, daß das Feuer soeben die Balken ergriffen hat. Der Abend war kalt, der Wind blies heftig: später entdeckt, wäre der Brand vielleicht nur mit Mühe bemeistert worden. Die Agenten der öffentlichen Gewalt suchten mit verdoppelter Thätigkeit weiter. Sie waren sehr erbittert und einige sagten: Man muß ihn umbringen. Plötzlich bot sich ihnen ein Mann auf dem Söller dar. Er hielt seine Brust hin und rief: er ergebe sich. Ueber sein Gewerbe befragt, antwortete er: Aufrührer. Sein Name war Considère.

Der Zweck dieser sonderbaren Verschwörer war, durch das Läuten der Glocken verschiedenen Gruppen von Unzufriedenen, die in der Hauptstadt

verbreitet waren und sich marschfertig hielten, das Zeichen zur Empörung zu geben.

Die verhafteten Individuen wurden in's Gefängniß gebracht und zwei Monate später abgeurtheilt. Ihr Versuch hatte nichts Ernstliches gehabt; aber ihr Prozeß erhielt große Bedeutung durch das Licht, das er über das Treiben der Polizei verbreitete. Es ging wirklich theils aus den Einzelheiten der Untersuchung und den Verhören, theils aus den Zeugenaussagen hervor, daß die Polizei schon mehrere Tage vorher von dem Anschlag in Kenntniß gesetzt worden war, sowohl durch einen Brief des Generals Darriule, dem ein obskurer Agent, Namens Mathis, die Sache im Vertrauen mitgetheilt hatte, als auch durch die Erklärung eines früheren Galeerensklaven, Namens Pernot. Nun war keine Vorsichtsmaßregel ergriffen worden, um die Ausführung des Anschlags zu verhindern, obgleich man nichts zu thun gebraucht hätte, als die Thurmthüren zu schließen. Es schien sogar unbestreitbar, daß Herr Carlier, Chef der Munizipalpolizei, zu dem Wächter Gilbert gesagt hatte, er solle sich durch nichts beunruhigen lassen. Noch andere wunderliche Umstände wurden durch den Prozeß an's Tageslicht gebracht. So war die Nachricht der Verschwörung dem englischen Journal Times durch einen Brief aus Paris vom 3. Januar gemeldet worden. Noch ehe die Agenten der öffentlichen Gewalt in die Thürme gedrungen, war unter ihnen von einer Barrikade die Rede gewesen, welche die Angeklagten wirklich errichtet hatten. Als Considère sich verhaften ließ, hatte ein Serschant seine Hände berochen, um sich zu vergewissern, ob sie nicht nach einer Essenz röchen; folglich hatte die Polizei, wenigstens konnte man so schließen, sogar den besondern Umstand gewußt, daß eine Flasche Essenz in die Thürme gebracht worden war. Endlich hatte der Glöckner, gleich als wollte er die Ausführung des Komplotts erleichtern, den Thurm schon Morgens zehn Uhr ohne Erlaubniß verlassen, und seine Frau war, einer bis dahin unverbrüchlichen Gewohnheit zuwider, an diesem Tage nicht erschienen, um den Dienst ihres Mannes zu versehen.

Die Vertheidiger der Angeschuldigten bemächtigten sich dieser Umstände, um die Anklage, die auf ihren Klienten lastete, auf die Behörde abzuwälzen. Sie warfen der Polizei vor, daß sie, schmählichen Vorgängen gemäß, das Unterdrückungssystem dem des Vorbeugens vorziehe. Sie eiferten gegen diese Politik der List, die durch heimliche Umtriebe und lichtscheue Agenten selbst zu Unruhen treibe, in der Absicht, jede Opposition gehässig zu machen und alle der Ruhe befreundeten Interessen durch die Furcht den Bannern der Regierung zuzuführen.

Diese Angriffe waren in dem einzelnen Falle, um den es sich handelte, gegründet; denn es ist gewiß, daß die Polizei hier ohne Unannehmlichkeiten,

ohne Schwierigkeiten und ohne Lärm Pläne vereiteln konnte, die im Uebrigen gar keine Bedeutung hatten. Dagegen erfordert die Billigkeit, zuzugestehen, daß in einer verdorbenen und unter der Herrschaft fehlerhafter Institutionen lebenden Gesellschaft ein rein vorbeugendes System oft die Behörde waffenlos vor ihren Feinden lassen würde. Die Polizei könnte die Verschwörer nicht benachrichtigen, daß man sie überwache, und daß ihr Plan bekannt sei, ohne sie eben dadurch zur Ergreifung besserer Maßregeln zu veranlassen und sich in ihre Hand zu liefern. Sie verhaften zu lassen, bevor sie die Ausführung ihres Planes begonnen haben, kann sie eben so wenig wagen, ohne sich unheilvollen Irrthümern und dem Tadel auszusetzen, gegen leichthin beargwohnte Bürger eine ungeduldige und brutale Willkür beurkundet zu haben. Aber bei der Thurmgeschichte von Notre-Dame wurde die Polizei nicht blos einer arglistigen Duldung beschuldigt, man verlangte von ihr auch Rechenschaft über die aufreizende Rolle, welche einer ihrer Agenten gespielt hatte. In einer beredten und lebendigen Vertheidigung erzählte Herr Dupont, wie Vernot das Elend und die Unwissenheit zweier jungen Leute mißbraucht hatte, um sie zur Empörung aufzureizen. Er setzte auseinander, wie derselbe seinen Haß gegen die Regierung zur Schau getragen, wie er davon gesprochen, daß die Hauptstadt bereit sei, sich beim ersten Glockenton zu erheben, wie er einem Arbeiter aufrührerische Artikel zu lesen gegeben, seine eigenen trügerischen Auslegungen hinzugefügt und mit einem Wort alles in's Werk gesetzt habe, um die Unglücklichen irre zu leiten, die er zu verrathen beabsichtigte.

Solcher Art waren die Thatsachen, welche der Advokat dem Urtheil der öffentlichen Meinung anheimstellte. Im Uebrigen war das von Herrn Dupont gebrandmarkte System schon im Verlauf der Verhöre theilweise zugestanden worden. Vor die Richter beschieden, hatte der Chef der Munizipalbehörde sich nicht entblödet zu sagen: „Ich habe das Mittel gefunden, die geheimen Gesellschaften zu desorganisiren, indem ich nämlich die Exaltirtesten als Polizeispione bezeichne, so daß sie auf den Quais von den Leuten ihrer eigenen Partei zu Boden geschlagen werden.“

Es war unvermeidlich, daß Erklärungen dieser Art einen tiefen Eindruck auf die Geschwornen machten. Fünf von den Angeklagten wurden freigesprochen; drei andere wurden schuldig erklärt, aber blos des Verbrechens der Nichtanzeige; und wenn man sie zum Gefängniß verurtheilte, so geschah es weniger wegen der Verschwörung, als wegen ihres hochmüthigen Benehmens vor den Richtern. Traurige Einblicke wurden durch diesen Handel eröffnet: die Kraft einer Regierung erprobt sich an der Moralität der Mittel, welche sie zu ihrer Vertheidigung anwendet.

Eine Verschwörung von weit größerer Bedeutung bedrohte zu gleicher

Zeit alle konstituirten Gewalten. Wir haben der ehrgeizigen Hoffnungen gedacht, welche die Herzogin von Berry in ihrer Verbannung nährte. Um dem Sohne dieser Fürstin einen Weg zum Throne zu bahnen, hätte ohne Zweifel eine Schilderhebung in der Vendee und eine Empörung in den südlichen Provinzen nicht genügt. Es war von Wichtigkeit, daß Paris sich für den Streit der älteren Bourbons bewaffnete. Einige Unterstützungen, welche im Namen der Herzogin von Berry an unglückliche Arbeiter und an vormalige Diener des im Juli geächteten Königthums vertheilt wurden, gaben den Gedanken zu einer Verschwörung, indem sie zeigten, was man von der Erkenntlichkeit des Volks und seinem Elend zu erwarten berechtigt war. Ein Arzt, ein Mann voll Kopf und Entschlossenheit, legte die Hand an's Werk. Sein Beruf brachte ihn mit einer Menge Menschen in Berührung, welche die Revolution von 1830 in's Verderben gestürzt oder getäuscht hatte: er versuchte bei ihnen die Herrschaft der Wohlthaten, und als er sah, welche Keime der Unordnungen aller Art und der Empörungen eine leidende und glaubenlose Gesellschaft in sich birgt, so eröffnete er sich einigen Freunden. Es wurde ein Plan beschlossen. Zwölf Anführer wurden ernannt für die zwölf Bezirke von Paris. Jeder Anführer mußte den vom Mittelpunkte ausgegangenen Impuls vier Lieutenants mittheilen, von denen jeder eine Brigade von zehn Mann befehligte, und jedes Mitglied einer Brigade war verpflichtet, untergeordnete Verschwörer anzuwerben, welche sich zum Sieg von Plänen verwenden ließen, die den meisten von ihnen selbst unbekannt waren. Die Macht der legitimistischen Partei bestand in ihrer Wohlhabenheit, somit wurde das Geld der Nerv dieser Verschwörung. Eine Kasse bildete sich aus dem Ertrage verschiedener Subskriptionen und ziemlich bedeutender Summen, welche ein zum Haushalt des Marschalls Bourmont gehörender Agent der Herzogin von Berry aus Italien gebracht hatte. Jetzt begann man, ein umfassendes Werbsystem in's Werk zu setzen. Das Geld diente jedoch weniger dazu, die Rekruten der Empörung regelmäßig zu besolden, als den Werbern ein Mittel zu verschaffen, sich mit den Leuten aus dem Volke an Vergnügungsorten, die sich zu halben Vertraulichkeiten und gemeinen Verführungen eigneten, persönlich zu besprechen. Es ist zu bemerken, daß viele arme Arbeiter in die Verschwörung traten, ohne andere Summen erhalten zu haben, als diejenigen, die ihr tiefes Elend unumgänglich nothwendig machte, oder wodurch sie für die Einstellung ihrer Arbeiten schadlos gehalten wurden. Jedenfalls waren die Unterstützungen, die man austheilte, hauptsächlich darauf berechnet, die ganze Schmach des Jammers, worin man den Armen schmachten ließ, an's Licht zu stellen. Aber während man hoffnungsloses Elend milderte, versuchte man den Köder der Versprechungen bei Gemüthern, die mit einem plumpen Ehrgeiz begabt waren,

und in kurzer Zeit hatte man eine kleine Armee in's Feld zu führen. Der Sturz Karls X hatte die Verabschiedung der königlichen Garde und die Veränderung eines zahlreichen Gesindes nach sich gezogen: die Verschwörung rekrutirte sich aus mehreren Offizieren und Unteroffizieren der Garde sowie aus beinahe allen denen, die im alten königlichen Haushalte untergeordnete Stellen inne gehabt hatten, welche plötzlich aufgehoben worden waren, und zu diesen gesellten sich aus reiner Anhänglichkeit an die gestürzte Dynastie Diener, die noch in Stellen waren. Unter den Jagdgendarmen und den Forstwächtern ließen sich besonders viele anwerben. Es gelang sogar, unter der vierten Kompagnie der Veteranen-Unteroffiziere in einem zu Courbevoie kasernirten Linienregiment, sowie in einem zu Paris, Straße Du Petit-Musc, kasernirten Dragonerregiment Verbindungen einzuleiten. Ein durch seine Anhänglichkeit an das Prinzip der Legitimität wohlbekannter Marschall von Frankreich und vier Generalmajore bildeten gewissermaßen den Generalstab dieser Verschwörung, in welche auch ein bonapartistischer General sich nicht scheute einzutreten. „Werfen wir die Regierung über den Haufen," hatte er gesagt, „dann wollen wir der Nation das Geschäft überlassen, zwischen dem Nachfolger Karls X und dem des Kaisers zu entscheiden."

Auf solchen Stützen ruhend, dehnte sich die Verschwörung mit äußerster Schnelligkeit aus. Eine thätige Propaganda befand sich nicht blos in Paris, sondern auch in den umliegenden Gemeinden: in Saint-Germain, in Meudon, in Clamart, in Versailles, in Vincennes. Es war beinahe unvermeidlich, daß Indiskretionen begangen wurden und die Polizei mittelst ihrer Agenten am Ende einer Verschwörung auf die Spur kam, die so zahlreiche Verzweigungen hatte. Gleichwohl konnte die Behörde, Dank den vielfachen Abtheilungen und Unterabtheilungen, welche der gewählte Organisationsplan zuließ, nur höchst unbestimmte und unvollständige Berichte erlangen, so daß diejenigen Personen, welche zu kennen und festzunehmen von hauptsächlicher Wichtigkeit war, gänzlich außer ihrem Bereiche blieben. Ueberdies hatten sich mehrere Polizeiagenten aufrichtig dem Gelingen der Verschwörung gewidmet, was den Theilnehmern die Möglichkeit verschaffte, die gegen sie gerichteten Manöver durch Gegenminen zu vereiteln. Dazu kam, daß man, um etwaigem Verrathe vorzubeugen, das Gerücht verbreitet hatte, jeden Verräther, der als solcher erkannt werde, erwarte unausbleiblich ein Dolchstoß.

Wie dem auch sei, in einem Gewirre von Verschwörern, von denen etliche eine sehr hohe gesellschaftliche Stellung einnahmen, zeichneten sich die den niedrigsten Lebensverhältnissen angehörenden Männer durch Treue, Entschlossenheit und Uneigennützigkeit des Eifers aus. Unter diesen letzteren befand sich ein Schuster, Namens Louis Poncelet. Erbittert über die Fol-

gen einer Revolution, von welcher das Volk so wenig Nutzen gezogen, war er bereit, sich für die Legitimität zu schlagen, nachdem er 1830 tapfer gegen sie gefochten hatte. In jeder schwierigen Lage verschwindet die Ungleichheit des Ranges, um der Ungleichheit des Muthes Platz zu machen. Poncelet erwarb sich in der Verschwörung bald die Bedeutsamkeit, welche die Gefahr der Kühnheit anweist. Er wurde bei dem Marschall von Frankreich zugelassen, auf den man für den Fall eines Erfolgs und unmittelbar nach demselben zählte, und der Marschall sagte zu ihm: „Verlassen Sie sich darauf, wenn Sie das Stadthaus innehaben, werde ich mich zu Pferde setzen und keinen Anstand nehmen, mich an die Spitze der provisorischen Regierung zu stellen.“

Inzwischen hatte sich die Nachricht verbreitet, daß in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar bei Hof ein großer Ball stattfinden solle. Die Gelegenheit war gut für die Verschworenen; denn sie zählten selbst unter der Dienerschaft des Schlosses Mitschuldige; sie waren im Besitz von fünf Schlüsseln, welche die Thore des Tuileriengartens öffneten, und der Eingang des Louvre war ihnen versprochen. Es wurde also verabredet, daß in der bezeichneten Nacht die einen sich abtheilungsweise auf verschiedenen Punkten der Hauptstadt versammeln sollen, um von da beim festgesetzten Signal aufzubrechen und nach dem Schlosse zu ziehen, während die anderen im Schatten der Gäßchen, welche zum Louvre führen, hinschleichen, in die Gemäldegallerie dringen, sofort in den Ballsaal hereinbrechen und bei der durch diesen unvorhergesehenen Angriff entstehenden Unordnung sich der königlichen Familie bemächtigen sollten. Kanonenschläge, eine Art kleine Kugeln, waren mitten unter die vor den Thoren des Pallastes stehenden Wagen geworfen, Stückchen Holz mit eisernen Spitzen waren den Pferden unter die Füße gelegt worden; endlich glaubte man sich berechtigt zu hoffen, daß im Saale des Schauspiels selbst allerhand künstliches Feuerwerk bereit stehe, so daß man durch Anzündung der Wände die Verwirrung vermehren könnte. Dieser Plan wurde zwischen den Häuptern der Verschwörung in der Straße Taranne definitiv beschlossen, und Poncelet wurde speziell mit dem Angriff auf den Louvre beauftragt.

Aber eine Intrigue entspann sich inmitten der Verschwörung, und die Früchte des gehofften Sieges wurden bereits Gegenstand eifersüchtiger Berechnungen. Der Agent, welcher sich für den Bevollmächtigten der Herzogin von Berry ausgegeben, hätte den Marschall von Frankreich, von welchem wir gesprochen haben, gerne auf die Seite geschoben und den Namen eines anderen Marschalls, dessen Person er ganz besonders zugethan war, durch die Verschworenen proklamiren lassen. Man machte Poncelet Vorschläge in dieser Richtung und zugleich die glänzendsten Anerbietungen für ihn selbst, wenn er das Un-

ternehmen überlebe, und für seine Kinder, wenn er dabei umkommen sollte. Aber er verwarf diese Zumuthungen mit vieler Festigkeit, indem er sein Vertrauen einem Manne nicht entziehen wollte, den er desselben würdig geachtet hatte. Von diesem Augenblick an verschwand alle Einheit der Leitung, und da, wo die Verschwörung hätte Unterstützung finden sollen, stieß sie nur noch auf Hindernisse. Vor dem für den Ausbruch festgesetzten Tage hatte sich Poncelet an einen gewissen Dermenon gewendet, um Flinten zu bekommen. Es wurde ein Akkord abgeschlossen und für den folgenden Tag eine Zusammenkunft verabredet. Aber am 1. Februar lockten diejenigen unter den Verschworenen, welche sich vorgenommen hatten, den Anschlag zu vereiteln, oder wenigstens seine Hinausziehung zu veranlassen, Poncelet in einen geheimen Klub, wo sie ihn unter allerhand Vorwänden zurückzuhalten wußten. Dermenon, der von einer karlistischen Verschwörung Wind bekommen hatte, wurde von einer großen Unruhe befallen, als er Poncelet nicht am bestimmten Orte erscheinen sah. Er fürchtete, Opfer eines Spions geworden zu sein, sagte daher dem Waffenfabrikanten, der ihm die versprochenen Flinten liefern sollte, von der verdächtigen Unterhandlung, in die er sich eingelassen habe, und dieser schleppte ihn zu dem Polizeipräfekten. Herr Gisquet, der, von einigen seiner Agenten getäuscht, schon mehrmals durch falsche Nachrichten, welche die Verschwörer ihm zukommen ließen, hinter's Licht geführt worden war, Herr Gisquet zeigte sich im Anfang sehr ungläubig und erwartete vollständigere Aufschlüsse.

So standen die Dinge, als die entscheidende Stunde für die Verschworenen schlug. Die verschiedenen Brigaden versammelten sich, wie verabredet worden war, an den ihnen bezeichneten Plätzen. Sie zählten im Ganzen zweitausend fünfhundert bis dreitausend Mann. Es standen Gruppen am Observatorium, an der Barrière de l'Etoile, Barrière du Roule, auf den elysäischen Feldern, an der Bastille, in der Vorstadt Saint-Antoine, längs des Kanals Saint-Martin hin und in der Nähe mehrerer Waffenmagazine, von welchen man den Plan besaß und zu deren mühloser Besetzung Vorkehrungen getroffen waren. Eine ziemlich große Anzahl Waldschützen stand auf den Barrièren, jeder mit einer Doppelflinte bewaffnet. Poncelet seinerseits hatte sich zu einem Restaurateur in der Straße Des Prouvaires verfügt, ein Mahl von mehreren Gedecken für die Nacht bei ihm bestellt und ihm einen Tausendfrankenschein eingehändigt. Bei diesem Restaurateur sollten sich blos die Häupter der Verschwörung einfinden. Poncelet war daher äußerst überrascht, als er viele Verschworne, deren Platz anderswo war, einen um den andern hier auf sich zukommen sah. „Alles ist verloren," sagte der eine zu ihm; „man hat Gegenbefehle gegeben." — „Das Geld, das ich erwartete," sagte ein anderer, „ist mir nicht zugekommen; meine Schaar kann nicht ohne Gefahr

auf dem Platze oder in der Straße stehen bleiben, um dort das Signal abzuwarten." — „Der Anführer, dessen Erscheinen ich meinen Leuten angekündigt hatte," sagte ein dritter, „hat sich noch nicht gezeigt. Sie werden ungeduldig und halten mich für einen Verräther: was thun?" Poncelet durchschaute wohl, durch wen die Verschwörung zu scheitern im Begriffe stand; aber wie zurückweichen? Abends 11 Uhr hatten sich hundert Verschworne in der Straße Des Prouvaires versammelt. Es waren entschlossene Männer unter ihnen, und Schildwachen standen vor der Thüre des Speisehauses. Aber die Polizei hatte die genaueren Notizen über den mit Dermenon abgeschlossenen Kauf erhalten, sie wußte, daß ihm 6000 Franken zugestellt worden waren, und Herr Gisquet hatte ihm Befehl gegeben, eine gewisse Anzahl Waffen abzuliefern. Wirklich hielt etwa um halb ein Uhr ein Fiaker mit siebzehn Flinten vor dem Speisehause in der Straße Des Prouvaires an. Die Waffen wurden vertheilt. Einen Augenblick darauf kam Poncelet, der hinausgegangen war, mit zwei Pistolen im Gürtel zurück. Eine große Exaltation herrschte unter den Verschwornen, und der entscheidende Augenblick nahte, als die Straße sich auf einmal mit Munizipalgardisten und Stadtserschanten füllte. Das Haus wurde umzingelt und schnell besetzt. Der Anführer der Verschwornen trat vor, und als er einen Stadtserschanten die Hand an seinen Degengriff führen sah, schoß er ihm eine Pistole vor den Kopf. Seine Mitschuldigen konnten keinen Gebrauch von ihren Flinten machen, da sie sämmtlich in schlechtem Stande waren. Man mußte fliehen. Einer der Verschwornen fiel von einem Bajonett durchbohrt, die andern wurden verhaftet. Außer den Flinten fand man im Hause Kugeln, Patronen und drei der Schlüssel, die zur Oeffnung der Tuilerienthore bestimmt waren. Poncelet wurde durchsucht: er hatte 140 Franken baares Geld in seiner Tasche und 7000 Franken in Banknoten im Futter seiner Stiefel. Achtzehnhundert Franken hatte er am 1. Februar ausgegeben und überhaupt hatte er die fünf letzten Tage vorher ungeheure Summen unter seinen Händen gehabt.

Was die in der Hauptstadt verbreiteten Abtheilungen betrifft, so hatten sich die meisten, sei es nun in Folge des empfangenen Gegenbefehls, oder aus Ungeduld, Mißtrauen und Abspannung schon lange zerstreut. Da die Verschwornen die Parole in Erfahrung gebracht und der Polizei zu wissen gethan hatten, daß sie falsche Patrouillen in Paris herumzuschicken beabsichtigen, so wurde die Einschreitung der Nationalgarde gefürchtet. Man begnügte sich, Munizipalgardisten und Stadtserschanten nach vier Punkten auszuschicken. Aber die Gruppen zerstreuten sich bei ihrer Annäherung, ohne einen Kampf zu versuchen, welchen Gegenbefehle, Mißverständnisse und Abfälle unmöglich gemacht hatten.

Die Wagen, welche sich diese Nacht in großer Anzahl in Paris kreuz-

ten, wurden sämmtlich durchsucht auf Befehl der Polizei, deren Agenten nicht blos diejenigen verhafteten, bei welchen sie Pistolen oder Degen antrafen, sondern auch Bürger, die nach irgend einem unschuldigen Vergnügen in ihre Wohnung zurückkehren wollten, und junge Leute, welche in Tanzschuhen vom Balle kamen. Mit den Schuldigen vermengt, wurden die Unschuldigen in die Gefängnisse der Präfektur geschleppt und mußten sich manche Beleidigungen, manche Stöße gefallen lassen, als sie durch eine Schaar von Spionen zogen, welche von dem niedrigen Zorne aufgestachelt waren, der den von keiner Intelligenz geregelten Leidenschaften eigen ist.

Mit großem Erstaunen vernahm Paris bei seinem Erwachen die Ereignisse der Nacht. Sie waren nicht durch jene, in der Stille sich verbreitenden Gerüchte angekündigt gewesen, welche die Gemüther auf Begebenheiten vorbereiten, und deren Erinnerung man bewahrt. Auch vereinigten sich sämmtliche Parteien dahin, die Verschwörung der Straße Des Prouvaires als ein thörichtes Unterfangen zu betrachten. Die Republikaner nahmen die Gelegenheit wahr, der Täuschungen einer Aristokratie zu spotten, die mit so großer Hartnäckigkeit ihren Stolz die Zeiten ihrer Kraft überleben lasse. Die Anhänger des herrschenden Systems verhöhnten nach Herzenslust die Schwachheit ihrer Feinde. Die Legitimisten selbst ließen sich angelegen sein, die volle Schale ihrer Verachtung über die Verwegenheit von Verschwörern auszugießen, welche, da sie nicht gesiegt hatten, von allen denen über die Achsel angesehen wurden, die im entgegengesetzten Falle ihre Mitschuldigen gewesen wären. Was die Polizei betrifft, so ermangelte sie nicht, sich ihrer Vorsicht zu rühmen. Gleichwohl hatte sie beinahe nichts von dem Komplott in Erfahrung gebracht; sie hatte weder seinen Ursprung, noch seine geheime Organisation durchdrungen; sie kannte seine Häupter nicht und machte sich einen ganz falschen Begriff von seiner Bedeutung. Spätere Geständnisse belehrten sie allerdings über die Dinge, worüber sie sich bei der Verhaftung Poncelets und seiner Kameraden in gänzlicher Unwissenheit befunden hatte; aber die wichtigsten Geheimnisse waren so gut bewahrt worden, daß die Mehrzahl der Rädelsführer den Verfolgungen der Justiz entging. Und diejenigen, die später verurtheilt wurden, wurden es auf gänzlich unvollständige Beweise oder sogar, wie Herr Charbonnier de la Guesnerie, auf Aussagen hin, welche man aus unlautern Quellen geschöpft hatte, Aussagen, die überdies durch höchst gewichtige Zeugnisse bekämpft wurden. Angesehene Namen wurden in diesem Prozesse genannt, die Namen des Herzogs von Belluno, des Generals Montholon, des Herzogs von Riviera, des Barons von Mestre, der Grafen von Fourmont, von Brulard und von Floirac, der Gräfin von Serionne. Die Haltung der Angeklagten bei dem Prozesse war im Allgemeinen kräftig. Poncelet machte sich vor allen durch die Loyalität seiner Antworten

bemerklich; er besaß Gewandtheit genug, seine Mitschuldigen nicht bloßzustellen, und um die eigene Gefahr bekümmerte er sich nur wenig.*)

Ein auswärtiges Ereigniß, ebenso bedeutungsschwer, als unerwartet, lenkte die Aufmerksamkeit von diesen innern Streitigkeiten ab. Man hat im vorhergehenden Bande gesehen, wie Oesterreich mit Verachtung unserer Erklärungen Italien überzogen hatte, und wie die Romagna auf's Neue unter das Joch des römischen Hofes gesunken war. Der Schmerz der Italiener hatte sich anfangs in ein düsteres Schweigen verschlossen. Aber in den Herzen gährte die Empörung, und der erste von Bologna ausgegangene Kriegesschrei konnte die Diplomatie abermals in die Verlegenheiten stürzen, aus welchen sie sich nur mit so großer Mühe gezogen hatte. Die großen Mächte sahen ein, daß die Ruhe in den päpstlichen Staaten nicht anders gesichert werden könne, als wenn man den gerechten Wünschen der Bevölkerung bis auf einen gewissen Grad nachgebe.

In der That läßt sich nichts Traurigeres denken, als die damalige Lage von Mittelitalien: eine Theokratie, nicht auf den Glauben gestützt, und genöthigt, sich durch Gewalt aufzuerlegen; die Herrschaft in den Händen unwissender, verdorbener Prälaten, die sich nicht einmal zu der Art von Heuchelei verpflichtet glaubten, welche die Scham des Lasters ist; kein fester Bestand in den Gesetzen; der Staatsschatz gewissermaßen der Plünderung preisgegeben; die Steuern nach der Laune des Souveräns abgeändert oder vermehrt; der Wissenschaft ihre Ehre verweigert; der industrielle Sinn aller Aufmunterung und Nahrung beraubt; keine Achtung für die Freiheit des Geistes, für die Würde des Menschen, mit einem Wort kein öffentliches Leben.

In diesem Stand der Dinge hatten die fünf großen Mächte auf die Einladung Frankreichs und Oesterreichs ihre friedliche Vermittlung zwischen den Papst und seine Unterthanen stellen zu müssen geglaubt. Durch eine Note vom 21. Mai 1831 hatten sie dem heiligen Stuhl zu erkennen gegeben, das beste Mittel, in Italien die Ruhe wieder herzustellen und Europa die Gefahr neuer Erschütterungen zu ersparen, wäre die Einführung einiger der so ungeduldig erwarteten Reformen in den römischen Staaten. Das Prinzip der Volkswahlen solle als Grundlage der Kommunal- und Provinzialversammlungen angenommen; eine Zentraljunta solle mit der Revision sämmtlicher Verwaltungszweige beauftragt; die Laien sollen zu allen Staatsämtern zugelassen; ein Staatsrath solle eingesetzt und zwar aus den angesehensten Bürgern ernannt werden: das waren die Maßregeln, welche dem Papste in der von den Gesandten Frankreichs, Englands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands eingereichten Note angerathen wurden.

---

*) Siehe Beweisstücke Nr. 1.

Gregor XVI beantwortete diese Rathschläge mit einem Edikt, worin er sich darauf beschränkte, zu erklären, daß fortan die Ernennung der Räthe dem Oberbeamten jeder Provinz zustehe, daß kein Vorschlag in dem Rathe in Berathung gezogen werden könne, ohne zuvor der höhern Behörde vorgelegt worden zu sein, und daß es immer von dem Präsidenten der Provinz abhänge, das Protokoll der Sitzungen gutzuheißen oder nicht. Dasselbe Edikt verfügte, daß die Weltlichen von der Regierung der Delegationen ausgeschlossen seien, und daß jede Provinz als Delegation erklärt werden könne. Also verwarf Gregor XVI sowohl das Prinzip der Volkswahl, als die Einsetzung eines Staatsraths und die Theilnahme der Laien an der Verwaltung der Angelegenheiten. Das hieß in allen Stücken den Andeutungen des Denkschreibens der Mächte ausweichen.

Die Unzufriedenheit der Bevölkerung war um so lebhafter, als sie sich der Hoffnung hingegeben hatte. In der Romagna zeigte sich die Entrüstung so drohend, daß die Prolegaten es nicht wagten, das Edikt in ihren Provinzen zu veröffentlichen. Was aber die Erbitterung der Gemüther auf's höchste steigerte, war auf der einen Seite die Erhöhung der Auflagen, auf der andern die Bekanntmachung von fünf Verfügungen, welche unter dem Vorwand einer Verbesserung im Civil- und im Kriminalverfahren unter andern Mißbräuchen die Eingriffe des geistlichen Gerichts in die Rechte des bürgerlichen Gerichts guthießen, sämmtliche Vorrechte der geistlichen Gerichte bestätigten, durch eine spezielle Verordnung festsetzten, daß bei Gleichheit der Vergehungen die Priester zu einer weniger starken Strafe verurtheilt werden sollen, endlich jene alte, wilde Tyrannei, genannt: das Inquisitionsgericht, beibehielten.

Gleichwohl war die Ordnung, durch die Bürgergarde streng aufrecht gehalten, noch nicht gestört worden, als man erfuhr, daß besoldete Truppen auf dem Marsch seien, um die Provinzen zu besetzen. Diese Truppen bestanden großentheils aus Räubern, die sich in der Umgegend von Rom zusammengefunden hatten. Bald verbreitete sich die Nachricht von ihrem Einzug in Rimini und den Ausschweifungen, denen sie sich daselbst überlassen haben. Zu gleicher Zeit sprach man von einer von Priestern angezettelten Verschwörung, welche die Ermordung der Häupter der Liberalen zum Zweck habe. Von Zorn und Furcht zugleich hingerissen, griff das Volk zu den Waffen, während in aller Eile Abgeordnete von Bologna abgingen, um vom Papst die Zurückrufung der Truppen zu verlangen.

Die Abgeordneten wurden im Anfang günstig aufgenommen, und ihre Rückkehr belebte die Hoffnung der unglücklichen Italiener von Neuem. Es zirkulirten Bittschriften, welche von den angesehensten Männern unterschrieben waren und die Mißbräuche der neuen Ordnung bezeichneten, deren Vollzie-

hung in Folge dessen von der Behörde jeder Delegation bis auf Weiteres eingestellt wurde. Auf der andern Seite hatte der Kardinal Bernetti geschrieben, es sollen Abgeordnete zugelassen werden, um die Wünsche der Bevölkerungen vorzutragen, und die Prolegaten von Bologna, von Ravenna, von Forli hatten selbst angezeigt, nach welchen Regeln die Wahl vorzunehmen sei. Aber auf einmal ändert sich die Szene. Der römische Hof erklärt, er mißbillige alle diese Schritte höchlich; es werde keine Deputation empfangen werden; die vom Papste bewilligten Institutionen seien vortrefflich; man müsse sich ihnen unterwerfen. Ein mit Hülfe Oesterreichs verwirklichtes Anlehen erklärte diese gebieterische Sprache, welcher Kraft zu geben ein Corps von fünftausend Banditen bereit stand.

Den 10. Januar 1832 theilte der Kardinal Bernetti den vier Vertretern Oesterreichs, Frankreichs, Preußens und Rußlands den von Sr. Heiligkeit gefaßten Entschluß mit, ihre Truppen in die Delegationen zu schicken und die Bürgergarden aufzulösen. England mißbilligte das Benehmen des Papstes laut.*) Die andern Mächte vereinigten sich in ihren Antworten dahin, die Weisheit des heiligen Vaters zu preisen und die Romagnolen zu tadeln, die als Undankbare und als Rebellen seiner Rache preisgegeben wurden. „Wenn es," sagte der Gesandte Frankreichs, Herr von Saint-Aulaire, „geschehen sollte, daß die Truppen, bei ihrer ganz friedlichen Sendung, in Vollziehung der Befehle ihres Souveräns auf einen frevelhaften Widerstand stießen, und daß einige Aufrührer es wagten, einen in seinem Zweck ebenso sinnlosen als in seinen Resultaten unheilvollen Bürgerkrieg anzufangen, so trägt der Unterzeichnete kein Bedenken, zu erklären, daß diese Leute von der französischen Regierung als die gefährlichsten Feinde des allgemeinen Friedens betrachtet würden." Die Sprache der Gesandten Oesterreichs, Preußens und Rußlands war nicht minder bedeutungsvoll; alle sagten dem heiligen Vater die Unterstützung ihrer Höfe zu für den Fall, daß seine Befehle nicht eine unmittelbare und unbedingte Unterwerfung zur Folge hätten.

Als die Romagnolen diese in dem offiziellen Journal von Rom veröffentlichten Antworten lasen, da ermuthigten sie sich, überrascht und verzweiflungsvoll, zum Widerstande. Einige sprachen noch davon, der Gewalt nachzugeben, aber die meisten hörten nur noch auf die Eingebungen ihrer Entrüstung. Sie machten darauf aufmerksam, daß ihre Feinde sie nicht blos unterdrücken wollen, sondern noch obendrein verläumden. Hatte man sie nicht selbst in der Note des Repräsentanten Frankreichs, des Juliusfrankreichs, Unsinnige, Aufrührer genannt? Und warum? Wahrscheinlich nicht, weil sie sich geweigert hatten, die päpstliche Kokarde zu tragen: in dieser Beziehung

*) Siehe die Beweisstücke, Nr. 2.

war ihnen kein Befehl aus Rom zugekommen; und dann aus welchem Grunde sollte eine Garde, welche vom Papste weder besoldet noch angeworben ist, der Verpflichtung unterworfen sein, seine Livree zu tragen? Hatte man nicht von der Bürgergarde, dieser so eifrigen Wächterin der öffentlichen Ordnung und des Eigenthums, zu sagen gewagt, sie habe sich als berathendes Corps aufgestellt, habe mit dem Schwert in der Hand Ungehorsam gepredigt, habe die öffentlichen Kassen geplündert? Was von einer Regierung erwarten, welche auf diese Art mit Lügen umgehe, als ob es nicht genug wäre, daß sie ihre Armeen in den Gefängnissen von Civita Castellana, der Engelsburg und der Veste Sankt-Leo rekrutire? Wenn die italienische Freiheit bestimmt sei, unterzugehen, so solle sie wenigstens nicht sterben, ohne Vertheidiger gefunden zu haben. Ob es überdies möglich sei, daß Frankreich den Vertrag gutheiße, den man in seinem Namen unterzeichne, einen schändlichen Vertrag, welchen der Vertreter Englands nicht habe unterzeichnen wollen? Zu solchen Verwünschungen gesellten sich Thaten, und die Bürgergarden griffen zu den Waffen.

Der Kardinal Albani war zum außerordentlichen Kommissär ernannt worden und hatte einen österreichischen Offizier, den Baron Marchal, beauftragt, die kriegerischen Operationen zu leiten. Die päpstlichen Truppen, welche nach Rimini gezogen waren, setzten sich in Bewegung. Die Bürgergarden ihrerseits begaben sich gleichfalls auf den Marsch: auf der Ebene von Cesena trafen die beiden Heere auf einander. An Zahl um die Hälfte schwächer, ohne Reiterei und im Besitz von nicht mehr als drei Feldstücken, hielten die Romagnolen den Kampf tapfer aus, aber die Partie war allzu ungleich; nach einem hartnäckigen Widerstand mußten sie vom Platze weichen, und in der Hoffnung, den Feind zu einer Zertheilung seiner Kräfte zu veranlassen, räumten sie nacheinander Cesena und Forli. Jetzt gingen in der Wiege der Christenheit und im Namen des barmherzigen Oberhauptes der Gläubigen Szenen vor, würdig der Barbarei der alten Zeiten. Die Päpstlichen stürzten sich wie Wahnsinnige über Cesena her, plünderten die Vorstadt, stürmten in ein Kloster und begingen Gräuelthaten. Sie drangen in die Kirche des Sankt-Stephan vom Berge, entweihten die geheiligten Gefäße, traten die geweihten Hostien mit Füßen, verfolgten bis in den unterirdischen Gang der Kirche einen Unglücklichen, der, ein Kruzifix in den Armen haltend, erwürgt wurde. Von da ergossen sie sich über die Stadt, machten sich ein Spiel aus Plünderung und Mord und rechtfertigten nur zu gut die Sprache derjenigen, welche beim Anrücken einer solchen Horde gerufen hatten: „Der römische Hof liefert uns Räubern in die Hände."

Am folgenden Tag wurden die obrigkeitlichen Personen von Forli zum Kardinal Albani abgesandt, um ihm den Einzug in die Stadt anzubieten. Wirk-

lich besetzten die Päpstlichen Forli, ohne daß man ihnen den mindesten Widerstand entgegensetzte. Die Bewohner bemühten sich sogar, ihnen einen guten Empfang zu bereiten, in der Hoffnung, die trotzigen Gemüther dadurch zu sänftigen. Aber zufällig entstand ein Streit zwischen einem Soldaten und einem Mann aus dem Volke, wobei letzterer getödtet wurde. Alsbald erhebt sich auf dem Platze, wo die Päpstlichen in Schlachtordnung aufgestellt waren, ein furchtbares Geschrei: Mordet! Mordet! Plündert! Plündert! Es begann ein entsetzliches Gemetzel. Der Kardinal Albani, welcher am Abend erwartet wurde, kam, als das Blutbad noch rauchte. Er hielt seinen Einzug in Forli mitten unter dem Geächze der Sterbenden und durch Straßen, die mit Leichen übersäet waren. In einer am folgenden Tag veröffentlichten Proklamation erhielt das fluchwürdige Gemetzel den Namen: trauriges Ereigniß, und um so viele arme, in Trauer versenkte Familien schadlos zu halten, entblödete sich der Kardinal nicht, eine Summe von fünfzehnhundert Franken aus der Stadtkasse anzubieten.*)

Wie die Wuth schildern, welche sich bei diesen unheilvollen Nachrichten der Romagnolen bemächtigte? Das Geächze der Opfer von Forli und Cesena weckte in ganz Italien ein furchtbares Echo, und unglückseligerweise befand sich der Name der französischen Regierung bei jedem Schrei des Fluches oder der Todesangst im Hintergrunde.

Der Kardinal Albani wagte es nicht, gegen Bologna zu marschiren, ohne ein anderes Heer, als dasjenige, das sich so eben durch solche Thaten ausgezeichnet hatte. Die Unterstützung der Oesterreicher wurde zum zweiten Male angerufen. Ihr Einschreiten war seit langer Zeit eine abgemachte Sache zwischen dem Wiener und dem römischen Hofe. Sie ergossen sich also, 6000 an Zahl, über Bologna, in ihrer Mitte die Päpstlichen schleppend, welche der Gegenstand eines so allgemeinen und so gerechten Hasses geworden waren. Die strengste Disziplin war den österreichischen Truppen vorgeschrieben; sie wurde gewissenhaft beobachtet. Ja, die Oesterreicher erschienen denen, welche sie in die Sklaverei zurückzuwerfen kamen, beinahe als Freunde. Man schrieb die Ehre dieses Ergebnisses der Gewandtheit des Herrn von Metternich zu; man legte ihm die Absicht bei, die Italiener an die österreichische Herrschaft zu gewöhnen. Aber seine Politik ward plötzlich vereitelt durch eine Maßregel, welche man weit entfernt war von der französischen Regierung zu erwarten.

*) Gräuel dieser Art wären im neunzehnten Jahrhundert nicht glaublich, wenn die erzählten Ereignisse nicht auf unverwerflichen Zeugnissen beruhten. Man kann hierüber eine vortreffliche Broschüre vom Herrn Grafen Mamiani lesen, betitelt: Politischer Abriß über die letzten Ereignisse in den römischen Staaten.

Seit einiger Zeit hatte Casimir Perier sein Auge auf die Angelegenheiten Italiens gerichtet. Nicht als ob ihm die Unterdrückung, die auf den päpstlichen Staaten lastete, nahe gegangen wäre, aber der Ehrgeiz des Wiener Hofes beunruhigte ihn; er hätte dem Fürsten von Metternich gern gezeigt, daß die Franzosen, um den Fuß auf Italien zu setzen, nicht erst Piemont zu durchziehen brauchen, zumal wenn die englische Allianz ihnen erlaubte, sich frei auf dem Meere zu bewegen. Schon im Anfang des Monats Februar war Herr Ditmer heimlich in die päpstlichen Staaten gesandt worden, um die dortige Stimmung zu sondiren und den wahren Charakter der Ereignisse zu studiren. Er war noch nicht nach Paris zurückgekehrt, als man daselbst erfuhr, daß die Oesterreicher ihren Einzug in Bologna gehalten hatten.

Casimir Perier ergriff auf der Stelle seine Maßregeln, selbst auf die Gefahr hin, dem Könige zu mißfallen und Schrecken unter der Diplomatie zu verbreiten. Das Kriegsschiff Suffren und zwei Fregatten, die Artemise und die Victoire, erhielten den Befehl, nach Ankona zu segeln und elfhundert Mann dahin zu führen, unter dem Befehl des Schiffskapitäns Gallois und des Obersten Combe. Zu gleicher Zeit mußte der General Cubières, welchem der Oberbefehl über die Expedition übergeben wurde, über Livorno nach Rom reisen, um sich mit dem Papste über die Besetzung Ankona's zu verständigen. Da das Geschwader ganz Italien zu umfahren hatte, so rechnete man, der General Cubières würde Zeit gehabt haben, den heiligen Vater zu sprechen, ihm seine Instruktionen mitzutheilen, seine Einwilligung auszuwirken und nach Ankona zu kommen, bevor der Kapitän Gallois und der Oberst Combe daselbst erschienen wären. Nun geschah es, daß auf der einen Seite der General Cubières durch widrige Winde auf seiner Reise aufgehalten wurde, und auf der andern Seite das Geschwader mit einer ganz unvorhergesehenen Schnelligkeit seine Fahrt machte. Auch fand der General Cubières, als er nach Rom kam, Herrn von Saint-Aulaire in der peinlichsten Unruhe. Der Papst war so eben in einen heftigen Zornesanfall gerathen, und der Kardinal Bernetti hatte gerufen: „Nein, seit den Sarazenen ist nichts Aehnliches gegen den heiligen Vater versucht worden!“ Man wußte seit einigen Stunden die Nachricht von der Besetzung Ankona's.

Diese Besetzung hatte in der Nacht vom 22. auf den 23. Februar 1832 stattgehabt, Dank der Entschlossenheit des Kapitäns Gallois und des Obersten Combe, die, als sie den mit den Instruktionen der Regierung versehenen General nicht in Ankona trafen, sich nicht gescheut hatten, unter ihrer persönlichen Verantwortlichkeit diejenige Maßregel zu treffen, welche der Ehre ihrer Fahne am angemessensten war. Als das Geschwader drei Meilen von

Ankona angekommen war, landete ein Theil der Truppen und erreichte die Stadt im Sturmmarsch. Die Thore waren geschlossen; auf die Weigerung der Päpstlichen, sie zu öffnen, schlagen die Sappeurs des 66sten Regiments eines davon mit ihren Aexten ein, und bald verbreiten sich die Franzosen nach allen Richtungen, entwaffnen die Posten, verhaften den Obersten Lazzarini, der ruhig schlief, und bemeistern sich der Stadt. Am folgenden Mittag waren sämmtliche Truppen gelandet, und der Oberst Combe rückte an der Spitze eines Bataillons auf die Zitadelle zu. Die Franzosen überließen sich mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm der Hoffnung auf einen Kampf und brannten vor Begierde, Sturm zu laufen. Aber die päpstlichen Truppen gaben nach, und nach einigen Unterhandlungen wurden die Franzosen in die Festung aufgenommen, über welcher alsbald die den Italienern so theure dreifarbige Fahne flatterte.

Dieser Tag war für die Bewohner Ankona's ein Tag des Festes und des Triumphes. In wenigen Augenblicken glänzten die drei Farben in allen Straßen und auf allen Plätzen. „Es lebe die Freiheit!" riefen die Franzosen, und dieser Ruf wurde von den italienischen Patrioten mit Rührung und mit Stolz wiederholt. Der Gouverneur der Provinz und der Platzkommandant, die man im Anfang gefangen genommen hatte, wurden später wieder freigegeben und verließen Ankona. Die Staatsgefängnisse wurden geöffnet, die Freiheit ward wieder geschenkt dem Marco Zaoli von Faenza und Angelo Angelotti von Acquaviva. Abends wiederhallte das Theater von patriotischen Gesängen, und die Stadt war beleuchtet. An allen öffentlichen Orten fraternisirten die Bewohner mit den Soldaten. In einem der ersten Cafés von Ankona stieg ein Stabsoffizier auf eine Bank und erklärte mit entblößtem Degen, das 66ste sei nur eine Vorhut, welche Frankreich schicke, um die Befreiung des Landes anzukündigen. Bei diesen Worten erscholl einstimmiges Jubelgeschrei, und man sah, wie zur Zeit der Julirevolution, Bürger Thränen der Begeisterung vergießen.

Ganz Europa wurde durch dieses Ereigniß in Unruhe versetzt. Der Papst machte seinem Groll in einer bittern Protestation Luft. Der österreichische Gesandte in Frankreich, Herr von Appony, verlangte Erklärungen. Der General Grabowski, der die österreichischen Truppen in Bologna befehligte, veröffentlichte eine Proklamation, worin er sagte, die Franzosen seien gewiß von denselben Beweggründen geleitet, wie die Oesterreicher, nach Ankona gekommen. In England wurden die Minister wegen der Toleranz ihrer Politik ernstlich zur Rede gestellt von den Häuptern des Torysmus, den unermüdlichen Dolmetschern aller Besorgnisse eines eifersüchtigen Hasses.

Es scheint, diese allgemeine Unruhe hätte für Casimir Perier in Frankreich eine Ursache der Popularität werden sollen. Dies geschah nicht.

Seine Feinde schrieben die ganze Ehre des Handstreichs dem Kapitän Gallois und dem Obersten Combe zu, denen es nur mit Ueberschreitung ihrer Vollmachten gelungen sei, die französische Kühnheit in ihrem vollen Lichte strahlen zu lassen; und dem Ministerium warfen sie vor, es habe unsere Soldaten blos deshalb nach Italien geschickt, um sie dem päpstlichen Despotismus als Sbirren dienen zu lassen, wie deutlich genug aus der allbekannten Sprache des Herrn von Saint-Aulaire, aus seiner Antwort auf das Kreisschreiben des Kardinals Bernetti, aus der Reise des Generals Cubières nach Rom, während sein Platz an der Spitze des Geschwaders gewesen wäre, und noch ganz neuerdings aus der Proklamation des Kommandanten der in Bologna kampirten Oesterreicher hervorgehe. Die gemäßigtsten unter den Gegnern des Ministers fanden sein Benehmen unüberlegt bis zur Lächerlichkeit, oder vielmehr geradezu unerklärlich. Sie erblickten darin einen Gegenstand der Demüthigung und des Zornes für den heiligen Vater, der Unzufriedenheit für Oesterreich, der Beunruhigung für England, und fragten sich, welche Vortheile man von einer Expedition dieser Art erwarten könne. Die Oesterreicher zwingen, Italien zu räumen? Aber dazu wären mehr als 1200 oder 1500 Mann nöthig gewesen. Die Freiheit der Völker gegen die Unternehmungen des römischen Stuhles in Schutz nehmen? Aber die französische Regierung habe offenbar Partei für den Papst ergriffen, in demselben Geiste, wie Oesterreich, Preußen und Rußland. Von allen nur erdenklichen Gesichtspunkten aus betrachtet, erscheine die Expedition zwecklos, und es bleibe nichts mehr von ihr übrig, als ihre Regelwidrigkeit und Gefährlichkeit.

Die feindselige Stellung, die der römische Hof annahm, gab diesen Vorwürfen der Opposition Gewicht. Der General Cubières verkündete zwar den Bewohnern von Ankona gleich bei seiner Ankunft in diese Stadt, seine Sendung sei von der Art, daß sie die zwischen Frankreich und dem Kirchenstaate bestehenden Bande der Freundschaft noch fester knüpfen müsse; allein der Papst ließ die Stadt von seinen Truppen räumen und verlegte den Regierungssitz der Provinz. Wir werden weiter unten sagen, unter welchen traurigen Bedingungen das Kabinet der Tuilerien vom Papst die Ermächtigung erhielt, den Aufenthalt der Franzosen in Ankona zu verlängern, und welche Rolle unsern Soldaten daselbst aufgelegt wurde. So viel ist wahr, daß die Besetzung ursprünglich ein nützliches Resultat gehabt hatte, nämlich das, die ehrgeizigen Absichten des Wiener Hofes zu entkräften, indem man ihm zeigte, daß man nicht gesonnen sei, ihn seine Vorsorge für den heiligen Vater in ein Eroberungsrecht verwandeln zu lassen.

Wie dem auch sei, die Verdopplung der Angriffe, die er sich selbst durch Maßregeln, von denen er das Beste gehofft hatte, zuzog, hatte Casimir Perier in einen Zustand der Erbitterung versetzt, der ihn für alle die Seinigen

zum Gegenstand des Mitleids oder des Schrecks machte. Bald niedergeschlagen und sich kaum hinschleppend, bald exaltirt bis zum Wahnsinn, schien er nur noch für den Haß Leben zu haben. Nichts hatte den Durst nach Despotismus, der in ihm glühte, zu lindern vermocht: weder die Demuth seiner Kollegen, die er mit einem Winke in Bewegung setzte, noch seine Herrschaft über die Kammer, deren Leidenschaften seine Stimme bald aufregte, bald beschwichtigte, noch die Thatsache, daß er allein dem Uebermuth der Höflinge Fesseln anzulegen vermocht, noch die achtungsvolle Behandlung des Königs selbst, welcher gezwungen war, sich schweigend seiner beleidigenden Ergebenheit zu unterziehen. So war er denn der Märtyrer seines eigenen Stolzes, und da begegnete es ihm häufig, daß er denen, die sich ihm nahten, seltsame, furchtbare Schauspiele gab. Einesnachts eilt der Doktor Delaberge, heimlich von ihm beschieden, nach dem Ministerium des Innern. Casimir Perier lag im Bette. Kerzen brannten im Gemach des Ministers und beleuchteten sein in hohem Grade entstelltes Gesicht. „Da lesen Sie," sagte er zu Herrn Delaberge, indem er ihm ein Papier hinhielt, „das ist meine Antwort auf die Angriffe, welche Herr Laffitte gestern gegen mich gerichtet hat. Lesen Sie und sagen Sie mir Ihre Ansicht." Herr Delaberge fand, daß die Rede das Gepräge einer tadelnswerthen Leidenschaftlichkeit trug; er erklärte sich freimüthig darüber, und der Minister ersuchte ihn, das Allzuherbe an Ausdrücken, die seinem Zorne entfahren, zu mildern. Auf einmal geht die Thüre auf, ein Dragoneroffizier tritt ein und bringt einen Brief vom König; Casimir Perier ergreift den Brief, liest ihn schnell, zerknittert ihn, zerreibt ihn zwischen seinen Händen und wirft ihn dann heftig von sich: „Ich gebe keine Antwort!" ruft er dem Offizier zu, der sich ganz verdutzt entfernt. — „Man meint, der Herr Präsident des Raths sei toll," sagte Herr Delaberge; „ich kenne einen Mann, der es bezeugen würde." Casimir Perier nahm diese Derbheit nicht übel, und gegen Herrn Delaberge sich wendend, dessen Patriotismus und Offenheit er ehrte, sagte er: „Wenn Sie wüßten, was dieser Brief enthält! Heben Sie ihn auf und lesen Sie ihn." — „Gott bewahre mich!" antwortete der Doktor, der das argwöhnische Gemüth des Ministers kannte; „in Ihrem dermaligen aufgereizten Zustande könnten Sie das Geheimniß auch Andern anvertrauen und mir dann die Verletzung desselben zur Last legen." Jetzt sprach Casimir Perier von den bittern und geheimnißvollen Verdrießlichkeiten, womit sein politisches Leben übersäet sei. „Die Kammer," sagte er, „weiß nicht, mit wem ich zu thun habe," und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „O, daß ich keine Epauletten habe!" — „Ei, wozu denn Epauletten?" rief Herr Delaberge. Bei diesen Worten setzt sich Casimir Perier auf; die Lippen bleich, das Auge flammend, stößt er lebhaft die Decke seines Bettes zurück, und indem er seine abgemagerten Beine zeigt, deren Haut er

mit den Fingern zerkratzt, sagt er: „Sehen Sie denn nicht, daß ich nur noch ein Leichnam bin?"

Es war unvermeidlich, daß diese krankhafte Steigerung Casimir Periers sich auch in seiner Politik aussprach. Und da die Untergeordneten sich immer darin gefallen, die Fehler ihrer Vorgesetzten zu übertreiben, so hatte die Gewalt in allen ihren Abstufungen einen beklagenswerthen Charakter der Feindseligkeit und Brutalität angenommen. Unruhen versetzten hinter einander die Städte Alais, Nimes, Clermont, Carcassonne in Trauer. Aber je unzufriedener sich die Bevölkerung zeigte, um so unbarmherziger zeigte sich die Behörde.

Am 11. März 1832 zog eine Maskerade, welche das Büdget und die beiden Ergänzungskredite vorstellte, durch das französische Thor aus Grenoble und begab sich auf die Esplanade, wo der General Saint-Clair in diesem Augenblick die Garnison Revue passiren ließ. Diese Maskerade war durch Polizeiverordnungen verboten, gründete sich aber auf einen alten Brauch; überdies bestand sie aus nicht mehr als zehn oder zwölf jungen Leuten, die nicht einmal alle verkleidet waren. Nachdem sie lustig auf der Straße Saint-Martin umhergezogen, schickten sie sich, gefolgt von einer zahlreichen Menge, an, in die Stadt zurückzugehen, als sie vor dem Thore Grenadiere bemerkten, die ihnen den Weg versperrten. Grenoble hatte als Präfekten Herrn Maurice Duval, einen Beamten von absolutem Charakter, in der Schule des Kaiserreichs erzogen, einen Mann, der mit seiner Unpopularität prahlte. Einige lustige Gesellen hatten mit politischen Sinnbildern die Stadt durchzogen, und dies mußte ihm eine glänzende Gelegenheit geschienen haben, mit seiner Gewalt zu prangen; denn ohne die Nationalgarde zusammenzurufen, ohne den Maire in Kenntniß zu setzen, hatte er sich an die Polizeikommissäre gewendet und dem Generallieutenant Saint-Clair zu wissen gethan, er solle sich bereit halten, die Soldaten unter's Gewehr treten zu lassen. Auf seinen Befehl an den Polizeikommissär Vidal hatten sich die Grenadiere in Bewegung gesetzt, um die Rückkehr der Masken zu verhindern. Als letztere auf ihrem Verlangen bestanden, fällten die Soldaten das Bajonett. Zwischen die Soldaten, die Pferde und die Wägen gedrängt, wird die Menge ärgerlich; es lassen sich allerlei Rufe vernehmen, einige Steine werden geworfen, und um einen feindlichen Zusammenstoß zu vermeiden, läßt der Platzadjutant das Thor schließen. Aber von außen häufte sich die Menge laut murrend an. Der Oberst Bosonier von Lespinasse eilt herzu, läßt das Thor wieder öffnen, die Menge stürzt sich in die Stadt herein, und die Masken verschwinden.

Der Präfekt zeigte sich sehr erbittert über diese Entwicklung. Ein Maskenball war für den Abend angekündigt: er ließ ihn verbieten. Vergebens bekämpfte der Maire eine Maßregel, die ein versprochenes, ein allgemein

erwartetes Vergnügen untersagte und dadurch einen gefährlichen Tumult veranlassen konnte. Herr Duval beharrte bei seinem Ausspruch, und bald verbreitete sich das Gerücht, daß er zu dem Maire gesagt habe: „Wenn das Volk die Soldaten mit Steinen wirft, so werden die Soldaten es mit Kugeln werfen." Wahr oder angedichtet, wurden diese Worte durch die gewöhnliche Haltung des Herrn Maurice Duval nicht Lügen gestraft; man glaubte die Sache. Inzwischen ließ nichts ein bevorstehendes Unglück ahnen. Abends im Theater erhoben sich einige Stimmen, um gegen das Verbot des Maskenballs Einsprache zu thun; sonst aber wurde die öffentliche Ruhe nicht gestört.

Am folgenden Tage herrschte dieselbe Ruhe in der Stadt. Nur kündigte man auf den Abend ein Charivari an, dessen Schimpf Herrn Duval zugedacht war. Er wurde Vormittags davon in Kenntniß gesetzt und schrieb an den Maire von Grenoble, er solle ein Bataillon Nationalgarden zusammenberufen. Das Bataillon sollte um sechs Uhr bereit sein. Nun wollte ein besonderer Umstand, der unerklärt geblieben ist, daß der Brief erst zwischen halb fünf und fünf Uhr auf die Mairie gebracht wurde. Er kam zu spät an, die Zusammenberufung konnte nicht stattfinden.

Der Platzkommandant, Herr Bosonier von Lespinasse, hatte sich zum General Saint-Clair begeben, um seine Instruktionen zu empfangen. „Ich habe Ihnen keine zu geben," hatte der General ihm geantwortet. Später gegen vier Uhr erhält der Kommandant schriftliche Ordre, die Truppen zu konsigniren. Unruhig eilt er auf's Neue zum General und fragt ihn, welche Befehle er den Soldaten zu überbringen habe. Der General gab ihm keine Antwort.

Gegen acht Uhr Abends bildete sich ein Volkshaufen, unter welchem Kinder und Frauen zugegen waren, vor dem Hotel der Präfektur. Unter schallendem Gelächter und mit höhnendem Geschrei rief die Menge: „Nieder mit dem Präfekten!" Es war dies allerdings ein Unfug, welchen nicht zu dulden die Behörde sowohl das Recht als die Verpflichtung hatte. Aber ihm zu steuern, hätte eine einfache Aufforderung genügt, von der Art, wie das Gesetz sie vorschreibt. Denn keine Waffe blinkte unter den Gruppen, und die Stimmung des Volks war so wenig feindselig, daß man blos fünf Soldaten zu schicken brauchte, um es zur Räumung des Hofes zu veranlassen, über welchen es sich ergossen hatte. Auf die Straße zurückgedrängt und jeden Augenblick durch die Fluth der Vorübergehenden und Neugierigen anwachsend, riefen die Gruppen nach wie vor: „Nieder mit dem Präfekten!" ohne jedoch den mindesten Versuch gegen den Posten zu machen, oder ihre Lustigkeit in Drohungen zu verwandeln. Sie begannen sogar, sich bereits zu zerstreuen, als die brutale Verhaftung eines jungen Menschen durch einen Polizeiagenten dem Tumult eine unerwartete Nahrung gab.

Inzwischen hatten die Polizeikommissäre Vidal und Jourdan dem Präfekten gemeldet, das von ihm requirirte Bataillon der Nationalgarde habe sich nicht versammelt, und Herr Duval befahl ihnen, sich in die Kaserne zu begeben, daselbst jeder eine Kompagnie zu nehmen und die Ruhestörer zu umzingeln. Unselige Befehle, die nur allzugut aufgefaßt wurden! In dem Augenblick, wo die Menge, in die Straße zusammengedrängt, mit lautem Geschrei den Gefangenen verlangte, der betrunken und auf der Wachtstube eingeschlafen war, und den der erste Adjunkt des Maires eben freizulassen im Begriffe stand, marschirten zwei Kompagnien auf zwei verschiedenen Straßen gegen das Hotel der Präfektur, und zwar so, daß sie der plötzlich angegriffenen Menge keine Möglichkeit ließen, sich zu zerstreuen, keinen Ausgang, um zu entfliehen. Die Soldaten marschirten in Rotten und rückten in aller Stille vor: die Tambours trugen ihre Trommeln auf dem Rücken. Hier, über den Sankt-Andreasplatz her, kommen die Grenadiere, geführt von dem Polizeikommissär Vidal; dort die Quaistraße entlang die Voltigeurs, geführt von dem Polizeikommissär Jourdan. Auf einmal läßt sich von dem Sankt-Andreasplatze her ein furchtbarer Ruf vernehmen: „Soldaten, vorwärts!“ Der Polizeikommissär ist verschwunden, keine Aufforderung wird erlassen. Die Grenadiere ziehen im Sturmschritt und mit gefälltem Bajonett in die Straße. Voll Verwunderung und Schreck stürzt sich die Menge nach der entgegengesetzten Seite; aber in demselben Augenblick erscheinen zehn Schritte von ihr die Voltigeurs, die schnell vorrücken, so daß der Polizeikommissär Jourdan sie nicht zurückzuhalten vermag. „Umzingelt sie und stoßt zu!“ ist der wilde Befehl, der aus dem Munde eines Offiziers kommt. Die Soldaten entwickeln sich von beiden Seiten über die ganze Breite der Straße und durchbohren mit ihren Bajonetten die Unglücklichen, die sie erreichen können. Bald war es ein entsetzliches, herzzerreißendes Schauspiel. Weiber werden zu Boden geworfen und mit Füßen getreten; Kinder, welche fliehen, werden von hinten verwundet. Von allen Seiten erhebt sich ein Jammergeschrei: „Gnade! Zu Hülfe, man ermordet mich!“ Die Einen suchen sich die Häuser entlang hinzuschleichen; aber sie rennen in die Bajonette der dritten Reihe, die an der Mauer aufgepflanzt ist; die andern drängen sich an die Fenster eines literarischen Kabinets, wo ihnen eine Zufluchtsstätte verheißen ist; aber sie können nicht alle der Gefahr entrinnen. Ein Rath am königlichen Gerichtshof von Grenoble, Herr Marion, hat nur noch Zeit, sich in den Gang des Magazins Bailly zu werfen, wo er einen Mann trifft, dessen Hemd mit Blut bedeckt ist. Ein junger Mann will eine Frau schützen, der Arm wird ihm durch und durch gestochen. Ein Ebenist, Namens Guibert, sagt, als er sich umzingelt sieht, zu dem Grenadier, der hinter ihm herkommt: „Ich mache keinen Lärm, thun Sie mir nichts zu leide!“ Er bekommt sogleich einen

Bajonettstich in die Weiche, und verfolgt von zwei andern Grenadieren, sinkt er bewußtlos am Fuße der Statue Bayards nieder!

Eine lange, düstere Stille folgte auf diesen blutigen Angriff. Alle Plätze, alle Straßen waren militärisch besetzt worden, und der Unwille verschloß sich Anfangs in die Herzen.

Aber am folgenden Tag bot Grenoble den unheimlichsten Anblick dar. Vom frühen Morgen an hatten die Bewohner ihre Häuser verlassen. Bald überschwemmte eine unermeßliche Menge die Stadt. Auf allen Gesichtern malte sich Unruhe und Zorn. Man sagte den Namen jedes Verwundeten, die Zahl und die Gefährlichkeit der Wunden; man erzählte mit Exaltation die gräßlichsten Einzelheiten der Ereignisse von gestern, und aus Aller Munde kamen Worte des Fluches.

„Es gebe also keine Sicherheit mehr für die Bürger, wenn es einem Präfekten, dem natürlichen Beschützer der Stadt, erlaubt sei, statt der Einwilligung zu einem Vergnügen die Gräuel des Bürgerkriegs herbeizuführen! Doch nein, es sei dies kein Krieg gewesen: beinahe lauter harmlose Menschen, Vorübergehende, Neugierige haben sich umzingelt, angegriffen gesehen, ohne daß man sie gewarnt, ohne daß man ihnen auch nur die Möglichkeit gelassen habe, sich zu zerstreuen. Durch welches unglückselige Ereigniß man den Aufruf an die Nationalgarden unterlassen habe? Man habe also durchaus die Truppen wollen einschreiten lassen. Wenigstens hätte man den Platzkommandanten benachrichtigen sollen: warum man ihm nichts von den Bewegungen mitgetheilt habe, die er in seiner Eigenschaft kennen und befehligen mußte? Warum endlich die vom Gesetze streng vorgeschriebenen Aufforderungen unterblieben seien? Freilich, wenn sie auch erlassen worden wären, so hätten sie nichts mehr genützt, da der Befehl nicht auf Zerstreuung, sondern auf Umzinglung der Menge gelautet habe."

In diese Verwünschungen, welche auf Herrn Maurice Duval die ganze Verantwortlichkeit für das vergossene Blut schoben, mischten die meisten den Namen des 35. Linienregiments, als allzugetreuen Vollziehers barbarischer Befehle; aber diejenigen, welche die Sache ruhiger in's Auge faßten, erblickten in den Soldaten Unglückliche, die mehr zu beklagen als zu tadeln seien. Sie gaben zu bedenken, daß die Forderungen der militärischen Disziplin absolut, unbarmherzig seien; daß es leicht sei, Leute, die zu einem passiven Gehorsam abgerichtet worden, irre zu führen; daß all dieses Unglück vielmehr von einem System herkomme, welches, um sich zu vertheidigen, der speziell mit der Aufrechterhaltung der Ordnung beauftragten Nationalgarde Bataillone vorziehe, deren Bajonette nie eine andere Richtung erhalten sollten, als gegen Feindesbrust; daß es überdies ungerecht sei, alle Soldaten für Gräuel ver-

antwortlich zu machen, welche natürlicherweise nur das Verbrechen Einzelner haben sein können.

Durch solche Reden unterhalten, steigerte sich der Zorn des Publikums immer mehr und wurde selbst von den Behörden getheilt. Der Generalprokurator, Herr Moyne, machte keinen Hehl aus seiner Entrüstung. Von allen Seiten verlangte man eine Untersuchung. Der königliche Gerichtshof machte die Sache anhängig. Zu gleicher Zeit riefen die Munizipalräthe, auf eine Requisition des Präfekten, der sie aus eigener Eingebung zuvorgekommen waren, die Nationalgarden zusammen, und in allen Theilen der Stadt wurde Rappell geschlagen. Junge Leute, die der Garde nicht einverleibt waren, liefen da- und dorthin, um Waffen zu verlangen. Mehrere unter ihnen, sämmtlich Republikaner, versammeln sich auf dem St.-Andreasplatze, geben sich einen Anführer in Herrn Vasseur, der durch seine muthvolle Entschlossenheit bekannt war, und organisiren sich als Freicorps. Die Munizipalbehörde hatte eine edle, versöhnende Proklamation veröffentlicht: sie wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Eine andere, in trotzigen Ausdrücken abgefaßte Proklamation vom Präfekten wurde mit Hohn zerrissen, und einige Exemplare, die von Hand zu Hand gehen, dienen nur dazu, die Gemüther noch mehr zu erbittern. Alles schien einen furchtbaren Kampf anzukündigen. Auf einmal erscheinen Voltigeurs unter dem Gewölbe des Stadthauses, und man erkennt in ihnen einige Soldaten von gestern. Das Maß der Unklugheiten war gerüttelt voll, in der ganzen Stadt erhob sich der drohende Ruf: „Wir wollen den Präfekten nicht mehr! Wir wollen das 35. Linienregiment nicht mehr!"

Schon hatten sich die angesehensten Mitglieder des Munizipalraths, die Herren Ducruy, Buisson und Aribert, zum Präfekten begeben, bei welchem sie den Generallieutenant Saint-Clair und seine Stabsoffiziere trafen. Der Zweck dieses Besuchs war, die Uebergabe der Posten zu verlangen, welche das 35. Regiment nur noch mit Gefahr einer schrecklichen Kollision besetzt halten konnte. „Keine Konzession!" sagte der Präfekt, geblendet durch den Fanatismus der Gewalt. Aber der Generallieutenant Saint-Clair begriff wohl, daß eine Weigerung von seiner Seite das Signal zum Bürgerkriege sein würde, und willigte ein, der Nationalgarde alle Posten von weniger als zwölf Mann zu übergeben, den vor seinem eigenen Hotel mit inbegriffen. Einige Augenblicke nachher vernimmt man einen großen Lärm im Hofe der Präfektur. Die Menge hat sich hereingestürzt und führt wiederholte Schläge gegen das Thor. „Was bedeutet das?" fragt der General. „Das bedeutet," antwortet der Präfekt, „daß in wenigen Augenblicken Sie und ich zum Fenster hinausgeworfen werden." Sie verfügten sich nun beide in den Saal der Mairie, wo eine große Anzahl Nationalgardisten versammelt war.

Hier erklärte man dem General, daß diese Konzessionen ungenügend seien: um einen feindlichen Zusammenstoß zu vermeiden, sei es von unumgänglicher Nothwendigkeit, sämmtliche Posten von der Nationalgarde besetzen zu lassen, mit Ausnahme von drei Stadtthoren, welche die Nationalgarde, die Artillerie der Linie und die Sappeurs vom Geniecorps gemeinschaftlich besetzen könnten. Der General mußte den dringenden Vorstellungen so vieler Bürger, die im Namen der Menschheit sprachen, nachgeben, und da der Hof sich mit einer ungeduldigen Menge gefüllt hatte, so ersuchte man ihn, zu derselben hinabzukommen, um sie zu beschwichtigen. Der Tumult war unermeßlich. Beim Anblick des Generals tritt ein junger Mann, Namens Huchet, vor und ergreift schnell das Wort. Am gestrigen Tage verwundet, trug er den Arm in der Binde und zeigte sich sehr aufgeregt. In leidenschaftlichen Ausdrücken erinnerte er an das Unglück, dessen Opfer er selbst war, schilderte das noch weit größere Unglück, das aus einer verwegenen Hartnäckigkeit entstehen müßte und das nur durch die Entfernung des 35. Linienregiments beschworen werden könne. Die Menge unterstützte seine Rede mit lärmenden Zurufungen. Das Freicorps stand einige Schritte von da: sein Anführer kommt heran, er bemerkt den verwundeten Huchet, läuft auf ihn zu und umarmt ihn unter allgemeinem Beifallsgeschrei. Man bestand auf der Entfernung des 35. Regiments. Ein junger Mann tritt auf Herrn Saint-Clair zu und erklärt ihm, er sei Gefangener. Der General wird sogleich in sein Hotel geführt; das Freicorps pflanzt sich daselbst auf, und Schildwachen werden vor alle Thüren gestellt.

Die Lage war kritisch. Durch eine blutige Verletzung des Gesetzes hervorgerufen und selbst nur als tumultuarischer Triumph der Gesetzlichkeit erscheinend, stand der Aufruhr im Begriff, Meister der Stadt zu werden. Herr Jules Bastide war, blos von einem Artilleristen begleitet, auf die Zitadelle zugegangen. „Wer sind Sie?“ fragte ihn die Schildwache. „Der Platzkommandant!“ antwortete der Artillerist. Man präsentirte vor Herrn Jules Bastide das Gewehr, er trat ein, nahm Besitz von der Zitadelle und ließ eine Batterie auf den Platz hinausführen. Die benachbarten Landbewohner fingen an, nach Grenoble hineinzuziehen, um die Sache der Stadt zu ihrer eigenen zu machen. Bewaffnete Bürger suchten den Präfekten, der sich voll Angst in seinem Zimmer verborgen hielt und, sagte man, in einen Schrank geflüchtet hatte. Die Sturmglocke konnte ertönen, und schon sprachen kühne Männer davon, eine provisorische Regierung einzusetzen, was mit Leichtigkeit und Sicherheit ausgeführt werden konnte; denn wer in solchen Augenblicken die Kühnheit hat, zu herrschen, der erwirbt sich auch den Nimbus der Herrschaft und übt ihre Rechte aus.

Wie dem auch sei, die weniger Feurigen begannen unruhig zu

werden. Die Mitglieder des Freicorps erschienen trotz der Mäßigung, die sie entwickelt hatten, allen Angstmännern als gefährliche Bundesgenossen. Zwei Kompagnien der Nationalgarde begaben sich also nach dem Hotel der Regierung und lösten daselbst den Posten der jungen Leute nach einigen Unterhandlungen zwischen beiden Anführern ab.

Seinerseits hatte der General Saint-Clair sich entschlossen, an den Generallieutenant Hulot, welcher die Militärdivision in Lyon befehligte, eine Deputation abzuschicken, um die Entfernung des 35. Regiments zu verlangen. Diese Sendung wurde Herrn Julien Bertrand und Herrn Jules Bastide anvertraut, welcher letztere am Morgen des 13. in Grenoble angekommen war und bei allen diesen Ereignissen eine bedeutende, ehrenvolle Rolle gespielt hatte. Herr Breß, Adjutant des Generals Saint-Clair, wurde ihnen beigegeben, und sie reisten mit Vollmachten vom Munizipalrathe ab.

Während dieser Zeit entwischte der Präfekt aus seinem Hotel, um in einer der Kasernen eine Zufluchtsstätte zu suchen, und die Nationalgarde ließ sich von der Munizipalität mit Patronen versehen. Der Abend und die Nacht des 13. waren ruhig, aber feierlich. Eine einzige Gewalt hatte noch Geltung: die Munizipalgewalt. Die Bürgerschaft war im Besitz der Arsenale und des Pulvermagazins. In seinen Kasernen konsignirt, verwunderte sich das 35. Regiment über die trauervolle Stille, von der es umgeben war. Die ganze Bevölkerung war unter den Waffen und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Am 14., während die Abgesandten der Gebirge nach Grenoble herabkamen, und Reiter in aller Eile von dieser Stadt auszogen, um den umliegenden Gemeinden die friedlichen Mahnungen der Munizipalität zu überbringen, brachen das 6. Linienregiment, ein Regiment Dragoner und eine halbe Batterie Artillerie von Lyon auf und marschirten gegen Grenoble.

Man begann hier etwas unruhig zu werden über das Schicksal der Herren Jules Bastide und Julien Bertrand, als Vertreter einer empörten Stadt. Die Herren Ducruy und Repellin, der eine erster Adjunkt, der andere Munizipalrath, machten sich daher auf den Weg nach Lyon mit dem Auftrage, den General Hulot über den wahren Charakter der Ereignisse aufzuklären. Bei ihrer Ankunft erfuhren sie, daß die Herren Bastide und Bertrand von dem General auf gebührende Weise empfangen, daß die Forderungen der Stadt Grenoble von dem Präfekten von Lyon, Herrn Gasparin, mit Wärme unterstützt worden waren, und daß der General von Uzer Befehl erhalten hatte, als Friedensstifter in Grenoble einzuziehen und den Abgang des 35. Regiments von da zu bewerkstelligen; aber nur nach seiner Wiedereinsetzung in alle Posten. Die Munizipalräthe bemühten sich, die

Gefährlichkeit dieser Wiedereinsetzung in's volle Licht zu setzen. Ob man durchaus die Nationalgarde beschimpfen wolle? Ob es klug sei, Soldaten und Garden, zwischen welchen die glühendste Feindschaft stattfinde, auf's Neue einander gegenüberzustellen? Der General Hulot sah die Gewichtigkeit dieser Vorstellungen ein und änderte seine ursprünglichen Befehle dahin ab, daß das 35. Linienregiment durch eines seiner Bataillone das französische Thor besetzen solle; wenn dann dieses Thor so besetzt sei, so solle das 6. Linienregiment, das statt des 35. als Garnison dazubleiben habe, seinen Einzug halten, sich in Schlachtordnung auf dem Waffenplatze aufstellen und alle Posten ablösen; unmittelbar darauf solle das 35. Regiment Grenoble verlassen.

Diese Befehle wurden pünktlich vollzogen. Den 16. März 1832 zogen die Soldaten des 35. Regiments aus der Stadt, wo sie so schmerzliche Erinnerungen zurückließen; sie zogen aus mitten durch eine düstere, schweigende und ihrem Zorne gebietende Bevölkerung.

Auf die Nachricht von den Ereignissen, welche sich in seiner Geburtsstadt zugetragen, ließ Casimir Perier seiner Wuth freien Lauf. Eine Niederlage der Behörde war für seinen Hochmuth eine Demüthigung, die unmöglich verschluckt werden konnte. Ohne abzuwarten, bis die Thatsachen sich wenigstens aufgeklärt hätten, veröffentlichte der Moniteur am 19. März einen Artikel, worin gesagt wurde, das 35. Linienregiment, dessen Mitwirkung auf gesetzlichem Wege in Anspruch genommen worden, habe seine Pflicht mit Gemessenheit und Ergebung gethan; der Oberst, die Offiziere und die Soldaten verdienen Lob; die Soldaten seien auf alle möglichen Arten beschimpft worden und haben sich somit im Falle gesetzlicher Vertheidigung befunden; Militärpersonen haben schwere Wunden erhalten, und die Zahl derjenigen, welche die Ruhestörer erhalten, sei perfiderweise übertrieben worden.

Diese auffallenden Unwahrheiten, deren, wie man weiter unten sehen wird, eine unausbleibliche und siegreiche Widerlegung wartete, hatten zum Zweck, die Opfer zu verläumden. Die Herren Felix Real und Duboys-Aimé, Deputirte des Bezirks von Grenoble, protestirten gegen eben so unkluge als lügnerische Behauptungen in einem Briefe, dessen Einrückung der Moniteur verzögerte; und in der Sitzung vom 20. März erhob sich Herr Duboys-Aimé, um das Ministerium deshalb zur Rede zu stellen. Die Leidenschaften waren lebhaft aufgeregt, und der Kampf, der sich entspann, war furchtbar. In einer Rede voll Bewegung und Festigkeit wies Garnier-Pagès den Tadel zurück, welchen man über eine Stadt auszusprechen wage, die man mit Blut getränkt habe; er fragte, ob die Aufforderungen erlassen worden seien, und erklärte, daß, da im entgegengesetzten Falle Bür-

ger gemordet worden — — Bei diesen Worten erhebt sich ein lauter Lärm, Casimir Perier geräth außer sich und springt auf seine Bank; die ganze Versammlung befindet sich in der heftigsten Gährung. Aber Garnier-Pagès nahm den Faden wieder auf und sagte: „Ja, wenn nicht vorher Aufforderungen stattgefunden haben, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die kleine Anzahl Menschen, welche die Waffen gegen die Bürger getragen, dieselben gemordet hat." Eine lange Unterbrechung folgt auf diese nachdrucksvollen Erklärungen.

Herr Dupin der Aeltere ergreift nunmehr das Wort. Er ist erstaunt, daß der Aufruhr selbst im Schooße des Parlaments Vertheidiger und Lobredner finde. Gehöhnt, angegriffen, auf dem Punkte, sich entwaffnet zu sehen, wie da die Soldaten umhin gekonnt haben, sich zu vertheidigen? Und wer denn die Menschen seien, deren Sache man mit so viel Wärme verfechte, zu deren Gunsten man ohne Beweise eine grausame Anklage gegen die Regierung schleudere? Es seien Menschen, die in einer verbrecherischen Maskerade die Ermordung des Königs vorgestellt haben; es seien Aufrührer, die sich wie durch ein Wunder, wie auf einen Pfiff zusammengeschaart. Und eine Rotte, welche sich zwischen die Nationalgarden und die Truppen geworfen, nenne man Bevölkerung. Zum Schluß seiner Rede sprach Herr Dupin die Hoffnung aus, daß die Jury sich nicht einschüchtern lassen, daß der königliche Gerichtshof von Grenoble die beleidigte Gesellschaft rächen und daß man der Gerechtigkeit werde Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die frechen Behauptungen dieser Rede, auf welche Herr Odilon-Barrot so eben sehr verständig, gemessen und würdevoll geantwortet hatte, noch überbietend, versicherte Casimir Perier, es sei unter den Fenstern des Herrn Duval „Nieder mit der Regierung! Es lebe die Republik!" gerufen worden, und machte es der Nationalgarde von Grenoble laut zum Vorwurf, daß sie der Zusammenberufung, welche die Ordnung unter ihren Schutz gestellt, nicht entsprochen habe.

Als sie den Bericht der Sitzung vom 20. März im Moniteur las, da fühlte sich die Bevölkerung von Grenoble verläumdet und ergoß sich in bitteren Klagen. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet; eine Protestation, welche das Werk der Munizipalität unterstützte und die Anklagen des Ministerpräsidenten Lügen strafte, bedeckte sich in kurzer Zeit mit zweitausend einhundert und siebenundsechszig Unterschriften. Der Munizipalrath bereitete einen Bericht vor, welcher Frankreich die Wahrheit verkünden sollte; endlich wurde Herr Maurice Duval selbst genöthigt, öffentlich anzuerkennen, daß er sich geirrt habe, und daß vor dem Thore seines Hotels keiner der aufrührerischen Rufe erschollen sei, von denen Casimir Perier der Kammer vorgeschwatzt hatte.

Aber der Zorn der Minister wuchs mit ihrer Beschämung. Eine Ordonnanz verkündete die Auflösung der Nationalgarde von Grenoble und schrieb ihre Entwaffnung vor. Der Generallieutenant Saint-Clair, der, um Blutvergießen zu vermeiden, in die Besetzung der Posten durch die Nationalgarde gewilligt hatte, wurde auf brutale Weise abgesetzt. Der Platzkommandant, Herr Lespinasse, wurde quieszirt. Der Artillerieoberst Chanteron erhielt eine Mahnung und einen Nachfolger. Der Generallieutenant Hulot, welcher Befehl gegeben hatte, das 35. Linienregiment aus Grenoble zu entfernen, mußte nach Metz abreisen, wo die Ehren des Kommandos die Ungnade, in die er gefallen war, nur schlecht verdeckten. Auf der andern Seite stieg Herr Maurice Duval in der Gunst des Herrn und Meisters. Um auf's Unzweideutigste zu beweisen, daß die Macht der Bajonette fortan die herrschende sein werde, veröffentlichte der Kriegsminister, Marschall Soult, einen Tagsbefehl, ein hochmüthiges Manifest, das mit Bezeugungen der königlichen Zufriedenheit gegen das 35. Regiment begann und mit den bei einem freien Volke Verwunderung erregenden Worten schloß: „Soldaten! der König und Frankreich danken Euch."

Es war Zeit, daß die Stimme der Wahrheit den Eingebungen der Gewaltthat entgegengestellt wurde. In einem Berichte, der sich durch Genauigkeit der Angaben und Mäßigung der Sprache auszeichnete, bewies die Munizipalverwaltung von Grenoble auf's Entschiedenste, daß die Maskerade vom 11. März durchaus keine Beziehung auf Königsmord gehabt hatte; daß die Nationalgarde zu spät einberufen worden war, um sich versammeln zu können *); daß kein gegen die Regierung oder den König feindseliges Geschrei unter den Fenstern des Präfekten erhoben worden war — der Präfekt hatte dies selbst zugestanden; — daß der Platzkommandant nicht in Kenntniß gesetzt worden war **); daß Herr Duval den Polizeikommissären

---

*) „Ich Unterzeichneter, Beamter bei der Mairie von Grenoble, bezeuge, daß das von dem Präfekten der Isère am 12. März an den Herrn Maire von Grenoble gerichtete Schreiben, enthaltend den Befehl zur Zusammenberufung eines Bataillons der Nationalgarde, erst zwischen halb fünf und fünf Uhr Abends auf die Mairie gelangt ist. Zur Beglaubigung hievon habe ich Vorstehendes unterzeichnet.

„Grenoble, den 15. März 1832.

„**Laborne.**"

(Auszug aus dem Bericht der Munizipalität von Grenoble.)

**) „Mit dem lebhaftesten Schmerz sehe ich, daß viele meiner Mitbürger glauben, ich sei in der Nacht vom 12. dieses Monats mit der Bewegung der Truppen beauftragt gewesen; ich kann auf Ehre versichern, daß mir keine Aufforderung, kein Befehl zugekommen ist, die Truppen einschreiten zu lassen, und daß ich somit nichts vorhersehen oder verhindern konnte. Hat die Behörde kein Ver-

wirklich Befehl gegeben hatte, den Volkshaufen zu **umzingeln***); daß keine gesetzliche Aufforderung erlassen worden**); daß ein einziger Militär vom 35. in's Hospital gekommen war, vier Tage nach den Ereignissen des zwölften und zwar wegen einer Entzündung, der Folge eines Fußstoßes***); daß der Ort, wo die Zusammenrottung stattgefunden, keine Steine darbot, womit man die Soldaten werfen konnte; daß unter den Wunden, welche die Bürger empfangen hatten, vierzehn von hinten beigebracht waren†); daß die Ereignisse vom 13. das unvermeidliche Resultat der durch eine schreiende Verletzung des Gesetzes verursachten Erbitterung der Gemüther waren; daß das Benehmen sowohl der Munizipalbehörde als auch der Nationalgarde von Grenoble nicht blos keinen Vorwurf, sondern sogar den vollsten Dank der Bürger verdiente.

Mit dem falschen Ehrgefühl, das alle Regierungen haben, die den Kultus der Gewalt in einem Lande auf den Thron setzen wollen, schwur das Ministerium, seine Gegner zu Paaren zu treiben, da es sie nicht zu überführen vermochte, und griff zu den herbsten Maßregeln. Jetzt zeigte sich's, wie viel natürlicher Sklavensinn dem größten Theile des menschlichen Ehrgeizes innewohnt. Um stark zu sein, genügte es, so zu scheinen: die kleinmüthigen

---

trauen zu mir gehabt? Ich weiß es nicht. Jetzt mögen meine Mitbürger über mich urtheilen."

„Ihr ergebener Mitbürger,

„Platzkommandant

„Lespinasse."

*) „Der Herr Präfekt befahl uns, meinem Kollegen und mir, in die Kaserne zu gehen, jeder eine Kompagnie zu nehmen, die Unruhestifter zu umzingeln und zu verhaften."

(Auszug aus dem Bericht des Polizeikommissärs Jourdan vom 12. auf den 13. März 1832.)

„Der Herr Präfekt hieß uns Linientruppen holen. Mein Kollege und ich begaben uns in die Bonnekaserne, verlangten jeder eine Kompagnie und trennten uns dann; mein Kollege ging über den Quai von Orleans, und ich über die Grande-Rue, um die Zusammenrottung zu umzingeln."

(Auszug aus dem Bericht des Polizeikommissärs Vidal vom 12. auf den 13. März 1832.)

**) „Die Voltigeurs fällen, ich weiß nicht aus welchem Antrieb, schnell wie der Blitz das Bajonett und treiben den Volkshaufen, der sich ohne Zweifel einen Weg zu bahnen suchte, zurück, alles ohne Befehl, auf eigenen Antrieb, ohne die Aufforderungen abzuwarten, und trotz meiner Vorstellungen und Zurufungen, daß sie ihre Waffen sollen ruhen lassen."

(Bericht des Polizeikommissärs Jourdan.)

***) Allgemeines Hospital von Grenoble (Militärsaal.) Bericht der Herren Fournier und C. Silvy.

†) Bericht der Herren Romain Bally und Joseph Breton, Doktoren der Medizin.

Leute liefen zu denjenigen, welche über die Bajonette verfügten und die Sprache der Diktatur redeten: die gegen die Angreifer begonnene Untersuchung wurde gegen die angegriffene Bevölkerung fortgeführt. Da es unmöglich war, die ganze Nationalgarde von Grenoble in den Prozeß zu verwickeln, und da man sich die Befriedigung eines gerichtlichen Triumphes gewähren wollte, so ersah man sich, um sie zu verurtheilen, die beiden Brüder Vasseur, die Herren Bastide, Gauthier, Dubost und Huchet. Einer von ihnen, Herr Bastide, war nicht aus der Stadt, ein anderer, Herr Huchet, war eines der Opfer der unseligen Ereignisse vom 12. Die Beamten ihrerseits, die im Anfang für die Stadt Grenoble Partei ergriffen hatten, sprachen sich jetzt, zitternd vor Angst, den Gewalthabern, den Spendern des Glücks, zu mißfallen, beim Anblick der flatternden Fahnen und beim Lärm der heranrückenden Bataillone gegen dieselbe aus.

In seinem Tagsbefehl an die Armee hatte der Marschall Soult gesagt: „Seine Majestät hat die Entfernung des 35. aus Grenoble nicht gebilligt.“ Der Generallieutenant Delort, welchem der Oberbefehl über die 7. Division übertragen wurde, schickte eine drohende Proklamation nach Grenoble voraus; und in diese Stadt von 24,000 Seelen, wo 8000 Mann von allen Waffengattungen lagen, zog das 35. unter Trommelgewirbel und klingendem Spiel, Kanonen in der Mitte und mit brennenden Lunten, wieder ein.

Voll zusammengehaltenen Schmerzes, aber ohne Furcht, wohnte die Bevölkerung diesem unheimlichen Triumpheinzuge bei. Einige lächelten mitleidig beim Anblick dieses militärischen Gepränges. Ein Bürger trat zu einem der Kanoniere, welcher die Lunte trug, hielt seine Cigarre hin und sagte zu ihm: „Ein bischen Feuer, Kamerad, wenn ich bitten darf.“

Einige Tage nachher zog ein Ereigniß, welches durch die Umstände eine Achtung gebietende Feierlichkeit erhielt, die Aufmerksamkeit von ganz Grenoble auf sich. Es war ein Duell zwischen einem jungen Manne aus der Stadt, Namens Gauthier, und einem Offizier vom 35. verabredet worden. Zur festgesetzten Stunde begab sich die ganze Bevölkerung auf den Kampfplatz. Eine Abtheilung Dragoner war kommandirt, um die Menge in der gebührenden Entfernung zu halten. Andere Reiter und Trompeter waren staffelförmig aufgestellt, um das verschlossene Feld zu schützen, wo sich, wie im Mittelalter, das Gottesurtheil entscheiden sollte. Die beiden Gegner traten in die Schranken. Keine Feder vermag die Bewegung, die Beklommenheit der Zuschauer zu schildern, denn es war dies kein Privatstreit, der abgemacht werden sollte, und die ängstliche Spannung auf allen Gesichtern zeigte deutlich genug, daß die Sache einer ganzen Stadt beim Ausgang dieses Duells betheiligt war. Der Kampf fand auf Säbel statt. Obgleich ungewandt in der Führung dieser Waffe, ging Gauthier entschlossen auf seinen Gegner

zu, wich dem gegen seinen Kopf geführten Hiebe aus und streckte den Militär mit einem Stoß zu seinen Füßen nieder.

Zwei Monate lang nährten beinahe tägliche Duelle die Feindseligkeiten zwischen den Militärs des 35. und den Einwohnern. Und immer blieb der Vortheil des Kampfes auf Seiten der letztern: ein Umstand, welchem der Volksglaube eine ganz providentielle Bedeutung beizulegen sich gefiel. Am 9. Mai wurde in Folge eines neuen Duells und aus Veranlassung einer weißen Fahne, die ein Offizier vom 35. aufgepflanzt, ein Einwohner aber ihm entrissen hatte, der Kampf allgemein auf der Planie vor dem französischen Thore. Trotz der versöhnenden Einschreitung der Dragoner und einiger Offiziere wurden Soldaten und Bürger verwundet. Die Erbitterung war so groß, daß der General Delort, wie früher der General Saint-Clair, sich genöthigt sah, am 11. und 12. das 35. in seine Kaserne zu konsigniren und die Thore derselben durch Soldaten von andern Regimentern bewachen zu lassen. Die Munizipalität erließ auf der Stelle ein energisches Schreiben an das Ministerium und erklärte, wenn das 35. nicht alsbald entfernt werde, so sei sie entschlossen, ihre Entlassung einzureichen. Man mußte dieser grausamen Lage ein Ziel setzen. Am 20. Mai verließ das 35. Grenoble zum zweiten und letzten Male.

Das Blut des Bürgers, vergossen durch die Hand des Soldaten; eine großsinnige Stadt in Trauer versenkt, sodann bis zu den Grenzen der Empörung getrieben; die Behörde überwunden und genöthigt, sich für den Verlust ihrer moralischen Macht durch plumpe Zuschautragung ihrer materiellen Macht zu entschädigen; eine wohldenkende Armee gewaltsam von ihrem Berufe abgelenkt; Haß ausgesäet zwischen Bürgern und Kriegern, die geschaffen waren, sich zu lieben, und sämmtlich Kinder eines Vaterlandes, das waren die Resultate, wodurch die Regierung Casimir Periers sich der Bewunderung der Menschen empfahl.

Und zu dieser demüthigenden Anarchie gesellten sich die unvorhergesehenen Wechselfälle eines hartnäckigen Kampfes zwischen den ersten beiden Staatskörpern. Die Kammer der Abgeordneten hatte, in der Ueberzeugung, daß die Unauflösbarkeit der Ehe, verbunden mit der physischen Trennung, blos eine Vergesetzlichung des Ehebruchs sei, auf den Antrag des Herrn von Schonen, die Wiedereinführung der Scheidung beschlossen: die Pairskammer verwarf dieselbe. Die Deputirtenkammer hatte das Sühnungsfest vom 21. Januar als beleidigend für die Nation abschaffen wollen: die Pairskammer betrachtete diese Abschaffung als einen Frevel gegen das Königthum, und nach langem gefahrvollen Herumzerren ließ die Vertagung der Frage es zweifelhaft, ob das monarchische Prinzip so viel werth sei, daß ein ganzes Volk sich wegen eines hingerichteten Königs dem Schimpfe einer endlosen Buße unterziehe.

Diese Rivalität der Gewalten, welche die Fehlerhaftigkeit des konstitutionellen Systems so laut und förmlich anklagte, führte dazu, alles Große unmöglich zu machen. Auch hielt sich seit einigen Monaten die Deputirtenkammer so zu sagen verschlossen in der Erörterung des Budgets, auf welche übrigens ein großartiger Diebstahl die öffentliche Aufmerksamkeit lenkte. Der Generalkassier des Schatzes, Herr Koesner, war mit Hinterlassung eines Defizits von mehreren Millionen in der ihm anvertrauten Kasse verschwunden. Abgesehen von der Unordnung im Rechnungswesen, welche dieses Defizit, dessen wahren Betrag das Publikum lange nicht wußte, an's Licht zu bringen schien, legte es auch eine der scheußlichsten Wunden der modernen Zivilisation bloß. Denn Herr Koesner, im übrigen ein Mann von empfehlungswerthen Eigenschaften und bekannt durch seine Wohlthätigkeit, war nur durch den Wahnsinn der Börsenoperationen in den Abgrund gestürzt worden. Die Börse ist, wie Jedermann weiß, nicht blos eine für unbeschäftigte Kapitalien offene Verpflegungsanstalt, sie ist auch die Raubhöhle des Geldwuchers. Es war dies eine schöne Gelegenheit, um zu untersuchen, welchen Einfluß die Börse auf den Umtrieb der Kapitalien ausübe, welcher Art der Schwung sei, den sie dem Spekulationsgeiste aufpräge, ob es gut sei, sie zu dulden. und ob es wenigstens einer dieses Namens würdigen Regierung nicht zustehe, thätig und unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit da einzuschreiten, wo die Spielwuth so fruchtbar ist an Unglücksfällen, an Betrügereien, an gehässigen Erfolgen und an Skandalen. Wir werden im Verlauf dieses Werks den Stand der Finanzen des Königreichs darlegen, ohne das Studium der wichtigen Probleme zu vernachlässigen, die eine solche Darlegung aufwirft. Diese Probleme hätte die Kammer entscheiden müssen; aber Mißbräuche abzuschaffen war mehr, als der Muth einer Versammlung gestattete, in welcher so viele Menschen saßen, die eben diesen Mißbräuchen ihr ganzes Vermögen, ihre ganze Macht verdankten. Die Kammer nahm also nach einer ebenso unergiebigen als mühevollen Erörterung das Budget an. Das Budget der ordentlichen und außerordentlichen Kosten der Verwaltung von 1832 belief sich auf 1 Milliarde 106 Millionen 618,270 Franken. Das letzte Budget der Restauration hatte sich blos auf 983 Millionen 185,597 Franken belaufen! Die Abstimmung über die Finanzgesetze wurde als letzte Arbeit der Kammer erwartet. Am 21. April erschien die königliche Proklamation, welche die Sitzung von 1831 für geschlossen erklärte. Diese Sitzung hatte blos die aufreizenden Debatten der Tribüne den Unruhen des öffentlichen Platzes beigefügt, und die Kammer trennte sich, nachdem sie eine Periode der Verschwörungen durchlaufen hatte.

Fünftes Kapitel.

Die Cholera-Morbus. — Tod Cuviers. — Tod Casimir Periers. — Urtheil über das Ministerium Casimir Perirs.

Noch größerer Jammer bedrohte Frankreich: die Cholera-Morbus war im Anzug.

Seit Ende August's 1817 bis zum Anfang Aprils 1832 hatte die Cholera, die im Gangesdelta entstanden war, fernhin und nach allen Richtungen ihre schrecklichen Verwüstungen ausgebreitet. Sie hatte sich im Süden bis nach der Insel Timor ausgedehnt; im Osten bis nach Peking; im Norden bis nach den Gebirgen Sibiriens. Im Nordwest hatte sie Moskau, St.-Petersburg überzogen und war der Linie gefolgt, welche sich von Danzig bis Olmütz hinzieht. Im Gefolge der Russen war sie auf den Schlachtfeldern Polens erschienen und hatte sich mörderischer erwiesen als der Krieg selbst. Sie hatte sich unter den Polen unmittelbar nach der Schlacht bei Iganie verbreitet. Dann hatte man sie über Böhmen, über Gallizien, über Ungarn, über Oesterreich herstürzen gesehen, die Völker wegmähend, in wenigen Tagen ungeheure Strecken überschreitend, sprungweise von einem Königreich in's andere wandernd dann aber wieder umkehrend, gleich als wollte sie mit den vergessenen Opfern Nachlese halten. Im Februar 1832 war sie über das westliche Europa hingezogen und hatte sich in London festgesetzt.

Von diesem Augenblick an lebte Paris in einer stummen, furchtbaren Erwartung. Mit Angst maßen wir zumvoraus den letzten, den unausweichbaren Schritt, welchen die Epidemie noch zu uns zu machen hatte. Gleichwohl lag etwas scheinbar Beruhigendes in den atmosphärischen Umständen. Der Himmel war klar; ein trockener Wind blies beharrlich von Nordost. Der Barometer war nicht unter 28° gefallen, und nichts kündete eine elektrische Ueberladung an. Aber das Warten dauerte nicht lange. Den 26. März 1832 hatte die verhängnißschwere Krankheit in der Straße Mazarine ihr erstes Opfer erreicht. Beinahe sogleich erklärte sie sich in mehreren Stadttheilen, in der Vorstadt Saint-Antoine, in der Vorstadt Saint-Honoré, in der Vorstadt Saint-Jacques. Am 29. März redete man sich auf den Straßen nur mit den Worten an: „Die Cholera-Morbus ist in Paris!"

In den ersten Augenblicken schien der Schreck kleiner als die Gefahr. Die Pest überfiel die Pariser mitten im Karneval, und die unerschrockene

Lustigkeit des französischen Charakters schien im Anfang der Geißel zu trotzen. In den Straßen, auf den Boulevards zogen die Masken wie gewöhnlich umher. Die Menge der Spaziergänger war zahlreich. Man zeigte sich mit den Fingern vor Kunsthandlungen ausgestellte Karikaturen, wozu die Cholera-Morbus den Stoff geliefert hatte. Am Abend füllten sich die Theater mit Zuschauern. Es gab junge Leute, die sich mit raffinirter Kühnheit ungewohnten Ausschweifungen überließen. „Da wir doch morgen sterben müssen," sagten sie, „so laßt uns heute die Freuden des Lebens erschöpfen!" Die meisten von ihnen kamen vom Maskenball in's Hotel-Dieu und erlagen am folgenden Tage vor Sonnenuntergang.

Im Uebrigen wich in Bälde auch der Muth der Verwegensten den Schrecken der Krankheit und dem, was man von ihr erzählte. Denn der Kranke war eine Leiche, bevor er das Leben verloren hatte. Sein Gesicht magerte mit außerordentlicher Schnelligkeit ab. Man zählte die Muskeln unter seiner Haut, die plötzlich schwarz-bläulich geworden war. Seine Augen waren ausgehöhlt, trocken, um die Hälfte kleiner, und es war, als zöge man sie mittelst eines Fadens gegen das Genick und ins Innere des Schädels zurück. Der Athem des Kranken war kalt, sein Mund weiß und feucht, sein Puls äußerst schwach. Sein Wort war ein Hauch.

Betäubung, Ohrensausen, wiederholtes Erbrechen, ein sonderbares Gefühl der Erschlaffung und gewissermaßen einer allgemeinen Leere, die Kälte, die sich von den Extremitäten dem ganzen Körper mittheilte, furchtbare Magenstörungen, heftige Krämpfe in den Gliedern, ein mühsames Athmen, eine unaussprechliche Beklemmung in der Gegend des Zwerchfells, eiskalte Schweiße: das waren die Hauptsymptome des Uebels. Sich selbst überlassen, brauchte es kaum drei Tage, um die Unglücklichen zu vernichten, von denen es Besitz ergriffen hatte; oft genügten ihm zwei oder drei Stunden.

Man erkannte im Allgemeinen fünf Stadien in der Cholera: das der leichten Cholera oder Cholerina; das des Ueberhandnehmens der Krankheit; das der kalten oder blauen Cholera; das Stadium der Reaktion und endlich das typhose Stadium. Im dritten Stadium, dem furchtbarsten von allen, sah man die Kranken Sprünge machen, sich auf ihrem Bette zusammenknäueln und zuweilen unter kläglichem Geschrei sich platt auf den Bauch legen, oder sich rechts und links umherwerfen und über sehr heftige Schmerzen längs der Wirbelsäule klagen. Der kalte Schauder, der dich überrieselte, wenn du in dem blauen Stadium den Kranken berührtest, ließ sich mit demjenigen vergleichen, den man empfindet, wenn man die Hände an einen Frosch bringt. Die Entstellung des Gesichtes, die Krämpfe im Rücken, in den Waden, den Vorderarmen; die tiefen Runzeln, das Zusammenschrumpfen der Fingerhaut, das Verschwundensein

des Radialpulses, die Kälte des Athems waren alles Zeichen, an denen man das **blaue Stadium** erkannte. Im folgenden Stadium, wenn es stark war, erschien der Puls wieder, das Fieber bemächtigte sich des Kranken, seine Augen unterliefen, sein Gesicht belebte, färbte sich und er lief Gefahr, von Hirnzufällen weggerafft zu werden. Im **typhosen Stadium** waren die Nasenlöcher und die Zunge trocken, die Augen triefend; es trat allgemeine Erschlaffung, unruhiges Träumen, Delirium ein.

Unter dem Schlage dieser entsetzlichen Krankheit ergriff die Verwaltung die Maßregeln, welche die dringende Nothwendigkeit gebot. Man beschäftigte sich damit, die Stadt gesunder zu machen. Man dachte endlich daran, ein wenig Luft und Licht in die kothigen Stadttheile hereinzuschaffen, wo man ohne Gewissensbisse den Armen hatte leben und sterben lassen, als noch nicht Alle bedroht waren. Die Zahl der Röhrbrunnen wurde vermehrt; die engsten, verpestetsten Gäßchen wurden gepflastert und geschlossen; schnelle Arbeiten schafften den Unrath der Insel Louviers weg; Lazarethe erhoben sich; auf einen Beschluß des Zentralgesundheitsausschusses errichtete man in jedem Viertel ein Hülfsbüreau, welchem Aerzte, Apotheker, Krankenwächter, Krankenwärter beigegeben waren, und auf welchen man allerhand Geräthschaften, Medikamente und Sänften niederlegte. Auch die Gefängnisse wurden nicht vergessen: Herr Gisquet ließ an die Eingekerkerten reichlichere Nahrung und wärmere Kleidungsstücke vertheilen

Zu gleicher Zeit veröffentlichte man eine Instruktion, wie man sein Benehmen einzurichten habe, um sich vor der Cholera zu bewahren. Man empfahl darin den Bürgern, sich in großer Seelenruhe zu erhalten, starke Aufregungen und Ermüdung zu vermeiden, allen Ausschweifungen zu entsagen, in ihren Wohnungen die wohlthätige Wirkung des Lichts zu begünstigen und zu vergrößern, temperirte Bäder zu gebrauchen, flanellene Leibbinden zu tragen, blos leichtverdauliche Speisen zu essen, sich vor jeder plötzlichen Erkältung zu hüten und nicht in zu großer Anzahl in demselben Zimmer zu schlafen. Gewiß sehr weise Vorschriften, die aber etwas Höhnisches hatten für denjenigen Theil des Volks, welchem eine unbillige Zivilisation Brod, Lagerstätte, Kleidung und Ruhe so geizig zumißt.

Dazu kommt, daß die ergriffenen Maßregeln nicht von der Art waren, um die Behörde vor jedem Vorwurf des Mangels an Vorsorge zu schützen. Die Herren Londe, Alibert, Dalmaz, Sandras, Dubled, Boudard, Mitglieder der ärztlichen Kommission, die man nach Polen geschickt hatte, um die Cholera zu studiren, wurden von der Verwaltung erst zu Rathe gezogen, nachdem einige öffentliche Blätter deshalb Reklamationen erhoben hatten. Die Hülfsbüreaux, die zumvoraus hätten organisirt sein sollen, wurden erst nach und nach errichtet, als der Einbruch der Krankheit bereits überall

die größte Unruhe verbreitet hatte. Man bemerkte, daß die Wohlthat der Gesundheitsarbeiten dem elften und dem zwölften Bezirke nicht zu Theil geworden war. Das Beinhaus Des Innocents, der Herd einer immerwährenden Ansteckung, war nach wie vor den ganzen Tag über und einen Theil der Nacht hindurch offen geblieben. Die Ecke der Straße Saint-Denis und la Feronnerie war durch die Buden der Fischweiber versperrt. In mehreren Mairien fanden sich weder Beamte noch Register genug, um die Todesfälle aufzuzeichnen. Endlich sollte das temporäre Hospital Des Greniers d'abondance die Cholerakranken erst lange Zeit nach der Erscheinung der Geißel aufnehmen.

Sie machte sich zuerst an die armen Klassen, und die Blätter des Hofs beeilten sich, diese Vorliebe der Pest hervorzuheben, indem sie Namen und Gewerbe der Opfer aufführten, sei es nun, um die Befürchtungen der Glücklichen zu zerstreuen, oder um ihrem Hochmuth zu schmeicheln. Immerhin bleibt es wahr, daß es Leute im Kamisol oder in Lumpen waren, welche diesen schauderhaften Pariser Todtenzug anführten.

In jedem Hospital hatte man zwei Säle ausschließlich für die Behandlung der Cholerakranken bestimmt: einen für die Männer, den andern für die Weiber; und statt die Leitung des Dienstes einem einzigen Manne anzuvertrauen, hatte man beschlossen, denselben in gleichen Verhältnissen unter sämmtlichen Aerzten und Chirurgen der Anstalt zu vertheilen. Daraus entstand eine unermeßliche Unordnung, und es ergaben sich Schauspiele schauderhafter Art. Die Dienste kreuzten sich nach allen Richtungen in demselben Saale. Da die Aerzte weder über die Natur, noch über die Ursachen der Krankheit einig waren, so hatten dieselben Krankenwärter für identische Fälle ganz und gar widersprechende Befehle zu vollziehen; der Kranke, den man mit Punsch behandelte, sah dem auf dem nächsten Schragen liegenden Kranken Eis reichen, und da er sich nur noch als einen Gegenstand für Experimente betrachtete, so starb er mit Wuth im Herzen. Er starb überdies fern von der Pflege und den Tröstungen der Freundschaft; denn um Platzversperrung zu vermeiden, hatte man dem Publikum den Zutritt in die Hospitäler versagt, und Soldaten, die vor den Thoren Schildwache standen, wiesen die klagende Menge der Mütter und Freunde zurück.

Inzwischen waren wenige Tage verflossen und bereits hatte das Uebel auch unter den Reichen um sich gegriffen. Jetzt wurde der Schreck allgemein und sogar größer als die Gefahr; jeder war oder glaubte sich krank. Die leichteste Unpäßlichkeit nahm in den entsetzten Phantasien die Verhältnisse der Cholera an; die Aerzte von großer Praxis hatten keine ruhigen Augenblicke mehr; man belagerte ihre Häuser zu jeder Stunde, und mehreren, welche den nächtlichen Gästen nicht schnell genug öffneten, geschah es, daß ihre Thüre

eingebrochen wurde. Dies war ein neues Unglück für die armen Cholerakranken, denn all die Unterstützung und Zeit, welche auf die eingebildeten Symptome und die Gespensterseherei der geängsteten Wohlhabenheit verwendet werden mußte, wurde ihrem wirklichen Leiden entzogen.

Und was die Epidemie noch schrecklicher machte, war die Wunderlichkeit ihrer Wirkungen und ihre geheimnißvolle Natur. War sie ansteckend? Man glaubte es anfangs, aber bald gewann die entgegengesetzte Ansicht die Oberhand, da die Aerzte und Krankenwärter der Krankheit nur einen leichten Tribut bezahlt hatten. Nichtsdestoweniger bestanden einige ausgezeichnete Praktiker auf der Versicherung, daß sie Fälle von Ansteckung gesehen haben, und vielleicht ließen sich diese widersprechenden Behauptungen durch die Bemerkung vereinigen, daß die ansteckenden Krankheiten es nicht alle auf dieselbe Art und in demselben Grade sind, die Cholera aber wahrscheinlich eine äußerst schwache Ansteckungsfähigkeit besaß, die nur sehr wenigen, ganz besonders für sie empfänglichen Personen gefährlich wurde. Aber wo war der eigentliche Sitz der Cholera? Was war ihre Art, sich fortzupflanzen? Welche Gesetze hatten ihren Gang durch die Welt geregelt? Welche wahrscheinlichen Grenzen ihrer Dauer anweisen? Durch welche Mittel sie bekämpfen? Ueber alles das herrschte in den besten Köpfen Finsterniß und Ungewißheit. Es war einen Augenblick die Rede davon, mit Kanonen in den Straßen zu schießen, um die Atmosphäre zu erschüttern; denn der Zweifel hoffte selbst von den wunderlichsten Mitteln eine gute Wirkung. Aber war die Cholera aus einer Verschlechterung der Luft entstanden? Ein Mitglied des Zentralgesundheitsausschusses, Herr Julia von Fontenelle, nahm sich die Mühe, diese Flüssigkeit auf verschiedenen Punkten der Hauptstadt zu sammeln, und die Analyse, welche er von der Luft machte, that ihre Reinheit dar. Die allgemeinen Beobachtungen deuteten darauf hin, und Jedermann schien davon überzeugt, daß Elend, ungesunde Wohnung, Unreinlichkeit, Diätfehler, Ausschweifungen, Schwäche der Konstitution, Angst -- lauter Dinge seien, welche die Empfänglichkeit für die Cholera steigern. Gleichwohl hätte man sagen sollen, das Uebel gefalle sich darin, die menschliche Wissenschaft zu Schanden zu machen und der Erfahrung zu spotten. Kraftvolle und gesunde Männer, Frauen, die von Jugend und Gesundheit strahlten, erlagen elendiglich, während ihnen zur Seite schwache Greise, kränkliche, abgelebte Geschöpfe, Hypochonder verschont wurden. Wohlgemuthe oder beherzte Menschen hatten ein trauriges Loos, welchem andere allen Qualen der Furcht preisgegebene Personen entgingen. In Passy, wo die Luft so rein ist, belief sich die Zahl der Todesfälle auf sechsundzwanzig vom Tausend Einwohner, während in der verpesteten Atmosphäre von Montfaucon kaum sechszehn vom Tausend starben. Unter den ländlichen Gemeinden hatten einige durch ihre Gesund-

heit berühmten Dörfer, wie Chatenay, Vitry, le Plessis-Piquet, Rosny, Sceaux, Chatillon, wenig oder gar keine Cholerakranken, während andere, die sich derselben guten Lage und desselben guten Zustandes der Gebäulichkeiten zu rühmen haben, z. B. Saint-Ouen, Fontenay-sous-Bois, Asnières, Puteaux, Suresnes, fünfunddreißig bis fünfundfünfzig vom Tausend Einwohner zählten. Einzelne Gewerbe, welche man für tödtlich hält, erwiesen sich als privilegirt. So wurde unter den Arbeitern, welche in Fäulniß gerathene Thiere zu seziren haben, nicht ein einziger ernstlich bedroht. Bald verwüstete die Geißel das obere und das untere Stockwerk eines Hauses und ließ das mittlere unberührt, bald warf sie sich über die ganze Länge einer Straße, verschonte die eine Seite und erfüllte die andere mit Todten oder Sterbenden. Eine launische, unergreifbare, unerklärliche Krankheit, welche sich durch Gesundheitskordons und Quarantänen nicht hatte aufhalten lassen, welche die entgegengesetztesten Temperaturen beherrscht hatte, den verschiedensten atmosphärischen Einflüssen widerstanden war und zu der Entsetzlichkeit ihrer Verwüstungen noch die des Geheimnisses fügte, in welches gehüllt sie vorwärts schritt!

Nichtsdestoweniger ergab sich aus allen diesen qualvollen Einzelheiten eine herrschende Thatsache: bei Abfassung der Statistik der Epidemie fand es sich, daß in den Stadtvierteln des Vendomeplatzes, der Tuilerien und der Chaussée d'Antin die Sterblichkeit sich auf acht bis neun vom Tausend belaufen hatte, während sie in der Gegend des Stadthauses und der Cité, allwo das Elend seine Wohnungen aufgeschlagen hatte, zweiundfünfzig und dreiundfünfzig vom Tausend betrug.

Wie dem auch sei, bald war alles ein Bild des Jammers. Hier waren es Cholerakranke, die man auf Matratzen oder Sänften ins Hospital brachte; da waren es Vorübergehende, die, über das Elend des gestrigen oder des morgenden Tages nachgrübelnd, stumm und bleich wie Gespenster dahinschlichen, fast alle schwarz gekleidet. Da die Leichenwägen nicht mehr genügten, so hatte man neue bestellt, deren Erbauung siebenhundert Arbeiter beschäftigte; aber das Geschäft ging nicht schnell genug von Statten, die Todten warteten. Jetzt wollte man die Arbeiter auch zur nächtlichen Thätigkeit anhalten; sie gaben zur Antwort: „Das Leben ist uns lieber, als euer hoher Lohn." Man kam auf den Gedanken, die Leichen auf Artilleriewagen fortschaffen zu lassen: aber das Gerassel der Ketten in der Finsterniß störte den Schlaf der Stadt auf eine schmerzliche Weise. Ueberdies gingen in Folge der Erschütterung dieser nicht hängenden Wagen die Nägel an den Brettern der Särge los, und die Leichname fielen heraus, das Pflaster mit ihren offen daliegenden Eingeweiden beschmutzend. Man mußte die Todten in große Teppiche sammeln, die mit der Farbe der Trauer bemalt waren.

Sie rollten von Thüre zu Thüre, um die Todten zu fordern, welche jedes Haus ihnen zu liefern hatte; dann machten sie sich wieder auf den Weg und ließen unter ihren Leichentüchern, die der Wind in die Höhe trieb, angehäufte Bahren bemerken, aber so schwerfällig, so schlecht zusammengefügt, daß der Vorübergehende zitterte, sie möchten vor seinen Augen auseinander brechen und ihre dem Grabe geweihte Ladung auf der offenen Straße bloßstellen. Besonders unheimlich war die Nacht, denn die zahlreichsten Verwüstungen der Krankheit fanden gewöhnlich von Mitternacht bis zwei Uhr statt. Die Reste von Feuern, welche man in der zweifelhaften Hoffnung, die Luft zu reinigen, angezündet hatte, die Laternen, die vor den Thüren der Hülfsbureaux brannten, das unruhige Hin- und Herrennen in der Finsterniß aus nur allzu bekannten Gründen, das erstickte Geschrei im Innern der Häuser, das schauerlich durch die Stille der einsamen Straßen klang, alles das machte eine furchtbare Wirkung.

Um den Aerzten und Studirenden, die zu den Kranken berufen wurden, Wagen zu verschaffen, mußte die Polizeipräfektur in weniger als einem Monate die Summe von 19,915 Franken ausgeben. Die politischen Prozesse nahmen nach wie vor ihren Gang, und da geschah es mehr als einmal, daß das Personal im Gerichtssaal sich von heute auf morgen verändert hatte: man meldete, der und der Geschworne, der und der Vertheidiger, der und der Angeklagte sei über Nacht gestorben. Auf den Munizipalitäten hatte die Verwirrung dermaßen überhand genommen, daß Herr Taboureau, der Berichterstatter, aufgefordert wurde, die vernachlässigten Tabellen zu vervollständigen, und in gewissen Hospitälern wurde der Zudrang der Sterbenden so bedeutend, daß man sie gar nicht mehr einschrieb, sondern ihre Ankunft nur mit Strichen an der Wand bezeichnete.

Inzwischen fand dieses namenlose Ungemach einige Erleichterung in der öffentlichen Menschenliebe. Da kräftige Nahrungsmittel als Präservative angezeigt waren, so ließ der Herzog von Orleans seit drei Monaten täglich drei- oder viertausend Rationen Reis an die Bedürftigen vertheilen, so daß für viele Arme das Nahen der Cholera beinahe eine Wohlthat war! Als die Cholera einmal in Paris eingezogen war, da mehrten sich die Handlungen der Großmuth in Folge einer in den Annalen der Pest ziemlich neuen Erscheinung. In dieser Stadt, wo so großer Luxus so großes Elend zu höhnen pflegt, wo man das Leiden so gerne verläumdet, um einen Grund zu haben, ihm die Hand nicht zu reichen, in diesem gemüthlosen Paris that sich auf einmal eine ganz ungestüme philanthropische Regung kund. Die Wohlthätigkeitsbureaux verdoppelten ihre Sorgfalt. Allenthalben wurden Subskriptionen eröffnet, und man drängte sich herzu, seinen Namen zu unterzeichnen. Die Spiegelfabrik von Saint-Gobain machte der Hauptstadt ein

Geschenk von 12,000 Kilogrammen Chlor. Man konnte rührende Züge von Selbstverläugnung und Eifer anführen. Der Pfarrer von Saint-Germain-l'Auxerrois zum Beispiel lebte seit der Verwüstung seiner Kirche zurückgezogen auf dem Lande; auf die Nachricht von der Cholera kehrte er trotz seines hohen Alters in aller Eile nach Paris zurück, um seinen Platz in seiner Pfarre wieder einzunehmen und den mit dem Tode Ringenden die Tröstungen der Religion zu reichen. Die Zöglinge der medizinischen Schule boten von allen Seiten ihre Dienste an. Mehrere Weiber aus dem Volke erklärten sich bereit, unentgeltlich als Krankenwärterinnen zu fungiren. Man brachte auf die Mairien Wäsche, Socken, Decken, flanellene Binden. Vielleicht hatte diese Aufopferung bei Mehreren ihre Quelle in einer abergläubischen Angst, in einer geheimen Hoffnung, das Schicksal zu beschwören. Vielleicht auch haben solche Krisen, wenn sie nicht zur Verhärtung der Herzen ausschlagen, die Wirkung, daß sie den Menschen Brüderschaft gebieten, indem sie ihnen die Gleichheit vor dem Tode in's Gedächtniß zurückrufen.

Im Uebrigen erzeugte die Pest, während sie auf der einen Seite lobenswerthe Handlungen hervorrief, auf der andern schmähliche Niederträchtigkeiten. Die Leidenschaft nach Gewinn streute ohne Scham auf diesem unermeßlichen Felde der Verwüstung ihren Samen aus. Die Chlorpräparate stiegen auf einen unmäßigen Preis. Auf die gewöhnliche Leichtgläubigkeit der Furcht rechnend, begannen cynische Spekulanten unwirksame oder sogar schädliche Mittel anzupreisen und zu verbreiten; ja, diese Art von Diebstahl wurde so weit getrieben, daß die Regierung sich die provisorische Aufsicht über die Ankündigungen vorbehalten mußte. Da die ehrenwerthen Handlungen gern das helle Tageslicht suchen, so wurden sie allein öffentlich gemacht; aber das Innere der Familien zeigte deutlich genug, wie viel Schmutz und Schlamm in einer Gesellschaft, wie die unsrige ist, das Erscheinen einer Epidemie aufzuregen vermag. Denn die Einen wünschten sich in der Stille Glück, einen Haufen kleiner werden zu sehen, in dessen Mitte sie sich erstickt fühlten, und sie stürzten voll Hoffnung auf die Aemter los, deren Zugänge ihnen bisher versperrt gewesen. Die Andern streckten mit der Gierde, deren Gift sich unter der Herrschaft des Erbschaftsgesetzes in die Familienempfindungen mischt, bereits die Hand nach einem Vermögen aus, nach welchem sie schon lange Zeit Gelüste getragen. Da die Symptome der Vergiftung eine unselige Aehnlichkeit mit denen der Cholera hatten, so versichert man, daß mehr als ein Verbrechen begangen worden ist, dessen Abscheulichkeit sich natürlich in der Unermeßlichkeit eines solchen Unglücks verlieren mußte.

Man ist dem König und seiner Familie die Gerechtigkeit schuldig, hervorzuheben, daß sie nicht in die Ferne zogen, um eine Zuflucht gegen die Gefahr zu suchen. Aber die meisten reichen Leute flohen, die Deputirten

flohen, die Pairs von Frankreich flohen. Die königlichen Eilwägen brachten allein mehr als siebenhundert Personen täglich aus Paris. Als die Diligencen mit blassen Passagieren vollgestopft waren, fuhr man in Lohnkutschen, später sogar auf Karren fort. Und vergebens rief man so vielen hohen Beamten zu, daß ihr Platz da sei, wo es eine so große Menge Unglücklicher zu beruhigen und zu unterstützen gebe.

Auch gerieth das Volk, als es sich so verlassen sah, in die heftigste Verzweiflung. Wüthende Proklamationen wurden in Umlauf gesetzt. Der bis jetzt schlecht verhaltene Schmerz machte sich in Reden Luft, in deren Hintergrund die Empörung drohte. Die Reichen also fliehen und nehmen die Beschäftigung, das Brod, das Leben der Arbeiter mit sich fort! Zwischen die Cholera und den Hunger gestellt, was da aus dem Volke werden solle? Wie! Während die Sterbenden sich in den Spitälern anhäufen, während die enge und ungesunde Wohnung des Armen sich mit Kranken überfülle, während ein Theil des Volkes kein anderes Asyl habe, als das Pflaster der verpesteten Straßen, lasse man geräumige und gesunde Häuser leer stehen! Wie! Es gebe in Paris Tausende von obdachlosen Proletariern, und Tausende von Hotels seien unbewohnt!

Eine im gegebenen Augenblick unglückselige Maßregel steigerte diese Verwünschungen zu einer Empörung. Es war ein neues System zur Wegschaffung des Straßenkothes angenommen worden, und der Unternehmer hatte Erlaubniß erhalten, den Unrath am Abend wegzuräumen, d. h., ehe die Chiffonniers Zeit gehabt hatten, die Gegenstände darin aufzulesen, worin die Armuth noch einige Spuren von Nützlichkeit zu entdecken weiß. Das hieß die Existenzmittel von mehr als achtzehnhundert Personen antasten, ungerechnet die Kothkärrner, die durch eine Maßregel, welche die alten Karren nutzlos machte, ihres Erwerbes beraubt wurden. Zahlreiche Zusammenrottungen bedecken die Straßen und Plätze. Man bemächtigt sich der neumodischen Karren, wirft sie in den Fluß oder verbrennt sie. Die Agenten der öffentlichen Gewalt eilen herzu, es entspinnen sich Kämpfe. Aber auf einmal verbreitet sich ein unseliges Gerücht unter dem durch Elend halb zum Wahnsinn getriebenen Volke. Man erzählt, ein teuflischer Anschlag sei gebildet worden; die Cholera sei nicht in Paris; Schurken gehen überall umher und werfen Gift auf die Nahrungsmittel, in den Wein, in das Brunnenwasser. Das Volk öffnet solchen Reden sein Ohr, es freut sich im Uebermaß seines Elends, statt einer jeder Rache unerreichbaren Pest lebendige und mit Händen greifbare Feinde vor sich zu haben. Jetzt mischen sich unter die von Leidenschaft geblendeten Gruppen Menschen, die es im Brauche haben, zu Unordnungen zu treiben, weil sie sich darin gefallen, und solche, die dazu aufreizen, um ihren Nutzen daraus zu ziehen. Die Angst wird ansteckend:

bald spricht man in Paris von nichts mehr, als von Vergiftungen und Giftmischern.

Diese Fabel wäre vielleicht von selbst in ihr Nichts zerfallen oder wenigstens nicht die Quelle so vieler Mordthaten geworden, hätte nicht der Polizeipräfekt, Herr Gisquet, in der Absicht, politischen Haß zu befriedigen, oder um einen Beweis von seiner Wachsamkeit zu geben, ein Rundschreiben veröffentlicht, worin man folgende unbegreiflich unkluge Worte las: „Ich bin benachrichtigt worden, daß Elende, um schändlichen Aussagen Glauben zu verschaffen, den Plan gefaßt haben, in den Schenken und Fleischerladen mit Giftflaschen und Päckchen herumzuziehen, sei es nun, um das Gift in die Brunnen oder sonstigen Wasserbehälter, oder auf das Fleisch zu schütten, oder blos zum Schein, oder um sich auf frischer That von Mitschuldigen ertappen zu lassen, welche von ihnen erklären, sie stehen im Dienste der Polizei, dann aber ihr Entwischen begünstigen und alles aufbieten würden, um die Wirklichkeit der gegen die Behörde erhobenen gehässigen Anklage darzuthun.“

Mehr bedurfte es nicht, um das Volk in seinem Argwohn zu bestätigen. Jetzt wurde für einen Augenblick der Schleier gelüftet, welcher den Augen des Reichen den abscheulichen Hintergrund des gesellschaftlichen Zustandes entzieht, dessen er genießen will; jetzt konnte man inmitten dieser, ihrem ganzen Umfange nach in Bewegung gesetzten Gesellschaft halb und halb sehen, was die moderne Zivilisation in ihren Abgründen verbirgt. Aus dem Schatten der Quartiere, wo das Elend sich vergessen läßt, stürmten plötzlich Massen von Männern, mit nackten Armen, düstern Gesichtern und den Blick voll Haß, hervor, um die Hauptstadt zu überschwemmen. Was suchten sie? Was verlangten sie? Keiner sagte es. Nur durchforschten sie mit mißtrauischem Auge die Stadt und zogen mit wildem Murren in derselben herum. Bald kam es zu Mordthaten. Wer mit einer Flasche oder einem Päckchen vorüberging, war verdächtig. Ein junger Mensch wurde in der Ponceaustraße niedergemetzelt, weil er sich über die Thüre eines Weinhändlers hingeneigt hatte, um zu sehen, wie viel Uhr es sei; ein Anderer hatte in der Nähe der Passage du Caire dasselbe Loos, aus einem so ziemlich ähnlichen Grunde. Ein Dritter wurde in der Vorstadt Saint-Germain zu Stücken gerissen, weil er in einen Brunnen hinabgesehen hatte; ein Jude kam um's Leben, weil er in der Halle, um Fische marktend, auf eine sonderbare Art zu lachen angefangen, und man, als man ihn durchsuchte, ein kleines Säckchen mit weißem Pulver bei ihm gefunden hatte, das nichts anderes war, als Kampher; auf dem Grèveplatze wurde ein Unglücklicher von dem Posten des Stadthauses, wo er eine Zufluchtsstätte gesucht, weggerissen; man erwürgte ihn, und seine blutigen Reste ließ ein Kohlenbrenner

durch seinen Hund zerreißen. Schauderhafte Szenen, welche das Verbrechen der Gesellschaft sind, überall wo eine ungleiche Theilung der Genüsse und der Aufklärung vorherrscht!

Und tausend beklagenswerthe Umstände vereinigten sich, um das Volk im Irrthum zu erhalten. Man bemerkte in mehreren Straßen lange Streifen von Wein und Essig; in verschiedenen Theilen der Stadt waren gefärbte Zuckerkörner umhergestreut; unbekannte Hände legten bei der Nacht Stücke Fleisch unter die Hofthore; man sprach von vergifteten Kuchen, welche an verschiedenen Orten kleinen Mädchen gegeben worden seien. Wie hätte das alles nicht auf die Einbildungskraft des Volkes wirken sollen, zumal nach der Veröffentlichung eines Rundschreibens, worin die Polizei offiziell eine Verschwörung von Giftmischern angezeigt hatte?

Denn eine Art von Schwindel schien sich aller Köpfe bemächtigt zu haben. Zwölftausend Franken, welche Herr von Chateaubriand im Namen der Herzogin von Berry für die Cholerakranken angeboten hatte, wurden vom Präfekten der Seine mit Härte zurückgewiesen: eine eben so ungerechte als kleinliche Berechnung, eine Art Staatsstreich gegen das Mitleid. Nie hatte sich mehr Galle in die gegenseitigen Beschuldigungen der Parteien gemischt; nie waren die politischen Leidenschaften kampffertiger erschienen. Hier wurden junge Leute unbarmherzig auf dem Vendomeplatze angegriffen, weil sie die kaiserlichen Adler mit Immortellen bekränzt hatten; da machte eine Bande einen Angriff auf Sainte-Pelagie, und die Gefangenen empörten sich, während ihrerseits die Agenten der öffentlichen Gewalt in das Gefängniß drangen, Feuer gaben und einen unglücklichen Verhafteten, Namens Jacobeus, todt niederstreckten. Dann schoben sich die Parteien oft mit gleicher Leidenschaftlichkeit, mit gleicher Ungerechtigkeit gegenseitig die Verantwortlichkeit für alles Unheil zu. Nachdem sie die „ewigen Feinde der Ordnung“ — eine offizielle Injurie — angeklagt, sie vergiften das Volk, um ein Mittel zu haben, die Regierung zu verläumden, wurde die Polizei ihrerseits beschuldigt, den Aufstand hervorgerufen zu haben, um sich Gelegenheit zu verschaffen, ihn im Blute zu ersticken; und es wäre schwer zu sagen, welche von diesen in den beiden Lagern erhobenen Beschuldigungen die abgeschmacktere und unbilligere war.

Aber darauf beschränkten sich die Unordnungen nicht. Das Volk, das an die Vergiftungen glaubte, fing an, über die Aerzte zu fluchen; es rottete sich tumultuarisch an den Thoren der Hospitäler zusammen und ergoß sich in Beschwerden oder Drohungen. Eines Tags schaffte man einen Cholerakranken nach dem Hotel-Dieu, und ein Volkshaufe, der ihn vorbeikommen sah, stürzte sich in wilder Hast auf den Zug los. Da tritt der Arzt, der den Kranken begleitet, vor, hebt die Decke auf, die das Opfer verbirgt, und

indem er dem Volke, das entsetzt zurückweicht, dieses blauschwarze Gesicht, diese erloschenen Augen, diesen klaffenden Mund zeigt, ruft er: „Ihr glaubet nicht an die Cholera! Nun gut, da seht ihr einen Cholerakranken." Es gehörte eine nicht gewöhnliche Seelenstärke dazu, solche Proben durchzumachen, aber an Muth fehlte es den Aerzten nicht, und ihr Benehmen verdient im Allgemeinen Lob, zuweilen sogar Bewunderung. Den Anfällen eines blinden Zornes ausgesetzt, trotzten sie ihm mit derselben Kaltblütigkeit, womit sie der Krankheit die Stirne boten, und man sah einige von ihnen, wie einfache Arbeiter, im Kamisol und mit einer Mütze durch die Stadt ziehen, nur um nicht angehalten und dadurch auf ihren Krankenbesuchen verspätet zu werden.

Unglücklicherweise waren die Ansichten über die Behandlungsweise außerordentlich verschieden. Herr Magendie verschrieb Punsch in einem Aufguß von Kamillen. Die Grundlage der Behandlung des Herrn Recamier bestand in Uebergießungen von kaltem Wasser. Der Oberarzt in dem temporären Hospital Des Greniers d'abondance, Herr Rostan, ließ den Kranken in ein Bad von 32° Reaumur bringen; nach dem Bade wurde ein Aderlaß am Arm vorgenommen und Blutigel in der Magengegend angesetzt; zugleich schrieb Herr Rostan einen aromatischen Aufguß von Melissen, Münze oder Kamille vor. Der Präsident der nach Polen geschickten Kommission, Herr Londe, zog die Eingebungen des Organismus zu Rathe und ließ sich in seinem Verfahren durch die Symptome bestimmen; Herr Gerdy wandte im kalten Stadium drei Blasenpflaster längs der Wirbelsäule, am Hals, auf dem Rücken und den Lenden an; Senfpflaster auf der Magengegend und den Extremitäten; Seltzerwasser. Im Reaktionsstadium gebrauchte er Aderlässe, wiewohl nur selten. Die Herren Touzet und Coster schlugen die Methode der Oxidirung des Blutes vor. Herr Andral reichte seinen Patienten einen sauren Trank, bestehend aus Ammoniak, schwefelsaurem Chinin, Schwefeläther und Kampher; auch ließ er die Glieder mit Canthаridentinktur einreiben. Für die antiphlogistische Behandlung erklärte sich Herr Bouillaud, der als unterstützende Mittel hautreizende Mittel und Opiate anwandte. Herr Gendrin gebrauchte Opium in starken Dosen. Ansetzung blutiger Schröpfköpfe auf der Magengegend, Entziehung zweier oder dreier Unzen Blut, mehr oder weniger, je nach dem Alter, der Kraft des Kranken und dem Zustande des Pulses, Reibungen mit Flanell, Abkochungen von Mohnköpfen, Räucherungen: das waren die Hauptmaximen der Behandlung des Herrn Dupuytren. In einer Denkschrift über die Cholera-Morbus erklärte der Herr Baron Larrey für die besten topischen Mittel blutige Schröpfköpfe, flüchtige Blasenpflaster, bestehend aus Canthariden und Kampher, trockene Reibungen mit Wolle, Einreibungen mit aromatischen

Polen. In seiner Eigenschaft als erster Arzt im Hauptquartier der polnischen Armee hatte Herr Wolowski gründliche Studien über die Cholera gemacht; er unterschied zwei Arten: die asthenische Cholera und die entzündete Cholera; die erste bekämpfte er mit sehr heißem Pfeffermünzwasser, mit starken Opiumdosen, mit Flanellreibungen, mit Senfpflastern und trockenen Schröpfköpfen auf den Extremitäten, dem Bauche und dem Magen angewandt; gegen die zweite verordnete er Aderlässe, einen Trank, bestehend in bestimmten Gaben aus Salep, gewöhnlichem und Kirschlorbeer-Wasser, und gleichfalls die Ansetzung blutiger Schröpfköpfe auf den Bauch, die Brust und das Rückgrat. Diese Aufzählung, deren Verlängerung nutzlos wäre und Ueberdruß erregen würde, genügt, um zu zeigen, wie weit die Aerzte entfernt waren, in der Wahl der besten Heilmittel übereinzustimmen.

Es befand sich damals unter ihnen ein Mann von kühnem, gewaltigem Geist, der, ein Nachfolger Bichat's, nach nichts Geringerem getrachtet hatte, als eine gänzliche Revolution in der Medizin einzuführen. Ueberzeugt, daß die Grundlage der medizinischen Wissenschaft nirgend anders, als in der Kenntniß des menschlichen Körpers und des Spiels seiner Organe, in der Physiologie, sein könne, verlangte er, statt die Krankheiten nach ihren Wirkungen zu beurtheilen, solle man sie in ihrer Ursache studiren, und diese Ursache glaubte er in einer Veränderung des Darmkanals und des Magens gefunden zu haben. Sein Prinzip war folgendes: „So oft eine Störung in den Funktionen des Lebens eintritt, so ist eine materielle Verletzung in einem Organe vorhanden." Davon ausgehend, führte er alles auf die Entzündung des Gedärmes zurück, verwarf als gefährlich und im höchsten Grade schädlich den innern Gebrauch von Reizmitteln, gestattete sie in gewissen Fällen nur äußerlich und ließ die Kunst zu heilen hauptsächlich in der antiphlogistischen Methode bestehen, d. h. in einer verständigen Anwendung von schwächenden Mitteln und Aderlässen.

Dieses System hatte schon großen Lärm gemacht in der medizinischen Welt, wo es der Gegenstand leidenschaftlicher Kämpfe zwischen Herrn Broussais und Herrn Chomel geworden war, als die Cholera in Frankreich einzog. Herr Broussais studirte die furchtbare Epidemie unter der Herrschaft der Ideen, welchen Geltung zu verschaffen er vor Ungeduld brannte, und da er bemerkte, daß in den meisten Fällen der Magen, die dünnen Gedärme oder die dicken Gedärme vom einfachsten bis zum zusammengesetztesten Grade handgreifliche Spuren von Entzündung darboten, so nahm er keinen Anstand, die warmen Getränke, sowie die reizenden Substanzen zu verwerfen, in der Ueberzeugung, daß sie blos geeignet seien, das inwendige Feuer zu schüren,

von welchem die Kranken verzehrt wurden. Blutigel und Eis *) schienen ihm die einzigen Waffen zu sein, welche die Wissenschaft mit gutem Erfolg der Epidemie entgegenstellen könne, und dies suchte er in öffentlichen Vorlesungen darzuthun, welche, in Gegenwart der Pest gehalten, in Paris eine tiefe Wirkung hervorbrachten.

Während der ersten vierzehn Tage ihres Einfalls war die Epidemie schnell und immer schneller vorangeschritten; auf ihrem höchsten Grade von Heftigkeit angelangt, schien sie fünf oder sechs Tage lang stillzustehen, und dann trat sie in ihr Stadium des Abnehmens. Aber am 17. Juni belebte sie sich plötzlich auf's Neue, und diese Rekrudeszenz wurde täglich von 226 Todesfällen bezeichnet, ein Maximum, das übrigens weit geringer ist, als das des ersten Stadiums, welches nach den gemäßigtsten Berechnungen sich auf 800, und nach der Mehrzahl der Zeugnisse auf 13 bis 1400 belaufen hatte. Im einzigen Monat April unterlagen mehr als 12,700 Personen. Aus einem gelehrten Bericht der Herren Benoiston von Chateauneuf, Chevallier, Devaux, Millot, Parent-Duchatelet, Petit, Pontonnier, Trebuchet, Villermé und Villot geht hervor, daß während der Gesammtdauer der Epidemie, welche 189 Tage betrug, die Zahl der an der Cholera Gestorbenen sich auf 18,402 belief; aber es handelt sich hier nur um die Todesfälle, die von den Behörden erwiesen werden konnten; nun ist leicht zu begreifen, daß inmitten der Verwirrung nicht alle Fälle angegeben und viele unwillkürlich übergangen worden sind. Auch wurde die offizielle Zahl allgemein für viel zu gering gehalten.

Im Uebrigen hatte sich die Cholera nicht in Paris eingeschlossen, sondern auch die Departements Aisne, Cote-d'Or, Eure, Indre, Indre-et-Loire, Loiret, Marne, Nord, Oise, Pas-de-Calais, Rhone, Seine-et-Marne, Seine-Inferieure, Somme heimgesucht; doch gab das Gesundheitsbulletin von allen diesen Departements zusammen am 20. April blos die Zahl von 904 Kranken an, unter denen 405 gestorben waren. Diese Sterblichkeit war sehr unbedeutend gegenüber derjenigen, welche die Hauptstadt verödet hatte. Gleichwohl wurden einige an den Seineufern liegenden Ortschaften grausam verwüstet: im Aubedepartement verlor das kleine Dorf Courteron 96 Einwohner aus einer Bevölkerung von 500 Seelen; und mehrere Beispiele dieser Art bestätigten die bereits gemachte Bemerkung, daß die Cholera im Laufe der Gewässer ein mächtiges Vehikel fand.

Endlich legte sich die Krankheit, aber nicht, ohne ihren unüberwindlichen Einfluß über das Gebiet der Politik ausgedehnt zu haben.

Es war bei Hofe beschlossen worden, daß der Herzog von Orleans die

---

*) Das Eis ist inzwischen ein tonisches Mittel.

Hospitäler besuchen solle; Casimir Perier begleitete den Prinzen, und dieser Schritt war ein unbestreitbarer Akt des Muthes von Seiten eines Mannes, der seit langer Zeit einen Keim des Todes in sich trug, dessen Nerven ungemein reizbar waren, und den schon der Gedanke an einen Leichnam beben machte. Thatsache ist, daß Casimir Perier von seinem Besuche bei den Cholerakranken einen unauslöschlichen Eindruck bewahrte, und von diesem Tage an sich immer mehr dem Grabe zuneigte. Man erfuhr das, und in Folge der übertriebenen Wichtigkeit, die man in jeder Monarchie der individuellen Handlung beilegt, wurden die Leiden Casimir Perier's der Gegenstand allgemeiner Beschäftigung. Die Parteien gaben sich, so zu sagen, um sein Schmerzenslager herum ihre Rendezvous. Man zog seinen Todeskampf in den Kreis der Erörterungen; seine Feinde berechneten laut und öffentlich die Minuten, die er noch zu leben habe; einige schienen sogar zu bedauern, daß ein so geräuschloser Tod die Züchtigung eines solchen Mannes in die Geschichte verweise.

Er selbst fügte während dieser Zeit seinen physischen Schmerzen die Qualen des Gedankens bei: er wußte, daß sein Einfluß sich dem Ende zuneigte. Denn der geduldige Wille des Königs hatte zuletzt das Ungestüm des Ministers ermüdet. Casimir Perier hatte sich in den letzten Zeiten oft genöthigt gesehen, sich unter eine höhere Macht zu beugen, und bei ihm waren die Wunden des Hochmuths die brennendsten. Er bemühte sich jetzt mehr als je, seine heimlichen Demüthigungen durch das Gepränge und die Anmaßung seiner Ergebenheit zu bedecken; mehr als je gefiel er sich darin, seinen Herrn zu verkleinern. Aber für eine so hochfahrende Natur war das Ehrabschneiden keine genügende Rache. Ueberdies fühlte Casimir Perier wohl, daß, wenn die Anarchie länger dauere, sie unausbleiblich ihn selbst verschlingen würde; wenn es dagegen der Gewalt gelinge, sich zu befestigen, daß dann der Hof ihn zerbrechen werde, wie ein Werkzeug, dessen man nicht mehr bedürftig sei.

Nicht als ob die Mißhelligkeit zwischen dem Monarchen und ihm sich auf Fragen des Prinzips oder Systems bezogen hätte. Im Grunde war ihre Politik die gleiche. Aber jeder von ihnen suchte sich in den Augen der Bourgeoisie die ganze Ehre derselben allein zuzuschreiben. Der König wollte regieren; Casimir Perier wollte, der König solle sich damit begnügen, zu herrschen. Auf der andern Seite beurtheilte der König die menschlichen Angelegenheiten gerne vom Gesichtspunkte des Ergebnisses aus, während sein Minister nicht gleichgültig gegen den Pomp der Mittel war und den Formen viele Wichtigkeit beilegte. Casimir Perier hatte z. B. nicht geduldet, daß man mit Worten die Ehre Frankreichs beleidigte, diese Ehre, die er gleichwohl weder durch unsere diplomatischen Niederlagen in London, noch

durch den Schlag, der in Warschau unsern theuersten Sympathien versetzt worden, bloßgestellt geglaubt hatte.

Eine Szene, die sich wenige Tage vor Casimir Periers Tode zutrug, wird einen Begriff von seiner Empfindlichkeit geben, worin sich mit Inkonsequenz und leidenschaftlicher Aufwallung eine gewisse Größe mischte. Es war in einer der Krisen seiner Krankheit. Einer seiner Freunde, Herr Milleret, vormaliger Deputirter unter der Restauration, war gekommen, ihn zu besuchen. Er traf den Präsidenten des Raths in Konferenz mit dem russischen Gesandten und wurde im Wartsaale zurückgehalten. Bald vernimmt er laute, heftige Stimmen, die Thüre öffnet sich und Herr Pozzo-di-Borgo tritt aus dem Zimmer, mit allen Zeichen der heftigsten Aufregung. Der Minister war noch aufgebrachter, sein Mund schäumte, und Herr Milleret erfuhr im Augenblick von ihm, daß der russische Gesandte sich des hochmüthigen Ausdrucks zu bedienen gewagt habe: „Der Kaiser, mein Herr, will nicht . . .“ worauf er ihm geantwortet: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß Frankreich keine Befehle zu empfangen hat, und daß es, so lange Casimir Perier am Leben ist, sich blos von sich selbst und seiner Ehre berathen läßt.“ Während er diese Worte sprach, stand die äußerste Aufregung auf seinem Gesichte zu lesen. Er sank erschöpft auf seinen Lehnstuhl zurück; als aber Herr Milleret ihn zu beruhigen suchte, überkam ihn auf einmal eine weiche Stimmung, und die bereits sichtbaren Spuren des Todes an seinem Leibe zeigend, rief er: „O, ich bin verloren! Sie haben mich umgebracht!“

Da sich die Krankheit des Rathspräsidenten mit jedem Tage verschlimmerte, so mußte man vorläufig einen Nachfolger für ihn suchen: Herr von Montalivet erhielt interimistisch das Ministerium des Innern. Die Ordonnanz, welche dies verfügte, war vom 17. April datirt; den 16. Mai war Casimir Perier nicht mehr. Der König schrieb der Familie in passenden Ausdrücken und sagte zu einem seiner Vertrauten: „Casimir Perier ist todt: ist's ein Glück, ist's ein Unglück? das wird uns die Zukunft lehren.“

Am selben Tag, wo Casimir Perier starb, begrub man Georges Cuvier, das Opfer einer Krankheit, welche nicht die Cholera-Morbus war. Georges Cuvier war die Zierde seines Landes, die Zierde seines Jahrhunderts, und es wird sich am Ende dieses Werkes eine Stelle finden für die Aufführung seiner unsterblichen Arbeiten. Seine Leichenfeier machte inzwischen nicht so viel Aufsehen, wie diejenige, welche die politischen Leidenschaften dem Präsidenten des Raths bereitet hatten. Mehrere bedeutende Personen, unter welchen Herr Royer-Collard, sprachen auf Casimir Periers Grabe Reden voll Traurigkeit. Eine Subskription wurde eröffnet, in der Absicht, seinem Andenken ein Monument zu errichten. Groß war der Schmerz, zumal unter den Handelsleuten, von denen mehrere an seinem Begräbnißtage als Zeichen

der Trauer ihre Läden schlossen. Die Börse, diese empfindungslose Macht, selbst die Börse war bewegt.

Das war das Ende Casimir Periers. Er hatte in der Gesellschaft nicht Menschen erblickt, die er zu leiten, sondern Feinde, die er zu vernichten habe; denn es war dies ein Minister von großem Haß und kleinlichem Gesichtskreise, von kräftigem und doch krankem Gemüthe. Als Geschäftsmann und Bankier wollte er den Frieden; aber die Mächte wollten ihn auch, und mit um so angelegentlicherem Eifer, als sie den Geist der Revolutionen vollkommen bereit sahen, der Marschlinie der Armeen zu folgen. Das war es, was Casimir Perier nicht begriff: seine Furcht hinderte ihn, die Furcht der andern zu benützen, und er zwang Frankreich, sich den Bedingungen der europäischen Ruhe zu unterziehen, während es ihm erlaubt gewesen wäre, sie zu diktiren, wie das ungestrafte Abenteuer von Ankona deutlich bewies, ein Abenteuer, bei welchem er sich mit einer Willenskraft betheiligte, die sich weder von der Ansicht der Herren Sebastiani und von Rigny, noch von der des Königs selbst überwinden ließ. Unglücklicherweise war die Expedition von Ankona eine barsche und nicht genügend begründete Verletzung aller Grundsätze der bisdahin befolgten Politik. Nun, diese Politik hatte die Besetzung Warschau's durch die Russen, den ersten Einzug der Oestreicher in Bologna, die Vernichtung unseres Einflusses in Belgien, die fortwährende Erniedrigung Frankreichs, die Erschlaffung der Welt zu Resultaten gehabt. Damals gährten im Innern die lebendigen Kräfte, welche die Revolution von 1830 geweckt hatte, und die ungeduldig nach einem Ausgange suchten. Man hätte ihnen Befriedigung geben können, indem man die Initiative der großartigen Reformen ergriff, welche ein allen Unordnungen der Konkurrenz preisgegebener gesellschaftlicher Zustand erheischte; aber Casimir Perier war mächtig; er war reich, und die Nothwendigkeit einer Aenderung entging ihm. Hätte er übrigens auch die Uneigennützigkeit eines Reformators besessen, so fehlte ihm die dazu nöthige Wissenschaft, Kühnheit und Genialität: deshalb war er verurtheilt, Kräfte, zu deren Disziplinirung und Leitung ihm die Fähigkeit mangelte, mit Füßen zu treten. Das versuchte er denn unter dem Beifallsgeschrei der Bourgeoisie, und gewiß war Niemand geeigneter, als er, zu diesem Werke des Hasses. Das Kämpfen sagte seinem Temperament zu und überhob ihn der Nothwendigkeit, Ideen zu haben. Im Uebrigen war seine Politik, welche den Egoismus zum Ausgangspunkte hatte, am Ende aufrichtig geworden, indem sie fanatisch wurde, und er beurkundete in ihrer Vertheidigung eine Leidenschaft, welche zuweilen den Schein von Heroismus annahm. Aber der milder gewordene Zeitgeist versagte seiner Gewaltthätigkeit eine Waffe: das Schaffot fehlte ihm. Casimir Perier machte sich sehr gehaßt und nur in sehr geringem Grade gefürch-

tet; statt das Reich zu regieren, versetzte er es in Unruhe; er schuf weit mehr Hindernisse, als er zu überwältigen vermochte, und seine waffenlose Energie diente nur dazu, seine Feinde bis zum Wahnsinn zu erbittern. Nachdem er auf diese Art das Uebel erzeugt hatte, wußte Casimir Perier ihm blos die Mittel eines Empirikers entgegenzusetzen, und er stürzte die Gesellschaft in einen Zustand der Ueberreizung, aus welchem sie nur heraustreten konnte, um von Erschütterung zu Erschütterung in Erschöpfung und Todesschlaf zu verfallen. Auch starb Casimir Perier voll Verzweiflung über die Nichtigkeit seiner elenden Siege, seine Seele gemartert von peinlicher Unruhe, sein Geist voll von der Erinnerung an zwei mit Blut getränkte Städte, endlich überzeugt, daß sein Ministerium durch das Chaos werde fortgesetzt werden, und wirklich seinem Lande zwei Bürgerkriege als Erbe hinterlassend.

Sechstes Kapitel.

Spaltungen in der legitimistischen Partei: Paris, Massa, Holy-Rood. — Geheime Konferenzen in Lucca. — Brief des Herrn von Kergorlay an Karl X. — Stimmung der kleinen italienischen Höfe in Beziehung auf die Herzogin von Berry. — Mißhelligkeiten zwischen Massa und Holy-Rood. — Herr von Blacas entfernt. — Einzelheiten der royalistischen Verschwörung. — Politik Oesterreichs: der Fürst von Metternich den Plänen der Herzogin von Berry entgegen. — Instruktionen an den Vertreter der Herzogin von Berry in Spanien. — Diplomatische Beziehungen dieser Fürstin zu den Kabinetten vom Haag und von St.-Petersburg. — Lage der Vendee. — Konstitution und Ordonnanzen in Massa vorbereitet. Die Herzogin von Berry schifft sich heimlich ein. — Ihre Fahrt auf dem Carlo-Alberto. — Aufstandsversuch in Marseille. — Reise der Herzogin von Berry durch Frankreich. — Wegnahme des Carlo-Alberto. — Fräulein Lebeschu. — Die Herzogin von Berry in der Vendee; innere Spaltungen. — Schilderhebung befohlen; Gegenbefehl; theilweise Gefechte; Haussuchung in la Chaslière. — Kampf bei der Eiche; Belagerung von la Penissière. — der Aufstand gedämpft. — Die Herzogin von Berry in Nantes.

Wir haben die Herzogin von Berry in Massa verlassen, mit dem kühnen Plane beschäftigt, den Thron ihres Sohnes wieder aufzurichten; aber die Kräfte der legitimistischen Partei entsprachen der Keckheit eines solchen Unterfangens nicht.

Es waren wirklich ernstliche Mißhelligkeiten unter dieser Partei ausgebrochen, und sie theilte sich in drei sehr verschiedene Fraktionen.

Die erste wollte nur auf gesetzlichem und parlamentarischem Wege zur Wiedereinsetzung Heinrichs V schreiten. Ihr Mittelpunkt war Paris; ihr Organ die Gazette de France; ihre angesehensten Vertreter der Herzog von Bellune und der Vicomte von Chateaubriand.

Die zweite erwartete alles einzig und allein von der bewaffneten Einschreitung der Mächte. Sie herrschte in Holy-Rood und empfing ihren Impuls von dem Herzog von Blacas.

Die dritte verwarf die Einschreitung auswärtiger Mächte als impopulär und unheilvoll; zu gleicher Zeit aber verschmähte sie auch jedes System gesetzlicher Opposition, und da sie auf die Streitkräfte der Royalisten im Innern rechnete, so war ihr Hauptstreben darauf gerichtet, die Provinzen aufzuwiegeln. Die Augen auf Massa geheftet, billigte sie die waghalsigen Gedanken Marie-Karolinens, und ihre Häupter waren der Marschall Bourmont, der Graf von Kergorlay, der Herzog von Escars, der Vicomte von Saint-Priest.

Diese Spaltung in der Partei machte die Rolle Marie-Karolinens sehr schwierig und sehr gefährlich; denn sie hatte bei so bewandten Umständen nicht blos die ängstliche Klugheit der legitimistischen Notabilitäten in der Hauptstadt zu bekämpfen, sondern auch das Uebelwollen der großen Höfe, welche sich über den offen ausgesprochenen Wunsch der Prinzessin, sich von ihrer Unterstützung unabhängig zu machen, ärgerten.

Bei ihrer Ankunft in Massa hatte Marie-Karoline die Schwierigkeiten ihrer Unternehmung halb und halb durchschauen können. Wir haben schon gesagt, daß der Herzog von Blacas ihr als politischer Mentor beigegeben war. Die Vorliebe, welche sie für Herrn von Mesnard, ihren ersten Stallmeister, und Herrn von Brissac, ihren Ehrenkavalier, beurkundete, machte den Günstling Karls X argwöhnisch, und diese Herren merkten bald, daß man sie zu entfernen suchte. Herr von Brissac in seiner Geradheit wollte es nicht glauben; aber Herr von Mesnard, der weniger ungläubig war, veranlaßte die Herzogin, sich mit Räthen zu umgeben, die im Stande waren, den Einfluß des Herrn von Blacas auf sie zu untergraben. Der Marschall Bourmont war nach Massa gekommen, desgleichen die Herren von Pastoret, von Escars, von Kergorlay. Sie erfuhren von der Herzogin von Berry, daß sie nur eine sehr unvollständige Kenntniß von den Vollmachten hatte, die Herr von Blacas von Karl X empfangen; sie zwangen den Günstling, dieselben zu zeigen, und ihre Verwunderung stieg auf den höchsten Grad, als sie sahen, daß diese Vollmachten, während sie der Mutter Heinrichs V den Titel „Regentin" bewilligten, sämmtliche mit dieser Würde verbundenen Funktionen und die ganze Gewalt Herrn von Blacas übertrugen. Geheime Konferenzen fanden in Lucca statt. Herr von Kergorlay bekämpfte hier mit

vielem Nachdruck das Recht, welches sich Karl X anmaßte, nach einer freiwilligen und förmlichen Entsagung über die Regentschaft zu verfügen. Die Herren von Bourmont und von Escars traten der Ansicht des Herrn von Kergorlay bei. Herr von Pastoret, dessen Mäßigung durch diese feurigen Debatten beunruhigt wurde, begnügte sich zu bemerken, daß die Verfügung in Betreff der Regentschaft um mehrere Monate später als die Abdankung und folglich regelwidrig sei. Herr Billot allein unterstützte die Ansprüche des Herrn von Blacas, auf dessen Verlangen man ihn nach Massa beschieden hatte. Nach Beendigung dieser leidenschaftlichen Erörterungen schrieb Herr von Kergorlay an Karl X einen Brief voll Ehrerbietung und Festigkeit zugleich, um ihm seine Ueberzeugung mitzutheilen *) Herr von Blacas erlitt eine gänzliche Niederlage

---

*) An Se. Majestät Karl X.

Sire,

Ich habe hier einigen Konferenzen beigewohnt, welche in den Interessen Heinrichs V und Frankreichs, in Gegenwart der Mutter seines jungen Königs gehalten worden sind. In einer dieser Konferenzen sind zwei Erklärungen, die eine vom 24. August 1830, die andere von späterem Datum, verlesen worden, worin Ew. Majestät Ihre Absicht ankündigen, Madame zur Regentin zu ernennen und die Bedingungen dieser Regentschaft festzusetzen.

Niemand kann mit mehr Schmerz, als ich, die unglückselige Akte vom 2. August 1830 vernommen haben, in welcher Ew. Majestät der Krone Frankreichs entsagten. Diese Akte schien vermöge ihrer Natur keiner Zurücknahme fähig; auch wurde sie nach Ew. Majestät Ankunft auf fremdem Boden nicht zurückgenommen. Es blieb Ihren getreuen Unterthanen nichts übrig, als sich darein zu ergeben. Sie begriffen, daß Ew. Majestät, nachdem Sie diesen letzten Akt des souveränen Willens keinem Rückhalt unterworfen, zu gleicher Zeit allen Funktionen des Königthums entsagt hatten. Deshalb habe ich in der Konferenz, von der ich soeben gesprochen, die Ansicht aufgestellt, daß Ew. Majestät, nachdem Sie der Krone entsagt, nicht mehr die Macht behalten konnten, Jemand zur Regentschaft zu ernennen oder die Bedingungen derselben festzusetzen.

Es ist wahr, daß Ew. Majestät eben in Ihrer Abdankungsakte den Herrn Herzog von Orleans zum Reichsverweser ernannten, und man kann auch sagen, daß diese unglückselige Ernennung nicht angefochten worden ist. Ich gedenke hier nicht zu untersuchen, ob dies hätte geschehen sollen: im Uebrigen fehlt es unserer Geschichte nicht an Beispielen, daß die testamentarischen Verfügungen unserer Könige in Beziehung auf die Regentschaft nach ihrem Tode nicht befolgt worden sind. Aber wenn man auch die Gültigkeit der in der Abdankungsakte selbst enthaltenen Ernennung eines Reichsverwesers als unbestreitbar zuließe, so würde daraus nicht folgen, daß man auch die Gültigkeit neuer die Regentschaft betreffender Verfügungen des Königs aus einer späteren Zeit, als seine Abdankung, vertheidigen könnte. Wahrhaftig, nachdem sich der Herr Herzog von Orleans durch das Verbrechen seiner Usurpation der Reichsverweserei, welche Ew. Majestät ihm anvertraut, auf immer unwürdig erwiesen hatte, so ließ es sich begreifen, daß der König in demselben Augenblick, wo er diese

in den Konferenzen von Lucca. So kräftig ihn Herr von Metternich bei der Herzogin von Berry unterstützte, so wartete sie doch nur auf eine Gelegenheit, ihn zu entfernen.

Zu der Verlegenheit dieser inneren Zwistigkeiten gesellte sich für die Prinzessin die der diplomatischen Beängstigungen, welche ihre Anwesenheit einflößte. Unter den kleinen Fürsten Italiens waren die Herzoge von Modena und Lucca die einzigen, welche der Mutter des Herzogs von Bordeaux eine muthvolle und offene Gastfreundschaft anboten. Der König von Sardinien schrieb ihr liebevolle Briefe, ertheilte ihr nützliche Rathschläge, aber alles im Geheimen. Der Herzog von Toskana verweigerte ihr die Erlaubniß, nach Pisa zu gehen, um dort die Bäder zu gebrauchen. Endlich hätte sie beinahe den

---

Schändlichkeit erfahren, sich in die Epoche, in welcher er die Ernennung verfügt, also um wenige Tage, zurückversetzen und die nothwendige Nichtigerklärung derselben dadurch ergänzen zu müssen geglaubt hätte, daß er eine neue an ihre Stelle setzte, ohne einige inzwischen verflossene Tage in Betracht zu ziehen; aber die Fiktion, durch welche man sich um wenige Tage zurückversetzte, läßt sich nicht mit der mindesten Wahrscheinlichkeit auf eine Frist von mehr als einem Jahre ausdehnen, und nach einem so langen Stillschweigen muß wohl die Wirklichkeit an die Stelle der Fiktion treten.

Die Wirklichkeit ist, daß die Abdankung eines Königs in seiner freiwilligen Verzichtleistung auf die Ausübung der königlichen Funktionen besteht, und er folglich durch diese Abdankung auf jede fernere Ausübung der königlichen Funktion, über die Regentschaft zu verfügen, Verzicht geleistet hat. Die Verzichtung des Herrn Dauphin auf seine Rechte auf die Krone Frankreichs zu Gunsten seines Neffen gilt während der Lebensdauer Heinrichs V seiner gänzlichen Abdankung gleich und muß folglich in Beziehung auf die wirkliche Regentschaft dieselben Wirkungen haben.

Geht man von der Prüfung der Gültigkeit auf die der Zeitgemäßheit über, so glaube ich nicht vor der schmerzlichen Pflicht zurückweichen zu dürfen, zu sagen, daß bei der dermaligen Stimmung in Frankreich die Veröffentlichung von Ordonnanzen, kraft welcher Ew. Majestät die Regentschaft übertrügen und ihre Bedingungen festsetzten, eine unglückselige Wirkung haben würde. Das Publikum würde darin nur eine Bemühung sehen, die neue Regierung dem System beizugesellen, welches die vorangegangene Regierung zu Grunde gerichtet hat.

Dieses System hatte Jakob II in England in's Verderben gestürzt: es besteht in der fälschlichen Annahme einer auf das göttliche Recht gegründeten konstituirenden Gewalt, welche die dreifache Befugniß in sich vereinigen würde, eine Charte zu octroyiren, sie zu beschwören und sie später zurückzunehmen. Ich weiß wohl, daß Ew. Majestät die Charte nicht zu verletzen gewünscht oder geglaubt haben, und daß Sie, auf die Zweideutigkeit des Artikels 14 sich stützend, der Charte treu zu bleiben glaubten, selbst indem Sie die Auslegung dieses Artikels, welche Ihnen die beste schien, annahmen. Ich glaube, daß Ihre Minister mit derselben Aufrichtigkeit dieselbe Auslegung angenommen haben; aber ich weiß

Schmerz erlebt, die Thore derjenigen Stadt, wo ihr eigener Bruder herrschte, sich verschlossen zu sehen. „Wenn die Herzogin von Berry," hatte der General Sebastiani gesagt, „Neapel zum Schauplatz ihrer Intriguen zu machen gedenkt, so besitzt Frankreich Soldaten, es besitzt Schiffe, und Toulon ist nicht weit von Neapel." Diese Aeußerung wurde der neapolitanischen Regierung von dem Fürsten von Castelcicala hinterbracht und versetzte sie in die lebhafteste Unruhe. Sie wußte wohl, daß der in allem Uebrigen so gefällige französische Hof nicht ermangeln würde, bei einer rein dynastischen Frage und gegenüber einer kleinen Macht Ernst zu zeigen. Mittlerweile war der König von Neapel aus Sizilien zurückgekommen; einige seiner Räthe, und unter andern der Kriegsminister Fardella, flößten ihm Angst

---

auch, daß diese Auslegung nur von einem sehr kleinen Theil der Nation angenommen worden ist, und daß sie der Mehrzahl der Franzosen allzu parador geschienen hat und widersprechend dem Grundprinzip der Charte selbst, sowie dem bekannten Sprüchwort, das in unsern alten Gebräuchen mit den entschiedenen Worten ausgedrückt ist: „**Geben und behalten gilt nicht.**"

Ich habe oft und namentlich in den hundert Tagen Gelegenheit gehabt, mich öffentlich darüber zu erklären, ob die octroyirten Verfassungen den Vorzug verdienen oder die abgezwungenen. Ich habe immer mit so viel Nachdruck, als in meinen Kräften stand, meine Entrüstung gegen das unedle System der abgezwungenen Verfassungen ausgesprochen und habe immer mit derselben Wärme hinzugefügt, daß die octroyirten Verfassungen auf der sichersten Grundlage aller Bürgschaften, der königlichen Ehre, beruhen.

Die unglückliche Kontroverse über die Auslegung des Artikels 14 hat der Sicherheit dieser Bürgschaft bei den meisten Leuten einen schweren Stoß versetzt. Ich habe seit der letzten Revolution nicht aufgehört, die Ueberzeugung in mir zu tragen, daß das einzige Hinderniß, welches sich der Wiedereinsetzung Heinrichs V auf den Thron seiner Väter und zwar durch Zuruf entgegenstellt, die Schwierigkeit ist, die Nation zu überreden, daß weder er, noch seine Mutter das System annehmen werden, welches dem König eine konstituirende Gewalt beilegt, die auf gleiche Weise berechtigt ist, eine Charte zu octroyiren, sie zu beschwören und in der Folge zurückzunehmen.

Die verschiedenen, auf unser öffentliches Recht und den Nutzen des Staates gegründeten Betrachtungen, die ich soeben auseinander gesetzt, haben mich veranlaßt, in den Konferenzen, welchen ich hier beigewohnt habe, die Ansicht aufzustellen, daß die Mutter Heinrichs V sich selbst, kraft ihres Rechts, das ihr Niemand streitig machen könne, zur Regentin des Königreichs ernennen müsse, jedoch mit dem Vorbehalt, daß sie, wenn die Stände des Reichs es verlangen, diejenigen Beschränkungen ihrer Funktionen als Regentin annehme, welche nach gepflogenen Unterhandlungen zwischen ihr und ihnen passend erachtet würden. Ich habe zur Unterstützung meiner Ansicht, daß Madame sich selbst als Regentin proklamiren müsse und dies schon lange hätte thun sollen, das Beispiel Ludwigs XVIII angeführt, welcher sich während der Minderjährigkeit Ludwigs XVII, unmittelbar nach dem Tode Ludwigs XVI, als Regent

ein vor dem Kabinet der Tuilerien, und er beschloß, seiner Schwester den Zutritt in sein Reich zu versagen, was auch geschehen wäre, wenn nicht der Fürst Cassaro Sr. sizilianischen Majestät zu bedenken gegeben hätte, welche entehrende Feigheit sie durch eine solche Weigerung beurkunden würde. Es wurde also Marie-Karolinen gestattet, Neapel wieder zu sehen. In Rom empfing der Papst sie mit vieler Güte; aber der österreichische Gesandte, Graf von Lützow, und nach seinem Beispiel die Gesandten von Preußen und Rußland machten ihr die Aufwartung nicht: eine absichtliche Vernachlässigung, wodurch sie sich in ihrem Stolz als Prinzessin und Mutter äußerst gekränkt fühlte. In Neapel fand sie bei ihrem Bruder ein zwar auf allerlei Arten sich breit machendes, aber geiziges und unergiebiges Wohlwollen, und nach einem Aufenthalt, den einige Jugenderinnerungen ihrem Herzen theuer machten, kehrte sie nach Massa zurück, wohin Herr von Saint-Priest, den sie in Neapel getroffen hatte, mit bereitwilligem Eifer ihr folgte, und wo sie sich nunmehr ganz den Sorgen ihres mütterlichen Ehrgeizes hingab.

Aber was in Massa vorging, wurde in Holy-Rood nicht gerne gesehen, wie sich aus verschiedenen Schreiben des Barons von Damas und einem Briefe Karls X an seine Schwiegertochter entnehmen ließ. In diesem Brief

---

proklamirte. Allerdings billigten es mehrere Personen nicht, und ich gehörte zu ihnen, daß der Herr Graf von Provence durch Annahme des Regententitels in die Rechte der gefangenen Königin-Mutter eingriff, und glaubten, er würde passender gehandelt haben, wenn er blos den Titel Reichsverweser angenommen hätte; aber wenn sich auch über die Paßlichkeit des Titels, den er annahm, Streitigkeiten erhoben, so erhoben sich doch keine über sein Recht, denselben kraft eigener Vollmacht anzunehmen: man billigte es laut und einstimmig, daß er nicht seine Rückkehr nach Frankreich abgewartet hatte, um als erster Thronerbe sein Recht zu proklamiren und seine Verpflichtung, so viel an ihm war für die Regierung des Staates zu sorgen, sowohl während der Dauer der Gefangenschaft der Königin, als auch nach dem unglücklichen Ausgang dieser Gefangenschaft.

Ich habe es um so mehr für meine Pflicht gehalten, Ew. Majestät ehrfurchtsvoll die Ansicht auseinander zu setzen, welche ich in Betreff der Regentschaft aufgestellt habe, als es den Mitgliedern der Konferenz verweigert worden ist, ein Protokoll über die Ansichten aufzunehmen, welche sie über diesen Punkt ausgesprochen haben.

Ich bin, Sire,

Ew. Majestät,

Mit der tiefen Verehrung, welche ich für Sie hegte, als ich es wagte, mich unter die Zahl Ihrer getreuesten Unterthanen zu rechnen,

Unterwürfigster, gehorsamster und ergebenster Diener,

Graf **F. von Kergorlay.**

Aus den Bädern von Lucca, den 29. September 1831.

sagte der alte König, Madame's Platz sei in Holy-Rood bei ihren Kindern; auch kündigte er ihr seinen Entschluß an, Herrn von Blacas abzuberufen, bis er der Herzogin von Berry selbst den Befehl zuschicke, zurückzukehren. Und gleichwohl datirte sich die Erhebung der Herzogin von Berry zur Regentschaft vom Monat März 1831.*)

Auf der andern Seite wurde der kleine Hof zu Massa von den Versuchen in Kenntniß gesetzt, welche die Rathgeber Karls X bei der Konferenz in London machten; man wußte, daß der Baron von Damas von Edinburgh abgereist war, um vor den Mitgliedern der Konferenz und im Namen Karls X die Sache des jungen Heinrich zu verfechten. In dieser Lage wünschte der Marschall Bourmont, der Hof von Massa solle es nicht verabsäumen, sich in London durch einen Agenten vertreten zu lassen, welcher den Auftrag hätte, die Schritte der Abgesandten von Holy-Rood, insofern sie nicht ganz genehm wären, zu neutralisiren. Die Sendung war delikat, und man hatte davon gesprochen, sie Herrn von Saint-Priest, vormaligem Gesandten in Madrid, einem gewandten und gemäßigten Manne, anzuvertrauen. Aber Herr von Saint-Priest war der Meinung, bevor die Herzogin von Berry Gesandte bei den Mächten beglaubige, müsse sie ihre Stellung und Herrschergewalt klar und deutlich festsetzen lassen.

Unter allen Umständen war es unumgänglich nothwendig, Herrn von Blacas zu entfernen. Nach langen Bedenklichkeiten, welche bei der Prinzessin ihre Quelle in der Furcht hatten, Karl X zu mißfallen, entschloß man sich zu folgender Maßregel. Die Herzogin von Berry stellte dem Herzog von Blacas in einem festen und gemessenen Briefe vor, daß die gleichzeitige Existenz zweier Mittelpunkte der Handlung, des einen in Schottland und des andern in Italien, unermeßliche Uebelstände mit sich führe; daß die größte Einigkeit die Bemühungen der Royalisten beherrschen müsse, und daß sie für ihre Person unerschütterlich entschlossen sei, auf dem Posten zu bleiben, welchen ihr die theuersten Interessen ihres Sohnes anweisen. Schließlich erbat sie sich's von ihm als einen Freundschaftsdienst, daß er nach Schottland reise und alle diese Gegenstände der Berücksichtigung zur Kenntniß Karls X bringe. Der Herzog unterwarf sich und einige Zeit darauf befand er sich auf dem Wege nach Edinburgh.

*) Folgendes ist der Inhalt der Akte, welche Herrn Feuillant anvertraut wurde:

„Der Graf von . . . ., welchen wir zum Chef der bürgerlichen Behörde in den Provinzen ernannt haben, wird sich mit den vornehmsten Militärchefs dahin vereinigen, im Augenblicke der Waffenergreifung eine Proklamation zu Gunsten Heinrichs V abzufassen und zu veröffentlichen, worin man ankündigen wird, daß Madame, Herzogin von Berry, während der Minderjährigkeit des Königs, ihres Sohnes, Regentin des Königreichs sein wird. Denn das ist Unser Wille.

„Edinburgh, 8. März 1831.

„Unterzeichnet: **Karl.**"

Auf diese Art von einer lästigen Vormundschaft befreit, verfolgte Marie-Karoline ihr Unternehmen mit einer Konsequenz und Willenskraft, die bei einer Frau, zumal da ihr so zahlreiche Hindernisse im Wege lagen, wirklich überraschen konnten. Die Korrespondenzen mit dem Süden und der Vendee wurden mit verdoppelter Thätigkeit fortgeführt. Der Herzog von Escars durchreiste die südlichen Provinzen, wo er den Befehl übernehmen sollte; Proklamationen und Ordonnanzen wurden vorbereitet;*) eine von Massa aus datirte

---

*) **Proklamation J. K. H. der Regentin des Königreichs.**

Soldaten!

Eine unselige Revolution hat die Familie seiner Könige gewaltsam von Frankreich getrennt; diese Revolution ist ohne euch gemacht worden; sie ist gegen euch gemacht worden; denn ihr seid treu der Pflicht und der Ehre; ihr habt euch nur aus Nothwendigkeit unterworfen: euere Herzen haben der Usurpation nicht angehangen.

Soldaten, die Interessen des Vaterlandes führen mich in euere Mitte zurück, die Enkelin Heinrichs IV kommt, euere Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Sie erbittet sich dieselbe im Namen der Leiden Frankreichs, im Namen euerer in Trauer versenkten Familien; euerer Liebe, der Liebe aller guten Franzosen, und nur allein den Franzosen will Heinrich V seine Krone verdanken. Französin und Mutter, vertraue ich die Zukunft Frankreichs und die Rechte meines Sohnes euch an. Die usurpatorische Regierung ruft euch jetzt zu ihrer Vertheidigung und noch vor kurzem beleidigte sie euch ..... Ihr werdet es nicht vergessen haben, Soldaten der spanischen Armee, sie ist es, welche die euern Siegen errichteten Denkmäler zerstört hat. Soldaten unserer afrikanischen Legionen, die legitime Monarchie bereitete euch Triumphbögen und Belohnungen, die Revolution hat euere Dienste verkannt und euch mit ihren Verläumdungen verfolgt; das sind keine Franzosen, diese Leute, denen der Ruhm der französischen Thaten lästig ist; trennet euch von ihrer ehrlosen Sache, sammelt euch um die weiße Fahne, sie ist die Fahne euerer Väter, sie ist die eurige; sie ist das glorreiche Banner, das unsere schönsten Provinzen erobert oder zu erhalten gewußt hat, das in allen Theilen der Welt geehrt und auf allen Meeren hochgeachtet ist: ihr habt es noch jüngst an den Säulen des Herkules, auf den Trümmern von Athen, auf den Wällen Algiers aufgepflanzt.

Frankreich und Europa schicken sich an, es von Neuem zu begrüßen, als eine Bürgschaft der Sicherheit, als die Fahne der Ehre und des Muthes. Soldaten, euere Rechte werden anerkannt werden, das edle Waffenhandwerk wird seinen Rang wieder einnehmen, eure Beförderung, euere so wohlverdienten Vortheile werden euch zurückgegeben oder erhalten werden; Heinrich V wird das Verdienst und die Ergebenheit belohnen, wird alle Dienste anerkennen und alle ehrenwerthen Fähigkeiten aufsuchen.

Ich trete vertrauensvoll in euere Mitte: ihr werdet Waffen haben gegen die Feinde des Staats, ihr habt keine gegen euere Brüder, gegen die Tochter euerer Souveräne, gegen ein Kind, das ihr zur Welt kommen sahet, den rechtmäßigen Erben von fünfunddreißig Königen; so kommt denn herbei, die Liebe zum Vaterlande vereinige euch mit der Mutter Heinrichs V, ihr werdet mich

Verfügung setzte in Paris eine provisorische Regierung nieder, welche Herrn von Chateaubriand, Herrn von Kergorlay, den Herzog von Belluno, Herrn von Latour-Maubourg zu Mitgliedern haben sollte, und zu deren Sekretär Herr von Floirac ernannt wurde;*) endlich eröffnete man mit gewissen Häuptern der bonapartistischen Partei eine Unterhandlung, die etwas ausführlicher berichtet zu werden verdient, weil sie zeigt, was dazumal die geheimen Gedanken Oesterreichs waren.

Die erste Nachricht von der Julirevolution hatte den Fürsten von Metternich schmerzlich berührt. Aber als diese Kunde ihm zukam, befand er sich in Karlsbad mit dem Grafen von Nesselrode. Nun hatte der Graf von Nesselrode in Folge einer irrigen Deutung der Gesinnung seines Herrn die Ansicht ausgesprochen, Rußland werde nach dem Beispiele Englands die französische Regierung anerkennen, und der Fürst von Metternich zitterte, Oesterreich möchte den Angriff der französischen Revolution allein auszuhalten haben. Bald wurde er enttäuscht durch den Grafen Orloff, der von Sankt-Petersburg abgesandt worden war, um sich mit dem österreichischen Kabinet zu verständigen. Aber es war nicht mehr Zeit. Es hatte also sehr wenig gefehlt, so wäre Ludwig Philipp von Oesterreich nicht anerkannt worden, und der Fürst von Metternich hatte sich nicht gescheut, zu dem General Belliard in seiner Abschiedsaudienz zu sagen: „Der Kaiser verabscheut, was so eben in Frankreich geschehen ist. Er hegt den festen Glauben, daß die dermalige Ordnung keinen Bestand haben kann. Auf gleiche Weise ist er

---

an der Spitze der Tapfern finden, die mit gewaffneter Faust in dem dankbaren Vaterlande erscheinen; kommt alle herbei, vermischet euch mit der getreuen Bevölkerung, die sich unsern Schritten entgegendrängt, und, wie sie, wiederholet mit Begeisterung den Frankreich so theuern Ruf: '

Es lebe der König! Es lebe Heinrich V!

Gegeben den 1832.

Für den König, die Regentin des Königreichs,

Marie-Karoline.

(Beweisstücke, bezüglich auf den Prozeß der Passagiere des Carlo-Alberto in Montbrison.)

*) **Ordonnanz, verfügend die Einsetzung einer provisorischen Regierung in Paris:**

„Wir, Marie-Karoline, Regentin des Königreichs,

„In Betracht der Schwierigkeit der Umstände und der Gefahren, welche Frankreich bedrohen würden, wenn in diesem Augenblicke der Krisis die Rechte und Interessen Aller nicht unter den Schutz der gesetzlichen Behörde gestellt würden, welche den Leiden des Vaterlandes allein ein Ziel setzen kann; durchdrungen von der Nothwendigkeit, in der wir uns befinden, in Paris eine provisorische Regierung zu organisiren, die in unserer Abwesenheit und im Namen

überzeugt, daß das Haupt der neuen Regierung und seine Minister nicht an dieser Wahrheit zweifeln. Sie werden also mit Aengstlichkeit nach den Mitteln suchen müssen, sich möglichst lange zu behaupten, und diese Mittel werden sie nur finden können, wenn sie zu den Regeln und den Grundsätzen zurückkehren, auf welchen alle Regierungen beruhen.“ Also hatte Oesterreich die französische Regierung nur in der Hoffnung anerkannt, durch sie zur Vernichtung des revolutionären Prinzips zu gelangen. Als das österreichische Kabinet sah, daß das Palais-Royal mit Beharrlichkeit auf dieses Ziel losschritt, und als es an Ludwig Philipps Entschlossenheit, die Verträge von 1815 unangetastet zu behaupten, nicht mehr zweifeln konnte, hatte es sich sogar auf den Standpunkt gestellt, daß es die Befestigung Ludwig Philipps auf dem Throne als eine Bürgschaft der Sicherheit für das monarchische Europa betrachtete. Das Prinzip der Usurpation hatte nicht aufgehört, in Wien verwünscht zu werden, aber man wünschte sich daselbst Glück zu der besonnenen Nüchternheit des Mannes, welchen man den Usurpator nannte. Daher die Weigerung, irgend ein Unternehmen gegen die französische Regierung zu unterstützen. Prätendenten in der Reserve zu halten, um Ludwig Philipp nöthigenfalls damit zu bedrohen, und diesen Prätendenten unter tausend gleißnerischen Rücksichten eine sorgfältig berechnete Unthätigkeit aufzuerlegen, das war die gedoppelte Seite der österreichischen Politik in Beziehung auf die Dynastie Orleans.

Verschiedene Umstände hätten, wenn sie nicht bis jetzt im Geheimen gehalten worden wären, das wahre Wesen dieser Politik aufgedeckt.

---

unseres vielgeliebten Sohnes, Heinrichs V, die geeignetsten Maßregeln ergreifen kann, um die Wiederherstellung der Ruhe und der Ordnung zu sichern;

„Zu gleicher Zeit wünschend, daß diese wichtigen Funktionen nur Männern anvertraut werden, welche sich durch ihre Liebe zum allgemeinen Besten empfehlen;

„Handelnd endlich kraft unserer Vollmachten als Regentin des Königreichs;

„Haben wir verordnet und verordnen wie folgt:

„Art. 1. Vom Datum der Publikation gegenwärtiger Ordonnanz an ist eine provisorische Regierung in Frankreich eingesetzt, um daselbst für die Anerkennung und Proklamirung der Gewalt unseres vielgeliebten Sohnes, Heinrichs V, zu sorgen, und dieselbe während unserer Abwesenheit in unserem Namen auszuüben.

„Art. 2. Der Marquis von Pastoret, der Herzog von Belluna, der Vicomte von Chateaubriand und der Graf von Kergorlay sind zu Mitgliedern der provisorischen Regierung ernannt; in Abwesenheit eines von ihnen sind die andern Mitglieder ermächtigt, für seine Ersetzung Sorge zu tragen.

„Art. 3. Der Graf von Floirac ist zum Sekretär der provisorischen Regierung ernannt und wird die Funktionen als solcher unter der Leitung der Mitglieder besagter Regierung ausüben.

„Gegeben zu Massa, den 5. Februar 1832.

„Die Regentin des Königreichs.“

Es befand sich damals in der Schweiz ein General des Kaiserreichs. Feindselig gestimmt gegen die Regierung, welche in Frankreich obgesiegt, ließ dieser General durch Vermittlung des Herrn von Bombelles dem Fürsten von Metternich verschiedene Vorschläge vorlegen, die sich auf die Wiedereinsetzung des Herzogs von Reichstadt bezogen, und denen er einen Konstitutionsplan für das Kaiserreich beifügte. Aber der Fürst von Metternich verschloß diesen Vorschlägen nicht nur sein Ohr, sondern theilte sie auch einem Korrespondenten der Herzogin von Berry mit, und dies war der Ausgangspunkt der Unterhandlung, von welcher wir gesprochen haben. Der Hof von Massa nahm keinen Anstand, sich mit einigen Bonapartisten in Beziehung zu setzen, da beide Theile den gemeinsamen Plan hatten, Ludwig Philipp zu stürzen. Aber es hielt schwer, sich zu verständigen: die einen wollten nichts versuchen, außer mit der dreifarbigen Fahne; der Hof von Massa konnte nicht auf die weiße Fahne verzichten. Die Unterhandlungen führten zu folgender Note:

„Aus Achtung für die Gesinnungen, welche Sie gegen uns ausgesprochen haben, nehmen wir Sie an und geben Ihnen vollständige Freiheit, mit den Ihrigen für den beschlossenen und in der Note vom 19. November näher auseinandergesetzten Zweck zu handeln; in welcher Note wir trotz der Erklärung, daß wir uns über die Farbe der Fahnen nicht vereinigen können, versprochen haben, was wir jetzt auf's Neue versprechen, alle diejenigen aufzunehmen und ihre Dienste anzuerkennen, die im Interesse Frankreichs dafür kämpfen würden, Heinrich V wieder auf den Thron zu setzen.“

„Marie-Karoline.“

Eine solche Sprache gefiel den Bonapartisten, an welche sie gerichtet wurde, ganz und gar nicht. Einer von ihnen erklärte sich darüber in kräftigen Ausdrücken: „Die Weißen,“ sagte er, werden immer eine schlechte Freude an den Blauen haben. Dies ist ein neuer Beweis.“

Während dieser Zeit ließ Herr von Metternich der Herzogin von Berry schreiben, ihr Aufenthalt in Massa sei gefährlich; die französische Regierung habe ein Auge auf alle ihre Schritte; sie müsse fürchten, der Sache ihres Sohnes durch die Verwegenheit ihrer Pläne zu schaden; diese Sache werde unausbleiblich bloßgestellt, wenn sie ihren Feinden Gelegenheit verschaffe, sich einer kostbaren Geißel zu bemächtigen u. s. w....... Herrn von Metternichs ganze Politik lag in diesen Warnungen, deren Egoismus nur schlecht durch ihre Klugheit verdeckt wurde.

Die Herzogin von Berry durfte also auf das Wiener Kabinet nicht rechnen. Bessere Hoffnung setzte sie auf das von Madrid, wo sie in der Königin Christine eine mächtige Unterstützung hatte; aber Herr von Saint-Priest machte ihr ohne Mühe begreiflich, die spanische Regierung sei zu schwach, um wirksam-

einschreiten zu können; die Verdienstlichkeit des Resultats würde hier die Gehässigkeit des Prinzips nicht aufwägen; es thue vor allem Noth, die Schmach und die Gefahr einer dritten Invasion zu vermeiden; um der Sache nützlich zu dienen, müßte die in Valladolid organisirte Legion aus französischen Soldaten zusammengesetzt und von französischen Offizieren befehligt sein; mit einem Wort, es sei von der größten Wichtigkeit, daß kein Spanier die Grenze überschreite. Diese Ansicht gewann die Oberhand, und Herr von Saint-Priest wurde ermächtigt, in diesem Sinn an den Vertreter des kleinen Hofes von Massa in Spanien zu schreiben. Die betreffenden Instruktionen lauteten folgendermaßen:

„Zwei Sachen in Ihrem Berichte haben meine Aufmerksamkeit besonders rege gemacht: was Sie von der Fremdenlegion sprechen und von der Weigerung, **Madame** in Spanien einzulassen;

„In Beziehung auf den ersten Punkt ist es sehr wesentlich, daß Sie sich auf's Genaueste über die Stärke dieses Corps und über seine Zusammensetzung unterrichten. Wenn es wirklich aus Franzosen gebildet ist und wenn es zum mindesten einige hundert Mann zählt, so könnte es sehr nützlich sein für den Fall, daß **Madame** so glücklich wäre, eine große Bewegung im Süden zu bewerkstelligen; aber zu diesem Behufe müßte die spanische Regierung erlauben, daß man es in die Nähe der Grenze brächte, so daß es durch das Arriègethal operiren könnte..... So wünschenswerth inzwischen diese Mitwirkung wäre, so verheimlicht sich **Madame** dennoch ihre Schwierigkeiten nicht. Auf der einen Seite ist es zweifelhaft, daß die spanische Regierung Ihnen diese Ermächtigung ertheilt; auf der andern müßte, wenn diese Diversion nützlich werden sollte, dieses Corps wirklich aus Franzosen zusammengesetzt sein und nur unter Ihrem Befehl und unter der weißen Kokarde handeln. **Madame** hat wirklich nicht im Sinne, eine fremde Einschreitung in Anspruch zu nehmen. Sie wünscht und hofft, dieselbe vermeiden zu können, und wenn sie eine Unterstützung dieser Art verlangen müßte, so würde sie sich an andere Mächte wenden, als an Spanien. Es darf also kein spanischer Soldat die Grenze überschreiten. Wollen Sie das nicht aus dem Auge verlieren. Alle Ihre Schritte müssen sich darauf beschränken, eine bessere Verwendung der Fremdenlegion und für den Fall des Mißlingens eine Zufluchtsstätte auszuwirken."

Herr von Saint-Priest hätte mehr gewünscht. Er dachte mit Recht, da man darauf verzichte, das Ausland um Hülfstruppen anzugehen, so sei es wenigstens unnöthig, mit den Mächten irgend diplomatische Beziehungen zu unterhalten. Aber diese Ansicht theilte weder der König von Sardinien noch der Marschall Bourmont. Ein Sohn des Marschalls wurde also zu

dem Prinzen von Oranien, und Herr von Choulot zu dem Kaiser von Rußland gesandt.

Herr von Bourmont Sohn war beauftragt, dem Kronprinzen von Holland die Entwürfe und Hoffnungen der Herzogin von Berry mitzutheilen, welche, die durch die belgischen Fragen aufgeregten Schwierigkeiten wohl kennend, auf eine Diversion rechnete, die geeignet wäre, die Truppen Ludwig Philipps nach der nördlichen Grenze zu locken. Der Prinz von Oranien war sehr verwundert über das Vertrauen, welches die Herzogin von Berry in die Kräfte der legitimistischen Partei setzte, und man konnte ihm nur die Worte entreißen: „Wir unseres Theils sind bereit."

Was Herrn von Choulot betrifft, so verdankte er es nur seiner kraftvollen Beharrlichkeit, daß er bei dem Kaiser von Rußland vorgelassen wurde. Die sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln waren ergriffen worden, um dem diplomatischen Corps das Geheimniß dieser Unterredung zu entziehen. Der Kaiser nahm Herrn von Choulot freundlich auf, und als er erfuhr, welches die Pläne und die Streitmittel der Herzogin von Berry seien, versprach er die moralische Unterstützung, um die man ihn ersuchte, und ließ sich frei über seine Beschwerden gegen Ludwig Philipp aus, fügte aber hinzu, die Hände seien ihm gebunden durch die Aengstlichkeit des Berliner Kabinets so wie durch das Schwanken Oesterreichs.

Solcher Art war der legitimistischen Partei gegenüber die Stimmung der absolutistischen Monarchien des Kontinents. Handelte man außerhalb ihres Einflusses, so setzte man sich der Gefahr aus, sie zu erbittern; unterzog man sich diesem Einflusse, so lief man Gefahr, die Sache Heinrichs V zu entehren. Eine unglückselige Alternative, welche sich für die Mutter des Prätendenten mit tausend Gefahren und tausend Hindernissen verwickelte. Das Schicksal der Verschwörung in der Straße Des Prouvaires hatte wirklich die Royalisten entmuthigt und einige von ihnen bloßgestellt. Die Rolle, welche ein dem Marschall Bourmont ergebener Mann bei dieser Angelegenheit gespielt, war die Quelle der verdrießlichsten Mißhelligkeiten geworden und hatte den Herzog von Belluno schwer beleidigt. Herr von Chateaubriand hatte, ohne eine bestimmte Einwilligung erlangen zu können, die Erlaubniß nachgesucht, sich zu Madame nach Italien zu verfügen, wo man ihm, wie er wußte, wegen einiger Ausdrücke in seinen letzten Schriften grollen konnte, z. B. wegen der Erklärung, daß er den Fremdling bekämpfen würde, und sollte der Fremdling Heinrich V in seinen Armen zurückbringen. Ihrerseits versäumten die royalistischen Comités in Paris nichts, um die Bewegung zu hemmen; der Süden war unschlüssig; die Berichte über den Stand der Vendee lauteten widersprechend und verkündeten abweichende Ansichten unter den verschiedenen Häuptern des Heeres: die einen, wie Herr von Charette,

verwarfen jede fremde Einschreitung; die andern, wie Herr von Coislin, waren der Meinung, „es werde vielleicht, wenn man Geduld habe zu warten, der Tag kommen, wo man alles durch Frankreich und nichts durch den Fremdling thun könne, was allerdings weit besser wäre; allein dieser Tag sei nun einmal noch nicht gekommen."

Im Uebrigen hinderten diese Mißhelligkeiten nicht, daß man im Westen heimlich alle Vorbereitungen zu einem bevorstehenden Aufstande traf, und wenn in einigen Gegenden falsche Schritte gethan, ungenügende Maßregeln ergriffen wurden, so war dagegen in andern Gegenden die Organisation wahrhaft furchtbar. So hatte man in der einzigen Landschaft, die zwischen der Sarthe und der Mayenne liegt, in kurzer Zeit sechsundzwanzig Kompagnien von je fünfzig Mann zusammengebracht, die sämmtlich gut mit Flinten versehen waren, über 20,000 Patronen zu verfügen hatten und nur noch des Signals harrten.

Man mußte dieser Lage ein Ende machen, denn sie trug den Keim zu allen Unordnungen in ihrem Schooße, und die Szenen, welche daraus entstanden, hatten etwas Schreckliches. Die Waffenergreifung war noch nicht befohlen, als in diesem hartgeschlagenen Lande der Bürgerkrieg überall bereits mit seinem gewöhnlichen Gefolge von Mordszenen und Treulosigkeiten erschien. Wüthend gemacht durch die Gefahr, kannten die Anhänger der neuen Regierung kein Mitleid für ihre Feinde. Die Haussuchungen wurden in's Unendliche vervielfältigt und verbreiteten Schrecken im Schooße der Familien; die Chouansjagd wurde mit leidenschaftlicher Thätigkeit getrieben. Aber sie selbst hatten sich der strafbarsten Angriffe schuldig gemacht und übten jetzt schauderhafte Repressalien: hier waren es Gendarmen, welche sie im Winkel eines Waldes oder an der Biegung eines Weges niedermachten; dort Diligencen, welche sie auf der offenen Heerstraße anhielten; weiterhin Beamte, welche sie nöthigten, ihnen Lebensmittel oder Waffen zu liefern. Die Beschädigung der Monumente von Quiberon und Savenay, die Verstümmelung der Statue Cathelineau's auf Befehl der Behörde, die Beschimpfungen, welche der Bildsäule des Jagdhüters Stofflet im Schloßhofe von Maulevrier widerfuhren, die Entwaffnung, welche in den Hütten bewerkstelligt wurde, alles das hatte die Feindseligkeiten vergiftet, hatte sie grausam und unerbittlich gemacht. Es würde zu weit führen, hier die Verbrechen aufzuzählen, welche in diesem Gemenge der Leidenschaften begangen wurden und sich mit einer unheilschwangern Straflosigkeit deckten. Nicht weit von Ancenis wurde ein junger Widerspenstiger, Namens Bernard, von Gendarmen ermordet, als er eben Schlingen legte, um Rebhühner zu fangen. Ein anderer Widerspenstiger von der Bande Diot's wurde arbeitend auf dem Felde seines Vaters getroffen; man konnte ihn verhaften, aber man erwürgte ihn. Ein Einwohner

von Saint-Julien wurde an einen Baum gehängt von einem Offizier, der ihn im Verdacht hatte, Kamaschen für die Chouans zu machen. Rührende Episoden mischen sich in die Erzählung dieser Gräuel. Ein Bandenhäuptling, Delaunay, war von einer tödtlichen Krankheit überfallen worden; man hatte ihn auf einen Pachthof gebracht, wo er die Tröstungen der Religion empfing, als man das Anrücken der Soldaten meldete. Die Bauern beeilten sich, den Sterbenden in einen Teppich zu hüllen, und legten ihn mitten auf einem Ginsterfeld in einen dichten Weißdornbusch. Hier stieß er nach langem, einsamem Todeskampfe den letzten Seufzer aus. Es war dies ein Greis und sein Testament begann mit den Worten: „Meine vielgeliebten Kinder, ich hinterlasse euch statt meines Vermögens den Eifer, der es vernichtet hat."

So standen die Sachen, als für die Herzogin von Berry die Nothwendigkeit eintrat, entweder mit Bestimmtheit auf ihr Unternehmen zu verzichten, oder sich unverzüglich nach Frankreich zu verfügen und dort ihr Glück zu versuchen. Sie entschloß sich zum letztern. Man hatte schon für die Zeit nach dem Kampfe gesorgt, und folgendes sind in kurzen Worten die Grundlagen der Regierungsform, welcher Marie-Karoline in Voraussicht eines vollständigen Sieges Geltung zu verschaffen sich vornahm.

Man hätte mit den nöthigen Abänderungen das Institut der Stände und das der Provinzialversammlungen wieder in's Leben gerufen. Die Stände wären aus zwei Kammern zusammengesetzt worden. Man hätte in allen Provinzen Pairs ernannt, die ihren Sitz in den Provinzialversammlungen gehabt und eine gewisse Anzahl aus ihrer Mitte abgeordnet hätten, um die erste Kammer der Stände zu bilden. Diese Pairs gedachte man Reichsbarone zu nennen, ein Titel, der mit den alten Gebräuchen übereinstimmte und in den Augen Marie-Karolinens das Verdienst hatte, an die Barone von Sizilien zu erinnern. Die Reichsbarone wären von dem Könige unter den Notabilitäten der Provinz ernannt worden, jedoch mit der Beschränkung, daß die Würde sich gesetzlich an gewisse Funktionen geknüpft hätte; die Frage der Erblichkeit hatte man sich sonst vorbehalten. Die Bischöfe, die ersten Präsidenten des königlichen Gerichtshofs wären gesetzliche Mitglieder der Provinzialversammlungen gewesen. Nur hätte sich die Baronie an die Stelle geknüpft und nicht an die Person. Bei der Einberufung der Stände wäre ein Drittheil oder Viertheil der Barone aus der Provinz durch das Loos und zwar der Reihe nach erwählt worden, um die erste Kammer der Stände zu bilden, und das Vorrecht, gesetzlich darin zu sitzen, wäre den Marschällen von Frankreich, den Kardinälen, den Erzbischöfen, den Präsidenten der Kassationsgerichte und der Rechnungskammern, den Titularen der großen Würden der Krone, welche letztere sich auf vier reduzirt hätten, übertragen worden. Für die Zusammensetzung der Provinzialversammlungen nahm man das Prinzip

der Wahl in verschiedenen Graden an. Ein vom König ernannter Gouverneur, unter dessen Befehlen zugleich der Generalintendant und der Kommandant der Truppen gestanden wären, hätte die Provinzialversammlung präsidirt und sie nöthigenfalls im Kreise ihrer Befugnisse erhalten. Es waren dies freilich nur flüchtige Skizzen. Wenn sie einmal in Frankreich wäre, so wollte die Herzogin von Berry ausgezeichneten Männern das Geschäft übertragen, die verschiedenen Theile der Konstitution in's Gleichgewicht zu bringen. Aber in den Augen der Rathgeber Marie-Karolinens war der wesentlichste Punkt der, zur Dezentralisation zu gelangen, ohne das gemeinschaftliche Band allzu schwach zu machen.

Zu gleicher Zeit wurde vorgeschlagen und so gut als zum Beschlusse erhoben, daß die königliche Garde wieder hergestellt, die Schweizerregimenter aufgehoben und durch zwei neue Regimenter Infanterie ersetzt, das Genie und die Marine der Vorrechte der Garde theilhaftig gemacht, die vier Kompagnien Leibwache auf eine einzige reduzirt und für den innern Dienst des Pallastes ein Bataillon Garde zu Fuß formirt werden solle, das seine Rekruten aus den Korporälen und Unteroffizieren der Garde zu Fuß bezogen hätte. Im Haushalt des Königs mußten Reformen eingeführt werden. Es wurde als Prinzip festgesetzt, daß die Kammerherren- und Stallmeister-Stellen keinen Gehalt mehr tragen; daß die Pagen nicht mehr auf Kosten des Königs erzogen; daß die Unterstützungen für die Theater aufgehoben; daß die dem Kabinet des Königs beigegebenen Künstler nicht mehr besoldet; daß das Dienstpersonal um mehr als die Hälfte reduzirt werden solle; daß man statt einer bei jedem Regierungswechsel zur Abstimmung gebrachten Civilliste von den Ständen eine fixe Dotation auswirken solle, bestehend außer den Domänen und Waldungen aus zehn oder zwölf Millionen Renten, welche dem König gehören, aber unveräußerlich und von der Schuldentilgungskasse zu beziehen wären. Um die Throngelangung Heinrichs V populär zu machen, hätte man die Abgaben vom Wein und vom Salz aufgehoben, *) jedoch mit dem

---

*) **Ordonnanz wegen der Weine und des Salzes.**

Heinrich V von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra, allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unsern Gruß:

In Betracht, daß sich seit mehreren Jahren Beschwerden über die Art der Erhebung der Weinsteuer und über die dadurch entstehende Ungleichheit der Lasten für die Steuerpflichtigen erhoben haben; mit dem Wunsch, diesen dem Handel und der Konsumtion gleich schädlichen Hemmungen ein Ende zu machen; desgleichen in Berücksichtigung der nicht minder gerechten Klagen über den unmäßigen Betrag der Gebühren für die Gewinnung des Salzes, und mit dem Wunsche, diesem Zweig der Industrie alle Entwicklungen, deren er fähig ist, zu geben, durch Eröffnung neuer Märkte für die besagte Waare;

Vorbehalt, sie später durch weniger verabscheute Steuern zu ersetzen. Im Prinzip erklärte man alle Akte der Regierung Ludwig Philipps als Akte der Usurpation und folglich als nichtig, behielt sich aber vor, das Prinzip allen nothwendigen Abänderungen zu unterwerfen. Was die persönlichen Güter Ludwig Philipp's betraf, so sollten sie mit Sequester belegt werden, bis die Stände darüber entschieden hätten.

In Beziehung auf Maßregeln der Rache und der Reaktion ging die herrschende Meinung in Massa dahin, daß man dieselben sorgfältig vermeiden müsse. Als sich die Herzogin von Berry eines Tages bei der Berathung dieses Punktes eine Geberde erlaubt hatte, worin sich Groll aussprach, faßte Herr von Kergorlay sie lebhaft am Arme und sagte zu ihr: „Ich bitte Sie inständig, Madame, keine solche Geberde mehr zu machen.“

Das Loos war geworfen: die Abreise war auf den 24. April festgesetzt worden. Man versäumte nichts, um sich mit dem nöthigen Geheimniß zu umgeben. Am 22. hatte die Herzogin von Berry dem Herzog von Modena geschrieben. Man schützte eine Reise nach Florenz vor; aber ein Theil von denen, die sich mit der Prinzessin einschiffen sollten, begab sich heimlich nach Livorno. Am 24. mit Einbruch der Nacht hielt ein Wagen, der aus dem herzoglichen Pallaste kam und mit vier Postpferden bespannt war, nicht weit vom Thore von Massa an einer Stelle an, wo die Mauer einen sehr dichten Schatten wirft. In diesem Wagen saßen die Herzogin von Berry, Frau von Podenas, Fräulein Lebeschu und Herr von Brissac. Den Augenblick benutzend, wo der Postillon nur mit seinen Pferden beschäftigt war, öffnete ein Lakai den Schlag; die Kammerfrau der Frau von Podenas stieg in den Wagen, Marie-Karoline, Fräulein Lebeschu und Herr von Brissac stiegen aus; dann wurde der Schlag geschlossen, die Pferde liefen Florenz zu, ohne daß der Postillon das Mindeste gemerkt hatte, und während die Prinzessin längs der Mauer hinschleichend nach dem Einschiffungsort eilte. Abends elf Uhr fanden sich die Herzogin von Berry und ihre Gefährten alle

---

Auf den Rath Unserer vielgeliebten Mutter haben Wir verordnet und verordnen wie folgt:

Art. 1. Abgeschafft sind vom heutigen Tage an die von der Umsetzung der Weine und dem Detailverkauf bezogenen Gebühren (gemeiniglich bekannt unter dem Namen: droits réunis.)

Art. 2. Vom 1. Januar 1833 an wird die auf die Gewinnung des Salzes gesetzte Abgabe auf zehn Franken vom metrischen Quintal ermäßigt werden.

Gegeben zu den 1832,

Für den König: die Regentin des Königreichs,

Marie-Karoline.

(Beweisstücke bezüglich auf den Prozeß der Passagiere des Carlo-Alberto, in Montbrison.)

beisammen auf dem Ufer. Der Major der Truppen, den man, wie auch den Chef der Polizei, in das Geheimniß hatte einweihen müssen, ließ eine Schiffslaterne bringen und empfahl das größte Stillschweigen, denn alles war verloren, wenn man die Soldaten und die Zollwächter, die in der Nähe schliefen, geweckt hätte.

Man erwartete, um sich einzuschiffen, den Carlo-Alberto, ein kleines, im Jahre 1831 auf Marie-Karolinens Rechnung gekauftes Dampfboot, das Herr Adolph Sala, ein ehemaliger Gardeoffizier, zur festgesetzten Stunde in die Nähe von Massa bringen sollte. Es war kaum zwei Monate, daß dasselbe Fahrzeug die flüchtigen Mitglieder der revolutionären Regierung von Bologna — von Livorno nach Genua gebracht hatte. Das Warten dauerte lange und war unruhevoll. Endlich glänzte ein schwaches Licht in der Ferne; es war der Carlo-Alberto, welcher nahte. Die Matrosen hatten nach Spanien zu fahren geglaubt, und der genuesische Kapitän war sehr überrascht, als Herr Sala ihm erklärte, man müsse sich bei Massa der Küste nähern, um verspätete Passagiere aufzunehmen. Er weigerte sich anfangs und wollte es nicht wagen, der Strenge der Sanitätsgesetze zu trotzen; allein es befanden sich entschlossene junge Männer an Bord, und er mußte sich ihrem Gesetze unterwerfen. Groß war die Freude unter den Gefährten Marie-Karolinens, als das ersehnte Fahrzeug sich nahte. Man weckte die Prinzessin, die, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Sande eingeschlafen war, und um drei Uhr Morgens fanden sich die Herzogin von Berry, Fräulein Lebeschu, der Marschall Bourmont und sein Sohn Adolph, die Herren von Saint-Priest, von Mesnard und von Brissac auf dem Verdeck des Carlo-Alberto mit den Herren von Kergorlay, Vater und Sohn, Charles von Bourmont, Ledhuy, Sabatier und Sala beisammen.

Während der Fahrt war die Herzogin von Berry immer ruhig, immer lächelnd. Sie erinnerte sich nur zu gut des niederschmetternden Briefes, welchen Charette über die Flucht des Grafen von Artois im Angesicht der Küsten von Bretagne geschrieben hatte, und sie war offenbar von dem Wunsche beherrscht, die Bourbonen von diesem Vorwurf der Kleinmüthigkeit, den sie so oft hören mußten, rein zu waschen. Dies war auch die Absicht der Herren von Bourmont, von Kergorlay und von Saint-Priest: sie sahen wohl ein, daß es hier neben einem wieder zu erobernden Throne gewissermaßen eine Ehrensache abzumachen gebe; aber sie verheimlichten sich die Schwierigkeit des Unternehmens nicht, und um zu hoffen, war es ihnen Bedürfniß, an die Versprechungen des Zufalls zu glauben. Herr Florian von Kergorlay dagegen beurkundete große Zuversicht bei seiner Ergebenheit, und er beunruhigte sich über die Rückhaltung einiger seiner Gefährten, eine Rückhal-

tung, worin seine Ungeduld den geheimen Wunsch zu erblicken glaubte, das Abenteuer scheitern zu machen oder hinauszuschieben.

Die Fahrt ging, Dank der Verblendung und Unerfahrenheit der Pariser Polizei, ohne Hindernisse von statten. Im Angesicht von Antibes zog der Carlo-Alberto ganz nahe an einem Schiffe des französischen Kreuzgeschwaders vorüber, ohne seine Aufmerksamkeit rege zu machen, und nachdem er den Golf von Hyères durchschnitten, kam er Toulon so nahe, daß die Passagiere die Stückpforten der in der Rhede liegenden Fregatten zählen konnten. Im Uebrigen war die Reise weit langsamer, als sie hätte sein sollen; erstens, weil man den Fehler beging, sich zu sehr auf der offenen See zu bewegen und nicht die Strömungen an den Küsten hin zu benutzen, welche den Lauf des Schiffes um ein Namhaftes beschleunigt haben würden, und dann, weil man aus Mangel an dem genügenden Kohlenvorrath in Nizza anhalten mußte. Erst am 28. gegen Mitternacht bemerkte der Carlo-Alberto den Leuchtthurm von Planier, in dessen Umgebung das Rendezvous festgesetzt war. Um zwei Uhr Morgens wurden zwei Laternen aufgehißt, die eine auf dem Fockmast, die andere auf dem Besanmast, und die erwartete Barke säumte nicht, dieses Signal zu beantworten. Alsbald zogen, um jede Aufsicht zu vereiteln, die Herren von Kergorlay, von Bourmont, von Mesnard, von Brissac, welche Marie-Karolinen auf's Land begleiten sollten, Fischerkleider an. Der Südwind hatte sich erhoben, der Himmel bedeckte sich mit Wolken, das Meer wurde unruhig, und die Nähe eines Kreuzschiffes, welches den Auftrag hatte, die Küste von Carry zu überwachen, fügte sämmtlichen Gefahren des Sturmes eine neue Gefahr hinzu. Gleichwohl naht die Barke, geleitet von Herrn Spitalier; das Losungswort wird gewechselt. Die Aufregung des Meeres verursachte ein solches Geschaukel, daß die Barke heftig an die Achse eines der Räder des Carlo-Alberto geschleudert wurde und man jeden Augenblick glauben mußte, sie werde unter den Wogen verschwinden. Das Hineinsteigen in dieselbe ging nicht ohne Schwierigkeiten von statten. Marie-Karoline zeigte sich dabei unerschrocken und flink, und mit einer Unruhe, worein sich Stolz mischte, sahen diejenigen ihrer Ritter, die an Bord blieben, sie auf einem gebrechlichen Fahrzeuge mitten in der Finsterniß einer unheimlichen Nacht dahinziehen.

Die Küste war schon lange vorher ausgekundschaftet. Marie-Karoline landete ohne einen Unfall. Aber um zu der Hütte zu gelangen, wo man ihr eine Zufluchtsstätte bereitet hatte, mußte sie über Felsen klettern, welche selbst die unerschrockensten Schmuggler nicht ohne Beklommenheit bestiegen. Die Prinzessin machte fröhlichen Muthes den schwierigen Weg, denn sie war auf alle Gefahren vorbereitet, wenn sie nur zum Triumphe führten.

Während dieser Zeit verbreitete sich durch ein eigenthümliches Zusammen-

treffen der Umstände in Marseille das Gerücht, die Herzogin von Berry habe gelandet. Am Abend des 28. hatte einer ihrer ergebensten Anhänger, unruhig über die Verzögerung, deren Ursachen wir mitgetheilt, von dem Schiffsbesitzer Tarteiron ein Fahrzeug gemiethet, in welches er Netze und Flinten legte, um an eine Fisch- und Jagdpartie glauben zu machen. Dieses Fahrzeug verließ den Hafen von Marseille und wandte sich nach den Riouschen Inseln, in der Richtung des Leuchtthurms von Planier. Der Unbekannte, der es gemiethet hatte, beurkundete durch unzweideutige Zeichen eine nicht geringe Aengstlichkeit; er verlangte Licht, um ein Papier zu lesen, und sah auf seine Uhr. Aber bald war ein anderes Fischerfahrzeug erschienen, geheimnißvolle Worte wurden gewechselt, und Tarteirons Barke erhielt auf einmal Befehl, nach der Küste zurückzufahren. Nun wollte ein verdrießlicher Zufall, daß die Mannschaft dieser Barke, um sich zu trocknen, in dieselbe Schenke kam, wie diejenigen, welche so eben die Herzogin von Berry an's Land gebracht hatte. Es wurden unvorsichtige Aeußerungen gethan, man trank auf die Gesundheit der Prinzessin, und in kurzer Zeit erhielt die Behörde durch die Fama eine Nachricht, deren Verschweigung von so großer Wichtigkeit war.

Alsbald wurde in Voraussicht eines Aufstandes alles in Bereitschaft gesetzt, und während der Nacht vom 29. auf den 30. April waren in Marseille sämmtliche Posten verdoppelt. Die Verschwornen ihrerseits sahen sich genöthigt, die Entwicklung zu übereilen. Am 30. gegen fünf Uhr Morgens erließen sie einen Aufruf an drei- bis vierhundert Fischer, die auf der Esplanade de la Tourette versammelt waren, welche das Meer und die Rhede beherrscht. Sie antworteten mit verworrenem Geschrei, aber keiner von ihnen setzte sich in Bewegung. Mit Säbeln oder Pistolen bewaffnet, liefen einige der Verschwornen unter den Gruppen umher und suchten sie aufzuwiegeln. Vergebens. Mehrere Barken, die im Hafen lagen, fuhren eilig davon. Eine drohende Aufforderung an die Schildwache hatte keine weitere Folge, als daß sie den Zollbeamten veranlaßte, die dreifarbige Fahne herabzunehmen, welche sofort zu Stücken zerrissen wurde. Die Sturmglocke ertönte von der Kirche Saint-Laurent her, und schon flatterte die Fahne der Legitimität auf dem Glockenthurme. Während dieser Zeit wuchs die Volksmenge immer mehr an, aber sie bestand hauptsächlich aus Weibern. Beinahe auf allen Gesichtern las man nichts als Neugierde, Gleichgültigkeit oder Argwohn. „Es ist eine von der Polizei angeordnete Bewegung,“ murrten einige Stimmen. Die Verschwornen begannen den Muth zu verlieren. Nachdem sie einige Schritte gegen den Hafen gethan, beschlossen sie, das Quartier Saint-Jean wieder hinaufzuziehen. Die Thüren und Fenster verschlossen sich von allen Seiten, als sie vorüberkamen, und selbst diejenigen, welche ihnen

Worte der Ermuthigung zuriefen, unterließen es, ihnen zu folgen. Jetzt sahen sie ein, daß die Bewegung verfehlt war, und beschlossen, sich zu zerstreuen. Aber in diesem Augenblicke erschien die Spitze des Haufens gegenüber dem Justizpallaste. Hier war ein Peloton vom 13. Linienregiment auf der Wache, unter dem Befehle des Unterlieutenants Chazal. Dieser Offizier sieht einen kleinen Trupp in Unordnung herkommen, und in der ersten Reihe einen jungen Menschen, der ein Rebholz in der Hand hatte und an demselben ein Schnupftuch flattern ließ. Er befiehlt seinen Soldaten, sich zu formiren, begibt sich selbst vorwärts, und während der Haufe sich zerstreute, verhaftet man die Herren von Candole, von Bermond und von Lachau, die sich von ihren Genossen getrennt hatten. Um ein Uhr wurde der Herzogin von Berry in ihrem Versteck ein Billet zugestellt; es enthielt blos die lakonische Nachricht: „Die Bewegung ist mißglückt; wir müssen Frankreich verlassen.“

Die Herzogin von Berry war betrübt, aber nicht zu Boden geschlagen. Sie wollte anfangs nach Spanien, um sich von da in die Vendée zu begeben. Man stellte ihr vor, daß der Sturm noch tobe; daß keine Barke sich in einem solchen Augenblicke auf die Fluten wagen könne; daß überdies, nachdem einmal Lärm gemacht worden, das Ufer von aufmerksamen Zollwächtern bedeckt sei. Jetzt beschloß sie, durch Frankreich in die Vendee zu gelangen, und nichts war im Stande, über diesen Punkt ihren Entschluß zu erschüttern. In Massa hatte sie einen Traum gehabt, worin der Herzog von Berry ihr erschienen war und zu ihr gesagt hatte: „Ich billige Deine Pläne; aber im Süden wird es Dir nicht gelingen; nur in der Vendee wirst Du Glück haben.“ Dieser Traum hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und die letzten Ereignisse waren nicht geeignet, denselben zu schwächen. Sie verließ also ihre Zufluchtsstätte, irrte in den Wäldern umher, war genöthigt, die Nacht in einer elenden Hütte zuzubringen, deren Thüre man einbrechen mußte, und flüchtete endlich zu einem Republikaner, dem sie sich mit den Worten vorstellte: „Ich bin die Herzogin von Berry.“ Der Republikaner bot dieser flüchtigen Mutter eines Prätendenten eine verschwiegene und edelsinnige Gastfreundschaft an. Am 2. Mai, Abends fünf Uhr, trat sie in das Schloß des Herrn von Bonrecueil, eines ihrer eifrigsten Anhänger, und am Abend des 4. befand sie sich mit den Herren von Mesnard, von Villeneuve und von Lorge in einer mit Postpferden bespannten Kalesche auf dem Wege nach dem Westen. Sie hatte ihren Freunden beim Abschiede die Worte hinterlassen: „In der Vendee, meine Herren!“

Inzwischen bemerkten die Passagiere des Carlo-Alberto am Abend des 3. Mai eine lange Rauchsäule am Horizont. Bald sahen sie ein Dampfschiff, die Sphinx, zum Vorschein kommen und rasch vorwärts

fahren. Eines seiner Boote segelte auf sie zu, und zwei Offiziere stiegen an Bord des Carlo-Alberto. Die Herren von Saint-Priest, Adolph von Bourmont, von Kergorlay Sohn, Sala und Fräulein Lebeschu saßen auf dem Verdeck an der Tafel. Sie verriethen keine Unruhe, während einer der beiden Offiziere die Schiffspapiere untersuchte. Aber über den Zweck einer solchen Durchsuchung war ihnen offenbar jede Selbsttäuschung untersagt. Die Sphinx führte den Carlo-Alberto im Schlepptau nach Toulon. In einigen Augenblicken verbreitete sich in der ganzen Stadt das Gerücht, die Herzogin von Berry sei gefangen. Der Admiral Rosamel wagte es nicht, selbst auf den Carlo-Alberto zu gehen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, sondern schickte den Lieutenant Sarlat ab. Dieser verlangte also, vor die Dame geführt zu werden, welche sich an Bord befinde. Beim Anblick des Fräuleins Lebeschu, welche den Namen Rosa Staglieno angenommen hatte, konnte sich Herr Sarlat einer gewissen Verwirrung nicht erwehren; er nahm sich kaum Zeit, sie aufmerksam zu betrachten, und entfernte sich mit der Ueberzeugung, die Herzogin von Berry sei wirklich an Bord des Carlo-Alberto. Die große Nachricht wurde alsbald durch den Telegraphen nach Paris befördert, und der Carlo-Alberto wurde nach Ajaccio gebracht. Hier blieb er unter der sorgfältigsten Beaufsichtigung bis zum 8. Mai. Am 8. wurden vier der verdächtigen Passagiere an den Bord des Nageur gebracht und nach Marseille geführt, wo man sie verhörte und dann verhaftete. Was die falsche Herzogin von Berry betrifft, so stand man im Begriff, sie auf der Bellone nach Holy-Rood zu führen, als ein Adjutant des Königs, Herr von Houdetot, der von Toulon gekommen war, um die Prinzessin zu sehen, den Irrthum entdeckte und der Regierung die Beschämung ersparte, sich durch eine vollständige Mystifikation lächerlich gemacht zu haben.

Aber bereits hatte der durch den Telegraphen fortgepflanzte Irrthum seine Früchte getragen, und während man sich in Paris ausschließlich mit der verschleierten Dame des Carlo-Alberto beschäftigte, während man daselbst mit einer Lebhaftigkeit ohne Gleichen die Frage erörterte, ob man die Herzogin von Berry als gefangene Aufrührerin nach den allgemeinen Gesetzen behandeln werde, reiste die Prinzessin in einer Postchaise durch Frankreich, fuhr unbemerkt mitten durch die Gendarmen durch, stellte Herrn von Lorge hier als ihren Gemahl vor, gab ihn an anderen Orten für ihren Bedienten aus und belustigte sich an allen diesen Ränken und Gefahren.

So kam sie im Schlosse Plassac in der Nähe von Saintes an, und hier wurde der Tagsbefehl abgefaßt, der die Waffenergreifung auf den 24. Mai festsetzte.

Ein Advokat von Nantes, Herr Guibourg, reiste als Ueberbringer

dieses Befehls ab, und die Herzogin von Berry säumte nicht, ihm zu folgen. Am 17. Mai, Morgens neun Uhr, kam sie im Schloß Preuille, in der Nähe von Montaigu, an. Eine ähnliche Unterschiebung, wie in Massa, täuschte den Postillon, der nach Nantes fuhr, ohne zu wissen, daß er den Bürgerkrieg hinter sich ließ.

Einige Tage später setzte sich die Herzogin von Berry hinter Herrn von la Roche Saint-André auf ein Pferd, und begab sich, gefolgt von Herrn Mesnard, nach Mesliers, einem Meierhof, der ihr als Zufluchtsort dienen sollte. Sie hatte das Kostüm der jungen Vendeebauern angezogen, eine schwarze Perücke verbarg ihre blonden Haare und sie nannte sich Petit Pierre. Glücklich, wenn das Schicksal sie blos zu den Entbehrungen und Ungemächlichkeiten einer Pilgerfahrt verurtheilt hätte, deren Eigenthümlichkeit selbst ihr Herz entzückte!

Aber schwere Sorgen warteten ihrer. Denn nicht alle Häupter der Vendee theilten den Feuereifer, von welchem sich die Herren von Charette, von Bordigné, von Pontfarcy, von la Roche-Macé, Gaullier, von Tilly, Clinchamp belebt fühlten. Neben solchen, die ihrer Begeisterung und Kühnheit alles möglich glaubten, gab es andere, welche die Vendee für unfähig hielten, mit Erfolg die Initiative der Empörung zu ergreifen. Diese letztern stützten sich auf die Comités in Paris, und ihre angesehensten Vertreter im Westen waren die Herren von Goulaine, von la Roche Saint-André, von Goyon, von Tinguy.

Am Abend des 21. Mai hatte die Herzogin von Berry mit diesen Chefs, welche sie zu sich beordert hatte, in Mesliers eine Unterredung, deren Eindruck sie lange Zeit bewahren sollte. In Gegenwart des Herrn von la Roche Saint-André, welcher schwieg, um der Herzogin von Berry die Gastfreundschaft nicht zu verbittern, die er ihr bot, gaben die Herren von Goulaine, von Goyon und von Tinguy zu bedenken, daß die Vendee nach den in la Fetellière eingegangenen Verpflichtungen nur für den Fall einer auswärtigen Invasion, der Proklamirung der Republik, oder eines Aufstandes im Süden die Waffen zu ergreifen habe. „Da nun keine dieser Bedingungen in's Leben getreten ist," fügten sie hinzu, „so hat Muthlosigkeit allenthalben um sich gegriffen und die Bauern werden sich nicht erheben." Bei dieser unerwarteten Erklärung machte die Herzogin von Berry ihrer ganzen Unruhe Luft, setzte die verschiedenen Gründe auseinander, welche sie habe, auf die thatkräftige Ergebenheit der Vendee zu zählen, und bekämpfte mit bewegter Stimme Ansichten, welche ihr alle Hoffnung verboten. Als aber die drei Vendeer Chefs sich unerschütterlich zeigten, da rief sie: „Nun gut, ich verlange von Ihnen eine schriftliche Erklärung!" Sie versprachen dies und hielten Wort.

Während dieser Zeit fiel unter den Legitimisten von Paris folgendes vor. Eine geheime hartnäckige Feindseligkeit fand zwischen der Partei der Bewegung und der des Widerstandes statt. Die im Schooße der ersteren angezettelte Verschwörung hatte den Unfall der Prouvairesstraße, der ihre Offenbarung, aber nicht ihr Ausgang gewesen war, überlebt. Seit der Nacht vom 2. Februar hatten sich die Verschwörer mehr Vorsicht zum Gesetze gemacht und waren rückhaltender geworden in der Wahl ihrer Bundesgenossen. Sie versuchten jetzt einen auf Einigkeit beruhenden Plan durchzuführen und hatten ihre Anhänger zu Paris in fünf große Abtheilungen getheilt, wovon die fünfte hauptsächlich aus den Forsthütern des Departements bestand. Eine sechste Abtheilung hatte ihren Mittelpunkt in Versailles und begriff eine ziemlich große Anzahl Schweizer von der Garde in sich. Aber die Organisation war nichts weniger als regelmäßig. Die ausgetheilten Geldsummen hatten von vielen Seiten eigensüchtige Unzufriedenheit oder eifersüchtige Ansprüche hervorgerufen, mit denen man sich nothwendigerweise vergleichen mußte; die Geldopfer wurden von Tag zu Tag bedeutender und von Tag zu Tag ungenügender; obgleich die Polizei sehr schlecht unterrichtet war, so hatte sie blos einiger Verhaftungen auf's Gerathewohl bedurft, um in die Leitung des Komplotts Störung zu bringen; endlich, und das war für die Verschwörer ein beinahe unüberwindliches Hinderniß, wurde die Idee einer kühnen Bewegung von den angesehensten Personen der Partei mißbilligt und bekämpft. Die Mitglieder der provisorischen Regierung handelten nicht, da sie weder die Macht noch den Wunsch dazu hatten; denn der einzige unter ihnen, den ein ungeduldiger Eifer belebte, war verhaftet worden, und sein Nachfolger war ein ehemaliger Minister der Restauration, ein gemäßigter Mann, obgleich voll Ergebenheit. Und denjenigen, die jeden Aufstandsversuch aus Besonnenheit und Vorsichtigkeit verwarfen, schlossen sich die Aengstlichen und die Egoisten an. Daher das Mißlingen eines auf den 9. April vorbereiteten Aufstandes. Alle Maßregeln waren getroffen, die Befehle gegeben, als die Bewegung am Tag vor der Ausführung plötzlich durch einen Gegenbefehl aufgehalten wurde. Eine einzige Brigade, welcher dieser Gegenbefehl nicht zugekommen war und die aus fünfunddreißig Mann bestand, fand sich am 9. April am bezeichneten Platze ein. Ludwig Philipp kam mitten durch sie, zu Wagen, ohne Geleite und ohne daran zu denken, daß der Tod zehn Schritte von ihm stand.

Während die Legitimisten von Paris die Widerwärtigkeiten und Ungemächlichkeiten dieser entscheidungslosen Lage eben am schmerzlichsten empfinden mußten, hatten sie die Nachricht von der Ankunft Marie-Karolinens in der Vendee erhalten. Alsbald wurden die Chateaubriand, die Fitz-James, die Belluno, die Hyde von Neuville, die Pastoret unruhig und schickten Herrn Berryer zu der Prinzessin, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen.

Heimlich nach Mesliers geführt, traf er die Mutter dessen, den er seinen König nannte, in einem unfreundlichen, öden Zimmer. In einen schottischen Shawl gehüllt, lag die Herzogin von Berry auf einem Bett von armseligem Aussehen. Neben ihr stand ein Tisch, auf dem eine Menge Papiere und zwei Paar Pistolen lagen. Hier bat Herr Berryer in Gegenwart der Herren von Charette und von Mesnard die Prinzessin auf's Dringendste, die Vendee zu verlassen, und wandte alle Kräfte seines beredten Wortes auf, um sie dazu zu vermögen. Aber den Sieg vor dem Kampf aufzugeben; ruhmlos aus einem Lande zu fliehen, in welches die Schatten Cathelineau's, Bonchamps', Elbée's, Lescure's sie berufen zu haben schienen; ohne ihr Glück auch nur versucht zu haben, diejenigen preiszugeben, welche sich für den Streit ihres Sohnes in Gefahr gestürzt; endlich zu dulden, daß Europa es als zweifelhaft betrachte, ob die Legitimität aus Feigheit oder aus Machtlosigkeit erlegen sei — — die Herzogin von Berry konnte sich nicht dazu entschließen, und einige heftige Worte, die ihrem Unmuth entfuhren, das Feuer ihres Blickes, die Entstellung ihrer Züge verriethen deutlich genug, wie hart die Klugheit ihre leidenschaftliche Natur ankam. Gleichwohl gab sie sich nach einem sehr belebten, sehr hartnäckigen Widerstande überwunden, und es wurde beschlossen, daß sie mit einem Paß, den Herr Berryer zu ihrer Verfügung stellte, Frankreich verlassen solle.

Aber als ihr am folgenden Tag Herr von la Roche Saint-André einen mit rothem Wachs gesiegelten und mit dem Postzeichen Toulon versehenen Brief unter der Adresse Bernard brachte — der Name, den sie im Süden führte — da rief sie, die Augen darauf werfend: „O mein Gott! der ganze Süden steht in Flammen! Nein, nein, ich werde nicht abreisen!" War es eine List von ihrer Seite? War es eine falsche Nachricht, welche gewisse Anhänger der Bewegung ihr zukommen ließen, um sie in der Vendee zurückzuhalten?*)

Wie dem auch sei, sie schrieb sogleich an Herrn Berryer, daß sie ihren gestrigen Entschluß geändert habe, und beeilte sich, dem Baron von Charette einen Brief zu schicken, der mit den Worten schloß: „Mein lieber Freund, nehmen Sie Ihre Entlassung nicht, da Petit Pierre die seinige nicht nimmt!"

*) Die Thatsache, um die es sich hier handelt und die auf dem doppelten Zeugnisse der Herren von Goulaine und von la Roche Saint-André beruht, ist in einem Werke des Herrn Johannet, betitelt: „Die Vendee in drei Epochen," aufgezeichnet. In einer Broschüre, die Herr von Charette als Antwort auf Herrn Johannets Buch veröffentlichte, lesen wir über diesen Punkt folgendes: „Ich sage nicht, daß Herr von la Roche Saint-André Ihrer königlichen Hoheit keinen Brief mit dem Postzeichen Toulon zugestellt habe, aber ich läugne auf's Entschiedenste, daß er falsch war und daß er den Charakter der Wichtigkeit an sich trug, welchen unsere Gegner, um nicht zu sagen, unsere öffentlichen

Aber ein unglückseliger Umstand, welchen die Spaltungen in der royalistischen Partei genügend erklären, wollte, daß der Marschall Bourmont, der am 19. Mai nach Nantes gekommen war, die von der Herzogin von Berry angeordnete Waffenergreifung für unzeitig erklärt hatte, und es war unmittelbar ein Gegenbefehl an die verschiedenen Anführer abgefertigt worden. Es ist wahr, daß in einer darauf folgenden Unterredung zwischen dem Maschall und der Prinzessin die Schilderhebung von Neuem befohlen und auf die Nacht vom 3. auf den 4. Juni festgesetzt wurde. Vergebliche Sinnesänderung! Der Gegenbefehl hatte alles desorganisirt; er hatte Ungewißheit, Mißtrauen, Muthlosigkeit, Verwirrung unter den Insurgenten verbreitet. Diejenigen, die ihn aus Mangel an Zeit nicht empfangen hatten, begannen ihre Bewegung und wurden erdrückt, da sie von denen, die ihn empfangen hatten, nicht unterstützt wurden. In den Departements Sarthe, Mayenne, Ile-et-Vilaine wurden einige Entwaffnungen bewerkstelligt und führten blos zu Verhaftungen. In Chemiré-le-Gaudin, in Chanay, in la Gravelle, in la Gaudinière trafen die Chouans und die Soldaten mit gleichem Muthe, mit verschiedenen Erfolgen zusammen; aber jedes dieser theilweisen Gefechte diente nur dazu, den Aufstand zu erschöpfen. Ueberdies hatte der General Solignac die Anwesenheit der Herzogin von Berry in der Vendee durch einen Offizier erfahren, welchen der Sohn des Herrn von Coislin in der Hoffnung, ihn zu gewinnen, ins Geheimniß eingeweiht hatte, und konzentrirte jetzt alle seine Streitkräfte. Eine Haussuchung, die der General Dermoncourt im Schloß la Chaslière vornahm, versetzte der royalistischen Partei den letzten Schlag. Ein Grenadier hatte in einem Keller eine mit Papieren angefüllte Flasche gefunden; man untersuchte diese Papiere, und sie enthielten den Plan der Verschwörung. Um das Unglück voll zu machen, war es, als die Herzogin von Berry dieses Ereigniß erfuhr, nicht mehr Zeit, den zweiten Befehl, welcher die Vendeer zum Aufstande berief, mit Erfolg zurückzunehmen. Die Folgen lassen sich denken. Die Zusammenrottungen, die sich bildeten, waren unvollständig: man zerstreute sie. Die Empörer, die sich bewaffnet erhoben, waren nicht zahlreich genug: ihre Anstrengungen waren verlorene Mühe. In Riaillé

Ankläger, ihm zu geben belieben. Es ist sehr möglich, daß **Madame** während meiner Abwesenheit einen Brief aus Toulon erhalten hat: ihre Freunde schrieben ihr oft und ließen ihr die Hoffnung auf einen nahen Aufstand; aber keiner hatte den Auftrag, ihr zu melden, daß die südlichen Provinzen im Feuer stehen. Nein, mein Herr, der Entschluß, den **Madame** faßte, in der Vendee zu bleiben, kann dem Inhalte dieser Depesche nicht zuzuschreiben sein, sonst hätte sie jedenfalls alle ihre Freunde davon in Kenntniß gesetzt.

(Einige Worte über die Ereignisse der Vendee im Jahre 1832 von dem Baron von Charette. S. 56.)

führte Herr von la Roche-Macé, an der Spitze seiner Division, einen glänzenden Bajonettangriff aus; aber er vermochte das Feld nicht zu behaupten. Im Gefechte bei der Eiche schlugen sich die Royalisten unter den Befehlen des Herrn von Charette tapfer; aber sie mußten der Ueberzahl weichen, und hatten unter andern Opfern dieser unglückseligen Streitigkeiten die Herren von Hanache, von Tregomain und von Bonrecueil zu beklagen. Letzterer hatte eine Kugel durch den Schenkel erhalten; nachdem er sich blutend von Thüre zu Thüre geschleppt in einem Dorfe, wo seinem Todeskampfe überall die Gastfreundschaft verweigert wurde, fiel er den Soldaten in die Hände und starb, umgeben von feindlichen Gesichtern.

Unter den Waffenthaten, welche in dieser traurigen Periode der Parteikriege vorfielen, verdient die Belagerung, die im Schloß la Penissière überstanden wurde, besondere Erwähnung. Hier hielten fünfundvierzig Vendeer die Angriffe einer zahlreichen Abtheilung mit solcher Beharrlichkeit und Kraft aus, daß man sich des Mittels der Anzündung des Hauses gegen sie bedienen mußte. Nun brannte es über ihren Häuptern, es brannte unter ihren Füßen, und sie kämpften noch immer unter dem Schall zweier Trompeten und mit dem Ruf: Es lebe Heinrich V! Nur sechs von ihnen wurden getödtet; die anderen zogen sich fechtend zurück und hinterließen den Belagerern nur rauchende Trümmer und Todte.

Aber wo der Bürgerkrieg längere Zeit andauert, da kann es nicht fehlen, daß die Leidenschaften sich bis zur Wuth steigern. Beklagenswerthe Exzesse wurden auf der einen Seite von den Chouans und auf der andern von den Agenten der Gewalt begangen. Der Sohn des berühmten Cathelineau wurde in unmittelbarer Nähe von einem Offizier getödtet, im Augenblick, wo er mit zwei Freunden, den Herren Moricet und von Civrac, in einem Verstecke entdeckt, vortrat und rief: „Wir sind entwaffnet, schießet nicht!" Ein dem Herrn von la Robrie gehörendes Schloß wurde überfallen und verwüstet; man machte den Pächter sammt seiner Frau nieder und eine sechszehnjährige Tochter des Herrn von la Robrie wurde durch einen Flintenschuß getödtet. Ueberrascht von Nationalgardisten war Herr Charles von Bascher auf seiner Flucht schwer verwundet worden, und man wollte ihn gefangen nach Aigrefeuille führen; aber da er viel Blut verlor und nicht schnell genug gehen konnte, so erschoß man ihn auf der Straße, ohne ihm die Viertelstunde zu bewilligen, um welche er flehte, um seine Seele Gott zu empfehlen.

Was die Herzogin von Berry betrifft, so hatte sie ihren Schlupfwinkel in Mesliers verlassen und floh von Asyl zu Asyl, bald während der Nacht in den Wäldern sich verirrend, bald auf dem Rücken ihres Führers über Sümpfe getragen, oder auch mehrere Stunden tödtlichen Harrens in einem

mit Gestrüppe bedeckten Graben zubringend, während Soldaten, die zu ihrer Verfolgung ausgesandt waren, wüthend in der Nähe umherstreiften. Es war offenbar unmöglich, den Gefahren dieses herumirrenden Lebens lange auszuweichen. Jeden Tag verbreiteten wichtige Verhaftungen Bestürzung unter den Legitimisten; selbst die höchsten Häupter der Partei waren nicht sicher vor den Angriffen einer Regierung, welche den ganzen Hochmuth der Macht entwickelte. Nachdem diese Regierung die Bezirke Laval, Chateau-Gontier und Vitré in Belagerungszustand erklärt, hatte sie auch noch durch eine ebenso willkürliche als gewaltthätige Maßregel die vier Departements Maine-et-Loire, Vendee, Loire-Inferieure, Deux-Sèvres in Belagerungsstand versetzt. Und zu gleicher Zeit verkündete der Moniteur, gleich als wollte er den Legitimisten beweisen, daß es der Dynastie, welche sie angegriffen, an auswärtigen Stützen nicht fehle, die Zusammenkunft des Königs der Franzosen und des Königs der Belgier in Compiègne, sowie die bevorstehende Vermählung der Prinzessin Louise von Orleans mit Leopold. Für die Herzogin von Berry war also der Augenblick gekommen, nur auf Rettung ihres Lebens oder ihrer Freiheit zu denken. Nantes war ihrer Sache feindlich: es war nicht wahrscheinlich, daß die Regierung ihre polizeilichen Maßregeln nach dieser Seite hin ausdehnen würde. Dies war der Grund, der die Prinzessin veranlaßte, die Stadt Nantes zum Zufluchtsort zu wählen. Sie ging in dieselbe, als Bäuerin angezogen und begleitet von Fräulein Eulalie von Kersabiec, die eine ähnliche Verkleidung schützte. Später werden wir sie wieder finden in dem Asyl, wo ein Elender sie ihren Feinden überliefern sollte.

So wurde die Empörung im Westen erstickt. Da sie mit einem republikanischen Aufstande zusammentraf, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie die Dynastie Orleans ihrem Verderben nahe gebracht haben würde, wenn unter den Häuptern Einigkeit geherrscht hätte. Aber was wäre in diesem Falle geschehen? Hätte die legitimistische Partei Nutzen gehabt von dem Siege? Um die Aristokratie wieder in's Leben zu rufen, eine Aristokratie, die ihr Symbol im Königthum und ihre Grundlagen in einer neuen Verfassung des Territorialbesitzes hatte; um statt des Systems der direkten Wahl das der indirekten Wahl, und statt der modernen Versammlungen die Reichsstände einzuführen; um zum Vortheil der großen Lokaleinflüsse die von dem Konvent gegründete politische Zentralisation und die vom Kaiserthum eingeführte administrative Zentralisation zu vernichten — wäre also dazu weiter nichts nöthig gewesen, als daß die Mutter des Herzogs von Bordeaux sich gezeigt hätte, in der einen Hand eine weiße Fahne haltend und in der andern die in Massa vorbereiteten Ordonnanzen, Ordonnanzen, welche zum Zwecke hatten, Frankreich auf 1788 zurückzuführen und folglich vierzig Jahre der Revolutionen und Kämpfe in unserer Geschichte zu unterdrücken? Und auf welche Kräfte hätte sich diese

Restauration gestützt, wenn sie für einen Augenblick den Sieg davon getragen hätte? Auf die materiellen Interessen? Sie bildeten die Macht der Bourgeoisie, durch welche die Legitimität sich gestürzt gesehen hatte. Auf die kriegerischen Leidenschaften? In einem Lande, über welches die Republik und Napoleon hingezogen, war der Krieg nur noch mit der dreifarbigen Fahne möglich. Die bewaffneten Legitimisten hätten also selbst durch den Erfolg nur zur Befriedigung einer vorübergehenden Rache gelangen können: sie hätten ihre dritte Niederlage vorbereitet. Hätten sie sich mit den Leidenschaften und den Ideen der Revolution auch vergleichen wollen, so ist doch zu bezweifeln, ob es in ihrer Macht gestanden wäre. Es ist wohl wahr, daß die jungen Leute der Partei, die keinen Theil an der Emigration genommen hatten, bereit waren, die Vorurtheile derselben abzuschütteln; aber würden diese jungen Leute, die ihr Alter von den Geschäften ferne hielt, wohl über die gereiften Männer und die Greise gesiegt haben? Waren die Erinnerungen aus der Emigration der Mehrzahl der Partei so verhaßt, daß ihr Einfluß nicht schwer auf den Anfängen einer Regierung gelastet haben würde? In allen Fällen konnten die Anhänger Heinrichs V nur durch Ergebenheit und Begeisterung zu ihrem Ziele gelangen. Nun begriff die Herzogin von Berry, die so verschwenderisch mit ihrem Muthe umging, ohne Zweifel bald, daß bei einer Nation, über welche die Leidenschaft für die Ruhe und der Geist der Berechnung herrscht, die Zeit ritterlicher Aufopferungen, wahnsinniger Thaten, welche glücklich ausfallen könnten, und solcher Unternehmungen, bei welchen man weniger Nutzen als Glanz sucht, vorüber ist. Als Bürgschaft gewisser Interessen, die beständig voll Sorgen und Unruhe sind, angenommen und gewünscht, bestand die Monarchie in Frankreich nicht mehr als Prinzip und eben so wenig als Symbol.

Siebentes Kapitel.

Rechenschaftsbericht. — Tod des Generals Lamarque. — Seine Leichenfeier. — Stellung der verschiedenen Parteien. — Aufstand vom 5. und 6. Juni. — Kloster Saint-Mery. — Belagerungszustand.

Die Legitimisten hatten soeben ihr Kriegsgeschrei in der Vendee erhoben: die Republikaner schickten sich an, das ihrige in Paris erschallen zu lassen. Nun entsprachen dieser Bewegung des Zornes, welche die extremen Parteien

hinriß, selbst bei den gemäßigtsten Männern der Opposition eine vage Ungeduld und ein tiefes Gefühl der Beunruhigung. Herr Laffitte hätte mit Hülfe einer parlamentarischen Majorität das Staatsruder wieder zu ergreifen und den Eingebungen einer nachsichtigen Politik die Oberhand zu verschaffen gewünscht. Die Monarchie für immer der Freiheit zur Vormünderin zu geben, das war der Traum des Herrn Odilon-Barrot und aller Deputirten, die, seiner Fahne folgend, den Liberalismus der Restauration in seiner beschränktesten, aber ehrlichsten Bedeutung vertraten. Was die radikalen Deputirten betrifft, so brannten sie zwar vor Ungeduld das Joch des Königthums abzuwerfen, glaubten aber den Augenblick, um das Schwert zu ziehen, noch nicht gekommen, und richteten ihr Hauptbestreben darauf, der Mittelpunkt eines Bundes zu werden, welcher, von ihnen aufgeregt, die Monarchie allmälig zur Kapitulation genöthigt hätte. So war die Erschütterung der Gemüther allgemein geworden, und alle Unzufriedenen fühlten die Nothwendigkeit, ihren Groll und ihre Hoffnungen in einer glänzenden, letzten Anstrengung zu vereinigen.

Unter der Herrschaft dieser Stimmung geschah es, daß Herr Laffitte im Laufe des Monats Mai sämmtliche Deputirten der Opposition, die sich in Paris befanden, zu sich zusammenberief. Sie versammelten sich etwa vierzig an Zahl, und Herr Laffitte schlug eine Adresse an den König vor. Aber Herr Garnier-Pagès bekämpfte diesen Antrag mit entscheidenden Gründen. Ob man vernünftigerweise hoffen dürfe, daß das Königthum sich schuldig bekennen würde? Warum sich selbst das Unrecht eines nutzlosen Schrittes anthun? Warum sich einer, nur allzu deutlich vorherzusehenden Demüthigung aussetzen? Es gebe nur ein einziges Tribunal, an welches sich die Opposition mit Würde wenden könne: das Tribunal der Nation. Diese Gründe fanden Anklang. Auf den Vorschlag des Herrn Charles Comte wurde beschlossen, daß die Opposition ihre Beschwerden unter der Form eines Rechenschaftsberichts dem Lande vorlegen solle; man ernannte einen Ausschuß, bestehend aus den Herren von Lafayette, von Cormenin, Laffitte, Odilon-Barrot, Mauguin, Charles Comte, und dieser Ausschuß beauftragte die Herren von Cormenin und Odilon-Barrot, jeder für sich einen Entwurf zu dem Rechenschaftsberichte abzufassen. Zwischen den zwei Redaktoren war eine Verständigung schwierig. Das Manifest des Herrn von Cormenin erschien den Deputirten der dynastischen Opposition zu kühn; an dem des Herrn Odilon-Barrot fand Herr Garnier-Pagès gewisse Ausdrücke zu tadeln, welche die Zukunft Frankreichs an die Monarchie zu fesseln schienen. Man mußte die beiden Entwürfe zusammenschmelzen. Die Herren von Cormenin und Barrot begaben sich nach Saint-Cloud, und im Park, einige Schritte von dem Schlosse, das Karl X als Besiegter verlassen hatte, wurde gegen seinen Nachfolger diese so berühmt gewordene Protestation abgefaßt. Am Fuße eines

Baumes sitzend, hielt Herr von Cormenin die Feder; aber aus der Unentschiedenheit des Styls und seiner etwas matten Färbung ließ sich entnehmen, daß der funkensprühende, kraftvolle Verfasser der Briefe über die Civilliste es nicht war, der das Meiste zur Abfassung des Rechenschaftsberichtes beigetragen hatte.

Wie dem auch sei, die Wirkung, die er hervorbrachte, war sehr bemerkenswerth. Die Beschwerden der Opposition waren mit Gemessenheit und Ernst dargelegt; man warf den Ministern ihre Neigung vor, sich auf die schlimmen Wege einzulassen, auf welchen sich die Restauration rettungslos verirrt hatte; es war keine Drohung, aber es war eine strenge, feierliche Mahnung*). Die Schriftsteller des Hofes beantworteten dieses Manifest mit kalten Spötteleien, und die Polemik, die es hervorrief, beschäftigte alle Gemüther, als die Journale auf einmal verkündeten, der General Lamarque sei gestorben.

Die Popularität des Generals Lamarque gab seinem Tode eine besonders wichtige Bedeutung. Napoleon hatte ihn vor seinem Ende zum Marschall von Frankreich ernannt; die Offiziere der hundert Tage hatten einen eifrigen Vertheidiger, und die Flüchtlinge einen beharrlichen Beschützer an ihm gehabt; sein Name war jedem treuen Polen in die Seele gegraben; die Vendee bewahrte eine freundliche Erinnerung von seinem Aufenthalte allda; die demokratische Partei hatte ihn unter ihren Rednern gezählt ..... was bedurfte es mehr? Als Tribun und Soldat besaß er jene Mischung von Eigenschaften, welche der lebenskräftige Theil des französischen Volkes, der ungestüme, kriegerische Theil desselben anbetet. Ueberdies lag etwas Heroisches in dem, was man von seinem Todeskampfe erzählte. Als er das Leben von sich weichen fühlte, hatte man ihn gewissermaßen alle seine Kräfte in einer bittern Bekümmerniß über die Leiden und Demüthigungen seines Landes sammeln gesehen. Zum Einen sagte er: „Ich sterbe mit dem Kummer, Frankreich für die schmählichen Verträge von 1815 nicht gerächt zu haben." Zu einem Andern: „Dieser Herzog von Wellington! ich bin überzeugt, daß ich ihn geschlagen hätte!" Er ließ sich den Degen bringen, welchen die Offiziere der hundert Tage ihm geschenkt hatten, küßte ihn mit Begeisterung und wollte sich nicht mehr von ihm trennen. Dann sprach er von seinem bevorstehenden Ende, und als man ihn von diesem traurigen Gedanken abzubringen suchte, rief er: „Was liegt daran, ob ich lebe, wenn nur das Vaterland lebt?" Und das Wort Vaterland war das letzte, welches über diese beredten, nunmehr auf immer erkalteten Lippen kam.

Der 5. Juni, ein denkwürdiger Tag, war zu seiner Leichenfeier fest-

*) Siehe die historischen Dokumente Nro. 3.

gesetzt. Da die von Casimir Perier der Regierung Gelegenheit zu einer beleidigenden Aufzählung gegeben hatte, so sehnten sich die Parteien, sich gleichfalls zu zählen.

Diejenigen unter den Legitimisten, die in fortwährender Verschwörung lebten, bereiteten seit langer Zeit alles zu einem Aufstande vor; aber da sie bei ihrer eignen Partei auf einen unbeugsamen und hochmüthigen Widerstand stießen, so hatten sie am Ende auf die gefährliche Ehre der Initiative verzichtet und beschränkten sich darauf, durch geheime Sendlinge das Feuer bei den republikanischen Sektionen zu schüren, in welche sie dadurch hatten gelangen können, daß sie brodlose Arbeiter in ihren Sold nahmen, sich vielfach mit ihnen beschäftigten, mit Versprechungen um sich warfen, Patronen und Pistolen austheilten. Zwei Werkmeister, welche sie verführt hatten, sollten ihnen, wann es Zeit wäre, die Thüren einer Waffenfabrik öffnen, und sie verfügten über einige Banden entschlossener Männer, die zumvoraus auf verschiedenen Punkten des Boulevards vertheilt waren: an der Madeleine, am Chauteau-d'Eau, auf dem Bastilleplatz, d. h. auf der ganzen Linie des Zuges.

Was die bonapartistische Partei betrifft, so war sie um diese Zeit ganz außerordentlich thätig. Obgleich einer sorgfältigen Aufsicht unterworfen, hatte der Herzog von Reichstadt Gelegenheit gefunden, mit einigen seiner Anhänger, bei denen er durch den Prinzen Ludwig Bonaparte vertreten wurde, in Verbindung zu treten; und während Joseph Amerika verließ, um nach Europa zurückzukehren, schickte sich ein für die Sache des Sohnes Napoleon's bis auf den letzten Mann gewonnenes Truppenkorps an, denselben auf der Grenze zu empfangen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei einem solchen Stand der Dinge die bonapartistische Partei den Aufstand der Nation vortheilhaft hätte ausbeuten können, wenn sie nicht im eigenen Schooße Kampf und Anarchie getragen hätte. Denn nicht minder gespalten, als die legitimistische Partei, begriff sie drei durch ernstliche Mißhelligkeiten getrennte Fraktionen in sich: die Imperialisten, blinde Bewunderer der napoleonischen Monarchie; diejenigen, die in Napoleon hauptsächlich den siegreichen Soldaten liebten, und endlich diejenigen, die, mit voller Ueberzeugung dem Prinzip der Gleichheit zugethan, dem Herzog von Reichstadt blos den Titel eines Chefs der vollziehenden Gewalt zudachten und ihre Wünsche in die Worte zusammenfaßten: Republik mit einem Namen. Diese letztern bildeten ohne Widerrede die intelligenteste und hochsinnigste Fraktion der Partei; aber alle Augenblicke durch die Unklugheit der Männer der That bloßgestellt, wurden sie überdies von einer militärischen Aristokratie bekämpft, welche sich halb und halb der neuen Regierung angeschlossen und, mit Ausnahme einiger Generale von großem Charakter, von dem kaiserlichen Regime blos eine plumpe Mischung von Sklavensinn und Hochmuth bewahrt hatten.

Nun blieben noch die Republikaner, die fast alle mit außerordentlicher Entschlossenheit und ungestümer Tapferkeit begabt waren; aber es mangelte ihnen an einem Mittelpunkt, an einem Losungswort, an einer Leitung. Die Gesellschaften, welche diese Partei in sich schloß, waren von einander unabhängig und gehorchten, wo nicht widerstreitenden, doch verschiedenen Antrieben. Die Gesellschaft der Volksfreunde hatte neben sich die seitdem so bekannt gewordene Gesellschaft der Menschenrechte entstehen gesehen, und außerhalb dieser letztern rührten sich die Gallische Gesellschaft und der Ausschuß zur Organisation der Munizipalitäten. Aus diesem Mangel an Einheit entstand Schwanken und Zagen. Ueberdies war nichts zu einem republikanischen Aufstande vorbereitet, und obgleich die Gallische Gesellschaft durch einige ihrer Mitglieder die Absicht verkündigte, den Kampf zu beginnen, so gedachte doch die Partei selbst noch zuzuwarten. Gleichwohl versammelten sich am Abend des 4. Juni einige Mitglieder der Gesellschaft der Volksfreunde auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, um sich über die Angelegenheiten des morgenden Tages zu berathen. Hier wurde nach sehr lebhaften Debatten beschlossen, daß man den Angriff nicht beginnen, aber, da ein feindlicher Zusammenstoß unvermeidlich scheine, sich bereit halten solle, den Kampf mit Kraft durchzuführen. Man sicherte sich Verbindungen auf dem Boulevard entlang, und ein Bürger, dessen Name große revolutionäre Erinnerungen zurückrief, verpflichtete sich, obgleich er den Aufstand mißbilligte, jenseits der Brücke von Austerlitz eine gewisse Anzahl unerschrockener Arbeiter zu versammeln, mit denen er im Fall eines Tumultes die Vorstadt Saint-Marceau aufwiegeln könne.

Am 5. war schon am frühen Morgen ganz Paris in Bewegung. Diejenigen, die den Leichenzug bilden sollten, hatten sich beeilt, an die zumvoraus festgesetzten Versammlungsplätze zu gelangen, und von Morgens neun Uhr an drängte sich eine ungeduldige Menge nach dem Todtenhause. Man sah unter einander Garden in Uniform, Arbeiter, Artilleristen, Studenten, ehemalige Soldaten sich die Straße Saint-Honoré entlang wälzen; auf dem Platz Ludwigs XV formirten sich die Studirenden des Rechts und der Medizin, unter die Gesellschaft der Volksfreunde gemischt, als Pelotons und wählten sich Anführer; hundert Fahnen von verschiedenen Formen und Farben flatterten in den Lüften; die einen trugen dreifarbige Flammen, andere grüne Zweige, einige zeigten drohend ihre Waffen; aber ein und dasselbe Gefühl drang mitten in dieser unendlichen Verschiedenheit der Haltungen und Bewegungen durch. Ein seltsames Ding! Von allen Seiten begab man sich zu einer Leichenfeier, und Kriegsgedanken glänzten in allen diesen unruhigen Blicken, auf allen diesen vor innerer Bewegung blassen Gesichtern. Die beunruhigendsten Gerüchte waren im Umlauf; in einigen Gruppen sprach

man leise, während aus den nächststehenden Gruppen verworrenes Geschrei erscholl, und alle setzten ein weitumfassendes Komplott voraus, die Einen, weil sie es wünschten, die Andern, weil sie es fürchteten. Denn Jeder fühlte es wohl, von welcher Krankheit die französische Gesellschaft gequält war, diese Gesellschaft, die wirklich so voll Unordnung und Unruhe war, daß es leider nur der Nebeneinanderstellung der Elemente bedurfte, um aus ihrer Berührung plötzlich eine entsetzliche Katastrophe hervorzurufen.

Auch hatte die Regierung Sorge getragen, Paris in ein Schlachtfeld zu verwandeln. Vier Schwadronen Karabiniers hielten den Platz Ludwigs XV besetzt; eine Schwadron Dragoner wurde nach der Weinhalle abgesandt; eine andere bedeckte nebst einem Bataillon vom 3. leichten Regiment den Grèveplatz; das 12. leichte Regiment erwartete den Zug auf dem Bastilleplatz; Soldaten standen im Hofe des Louvre; Soldaten standen im Stadtviertel der Studirenden; die Munizipalgarde war staffelförmig auf der ganzen Linie aufgestellt, die sich von der Polizeipräfektur bis zum Pantheon hindehnt, und eine Abtheilung dieser Garde schützte den Jardin des Plantes, nicht weit von der Celestinskaserne, wo das ganze 6. Dragonerregiment sich bereit hielt aufzusitzen. Der Rest der Truppen war in die Kasernen konsignirt, und es waren Befehle ertheilt worden, um aus Ruel, aus Courbevoie und aus Saint-Denis nöthigenfalls Hülfstruppen kommen zu lassen. Somit hatte die Regierung diesem Aufstande, der vor der Hand noch in der Luft lag, ein besoldetes Heer von wenigstens vierundzwanzigtausend Mann entgegenzustellen.*)

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Zipfel des Leichentuches hielten der General Lafayette, der Marschall Clauzel, Herr Laffitte und Herr Mauguin. Junge Leute zogen den Todtenwagen, welchem Geächtete aus allen Theilen dieses in der Sklaverei der Könige schmachtenden Europa's folgten. Nur zwei Bataillone bildeten die Geleitstruppen; aber die Nationalgardisten nahmen etwa zehntausend Mann stark Theil an dem Zuge und hatten alle den Säbel an der Seite. Die Artilleristen der Nationalgarde hatten sich mit Patronen versehen, sie hatten ihre Stutzer geladen, und unter den Mitglie-

---

*) Die Truppen, die zum Kampfe berufen wurden, lassen sich folgendermaßen berechnen: es waren sechs Linienregimenter und drei Regimenter leichte Infanterie à 2000 Mann . . . . 18,000 Mann,
acht Regimenter Kavallerie à 500 Mann . . . . 4000 „
Munizipalgarde zu Fuß und zu Pferd . . . . 2000 „
24,000 Mann.
Abgesehen von diesen Streitkräften waren 30,000 Mann in der Umgegend von Paris in Bereitschaft aufgestellt, und überdies konnte die Regierung auf die Mitwirkung von etwa 6000 Nationalgardisten rechnen.

dern der Volksgesellschaften trugen viele, halb unter ihren Kleidern verborgen, Pistolen oder Dolche. Das Wetter war unzuverlässig und regnerisch; es schien die mit Zorn oder Entsetzen vermischte Traurigkeit, die durch alle Seelen drang, noch vermehren zu wollen. Auf der Höhe der Friedensstraße angelangt, wird der Zug auf einmal von einigen jungen Enthusiasten von seiner Bahn abgelenkt und um die Vendômesäule geführt. Schrecken erfaßt den in Schlachtordnung auf dem Platze aufgestellten Posten es Generalstabes, er zieht sich eilig in's Hotel zurück, die Thore desselben werden geschlossen. „Man beschimpft die Manen Lamarque's!" rufen sogleich tausende von Stimmen, und die Soldaten müssen heraustreten, um dem vorüberkommenden Sarge die militärischen Ehren zu erweisen. Dies war die erste Episode dieses unglückschwangern Tages, und aus dem Geschrei: „Es lebe die Republik!" das mit Macht vor dem Hotel der auswärtigen Angelegenheiten erhoben wurde, ließ sich leicht abnehmen, was im Werke war. Der Zug hatte sich wieder das Boulevard entlang, dessen Seitenalleen eine zahllose Menge bedeckte, in Bewegung gesetzt, und er rückte langsamen Schrittes in einer düstern, furchtbaren Haltung vorwärts, als an einem Fenster der Straße Grammont der Herzog von Fitz-James sich zeigte, eine hochmüthige Stellung affektirend und den Hut auf dem Kopfe. Bei diesem Anblick thut sich eine allgemeine Entrüstung kund; heftige Aufforderungen ergehen aus der erbitterten Menge, und der Herzog von Fitz-James sieht sich zu einem schleunigen Rückzuge genöthigt durch die Steine, die von allen Seiten hinauffliegen und die Fenster des Hotels zertrümmern. Von diesem Augenblick an nahm die Aufregung fortwährend zu: aus der ganzen Konstellation der Umstände hervorgegangen, zog sie aus tausend Zufällen neue Nahrung. Hier fiel ein Polizeiagent, in's Gesicht geschlagen, zu Boden; dort warf man auf die Bemerkung einer Frau das Bild des gallischen Hahns, das sich über einer Volksfahne befand, in den Koth, trat es mit Füßen und ließ einen Weidenzweig an seine Stelle treten. Selbst die Sanftmüthigsten ärgerten sich über die Anwesenheit der Stadtserschanten, die auf beiden Seiten des Zuges von Entfernung zu Entfernung aufgestellt waren. Einer dieser Unglücklichen wurde schwer verwundet und genöthigt, seine Zuflucht in den Reihen der Artilleristen zu suchen, die ihm das Leben retteten; ein anderer stand auf dem Punkt, an dem Thore Saint-Denis von einem Offiziere der Invaliden, der sein Schwert in die Hand genommen hatte, niedergestoßen zu werden. So trug alles dazu bei, das vorhergesehene Unglück unvermeidlich zu machen. Diese ehrende Leichenfeier, an welcher der Schmerz weniger Theil hatte, als die Hoffnung und der Haß, diese unermeßliche, auf den Balkonen angehäufte, an den Fenstern sich drängende, auf die Bäume und selbst auf die Dächer gestiegene Bevölkerung, diese italienischen, polnischen, deutschen, spanischen Fahnen, die an so viele siegreichen Tyran-

neien, an so viele unbestraften Beschimpfungen erinnerten, diese allzu deutlich erkenntlichen Vorbereitungen zum Kampfe, selbst die Vorsichtsmaßregeln einer Regierung, welche sich genöthigt sah, vor dem letzten Gange eines Todten zu beben, die revolutionären Hymnen, die mitten unter drohendem Geschrei in den Lüften erschollen, die Trauertöne des Tamtam und das Gewirbel der verschleierten Trommeln: dies alles stimmte die Gemüther zu einer gefahrvollen Exaltation; dies alles ließ den Leidenschaften nur einen blutigen Ausweg. Mehrere Zeugen des düstern Enthusiasmus, der sich in dieser verworrenen und gedrängten Masse von Mann zu Mann mittheilte, waren bereits der Ansicht, die Partie sei verloren für die Regierung Ludwig Philipps. In einem Peloton von Studirenden hatte eine Stimme gerufen: „Nun, wohin führt man uns denn?“ — „Zur Republik,“ antwortete ein Julidekorirter, der das Peloton anführte, „und sei überzeugt, daß wir heute in den Tuilerien zu Abend speisen werden.“ Selbst die Julirevolution hatte in ihrer Entstehung nichts so Achtunggebietendes und Furchtbares dargeboten. Die Idee eines Kampfes schwebte Jedermann mit solcher Gewißheit vor, daß man im Vorbeigehen Pfähle aus dem Boden und Zweige von den Bäumen riß, um sie nöthigenfalls als Waffen zu gebrauchen. Die Regierung schwebte also trotz der ergriffenen Maßregeln in der größten Gefahr, denn die Treue der Truppen war wankend, und man wußte wohl, daß der Degen vieler Offiziere der Sache der Republik oder der des Kaiserthums angehörte. So viel ist gewiß, daß, als der Zug den Bastilleplatz erreichte, ein Offizier vom 12. leichten Regiment auf den Anführer des Pelotons der Studirenden zutrat und zu ihm sagte: „Ich bin Republikaner, Sie können auf mich zählen;“ auch sah man mehrere Unteroffiziere mit beifälligen Zeichen die Aufforderung beantworten, mit dem Volke zu fraternisiren. Inzwischen hatte sich das Gerücht verbreitet, die Zöglinge der polytechnischen Schule seien konsignirt worden; man fügte hinzu, sie haben vergebens um die Erlaubniß gebeten, einen einzigen von ihren Kameraden abzusenden, um eines der Bänder des Leichenwagens zu halten. Auf einmal erscheinen sie, etwa sechszig an Zahl, die meisten baarhäuptig und ihre Kleider in Unordnung. Sie hatten den Posten überwältigt, den General Tholozé, der sich ihrem Weggehen entgegenstellen wollte, über den Haufen geworfen und liefen jetzt herbei, bereit, sich in den Aufstand zu werfen. Beifallssalven, schallendes Geschrei „Es lebe die Schule! Es lebe die Republik!“ begrüßte die Erscheinung einer seit 1830 dem Volke so theuern Uniform, und die Musik des Regiments, das dem Leichenwagen voranzog, spielte unaufgefordert die Marseillaise. Der Zug hatte sich über den Bastilleplatz, sodann über das ganze Boulevard Bourdon, zwischen dem Kanal Saint-Martin und den Greniers d'abondance hin bewegt, war darauf über die kleine Brücke am Ende des Kanals gegangen

und bedeckte den Platz zwischen dieser Brücke und der von Austerlitz: hier machte man Halt.

Es war ein Austritt da zum Behuf der Abschiedsreden. Diejenigen, welche der General Lafayette, der Marschall Clauzel, Herr Mauguin, sowie die fremden Generale Saldanha und Sercognani sprachen, waren, wie es sich gebührte, traurig, ernst, feierlich. Aber auf diese ruhigen Worte folgten bald die heftigsten Volksreden, welche die Gährung unter dem Publikum steigerten. Elegant gekleidete Leute liefen da und dort bei der Menge umher und suchten sie durch falsche Nachrichten aufzuwiegeln, indem sie zum Beispiel sagten, man schlage sich auf dem Stadthause, oder ein General habe sich soeben gegen Ludwig Philipp erklärt, oder die Truppen haben sich endlich empört und marschiren auf die Tuilerien los; die Artilleristen der Nationalgarde besprachen sich; zu wiederholten Malen erscholl der Ruf: Es lebe die Republik! . . . Auf einmal kommt ein Unbekannter auf einem Pferd, das er in dem unermeßlichen Gewühle nur mit Mühe von der Stelle bringt. Das Gesicht dieses Menschen ist unheimlich, er ist schwarz gekleidet und hält in der Hand eine rothe Fahne, über welcher eine phrygische Mütze sitzt. Es war dies die Erinnerung an 93, die man vor den Augen der Bourgeoisie wieder ins Leben rief. Die Entrüstung war groß, zumal bei den Republikanern, deren Grundsätze durch diese schreckerregende Erscheinung verläumdet werden sollten. Ein Schrei der Mißbilligung kam aus Aller Munde, und doch applaudirten einige Wenige, sei es nun aus blödsichtigem Fanatismus, oder in der arglistigen Absicht, die Sache der Republik gehässig zu machen. Der General Excelmans befand sich im Zuge. „Keine rothe Fahne!“ rief er mit Nachdruck; „wir wollen nur die dreifarbige Fahne; sie ist die des Ruhmes und der Freiheit!“ Da stürzten zwei verdächtige Menschen auf ihn los und riefen, man müsse ihn in den Kanal stürzen. Er entzog sich dem Gewühle, begegnete dem Grafen von Flahault und begab sich mit ihm in aller Eile nach den Tuilerien. Wie der General Excelmans, fürchteten jetzt viele Bürger, die Partei, welche es auf die Bewegung abgesehen habe, sei die eines blutdürstigen Jakobinismus, und sannen nur noch darauf, sich gegen den Aufstand zu bewaffnen. Die rothe Fahne hatte ihre Wirkung gethan: ihr Träger verschwand, und von diesem Augenblicke an mußten die Republikaner auf die Hoffnung verzichten, die große Masse der Bourgeoisie nach sich zu ziehen.

Während dies in der Nähe der Brücke von Austerlitz und am Ende der längs des Kanals Saint-Martin sich hinziehenden Straße Contrescarpe vorging, ergaben sich nicht minder lebhafte Szenen auf dem Boulevard Bourdon, das auf der anderen Seite dieses Kanals liegt; und während die Straßen in der Nähe der Greniers d'abondance sich mit kühnen Männern

füllten, die unentschlossen waren, ob es besser sei, den Kampf sogleich zu beginnen, oder ihn abzuwarten, rückte eine Kolonne Dragoner, die aus der Celestinskaserne kam, über den Quai Morland hin auf die Brücke von Austerlitz zu. Es ist von Wichtigkeit, zu bemerken, daß diese Bewegung auf ein Gutachten des Polizeipräfekten, Herrn Gisquet, und nicht auf Befehl des Generals Pajol, der die erste Militärdivision kommandirte, ausgeführt wurde. Im Uebrigen schienen die Dragoner keine feindselige Absicht zu hegen: sie hatten ihre Pistolen in den Halftern und ihre Stutzer im Futterale. Sie rückten schnell voran und machten zweihundert Schritte von der Brücke Halt. Eine knirschende Menge stand ihnen gegenüber; auf ihrer linken Seite waren Palissaden; zu ihrer Rechten erhob sich in der Seine die Insel Louviers. Der Tumult war auf's Höchste gestiegen. Ein Wagen erschien, gezogen von jungen Leuten, die, nachdem sie Herrn von Lafayette veranlaßt, einzusteigen, ihn im Triumph nach dem Stadthause führten. Die Schwadron öffnete ihre Reihen, um dem General Platz zu machen, und einen Augenblick darauf vernahm man mehrere Flintenschüsse. Vergebens beurkundete der Kommandant der Dragoner, Herr Desolliers, bei dieser Gelegenheit eine muthvolle Mäßigung; man verlangte von allen Seiten, die Soldaten sollen das Gewehr strecken; man warf von einem Dach in der Nähe Steine auf sie herab; ja die Aufgeregtesten schlichen sich bis unter die Brust der Pferde und legten auf die Dragoner an, von denen zwei verwundet wurden. Wenn hier nicht mehr Blut floß, so verdankte man dies der kräftigen Einschreitung der Herren Dufour, Devauchelles, Soubiranne und Larabit. Der letztere, ein Oppositionsdeputirter, genoß einen verdienten Ruf der Ehrenhaftigkeit und des Bürgersinns: seine Bemühungen trugen mächtig dazu bei, auf diesem Schauplatz der Ereignisse eine Kollision zu verhindern, die anderwärts bereits nicht mehr vermieden werden konnte.

Durch einen verkleideten Unteroffizier von der kritischen Stellung der Dragoner auf dem Quai Morland in Kenntniß gesetzt, war der Oberst an der Spitze einer zweiten Abtheilung aus der Kaserne gezogen und wandte sich unter Trompetengeschmetter nach dem Arsenalplatze zu, um über das Boulevard Bourdon zur ersten Abtheilung zu gelangen und somit den Aufrührern von hinten beizukommen. Aber kaum hatte er zwanzig Schritte aus der Kaserne hinaus gethan, als eine Salve einige Soldaten niederwarf. Jetzt schlugen die Dragoner Galopp an, zogen über den Arsenalplatz und feuerten auf das Boulevard Bourdon. Der Kommandant Cholet wurde hier tödtlich verwundet.

Inzwischen erhebt sich unter der, um die Brücke von Austerlitz her, in der Straße Contrescarpe ausgebreiteten Menge ein Geschrei: „Seht da die Dragoner!“ Sie kamen wirklich im gestreckten Galopp und fegten Alles,

was auf ihrer Bahn lag, weg. Bei diesem Anblick entsteht eine allgemeine Entrüstung, und mit vollem Recht! Denn der Punkt, wo man die Dragoner herausgefordert hatte, war weit entfernt von dem Schauplatz, auf welchen der Angriff sie führte, und wo sie nur noch Tausende von harmlosen Bürgern vor sich trafen. Eine Barrikade wird in aller Eile errichtet; diejenigen, die keine Flinten haben, reißen Pfähle aus, um sich zu vertheidigen; ein junger Mann, der Bruder eines hochberühmten Gelehrten, ruft: „Wer mich lieb hat, folge mir!“ und mehrere Nationalgardisten ziehen ihre Säbel. Wüthend liefen sie den Reitern entgegen, als diese am Eingang der kleinen Kanalbrücke verwundert und wie bestürzt Halt machten. In diesem Augenblick stand der Aufruhr in lichten Flammen. Ein mörderisches Feuer ging vom Arsenal, vom Pavillon Sully, vom Grenier d'abondance aus. Dem Obersten der Dragoner wurde sein Pferd unter dem Leibe getödtet, der Oberstlieutenant wurde verwundet, den Kapitän Bricqueville traf eine Kugel. Jetzt wurde den Dragonern Befehl gegeben, umzukehren, und sie zogen sich nach den Straßen de la Cerisaie und Petit-Muse zurück.

Die Soldaten, die das Geleite bildeten, sind verschwunden. In diesem ganzen Stadtviertel bemerkt man nur noch Bürger, die von Entsetzen ergriffen oder vor Wuth außer sich über einander herstürzen und rufen: Zu den Waffen! zu den Waffen! Jenseits der Brücke von Austerlitz greifen die jungen Leute, welche die irdischen Reste des Generals Lamarque begleiten und sie nach dem Pantheon führen wollen, die berittene Munizipalgarde an, die in der Umgegend des Jardin des Plantes aufgestellt ist. Sie leistet kräftigen Widerstand; aber lebhaft gedrängt in der Richtung der Barrière d'Enfer, verdankt sie es nur der Unterstützung zweier Schwadronen Karabiniers, daß sie ihren Platz behauptet. Schon steht Paris in Flammen. Die Republikaner haben sich nach allen Richtungen verbreitet, schneiden die Straßen durch Barrikaden ab, entwaffnen die Posten, fordern die Truppen, die sie treffen, auf, sich ihnen anzuschließen, greifen sie an, wenn sie sich weigern, bedrohen die Pulvermagazine und Arsenale, halten die Tambours, welche den Rappell schlagen, an, und zerschlagen ihnen die Trommeln; sie sind zwar überall nur in kleiner Zahl, vervielfältigen sich aber durch ihre Kühnheit und zeigen sich an allen Orten zugleich. Nichts läßt sich mit der Schnelligkeit dieses Ueberfalls vergleichen; drei Stunden nach dem Beginn des Angriffs war die halbe Stadt in der Gewalt der Empörer.

Auf dem linken Seineufer waren zweihundert Mann gegen die Veteranenkaserne herangezogen. Ihr Anführer, ein Artillerist der Nationalgarde, steigt hinein. Im Hofe angekommen, wo die Soldaten in Schlachtordnung aufgestellt sind, sieht er, daß ihm Niemand folgt; dies verdoppelt seine Kühnheit, er geht auf den Kommandanten zu und fordert ihm seinen Degen ab.

„Ich habe zwanzig Dienstjahre," antwortet der Offizier: „man wird mir meinen Degen nur mit dem Leben entreißen." — „Behalten Sie Ihren Degen. Aber hören Sie das Flintenfeuer? Wir haben die Gewalt in den Händen, und ich kommandire hier." Der junge Mann bemächtigt sich des Kommandos, und schon strecken die Soldaten das Gewehr, als sieben oder acht Aufrührer mitten in der schrecklichsten Unordnung in die Kaserne hereinstürzen. Die Veteranen glauben sich auf dem Punkt, niedergemacht zu werden: sie setzen sich zur Wehr und treiben die Angreifer zurück, die größtentheils nur mit Pistolen oder Stöcken bewaffnet waren. Zwei Abtheilungen Munizipalgardisten kamen auf zwei verschiedenen Wegen von Sainte-Pelagie herbei, um die Kaserne zu befreien. Die erste hat in der Straße Orleans ein sehr lebhaftes Feuer auszuhalten und verliert ihren Kapitän, Herrn Turpin; die zweite, befehligt von dem Lieutenant Senancourt, erreicht die Kaserne und befreit sie; bald aber kommt die Nachricht, Sainte-Pelagie sei bedroht, und die Munizipalgardisten ziehen nebst den Veteranen eiligst dahin zurück. Nicht weit von da und auf dem Platze Maubert, wo soeben ein Posten theilweise niedergemacht worden war, fand ein Gefecht statt zwischen den Empörern und einem vom Fußvolk unterstützten Peloton Reiterei; das Pulvermagazin der Zwei Mühlen wurde genommen und die ganze Linie der Barriere gehörte der Empörung.

Auf dem rechten Ufer waren die Fortschritte des Aufstandes nicht minder reißend. Die Republikaner hatten sich des Arsenals bemeistert; sie hatten den Posten von la Galiote und den von Chateau-d'Eau weggenommen; sie beherrschten alle Theile des Marais; die Mairie des 8. Bezirks war in ihrer Gewalt; die Waffenfabrik der Straße Popincourt, welche sie mit Erfolg gestürmt, hatte ihnen zwölfhundert Flinten geliefert; sie waren bis auf den Victoiresplatz vorgerückt und schickten sich an, die Bank, das Postgebäude, die Kaserne des Petits-Pères anzugreifen. Vor allem aber hatten sie sich bemüht, die Straße Saint-Martin sowie die umliegenden Straßen unzugänglich zu machen; denn sie wollten hier das Hauptquartier des Aufstandes aufschlagen und dachten wohl nicht daran, daß an demselben Tage die Herren Thiers, Mignet, von Haubersaërt und andere der Regierung Ludwig Philipps ergebene Personen im Restaurant Rocher de Cancale an der Tafel beisammen saßen, fünfzig Schritte von dem Lager, wo Republikaner sich befestigten, fest entschlossen, siegreich die Republik zu proklamiren oder zu sterben.

Solcher Art waren etwa um sechs Uhr Abends die von den Insurgenten erfochtenen Vortheile, und alles schien ihnen in diesem Augenblick den Sieg zu verheißen. Es ist wahr, die arbeitende Klasse hatte sich noch nicht in Masse in Bewegung gesetzt; getäuscht durch die Julirevolution, die

ihnen so schöne Aussichten eröffnet und ihr Elend nur noch drückender gemacht hatte, bezeugten die Männer vom Volk nur wenig Lust, auf's Neue eine solche Erfahrung zu machen; aber der Aufstand hätte sich nicht in die Länge ziehen können, ohne sie unwiderstehlich in seinen Wirbel hereinzureißen; denn nichts ist natürlicher, als ein Bund zwischen dem Elend und dem Unvorhergesehenen. Was die Soldaten betrifft, so waren sie augenscheinlich demoralisirt; denn die Erinnerung von 1830 lebte mit Flammenzügen in ihren schwankenden Gemüthern wieder auf; sie glaubten, die Ausrufungen der Dankbarkeit und Begeisterung zu vernehmen, die am 29. Juli den Abfall des 53. Linienregiments begrüßt hatten, und die Uniform der Nationalgarde, welche sie in den Gruppen der Aufrührer glänzen sahen, erfüllte sie mit Staunen und Hochachtung. In der Straße Culture-Sainte-Catherine schraubten die Pumpen-Sappirer ihre Flinten ab und verbargen sie, um sie nicht gegen eine Kolonne gebrauchen zu müssen, die sich soeben der Kaserne bemächtigt hatte. Ihrerseits versammelten sich die Nationalgardisten in kleiner Anzahl, und obgleich die große Masse der Bürgerschaft der Bewegung entgegen war, so erweckte doch der Rappell in vielen Quartieren blos das bei Bürgerkriegen eigenthümliche Gefühl der Beängstigung, und selbst unter denen, die auf die Straße hinabgingen, um den Aufruhr zu bekämpfen, hatten die edeldenkenderen Mühe, sich jenes gebieterischen Mitgefühls zu erwehren, das großer Muth einflößt. Es wurden an diesem Abend interessante Proben davon abgelegt. Acht Insurgenten, die von dem Platze Maubert zurückkommen, erscheinen zwischen Licht und Dunkel an einer der Brücken der Cité, die ein ganzes Bataillon Nationalgarde besetzt hält. Sie nehmen in befehlendem Tone das Recht in Anspruch, sich mit ihren auf dem rechten Ufer kämpfenden Freunden zu vereinigen, und als man zögert, ihnen Platz zu machen, rücken sie entschlossen, mit gefälltem Bajonett gegen die Brücke vor. Die Nationalgardisten öffneten ihre Reihen, um diese acht Männer durchziehen zu lassen, deren heroischen Wahnsinn sie bewunderten und beklagten. Solche Männer waren die Empörer, und aus diesem Zuge kann man auf die Macht schließen, welche sie aus ihrer Tapferkeit zogen.

Auch befand sich die Regierung in der qualvollsten Unruhe. Um den Soldaten, auf welche man nicht zu zählen wagte, wieder einiges Vertrauen einzuflößen, hatte man beschlossen, sie gemeinschaftlich mit der Bürgermiliz agiren zu lassen, und hatte in den Händen des Marschalls Lobau, Oberbefehlshabers der Nationalgarde, die Leitung sämmtlicher militärischen Kräfte der Hauptstadt konzentrirt. Eine Versammlung von Generalen und Ministern fand auf dem Generalstabsamte statt. Der Marschall Soult war zugegen, und auf seinem Gesichte stand eine auffallende Befangenheit zu lesen. Was sollte man beschließen? Sollte man jenen Krieg in den Gäßchen und auf den

Kreuzstraßen wieder beginnen, der im Jahr 1830 für den Herzog von Ragusa und die Monarchie so unheilvoll gewesen war? Einer der Anwesenden war der Ansicht, das Beste, was man thun könne, sei, den Truppen Befehl zum Rückzug zu ertheilen; man hätte sie dann in Masse auf dem Marsfelde versammelt und sofort mit dem Säbel in der Faust nach Paris zurückgeführt. Aber diese Ansicht wurde sehr nachdrücklich widerlegt von dem Polizeipräfekten, Herrn Gisquet, der bei diesen Ereignissen eine bemerkenswerthe Festigkeit beurkundete. Die Berathung zog sich unter rathlosem Schwanken, nutzlosen Verwünschungen, eiteln Entwürfen in die Länge, und man trennte sich, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben: so groß war die Verwirrung in den Köpfen!

Und doch mußte man kräftig einschreiten, denn die Augenblicke waren kostbar. Nun erschien die Gefahr Jedermann in so furchtbaren Verhältnissen, daß man nach allen Seiten Befehle abfertigte, welche die in der Umgegend liegenden Soldaten in die Stadt beriefen, obschon Paris selbst mit Truppen überfüllt war. Ein Bataillon vom 12. leichten Regiment brach von Saint-Denis auf; das 14. leichte eilte von Courbevoie her, nachdem es sich nach Saint-Cloud, das der König so eben verlassen, in Marsch gesetzt hatte. Die Batterie der Kriegsschule wurde auf das Carrousel gerichtet; eine Masse Munition kam von Vincennes. Zu gleicher Zeit erhielten ein Bataillon vom 3. leichten Regiment und eine Abtheilung der 6. Legion Befehl, das Boulevard zu säubern, das gegen das Thor Saint-Martin hin bereits zwei Schwadronen Karabiniers besetzt hielten, und wo der General Schramm sich mit vier Kompagnien am Eingang der Straße Clery aufgestellt hatte. Abends sechs Uhr gelang es den Dragonern, sich des Victoiresplatzes zu bemächtigen, und, unterstützt von einigen Kompagnien Fußvolk, sicherte eine von Herrn Delessert befehligte Abtheilung der Nationalgarde den Abgang der Kuriere.

Aber dies waren nur schwache Erfolge, im Vergleich mit denen, welche die Empörer damals auf tausend verschiedenen Punkten erkämpften. Sie nahmen nacheinander, und indem sie der Munizipalgarde bedeutende Verluste zufügten, die Posten der Lingerie, der Bastille, des Marktes Saint-Martin, der Blancs-Manteaux weg. Um acht Uhr errichteten sie eine Barrikade neben der kleinen Brücke am Hotel-Dieu, nöthigten eine Abtheilung des 25. Linienregiments zum Rückzug, trieben eine Abtheilung Munizipalgarden über den Quai aux Fleurs zurück und schlossen die Polizeipräfektur von allen Seiten ein.

Die Nachricht von diesen Ereignissen verbreitete Bestürzung im Schlosse. Man würde hier vergebens jenen Andrang von Gästen gesucht haben, welchen man um die Throne herum erblickt, wenn der Glanz der Feste sie umgibt und die Gewalt auf festen Füßen steht. Selbst die heißeste, ruhmrednerischste Ergebenheit war aus Furcht zu Eis geworden. Wahrhaftig, eine alltägliche und in

der Geschichte der Monarchien beinahe überflüssige Bemerkung! Die Beamten der Ministerien hatten die wichtigsten Papiere verborgen, und in den Tuilerien dachte man bereits nur noch auf Vorbereitungen zur Flucht. Man fürchtete hier hauptsächlich, der General Lafayette und der Marschall Clauzel möchten sich in die Bewegung werfen. Was hätte nicht die Popularität des einen und die Berühmtheit des andern vermocht? Die Dynastie Orleans war dann verloren.

Der Kriegsminister, Marschall Soult, theilte diese Besorgnisse. Seit den Erzählungen, die in frühern Zeiten über die Intriguen seiner Anhänger und über seinen geheimen Wunsch, zum König von Portugal gekrönt zu werden, umgelaufen waren, legte man ihm einen ungemessenen Ehrgeiz bei. Sein Kriegerruhm, seine Kenntnisse als Mann der Verwaltung, seine unermüdliche Thätigkeit, das glänzende Geschick Bernadotte's, seines Nebenbuhlers, alles ließ voraussetzen, daß er sich mit großartigen Plänen trug. Man kannte ihn überdies als gleich unfähig der Uneigennützigkeit in seinen politischen Neigungen, wie der Standhaftigkeit in seinen Wahlen, und er, der sich hintereinander Bonaparte, der Restauration, den Orleans hingegeben, er hatte das Recht verloren, an seine Treue gegen den letzten Herrn glauben zu machen. Im gegebenen Falle war er schweren Verdächtigungen ausgesetzt. Seine verlegene Haltung während des Kampfes, die Nachdrucklosigkeit seines Widerstandes, der mit der Rauhheit seines Charakters ganz und gar nicht verträgliche Befehl, welchen er den Corpschefs ertheilte, sich nur in der äußersten Noth zu vertheidigen, mußte Jedermann auffallend erscheinen. Er war es, welcher den Rath gab, Paris zu verlassen — wahrhaftig ein ganz seltsamer Einfall! Endlich erzählt man, doch ist die Sache keineswegs bewiesen, daß er in der Nacht vom 5. auf den 6. mit gewissen wohlbekannten Mitgliedern der republikanischen Partei eine geheimnißvolle, wichtige Unterredung gehabt habe. Unläugbar ist, daß man am Abend des 5. Juni einen jungen Mann, Namens Guibert*), der sich oft als den Schützling des Kriegsministers vorgestellt hatte, auf dem Bureau des National erscheinen sah. Dieser junge Mann hatte es auf sich genommen, die Gesinnungen des Generals Subervic auszuforschen, und erklärte sich für bevollmächtigt, eine Unterredung zwischen Armand Carrel und dem Marschall Clauzel zu veranstalten. Carrel begleitete ihn wirklich zu dem Marschall, aber er fand diesen sehr frostig, sehr vorsichtig und voll Furcht, sich preiszugeben. Er war nun gleichfalls rückhaltend, und aus diesem Gespräch ging für ihn so wie für den Marschall die vielleicht irrige, aber tiefe Ueberzeugung hervor, daß der Kriegsminister sich in ihre Geheimnisse habe drängen wollen, um sich dem Aufstand anzuschließen, wenn seine Aussichten sich einigermaßen günstig gestalten

*) Es ist dies derselbe, der später in der Straße Louis-le-Grand ermordet wurde.

sollten, oder im entgegengesetzten Fall über die sichersten Mittel verfügen zu können, ihn zu vereiteln.

Aber wenn unter den Angegriffenen Unentschlossenheit vorwaltete, so war sie in nicht geringerem Maße bei denen vorhanden, welche ihre Stellung zur Leitung des Angriffes berief. Zwei Zöglinge der polytechnischen Schule hatten auf Herrn Mauguin gerechnet: sie trafen ihn in der peinlichsten Angst und konnten ihm nur Worte gänzlicher Muthlosigkeit entreißen. Nicht entschlossener zeigte sich der Marschall Clauzel: einem Artilleristen, der im Namen der Partei in ihn drang, das Schwert zu ziehen, gab er zur Antwort: „Ich schließe mich euch an, wenn ihr der Mitwirkung eines Regiments sicher seid." — „Ei, mein Herr," erwiderte der Artillerist barsch, „wenn wir in diesem Augenblick ein Regiment zu unsern Befehlen hätten, so bedürften wir Ihrer nicht." Unter allen denen, die eine lange Vergangenheit bloßzustellen und ein ansehnliches Vermögen auf das Spiel zu setzen fürchten konnten, war Herr von Lafayette der einzige, der sich ganz und rückhaltlos anbot. In dem Wagen, in welchen man ihn gesetzt hatte, um ihn nach dem Stadthause zu führen, hörte der edle Greis, nachdem der Versuch mißlungen war, einen von denen, die ihn zogen, scherzweise zu seinem Nachbar sagen: „Wenn wir den General in die Seine würfen, wie könnte die Regierung den Verdacht von sich wälzen, ihn geopfert zu haben?" Und er spielte selbst auf diese grausamen Worte an und sagte mit der Grazie, die ihn nie verließ: „Wahrhaftig, dieser Einfall ist nicht so schlimm." Dann als man ihn zur Mitwirkung aufforderte, rief er krank und müde, wie er war: „Freunde, findet ein Plätzchen auf, wo man einen Stuhl stellen kann, und ich will euch folgen." Gequält von Verdrießlichkeiten aller Art, das Spielzeug einer Undankbarkeit, an die er unaufhörlich dachte, mehr als je erbittert über die Beschimpfungen, womit der Hof sein Alter verfolgte, fühlte er einen kräftigen Haß in sich, der, vermählt mit seiner Vaterlandsliebe und seinem Muthe, den ungeduldigen Wunsch in ihm weckte, sich zu rächen. Aber es mangelte ihm durchaus an der Initiative, und seine Freunde wollten es nicht auf sich nehmen, über ein so kostbares Leben zu verfügen. So war denn seine Popularität abermals nutzlos für seine Partei und ihn selbst.

Es ist wahr, man hätte sich seines Namens bemächtigen können, und man darf glauben, daß eine Proklamation, die eine provisorische Regierung ernannt hätte und am Morgen des 6. in mehreren tausend Exemplaren verbreitet worden wäre, entscheidende Wirkung gethan haben würde. Denn in diesem Falle lebte die Revolution von 1830 mit ähnlichen Umständen wieder auf; viele hochgestellten Männer ließen sich durch den großen Namen Lafayette hinreißen; die Hälfte der Nationalgarde trat auf die Seite ihres ehemaligen Oberbefehlshabers über; die Truppen blieben unentschieden, und

von beherzten Leuten begonnen, zog der Aufstand, indem er Festigkeit gewann, alle Egoisten, alle Ehrgeizigen, alle Feigen an sich. Aber außer denen, die sich schlugen, war Niemand, der etwas versucht, Niemand, der etwas gewagt hätte. Die Bureaux der Tribune waren von Polizeiagenten und einer Abtheilung Nationalgardisten gestürmt und die Pressen trotz der Protestationen der Herren Sarrut und Boussi versiegelt worden. Eine ähnliche Maßregel traf die Quotidienne und hätte sich auch am National vergriffen, wenn seine Bureaux nicht gerade in der Nähe der Barrikaden gelegen wären. Auf den Bureaux des National also, wo sich einige der Partei fremde Personen eingestellt hatten, kamen am 5. Juni gegen acht Uhr Abends mehrere der einflußreichsten Republikaner zusammen. Hier wurde inmitten tausend verworrener Gerüchte die Frage eines allgemeinen Aufstandes verhandelt. Für Viele war sie nicht zweifelhaft. Die Partei habe den Schwung genommen: was man zögere, ihn zu unterstützen? Die Revolution von 1830 habe nicht unter günstigeren Auspizien begonnen. Dies war nicht die Ansicht Armand Carrels. Von Seiten eines Mannes, der den Ruf ausgezeichneter Tapferkeit besaß, und gegenüber einer eben so argwöhnischen als aufsprudelnden Partei erforderte eine solche Erklärung eine nicht gewöhnliche Charakterfestigkeit. Aber man darf behaupten, daß Armand Carrel bei dieser Gelegenheit den militärischen Gesichtspunkt zu sehr vorwalten ließ, während er mehr als Verschwörer hätte urtheilen sollen. Nun sind die Grundsätze, die einer im Felde stehenden Armee den Sieg sichern, nicht dieselben, die über den Erfolg eines Volksaufstandes entscheiden. Kühnheit, die Danton's Prinzip und sogar sein Genie war, Kühnheit ist die Klugheit der kämpfenden Parteien; denn in der Revolution hat die Zuversichtlichkeit alle Vortheile des Zufalls für sich.

Nachdem die Versammlung beim National zu nichts geführt hatte, als die unselige Uneinigkeit deutlicher an's Licht zu stellen, machten sich die Feurigsten auf den Weg, um die Ecke der Straße Menilmontant zu erreichen, wo sie sich von zahlreichen Freunden erwartet glaubten und wo sie sich zu befestigen entschlossen waren, da sie nicht zweifelten, daß der Krieg am folgenden Tage von Neuem beginnen werde.

Aber schon fingen die Dinge an, ein anderes Aussehen zu gewinnen. Der Mangel an Leitung drohte alles zu verderben. Im Salon des Herrn Laffitte waren einige Deputirte der Opposition beschäftigt, sich in nutzlosen Reden zu ergießen, und verriethen eine Beklommenheit, die in der Heiterkeit des in Gefahr jederzeit ruhigen Herrn Laffitte eine strenge Richterin fand. Die Minister erfuhren nachgerade von ihren Emissären die Unthätigkeit Lafayette's und die Bedenklichkeiten des Marschalls Clauzel. Verhaftsbefehle wurden gegen die Herren Cabet, Laboissière und Garnier-Pagès erlassen. Die verschiedenen Corps der unermeßlichen Armee, welche auf Paris lastete,

fingen an, nicht mehr an eine zweite Julirevolution zu glauben, als sie die bürgerlichen Bataillone, welche gegen die Aufrührer geschickt wurden, im Vorbeidefiliren vor ihnen listigerweise „Es leben die Truppen!" rufen hörten. Die Empörer ihrerseits wurden muthlos und zerstreuten sich, als sie erfuhren, daß die Häupter wenig Lust bezeugen, diese blutige Partie zu spielen, und daß vielleicht die Autorität der Namen dem Aufruhre fehlen werde. Um die Abfälle zu vermehren und das Volk im Zaume zu halten, verbreiteten Polizeiagenten überall das Gerücht, der Aufstand sei karlistisch — eine kühne Lüge, die von den Einen verworfen, von den Andern aber ohne Mißtrauen angenommen wurde, und die getäuschte Nationalgarde des Stadtbanns, welche die Regierung in dem brüllenden und getäuschten Paris umherschickte, mit flammendem Zorn erfüllte.

Auf der andern Seite herrschte unter den höchsten Personen des Hofes, den Würdeträgern, den ministeriellen Deputirten, den Generalen, ein ungemeiner Schrecken. Herr Thiers war es, der am Abend des 5. Juni alle Vorbereitungen zur Vertheidigung zu leiten schien. Einige Zeit lang auf dem Generalstabsamte der Nationalgarde von den Herren Berenger, Keratry, Madier-Montjau, Voysin von Gartempe umgeben, ließ er, hochvergnügt über diese vom Glück ihm gebotene Gelegenheit sich in einer neuen Rolle zu versuchen, Patronen vertheilen und die Deputirten auffordern, sich in aller Eile zu versammeln. Nur dreizehn Deputirte, die oben bezeichneten mit inbegriffen, erschienen auf dem Generalstabsamte, und alle erwarteten mit Ungeduld die Ankunft des Königs, ohne zu wissen, ob sie Siegeshoffnung oder die Befürchtung einer Niederlage in seinen Blicken lesen sollten. Endlich kam er von Saint-Cloud, nachdem er seiner Familie Befehl ertheilt hatte, ihm zu folgen. Der Zustand von Paris erschreckte die Königin über die Maßen; sie hielt die Lage für noch bedenklicher, als 1830 — eine Ansicht, welche selbst die durch ihre Charakterfestigkeit bekannte Madame Adelaide zu theilen im Begriffe stand. Die Frage der Abreise wurde verhandelt; aber die Nachahmung des Beispiels Karls X schloß eine Gefahr in sich, die dem Scharfblicke Ludwig Philipps nicht entgehen konnte. Wenn er Besorgnisse hegte, so bewahrte er das Geheimniß derselben vor denen, die bei ihm eine Ermuthigung zur Hoffnung suchen wollten. Er empfing sie, wie es sich im Augenblick gebührte, d. h. mit einem beruhigenden Gesichte, mit Worten der Erkenntlichkeit, und er schien die Einsamkeit nicht zu bemerken, welche das schwankende Schicksal um ihn her schuf.

Inzwischen kampirte der Aufstand mitten in der Hauptstadt. Zwei Barrikaden schnitten die Straße Saint-Martin ab: die eine im Norden, auf der Höhe der Straße von Maubuée, die andere weit stärkere im Süden, auf der Höhe der Straße Saint-Mery und einige Schritte von der alten

Kirche dieses Namens. In dem Raume zwischen den beiden Wällen, auf der Ecke der Straße Saint-Mery und gegenüber der Straße Aubry-le-Boucher erhob sich das Haus Nr. 30, dessen Erdgeschoß und Zugänge etwa hundert und zehn Insurgenten besetzt hielten, und das ihnen zu gleicher Zeit als Hauptquartier, als Zitadelle, als Lazareth dienen sollte. Die Stellung war gut gewählt: nahte man von vorn, von der Straße Aubry-le-Boucher her, so fiel man unter das Feuer, das aus den Fenstern des Hauptquartiers kam; griff man es von hinten an, so bekam man's mit den Kämpfern im Innern der Barrikaden zu thun, geübten Männern, die mit sicherer Hand Tod verbreiteten und von außerordentlichem Muthe beseelt waren. Am Abend des 5. Juni kam eine Kolonne Nationalgardisten die Straße Saint-Martin herauf, dicht an die Barrikade. „Wer da?" ruft die Schildwache. — „Gut Freund!" — „Seid ihr Republikaner?" — „Ja." Ein Freudengeschrei erschütterte die Luft, und ein Insurgent, Namens Rossignol, trat vor, um mit dem Anführer der Kolonne zu unterhandeln; aber in demselben Augenblick stürzten sich Nationalgardisten auf die Barrikade mit dem Rufe: „Ha, Räuber, haben wir euch endlich!" und der Kapitän seinerseits schickte sich an, den Parlamentär gefangen zu nehmen. Da wendet sich dieser gegen die Seinigen um, und obgleich ein solcher Befehl ihn einem unvermeidlichen Tode auszusetzen schien, ruft er unerschrocken: „Gebt Feuer, Freunde!" Eine Salve kam vom Innern der Barrikade und warf fünf Mann zu Boden. Die Angreifer feuerten gleichfalls, und einer der Anführer auf der Barrikade bekam eine Kugel in die Lenden; aber die Kolonne mußte zurückweichen und zerstreute sich. Auf dieses erste Gefecht folgten zwei Angriffe, die mit vielem Nachdruck abgewiesen wurden. Und dies waren nur die Vorspiele eines furchtbaren Kampfes. Die Aufrührer bereiteten sich mit einer überraschenden Kaltblütigkeit darauf vor. Während unter den Befehlen eines Julidekorirten, Namens Jeanne, die Einen sich auf dem Posten der Straße aufpflanzten, erwarteten die Andern, im Hause Nr. 30 und in der Loge des Hausverwalters versammelt, mit Ungeduld den Augenblick des Sturmes und verkürzten diese furchtbaren Stunden mit fröhlichen Gesprächen. Diejenigen, die keine Waffen hatten, gossen aus bleiernen Dachrinnen, die sie abgerissen, Kugeln in einem Dutzend Modellen. Diese seltsamen Vorbereitungen wurden von einigen Greisen geleitet, ehemaligen Soldaten, die mit Worten und Geberden ihre Kameraden anfeuerten. Knaben luden die Gewehre und bedienten sich statt der Pfröpfe abgerissener Maueranschläge. Später, als dieses Mittel ausging, zerrissen die Insurgenten ihre Hemden, um Pfröpfe daraus zu machen. So warteten sie, umgeben von Stille und Dunkelheit, mitten in dieser großen, unbeweglich gewordenen Stadt allein aufgeregt und zum größten Theil wohl wissend, daß sie die Sonne des nächsten Morgens nicht

erblicken würden Auf einmal ertönten eilige Schritte auf dem Pflaster der Straße und Waffengeräusch ließ sich vernehmen. Es war eine Abtheilung Fußvolk, welche die Straße Saint-Martin heraufkam. Die Uhr stand auf halb drei des Morgens und die Barrikade war in diesem Augenblick beinahe verlassen. Aber schon waren einige Empörer in den dritten Stock hinaufgestiegen und klopften mit wiederholten Schlägen an die Thür eines Zimmers, das auf die Straße sah. Man öffnete ihnen, und zwei junge Frauenzimmer traten ihnen entgegen, die zitternd, in Thränen zerfließend baten, man möchte ihnen doch das Leben schenken. „Fürchten Sie nichts," antworteten die Republikaner lächelnd, „wir kommen hier nur als Feinde des Königs, und wenn Ihre Möbel durch die Kugeln beschädigt werden, so wird die provisorische Regierung Sie entschädigen." Diejenigen, welche Flinten hatten, stellten sich an den Ecken der Fenster auf; die Anderen hielten sich bereit, Mauer- und Pflastersteine auf die Soldaten hinabzuwerfen. Auch konnten die Truppen nur in aller Eile über die Barrikaden wegziehen, wo sie einen langen Blutstreifen als einzige Spur hinterließen. Bald darauf erfuhren die Republikaner, daß sich im Hofe des von ihnen besetzten Hauses ein Waffenladen befinde, und ließen sich den Eingang desselben öffnen. Der Laden enthielt fünfzig Jagdflinten. Sie wurden inmitten der lebhaftesten Begeisterung vertheilt; aber die Brüderlichkeit, die unter den Kämpfenden herrschte, hinderte sie nicht, sich mit der ganzen Eifersucht des Muthes diese allzu seltenen Waffen streitig zu machen. Mittlerweile verkündet man das Heranrücken der Munizipalgarde. Jetzt gehen die Aufrührer in Masse auf die Straße hinab, lassen die Munizipalgarde bis auf Pistolenschußweite herankommen und werfen sie dreimal mit dem Rufe „Es lebe die Republik!" zurück. Ihre Begeisterung war unbeschreiblich und schien mit ihren Gefahren zu wachsen. Ein zwölfjähriger Knabe, der unter ihnen focht, hatte eine sehr bedeutende Kopfwunde erhalten, und ließ sich durch die dringendsten Zureden Jeanne's nicht vermögen, die Barrikade zu verlassen. Im Uebrigen vermählte sich dieser sprudelnde Muth bei den Kämpfern von Saint-Mery mit einem tiefen Gefühl der Menschlichkeit. Nach jedem Gefecht sprangen sie über die Barrikade hinab, nahmen die Verwundeten in ihre Arme und trugen sie in's Lazareth, wo ihre Feinde nur noch ihre Brüder waren.

Nicht weit von da bewachte ein anderer Insurgentenhaufe eine am Eingang der Passage du Saumon errichtete Barrikade, deren Zugänge überdies von aufmerksamen, die Straße Montmartre entlang aufgestellten Schildwachen vertheidigt wurden. Auch hier bezeichneten hartnäckige Kämpfe eine auf immer beklagenswerthe Nacht; denn der Marschall Lobau hatte den Soldaten befohlen, dieses Quartier zu säubern, so daß es mit Tagesanbruch rein sei, und die Republikaner ihrerseits waren entschlossen, es nicht leben-

dig zu verlassen, außer als Sieger. Lange Zeit behaupteten sie sich auf dem gewählten Posten, sich durch gegenseitige Aufmunterungen entflammend, unzugänglich der Entmuthigung, erhaben über die Furcht. Ein an der Ecke der Straße Montmartre und der Passage gelegenes Café*) nahm die Sterbenden auf, und von den benachbarten Fenstern, die sich von Minute zu Minute öffneten und eiligst wieder schlossen, warfen unbekannte Hände den Republikanern Patronen zu. Aber sie waren nur eine Handvoll, und da sie von ansehnlichen, unaufhörlich sich rekrutirenden Streitkräften gedrängt wurden, so war jeder Mann, der in ihren Reihen fiel, ein unersetzlicher Verlust für sie. Um vier Uhr Morgens war ein längerer Widerstand schlechterdings unmöglich geworden; das Café war voll von Verwundeten; auf dem von seinem Blute überströmten Billard lag ein Zögling der polytechnischen Schule, und hinter der Barrikade zählte man weniger Kämpfer als Leichname. Ein letzter Angriff endete den Kampf auf diesem Punkte. Einige wenige Empörer entkamen wie durch ein Wunder, die anderen ließen sich auf der Bresche niedermachen.

Der Posten auf der kleinen Brücke vor dem Hotel-Dieu war am Abend des 5. Juni Schauplatz eines hartnäckigen Kampfes gewesen. Siebzehn Insurgenten, die ihn während der Nacht besetzt hielten, hatten sich von einer zahlreichen Kolonne Nationalgarden überraschen lassen; fünfzehn von diesen Unglücklichen wurden in Stücke gehauen und in die Seine geworfen; zwei wurden in den benachbarten Straßen eingeholt und erwürgt. Was die in der Straße Menilmontant versammelten Republikaner betrifft, so mußten sie, nachdem sie die ganze Nacht gefeuert, mit Tagesanbruch den Rückzug antreten, denn ihre Zahl war zu klein und die Stellung zu schwach, um möglicherweise eine Vertheidigung zuzulassen.

Am 6. Juni waren nur noch auf dem Bastilleplatze, am Eingang der Vorstadt Saint-Antoine und in den Straßen Saint-Martin, Saint-Mery, Aubry-le-Boucher, Planche-Mibray und der Arcisstraße Insurgenten zu erblicken. Nun erschöpfte sich die Regierung in den außerordentlichsten Anstrengungen, um den somit in zwei Stadtviertel zurückgedrängten Aufstand zu überwinden. Von Morgens sechs Uhr an war der Platz Ludwigs XV von der Artillerie versperrt; zwei Bataillone marschirten von Saint-Cloud herbei, um die vielen, welche die Hauptstadt überschwemmten, zu verstärken; endlich rückte von Versailles her ein Regiment Fußvolk und drei Regimenter Kavallerie mit Kanonen in Paris ein.

Aber dies alles genügte noch nicht, um den Hof vollkommen zu beruhigen. Die Tuilerien boten beinahe noch denselben Anblick dar, wie Tags zuvor.

*) Es existirt nicht mehr.

Die hochgestellten Männer, die gekommen waren, um ihre Dienste anzubieten, waren leicht zu zählen, und auf den Gesichtern sämmtlicher Anwesenden stand eine gewisse Gezwungenheit zu lesen. Als man die Kommandos über die verschiedenen Brigaden vertheilen wollte, waren die meisten von den Chefs nicht zu finden. Ein durch sein thatkräftiges Wesen bekannter General, Excelmans, weigerte sich, unter den Befehlen des ihm gleichgestellten Generals Pajol zu dienen; er betrachtete die in dieser Richtung an ihn ergangene Aufforderung als einen Schimpf gegen seine Epauletten, und zwischen ihm und dem Marschall Soult erhob sich in der Dianagallerie ein sehr lebhafter Wortwechsel, laut genug, daß die königliche Familie das Geschrei hören konnte. Der König zeigte viele Gelassenheit. Wohlerfahren in der Kunst, über sich selbst zu wachen, entwickelte er in seinem Benehmen und seinen Reden die vollkommenste Ungezwungenheit, sei es nun, daß er um sich herum Zuversicht verbreiten wollte, oder daß er einsah, daß die Empörung sich ihrem Ende zuneigte. Gleichwohl konnte sich der Brand jeden Augenblick von neuem entzünden. Noch an demselben Morgen ging Herr Marchais unter den Fenstern des Marschalls Lobau vorüber: „Nun," rief ihm dieser in einem halb scherzenden, halb ernsthaften Tone zu, „ihr oder wir, wer wird abziehen müssen?"

Inzwischen hatten sich die Deputirten der Opposition bei Herrn Laffitte versammelt, und man berieth sich hier unter der Herrschaft des Zornes oder der Angst. Die meisten dieser kleinmüthigen Menschen waren, als sie das Wort Republik nur aussprechen hörten, erblaßt, und schon hatten sich vor ihnen all die schwarzen Gespenster aufgerichtet, die das Entsetzen ihrer Erinnerung waren. Aber, Gott sei Dank! sie vernahmen jetzt nur noch die letzten Rufe der ersterbenden Empörung, und wüthend über ihren nunmehr verschwundenen Schreck sagten sie: „Was säumen wir? Der Augenblick ist gekommen, wo jeder frei und offen seine Ansicht aussprechen muß. Es ist kein Mittelweg mehr möglich: entweder müssen wir uns dem Aufstande anschließen oder mit ihm brechen. Wenden wir eine unheilvolle Gesammtverantwortlichkeit von uns ab und beweisen durch eine feierliche Kundgebung unserer Gesinnung, wie sehr wir den Begünstigern des Aufstandes, ihren Handlungen und Grundsätzen abhold sind." Aber diese Ansicht fand kräftige Gegner in der Versammlung. Ob es den Urhebern des Gesetzes anstehe, sich mit dem Requisitorium zu bewaffnen? Und in welch einem Augenblick! Also während das vergossene Blut noch rauche, während alle Gemüther in Gährung seien, und der kleinste Funke einen ungeheuern Brand erregen könne, unter dem Geknall des Flintenfeuers also wolle man die Insurgenten durch einen Urtheilsspruch niederschmettern? Hätten sie gesiegt, so wäre die Geschichte allein ihre Richterin gewesen; nachdem sie überwunden worden, müsse das Uebermaß ihres Unglücks sie wenigstens vor Beschimpfung schützen. Dies

war die Ansicht der edeldenkenderen und unter andern des Herrn von Bryas. Herr von Bryas hatte einen Sohn in der polytechnischen Schule, wo die Empörung mehr als einen unerschrockenen Bundesgenossen gefunden hatte. Als Vater und Bürger bekämpfte er mit lobenswerther Festigkeit die Idee einer Manifestation, welche ebenso nutzlos als würdelos gewesen wäre. Sofort handelte es sich darum, Kommissäre an den König zu schicken, mit dem Auftrag, ihm in der seit 1830 befolgten Politik die Quelle aller Ruhestörungen nachzuweisen. Man wandte dagegen ein, daß dieser Schritt zu nichts führen würde, daß der König wie Karl X und alle Könige einen unabänderlichen Willen habe, daß es Wahnsinn sei, daran zu zweifeln, und daß die Deputirten der Opposition es sich selbst schuldig seien, sich nicht dem Hohne einer in diesem Augenblick voll Haß und Hochmuth sich aufblähenden Camarilla auszusetzen. Da inmitten dieser Verhandlungen das Wort Republik genannt worden war, und mehrere verlangt hatten, man solle dem Tadel der Handlungen der Regierung eine unumwundene Mißbilligung jener furchtbaren Grundsätze beifügen, welche das Jahr 93 zum Datum und die rothe Fahne zum Symbol gehabt, so ergriff Herr von Lafayette das Wort. Er ließ sich nicht zu einer Zurückweisung ebenso unstichhaltiger als ungerechter Zusammenstellungen herab und erklärte sich ohne Umschweif als Republikaner. Von der Aeußerung, die eine gewandte Bosheit ihm beizulegen beliebt hatte: „Der Herzog von Orleans ist die beste Republik!“ versicherte er, daß sie niemals aus seinem Munde gekommen sei. Nachdem er sofort mit edler Mißbilligung seines eigenen Benehmens an die Julitage, diese ewige Lehre für die Völker, an sein getäuschtes Vertrauen, seine elendiglich zerstörten Ideale, seine gezüchtigte Verblendung erinnert hatte, verwarf er alles, was in einer Monarchie der Hoffnung gleichen könne. Aber dieser beherzte und muthvolle Greis sprach zu Leuten, welche die Monarchie durch unüberwindliche Verführungsmittel in ihrem Dienste zurückhielt. Die Deputirten ernannten drei Kommissäre: Herrn François Arago, den Marschall Clauzel, Herrn Laffitte. Da der Marschall es ablehnte, so nahm Herr Odilon-Barrot seinen Platz in der Kommission ein. Mittlerweile hatte man die Nachricht gebracht, daß der Aufstand überwunden sei, und die Deputirten, die ihre Rolle nunmehr beendet glaubten, trennten sich.

Beim Weggehen begegnete Herr Arago im Hofe Herrn Savary und Herrn Alexander Dumas, einem Gelehrten und einem Dichter. Sie waren beide sehr aufgeregt und hatten nicht sobald vernommen, was soeben bei Herrn Laffitte beschlossen worden war, als sie in bittere, leidenschaftliche Beschwerden ausbrachen. Paris, sagten sie, habe nur ein Zeichen erwartet, um sich zu erheben, und sie haben sich eines schweren Verbrechens gegen ihr Land schuldig gemacht, diese Deputirten, die sich so schnell bereit gezeigt, die

Anstrengungen des Volkes zu verläugnen und ihm ein höheres, der Größe seines Muthes würdiges Geschick zu mißgönnen.

Faktisch war der Aufstand noch nicht gedämpft. Es ist wahr, daß eine Abtheilung Lanziers das Thor Saint-Martin besetzt, daß drei Kolonnen unter Anführung des Generals Schramm den Eingang der Vorstadt Saint-Antoine weggenommen hatten, und daß das Boulevard von der Madeleine bis zur Bastille frei war. Aber die Sturmglocke erscholl von der Kirche Saint-Mery herab; die Kämpfer im Kloster hielten noch Stand, und wehe den Bataillonen, die sich in der Straße Saint-Mery verfingen und diesen unbezähmbaren Männern zu nahe zu kommen wagten! Denn niemals ist ein Waffenplatz besser vertheidigt worden. Als die Truppen, kräftig abgewiesen, sich in Unordnung zurückzogen, überschritten die Republikaner die Linie der Barrikaden, nahmen schnell den Todten ihre Patrontaschen ab und erneuerten auf diese Art ihre erschöpfte Munition. An den Fenstern eines benachbarten Cafés stehend, gab ein junges Mädchen,*) deren Liebhaber auf den Barrikaden war, durch verständige Zeichen Nachricht vom Anrücken der Soldaten, oder auch verpflegte sie die Verwundeten mit frommer Sorgfalt und brachte den Kämpfern, an denen ihre schwindenden Kräfte zu Verräthern werden wollten, Bouillon. Eine nicht minder dankenswerthe Hülfe fanden die Verwundeten in der thätigen Menschenliebe einer andern Frau, der Gattin des Waffenschmieds, dessen Magazin die Kämpfer gestürmt hatten. Gleichwohl war es unmöglich, daß ein solcher Kampf sich in die Länge zog, weil jeder neue Angriff in den Reihen der Aufrührer Lücken zurückließ, die sich nicht ausfüllten. Sie hatten bisher geglaubt, ihre Kühnheit würde, da das Glück sie begünstigte, ansteckend wirken, aus allen Theilen von Paris würde der Aufstand dem furchtbaren Aufruf ihrer Salven entsprechen, und wenn sie erliegen müßten, so würden wenigstens ihre Leichen nur der Republik angehören. Einen Augenblick war ihre Zuversicht vollkommen. Zwei Unbekannte brachten ihnen ein Pulverfäßchen, und man meldete ihnen, daß Freunde im Anmarsch seien, um sie zu unterstützen; aber diese Hoffnung erwies sich bald als nichtig. Vergebens lauschen sie mit gespannter Erwartung, kaum trägt der Wind ihnen den gewöhnlichen Lärm der Cité zu; ihre Stimmen verhallen ohne Echo! Paris um sie her ist stille. Ein Soldat vom 62., Namens Vigouroux, kommandirte die Kämpfer, die an den Fenstern standen. „Wir sind verloren," sagte er zu seinen Gefährten mit dem Tone eines Mannes, der sein Leben geopfert hat; „wenn einige unter euch sind, die etwas anderes zu thun haben, als hier zu sterben, so ist es noch Zeit; sie mögen

*) Sie wurde später in den Prozeß der Zweiundzwanzig verwickelt und freigesprochen.

sich zurückziehn!“ Jeder blieb fest auf seinem Posten. Für die Meisten, ein sorgenloses und kriegerisches Geschlecht, lag in einem solchen Kampfe eine Art großherzigen Taumels, dessen aufregende Kraft sie nicht verlieren wollten; und was diejenigen betraf, die den überlegenden Verstand vorwalten ließen, so dachten sie, wenn die Republik verurtheilt sei unterzugehen, so sei es nöthig, daß von ihrer Niederlage unverlöschbare Eindrücke und eine unsterbliche Erinnerung in allen Gemüthern zurückbleiben.

Gegen Mittag kam eine Abtheilung Fußvolk von der Straße Aubry-le-Boucher her, und ein Serschant rief mit starker Stimme, er wünsche zu parlamentiren. Sogleich trat einer der Aufrührer vor, mit seinem Stutzer in der Hand. „Wenn ich getödtet werde,“ hatte er gesagt, „so habt ihr blos einen Soldaten weniger und ihr werdet mich rächen.“ Er wechselte einige Worte mit einem Lieutenant, kehrte dann zu seinen Kameraden zurück und meldete ihnen, die Soldaten verlangen blos über die Barrikaden wegzuziehen und versprechen, keinen einzigen Schuß zu thun. Aber Jeanne fürchtete eine Schlinge; er trat jetzt selbst vor und sagte: „Ihr dürft nicht durch unsere Reihen ziehen, außer ihr legt die Waffen ab.“ Dann fügte er, die Hand gegen die Barrikaden ausstreckend, hinzu: sie seien unverletzlich, bewacht von Männern, welche geschworen haben, sie nur mit ihrem Blute überströmt zu verlassen. Hierauf beschwor er die Soldaten, im Namen des trauernden Vaterlandes sich zu erinnern, daß sie als Kinder des Volkes ihre Arme und ihr Leben dem Sieg seiner Freiheit schulden. Der Kommandant antwortete, nicht ohne Bewegung, er werde nicht von seinen Pflichten abweichen; aber er gab Befehl zum Rückzug, und die Soldaten marschirten langsamen Schrittes wieder ab, während die Kämpfer auf den Barrikaden riefen: „Es lebe die Linie!“

Einige Augenblicke nachher rückte die Nationalgarde des Stadtbannes die Straße Saint-Martin herauf. Trunken von Wein und Zorn eilten einige sehr, die Luft mit Flüchen erfüllend und in der Meinung, einem leichten Siege entgegenzugehen. Mit einem Rottenfeuer empfangen, hält die Garde an und weicht zurück. Schüssen von überraschender Sicherheit ausgesetzt, sind die ersten Reihen im Nu über den Haufen geworfen, während aus sämmtlichen Fenstern des Hauptquartiers der Tod sich mitten in der Kolonne niederläßt. Da bemächtigte sich eine unaussprechliche Angst der Angreifer: sie fliehen den Quais zu und zerstreuen sich nach allen Richtungen, die einen ihre Schakos, die andern ihre Waffen weit von sich werfend.

So sah man mitten in dieser Stadt von mehr als einer Million Einwohner, in dem bevölkertsten Viertel von Paris, beim hellen Sonnenschein sechszig Bürger einer Regierung Trotz bieten, eine Armee im Schach halten, parlamentiren, Schlachten liefern. Und während dieser Zeit blieben diejeni-

gen, die ihnen gerne Hülfe gebracht hätten, zu qualvoller Ohnmacht verdammt. Man bemerkte mehrere um diese unglücksschwangern Quartiere herum. Gesenkten Hauptes, mit düsterem Gesichte und Thränen in den Augen, irrten sie, der stummen Trauer ihrer Seele preisgegeben, umher, und hielten voll Herzensangst zuweilen an, um das Geknalle des Flintenfeuers und die ungleichen Töne der Sturmglocke zu vernehmen. Denn das Schicksal verweigerte ihnen die Gelegenheit zu einer ihren Freunden nützlichen Aufopferung. Es gibt im Gemenge der politischen Leidenschaften eine letzte Stunde, wo das Schicksal der Reiche sich festsetzt. Diese kostbare, entscheidende Stunde hatten die Republikaner verloren, und jetzt begegneten sich auf ihrem Wege nicht blos diejenigen, die eine ehrliche Feindschaft gegen sie aufregte, sondern auch jene unermeßliche, unerbittliche Masse verächtlicher Wesen, für welche die Niederlage ein Verbrechen und das Unglück eine Beute ist. Ueberdies kein Mittelpunkt mehr, wo die Republikaner fortan sich sammeln konnten: kein Oberhaupt, um ihre Bewegungen zu leiten: überall Soldaten, überall Verräther, überall Feinde! Und so groß war bereits die Zuversicht, welche diese Entfaltung von Streitmassen den Gleichgültigen einflößte, daß die Geschäfte ihren Gang wieder genommen hatten. Hier der Handel, sein ausschließliches Getreibe, seine Berechnungen; dort das Pflaster ganz bedeckt mit dem Blute von gestern, die Häuser schwarz behangen, das Flintenfeuer, die Sturmglocke, Sterbende auf Tragbahren und endlich Gefangene wankend unter körperlichen Mißhandlungen, welche sie weniger fürchteten, als den Hohn und die Beschimpfung. Denn wer könnte diese Szenen des Zornes und der Erbitterung vergessen haben? Auf dem Grèveplatz, der am 6. Juni von Nationalgardisten und Soldaten angefüllt war, wurden Unmenschlichkeiten begangen, gegen deren Verzeichnung der Geschichtschreiber dieser unseligen Tage sich durchaus sträubt, und es ist ein Trost für sein tief betrübtes Herz, wenigstens dem edeln Benehmen des Generals Tiburce Sebastiani, der diesen schändlichen Wuthausbrüchen Einhalt that, seine Huldigung darbringen zu können.

Mittags verließ der König das Schloß der Tuilerien, begleitet von den Ministern des Kriegs, des Innern und des Handels, und ließ die auf dem Platz Ludwigs XV, sowie die auf den elysäischen Feldern versammelten Truppen Revue passiren. Von da begab er sich über die Boulevards an die Bastille, ging durch die Vorstadt Saint-Antoine, sodann die Quais entlang und durch den Louvre zurück in seinen Pallast. Obgleich die Empörung in diesem Augenblick beinahe ganz überwunden war, so war der lange Spaziergang des Königs doch ein Akt des Muthes, und die Nationalgarde, die, auf der Straße aufgestellt, ihn mit ihren Zurufungen begrüßte, wußte selbst nicht, in welch' unmittelbarer Nähe auf mehreren Punkten der Tod ihm gedroht hatte. Auf dem Quai zum Beispiel und nicht weit vom Grèveplatz legte eine junge

Frau von einem Fenster herab auf ihn an und unterließ den Schuß blos, weil die Schwere des Gewehrs ihre Hand zittern machte. Der König zögerte bei dieser Gelegenheit nicht, mit seiner eignen Person einzustehen; er zeigte Allen ein ruhiges, lächelndes Gesicht, richtete Worte des Trostes an die verwundeten Nationalgardisten, die er begegnete, trat auf die schweigenden oder feindselig gestimmten Gruppen zu und entfernte sogar diejenigen aus seinem Geleite, die, sei es nun um sich mit ihrem Eifer breit zu machen, oder aus aufrichtiger Besorgniß, ihn mit ihren Leibern zu decken suchten.

Es schlug drei Uhr, als eine offene Kalesche, worin sich die Herren Arago, Odilon-Barrot und Laffitte befanden, in den Hof der Tuilerien fuhr. Ein Unbekannter war jetzt vor das Pferd gestürzt, ergriff es am Zügel und rief: „Seien Sie auf Ihrer Hut, meine Herren! Herr Guizot kommt aus dem Gemach des Königs; Ihr Leben ist nicht in Sicherheit!" Mehr überrascht, als erschreckt, durch diese unerwartete Erscheinung, ließen die drei Kommissäre sich anmelden. Eine lange, vertraute Freundschaft hatte Herrn Laffitte erlaubt, den Monarchen zu studiren, und auf der Schwelle des königlichen Gemachs sagte er zu seinen Kollegen: „Halten wir uns gut; er wird uns zum Lachen bringen wollen."

Zum König zugelassen, setzten die Deputirten ihm auseinander, daß der Sieg, den er zu erfechten im Begriffe stehe, ein gesetzlicher sei und nicht grausam werden sollte; daß der Augenblick günstig sei, um die begangenen Fehler wieder gut zu machen, die allgemein gewordene Erbitterung zu beschwichtigen, und daß es Weisheit beurkunden würde, den Sieg der Gesetze zum Ausgangspunkt für eine als nothwendig anerkannte Systemsveränderung zu machen; daß die erschütterte Popularität des Königs, die Steigerung der politischen Feindseligkeiten auf einen unerhörten Grad von Heftigkeit, der Bürgerkrieg im Westen, der Bürgerkrieg in Paris deutlich genug beweisen, wie verdammenswerth das System vom 13. März sei; daß das Unglück in Grenoble, die unbegründete Entwaffnung der Nationalgarde in mehreren Städten, die beispiellos strengen Maßregeln, die man an so vielen Orten ergriffen habe, die Nothwendigkeit, vier Departements den Ungemächlichkeiten des Belagerungszustandes preiszugeben, als unvermeidliche Folgen aus diesem System entstanden seien; daß sich endlich dem Unrecht dieser nach innen tobsüchtigen Politik das Unrecht einer nach außen aller Offenheit, Kraft und Würde ermangelnden Politik beigeselle.

Die Antwort des Königs war, wie man vorhersehen mußte. Wenn Blut fließe, so liege die Schuld an den Meuterern, die gezüchtigt werden sollen, aber ohne daß der ordentliche Gang der Justiz unterbrochen werde. Wenn der König von Frankreich nicht die Popularität des Herzogs von Orleans habe, so dürfe man sich darüber nicht wundern nach so vielen

Verläumdungen und Beschimpfungen, einer Frucht der Gehässigkeiten des Parteigeistes. Die Maßregeln der Strenge, die man angeordnet, seien ein Regierungsmittel, welches unaufhörlich sich erneuernde Angriffe unumgänglich nothwendig machen. Der Rechenschaftsbericht insbesondere sei blos eine Darlegung eingebildeter Beschwerden, ein Gewebe von ungerechten Beschuldigungen, wie z. B. die, daß der König unersättlich an Reichthümern sei. Was die auswärtige Politik betreffe, so sei sie alles gewesen, was unsere Interessen und unsere Mittel gestatten: die scheinbar vielleicht tadelnswerthe Sprache des Herrn von Sainte-Aulaire rechtfertige sich durch das Ergebniß; die belgische Angelegenheit sei beendigt, und wenn man in der italienischen nicht eben so klar sehe, so komme dies von der Schwierigkeit her, einem Papst Vernunft beizubringen.

Interessante Zwischenfälle bezeichneten diese Unterredung. Gleich bei den ersten Worten hatte sich ein unheimliches Getöse vernehmen lassen: „Das ist die Kanone," sagte der König, „die man aufgeführt hat, um ohne zu großen Verlust an Menschenleben das Kloster Saint-Mery zu bemeistern." Herr Arago hatte seiner Rede die entschiedene Erklärung vorausgeschickt, daß er von der Regierung niemals ein Amt annehmen werde; als Herr Odilon-Barrot eine so ziemlich ähnliche Versicherung begonnen hatte, unterbrach ihn der König und sagte, indem er ihm freundschaftlich auf das Knie klopfte: „Herr Barrot, ich nehme Ihre Aufkündigung nicht an." Als man seiner Politik eine auffallende Schonung gegen die Legitimisten vorwarf, antwortete er: „Ich habe mich immer an die Aeußerung Kersaint's erinnert: Karln I wurde der Kopf abgeschlagen, und England sah seinen Sohn auf den Thron steigen; Jakob II wurde blos verbannt, und sein Geschlecht ist erloschen auf dem Festland!" Was aber in der Sprache des Königs vorherrschte, das war die Befürchtung, man möchte Casimir Perier die Ehre des bisdahin befolgten Systems zuschreiben. Diese Ehre sprach er mit vieler Beharrlichkeit ganz und vollständig für sich an, indem er zu wiederholten Malen darauf zu reden kam, in der offenbaren Absicht, seinen frühern Minister als das gelehrige Werkzeug eines überlegenen Geistes darzustellen. Auch that er sich viel auf die unerschütterliche Beharrlichkeit seines Willens zu gut, eines Willens, der sich nur ein einzigesmal gebeugt habe, als es sich darum handelte, die Lilien aufzugeben, welche der jüngern Linie so gut angehört haben, wie der ältern. Endlich fielen den Deputirten in der überfließenden Stegreifrede die im Munde eines diplomatischen Königs etwas gewagten Worte auf: „Bei allen Nationen Europa's ist das Element der Revolutionen vorhanden, und allen fehlt das Zeug zu einem Herzog von Orleans, um denselben ein Ende zu machen."

Als diese Unterredung vorüber war, drückte sich Ludwig Philipp gegen einige seiner Vertrauten, die ihn in einem Nebenzimmer erwarteten, folgen-

dermaßen über die drei Kommissäre aus: „Herr Odilon-Barrot war sententiös und mild; Herr Laffitte feierlich; Herr Arago außerordentlich lebhaft."

Inzwischen folgten um Saint-Mery herum Angriffe auf Angriffe. Von erbitterten Feinden gedrängt, umzingelt, beinahe zur Hälfte zusammengeschmolzen und im Besitz von nur noch hundert Patronen, entwickelten die Empörer eine Unerschrockenheit, welche der Gegenstand allgemeinen Staunens geworden ist. Ein Greis mit kahlem Haupte und grauem Barte sank todt im Innern der Barrikaden nieder, in dem Augenblick, wo er eine dreifarbige Fahne erhob und seine Gefährten zu einer verzweifelten Anstrengung aufforderte. Neben ihm wurde einem jungen Mann, der zum Angriff trommelte, die linke Hand durch eine Kugel zerschmettert; man wollte ihn in's Lazareth bringen: „Wenn sie abgezogen sind," sagte er und trommelte mit der rechten Hand weiter. Einer der Kämpfer klagte auf der Straße über Hunger und verlangte, man solle Lebensmittel bringen lassen. „Lebensmittel!" antwortete Jeanne, „es ist jetzt drei Uhr, und um vier Uhr sind wir todt." Man mußte Artillerie kommen lassen; man mußte diese paar Steinhaufen, die von einer Handvoll Männer vertheidigt wurden, förmlich belagern. Zwei vor Saint-Nicolas-des-Champs aufgepflanzte Kanonen wurden gegen die kleine Barrikade im Norden gerichtet; ihre Kugeln rissen ganze Wände weg. Zu gleicher Zeit ließ man eine Kanone von der Straße Aubry-le-Boucher her auffahren, um das Haus Nr. 30 zur Unterwerfung zu zwingen. Die Empörer verloren deßungeachtet den Muth nicht. Sie nagelten blos Matratzen vor die Fensterscheiben, weil die Verzweiflung der zwei Frauen, in deren Wohnung sie gedrungen waren, ihnen zu Herzen ging. Endlich gegen vier Uhr wurden die Barrikaden von allen Seiten zugleich angegriffen, von Nationalgarden und Soldaten, die von der Straße Saint-Martin herabkamen; von einem Bataillon des 42. Linienregiments, das von der Straße de la Verrerie heranrückte; von einer Kolonne des 1. Linienregiments, das unter den Befehlen des Generals Laidet in die Verlängerung der Arcisstraße geworfen worden war. Die Republikaner hofften, wenn sie die Angreifer noch einmal zum Rückzug nöthigten, so könnten sie Todten ihre Patronen abnehmen; da aber die Soldaten mit vielem Ungestüm und großer Entschlossenheit von allen Seiten her kamen, so wurde jeder Widerstand unmöglich. Jetzt brachen von denen, die auf der Straße kämpften, die einen, an ihrer Spitze Jeanne, keck mit dem Bajonett durch eine erste Linie von Soldaten und zogen sich mit einem Verlust von blos drei Mann durch die Straße Maubuée zurück; die andern stürzten sich, um sich zu vertheidigen, in das Haus Nr. 30, dessen Thüre sie hinter sich verschlossen und von innen mit mehreren Haufen Pflastersteine verrammelten. Nun war die Erbitterung bei einigen der Aufrührer so groß, daß, als eines der untern Felder dieser Thüre eingestoßen

wurde, ein junger Mann, der sterbend in der Hausflur niedergesunken war, noch bis an die Oeffnung kroch, um seinen letzten Pistolenschuß auf die Soldaten abzufeuern. Einen Augenblick später wurde das Haus gestürmt und wiederhallte nur noch von Wuthgeschrei oder Geächze. Von Zimmer zu Zimmer verfolgt starben die siebzehn Empörer durch Bajonettstiche getödtet. Einer von denen, die im dritten Stockwerk gekämpft hatten, wohin die Angreifer zu dringen im Begriffe standen, gab seinen Kameraden Befehl, die Treppe abzuschlagen; aber da es bereits zu spät war und die Flinten auf den Stufen derselben ertönten, so rief er: „Das Pulverfaß! wir wollen das Haus in die Luft sprengen." Das Pulverfaß war verschwunden. Jetzt gelang es den Kämpfern vom dritten Stock, über die Dächer zu klettern und durch ein Fenster in das Haus Nr. 48 der Straße Saint-Mery zu steigen. Hier entdeckte man sie, denn man durchsuchte alle Häuser in der Nähe der Barrikaden, und sie wären unfehlbar erwürgt worden, wenn nicht der Kapitän Billet vom 48. mit der dem französischen Charakter angebornen Großmuth ihr Leben geschützt hätte. „Macht Gefangene," sagte er edlerweise zu seinen Soldaten, „und keine Opfer."

Jeder glaubte den Kampf beendigt, und schon umgaben Tausende von Neugierigen die Zugänge des Hauses Nr. 30, als auf einmal aus einer anstoßenden und auf die Straße Saint-Mery gehenden Metzig eine neue Salve kam. Erstaunt drängen sich die Soldaten, die am Eingang der Straße Saint-Mery stehen, in die Straße Saint Martin zurück, die Neugierigen ergreifen die Flucht. Diesen Augenblick der Verwirrung benutzen fünf bis sechs Aufrührer, stürzen aus der Metzig, wohin sie sich geflüchtet hatten, heraus und verlieren sich in den Fluthen der unruhevoll sich dahin wälzenden Menge.

Es blieben im Hause nur noch zwei lebendige Insurgenten. Ein Offizier der Nationalgarde, den die Kämpfer gefangen genommen hatten, war vor der Einnahme des Hauses in Frauenkleidern entflohen; aber die zwei Aufrührer hatten keine Zeit mehr, dieses Rettungsmittel zu versuchen. Beide in dem Zimmer, wo sie gefochten hatten, unter ein Bett versteckt, waren sie zu der Todesqual verurtheilt, die Flüche der siegreichen Soldaten in das letzte Geröchel ihrer erwürgten Kameraden sich mischen zu hören. Sie selbst fühlten sich mehr als einmal von der Spitze der Bajonnette berührt, die irgend ein vergessenes Opfer suchten. Endlich überzeugt, daß die Soldaten ihren Aufenthalt in dem Hause, das sie nach allen Richtungen durchstreiften, verlängern würden, und ohne Zweifel müde einer Vorsicht, die ihr Stolz und ihre Kühnheit verläugneten, beschlossen sie, ihr Asyl zu verlassen, mit dem festen Vorsatze, nöthigenfalls ihr Leben theuer zu verkaufen. Aber ein Arzt vom Hotel-Dieu kam dazu und rettete sie. Sie wickelten sich ihre, in eine

ungeheure Blutlache getauchten Schnupftücher um den Kopf, und, geführt von dem Arzt, welcher die den Verwundeten schuldige Achtung für sie in Anspruch nahm, gingen sie ungestraft durch die Linie der Soldaten.

Dieser Sieg wurde mit Freudeausbrüchen gefeiert, die nicht ohne Grausamkeit und Schmach waren. Es waren von Seiten der Nationalgarden Proben von glänzendem Muthe abgelegt worden, und der Adjutant Bellier, der auf der Barrikade der Straße Saint-Martin getödtet wurde, bewies, daß in Frankreich die Tapferkeit bei allen Parteien zu finden ist; aber, wie es immer geschieht, die am wenigsten Tapfern waren es, welche die Stadt mit dem Lärm ihrer Triumphgesänge behelligten. Das Schloß, das am Morgen des 6. beinahe verlassen dagestanden, war am Abend desselben Tages von der Masse der Gäste versperrt. Jeder kam vom Lande zurück, jeder war untröstlich, die Stunde der Aufopferung verfehlt zu haben.

Am folgenden Tag herrschte eine tiefe Ruhe in den meisten Theilen von Paris: alle Läden waren geöffnet; die Bürger lagen ihren gewohnten Arbeiten ob. Gleichwohl gab es in dieser gedankenlosen Stadt einen Punkt, wo man die Spuren des Bürgerkrieges erkannte, einen Punkt, nach welchem weinende Mütter liefen: die Morgue.

Der Widerstand der Empörer von Saint-Mery war hartnäckig und beinahe unbegreiflich gewesen. Auch haben mehrere geglaubt, die Regierung habe ihn begünstigt, um ihren Sieg größer erscheinen zu lassen und die Mehrheit der Bourgeoisie durch den Schreck fester an ihre Sache zu knüpfen. Gewiß ist, daß zwei Verräther auf den Barrikaden fochten. Aber außerdem, daß diese angebliche Spekulation wegen ihrer Grausamkeit und Schändlichkeit aller Wahrscheinlichkeit ermangelt, läßt sich auch schlechterdings nicht annehmen, daß Menschen mit fünf Sinnen einen solch elenden Kunstgriff hätten gewandt finden können. Wie kann es im Interesse einer Regierung liegen, die Leute auf den Glauben zu bringen, daß es an hundert durch ihre Begeisterung über die Schrecken des Todes erhabenen Männern genüge, um ihr Bestehen in Frage zu stellen?

Dem sei, wie ihm wolle, die Regierung beutete ihren Sieg mit wilder Ungeduld aus. Aus dem Schooße der Familien, welche der Aufstand in Trauer versenkt hatte, erhoben sich Rufe der Verwünschung, eine traurige Aufmunterung zu harten Maßregeln. Ein Haftbefehl war gegen den Hauptredakteur des National, Armand Carrel, erlassen worden; mehrere Journale wurden mit Beschlag belegt, die Wohnungen der ehrenwerthesten Bürger wurden auf brutale Weise verletzt, die Verhaftungen mehrten sich dermaßen, daß man die öffentlichen Wagen requiriren mußte, um die Gefangenen an Ort und Stelle zu schaffen. Und mit welchen Farben den scheußlichen Anblick malen, den während dieser der Rache geweihten Stunden die Höfe der

Polizeipräfektur darboten? Kaum erschien ein Gefangener, so sah man diese unfläthigen Geschöpfe, denen die Civilisation das Geschäft anvertraut, die Moral zu schützen, mit wildem Geheul auf den Unglücklichen losstürzen und ihn ungestraft mißhandeln. Das Beispiel kam übrigens von oben. Eine Ordonnanz des Polizeipräfekten, Herrn Gisquet, befahl den Aerzten und Chirurgen, die Verwundeten anzuzeigen, die ihre Hülfe in Anspruch nehmen würden. Aber diese unwürdige Vorschrift wurde von der öffentlichen Verachtung nichtig erklärt.

Der König hatte sich vor den Herren Arago, Odilon-Barrot und Laffitte seiner beabsichtigten Mäßigung gerühmt; er hatte versprochen, daß der Gang der ordentlichen Justiz nicht unterbrochen werden solle. Und gleichwohl veröffentlichte der Moniteur neben drei Ordonnanzen, welche die Auflösung der polytechnischen Schule, der Thierarzneischule von Alfort und der Artillerie der Pariser Nationalgarde verkündeten, eine vierte Ordonnanz, welche die Hauptstadt in Belagerungsstand versetzte: ein ungeschickter Staatsstreich, den man der unbesonnenen Initiative des Herrn Thiers verdankte.

Die öffentliche Meinung erhob sich sogleich dagegen. Obschon der königliche Gerichtshof von Paris auf die Requisition des Generalprokurators Persil sich in allem, was die Unruhen vom 5. und 6. Juni betraf, für inkompetent erklärte, so erschienen doch die in der Hauptstadt permanent niedergesetzten Kriegsgerichte nur für Augenblicke auf dem Schauplatze. In der Rekurssache eines jungen Malers, Namens Geoffroy, den eines dieser Kriegsgerichte zum Tod verurtheilt hatte, entschied der Kassationshof auf die Vertheidigung des Herrn Odilon-Barrot und den Folgerungen des Generaladvokaten, Herrn Voysin von Gartempe Sohn, zuwider, daß das Kriegsgericht der ersten Militärdivision seine Gewalt überschritten habe, daß die Regeln der Kompetenz verletzt worden seien, daß man sich an der Charte vergriffen habe.*)

Ein allgemeiner, unermeßlicher Beifall emfing diesen denkwürdigen Beschluß, vor dessen Majestät die Regierung sich beugen mußte, obgleich sie sich dadurch desselben Frevels schuldig bekannte, welchen die Julirevolution Karl X hatte büßen lassen.

Demgemäß erschienen alle Ueberwundenen des Junimonats vor der Jury. Und jetzt machten sich jene großen Charaktere, jene auserlesenen Naturen Luft, welche in ruhigen Zeiten und bei einem unvollkommenen Stande der Bildung unter einem unbeugsamen Gleichmachungssystem niedergedrückt bleiben. So erregte bei einem der Prozesse, welche der Aufstand veranlaßte, die muth-

*) Siehe die Beweisstücke, Nr. 4.

volle und edle Haltung, die einfache, männliche und hinreißende Beredtsamkeit eines Schneiders, Namens Prospert, allgemeines Aufsehen.

Man hat gesehen, auf welche Art Jeanne die Barrikaden verlassen hatte. Seitdem hatte die Polizei unaufhörlich ein Auge auf ihn gehabt, und sie erfuhr alle seine Schritte und Tritte durch einen Verräther, dessen Schande sie wahrscheinlich bezahlte. Aber da Jeanne mit mehreren politischen Gesellschaften in Verbindung stand, so ließ man ihm eine Freiheit, wodurch seine Freunde und er selbst bloßgestellt werden konnten. Endlich verhaftete man ihn, und er wurde vor seine Richter geschleppt. Es war dies einer von den Männern, welche durch die Umstände geschaffen werden. Mehr leidenschaftlich in seinen Gefühlen, als bedenklich in seinem Benehmen, und zu sehr Sklave seiner Bedürfnisse, um eine untadelhafte Jugend verbracht zu haben, trug Jeanne jenen Fonds von Poesie und Erregbarkeit in sich, welcher die Helden eines Tages macht. Er hatte sich auf den Barrikaden im höchsten Grade großsinnig und tapfer gezeigt; nachdem er seine Feinde in Staunen gesetzt, setzte er seine Richter in Verwunderung. Folgendes ist sein Verhör:

„Haben Sie am 5. Juni dem Leichenzuge beigewohnt? — Ja, mein Herr. — Waren Sie um fünf Uhr auf der Kreuzstraße Saint-Mery? — Ja, mit dem Gewehr, das ich zu Hause geholt hatte. — Sie haben an den Barrikaden gearbeitet? — Ja. Zwei Nationalgardisten waren neben mir auf dem Boulevard getödtet worden; man hatte ohne Aufforderung auf uns geschossen: ich lief nach meinen Waffen. — Haben Sie nicht zuerst Feuer kommandirt? — Nein, eine Kugel hatte mich mitten in die Lenden getroffen und zu Boden geworfen. Ich bin jedoch aufgestanden und habe einen Flintenschuß abgefeuert, einen einzigen, denn sie waren geflohen. — Sind Sie nicht die ganze Nacht hinter der Barrikade geblieben? — Ja, und ich gab Feuer. — Theilten Sie nicht Patronen aus? — Ja, als es nöthig war. — Am sechsten haben Sie den ganzen Tag geschossen? — Den ganzen Tag. — Waren Sie nicht einer von denen, die am Ende des Angriffs aus den Fenstern des Hauses Nro. 30 schossen? — Ja. Als man sich der Barrikade bemeisterte, hatten wir keine Patronen mehr, sonst wären wir da geblieben. Wir haben uns zurückgezogen, indem wir mit dem Bajonett das Linienmilitär durchbrachen."

Zweiundzwanzig Angeklagte waren vor den Richtern erschienen: sechszehn wurden nichtschuldig erklärt und freigesprochen. Unter den letztern war das junge Mädchen, von dem wir gesprochen haben. Als sie neben ihrem Namen nicht auch denjenigen unter den Angeklagten nennen hörte, der ihr Gatte werden sollte, und nun ein unglückseliges Loos für ihn fürchten mußte, da verließ sie den Saal leichenblaß, an allen Gliedern zitternd und unter Verwünschungen der Nachsicht, welche ihr die Freiheit schenkte. Sofort wurden die sechs andern Angeklagten hereingeführt, und der Hof zog sich

zurück, um zu berathen. Nie hatte ein Prozeß eine größere Menschenmenge angelockt, ein mächtigeres Interesse rege gemacht. Besonders bemerkte man die Festigkeit von Jeanne's Mutter, die, stolz auf ihren Sohn, ihm unaufhörlich Muth zusprach. Im Augenblick, wo die Richter im Begriff standen in den Saal zurückzukehren, sah man die Schwester des Herrn Rossignol plötzlich auf die Bank der Angeklagten stürzen und ihrem Bruder in die Arme sinken, mit dem Rufe: „Die Elenden! Sie nehmen mir meinen Bruder! Waffen! Gebt mir meinen Bruder wieder!" Man trug sie ohnmächtig weg, und inmitten der Aufregung, welche diese Szene hervorbrachte, wurde der Spruch verkündet, der Jeanne zur Deportation, Rossignol zu achtjähriger Zuchthausstrafe, Goujon und Vigourour zu derselben Strafe, Rojon zu zehnjähriger Zwangsarbeit ohne Ausstellung, und Fourcade zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilte.*)

Solcher Art war der Ausgang dieser Krisis, der außerordentlichsten vielleicht, deren die Geschichte Erwähnung thut. Was wäre geschehen, wenn die Republik obgesiegt hätte? Man muß gestehen, Europa hatte sich um diese Zeit von der unermeßlichen Betäubung erholt, in welche das Jahr 1830 es gestürzt hatte; es besaß das Geheimniß unserer unvermeidlichen Spaltungen; es wußte, wie vorübergehend unsere Gluth ist; und die Weltherrschaft konnte

*) Die Namen der zweiundzwanzig Angeklagten sind: Leclerc, Jules Jouanne, Jeanne, Rossignol, Goujon, Jean Vigourour, Fradelle, Falcy, Rojon, Fourcade, Metiger, Bouley, Conilleau, Dumineray, Mulette, Maris, Renouf, Coissu, Grimbert, Gentillon, Fournier, Louise-Antoinette Alexandre.

Wir haben das Original eines Briefes vor uns liegen, welchen Jeanne's Mutter während des Prozesses an ihren Sohn schrieb; er lautet folgendermaßen:

„Deine Mutter wird heute dich und die ganze übrige Verhandlung hören. Du hast bis jetzt in dem, was du gesprochen hast, noch Niemand etwas abgeborgt; wer eine Rede studirt, ist keiner solch' herzlichen Ergriffenheit fähig, wie derjenige, der nur nach seiner Ueberzeugung spricht. Ich lasse den guten Absichten des Herrn P. und Anderer die größte Gerechtigkeit widerfahren. Die Furcht, dich scheitern zu sehen, läßt sie an deinen Mitteln zweifeln, aber ich, ich kenne dieselben!..... Wenigstens kenne ich sie gut genug, um zu wissen, wozu du fähig bist!..... Ein ungerechtes Mißtrauen in dich selbst wäre in diesem entscheidenden Augenblick ein Fleck an einem so schönen Ruf; vertheidige dein gutes Recht, setze so gut es in deiner Kraft steht auseinander, daß du im Fall gesetzlicher Vertheidigung warst, sei einfach und edel, schone deine Feinde so sehr es dir möglich ist, vollende mein Glück, laß mich die öffentliche Meinung sagen hören, er war eben so groß in seiner Niederlage, als tapfer in der Gefahr. Möge deine Seele sich zu der Höhe deiner Thaten erheben; ach! wenn du wüßtest, wie stolz ich bin, dir das Leben gegeben zu haben! Fürchte keine Schwäche von meiner Seite, deine große Seele hat die Kraft, die meinige zu erheben.

„Leb wohl! obgleich getrennt von dir, verläßt mein Herz dich nicht."

fortan für uns nicht mehr die Sache eines Handstreichs sein. Und auf der andern Seite hatte im Bund mit der Herrschaft einer ganz karthaginensischen Klasse eine Monarchie, die Tochter des Geistes der Empörung, seit zwei Jahren viele schlimme Triebe und stürmische Leidenschaften ausgebrütet: hier eine mitleidlose Eigensucht, eine unbedenkliche Lüsternheit, ein fanatisches, feiges Verlangen nach Erhaltung; da und gleichlaufend mit den lobenswerthesten Bestrebungen, den edelsten Hinreißungen — Mißgunst, Hang zu Unordnungen aller Art, Haß mehr gegen die ungerechten Menschen als gegen die Ungerechtigkeit, und unter dem Vorwand, die Tyrannei zu vernichten, die ungeduldige Hoffnung, sie in andere Hände zu bringen. Eine republikanische Regierung hätte also zu gleicher Zeit die Gesellschaft umschmelzen, den Parteien Mäßigung auflegen, das Volk befriedigen und im Zaume halten, die wohlhabende Klasse unterwerfen, ohne sie zu plündern, Europa, das behutsame, wachsame, bewaffnete Europa überwinden müssen. Worin bestanden nun die Kräfte der republikanischen Partei, um einer solchen Lage zu genügen? Eine Partei der Minderheit, war sie Vorurtheilen größtentheils ungerechter aber hartnäckiger Natur ausgesetzt; sie ließ sich lieber von ihren Gefühlen als von ihren Ideen beherrschen; ihr nominelles Oberhaupt, Herr von Lafayette, fühlte selbst das Bedürfniß und fürchtete zugleich, überflügelt zu werden, und was ihre wahren Häupter betrifft, so hatten sie nicht nur mit Nebenbuhlerschaften im Innern und Feindseligkeiten gegen außen zu kämpfen gehabt, sondern sie hatten auch noch nicht genug gründliche Studien über den gesellschaftlichen Zustand gemacht, um aus der Regeneration der Gesellschaft die Elemente ihres Einflusses, ihre Regierungsmittel zu schöpfen. Also auf dem Punkte, wohin eine zweijährige Regierung die Sache geführt hatte, und wenn man nur den äußern Schein ins Auge faßt, war im Jahr 1832 der Despotismus wahrscheinlicher als die Freiheit, und es wäre, so scheint es, leichter gewesen, mit einem Bonaparte als mit einem Washington wiederzubeginnen. Aber wie, ist es denn noch nie vorgekommen, daß Revolutionen ihrem eigenen innern Wesen die Mittel entnahmen, die für sie paßten? Im Allgemeinen bedenkt man nicht genug, wie viele zur Offenbarung reife Ideen die schlecht organisirten Gesellschaften in sich bergen, wie viele beschäftigungslose große Männer sie in sich schließen. Mancher, der unter einem Bauern- oder Soldatenkittel gelebt hat und stirbt, war vielleicht besser, als Cromwell! Wie stürmisch übrigens auch die Geschicke sein mochten, welche die Republik unserm Lande bereitet haben würde, so hätten sie wenigstens nicht zu dem geführt, was zu sehen uns vorbehalten war: zur Erniedrigung der Charaktere, zur Gleichgültigkeit in Elend und Schande, zur Verschlechterung des Nationalgeistes, zum Tode endlich durch Erschöpfung und Verfaulung.

Achtes Kapitel.

Tod des Herzogs von Reichstadt. — Die Saint-Simonisten in Menilmontant; ihre Gebräuche; Wiedereinführung des Familienlebens. — Prozeß vom 27. August. — Hochwichtige Bedeutung dieses Prozesses. — Zwischenfälle. — Debatten. — Auflösung der Saint-Simonistischen Familie. — Intriguen zum Behuf der Bildung des Ministeriums vom 11. Oktober. — Ministerium vom 11. Oktober. — Porträt des Herrn Thiers. — Verhaftung der Herzogin von Berry in Nantes. — Geschichte des Pistolenschusses. — Parlamentarische Kämpfe.

Die Niederlage der Republikaner hatte das Herz ihrer Feinde mit Hochmuth geschwellt. Wenn eine Partei siegreich ist, so geschieht es selten, daß sie sich nicht beeilt, ihren Triumph zu erschöpfen; so tief der Schreck des Hofes gewesen war, so hohnvoll und ungestüm zeigte sich seine Freude. Bereits suchten Viele unter dem Schein des Fanatismus die Schmach ihrer Niederträchtigkeit zu verdecken, und auf dem Boden liegend vor einer Dynastie von gestern, hätten sie dieselbe gern als unvergänglich ausgerufen. Nun begab es sich, daß eben um diese Zeit der Herzog von Reichstadt starb.

An einem schönen, ruhigen Tage sah man in jener Hauptstadt Oesterreichs, in welcher vor Zeiten Napoleon seine Adler eingeführt, durch eine stumme Menge hindurch einen Sarg kommen, dem ein Wagen und einige Reiter voranzogen. Fackelträger schritten ihm zur Seite. Als man in der Kirche angelangt war, verkündete der Kommissär des Hofes, einem merkwürdigen Landesbrauche zufolge, den Namen und Rang des Verstorbenen; dann klopfte er an das Thor und begehrte Einlaß in den Tempel. Die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Oesterreich erwarteten den Todten und begleiteten ihn nach der Gruft, in welche das Glück des Kaiserreichs auf immer hinabsteigen sollte.

Der Tod des Sohnes Napoleons erregte kein Staunen unter den Völkern. Man wußte, daß er sehr kränklich war. Außerdem hatte man von Vergiftung gesprochen, und diejenigen, welche der Angst oder dem Ehrgeiz der Fürsten alles möglich glauben, diese sagten: „Er führt einen zu großen Namen, um zu leben.“

Mag es sich nun mit diesen Gerüchten — einer unerschöpflichen Nahrung für die Leichtgläubigkeit des Volks — verhalten, wie es will, die Anhänger des Hauses Orleans täuschten sich, wenn sie in dem Tode des Herzogs von Reichstadt weiter nichts als das Verschwinden eines Prätendenten erblickten. Denn dieser Tod hatte keine andere Bedeutung, als mit lauter Stimme die

Unausweichbarkeit eines furchtbaren Gesetzes zu verkünden, welches in diesem Lande seine Vollziehung findet. Um für Ludwig **XIV** einen Nachfolger zu finden, hatte man bis zu seinem Urenkel herabsteigen müssen. Zwischen Ludwig **XV** und Ludwig **XVI** hatte der Tod eines Präsumtiverben stattgefunden; ein anderer Präsumtiverbe, Ludwig **XVII**, hatte aufgehört zu leben, beinahe ohne daß man es erfuhr. Der Herzog von Berry war blutend an der Thüre eines Schauspielhauses niedergesunken. Der Herzog von Bordeaux hatte vor Kurzem die mißliche Reise nach Cherbourg angetreten. Und jetzt war es selbst Napoleons Präsumtiverbe, an welchem sich das unerbittliche Urtheil erfüllte, das Gott seit mehr als einem halben Jahrhundert gegen den Hochmuth der Dynastien ausgesprochen zu haben schien, welche sich vermessen, unsterblich sein zu wollen. Ich vollende nicht aus Achtung für eine Trauer, die noch währt; aber der Herzog von Reichstadt sollte die Reihe nicht schließen. . . . . .

Eine der ersten Handlungen, wodurch die Regierung bewies, wie sehr es ihr um schnelle Ausbeutung ihres Sieges zu thun sei, war die gewaltsame Einstellung des Saint-Simonistischen Kultus.

Seit Bazard und Enfantin sich getrennt, hatte eine neue Spaltung die Saint-Simonistische Familie in Betrübniß versetzt. Wir haben Enfantins Ideen über den Beruf des Priesterpaares in Beziehung auf die Ehe auseinandergesetzt. Diese Ideen theilte Herr Olinde Rodrigues nicht. Er gestattete zwar die Scheidung in gewissen Fällen und nach gewissen Erfahrungen; aber so lang die Ehe bestand, wollte er sie geheiligt, unverletzlich und unabhängig vom Einflusse des Priesters in allem, was den innigen Bund des Herzens oder der Sinne betrifft. Auf der andern Seite war Herr Olinde Rodrigues weit entfernt, sich unbedingt dem Ausspruch der Frau zu unterwerfen, welche zuerst auf den päpstlichen Thron zu sitzen kommen sollte. Er läugnete nicht, daß es der Priesterin zukomme, das Gesetz der Scham, das Gesetz der Anständigkeit zu enthüllen; aber dieses Gesetz mußte nach seiner Ansicht strengen Bedingungen genügen; er verlangte, daß dem Kinde immer die Möglichkeit gelassen sei, seinen Vater zu kennen, und er verwarf zum voraus als unvereinbar mit dem Wesen der Ehe jede Formel, die zu irgend einer Entweihung des innigsten Bundes der Gatten führen könnte.

Diese Meinungsverschiedenheiten waren zu ernster Natur, um nicht einen Bruch herbeizuführen. Er fand unter gewaltigem Aufsehen statt und erregte großen Nachhall. Olinde Rodrigues rief die Saint-Simonisten zu sich, als dem unmittelbaren Erben der Lehren des Meisters; aber vergebens. Das Anlehen, das er gemacht hatte, war jetzt natürlich in Mißkredit gerathen, die finanziellen Verlegenheiten häuften sich. Bald mußte die Familie in der Straße Monsigny sich auflösen.

In dieser Krisis verläugnete sich Enfantins Ruhe nicht. Er besaß in Menilmontant auf dem obersten Punkte der Höhe ein Haus und einen Garten: er beschloß, daraus eine Stätte der Zurückgezogenheit, des Studiums und der Arbeit für sich und seine treuesten Schüler zu machen. Den 20. April 1832 kündigte er sein neues Vorhaben und das Aufhören des Globe in folgenden Worten an: „Liebe Kinder! Dieser Tag, an dem ich spreche, ist seit achtzehn Jahrhunderten groß in der Welt. An diesem Tage ist der göttliche Befreier der Sklaven gestorben. Um sein Jahresfest zu feiern, beginne unsere heilige Zurückgezogenheit, und die letzte Spur der Sklaverei, die Hausgenossenschaft, verschwinde aus unserer Mitte."

Vierzig Schüler folgten Enfantin nach Menilmontant, und hier begann für sie, wiewohl verbunden mit einem tiefen Gefühl der Hierarchie, die eigentliche Lebensgemeinschaft. Dichter, Musiker, Künstler, Ingenieurs, Genieoffiziere, alle unterzogen sich freudig und der Reihe nach den härtesten und gröbsten Arbeiten. Sie reparirten das Haus, fegten und wichsten die gemeinschaftlichen Säle, die Zimmer, die Höfe; machten unbebautes Land urbar; bestreuten die Alleen mit dem Sand, den sie aus einer mühsam gegrabenen Grube gewannen. Zum Beweis, daß ihre Ideen über die Natur der Ehe und die Emanzipation der Frauen nicht die Berechnung einer wollüstigen Eigensucht seien, hatten sie sich das Gesetz des Cölibats auferlegt. Morgens und Abends nährten sie ihren Geist mit dem Worte des Vaters, oder suchten auch in dem Leben eines der Heiligen des Christenthums, das sie gemeinschaftlich lasen, Beispiele, Aufmunterungen und Lehren. Hymnen, welche einer von ihnen, Herr Felicien David, in Musik gesetzt hatte, begeisterten ihre Gemüther und gossen einen Zauber über ihre Arbeiten. Um fünf Uhr rief das Horn zum Mittagessen; dann legten die Arbeiter ihre Geräthschaften in Bündel zusammen, stellten die Schubkärren mitten im Garten auf und nahmen Platz, nachdem sie im Chor das Gebet vor dem Essen gesungen hatten. Das Publikum wurde zugelassen, dies zu sehen. Wohl konnte eine spottsüchtige Nation an diesen Schauspielen blos die bald emphatische, bald naive Eigenthümlichkeit bemerken; aber gewiß fehlte es ihnen weder an Bedeutung noch an Größe. Denn bei diesen lediglich durch die Umstände veranlaßten Gebräuchen gingen die Apostel von Menilmontant weit über ihre eigenen Theorien hinaus und streuten, ohne es selbst zu wissen, den Samen von Lehren um sich her aus, über denen eines Tags die ihrigen vergessen werden sollten.

Am 6. Juni, unter dem Donner der Kanone von Saint-Mery, und nicht weit von dem blutigen Schauplatz, wo sich das Geschrei der Kämpfenden erhob, am 6. Juni war es, daß die Saint-Simonistische Familie zum erstenmal die Thore ihrer Wohnung öffnete. Um halb zwei Uhr hatte sie

sich in einem Kreis vor dem Hause versammelt, und außerhalb eines zweiten Kreises, bestehend aus solchen, welche die Bewohner von Menilmontant die äußere Familie nannten, bildete sich, von Neugierde angelockt, eine kleine Gruppe Zuschauer. Eine in der That wunderliche Zeremonie sollte an diesem Tage statthaben: die Einkleidung.

Durch Annahme einer ausgezeichneten Tracht beabsichtigten die Saint-Simonisten nicht blos ihre Eigenthümlichkeit als Sekte darzuthun, sondern sich auch einigen Einfluß auf eine Gesellschaft zu erhalten, welche sie nicht mehr durch tägliche Journalartikel oder unermüdliche Predigten bearbeiten durften. Außerdem war dies ein vortrefflicher Prüfstein für die Ueberzeugung jedes Einzelnen; denn es gehörte ein durchaus männlicher Muth und ein merkwürdig kühner Glaube dazu, sich mit den Insignien eines Apostolates zu bekleiden, das unzweifelhaft überall, wo es sich zeigte, Ungläubigkeit, Spott und Beschimpfung zu gewärtigen hatte.

Es war also beschlossen worden, eine besondere Tracht anzunehmen: Herr Edmund Talabot hatte die Zeichnung dazu entworfen und die Ausführung überwacht. Nichts Eleganteres, Einfacheres und Bequemeres als diese Uniform: ein blauer Ueberrock, welcher sich vorn auf eine Weste öffnet, deren Oeffnung nicht sichtbar war, ein lederner Gürtel, weiße Beinkleider, eine rothe Faltenmütze waren die Bestandtheile derselben; der Hals war bloß, und den Bart mußte man, nach orientalischer Sitte, lang tragen.

Die Zeremonie der Einkleidung war die Veranlassung zu seltsamen Szenen, die aber einen ziemlich richtigen Begriff von der zweiten Phase des Saint-Simonismus geben. Der Vater Enfantin, der sich seit drei Tagen entfernt hatte, zeigte sich am 6. Juni um zwei Uhr wieder den Augen der Familie, die ihn mit Rührung und Sammlung erwartete. Bei seinem Anblick that sich unter den Gläubigen eine plötzliche Bewegung der Bewunderung und Liebe kund, und alle begannen im Chor zu singen:

„Heil, Vater Heil!
Heil und Ehre sei Gott!"

Und er trat während dieser Zeit vorwärts mit langsam majestätischem Schritt, das Haupt entblößt und mit strahlendem Gesichte. Die Leitung der Gemeinde während seiner Abwesenheit hatte er den Herren Michel Chevalier, Fournel und Barrault anvertraut. Der letztere ergriff das Wort, um dem Vater über alles Vorgefallene Rechenschaft abzulegen. Enfantin sprach hierauf wie folgt: „Während meiner Abwesenheit habe ich mich mit Bouffard und Hoart wegen der Theilung unseres Apostolats in zwei Zweige beschäftigt, in ein geistliches Apostolat und in ein weltliches, wie der Christ seine Geistlichkeit unterschied. Ich habe Bouffard und Hoart beauftragt, alle unsere vormaligen Verhältnisse mit der Welt, die wir verlassen, zu besorgen.

Noch heute habe ich Bouffard die Ermächtigung ertheilt, vollständig über das zu verfügen, was ich nach dem Gesetz der Welt besitze; ich will und kann keine Verhandlungen in dieser Welt mehr unterzeichnen, und die Männer, die mir zur Seite gehen und dasselbe Kleid tragen werden, wie ich, werden gleichfalls keine mehr unterzeichnen: wir werden alle frei sein von den Fesseln der Welt; wir werden entsagt haben dem, was die Christen den Satan und seine Werke und Wesen nennen, auf daß wir um so besser vorbereitet seien, unser tägliches Brod selbst zu erwerben, auf daß wir würdig seien, wie das Volk, den **Lohn** zu empfangen."

Diese Worte drückten sehr gut aus, was damals der große Hauptgedanke der Bewohner von Menilmontant war. Sie, Männer, die sich den feinsten Geistesübungen gewidmet hatten, wollten die körperliche Arbeit wieder zu Ehre bringen, und dies führte darauf hinaus, daß sie sich in der Praxis zu dem bekannten, was sie in der Theorie anerkannt hatten, zur Gleichheit des Geistes und des Fleisches, zusammengeführt und vereinigt durch das Gefühl oder die Religion.

Nachdem er gesprochen, zog der Vater Enfantin mit Hülfe eines seiner Schüler das apostolische Kleid an. Dann half er selbst demjenigen, der ihn unterstützt hatte, und sagte: „Diese Weste ist das Symbol der Brüderlichkeit; man kann sie nicht anziehen, ohne von einem seiner Brüder unterstützt zu werden. Wenn sie den Uebelstand hat, eine Hülfe nothwendig zu machen, so hat sie den Vortheil, daß sie jedesmal das Gefühl der Gemeinschaft ins Gedächtniß zurückruft." Nach dem Beispiel des Vaters beeilten sich die Apostel von Menilmontant, das Kleid anzulegen. Einige jedoch erklärten, sie fühlen hiezu noch nicht die ganze nöthige Kraft in sich. Im Augenblick, wo er durch diese feierliche Handlung der Welt, ihren Ideen und Vergnügungen entsagte, wandte sich Herr Moses Retouret mit folgenden Worten an den Vater Enfantin: „Ich habe Dir eines Tags gesagt, daß ich die Majestät eines Kaisers in Dir erblicke und für meine Schwachheit nicht genug von der Güte eines Messias. Du erschienest mir furchtbar. Heute habe ich tief empfunden, welche große Zärtlichkeit und Milde in Dir ist. Vater, ich bin bereit."

Daß alles das im neunzehnten Jahrhundert geschehen ist, in Frankreich, in Paris, da wo der Hauch Voltaire's geweht hatte, da wo es nichts mehr gab, was nicht an die Herrschaft des triumphirenden Spottes und das lange Obwalten der Freidenkerei erinnerte, darin mögen oberflächliche Köpfe blos einen pikanten Gegensatz erblicken, aber der Philosoph entdeckt etwas anderes darin. Auf's Tiefste niedergedrückt, wirkte das religiöse und demokratische Bewußtsein endlich zurück, und diese Rückwirkung sollte nicht unergiebig sein, obschon sie sich inmitten wunderlicher Zurichtungen, unter den Formen eines

allzu offenherzigen Mystizismus und mit einer Feierlichkeit ankündigte, deren Uebertreibung etwas Kindisches hatte. Und was die Sache um so außerordentlicher, einer Stelle in der Geschichte um so würdiger macht, ist der Umstand, daß die Gläubigen hier beinahe alle wohlunterrichtete, denkende, geistreiche, beredte Männer waren, und selbst sehr gewandt in der Kunst, die Lächerlichkeiten einer Gesellschaft aufzufassen, deren Ungerechtigkeiten sie mit so vieler Kraft, Kühnheit und zuweilen mit so klarem Verstande verklagt hatten.

So viel ist wahr, daß die Regierung die Saint-Simonisten für zu gefährlich hielt, um sie die letzten Wohlthaten ihrer Duldung genießen zu lassen. Seit einigen Monaten leitete man den Prozeß gegen sie ein. Nachdem man sie lange Zeit auf eine skandalöse Art mißhandelt, nachdem man mehr als einmal, mitten in ihren friedlichen Zeremonien, die Bajonette hatte erblinken lassen, beschloß die Regierung endlich, sie vor die Gerichte zu ziehen. Den 27. August wurden der Vater Enfantin und die Herren Michel Chevalier, Barrault, Duveyrier, Olinde Rodrigues vor den Assisenhof beschieden. Man beschuldigte sie: 1) des Verbrechens, das im Artikel 291 des Strafgesetzbuches vorgesehen ist, welcher Artikel Verbindungen von mehr als zwanzig Personen untersagt; 2) des Verbrechens der Beleidigung der öffentlichen Moral und der guten Sitten. Um diesem Prozeß so viel Glanz als möglich zu geben, ließ Enfantin nicht blos sämmtliche Mitglieder der Familie von Menilmontant, sondern auch einige von denen, die außerhalb dieser engen Gemeinschaft sich zu den Saint-Simonistischen Lehren bekannten, als Zeugen berufen. Als der Tag gekommen war, stellten sich die Schüler Saint-Simons in einer symmetrischen Ordnung auf; Herr Michel Chevalier ließ zum Abgang läuten, und die kleine Kolonie setzte sich in Bewegung.

Die Größe der Fragen, die verhandelt werden sollten, und das Talent der Angeklagten gaben dem gerichtlichen Kampfe, der sich entwickelte, mehr Bedeutung, als die meisten diplomatischen oder parlamentarischen Kämpfe besitzen. Aber nicht blos deshalb war die öffentliche Neugierde angeregt: was die Pariser bei dem ihrer Ungeduld versprochenen Schauspiele suchten, war weniger seine wirkliche Bedeutsamkeit, als seine Eigenthümlichkeit: man erwartete eine ergötzliche, neue Theaterszene. Auch drängte sich die Menge auf dem Wege der Saint-Simonisten.

Als sie in den Saal traten, hefteten sich Aller Augen auf Enfantin. Er trug das gleiche Kleid, wie die Mitglieder der Familie, nur von hellerer Farbe, und die Worte: **Der Vater,** waren auf seine Brust geschrieben. Zwei Damen, die Frauen Aglae Saint-Hilaire und Cäcilie Fournel, standen hinter ihm. An dem obern Ende der Angeklagtenbank stehend, ließ er seine Blicke langsam über die Versammlung schweifen, und mit Ueberraschung

bemerkten die Zuschauer die tiefe Verehrung, womit seine Kinder ihn umgaben. Die Verhöre thaten dem Publikum zuerst die Jugend der Angeklagten kund. Herr Barrault war dreiunddreißig, Herr Duveyrier neunundzwanzig, Herr Michel Chevalier sechsundzwanzig Jahre alt; der Vater selbst zählte nicht mehr als sechsunddreißig Jahre. Als ihn jedoch der Präsident, Herr Naudin, fragte: „Nennen Sie sich nicht **Vater der Menschheit?** Behaupten Sie nicht, Sie seien das **lebendige Gesetz?**“ antwortete er mit vieler Kaltblütigkeit und Sicherheit: „Ja, mein Herr.“ Jetzt ergab sich eine in den Jahrbüchern der Justiz ganz und gar neue Szene. Als der erste Zeuge, den man aufrief, Herr Moses Retouret, aufgefordert wurde, den Eid abzulegen, wandte er sich gegen Enfantin und sagte: „Vater, kann ich schwören?“ Enfantin antwortete: Nein, und der Präsident befahl dem Zeugen, abzutreten. Alle zur Familie gehörenden Zeugen erschienen, alle erhielten die Aufforderung, zu schwören, alle erklärten, sie können es ohne Ermächtigung des höchsten Vaters nicht thun.

Der Generalprokurator, Herr Delapalme, begann sein Requisitorium. Nach einer flüchtigen Darlegung des Ursprungs und der Fortschritte des Saint-Simonismus versuchte er in den Saint-Simonistischen Gebräuchen eine Art Fetischismus zu brandmarken, worin Lüge sich mit Albernheit paare. Er stellte den Vater Enfantin als einen Menschen dar, bei welchem die Sucht nach Berühmtheit zur Narrheit geworden sei. Mit Bitterkeit warf er der Saint-Simonistischen Verbindung ihren Aufruf an die Kapitalisten und ihr pomphaftes Betteln vor. Er behauptete, eine solche Verbindung habe nichts gemein mit einer religiösen Gesellschaft, weil sie weder ein Dogma, noch einen Kultus, noch Zeremonien habe und sich wohl hüte, ihre Wirksamkeit außer die materielle Welt zu verweisen, was das unterscheidende Merkmal jeder Religion sei. Daraus ergebe sich, daß die Saint-Simonisten durchaus kein Recht besitzen, das Prinzip der Religionsfreiheit für sich anzurufen, und daß sie sich durch ihre Versammlungen in einer Anzahl von mehr als zwanzig Personen einer offenbaren Verletzung des Artikels 291 des Strafgesetzbuches schuldig gemacht haben. Auf den Vorwurf der Beleidigung der öffentlichen Moral übergehend, fragte der Generalprokurator, ob nicht etwas gegen die guten Sitten Anstößiges in einer Lehre liege, welche die Untreue verherrliche, welche durch die Wiedereinsetzung des Fleisches in seine angeblichen Rechte die Herrschaft der Lust auf die Trümmer der Scham zu bauen bestrebt sei, welche die Ehe der Ausübung eines Rechtes unterwerfe, das an das Vorrecht der ersten Nacht (droit du Seigneur) erinnere, welche endlich dem **Priester** das Geschäft anvertraue, sowohl die geistigen als die fleischlichen Begierden zu regeln und zu entwickeln. „Aber, meine Herren,“ fuhr der Generalprokuratar fort, „diese verkehrten

Lehren sind nicht ohne Hindernisse durchgegangen. Als der Vater Enfantin diese Grundsätze predigte, da war eine Frau da, deren reine Seele sich gegen solch' scheußliche Ansichten empörte; und sie, die schwache, ängstliche Frau hat sich erhoben, hat nachdrücklich Protest eingelegt."

Im Augenblick, wo der Generalprokurator diese Worte sprach, erhebt sich Frau Cäcilie Fournel (sie war es, die das Staatsministerium ohne ihr Vorwissen dazu ausersehen hatte) lebhaft und ruft: „Ich bin hier, um gegen die Rolle zu protestiren; die ...." „Schweigen Sie," ruft ihr der Präsident zu. Und als Frau Fournel erklärte, daß sie, besser unterrichtet, die Moralität der Lehre anerkannt habe, sagte der Präsident zornig zu ihr: „Wenn Sie nicht aufhören zu sprechen, so werde ich Sie hinausführen lassen." Eine solche Drohung, von einem Beamten öffentlich gegen eine Frau gebraucht, erregte ein peinliches Staunen bei den Zuhörern, und unter diesem Eindruck erwarteten sie die Vertheidigung der Angeklagten.

Herr Olinde Rodrigues hatte sich, wie man gesehen, getrennt; er war Enfantin nicht nach Menilmontant gefolgt, er hatte das apostolische Gewand nicht angezogen. Seine Stellung im Prozeß war daher eine ganz eigenthümliche; auch beschränkte er sich darauf, das Andenken Saint-Simons, seines Lehrers, gegen einige von dem Staatsanwalt unkluger Weise gewagten Angriffe zu schützen, und er that dies in klaren, bestimmten, einschneidenden Ausdrücken. Die Herren Michel Chevalier, Duveyrier, Barrault und ihre Beistände, die Herren Simon, Lambert, von Eichthal ergriffen hierauf das Wort:

Man läugne der Saint-Simonistischen Gesellschaft den religiösen Charakter ab? Man werfe ihr vor, durch abergläubische, einem Menschen dargebrachte Huldigungen die der Gottheit gebührende Verehrung ersetzt zu haben? In einer solchen Anklage liege entweder eine sehr große Unwissenheit oder eine sehr große Ungerechtigkeit. Was denn der Vater Enfantin in der That und Wahrheit gesagt habe? Er habe gesagt: **Gott ist alles, was ist,** folglich kein Krieg mehr zwischen den beiden Prinzipien, der Seele und dem Körper, dem Geist und dem Fleische; **keiner von uns ist außer Gott, aber keiner von uns ist Gott,** folglich keine Sklaven, keine Verworfenen, keine knechtische Verehrung des Menschen gegenüber dem Menschen, keine despotische Benutzung durch Seinesgleichen mehr; **jeder von uns lebt von dem Leben Gottes und wir haben alle Theil an ihm,** folglich kein Kampf mehr zwischen dem Individuum und der Gesellschaft, zwischen dem Interesse und der Pflicht. Harmonie, Gleichheit, Brüderschaft, das seien die drei großen gesellschaftlichen Ideen, welche die von Enfantin aufgestellte Definition von der Gottheit umfasse, — und man beschuldige die Saint-Simonisten, keine religiöse Gesellschaft zu sein, keine andere Begriffe von Gott zu haben, als die eines verworrenen Pantheismus! Was ihre

Zeremonien betreffe, so sei eine Unkenntniß derselben von Seiten der Regierung nicht zu entschuldigen: habe sie ja doch sowohl ihre Polizeikommissäre als auch ihre Gensdarmen und Soldaten nach Menilmontant geschickt, um sich darüber zu unterrichten. Es sei wahr, daß die Saint-Simonisten sich ebensowohl mit der geistlichen als mit der weltlichen Ordnung beschäftigen. Aber wie der Generalprokurator die Behauptung habe wagen können, daß es ein eigenthümliches Merkmal jeder Religion sei, die gesellschaftlichen und politischen Interessen der Menschheit außerhalb ihres Einflusses zu lassen? Ob die Religion der Hindus, die der Egypter, die der Gebern, die der Hebräer, die der Druiden, die der Anbeter Odins, ob der afrikanische Fetischismus, ob der Islamismus, ob nicht alle diese Religionen die Moral und die Politik umfaßt, die Verhältnisse zwischen Volk und Volk, zwischen Kaste und Kaste, zwischen Individuum und Individuum geregelt haben? Ob nicht selbst der Katholizismus sich in die Politik gemischt habe, indem er die Stellung der Frauen änderte und die Staaten zur Aufhebung der Sklaverei veranlaßte? Ob nicht die schönen Zeiten des Christenthums aus einer Reihe von Versuchen auf die weltliche Ordnung, auf den Kaiser bestanden haben? Und ob der Generalprokurator zufällig die bekannte Aeußerung eines gelehrten Historikers nicht wisse: „Das Königreich Frankreich ist ein von Bischöfen gemachtes Königreich?" Was man ferner damit wolle, wenn man den Saint-Simonisten vorwerfe, Geld verlangt zu haben? Geld! Die ersten Christen haben seiner bedurft, sie, die laut der Apostelgeschichte „alle Dinge gemein hatten, ihre Aecker und Güter verkauften, um von dem Erlös einem jeden zu geben, nachdem er vonnöthen hatte." Geld! Die Diakone der Urkirche haben seiner bedurft, denn es sei ihr spezielles Geschäft gewesen, die Gaben der Gläubigen einzusammeln; die christliche Religion, vom heiligen Paulus, von Jesus an, habe seiner bedurft; sie bedürfe seiner noch, wie das Büdget beweise, auf dem man sie jedes Jahr figuriren sehe. Die Saint-Simonisten seien also religiöse Menschen, und gewiß haben sie es bewiesen, als sie im Angesicht einer eigensüchtigen, skeptischen, spöttischen, ausschließlich mit ihren materiellen Interessen beschäftigten Gesellschaft, um ihrem Glauben Genüge zu thun, Familie, Laufbahn, geliebte Gewohnheiten, Hoffnungen auf Glück, Aussichten auf die Zukunft dahingegeben; als sie im Angesicht einer Gesellschaft, welche für das Leben des Proletariers nur Hohn und Verachtung habe, sich freiwillig den abstoßendsten und härtesten Arbeiten unterzogen; als sie endlich den Spöttereien der Menge offen Trotz geboten, indem sie ein ausgezeichnetes Kostüm getragen und ihren Namen, auf die Brust geschrieben, der Beleidigung preisgegeben. Was für Leute nun aber diejenigen seien, die es wagen, der Saint-Simonistischen Familie einen religiösen Charakter abzustreiten? Leute, die offen ihre Gleichgültigkeit in Religionssachen bekannt, die den

Atheismus in das Gesetz gebracht, Leute, die aus den Räumen dieses selben Gerichtssaales, wo sie sitzen, die Majestät des gekreuzigten Jesus haben verschwinden lassen, Leute, die das Bild ihres Gottes mit einem grünen Vorhang bedecken, gleich als wäre es eine Sache, die dem Auge wehe thue! Im Uebrigen und auch angenommen, daß man in der Saint=Simonistischen Familie eine religiöse Gesellschaft nicht anerkennen wolle, welche Unordnungen man ihr denn aufzubürden habe, um die ganze Strenge des Artikels 291 auf sie anwendbar zu finden? Die Saint-Simonisten haben nicht aufgehört, den Krieg für ruchlos zu erklären und gegen den Geist der Empörung zu protestiren. Wenn sie die Leiden des Volks beschrieben haben, so sei dies blos geschehen, um die Mittel zur Abhülfe anzuzeigen, und zur selben Zeit, wo die Regierung gegen den Lyoner Aufstand nur Kanonen und Soldaten anzuwenden gewußt, haben sie im Studium und in der Wissenschaft die Heilung der gesellschaftlichen Wunden gesucht, welche sich in diesen tödtlichen Unruhen geoffenbart. Es bleibe noch der Vorwurf der Unsittlichkeit. Nun was denn Unsittliches in dem Verlangen liege, daß die Verhältnisse zwischen den Gatten einer neuen Bestimmung unterworfen werden, welche ihnen diesen Charakter der Ausschließlichkeit und folglich der Gewaltsamkeit oder List nehme, den das christliche Gesetz ihnen aufdrücke? Ob man die Ehe abgeschafft haben würde, wenn der Mann und die Frau, welche am fähigsten seien, die Menschheit zu leiten, wenn der Priester und die Priesterin das Recht erhalten hätten, durch ihre Genehmigung die Leiden und Freuden des ehelichen Bundes zu weihen? Was man denn Monströses darin erblicken könne, daß in einem Priesterthum, welches freiwilligen Gehorsam finde, die Herrschaft der Schönheit sich der Macht des Geistes beigesellt finde? Diese Herrschaft der Schönheit sei am Ende allgemein, unwiderstehlich, und eben diejenigen unterziehen sich ihr im Geheimen, welche sich öffentlich die Miene geben, ihre Gesetzlichkeit zu läugnen. Denn selbst unter dem Einfluß des christlichen Gesetzes habe sich die Gesellschaft wohl gehütet, die Freuden des Fleisches in die Acht zu erklären; die Leute gehen, wie jedermänniglich bekannt sei, lieber auf den Ball als in die Predigt, und die Deputirten, ernste Männer, haben erst in der neuesten Zeit für die Bischöfe weniger als achtmalhunderttausend Franken und für das Opernhaus nahezu an eine Million bewilligt. Aber wie! Ob nicht dieses Opernhaus ein dem Kultus der Schönheit errichteter Tempel sei? Ob es inmitten der Wohlgerüche, die aus den aufgelösten Haaren seiner Tänzerinnen duften, unter dem Lichtregen, der von seinen Kronleuchtern herabströme, vor diesen anmuthsvollen Schaaren artiger Frauen, die zwischen reichen Gemälden und den Tönen einer berauschenden Musik dahinschweben, den Sinnen an starken Aufregungen, dem Fleische an Anbetern fehle? Also werde das christliche Gesetz nicht beobachtet! Und wie es denn auch einge-

halten werden könnte? Indem es seinen Fluch über das Fleisch ausgesprochen, habe das Christenthum dasselbe zur Empörung getrieben und zwar zu einer Empörung voll schrecklicher Unordnungen. Welches Schauspiel denn wirklich dem Moralisten diese Gesellschaft darbiete, in deren Namen man die Saint-Simonisten der Immoralität anklage? Von neunundzwanzigtausend in Paris geborenen Kindern seien nahezu an zehntausend in ungesetzlichen Umarmungen empfangen worden; die Schulen seien angesteckt von Lastern, durch welche die blaßgelben Kinder alt werden, bevor sie herangewachsen; die Liebe sei von einem schauerlichen Gifte befleckt, das selbst die Brüste der Ammen verderblich mache; man könne keinen Schritt auf den Straßen thun, ohne auf die patentirte Liederlichkeit zu stoßen, und noch unlängst habe im Palais-Royal, in demselben Pallaste, unter dessen Dache die Königin und ihre junge Familie wohne, die Prostitution ihr unreines Heiligthum gehabt. Was man von der Familie spreche in einer Gesellschaft, wo der Ehebruch auf allen Theatern gelehrt, von allen Dichtern gesungen, von allen Künstlern zauberisch dargestellt, in allen Romanen mit den Reizen der Einbildungskraft übergossen und mit der Heiligkeit der Liebe bedeckt werde? Man habe den Saint-Simonismus zu brandmarken geglaubt, indem man das Vorrecht der ersten Nacht hieher gezogen. Das Vorrecht der ersten Nacht! Es bestehe noch in der Gesellschaft, welche die Saint-Simonisten umzubilden wünschen, und es sei das Recht des Reicheren! Denn in dieser Gesellschaft sei überflüssig gesorgt für die Vergnügungen der anständigen Leute, und neben dem Heere der Söhne des Volkes, Kanonenfutter, das dem auswärtigen Angriffe hingeworfen werde, befinde sich das Heer der Töchter des Volkes, unglücklicher Geschöpfe, welche die Armuth zur Lust, als zu einem schmählichen Frohndienste, verdamme, allgemein zugängliches, käufliches Fleisch, zumvoraus zur Sättigung aller materiellen Begierden preisgegeben. Also das Laster mit der Heuchelei, oder das Laster mit der Schamlosigkeit und dem Hunger; in Ermanglung der poetisirten Verderbniß, die patentirte Verderbniß: oben der Ehebruch, unten die Hurerei.

Dies war kurz zusammengefaßt das Vertheidigungssystem, welches die Angeklagten in der Sitzung vom 27. August vorbrachten. Sie hatten Fragen von unberechenbarer Bedeutsamkeit aufgeregt. Aber die Gesellschaft, welche sie angriffen, verlangte Gehorsam und wollte nicht der Gegenstand von Erörterungen sein. Während sie sprachen, begegnete es den Richtern mehr als einmal, daß sie Zeichen der Ungeduld von sich gaben, und ein spöttisches Lächeln schwebte unaufhörlich auf den Lippen des Generalprokurators, der sich glücklich schätzte, durch affektirte Verachtung der Verwirrung und Verlegenheit seiner Ohnmacht entgehen zu können.

Am folgenden Tag, dem 28. August, ergriff Enfantin selbst das Wort.

Er drückte sich mit Ernst, in langsamer Rede aus und hielt von Zeit zu Zeit inne, um bald auf den Präsidenten und die beiden Räthe, bald auf den Generalprokurator, bald auf die Zuhörer seine Blicke zu heften. Das Gericht zeigte sich in Bälde sehr ärgerlich darüber, und als der Präsident den Angeklagten fragte, ob er der Sammlung bedürfe, antwortete er: „Es ist mir Bedürfniß zu sehen, wer mich umgibt, und gesehen zu werden. Ich weiß, welche Macht die Sammlung und die Einsamkeit verleiht: aber ich weiß auch, daß die Sammlung nicht die einzige Art ist, Eingebungen zu empfangen, und überdies wünsche ich den Herrn Generalprokurator den Einfluß des Fleisches, der Form, der Sinne kennen zu lehren, und zu diesem Behuf ihm den des Blickes fühlbar zu machen." Ohne sich bei dem Eindruck aufzuhalten, welchen diese Worte hervorbrachten, worin sich mit einem ernsten Gedanken eine ganz unvorhergesehene Art von Schwank mischte, fuhr Enfantin fort: „Schlecht, immoralisch, voll Albernheit findet man den Gedanken, den ich ausgesprochen habe, nämlich, daß der Priester schön sein müsse: und doch ist das wirklich unser Glaube. Der Priester muß schön, weise und gut sein: Güte, Weisheit und Schönheit fassen unsere Lehre auf's Genaueste zusammen. Ja, selbst die christliche Kirche, welche das Fleisch verwarf, welche die Schönheit als die privilegirte Waffe des Satans betrachtete, würde gleichwohl niemals einen mißgestalteten oder verkrüppelten Priester ordinirt haben. Und wenn es sich in unserer Zeit bei der Armee darum handelt, ein Corps zu bilden, das auf eine würdige, edle Weise zu repräsentiren wisse, das durch den blosen Anblick Hochachtung, Bewunderung oder Furcht einzuflößen vermöge, so ist man weit entfernt, die Schönheit gering anzuschlagen, so gleichgültig man auch sonst gegen sie zu sein behauptet. Sagt man nicht, daß Einer, um unter die Karabiniere aufgenommen zu werden, ein schöner Mann sein müsse? warum sollte man nicht dasselbe von den Priestern sagen können, ohne die Ohren des Herrn Generalprokurators zu beleidigen? Es ist wahr, der Beruf des Soldaten ist ein anderer, als der unseres Priesterthums: jener tödtet, dieses macht lebendig. Aber ich sehe nicht, wie dies ein Beweis gegen meine Behauptung sein soll." Dieser Vergleichung fehlte es weder an Richtigkeit, noch an Geist; als aber der Angeklagte das Gericht auf's Neue durch Fixirung seines Blickes aus der Fassung zu bringen suchte, erklärte der Präsident auf einmal die Sitzung für aufgehoben und sagte zu Enfantin: „Wir sind nicht da, um das Ergebniß Ihrer Betrachtungen abzuwarten." Da wandte sich der Vater mit der unerschütterlichen Kaltblütigkeit, die ihn auszeichnete, zu den Seinigen und sagte: „Abermals ein Beweis von ihrer Unzulänglichkeit! Sie läugnen die moralische Macht der Sinne und begreifen nicht, daß ich sie durch meinen blosen Blick um die Ruhe zu bringen vermochte, die ihrer Rolle anstand." Beim Wiederbeginn der Sitzung kündigte Enfantin an, daß er,

da man eine Rede von ihm erwarte, nunmehr sprechen wolle, und nachdem er eine kraftvolle Schilderung all der Unordnungen entworfen, welche der von dem Christenthum gegen das Fleisch geschleuderte Bannstrahl erzeugt habe, rief er: „Ihr, die ihr uns anklagt, wenn ihr mit Wahrheit über uns richten wollt, so müßt ihr ein besseres Heilmittel angeben, als das unsrige ist. Nun sehe ich auf der einen Seite nichts, als die Madelonnettes, die Filles repentantes, die Salpetrière,*) auf der andern nur die Force oder Sainte-Pelagie.... Was uns betrifft, so sind unsere Mittel: Heiligung der Schönheit und Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte; Lenkung und Regelung der physischen Begierden; Reorganisation des Eigenthums: denn das Elend des Arbeiters und der Reichthum des Müßiggängers sind die materiellen Ursachen des Ehebruchs und der Hurerei. Aber sehet: wenn wir sagen, daß das erbliche Elend und der erbliche Müßiggang, Ergebnisse der gegenwärtigen auf das Geburtsrecht begründeten Verfassung des Eigenthums, aufhören müssen, so beschuldigt man uns, den Staat über den Haufen werfen zu wollen. Wenn wir auch noch so deutlich erklären, daß diese Verwandlung des Eigenthums nur in fortschreitender, friedlicher, freiwilliger Weise geschehen könne; daß sie sich weit besser bewerkstelligen lasse, als die Vernichtung der Feudalrechte bei allen erdenklichen Systemen der Schadloshaltung vor sich gegangen ist, und sogar langsamer, als ihr euere Expropriationen zum Behuf des öffentlichen Nutzens vornehmet, so hört man uns nicht, sondern verurtheilt uns, wir sind Friedensstörer. Ohne zu ermüden zeigen wir, daß diese Verwandlung von allen gegenwärtigen und zukünftigen Bedürfnissen der Gesellschaft erheischt wird; daß sie auf eine handgreifliche Weise durch die Gründung des Handelsgesetzbuchs und durch alle industriellen Gewohnheiten angezeigt ist, welche die Beweglichmachung des Eigenthums, seine Uebertragung von der müßigen oder unfähigen Hand an die arbeitsame und fähige Hand begünstigen — wir zeigen das, und ihr, ihr schreit, unser Bund sei gefährlich! Gleichwohl muß man an die Stelle einer schlechten Ordnung eine gute Ordnung setzen; denn der Zweck der Gesellschaft ist nicht blos festzuhalten, sie will sich verbessern, will fortschreiten. Das wollen wir auf gleiche Weise in der Moral thun.... Es ist in der That merkwürdig, daß gerade diejenigen Leute, die den absolutesten Despotismus gegenüber der Schönheit und der Frau ausüben, uns mit der größten Heftigkeit beschuldigen, einen entmenschenden Despotismus in der Welt wieder einführen zu wollen. Sie sagen, unser Priesterthum werde seine Macht mißbrauchen; aber dieser Einwurf kann gegen jede Gewalt erhoben werden. Das Oberhaupt einer Gesellschaft hat blos dadurch, daß es das Oberhaupt ist, eine

*) Besserungshäuser für liederliche Weibspersonen. Anm. d. Ueb.

Macht: das ist eine Wahrheit, die in der Definition liegt. Was ist nun die Bürgschaft gegen den Mißbrauch der Macht? Wir kennen blos eine einzige, nämlich die, daß die Gewalt durch die Fähigkeit und nicht durch die Geburt erworben wird. So lange das Prinzip der Uebertragung der politischen Macht und des Reichthums das der Geburt sein wird, so lange werden wir das Recht haben, zu sagen, daß alle euere Bürgschaftssysteme den verdummendsten Despotismus erzeugen oder aufrecht erhalten, da sie die Macht auf's Gerathewohl ertheilen." Diesen Entwicklungen fügte der Angeklagte verschiedene Erklärungen bei, theils im höchsten Grade wunderliche — diese Wunderlichkeit mag nun naiv oder berechnet gewesen sein — theils welche voll Verstand, Scharfsinn und Feinheit. Man hatte ihm das Recht verweigert, zwei Frauen als Beistände zu erwählen: er beklagte sich darüber und drückte seine Verwunderung aus; „denn," sagte er, „wer ist derjenige unter uns, der es wagen könnte, zu behaupten, daß er selbst fähiger sei, über die Moral zu sprechen, als seine Schwester oder seine Mutter?"

Auf Enfantins Rede folgten lebhafte Erörterungen zwischen dem Generalprokurator einerseits und den Herren Duveyrier, Barrault, Michel Chevalier andrerseits. Der letztgenannte machte einen starken Eindruck auf die Versammlung, als er an Robespierres Ausspruch: „Der Konvent wird nicht gestatten, daß man die friedlichen Diener der verschiedenen Religionen verfolgt!" erinnerte und dann rief: „Sie wissen, meine Herren, ob wir friedliche Menschen sind; wir verlangen von Ihnen die Duldsamkeit Robespierres!" Aber schon seit langer Zeit war die Sache der Angeklagten verloren. Enfantin, Duveyrier, Michel Chevalier wurden zu einjähriger Gefängnißstrafe und einer Geldbuße von je hundert Franken, Rodrigues und Barrault blos zu einer Buße von fünfzig Franken verurtheilt. Die Familie hatte das Urtheil mit der größten Ruhe angehört; sie kehrte mitten durch eine unermeßliche Volksmenge, die sich vom Justizpallaste bis an's Stadthaus hinzog, nach Menilmontant zurück. Die meisten sahen mit stummem Erstaunen die Saint-Simonisten vorübergehen; einige murmelten den Namen des Vaters, andere erhoben ein beleidigendes Geschrei.

Die Verurtheilten ergriffen den Rekurs; aber die Verwerfung ihrer Appellation und die Einkerkerung Enfantins wurden bald das Zeichen zur Zerstreuung der Familie. Aufgelöst war sie indeß nicht. Sie hatte die Zeit zwischen dem Urtheil des Assisengerichts und der Verwerfung ihres Rekurses dazu benutzt, nach verschiedenen Theilen Frankreichs Missionäre in dem apostolischen Gewande auszusenden, und die Prüfung, welche sie überstanden, schien ihren Eifer vermehrt zu haben. Zerstreut und später verschlungen von der gesellschaftlichen Mitte, gegen welche sie so kühn gekämpft hatte, setzte sie ihre Existenz als Korporation gewissermaßen durch das geheimnißvolle Band

der Gesinnung und der Ideen fort. Nun war diese unzerstörbare Verwandtschaft das Ergebniß des Zusammenlebens der Saint-Simonisten in Menilmontant. Bis dahin, und obgleich sie ihrer Verbindung bereits den Namen Familie gegeben, hatten sie nur eine Schule gebildet: die Familie begann für sie erst in Enfantins Hause. In der Straße Monsigny, dem lärmenden Laboratorium ihrer Lehre, hatten sie weder die nöthige Zeit, noch die erforderliche Ruhe gehabt, um sich als Individuen gegenseitig zu studiren: das thaten sie in Menilmontant, umringt von Stille und Einsamkeit. Nach ihrer Trennung blieben die einen in Frankreich, wo sie verschiedene Laufbahnen einschlugen, die andern reisten in den Orient, welcher damals, durch kecke Reformversuche von oben bis unten aufgeregt, die Eroberungen des Geistes zu sich zu berufen schien.

Forscht man aufrichtigen Sinnes nach, welche Wirkung der Saint-Simonismus auf die französische Gesellschaft gehabt, so wird man sehen, daß diese Wirkung nichts weniger, als unergiebig war. Die Bourgeoisie stand in der That, als die Saint-Simonisten erschienen, auf zu festen Füßen, um die Grundsätze verletzen zu lassen, kraft deren ihre Herrschaft sich begründet hatte; sie nahm daher und behielt von dem Einfluß der Saint-Simonisten nur das, was ihren Bestrebungen und Interessen zusagte, d. h. einen ausgesprocheneren Hang zu den ökonomischen Studien, einen bessern Einblick in die öffentlichen Arbeiten, eine weniger beschränkte Art, die Bedeutsamkeit der Industrie zu betrachten. Was die Ideen der Saint-Simonisten über die Wiedereinsetzung des Autoritätsprinzips, über den Staatskredit, über die Abschaffung aller Vorrechte der Geburt, über die Aufhebung des Proletariats, und, in der zweiten Phase des Saint-Simonismus, über die religiöse Aufgabe der Gewalt, verbunden mit der Emanzipation der Frauen, betrifft, so konnte die Bourgeoisie solche Systeme nicht zulassen, ohne ihren eigenen Sturz auszusprechen. Auch verwarf sie dieselben mit aufrichtigem Zorn und geheuchelter Verachtung; aber sie gingen deshalb doch nicht gänzlich unter, sondern blieben gleich einem anvertrauten Gute bei auserlesenen Geistern, wo sie Keime treiben und fruchtbringenden Aenderungen unterworfen werden sollten.

Die Sitzung nahte. Das Ministerium bestand aus Männern ohne Ansehen und von mittelmäßigem Talent; wie sollte es sich vor der Kammer behaupten und sie beherrschen können?

Der Sieg vom Monat Juni hatte, wie man gesehen, die Minister mit maßlosem Stolze erfüllt. Sie glaubten ihre Gewalt, die ein so harter Stoß nicht zu stürzen vermochte, auf lange Zeit befestigt. Der König seinerseits wünschte angelegentlich, in seinem Rathe Männer zu behalten, welche ihre Unzulänglichkeit und der keineswegs erhabene Charakter ihrer Ergebenheit seinem Willen knechtete. Aber die Sprache der Deputirten, welche sich in

der Hauptstadt einzufinden begannen, zerstörte die Hoffnungen des Hofes, und bald wurde es augenscheinlich, daß ein unter gänzliche Abhängigkeit vom König gestelltes Kabinet in der Kammer auf unüberwindlichen Widerstand stoßen würde. Die Fehlerhaftigkeit der Berechnungen, auf welche das konstitutionelle System sich gründet, erschien somit in ihrem ganzen Lichte, und die Geschicke der Nation standen im Begriff, zwischen zwei Gewalten zu schweben, welche beide nach der Souveränetät trachteten und kraft der Rivalität ihrer Ansprüche schon zumvoraus einander feindlich gegenüberstanden.

Die drei Männer, welche ihr Talent berief, das Szepter der parlamentarischen Majorität zu führen, waren damals die Herren Thiers, Guizot und Dupin der ältere. Unter diesen drei Kandidaten mußte ein erster Minister gewählt werden.

Die Sympathien des Königs waren für Herrn Dupin, den er seit langer Zeit für seine Privatinteressen in Anspruch genommen hatte, dessen geheime Schwachheiten er kannte, und dessen Puritanismus er nicht fürchten mußte. Man wandte sich also zuerst an Herrn Dupin den älteren. Die Unterhandlung währte lang und stand im Begriff abgeschlossen zu werden, als sich auf einmal das Gerücht verbreitete, es habe eine äußerst lebhafte Szene zwischen dem Monarchen und dem Unterthanen stattgehabt. Die Nachricht war gegründet: sie hatten sich unter großer gegenseitiger Unzufriedenheit getrennt, sei es nun, daß Herr Dupin, wie Einige gedacht haben, nicht darauf eingegangen war, sich der Theorie der persönlichen Regierung zu unterwerfen, oder daß der König aus Veranlassung einer minder bedeutenden Frage sich durch die Barschheit, welche Herr Dupin zuweilen in seinem Benehmen und in seinen Reden beurkundete, beleidigt gefühlt hatte.

Nun blieben noch Herr Guizot und Herr Thiers. Aber auf dem ersten lastete eine Impopularität, deren Unannehmlichkeiten selbst von denen gefühlt wurden, die in ihm den wärmsten Vertreter ihrer Interessen gefunden hatten; und was den zweiten betraf, so hatte er zwar ein großes Talent entwickelt, besaß aber dessenungeachtet noch nicht festen Halt genug, um an die Spitze der Geschäfte gestellt werden zu können.

In dieser Verlegenheit warf der König seine Blicke auf Herrn von Broglie. Der Name dieses Mannes, sein Anhang, sein edler Charakter, die Achtung, deren er genoß, waren in der That geeignet, einem Kabinet, an welchem er Theil genommen hätte, Ansehen zu verschaffen, und unter seiner Aegide hätte Herr Thiers der Monarchie sehr nützliche Dienste leisten können.

Dieser Gedanke schien den meisten einflußreichen Mitgliedern der parlamentarischen Majorität vortrefflich. Aber der König hatte wenig Neigung für Herrn von Broglie, einen Mann von unbeugsamen Grundsätzen, festem Willen, rauher Tugend, einen Mann, der sich seine Beharrlichkeit bei den-

selben Ideen zur Ehre anrechnete und jede Politik der Ausflüchte als der menschlichen Würde zuwider verwarf, überdies empfindlich und reizbar war.

Eine Zögerung war jedoch gefährlich. Herr von Remusat erhielt den Auftrag, Herrn von Broglie in seinem Landhause aufzusuchen und ihm ein Portefeuille anzubieten mit Herrn Thiers als Kollegen.

Herr von Broglie hatte Anfangs Bedenklichkeiten geäußert und erklärte am Ende, er würde nur unter der Bedingung ins Kabinet treten, daß Herr Guizot ihm dahin folgte. Vergebens wandte man ihm ein, daß Herr Guizot die öffentliche Meinung gegen sich aufgeregt habe; daß bei der dermaligen Stimmung die Dienste dieses Mannes der Monarchie Unheil bringen würden; daß dies die Ansicht der dem Throne ergebensten Deputirten und zum Beispiel der Herren Jaques Lefèvre, Fulchiron, Jacqueminot sei; daß, wenn es zuweilen am Platze sein möge, sich über das Geschrei der Presse zu erheben, die Pflicht der Selbsterhaltung wenigstens gebiete, den Widerwillen des Parlaments zu schonen — — Herr von Broglie zeigte sich unerschütterlich. Man mußte sich seinen Bedingungen unterziehen. Und am 11. Oktober veröffentlichte der Moniteur die bekannte Ordonnanz, welche für die auswärtigen Angelegenheiten Herrn von Broglie, für das Innere Herrn Thiers, für den öffentlichen Unterricht Herrn Guizot, für die Finanzen Herrn Humann berief. Der Marschall Soult behielt das Portefeuille des Kriegs nebst dem Titel Präsident des Raths, und Herr Barthe war Justizminister.

Auf solche Art wurde das Ministerium vom 11. Oktober gebildet, das den furchtbaren, von Casimir Perier eingeleiteten Kampf fortsetzen mußte, und dessen Dasein nur ein langer Sturm war.

Faßt man nur die persönliche Bedeutsamkeit oder das Talent seiner einzelnen Mitglieder ins Auge, so war das Ministerium, in welches Herr Thiers an der Seite des Herzogs von Broglie und des Herrn Guizot trat, unstreitig das stärkste, das man für die gegebenen Umstände bekommen konnte. Aber gerade das war für den König ein Gegenstand des Kummers. Mit Recht überzeugt, daß in einem Lande wie Frankreich, wo der Geist der Forschung so reißend schnelle Eroberungen gemacht hatte, wo die großen Stellungen nicht mehr von ihrem alten Nimbus umgeben waren, wo man nur einer thätigen und lebenskräftigen Gewalt gerne gehorchte, ein nichtsthuendes Königthum früh oder spät in Verachtung sinken und am Ende nur noch als kostspielige Ueberflüssigkeit angesehen würde, wollte der König zugleich herrschen und regieren. Nun fühlte er wohl, daß ein fester Bund zwischen so bedeutenden Ministern, wie den Herren von Broglie, Guizot und Thiers, ihn zu einer leidenden Rolle verurtheilen würde. Die Abschließung dieses Bundes zu verhindern, lag also in den Nothwendigkeiten seiner Stellung, und

die Mißhelligkeiten, welche in der Folge die Herren Guizot und Thiers gegen einander bewaffneten, waren das Werk des Hofes. Mit einer merkwürdigen Gewandtheit suchte er von Anfang an in die Herzen dieser beiden, auf gleiche Weise von ihren Leidenschaften irregeführten Männer das Gift eines eifersüchtigen Ehrgeizes zu gießen. Herr Thiers hatte sich aus sehr dunkeln Lebensverhältnissen emporgeschwungen und wurde bis in seine neue Herrlichkeit herein von der Mißlichkeit gewisser Familienumstände verfolgt, die, ohne seiner persönlichen Achtbarkeit Eintrag zu thun, gleichwohl mehr als ein Hinderniß auf seine Bahn werfen konnten. Herr von Talleyrand war der Ansicht, eben dadurch sei er nur um so geeigneter, in untergeordneter Stellung die Funktionen eines ersten Ministers zu versehen. Man beschloß also, gegen Herrn Thiers die Schwierigkeiten seiner Stellung und die Unbilden des Zufalls zu benützen. Man gab ihm zu verstehen, daß es ihm erlaubt sei, nach allem zu trachten, und daß er vermöge seines Talentes die höchste Stelle im Staat unter dem Throne verdiene, daß er aber dazu des allerhöchsten Patronats bedürfe, und daß er verloren wäre, sobald die Hand des Königs aufhörte, ihn zu stützen.

Was dem Hofe noth that, war ein Rathspräsident, der sich dazu hergab, seine eigene Persönlichkeit auf's Vollständigste in den Hintergrund zu stellen, aber gleichwohl Fähigkeit und ausgezeichnetes Rednertalent genug besaß, um einen dauernden Einfluß im Parlament auszuüben. Es war Ludwig Philipp oft begegnet, daß er sein Bedauern darüber aussprach, an den Berathungen der Kammer, von denen seine Würde als König ihn ausschloß, nicht Theil nehmen zu können, und er schien zu glauben, daß sein Wort bei mehr als einer Gelegenheit das Ergebniß derselben abgeändert haben würde. Der Hof hätte also gewünscht, daß Herr Thiers mit dem Titel eines Rathspräsidenten in Wirklichkeit nur der Redner der Krone wäre. Geheime Manöver wurden angewandt, um diese Entwicklung herbeizuführen, und da Herr Guizot sich natürlicherweise auf dem Wege zur Präsidentschaft befand, so hatte man keine Mühe, im Rathe den Samen des Zwiespaltes auszustreuen, der später mit großem Lärm ausbrechen und die parlamentarische Regierung geradezu unmöglich machen sollte.

Niemand war übrigens geeigneter als Herr Thiers, die Bourgeoisie zu leiten. Sein elastischer Geist, sein feines, aber wohlwollendes Gesicht, die Ungezwungenheit seines Benehmens, sein Geplauder, die leichte Grazie, womit er seine Wichtigkeit nöthigenfalls wohlfeil hingab, alles das machte seine Ueberlegenheit leicht und sicherte ihre Herrschaft um so besser; alles das half ihm bei einer Klasse, die in ihren Häuptern zugängliche und bei großem Verdienste gefällige Männer haben will. Er hatte sich von tief unten emporgearbeitet, und das gab ihm einen Anspruch auf die Gunst der Emporkömmlinge, welche in

ihm die Legitimität ihres eigenen Glückes begrüßten. Und dann welche Fruchtbarkeit an Auskunftsmittteln! welche Lebendigkeit des Einblicks! welches Talent, alles zu begreifen, alles zu erklären! Herr Thiers war Journalist, Literat, Finanzmann; er hätte eintretenden Falls auch einen General abgegeben. Ja, er wünschte sich sogar, trotz der Richtung seiner Studien, vor allem die Rolle eines Kriegsmanns. In seiner Geschichte der französischen Revolution hatte er mit großen strategischen Kenntnissen um sich geworfen, und er hätte nichts lieber gethan, als zu Pferde steigen, Armeen mustern und bei den Soldaten um Popularität buhlen. Beredt war er nicht, und seine kleine Figur brachte ihm auf der Tribüne einen entschiedenen Nachtheil. Aber er setzte die Dinge so lichtvoll auseinander; er sprach mit solch hingebender Wärme von seiner Liebe für sein Land; sein Geberdenspiel war so ausdrucksvoll; seine kreischende, ohnmächtige Stimme erhielt durch die Ermüdung etwas so Rührendes, daß er eben durch seine Fehler, bestehend in Mangel an Hochsinn, in Weitschweifigkeit, in grenzenloser Nachlässigkeit, Plattheit, zum Erfolg gelangte. In einer Versammlung verstand es Niemand besser als er, sich mittelmäßig zu machen. Seine Ideen waren augenscheinlich dem Kaiserthum zugewandt. Er wollte die Regierung wirksam und geachtet; er verachtete es, wenn sie Bedenklichkeiten hegte. Grundsätze verschmähte er auf eine unbesonnene, zuweilen impertinente Weise; denn in der Politik erkannte er keine andere Gottheit an, als die Gewalt, und er betete sie in ihren entgegengesetztesten Kundgebungen an, vorausgesetzt jedoch, daß sie nicht mit Härte auftrat. Er liebte sie ohne Unterschied als Mittel der Tyrannei und als Werkzeug der Empörung; er hatte sie in Bonaparte bewundert, er hatte sie in dem ungestümen Danton bewundert, er würde sie selbst in Robespierre bewundert haben, wenn er sie bei Robespierre nicht mit Strenge gepaart gefunden hätte. Im Uebrigen keine Haltung im Benehmen, wenig Tiefe in der Gesinnung, mehr Unruhe als Thätigkeit, mehr Ungestüm als Kühnheit, zuweilen dünkelhafte Selbstbespiegelung, und Erhabenheit des Geistes, wenn die des Herzens nicht beinahe gänzlich gefehlt hätte. In vielen Beziehungen war Herr Thiers ein Danton in Miniatur. Gleichwohl befaß er mehr Rechtschaffenheit, als man bei ihm voraussetzte, und seine Feinde machten ihm in dieser Beziehung ungerechte Vorwürfe. Aber als ein Fantasiemensch, der die Künste mit kindlicher Leidenschaft liebte, der von nichtigen Bedürfnissen verzehrt war, der über der Entdeckung eines Basreliefs von Jean Goujon die Staatsgeschäfte vergessen konnte, dabei aufbrausend in seinen Liebhabereien und genußsüchtig, gab er der Verläumdung leicht eine Handhabe. Obgleich er als Privatmann keine Galle hatte, so war er doch als Minister gewaltsamen Maßregeln weit weniger abgeneigt, als Herr Guizot. Dagegen machte er nicht, wie Herr Guizot, Parade mit seinem Despotismus:

er hätte seinen Feinden gern Furcht eingeflößt, ohne sich dessen rühmen zu wollen, und die Hauptsache war ihm, das Einschüchterungssystem in Ausführung zu bringen, das Herr Guizot in Formeln brachte. Denn den einen verlangte es, zu handeln, den andern — zu scheinen. Zuweilen beeilte sich Herr Guizot, auf der Tribüne unselige Maßregeln zu preisen, die er im Rathe bekämpft hatte, und sprach dabei unversöhnliche Worte, solche Worte, die bleiben. Anders Herr Thiers, ein unermüdlicher Bestecher der Presse, gewandt in der Kunst, die öffentliche Meinung durch Ränke zu hintergehen, und ein gewandter Höfling desjenigen Theils der Bourgeoisie, der sich auf Liberalismus und Nationalstolz etwas zu gute that. Dem sei, wie ihm wolle, Herr Thiers besaß weder Liebe zur Menschheit, noch Einsicht in ihre möglichen Fortschritte, und da er nichts ahnte, was jenseits seines Gesichtskreises lag, so kümmerte er sich nicht um das Volk, bewunderte es blos auf den Schlachtfeldern, wo es sich hinschlachten läßt, und glaubte es nur für die Berechnungen dieser übermüthigen Spekulanten geschaffen, die unter dem angemaßten Titel „Staatsmänner" mit einander um den Raub der Welt spielen.

Die Minister vom 11. Oktober fanden, als sie an die Spitze der Geschäfte traten, zwei große Aufgaben vor: der neue Thron mußte mittelst der Verhaftung der Herzogin von Berry befestigt, und der Weltfriede mittelst Unterwerfung des Königs Wilhelm gesichert werden.

Seit die Dämpfung des Aufstandes in der Vendee die Herzogin von Berry genöthigt hatte, in der Stadt Nantes eine Zuflucht zu suchen, waren die westlichen Provinzen still, unbeweglich geworden, und gleichwohl hatte sich die Angst der Regierung noch nicht gelegt. Durch falsche Berichte getäuscht, Spielzeuge der verschiedensten Eindrücke, sich immer auf dem Punkte glaubend, von denjenigen verrathen zu werden, welche sie als Werkzeuge gewählt, hatten die Minister in Beziehung auf die Vendee niemals eine klare und folgerichtige Politik anzuwenden gewußt. Der Vendeer Aufstand war ohne Leitung der Regierung bekämpft worden, in Folge von Maßregeln, die nicht von ihr kamen, und unter der persönlichen Verantwortlichkeit der mit der Ruhestiftung im Westen beauftragten Generale. Da diese Ruhestiftung unter den Befehlen des Generallieutenants Solignac zu Stande gekommen war, so mußte man denken, daß die Regierung sich einigermaßen erkenntlich gegen ihn zeigen werde. Gleichwohl sah der Generallieutenant Solignac unmittelbar nach seinem Siege über die Chouannerie den Generallieutenant Bonnet, unter dessen Befehlen zu dienen er sich schon einmal geweigert hatte, mit einem höheren Kommando als das seinige, nach Nantes kommen. Und diese Maßregel traf den General Solignac, als der letzte Lärm in der Vendee verhallt war und man dort

nichts mehr zu thun hatte, als die Todten zu begraben und die Gefangenen abzuurtheilen. Es lag hierin für einen ausgezeichneten Veteranen aus den Kriegen des Kaiserreichs, für einen Mann, der in der neuesten Zeit wesentliche Dienste geleistet hatte, eine Beleidigung, deren Bitterkeit durch die Anständigkeit der Formen und heuchlerische Lobsprüche nicht genügend versüßt wurde. An diesem Zug glaubte der General Solignac den Haß zu erkennen, welchen der Marschall Soult ihm gelobt hatte; er protestirte, schrieb einen heftigen Brief an den Kriegsminister, ließ seine Klagen selbst vor dem Throne erschallen. Und sie hatten um so mehr Gewicht, als der General berechtigt war, an die beleidigenden Vorsichtsmaßregeln zu erinnern, womit man sein Kommando umgeben hatte. Denn während er die Vendeer bekriegte, korrespondirten mehrere ihm untergebene Behörden mit einem Adjutanten Ludwig Philipps, Herrn von Rumigny, der in das Morbihan geschickt worden war, um daselbst im Namen des Hofs einen geheimen Einfluß auszuüben, welcher in Nantes auf eine unmittelbarere Art von der Gegenpolizei des Herrn Carlier bedient wurde. Dies war der Vendee gegenüber die Politik des Ministeriums gewesen: eine Politik ohne Thatkraft, ohne Entschiedenheit, ohne Offenheit, ohne Ehrenhaftigkeit.

Im Uebrigen behauptete der General Bonnet den Posten, der ihm so eben angewiesen worden, nur vorübergehend, denn auch er wurde bald durch den Generallieutenant von Erlon ersetzt.

Unter der militärischen Verwaltung des letztgenannten, und wenige Tage vor der Bildung des Ministeriums vom 11. Oktober, wurde vor dem Assisenhof von Blois der Prozeß von zweiundzwanzig Chouans verhandelt, worunter Caqueray Sohn, Sortant, Condé und Cresson. Die meisten wurden freigesprochen, einige zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Die Mäßigung dieses Urtheils war am Ende eines Bürgerkriegs, der so gewaltsame Leidenschaften aufgeregt, wirklich auffallend; allein nicht nur hatten die Angeklagten in Herrn Janvier, einem Manne von hohem Talent und dem edelsten Charakter, einen sehr beredten Vertheidiger gefunden, sondern auch die Zeugenaussagen hatten ein helles Licht auf die Lage der Vendee und die Natur des Aufstandes geworfen. Inmitten so vieler vom Parteigeist verbreiteten Uebertreibungen und Lügen konnte man nicht ohne Ueberraschung und innere Bewegung einen der Zeugen, Kapitän vom 41. Regiment, sowohl über diejenigen, die er bekämpft, als über die, denen er gedient hatte, die Wahrheit sagen hören. Dieser loyale Offizier hieß Galleran. Er erklärte, die öffentliche Meinung sei durch die Darstellungen der Journale und die Berichte der Regierungsagenten irregeführt worden; man habe rein imaginäre Siege gewaltig ausposaunt und gänzlich entstellte Thatsachen der öffentlichen Entrüstung bezeichnet; die Vendeer Bauern seien im

Allgemeinen wackere Leute, von wahrer Vaterlandsliebe beseelt, und Republikaner, wo nicht vermöge ihrer politischen Ideen, so doch vermöge ihrer Sitten, ihrer Gewohnheiten, ihres innern Lebens; die angeblichen Geldvertheilungen an die Chouans haben sich auf Summen von siebzehn, zwanzig Sous beschränkt, die man den ärmsten gegeben; das einzige anwendbare System solchen Menschen gegenüber und in einem solchen Lande sei ein System der Mäßigung und Billigkeit. Aber diesen Erklärungen fügte der Zeuge andere bei, in welchen die Banden förmlich der Räuberei angeklagt wurden. „Die Banden," sagte er, „beurkundeten ihre Anwesenheit nur durch Mißhandlungen aller Art; sie zogen nur mit der Flinte in der Hand bei dem Meier ein und ließen sich unter Kolbenstößen bedienen; dabei verbreiteten sie schlauerweise das Gerücht, die Linie sei bei ihnen und habe Befehl, ihnen nichts in den Weg zu legen. Auch hatten sie sich durch Schreck einen solchen Einfluß verschafft, daß die mißhandelten Pächter den Mund nicht aufzuthun wagten, und die Väter oder Kinder der grausam gemordeten Personen sich nicht getrauten, der Justiz eine Anzeige zu machen .... Den Soldaten thaten die Banden im Allgemeinen nichts zu Leide. Einer meiner Soldaten, der junge Valleret, wurde auf einer Treibjagd gefangen genommen. — Bist Du nicht, fragten ihn die Chouans, einer von denen, die heute früh auf uns geschossen haben? — Ja, antwortete Valleret, ich habe meine Schuldigkeit gethan. Und sie ließen ihn gehen. Nicht so gut wurde es den Gendarmen und den Nationalgardisten. Bei diesen wußten die Banden nichts von Gnade."

Auf den Prozeß der zweiundzwanzig Vendeer folgte der des Herrn Berryer. Aber die Politik, welche den hochberühmten Redner auf die Angeklagtenbank zog, hatte ihm in Wirklichkeit blos Gelegenheit zu einem glänzenden Triumphe geliefert. Als er vor dem Tribunal erschien, erhoben sich Geschworne und Zuschauer wie Ein Mann. Mehrere Advokaten hatten sich neben den Angeschuldigten gesetzt. Als der Präsident ihnen bemerkte, daß da nicht ihr Platz sei, antwortete einer von ihnen, Herr Vallon: „Die Bank der Angeklagten ist heute dermaßen geehrt, daß wir uns selbst zu ehren glaubten, wenn wir Platz auf derselben nähmen." Einige edle und ergreifende Worte genügten Herrn Berryer, die Anklage zurückzuweisen, und das Ministerium beeilte sich, sie fallen zu lassen. Es war in der That ein höchst seltsamer Einfall, als Aufreizer zum Bürgerkrieg den Mann verhaften zu lassen, der den Gedanken desselben in Gegenwart der Herzogin von Berry so nachdrücklich und mit so hinreißender Beredtsamkeit bekämpft hatte.

Zu Nantes ins Haus der Fräulein Duguigny geflüchtet, nährte Marie-Karoline inmitten ihrer Schmerzen und Gefahren hochmüthige Hoffnungen. Von ihrem Asyl aus, das durch die wachsamste und verschwiegenste Treue

geschützt ward, führte sie mit einigen ihrer Anhänger eine lebhafte Korrespondenz und hielt sich bereit, die Ereignisse zu benutzen. Unter den Briefen, welche sie während ihres Aufenthaltes in Nantes schrieb, ist einer, der erwähnt zu werden verdient; er war an die Königin der Franzosen gerichtet und lautete also:

„Was auch die Folgen sein mögen, welche für mich aus der Stellung entspringen können, worein ich mich in Erfüllung meiner Mutterpflichten versetzt habe, so werde ich Sie doch niemals in meinem eigenen Interesse ansprechen, Madame. Aber tapfere Männer haben sich für die Sache meines Sohnes bloßgestellt, und ich kann es mir nicht versagen, zu ihrer Rettung zu versuchen, was sich mit Ehren thun läßt.

„Ich bitte daher meine Tante, deren gutes Herz und religiöser Sinn mir bekannt sind, allen ihren Einfluß zu Gunsten derselben aufzubieten. Der Ueberbringer dieses Briefes wird das Nähere über ihre Lage mittheilen; er wird sagen, daß die Richter, die man ihnen gibt, Leute sind, gegen welche sie gefochten haben.

„Trotz der dermaligen Verschiedenheit unserer Verhältnisse ist auch zu Ihren Füßen ein Vulkan, Madame, und Sie wissen es. Ich habe Ihre sehr natürlichen Beängstigungen zu einer Zeit, wo ich in Sicherheit war, erfahren, und bin nicht unempfindlich dafür gewesen. Gott allein weiß, was er uns bestimmt, und vielleicht werden Sie es mir eines Tags danken, daß ich Vertrauen in Ihre Güte gesetzt und Ihnen Gelegenheit verschafft habe, dieselbe gegen meine unglücklichen Freunde zu zeigen. Glauben Sie an meine Erkenntlichkeit.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Madame. Denn ich habe eine zu gute Meinung von Ihnen, um zu glauben, daß Sie in Ihrer Lage glücklich sein könnten. **„Marie-Karoline."**

Dieser eben so rührende als würdige Brief wurde von einem royalistischen Offizier nach Saint-Cloud gebracht und entsiegelt Herrn von Montalivet übergeben, welcher ihn der Königin mittheilte. Der Offizier wartete an der Treppe unten auf die Antwort. Man gab ihm das Schreiben zurück mit dem Bemerken, die Königin könne es nicht annehmen. So viel ist gewiß, daß sie nicht darauf antworten konnte. Die unglückliche Königin, die man auf immer zur Qual verdammt hatte, die Stimme ihres Herzens zu ersticken, und die nur ein liebevolles Gebet, einen frommen Wunsch als Verwandte und Freundin hatte, wo die furchtbarste Verwünschung gerechtfertigt gewesen wäre!

Schon waren seit der Ankunft der Herzogin von Berry in Nantes nahezu an fünf Monate verstrichen, und noch war ihre Zufluchtsstätte ein Geheimniß: sei es nun, daß es ihr durch Klugheit gelang, alle Anstrengun-

gen ihrer Feinde zu vereiteln, oder daß die Regierung ihre Verfolgungen absichtlich etwas lässig betrieb. Denn als Gefangene war die Herzogin von Berry eine Verlegenheit und eine Gefahr. In der That hätte ihre Straflosigkeit Ludwig Philipp der Verachtung der Völker preisgegeben; ihr Tod hätte ihn dem Fluche der Könige geweiht. Gab er die Prinzessin frei, so gab er sie den Verschwörungen und dem Bürgerkriege zurück; ließ er ihr den Prozeß machen, so brachte er das für die Monarchien mißliche Prinzip der Gleichheit vor dem Gesetze in Anwendung. Wer sollte überdies in einem Lande, das man monarchisch wollte, diese Mutter eines Kindes richten, das durch die Abdankung seines Großvaters König geworden war? Die Pairie? Vor einer solchen Verantwortlichkeit hätte sie offenbar zurückgeschaudert. Eine Jury? Einige zufällig herausgegriffene Männer hätten also, wie sie die Justiz dem Königthum von gestern gegenüber waffenlos zeigten, eben dadurch das Königthum vom folgenden Tag als der Usurpation und des Aufruhrs schuldig verurtheilen können! Das Prinzip der Volkssouveränetät konnte man unter solchen Umständen nicht geltend machen, ohne gewissermaßen den Minirer am Fuße des Thrones sich eingraben zu lassen. Ebenso wenig konnte man in der Herzogin von Berry das Verbrechen der Empörung bestrafen, ohne daran zu erinnern, unter welcher Anstrengung das Grundgesetz aller Gesetze der Monarchie, die Unverletzlichkeit Karls X, erlegen war.

Es waren dies hochwichtige Rücksichten, die ihre Geltung behaupten mußten, so lange der auswärtige Krieg nicht vor der Thüre stand. Aber bald glaubte man dem Augenblick nahe zu sein, wo Europa in Flammen gerathen sollte. Mit wachsendem Stolze trotzte Wilhelm den Beschlüssen der Konferenz, erfüllte den Norden mit dem Lärm seiner Kriegsrüstungen und drohte von der Zitadelle von Antwerpen herab, die seine Soldaten besetzt hielten, die zweite Stadt Belgiens in einen Schutthaufen zu verwandeln. Jetzt nahm der Aufenthalt der Herzogin von Berry in Frankreich einen Charakter von wahrhaft furchtbarer Bedeutsamkeit an. Man konnte voraussehen, daß beim ersten Kanonenschuß auf der Grenze die Royalisten des Südens und in der Vendee zum zweiten Male sich bewaffnet erheben; daß man vor sich den Krieg, hinter sich die Anarchie haben; daß der Name des Prinzen von Oranien und der Name Heinrichs V sich in denselben Wünschen, in demselben Feldgeschrei vermengen, und daß die Dynastie Ludwig Philipps, zwischen zwei Restaurationsversuche gedrängt, in der Wiege erstickt würde. Es wurde daher die gebieterischste aller Nothwendigkeiten des Augenblicks, sich der Herzogin von Berry zu bemächtigen. Aber um die Regierung bis zur Mutter Heinrichs V zu führen, mußte man einen Verräther finden: man konnte ihn in diesem edlen Lande Frankreich nur in einem Juden, einem Renegaten finden.

Mit dem Vertrauen des Papstes beehrt, weil er seinen Gott abgeläugnet, und mit dem der Herzogin von Berry, weil er die Schwärze seiner Seele zu verdecken gewußt, hatte sich dieser Elende schon seit langer Zeit Herrn von Montalivet angeboten, als das Ministerium vom 11. Oktober sich bildete. Herr von Montalivet überließ es dem neuen Minister des Innern, die Heuchelei des Deutz zu gebrauchen. Man wußte, daß die Herzogin von Berry in Nantes war: Deutz nahm es auf sich, das Asyl der Prinzessin ausfindig zu machen, und um aus den Diensten dieses Menschen um so sicherer Nutzen zu ziehen, ernannte man Herrn Maurice Duval, denselben, dessen Verwaltung so grausam auf Grenoble gelastet hatte, zum Präfekten der untern Loire.

*) Deutz besaß bei der Mutter des Herzogs von Bordeaux bei Weitem nicht den Einfluß, dessen er sich nachher gerühmt hat. Aber er hatte die Damen des Bourmontschen Hauses von London nach Italien begleitet; er hatte die Prinzessin auf seiner Reise nach Rom in Massa gesehen; er hatte sie nach dieser Reise wieder gesehen und war, Dank den Empfehlungen des heiligen Vaters, beauftragt worden, der Königin von Spanien und Don Miguel wichtige Schreiben zu überbringen. Auf diese Art war er also in bedeutungsschwere Geheimnisse eingeweiht worden, deren Enthüllung seine treulose, niederträchtige Seele nicht hart ankommen sollte. Es ist wahr, daß, als er im Monat April Massa verlassen, Herr von Choulot ihn ungefähr eine Lieue von der Stadt, in einem mit Olivenbäumen bepflanzten Thale, aufgehalten und ihm einen feierlichen, furchtbaren Eid abgenommen hatte**); aber was wollen Eide besagen? Die Ehre macht sie überflüssig, die Niederträchtigkeit bricht sie. Deutz verrieth die legitimistische Partei schon fast seit fünf Monaten durch Korrespondenzen, als er von Herrn Thiers geheimnißvoll nach Nantes geschickt wurde. Da man ihm nicht traute, so hatte man ihm den Polizeikommissär Joly, denselben, der unter der Restauration Louvel verhaftet hatte, als Begleiter beigegeben. In Nantes angekommen, stellt sich Deutz einigen einflußreichen Legitimisten vor, spricht von dringend wichtigen Depeschen, die er mitzutheilen habe, und bittet inständig um die

*) Der hier folgende Bericht über die Verhaftung der Herzogin von Berry hat einige Einzelheiten, die von den bisherigen Darstellungen abweichen, aber aus sicherer Quelle kommen. Unsere Erklärung stützt sich auf Bemerkungen, welche dem General Dermoncourt nach der Herausgabe seines Werks: die Vendee und Madame, zugestellt worden sind. Diese Bemerkungen, die einige ihm mituntergelaufene Ungenauigkeiten berichtigen, hat Herr Dermoncourt die Gewogenheit gehabt uns zu überlassen.

**) Deutz erzählt dies selbst in einer Broschüre, die er über seinen Verrath herausgegeben hat, und in diesem Punkt darf man ihm glauben, da er sich anklagt. Denn im Uebrigen wimmelt seine Broschüre von cynischen Lügen.

Gnade, bei Madame vorgelassen zu werden, deren Asyl zu entdecken sein einziger Zweck war. Aber bereits waren bei der legitimistischen Partei beunruhigende Gerüchte über diesen Juden umgelaufen, und überdies stand zu befürchten, die Polizei, welche die Schritte aller Fremden überwachte, möchte auf seinen Spuren zu Marie-Karoline gelangen. Deutz wurde immer dringender, und es war nicht vergebens. Am 30. Oktober sagte die Herzogin von Berry zum Bruder der Fräulein Duguigny: „Morgen Abend um sechs Uhr gehen Sie ins Hotel de France. Fragen Sie dort nach Herrn Gonzague. Reden Sie ihn mit den Worten an: Mein Herr, Sie kommen aus Spanien. Hier ist die Hälfte einer abgeschnittenen Karte, Herr Gonzague hat die andere Hälfte. An diesem Zeichen werden Sie ihn kennen und zu mir führen." Am folgenden Tag begab sich Herr Duguigny wirklich zur bestimmten Stunde ins Hotel de France, erkannte Deutz mittelst der getheilten Karte und bot sich ihm als Führer an. Während sie mit einander die Straße Jean-Jaques herabwandelten und auf dem Wege weiter gingen, der vom Hafen Maillard in die Straße Haute-du-Chateau führt, schien Deutz unruhig, und hätte gerne genau gewußt, in welchem Haus er empfangen werden solle. „In einem Haus," sagte Herr Duguigny zu ihm, „wohin sich Madame nur begibt, um Ihnen Audienz zu ertheilen, und das sie unmittelbar darauf wieder verlassen wird." Einige Schritte von dem Hause bemerkte Herr Duguigny gegen Deutz, daß eine der zwei Dienerinnen von Madame, Marie Boissy, nicht sonderlich verschwiegen, wiewohl unerschütterlich treu sei, daß man folglich vor ihr auf der Hut sein müsse. Deutz fragte daher beim Anblick der Dienerin, welche die Thüre öffnete, sogleich: „Ist es diese, von der Sie gesprochen haben?" Und als Herr Duguigny es bejahte, fügte er hinzu: „Und die andere, ist die verschwiegen?" Von seinem Wegweiser eingeführt, wurde Deutz in einem Zimmer empfangen, wo sich die beiden Fräulein Duguigny, Fräulein Stylite von Kersabiec und Herr Guibourg befanden. Herr Duguigny fragte zum Schein, ob Madame gekommen sei, und man antwortete ihm, man glaube so, wenigstens habe man im Nebenzimmer ein Geräusch gehört. In demselben Augenblick trat Herr von Mesnard ein. Deutz, der ihn nicht erkannte, obschon er ihn in Italien gesehen hatte, geräth in Verwirrung, tritt zurück und ruft erschrocken: „Was ist das? wo bin ich?" Der Unglückliche erinnerte sich ohne Zweifel des Eides, welchen er in die Hände des Herrn von Choulot abgelegt hatte! Die Herzogin von Berry erschien gleichfalls und fragte Deutz freundlich nach seinem Befinden. Deutz konnte nur mit Bücklingen antworten; dann folgte er, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben, der Herzogin und Herrn von Mesnard in die Mansarde, die er später der Polizei unter dem Namen Empfangsaal bezeichnete. Die Unterredung verlängerte sich bis halb neun Uhr Abends. Deutz

hatte Vorwände in Bereitschaft, um eine zweite Zusammenkunft zu begehren, denn er glaubte die Herzogin von Berry in einem dritten Hause und zweifelte nicht mehr daran, als er die Prinzessin ihren Shawl und Hut holen sah, wie wenn sie gehen wollte. In diesem Augenblick erschien Herr Duguigny, um Madames Befehl in Empfang zu nehmen: „Wenn Sie," sagte er zu Deutz, „Ihrer Königlichen Hoheit Etwas zu übersenden haben, so besorge ich's. Sie treffen mich auf dem Präfekturplatz, Nr. 2, im dritten Stock. Vorher aber, und um allen Irrungen vorzubeugen, wollen wir einander fest ins Auge fassen." Im Gesicht betrachtet, kam Deutz aus aller Fassung, machte eine krampfhafte Bewegung und sagte stotternd: „Haben Sie bemerkt, wie verwirrt ich war, als ich hierher kam? Es ist ganz außerordentlich." Jetzt sagte die Herzogin von Berry, auf Herrn Duguigny deutend, zu Deutz: „Dies ist ein guter Bretagner, von unerschütterlicher und unbegrenzter Ergebenheit."

Genöthigt, um eine zweite Besprechung nachzusuchen, wandte sich Deutz, um zu seinem Zweck zu gelangen, an eine Nonne, auf welche die Herzogin von Berry großes Vertrauen setzte, und deren Leichtgläubigkeit er durch schändliche Lügen zu bethören wußte.

Diese zweite Zusammenkunft wurde auf den 6. November festgesetzt. Nun ging Deutz an diesem Tage, um seinen Verräthereien noch mehr Werth zu geben, zu dem Marschall Bourmont, sagte ihm, daß er auf den Abend die Herzogin bei dem Fräulein Duguigny sehen werde, und drang lebhaft in ihn, auch daselbst zu erscheinen. Die Polizei hätte sich des Marschalls bemächtigen können, so lange Deutz bei ihm war; allein dadurch wäre der Erfolg einer weit wichtigeren Verhaftung gefährdet worden, und deshalb hätte Deutz den Marschall gerne veranlaßt, die Herzogin von Berry zu besuchen. Wie dem auch sei, Herr von Bourmont war so glücklich, der Schlinge zu entgehen. Er verließ Nantes am Abend, voll bittern Verdrusses, fieberkrank und auf den Arm eines Freundes gestützt.

Inzwischen sollte das Stündlein der Herzogin von Berry schlagen; denn diesmal waren alle Maßregeln ergriffen worden. Truppen unter dem Befehl des Generals Dermoncourt hatten den Auftrag erhalten, das ganze Stadtviertel zu besetzen. Deutz wird zur Herzogin von Berry, seiner Wohlthäterin, eingeführt. Das Gesicht des Elenden ist ruhig; seine Worte athmen nichts als Ergebenheit und Ehrfurcht. Inzwischen tritt ein junger Mann ein und stellt der Prinzessin einen Brief zu, worin man ihr meldet, daß sie verrathen ist. Sie wendet sich gegen Deutz, theilt ihm die empfangene Nachricht mit und fragt ihn lächelnd aus. Er bemeistert seine Verwirrung und antwortet mit den lebhaftesten Versicherungen der Dankbarkeit und Treue. Aber kaum hat er sich entfernt, so blinken Bajo-

nette von allen Seiten; Polizeikommissäre stürzen sich mit Pistolen in der Hand ins Haus. Vom Anrücken der Truppen in Kenntniß gesetzt, hat die Herzogin von Berry nur noch Zeit, sich mit Fräulein Stylite von Kersabiec, Herrn von Mesnard und Herrn Guibourg in ein kleines, am Ende des Zimmers der Herzogin angebrachtes Versteck zu flüchten, ein Versteck, das vom Winkel der Wand gebildet und dessen Eingang von der Kaminplatte verdeckt wurde. Als die Polizeikommissäre, und Herr Maurice Duval an ihrer Spitze, nur noch die Fräulein Duguigny, Frau von Charette und Fräulein Cölestine von Kersabiec, welche alle vier keine Unruhe verrathen, im Hause treffen, so beginnen sie die sorgfältigsten Durchsuchungen. Sapeurs und Maurer sind beschieden worden: man öffnet die Schränke oder stößt sie ein, man untersucht die Wände mit Aexten, Hämmern oder Keulen. Die Nacht war gekommen und das Werk der Zerstörung währte noch. In dem engen Raum, wo sie eingesperrt waren, hatten die Herzogin und ihre Gefährten, um frische Luft zu schöpfen, nur eine dünne Oeffnung, an welche sie abwechselnd den Mund drücken mußten. Feuer, das zu wiederholten Malen im Kamin angezündet wurde, verwandelte das Versteck in einen glühenden Ofen, und es gab einen Augenblick, wo seine Diehlen dermaßen erschüttert wurden, daß die Gefangenen beinahe erstickten und ihr Grab darin zu finden fürchteten. Es wurde draußen beschlossen, daß das Haus so lange militärisch besetzt bleiben solle, bis man die Prinzessin entdeckt habe, und dieser Beschluß brachte Verzweiflung in das Versteck, wo man ihn deutlich hörte. Sechszehn Stunden hatte die Todesangst der armen Leute gewährt, als zwei Gendarmen, welche das Zimmer besetzt hielten, ein großes Feuer mit Torf und Journalen anzündeten. Jetzt mußte man sich ergeben; Fräulein Stylite von Kersabiec rief: „Wir wollen herausgehen, nehmen Sie das Feuer weg!“ und Herr Guibourg stieß die rothgewordene Platte mit dem Fuße zu Boden. Das Feuer wurde augenblicklich von den Gendarmen zerstreut, und während die Herzogin von Berry sich blaß, wankend, erschöpft von Anstrengung und innerer Bewegung, auf dem glühenden Heerde hinschleppte, erschien der inzwischen in Kenntniß gesetzte General Dermoncourt nebst dem Substituten des königlichen Prokurators, Herrn Baudot, und einigen Offizieren. Als die Herzogin von Berry den General erblickte, sagte sie zu ihm, wie er selbst erzählt hat: „General, ich überlasse mich Ihrer Loyalität.“ — „Madame,“ antwortete der General Dermoncourt, „Sie stehen unter dem Schutze der französischen Ehre.“ Und wie seine Worte, so war auch das Benehmen des Generals: er behandelte die Gefangene wirklich mit allen Rücksichten, die man einer Frau, zumal einer unglücklichen Frau, schuldig ist. Frei und bewaffnet, hatte die Mutter des Herzogs von Bordeaux in dem General Dermoncourt einen thätigen, furcht-

baren Feind gefunden; besiegt und gefangen, fand sie in ihm nur noch einen Feind voll Höflichkeit und Großmuth. Herr Maurice Duval dagegen, der im Vendeer Kriege nicht wie der General Dermoncourt mit seiner eigenen Person eingestanden war, machte sich bei dieser Gelegenheit blos durch eine Rohheit bemerklich, die er auf plumpe Weise zur Schau trug.

Deutz wurde mehrere Stunden lang von dem Zentralpolizeikommissär, Herrn Lenormand, im Auge behalten. Der Verräther befand sich in einem jammerwürdigen Zustand: er schlug den Kopf an die Wände, zerraufte sich die Haare und verlangte Waffen, um sich das Leben zu nehmen.

Den 8. November 1832, Morgens acht Uhr, schiffte sich die Herzogin von Berry an der Mündung der Loire mit Herrn von Mesnard und Fräulein von Kersabiec auf einer kleinen Kriegsbrigg ein, die den Kapitän Leblanc an Bord hatte und von Herrn Mollien befehligt wurde. Das Zeichen wurde gegeben, und diejenige, die als Regentin nach Frankreich gekommen war, trug jetzt alle ihre Habseligkeiten in einem Taschentuche bei sich; die Schwiegertochter Karls X, die Nichte der Königin der Franzosen, wurde gefangen nach der Zitadelle von Blaye abgeführt, aus welcher man, unter der Regierung eines Bourbon, die Unehre der Familie hervorgehen lassen sollte!

Unter den Thatsachen, die sich auf das Drama von Nantes beziehen, finden sich sehr interessante, welche wir gleichwohl übergehen zu müssen geglaubt haben, weil sie bereits in verschiedenen Werken verzeichnet sind;*) aber an die Verhaftung der Herzogin von Berry knüpft sich ein sehr wichtiges Faktum, das unbekannt geblieben ist. Es ist der Mühe werth, dasselbe mit einigen Entwicklungen zu erzählen, und wir sind genöthigt, etwas weiter zurückzugehen.

Im Jahr 1831 war die Börse von Paris der Schauplatz eines hartnäckigen und denkwürdigen Kampfes gewesen. Herr Ouvrard war ein gewaltiger Spekulant, welchen die durch seine Berechnungen aufgeregten Stürme weder zu entmuthigen noch zu verwirren vermochten, selbst wenn sie ihn zu Boden geschlagen hatten. Herr Ouvrard hätte auf der Börse gerne das Oberste zu unterst gekehrt in Folge einer Art poetischen Instinkts, und beinahe wie sich die Eroberer darin gefallen die Welt zu modeln und umzumodeln: es war ihm um den Lärm, um den Glanz, um das Interesse des Kampfes, um die Größe der Aufregungen zu thun. Da er die starken Erschütterungen, welche die Julitage bei allen Völkern hervorzurufen im Begriffe standen, wohl voraussah, so hatte er seit 1830 angefangen, in der großartigsten Weise auf das Fallen**) zu spielen. Durch

*) Siehe: Die Vendee und Madame, von General Dermoncourt; die Memoiren der Herzogin von Berry, von Herrn Nettement; die Biographie der Herzogin von Berry, von den Herren Germain Sarrut und Saint-Edme; Madame, Nantes u. s. w., von Herrn Guibourg.

**) Bekanntlich heißt auf's Fallen spielen so viel als: Renten verkaufen, wenn sie

die hintereinander erfolgten Revolutionen, welche damals den Boden des alten Europa gründlich aufwühlten, bereits erschüttert, drohte der Staatskredit in Frankreich zu erliegen, und die von Ouvrard beständig angebotene Rente wurde immer schlechter. Am 6. April 1831 hatten die französischen Fonds ihr Minimum des Fallens erreicht: die 3% Rente wurde zu 47, 50, die 5% Rente zu 76, 80 notirt, und mehrere Wechselagenten, die auf's Fallen spekulirt hatten, verschwanden. Inzwischen war ein Anlehen von 120 Millionen angekündigt worden, und es sollte am 19. April zugeschlagen werden. Nun schien Ouvrard, welcher die Seele oder der Leiter der meisten Operationen auf's Fallen gewesen war, die Börse zu beherrschen. Ueberdies lähmte die drohende Kriegsgefahr die Anstrengungen sowohl der beim Steigen interessirten Bankiers, als auch des Ministers, der Kredit brauchte, und der Generaleinnehmer, deren Liquidation unglücklich zu werden drohte, wenn die Herabschätzung noch einige Zeit fortwährte. Man mußte also um jeden Preis dieser Bewegung Einhalt thun, die Fonds wieder heben, die Operationen

---

theuer sind, um sie wieder zu kaufen, wenn sie wohlfeiler sind, so daß man also den Betrag des Unterschiedes gewinnt.

Ebenso bekannt ist, daß zwischen Spielern der Verkauf und Wiederkauf zwei Operationen sind, die sich von selbst verstehen. Nehmen wir zum Beispiel an, die 3% Renten stehen auf 70, das heißt, kosten 70 Franken. Der Spieler auf's Fallen, welcher hofft, sie werden auf 65 oder 60 herabkommen, wird eine gewisse Anzahl verkaufen, ohne in Wirklichkeit eine einzige zu besitzen. Kommt der Augenblick der Liquidation, und ist die Rente in der That auf 65 oder 60 gesunken, so wird er sich ganz einfach durch den Wechselagenten den Betrag des Unterschiedes bezahlen lassen: 5 Franken im ersten Fall, 10 im zweiten.

Und wenn die Rente steigt, statt zu fallen, so hat der Spieler auf's Fallen den aus dem Steigen erwachsenden Unterschied zu bezahlen.

Auf's Steigen spielen heißt auf glückliche Ereignisse rechnen, Renten kaufen. Auf's Fallen spielen heißt auf unangenehme Ereignisse rechnen, Renten verkaufen.

Wir haben gesagt, daß zwischen dem Verkäufer und dem Käufer der Verkauf und der Kauf sich von selbst verstehe, so daß das Ganze auf den Gewinn oder Verlust des aus dem Fallen oder aus dem Steigen erwachsenden Unterschieds hinausläuft. Inzwischen hat der Käufer das Recht, wenn er dem Verkäufer den Werth der Renten anbietet, von diesem die Zustellung der Titel der verkauften Renten zu verlangen. Man nennt das mit dem Börsenausdruck: diskontiren (escompter). Um zu begreifen, welches Interesse man am Diskontiren haben kann, darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß, wenn starke Nachfrage nach der Rente ist, sie schon dadurch allein in die Höhe getrieben wird, daß sie dagegen fällt, wenn sie viel angeboten wird. Von demjenigen, welcher Renten, die er nicht hatte, an dich verkauft hat, die Zustellung der Titel fordern, heißt ihn zwingen, sich wirklich welche zu verschaffen, sie zu verlangen, heißt folglich in die Höhe treiben. Das Diskontiren ist auf der Börse ein Mittel, das Steigen der Rente zu veranlassen.

der Spekulanten auf's Fallen durchkreuzen. Die Bankiers verabredeten sich, der Finanzminister berief die Generaleinnehmer zusammen, und es wurde beschlossen, zu Diskontirungen auf die französischen Renten zu schreiten. Um die Mittel zu diesen Diskontirungen zu verwirklichen, kam man — so wird versichert — überein, daß das Haus Rothschild auf der einen, und die Generaleinnehmer auf der andern Seite für etwa zwanzig Millionen Kreditvaluten schaffen; daß die französische Bank diese Valuten diskontiren*); daß mit den von ihr gelieferten Kapitalien das Haus Rothschild und die Generaleinnehmer die Lieferung der auf der Börse diskontirten Renten übernehmen und sie auf's Neue bei der Bank niederlegen sollten, die ihnen neue Fonds vorzustrecken hätte, um ihre Operationen fortzusetzen. So viel ist gewiß, daß man am 9., 11. und 12. April auf der Börse bedeutende Diskontirungen ankündigte, Diskontirungen, die sich auf mehr als 900,000 Franken an 3% Renten und auf mehr als 500,000 Franken an 5% Renten beliefen. Das war ein wahrer Theatercoup. Die Fonds stiegen außerordentlich schnell wieder von 48 und 80 auf 58 und 89, so daß die Spekulanten, die auf's Fallen gespielt, wie die Wechselagenten, die sich bei ihren Operationen betheiligt hatten, entweder einzuhalten gezwungen oder in den Abgrund getrieben wurden. Dies war ganz einfach. Die Diskontirungen nöthigten die Verkäufer von Renten, am Ende des Monats diese Renten unverzüglich den Käufern zuzustellen, welche ihre Thaler brachten, um zu bezahlen. Aber da die Verkäufer die ihnen auf diese Art auferlegte Bedingung nur durch eilige Ankäufe erfüllen konnten, so war das Steigen unvermeidlich. So groß war die Wirkung dieser Diskontirungen, daß im ganzen Monat April die 3% Rente wieder von 47 auf 62 oder 63, und die 5% von 75 auf 90 stieg. Und doch war die Drohung eines europäischen Krieges Jedermann noch so gegenwärtig, daß das Anlehen von 120 Millionen keinen Liebhaber zu 84 Franken, dem vom Minister festgesetzten Minimum, gefunden, und die Subskription auf das Nationalanlehen eine im Verhältniß zu den Bedürfnissen höchst unbedeutende Summe eingetragen hatte.

Herrn Ouvrard's Niederlage war vollständig, aber er war nicht der Mann, auf kühne Spekulationen zu verzichten. Im Jahr 1832 wurde seine Thätigkeit auf's Neue in Anspruch genommen durch die Unternehmung der Herzogin von Berry. Eine Restauration in Frankreich erforderte eine große Entfaltung von finanziellen Mitteln. Herr Ouvrard, der in Holland war, legte dem König Wilhelm und Marie-Karolinen einen Anlehensentwurf vor, der sich auf folgende Berechnung gründete:

*) Man muß sich hüten, die Diskontirungen auf der Börse mit den gewöhnlichen Diskontirungen, denen der Bank, zu verwechseln.

Ein der Sache der Tories ergebenes und mit den Rothschild rivalisirendes englisches Bankierhaus hätte im Namen Heinrichs V 6 Millionen 3% Renten ausgegeben. Da die 3% Rente damals auf 60 stand, so hätte das Anlehen 120 Millionen abgeworfen. Dieses Kapital wäre dazu angewendet worden, von den verschiedenen Mächten Europa's so viele 5% Renten zu kaufen, um die 6 Millionen 3% Renten, die man ausgegeben hätte, zu bezahlen. Da nun die 5% Rente auf 90 stand, so hätte ein Kapital von 108 Millionen genügt, um 6 Millionen an 5% Renten zu erhalten. Auf diese Art wären also von den durch das Anlehen eingebrachten 120 Millionen 12 Millionen zur Verfügung Heinrichs V geblieben.*) Die Operation bot somit zwei Vortheile dar: 1) einen Gewinn von 12 Millionen; 2) eine zuverlässige Bürgschaft für die Ausleiher, da dieselbe nicht auf dem Kredit einer einzigen Macht, sondern auf dem aller Mächte zusammen beruhte. Dies angenommen, stellten sich zwei mögliche Fälle dar: entweder hätte die im Namen Heinrichs V ausgegebene 3% Rente sich gehalten, oder sie wäre gesunken. Im ersten Fall war der Kredit des Prätendenten gegründet, und man konnte die 12 Millionen Gewinn, wie man es für's Beste hielt, für den Erfolg der Sache verwenden. Im zweiten Fall mußte man allerdings das baare Geld dazu benutzen, die 3% Rente durch geschickt berechnete Käufe wieder in die Höhe zu treiben; aber hier stellte es sich klar an's Licht, wie sinnreich der ganze Plan war. Denn was hätte das Sinken der 3% Rente bewiesen? Daß Europa vor neuen Erschütterungen sicher; daß die Unternehmungen der Legitimität nicht geeignet waren, die Ruhe der Völker mit einer baldigen Reaktion zu bedrohen. Und dies waren für die von Heinrich V aufgekauften Renten augenscheinliche Gründe des Steigens. Also konnten die ausgegebenen Renten nicht fallen, ohne daß die aufgekauften Renten stiegen. Daraus folgt, daß die Kasse der Legitimität, wenn sie die letztern sehr theuer verkaufte, um die erstern sehr wohlfeil wieder zu kaufen, selbst bei der ungünstigsten Annahme ungeheure Gewinne machen mußte. Dies hieß, die Operation, welche die Börsenmänner im Kleinen machen und die in ihrer Sprache Arbitrage heißt, ins Große treiben.

---

*) Dieser Gewinn von 12 Millionen kommt, wie man sieht, daher, daß man 6 Millionen Renten zu einem höhern Preis verkauft, als man sie kauft. Wir wollen dies durch ein Beispiel veranschaulichen. Wenn eine Rente von 3 Fr. 60 Fr. kostet, so werden 5 Renten von 3 Fr. oder 15 Fr. Rente fünfmal 60 Fr. oder 300 Fr. kosten. Wenn eine Rente von 5 Fr. 90 Fr. kostet, so werden drei Renten von 5 Fr. oder 15 Fr. Rente dreimal 90 oder 270 Fr. kosten. Wenn man also 15 Fr. Rente im ersten System verkauft, während man sie zugleich im zweiten kauft, so wird man eine Summe von 300 Fr. bekommen und blos 270 ausgeben, was einen Gewinn von 30 Fr. ausmacht.

Ein großartiger Plan wurde auf diesen finanziellen Entwurf gebaut. Der König von Holland wußte recht gut, von welcher Wichtigkeit für ihn eine Diversion in der Vendee war, und er kam allen Berechnungen, welche geeignet waren, Belgien unter seine Herrschaft zurückzuführen, mit Vergnügen entgegen. Schon im Juni war ein Agent an den Prinzen von Oranien geschickt worden, um ihm zu melden, daß, sobald er die Feindseligkeiten wieder beginne, der König von Sardinien entschlossen sei, mit oder ohne Unterstützung Oesterreichs sich gegen Frankreich zu erklären. Aber diese Mittheilung war ohne Folgen geblieben wegen der ängstlichen Politik Preußens, das dem König von Holland zu wissen that, daß es ihn verlassen würde, wenn er sich's beigehen ließe, die Initiative des Kriegs zu ergreifen. Seitdem hatte sich die Lage Europa's noch mehr verwickelt; geheime Mißhelligkeiten hatten sich bei der Londoner Konferenz eingeschlichen; Rußland, Preußen, Oesterreich schienen geneigt, sich von der Politik zu trennen, welche die Kabinette der Tuilerien und von Saint-James befolgten. Der Faden der legitimistischen Unterhandlungen wurde wieder aufgenommen. Die aus Frankreich verbannte Königsfamilie hätte England verlassen und sich in die Staaten des Königs von Holland geflüchtet. Venloo wäre Heinrich V als Residenz angewiesen worden. Man hatte Grund, auf die Mitwirkung einiger Generale zu rechnen, welche der Sache Ludwig Philipps halb und halb abwendig gemacht waren. Man wußte, daß auf ein verabredetes Zeichen ein Generallieutenant seine Division unter die weiße Fahne führen sollte. Die Theilung Belgiens zwischen Holland und Frankreich wäre als einer der aus dem Siege der Legitimität entspringenden Vortheile angekündigt worden. Endlich versprach man sich viel von der Verwirklichung des Anlehensentwurfes, dessen Mechanismus wir angezeigt haben. Aber während der letzten Periode des Aufenthalts der Herzogin von Berry in Nantes begannen all diese glänzenden Hoffnungen zu schwinden: sie wurden gänzlich vernichtet durch die Verhaftung der Herzogin von Berry.

Der König hatte soeben seine Dynastie für den Augenblick sicher gestellt; er dachte nicht daran, daß eine große Gefahr sein Leben bedrohen sollte. Die prahlerische und grausame Freude, die in Folge der Junitage entwickelt worden war, die Preisgebung der Ueberwundenen an den Knittel der Stadtserschanten, die Ueberfüllung der Gefängnisse mit Verdächtigen, die verfassungswidrige und gewaltsame Stellung von Paris unter die Jurisdiktion der Kriegsgerichte, die plötzliche Wiederaufregung des schändlichen Edikts von 1666 und die Aufforderung an die Aerzte, sich zu Angebern herabzuwürdigen, der neuerliche Schlag, der dem Verbindungsrechte durch die Zerstreuung des Klubs der Volksfreunde versetzt worden: das alles erbitterte die Feinde der Regierung im höchsten Grade. Bis jetzt hatten die Fanatischsten sich

auf den Aufstand beschränkt. Da dieser ihnen fehlschlug, trieb das Gefühl ihrer Unmacht sie zum Uebermaße der Kühnheit, und sie konzentrirten den ganzen Haß, von dem sie befeuert waren, auf ein einziges Haupt.

Den Erfolg eines Mordes, selbst wenn er wirklich vollzogen worden ist, möglich zu glauben, und einem einzigen Menschen die Ehre zu erweisen, daß man das Wohl oder Wehe eines Volkes von ihm abhängig macht, ist sicherlich der tiefste, unseligste Irrthum, den man sich denken kann. Die Geschicke einer Nation hängen von Größerem ab! Wenn das Uebel vorhanden ist, so liegt es in den Dingen: da allein müßte man es verfolgen. Wenn ein Mensch es vertritt, so zerstört man, indem man diesen Menschen auf die Seite schafft, die Personnifikation nicht, sondern man erneuert sie. Der ermordete Cäsar erstand furchtbarer wieder in Oktavian. Aber wie hätten solche Ideen allgemeinen Anklang finden sollen in einem Lande, wo man die Kinder lehrte, den Muth des Harmodius und Aristogiton zu ehren, wo das Andenken des Brutus den Gegenstand einer klassischen Verehrung bildete, wo der, von den Großen und in ihrem Interesse verursachte, Anschlag vom Nivose blos getadelt worden war, weil er mißlungen, wo Jedem das Recht zustand, die ganze Gesellschaft vor seine Vernunft zu ziehen, und wo die Lehre des Individualismus so reißende Fortschritte gemacht hatte, daß sie sich überall Geltung verschaffte: in der Moral durch den Atheismus des Gesetzes und die Vermengung der Religionen; in der Politik durch die allgemeine Zersplitterung der Parteien; in der Erziehung durch die Anarchie des Unterrichts; in der Industrie durch die Konkurrenz; in der Gewalt durch die Aufmunterungen, die seit mehr als einem halben Jahrhundert an den Aufstand verschwendet worden? Der Liberalismus hatte sich fünfzehn Jahre hindurch zu der falschen und verderblichen Theorie bekannt, daß die Regierungen mit der moralischen Leitung der Gemüther nicht beauftragt werden dürfen: die Folgen hatten nicht auf sich warten lassen. Unter der Herrschaft eines atheistischen Gesetzes und einer allen Launen gelehrten Streites preisgegebenen Moral hatte sich Jeder auf den Standpunkt gestellt, keinen andern Richter mehr über die Gesetzlichkeit seiner Handlungen anzunehmen, als sich selbst.

Dies war also der Zustand der Gesellschaft, als, zum ersten Mal seit 1830, einige junge Leute, von ihrem Zorne geblendet, auf unbestimmte Attentatsgedanken zu gerathen anfingen. In dem als eine Handlung des Muthes gepriesenen Triumphspaziergang Ludwig Philipps am 6. Juni hatten sie ihrerseits nur ein höhnisches Trotzbieten erblickt. Sie fragten sich, ob sie nicht ein großes Opfer den Manen derjenigen schlachten sollten, deren Leichname die Steinplatten der Morgue aufgenommen hatten. Bald ging das Gerücht, die Straße von Paris nach Neuilly sei bei vielfachen Gelegenheiten

von Verschwornen bedroht gewesen, und nur zufällige Umstände oder die sorgsame Aufsicht der Polizei haben die Arme derselben aufgehalten.

Unter dem Eindruck dieser unheimlichen Gerüchte mußte sich der König vorbereiten, die Sitzung von 1833 zu eröffnen. Am 19. November, dem für die Königssitzung bestimmten Tage, war der ganze Raum zwischen den Tuilerien und dem Palais-Bourbon mit Truppen bedeckt. Zwei Wagen, wovon im ersten die Königin und ihre Töchter, im zweiten die Minister saßen, fuhren nach dem Lokal der Kammer. Nun folgte der eigentliche Zug, der sich langsam, mitten durch eine doppelte Reihe von Nationalgardisten und Soldaten bewegte. Der König saß zu Pferde und ritt voran. Er kam auf den Pont-Royal, als sich auf einmal, einige Schritte von ihm, der Knall eines Feuergewehrs hören ließ. Er zuckte zusammen und beugte sich schnell über den Sattelknopf, wie wenn er verwundet wäre; dann blickte er mit grassen Augen, verstörtem Gesicht nach der Stelle, von wo der Schuß gekommen war, und sprach einige Worte, die sich in einem langen Murren der Ueberraschung und des Schrecks verloren. Gleichwohl hatte er die Kraft, seinen Hut in die Höhe zu halten, um die Menge zu begrüßen, und er beruhigte sein Gefolge, in dessen Mitte er sich zurückgezogen hatte. Hier war die Bestürzung allgemein. War nicht dieser erste Versuch das Zeichen oder das Vorspiel zu einem furchtbareren Angriffe? Der Zug schien einen Augenblick geneigt, schnell umzukehren: Doch begab man sich nach einer Zögerung von zwei oder drei Minuten, während welcher der General Pajol, der Oberst Raffé und andere Oberoffiziere in aller Eile zwar irrige, aber beruhigende Notizen gesammelt hatten, wieder auf den Weg. Der Schuß war so nahe bei der Linientruppe, die das Spalier bildete, abgefeuert worden, daß man, da Niemand verwundet war, im Anfang den ganzen Schreck dem zufälligen Losgehen eines Soldatengewehrs zuschrieb: eine Ansicht, die einen Augenblick unter den Gruppen, sowie bei den Agenten der Gewalt Glauben fand, daher ohne Zweifel das Entrinnen des Verbrechers und seiner Mitschuldigen, wenn welche vorhanden waren, begünstigte.

Aber bald kam die Wahrheit an's Licht. Ein elegant gekleidetes junges Frauenzimmer hatte getaumelt, war in Ohnmacht gefallen, und in dem Kreise von Neugierigen, der sich um sie her gebildet, hatte man eine frisch abgeschossene Pistole gefunden. Bald darauf wurde einige Schritte von da, mitten auf der Chaussee, über welche sich, nachdem der Zug vorüber war, die Menge ergossen hatte, eine zweite, der ersten vollkommen ähnliche, aber geladene Pistole und mit Pulver auf der Zündpfanne den Agenten der öffentlichen Gewalt zugestellt.

Als die Dame, von der wir gesprochen haben, wieder zu sich kam, erzählte sie in einem Ton voll Schreck, ein junger Mann habe sich vor ihr

aufgestellt, habe eine Pistole aus der Tasche gezogen und, um desto sicherer auf den König zu zielen, auf der Schulter eines Soldaten aufgelegt. Sie habe sich nun bemüht, den Arm des jungen Mannes zu ergreifen, aber er habe sie mit einem heftigen Stoß auf die Brust zurückgeworfen, und die Raschheit dieser Bewegung habe die Richtung der mörderischen Waffe verändert. Fräulein Boury — das war ihr Name — gab an Ort und Stelle eine Gestaltsbezeichnung des Schuldigen und die genauesten Notizen. Man führte sie sofort in die Tuilerien, wo sie, nachdem sie ein neues Verhör bestanden, hohen Personen vorgestellt und von ihnen mit Glückwünschen und Liebkosungen überhäuft wurde. Man erkundigte sich nach ihren Verhältnissen, die ziemlich bescheiden waren, und erfuhr, daß sie von Bergues nach Paris gekommen war, um die Anwartschaft auf eine Postdirektion nachzusuchen. Sie wurde deßungeachtet auf's Freundlichste behandelt; der Gasthof, wo sie abgestiegen war, wurde nicht würdig erachtet, eine im Staat so wichtig gewordene Dame zu beherbergen; die Blätter des Hofs sprachen von Fräulein Boury nur mit Ehrerbietung und nannten sie ausschließlich: „die junge Dame, die den König gerettet hat.“

Er inzwischen war im Palais-Bourbon angekommen, wohin die Nachricht von der überstandenen Gefahr ihm nicht vorangegangen war. Auch lag nichts Ungewöhnliches in dem Empfang, welchen die Deputirten dem Monarchen bereiteten: die einen riefen, die andern blieben still und unbeweglich, je nach der Verschiedenheit der Ansichten oder Gesinnung. Ludwig Philipp las mit einer Bewegung, deren Ursache ein großer Theil der Versammlung noch nicht kannte, die von den Ministern aufgesetzte Rede. Diese Rede athmete Drohung. Die Regierung wünschte sich darin Glück zu ihrem doppelten Sieg über die Parteien, gelobte, sie zu Boden zu schlagen, sprach sich in sehr unbestimmten Ausdrücken über den Frieden Europa's und in entschiedenen über die Unmöglichkeit aus, die öffentlichen Lasten zu erleichtern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine solche Sprache kalt aufgenommen worden wäre, wenn sich nicht vor dem Schluß der Sitzung die Nachricht verbreitet hätte, daß Ludwig Philipp so eben dem Tode entgangen sei. Alsbald vereinigten sich alle Meinungen in einem und demselben Gefühl des Unwillens, und am Abend begaben sich die Deputirten in großer Anzahl ins Schloß; die einen, weil sie wirklich von Entrüstung und Schmerz durchdrungen waren, die andern, weil sie diese besonders günstige Gelegenheit zum Schmeicheln nicht vorbeilassen wollten. „Nun!“ sagte der König zu Herrn Dupin, „sie haben also auf mich geschossen?“ — „Sire,“ antwortete Herr Dupin, „sie haben auf sich selbst geschossen.“ Ein tiefes Wort, das aber eine ganze Partei verläumdete!

Und wirklich war dieser Frevel nicht das Werk einer Partei, wie denn auch die Republikaner die Gesammtverbindlichkeit für denselben mit hochmü-

thigem und aufrichtigem Ernste von sich wiesen. Deßungeachtet sah man jene Polemik ohne Treu und Glauben, ohne Würde, ohne Scham sich wiederholen, welche durch die Ermordung des Herzogs von Berry unter der Restauration aufgeregt worden war. Aus dem Fanatismus einiger Weniger schlossen die Höflinge auf den einer Meinung, deren Logik somit als mörderisch verdammt wurde. Unter der Restauration hatten die Blätter des Hofs gesagt: „Der Dolch Louvel's ist eine liberale Idee." Unter Ludwig Philipp gab es Leute, welche sagten: „Das Leben des Königs ist so eben von einer republikanischen Idee bedroht worden." Denn die Lüge ist die ewige Waffe der Parteien.

Im Uebrigen fand sich in dieser Streitsache die Ungerechtigkeit auch auf Seiten der Oppositionsblätter. Gehässigen Anschuldigungen setzten einige von ihnen unwahrscheinliche Vermuthungen entgegen, und die Polizei wurde ernstlich angeklagt, eine Meuchelmordskomödie aufgeführt zu haben, um zu Gunsten der Monarchie die erloschene Begeisterung neu zu beleben.

Dem sei wie ihm wolle, die Untersuchung wurde thätig betrieben. Die Polizei, die auf dem Pont-Royal Niemand hatte verhaften können, nahm zahlreiche Verhaftungen in den Häusern vor. Man versichert, es seien schon Tags zuvor mehrere Haftbefehle ausgestellt worden in Voraussicht der Unruhen, welche die Gährung unter den Volksgesellschaften ankündete.

Am 14. November, fünf Tage vor der Königssitzung, waren zwei Individuen, die zur Gesellschaft der Menschenrechte gehörten, die Herren Collet und Cantineau, auf der Polizeipräfektur erschienen und hatten eine angebliche Verschwörung angezeigt, zu welcher sich die Bürger Bergeron, Billard und Girou verbunden hätten. Um sich vor allem Verdacht und aller Rache zu sichern, sowie um der Polizei ein Pfand für ihre Aufrichtigkeit zu geben, verlangten die beiden Denunzianten, verhaftet zu werden. Billard, der einzige, den sie genau bezeichnet und dessen Wohnung sie anzugeben gewußt hatten, wurde auf der Stelle verhaftet. Girou fiel erst einen Tag nach dem Attentat in die Hände der Polizei, und Bergeron erst fünf Tage später, obgleich es sich bei dem Verhör herausgestellt, daß letztgenannter seine Verrichtungen in der Lehranstalt, wo er Repetentendienste versah, nicht unterbrochen hatte.

Während Bergeron von seiner Wohnung auf die Polizeipräfektur geführt wurde, brachte ein von Gendarmen eskortirter Postwagen den Doktor Benoist, einen erklärten Republikaner, von Chauny her nach der Hauptstadt. Eine Denunziation, die der Eifersucht eines Kollegen zugeschrieben wird, hatte von Herrn Benoist ausgesagt, er sei am Tag vor der Eröffnung der Kammern nach Paris gereist und habe am folgenden Tag die Stadt eiligst wieder verlassen. Nun wollte ein seltsames Zusammentreffen der Umstände,

daß Benoist ein vertrauter Freund Bergeron's war, und es wurde bewiesen, daß sie am 19. einen Theil des Tages zusammen zugebracht hatten.

Der Angeklagte Girou war dem Fräulein Boury vorgestellt worden, die ihn zwar nicht mit Bestimmtheit erkannte, aber doch einige Aehnlichkeit mit dem Schuldigen bei ihm fand. Bald wurde dieses Mädchen sowie die andern Zeugen zu einer Konfrontation berufen, bei welcher vier Verdächtige, Bergeron, Benoist, Girou und Lambert, vorgeführt wurden. Der letztere, ein durch seinen Verstand und seinen Muth einflußreicher Arbeiter, wurde, da keine der angegebenen Bezeichnungen auf ihn paßte, freigegeben; ebenso einige Zeit nachher Girou. Inmitten vieler Widersprüche und Ungewißheiten lasteten die hauptsächlichsten Verdachtsgründe auf Bergeron; allein diese Verdachtsgründe blieben immerhin blose Vermuthungen: kein versicherndes Zeugniß war gegen ihn ausgesprochen, er war von Niemand förmlich erkannt worden.

Bergeron war ein junger Mann von kaum vierundzwanzig Jahren, von kalter Begeisterung, sanften Sitten, wohlwollendem, aber festem und entschlossenem Charakter. Seine Haltung vor dem Richter war weder anmaßend noch ängstlich. Er machte keinen Hehl aus seinem glühenden Republikanismus, gestand seine Theilnahme an den Kämpfen vom 5. und 6. Juni und erklärte sich bereit, wieder zur Flinte zu greifen, so bald ein neuer Aufstand einige Wahrscheinlichkeiten des Erfolgs für sich haben würde. Als der Untersuchungsrichter ihn fragte: „Haben Sie gesagt, daß der König erschossen zu werden verdiene?“ antwortete er mit Ruhe: „Ich erinnere mich nicht, es gesagt zu haben, aber es ist meine Ansicht.“

Diese kecke Freimüthigkeit schien dem förmlichen Läugnen, das er der Anklage entgegenstellte, mehr Gewicht zu verleihen. Als man ihn über die Anwendung seiner Zeit am 19. befragte, gab er ein Alibi im Augenblick des Attentats an, und zahlreiche Zeugnisse bestätigten seine Erklärungen.

Die Untersuchung nahte ihrem Ende: das Kollegium der Staatsanwalte war in der peinlichsten Ungewißheit, und das Gericht schien auf Abbrechung des Prozesses aus unzureichenden Beweisgründen erkennen zu müssen, als ein unvorhergesehener Zwischenfall die Anklage wieder auffrischte. Eine Frau von zweideutigen Sitten bezeichnete der Justiz auf einmal einen Schulkameraden Bergeron's, Namens Janety, als denjenigen, der werthvolle Notizen geben könne. Janety gab an, er sei am 19. mit den Herren Planel und Benoist auf dem Quai Voltaire gewesen, dort habe er Bergeron begegnet und ihn sagen gehört, er habe so eben auf Ludwig Philipp geschossen, habe viele Kaltblütigkeit entwickelt und sich durch Geistesgegenwart einer Verhaftung entzogen. Aber Planel, Benoist und mehrere andere Personen stellten die Hauptumstände in Janety's Bericht in Abrede. Einige seiner

Verwandten, sein eigener Bruder, versicherten, derselbe habe einen natürlichen Hang zu Uebertreibungen und Lügen. Bergeron und Benoist wurden deßungeachtet vor den Assisenhof gestellt, der erste als Urheber, der zweite als Mitschuldiger des Frevels vom Pont-Royal.

Später, als die Verhandlungen unter dem Vorsitz des Herrn Duboys (von Angers), dessen ohne Zweifel unwillkürliche Parteilichkeit die Journale rügten, sich eröffnet hatten, wurden hundertunddreißig Zeugen vernommen. Unter ihnen befand sich Fräulein Boury, die, nachdem sie die Heldin des Drama's gewesen, nunmehr zur einfachen Statistin herabgesunken war. So lange man von ihr anklagende Geständnisse zu erhalten gehofft, hatte man sie mit Huldigungen umgeben, mit Lobpreisungen überhäuft: als aber ihr gewissenhaftes, unabänderliches, uneigennütziges Zeugniß zu Gunsten der Angeklagten angerufen werden konnte, da vergaß man den unermeßlichen Dienst, welchen sie sehr wahrscheinlich dem König erwiesen hatte, und dachte nur noch an ihre lästige Offenheit. Die Zeugen, denen es darum zu thun war, die Wichtigkeit wieder zu erlangen, um welche das Mädchen sie gebracht hatte, vereinigten sich bei den ermuthigenden Aufforderungen des Generalprokurators und des Präsidenten, ihr den ruhmvollen Antheil an der Sache, welchen sie sich beilegte, streitig zu machen. Einige gingen so weit, ihre Anwesenheit auf dem Platze des Attentats zu läugnen. Bergeron vereitelte dieses Manöver, indem er darauf aufmerksam machte, daß Fräulein Boury die erste gewesen sei, welche eine Gestaltsbezeichnung von dem Schuldigen gegeben, daß die meisten nach der ihrigen gemachten Zeugenaussagen sich auf diese Gestaltsbezeichnung bezogen haben, und somit folgerichtiger Weise angenommen werden müsse, daß sie die vollkommene Wahrheit gesprochen, wenn man ihr nicht anders ein seltenes Wahrsagertalent beilegen wolle.

Die Anklage wurde in Beziehung auf Benoist aufgegeben, gegen Bergeron aber mit der äußersten Hartnäckigkeit festgehalten von dem Generalprokurator, Herrn Persil, und seinem Substituten, Herrn Franck-Carré. Aber der Angeklagte und Herr Joly, sein gewandter Vertheidiger, wiesen sie mit ebenso viel Glück als Nachdruck zurück und ergriffen bald sogar die Offensive. Nach achttägigen stürmischen Debatten, welche sich von Bergerons Seite mit einem sehr edlen und sehr stolzen republikanischen Glaubensbekenntnisse endigten, sprach die Jury das Nichtschuldig aus. Freudige Zurufungen erschollen und verlängerten sich über den Quai de l'Horloge hin, den eine ungeduldige Menge bedeckte und zahlreiche Soldaten durchstreiften.

Armand Carrel, der den Verhandlungen ununterbrochen gefolgt war, berichtete im National folgendermaßen über seine Eindrücke:

„Der junge Bergeron hat mit Gefühl und Geist eine kurze, edel abgefaßte und aus fester Ueberzeugung entsprungene Vertheidigung vorgetragen,

welche den Leuten, die sich auf Menschen verstehen, beweisen wird, daß er kein gewöhnlicher Mensch ist. Das ist das Ergebniß beinahe aller politischen Prozesse, welche bis jetzt gegen die republikanische Meinung verhängt worden sind. Sie haben der Regierung keinen andern Dienst erwiesen, als daß sie Charakteren von starkem Gepräge und Talenten, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, zu ihrer Anerkennung verhalfen. Zu dieser Gattung gehört der junge Angeklagte, welchen das Geschwornengericht heute freigesprochen hat."

Was Armand Carrel hier aus Veranlassung des Bergeron'schen Prozesses sagte, galt auf gleiche Weise von einem früheren, der nicht weniger Nachhall und Bedeutung hatte. Gegen das Ende des Jahrs waren mehrere Mitglieder der Gesellschaft der Volksfreunde, die Herren Rittiez, Caunes, Achille Roche, Berrier-Fontaine, Godefroi Cavaignac, Gabour, Desjardins, Felix Avril, Bonnias, Carré, Despréaux, Plagniol, Blocque, Trelat, Raspail, vor das Assisengericht der Seine berufen worden, weil sie ein Jahr früher an Versammlungen von mehr als zwanzig Personen Theil genommen. Die Anklage stützte sich auf den Artikel 291, und von der Entscheidung dieses Prozesses hing es ab, ob in einem angeblich freien Lande das Verbindungsrecht behauptet oder abgeschafft werden sollte.

Nach einer glänzenden Stegreifrede von Herrn Rittiez ergriff Herr Godefroi Cavaignac das Wort. Zuerst vertheidigte er mit einfacher, kraftvoller Beredtsamkeit das Verbindungsrecht. Dann wandte er sich an diejenigen, welche sich die Miene geben, als erblickten sie in der Republik nur ein Streben nach Desorganisation und Anarchie, und rief:

„Wir sind, wenn man euch hört, die Feinde der Gesellschaft wie der Regierung — — Aber ich habe bereits geantwortet. Was wir in der Gesellschaft hassen, das sind ihre Fehler; wir sind die wahren Freunde der gesellschaftlichen Ordnung, denn wir wollen, daß sie verbessert werde, und wir glauben, daß sie der Verbesserung fähig ist. Ihr, die ihr sie gut nennet, ihr schmeichelt ihr; ihr, die ihr sagt, daß sie immer fehlerhaft bleiben werde, ihr verläumdet sie. Ich könnte fragen, wo denn diese Organisation sei, welche wir zerstören wollen: Religion, Wissenschaft, Arbeit, was gibt es denn Festgestelltes in der Gesellschaft, wie sie jetzt ist?

„Die Religion? Fraget einen Priester, Herrn von Lamennais. Die Wissenschaft? Fraget Raspail. Welche wissenschaftliche Organisation gibt es in einem Lande, wo der Volksunterricht fehlt?

„Was die Arbeit betrifft, so fraget Alle, die dabei betheiligt sind, ob sie organisirt ist. Denket an Lyon; untersuchet, was gesagt, was gethan wird, weil die organischen Gesetze der Arbeit fehlen. Eine seltsame Verläumdung!

wir sind Desorganisateurs in einer Gesellschaft, wo die Organisation mangelt, und wo wir wünschen, daß sie sich endlich begründe!

„Ist's in der Religion? Wir sind für die unumschränkte Gewissensfreiheit. Wir wollen keine Priester, die, unter welchem Namen es auch sein möge, die weltlichen Angelegenheiten beherrschen. Eben so wenig nehmen wir einen Glauben an, der alles auf den Himmel verschiebt, der die Gleichheit auf die Gleichheit vor Gott beschränkt auf jene Gleichheit nach dem Tode, die das Heidenthum so gut verkündete, wie der Katholizismus.

„Was wir unter Religion verstehen, das sind die geheiligten Rechte der Menschheit. Es handelt sich nicht mehr darum, dem Verbrechen ein Schreckbild nach dem Tode entgegenzuhalten, dem Unglücklichen einen Trost auf der andern Seite des Grabes zu bieten; auf dieser Welt muß man die Moral und die Wohlfahrt, das heißt die Gleichheit, gründen; der Titel „Mensch" muß allen denen, die ihn tragen, dieselbe religiöse Heilighaltung ihrer Rechte, ein frommes Mitgefühl für ihre Bedürfnisse sichern. Unsere Religion ist diejenige, die schreckliche Gefängnisse in Besserungshäuser verwandeln und im Namen der menschlichen Unverletzbarkeit die Todesstrafe abschaffen wird.

„Die Wissenschaft! Wir verlangen ihre Organisirung in der Art, daß sie die Arbeit erleichtere, die Produktion, den Reichthum, die Wohlfahrt vervielfältige, den Unterricht verbreite, die Menschen gegen die Plagen vertheidige, von denen sie heimgesucht werden. Wir verlangen ihre Organisirung in der Art, daß, wenn ein Mann, wie Broussais, als Kandidat auftritt, er gewählt wird; daß er zu Wählern Männer habe, die ihn nicht auf die Seite schieben: denn die gut organisirte Wahl ist hinwiederum das eigentliche und vorzugsweise so zu nennende organisirende Gesetz. Das Gleiche wollen wir von der Literatur und den Künsten: gesellschaftlichen Nutzen, Ruhm, Freiheit, Zusammenwirken, Wahl.

„Was die Arbeit betrifft, so verlangen wir, daß sie nicht mehr dem Interesse der Habgierigen und der Müßiggänger untergeordnet sei. Wir verlangen, daß der Arbeiter nicht mehr von den Kapitalien ausgebeutet werde; daß der Arbeitslohn nicht sein einziger Gewinn sei; daß er in der Einführung öffentlicher Banken, in der Verbreitung des Unterrichts und der Methoden, in der Weisheit der Justiz und der Billigkeit der Steuer, in der Vervielfachung der Kommunikationsarten, eben in der Macht der Verbindung die Mittel finde, seine Aufgabe zu erleichtern, seiner Thätigkeit einen freien Spielraum zu verschaffen, seinen Fleiß und seinen Muth zu belohnen. Hauptsächlich verlangen wir, daß die Arbeit den ersten Anspruch auf die Ausübung der politischen Rechte verleihe, denn die Gesellschaften leben von der Arbeit, und nicht vom Eigenthum.

„Bei diesem Wort, meine Herren, verweile ich: ich muß meine Erklärungen noch verlängern, denn man legt uns Lehren zur Last, die den Eigenthümern feindselig seien, und überdies muß ich hinzufügen, daß in der französischen Gesellschaft und inmitten dieses Mangels an Organisation und Leben, den ich überall bezeichnet habe, das Eigenthum sich mächtig, organisirt erweist. Unsre erste Revolution hat es auf neue, unvollkommene Grundlagen festgesetzt, die jedoch auf einem nützlichen Prinzip beruhten: dem der Theilung.

„Diese Theilung hat sie blos dadurch bewerkstelligt, daß sie das Uebergangsrecht durch die Gleichheit der Theilungen und das Verbot der Aftereinsetzungen begrenzte. Dies war jedoch nicht das einzige Mittel: man hätte zum Beispiel auch das Erbschaftsrecht ausdehnen müssen, so daß die Theilung des Eigenthums vermehrt und vervollkommnet worden wäre, wenn man bei jeder Erbschaft von einem gewissen Betrag eine Art Pflichttheil für eine gemeinschaftliche, unter die Proletarier zu vertheilende Kasse bestimmt hätte.

„Man empöre sich nicht darob, meine Herren, denn der Fiskus thut nichts Anderes, indem er die Erbschaftsgebühren vornweg nimmt. Nur ist er es, der den Nutzen davon hat, und wir wünschten lieber, daß es die fruchtbare Hand der Arbeiter wäre.

„Aber wie dem auch sei, in Frankreich ist Macht und Organisation des Eigenthums vorhanden. Das Prinzip der Theilung ist hier eingeführt worden, und es hat die Eigenthümer vervielfältigt, nachdem sie schon durch den Verkauf der Nationalgüter vervielfältigt waren; und diese in kleine Theile reduzirte, theilbare, neue Besitzung hat dem Eigenthum eine zugleich lebendige und vervollkommnungsfähige Verfassung gegeben.

„Was uns betrifft, so haben wir es nicht angegriffen: das Gefühl für das Eigenthumsrecht gehört unter die natürlichen Gefühle des Menschen; aber eben deshalb, eben weil der Mensch besitzen will, weil man diese Neigung nicht mißkennen darf, verlangen wir, daß derselben bei der größtmöglichen Anzahl Menschen Genüge geschehe, statt daß sie blos bei einigen wenigen befriedigt wird und eine Ausnahme bildet.

„Es würde keine große Vermögen, es würde keine maßlose Armuth mehr geben. In politischer und moralischer Beziehung wäre dies eine Wohlthat. Man behauptet, die Anhäufung der Kapitalien sei nothwendig für gewisse Fälle der Produktion. Aber man wird immer einen Kapitalisten haben, der groß genug ist: das Budget. Ueberdies, wer wird die Theilung der Kapitalien ergänzen? Abermals die Verbindung.

„Wir bestreiten das Eigenthumsrecht nicht; nur stellen wir dasjenige noch höher, welches die Gesellschaft stets behält, dasselbe dem größten gemeinschaftlichen Nutzen gemäß zu regeln. Wir dehnen das Recht, zu gebrauchen

und zu mißbrauchen, nicht bis zu dem Recht aus, zum Nachtheil des gesellschaftlichen Zustandes zu mißbrauchen. Legt nicht die Regierung selbst den Kammern ein Gesetz vor über die zu erzwingende Expropriation in Sachen des öffentlichen Nutzens, und verlangt sie nicht von dem Gesetze Schutz für das allgemeine Interesse gegen die mißbräuchlichen Eingriffe des individuellen Eigenthumsrechtes?

„Was wir ihr bestreiten, meine Herren, ist das Monopol der politischen Rechte, und glauben Sie nicht, daß es blos deswegen geschehe, um sie zu Gunsten der Fähigkeiten wieder in Anspruch zu nehmen. Nach unseren Begriffen ist Jeder fähig, der nützlich ist; jeder Dienst zieht ein Recht nach sich; jede Arbeit verdient einen Gewinn und eine Bürgschaft; denn der Arbeit hauptsächlich gebührt der Gewinn und ist die Bürgschaft nothwendig.

„Warum sollte denn das Eigenthum allein politische Rechte haben? Und dann, werden diese Rechte nicht selbst ein Eigenthum sein? Kann man nichts besitzen, als Felder oder Häuser? Wird er nicht auch ein Eigenthum sein, dieser Unterricht, das erste Element der Arbeit und Industrie, welchen die Gesellschaft allen ihren Mitgliedern zu ertheilen gehalten ist? dieser Bürgertitel, wenn er endlich Wahrheit geworden ist durch die Bürgschaften, die Unterstützung und den Schutz, welche sie allen schuldet?“

Diese Erklärungen des Herrn Godefroi Cavaignac zeigen deutlich genug, wie weit gegen das Ende von 1832 die Ansichten der Mehrzahl der Republikaner gingen und wo sie stehen blieben. Die Rede des Angeklagten schloß mit folgenden Worten:

„Auf dem Boden, welchen wir anbauen, habt ihr nicht das Recht, zu verhindern, daß wir unsere Gemeinde gründen. Das Gesetz, sagt ihr? Ei, es spricht hier die Sprache der Gewalt, und diese Sprache befindet sich nicht in unserm Bereich. „Du nennst mir,“ sagte ein Protestant zu einem Inquisitor, „du nennst mir ein Gesetz, das uns verbietet, uns zu versammeln; wie kannst du verlangen, daß ich ein solches Gesetz einhalte? Ich begreife es nicht!“

„Nein, wir begreifen es nicht, und wenn wir von der Gegenwart auf die Vergangenheit zurückgehen, so erscheint uns dies alles wie ein Traum. Gestern noch durchlief ich die Register des Moniteur und fand darin aufgezeichnet jene berühmten Tage, jene großen Arbeiten, jene riesigen Kriege, alles das Ungeheure, was das französische Volk für die Eroberung seiner Rechte unternommen hat. Ich folgte diesem glänzenden Lichtstreif, welchen der Genius der Freiheit über die vierzig Jahre gezogen, die wir zum Theil miterlebten, und über die Ereignisse, die von einem Pol zum andern die Welt erschüttert haben, ohne etwas aufrecht stehen zu lassen, als das Glück der

[redacted]

Nationen. Ich sah diesen befreienden Genius, wie er an alle Völker dachte, ihre Sache zu der seinigen machte, zu ihrer Unterstützung Frankreich ausersah, es bewaffnete, es begeisterte, ihm eine unglaubliche Thatkraft ins Herz blies und all das Blut, das es verschwendet hat, in seinen Adern wieder ersetzte.

„Ich sah unsre Triumphe, dann unsre Unfälle, gleichfalls unser würdig, denn sie zeigten alle Arme Europa's zu unsrem Sturze ausgestreckt; sah sofort, wie unter den Bourbonen die Freiheit der Tyrannei blutige Opfer lieferte; sah endlich die Julitage, die dem geheiligten Rechte des Volkes das Recht des Stärkern beifügten.

„Ich könnte vielleicht noch so manche Siege und Unfälle, noch so manche gewaltige Arbeiten aufzählen; ich könnte jene Lehren aufführen, welche Frankreich der Welt gegeben hat; aber was werde ich als Ergebniß dieser Belehrungen, dieser Anstrengungen finden? Nichts, als Männer, wie diejenigen, die uns beherrschen; nichts, als Gesetze, wie diejenigen, deren Anwendung man von Ihnen verlangt.

„Um noch einmal auf den Artikel 291 zu kommen, so ist derselbe gewiß ein unbegreifliches, zur Verzweiflung treibendes Räthsel, meine Herren — — wenn sich nicht Bürger vorfänden, um ihn zu verletzen, Geschworne, um sie für diese Verletzung freizusprechen."

Herr Godefroi Cavaignac hatte von der Gesinnung der Geschwornen, zu denen er sprach, nicht zu viel vorausgesetzt. Nachdem die Vertheidigung durch einige gewichtige und nachdrucksvolle Worte der Herren Blocque, Desjardins, Carré, Goussuron-Despréaux vollendet war, wurden die Verhandlungen als geschlossenerklärt, und Herr Fenet, der Präsident der Geschwornen, verlas folgenden Urtheilsspruch:

„Hat eine Verbindung von mehr als zwanzig Personen stattgefunden? Ja. — War diese Verbindung periodisch? Ja. — War sie von der Regierung gestattet? Nein. — Sind die Angeklagten schuldig? Nein."

Somit hatte die Jury dieselbe Thatsache, über welche der Kassationshof, als er den Rekurs der Saint-Simonisten verwarf, das Schuldig ausgesprochen hatte, als unschuldig erklärt! Somit war der Artikel 291, welchen ein von der Regierung eingesetztes Gericht bestätigt hatte, von einem aus der Nation hervorgegangenen Gerichte so gut als abgeschafft worden! Und damit kein Zweifel bleiben möchte über den Gedanken, der ihren Ausspruch diktirt hatte, erklärte die Jury noch überdies förmlich, daß sie „die Thatsache einer Verbindung von mehr als zwanzig Personen in ihrem Gewissen nicht schuldig gefunden habe." Trotz dieses feierlichen Ausspruches erklärte der Präsident des Assisengerichtes, während er die Freisprechung der Angeklagten verkündete, die Ge-

sellschaft der Volksfreunde für aufgelöst. Dies hieß die Anarchie bis zur letzten Grenze getrieben: dies hieß die Justiz im Chaos.

Während die Republikaner selbst die Verfolgung, der sie ausgesetzt waren, dazu benutzten, die höchsten Fragen der politischen und gesellschaftlichen Ordnung in Anregung und zur Verhandlung zu bringen, wiederhallten die beiden Kammern von unergiebigen gegenseitigen Beschuldigungen.

Im Pallast Luxemburg hatte die Regierung einen glänzenden und hartnäckigen Gegner in dem Marquis von Dreux-Brézé. Aber da Herr von Dreux-Brézé immer nur im Namen der Restauration sprach und der Redner einer überwundenen Macht war, so erweckten seine Worte kein zahlreiches Echo in der Gesellschaft. Ueberdies hatte die Pairie seit langer Zeit allen festen Halt verloren, und die Kämpfe, die in ihrer Mitte entstehen konnten, beschäftigten daher die öffentliche Aufmerksamkeit nur wenig. Somit war die Kammer der Abgeordneten der Hauptschauplatz der Gefechte, welche die ministerielle Partei und die Opposition aus Veranlassung der Thronrede einander lieferten.

Um sich zu vertheidigen, hatte die Regierung zu Maßregeln von augenscheinlicher Brutalität gegriffen; sie hatte die Preßprozesse mißbraucht; hatte vielfach mit grausamer Unbesonnenheit die Wohnung der Bürger verletzt; hatte durch die unzeitige Entfaltung ihrer Kräfte und den Schutz, welchen sie der Wuth untergeordneter Agenten gewährte, dem Geiste der Empörung Herausforderungen zugeworfen, die geeignet waren, die Unordnung in Aufläufe und die Aufläufe in Aufstände zu verwandeln; Siegerin auf dem öffentlichen Platze, hatte sie sich behufs ihrer Rache mit der Diktatur bewaffnet, während die Gesetzlichkeit für ihre Gerechtigkeit genügte: wegen aller dieser Beeinträchtigungen der Freiheit nun griff die Opposition das Ministerium an durch das Organ der Herren Thouvenel, von Sade, Havin, Eusèbe Salverte.

Auf diese Angriffe antworteten die Vertheidiger der Regierung theils, wie Herr Roul, mit beleidigender Leidenschaftlichkeit, theils, wie Herr Duvergier von Hauranne, mit ruhiger und auf Ueberlegung gegründeter Ueberzeugung: ein System der halben Maßregeln würde inmitten so vieler wüthenden Leidenschaften und bei diesem Angriff aller Parteien den Staat unvermeidlich ins Verderben gestürzt haben; man ermuthige die Empörung, wenn man den Ministern die Mittel verweigere, ihr den Kopf zu zerdrücken; alle bis jetzt entwickelte Strenge sei nicht zu viel, um diese Frechheit der Parteien zu Boden zu schlagen, die sich vom Aufstand in den Meuchelmord flüchte; die Opposition verläugne ihre eigenen Grundsätze, wenn sie, nachdem sie mit lautem Geschrei die Anwendung des Belagerungszustandes auf die westlichen Provinzen verlangt, sich gegen die Anwendung dieser Maßregel auf die Hauptstadt, die gleich dem Westen allen Gefahren, allen Gräueln des Bürgerkrieges preisgegeben sei, auflehne. Sofort ergriff die ministerielle Partei die Offensive und warf der

Opposition vor, durch Veröffentlichung ihres bekannten Rechenschaftsberichtes zur Anarchie getrieben zu haben. Warum sie dieser Regierung, deren Bahn sie mit Hindernissen übersäet habe, nicht vielmehr nützliche und gemäßigte Rathschläge ertheile? Warum sie die Minister nicht in klarern und bestimmtern Ausdrücken diese kostbare Kunst, gut zu regieren, lehre, deren Geheimnisse sie allein zu besitzen sich rühme? „Was hättet ihr an unserer Stelle gethan?“ rief Herr Thiers seinen Gegnern zu. „Wie würdet ihr so viele Schwierigkeiten überwunden, so viele Gefahren beschworen haben? Laßt sehen, zeiget uns euer Verfahren; weihet uns ein in die Mysterien euerer Weisheit!“

Herr Odilon-Barrot bewies ohne viele Mühe, wie wenig solche Aufforderungen ernstlich gemeint seien. Als er aber mit bitterem Tone und lebhaftem Geberdenspiel daran erinnerte, wie die Kammer der doppelten Wahl beibehalten, die Erblichkeit der Pairie und die Herabsetzung des Wahlzensus der öffentlichen Meinung streitig gemacht, die Fähigkeit durch das Wahlgesetz gewissermaßen geächtet worden sei; als er an dem Verfahren der Regierung laut und unumwunden die Ueberlieferungen derjenigen verdammte, die in einem Sturm untergegangen war; als er versicherte, daß das Königthum, welches man im Juli gewollt habe, kein Königthum sei, das sich auf Familien-, Kasten-, aristokratische Interessen stütze und unter dem übermüthigen Schutze des Auslandes lebe; als er endlich die Minister anklagte, blos eine Fortsetzung der Restauration gewußt zu haben, da machte Herr Odilon-Barrot, ohne es selbst zu wissen, der Monarchie, in ihrem Prinzip betrachtet, den Prozeß. Denn ein Königthum kann seine Existenzmittel nicht aus seinen eigenen Kräften schöpfen. Gegründet auf das unmäßigste aller Vorrechte, muß es ein bevorrechtetes Corps zur Seite haben, von welchem es vertheidigt wird. Man zerstört es, wenn man es vereinzelt; man macht es überflüssig und lästig, wenn man ihm nicht, wie in England, eine Aristokratie zu repräsentiren gibt. Jedes Königthum, das nicht ein Symbol ist, ist nothwendigerweise eine Tyrannei, aus dem höchst einfachen Grunde, weil eine Gewalt, die ihren Grund zu sein nicht aus der Mitte schöpft, in der sie lebt, sich nur unter der Bedingung erhält, daß sie sich auferlegt. Folglich verlangte die Opposition das Unmögliche, indem sie ein Königthum verlangte, das nach Herrn Odilon-Barrots Ausdruck „dem Gefühl der Gleichheit entspreche, welches in der französischen Gesellschaft liege.“ Nie hatten politische Lehren auf widersprechenderen Voraussetzungen, auf einem monströsern Utopien beruht. Aber so groß war die unbegreifliche Verblendung aller ehrlichen Liberalen! In monarchischen Gesinnungen eingewiegt und immer von der Furcht gequält, auf die Abschaffung der Erblichkeit des Thrones möchte die bleibende Herrschaft des Schaffots folgen, sagten sie: „Behalten wir das monarchische System bei!“ Dann, vom Strom der revolutionären Ideen

hingerissen und unwiderstehlich der Herrschaft des Gleichheitsprinzips unterworfen, fügten sie hinzu: „Es gebe in dem monarchischen System weder ungerechte Unterscheidungen, noch schmähliche Fiktionen, noch Privilegien!“ was auf die Forderung hinauslief, die Monarchie solle außerhalb der einzigen Bedingungen existiren, welche sie möglich machen können.

Die ministerielle Partei besaß, wenn sie auch nicht Recht hatte, über ihre Gegner von der dynastischen Linken wenigstens den Vortheil, daß sie in ihren Irrthümern konsequent war. Auch war ihr Sieg vollständig. In den ersten Sitzungen hatte Herr Dupin der ältere seinen Mitbewerber um den Präsidentenstuhl, Herrn Laffitte, überwunden, und für die Vicepräsidentschaft hatte Herr Berenger mehr Stimmen erhalten, als Herr Dupont von der Eure. Die Zustimmung, welche der Thronrede durch die Antwortsadresse, so wie man sie beschloß, gegeben wurde, machte den Sieg des Ministeriums unbestreitbar. Die Abfassung dieser Adresse ließ nicht einmal den schüchternen Zweifel durchblicken, welchen die Pairskammer über die Frage vom Belagerungszustande ausgedrückt hatte. Es ist wahr, daß die Abgeordnetenkammer den Wunsch aussprach, die von den Ministern befolgte Politik möchte sich den Erinnerungen der Restauration und den Lehren der Republik auf gleiche Weise fern halten. Eine seltsame Chimäre, welche die Konstitutionellen unserer Tage noch verfolgen! Wenn man die Monarchie will, so muß man sie mit allem, was sie ausmacht, man muß sie ganz wollen. Sie für unumgänglich erklären, wenn man ihr die Macht, zu handeln, und selbst die Mittel, durch Glanz zu blenden, streitig macht, ist die gefährlichste und unverzeihlichste aller Unklugheiten. Denn alles, was man einer als unumgänglich erklärten Gewalt nicht bewilligt, das wünscht sie; und alles, was sie wünscht, das sucht sie früher oder später zu nehmen, sei es nun durch Bestechung oder durch Gewalt.

Neuntes Kapitel.

Auswärtige Politik. — Die Angelegenheit der belgischen Festungen; Frankreich gedemüthigt durch England. — Gegründeter Widerstand Wilhelms gegen den Vertrag der 24 Artikel. — Politik Englands, Rußlands, Preußens und Oesterreichs. — Austausch der Ratifikationen; Ratifikationen ohne Vorbehalt; Entrüstung der Belgier. — Seltsame und schmachvolle Intriguenverwicklung. — Frankreich bewaffnet sich, um einem gegen Frankreich gerichteten Vertrage Geltung zu verschaffen. — Die Minister vom 11. Oktober in Opposition mit dem König; Aeußerung des Herrn von Talleyrand. — Die französische Armee auf der Grenze; Arglist des Kabinets von Saint-James; Aeußerung des Herzogs von Wellington. — Der Marschall Gerard macht eine Reise nach Paris; er bietet seine Entlassung an; warum; geheime Ursachen seiner Rückkehr ins Hauptquartier. — Vertrag vom 22. Oktober. — Die Franzosen ziehen in Belgien ein. — Beleidigende Ausschließung, welche die Diplomatie über die Belgier verhängt; Gründe dieser Ausschließung, sämmtlich geschöpft aus dem Hasse der Mächte gegen uns. — Das Kabinet der Tuilerien willigt in die Ausschließung der Belgier und bedroht dieselben; Unglück, welches daraus entsteht. — Belagerung und Einnahme der Zitadelle von Antwerpen. — Bewunderswürdiges Benehmen der französischen Armee; wichtiger Dienst, welchen der Marschall Gerard Frankreich erwiesen. — Kurze Zusammenfassung der Geschichte der Konferenz.

Im Innern zerrissen, war Frankreich nach außen das Spielwerk der Diplomatie geworden. Unterstützt von Herrn von Talleyrand, setzte die Londoner Konferenz gegen uns das Werk des Mißtrauens und des Hasses fort, das seit zwei Jahren ihre ganze Thätigkeit verschlang. Um den Faden dieser unseligen Intriguen wieder aufzunehmen, müssen wir im Gange der Ereignisse ein wenig zurückgehen.

Den 23. Juli 1831 hatte der König der Franzosen, als er die Sitzung eröffnete, den Kammern im Tone befriedigten Stolzes verkündet, daß die Londoner Konferenz in die Niederreißung der Festungen willige, die in Folge der Verträge von 1815 im Königreich der Niederlande erbaut worden waren, um Frankreich zu demüthigen und im Zaume zu halten. Es war dies eine glückliche Nachricht: die Minister nahmen daraus Veranlassung, die Vortrefflichkeit ihrer Politik zu rühmen; die Blätter des Hofs wünschten sich Glück zu dieser Genugthuung, die man unserer Ehre bewilligt habe, und die Nation konnte einen Augenblick des Stolzes haben — — Sie kannte den Grund der Dinge nicht.

In der Sitzung vom 28. Juli 1831 hatte Sir Robert Peel das englische Ministerium wegen der Angelegenheit der belgischen Festungen zur

Rede gestellt, und Lord Palmerston antwortete ihm buchstäblich, wie folgt: „Die Unterhandlung, die darüber zu pflegen ist, wird blos zwischen den vier Mächten und Belgien stattfinden. **Frankreich ist davon ausgeschlossen.**"

Also stand Frankreich im Begriff, auf brutale Weise von einem Vertrage ausgeschlossen zu werden, der seine Ehre betraf! Also hatte man es in dem Amphiktyonenrathe der Könige blos zugelassen, so lange es sich darum handelte, die Absichten der großen europäischen Monarchieen zu begünstigen; und jetzt, da es sich um sein theuerstes Interesse, um seinen beleidigten Stolz handelte, stieß man es zurück; und Herr von Talleyrand ließ sich im Namen der französischen Regierung unterwürfig diese Beschimpfung, die blutigste von allen, gefallen!

Lord Palmerston hatte wahr gesprochen: am 14. Dezember 1831 unterzeichneten die Bevollmächtigten der Höfe von Oesterreich, von Großbritannien, von Preußen und von Rußland einen definitiven Vertrag, dessen erster Artikel also lautete: „In Folge der Veränderungen, welche die Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens in die militärische Stellung dieses Landes sowie in die Mittel, über die es zu seiner Vertheidigung verfügen kann, gebracht haben, kommen die hohen kontrahirenden Mächte dahin überein, unter den seit 1815 ganz oder theilweise auf Kosten der Höfe von Oesterreich, von Großbritannien, von Preußen und von Rußland in Belgien erbauten, wiederhergestellten oder vergrößerten Festungen diejenigen niederreißen zu lassen, deren Unterhaltung fortan blos eine unnütze Last sein würde. Diesem Grundsatz gemäß sind alle Festungswerke der Plätze Menin, Ath, Mons, Philippeville und Marienbourg in den durch die folgenden Artikel festgesetzten Fristen niederzureißen." *)

Folglich war diese Niederreißung beschlossen worden: 1) weil sie die Mächte von einer fortan als unnütz anerkannten Last befreite; 2) weil der Charakter einer unabhängigen und neutralen Macht, der Belgien ertheilt wurde, augenscheinlich für die Sicherheit des gegen uns verbündeten Europa genügte. Und damit kein Zweifel über den Sinn dieser Uebereinkunft übrig bleibe, ließen sich's die englischen Minister angelegen sein, im Parlament dem beleidigenden Texte eine beleidigende Auslegung beizufügen. Gewiß war die Politik der französischen Regierung niemals, selbst unter Ludwig XV nicht, weniger französisch gewesen. Es ist wahr, daß später die älteste Tochter des Königs Ludwig Philipp den König Leopold heirathete!

*) Dieser Vertrag führt die Unterschrift des Herrn von Talleyrand nicht, da derselbe in unsere Ausschließung gewilligt hatte. Die Unterzeichner sind die Herren Palmerston, Esterhazy, Wessemberg, Bülow, Lieven, Matuszewicz, Goblet.

Inzwischen waren die Streitigkeiten zwischen Holland und Belgien noch immer der Hauptgegenstand der Sorgen der Konferenz. Sie wußte recht gut, daß vom Ausgang dieses langen Zwistes der allgemeine Frieden abhing.

Man erinnert sich des Vertrags der 24 Artikel: er hatte die Handels- und die finanzielle Frage zu Gunsten Belgiens entschieden*), und die Territorialfrage zu Gunsten Hollands. Dies kam daher, weil in Wirklichkeit dieser Vertrag weder gegen Holland noch gegen Belgien gerichtet war, sondern gegen Frankreich. Da die europäischen Monarchieen die Revolutionen vom Juli und vom September nicht aus der Geschichte zu streichen vermochten, so hatten sie den Grundsatz, der 1815 zur Bildung des Königreichs der Niederlande geführt, unter einer andern Form wieder zur Geltung bringen wollen, und um uns im Norden eine doppelte Schranke entgegenzustellen, bewilligten sie, nachdem sie die belgische Neutralität ausgesprochen, dem König von Holland nicht blos einen Theil von Luxemburg und das linke Scheldeufer, sondern auch einen Theil von Limburg und Mastricht, mit einem Wort, ein ansehnliches Gebiet längs der Maas hin.

Diesmal war Frankreich nicht von den Berathungen ausgeschlossen und sah sich folglich natürlicherweise der Demüthigung unterworfen, im Verein mit den vier großen Höfen die Vollziehung eines Vertrags zu verbürgen, welcher zum Zweck hatte, es unter Vormundschaft zu halten. **)

Die Verpflichtung hiezu wurde ihm durch den Vertrag vom 15. November 1831 auferlegt, welcher die 24 Artikel auf's Neue vorbrachte, indem er dieselben unter die Bürgschaft der fünf unterzeichnenden Mächte stellte, und welcher vorschrieb, daß der Vertrag binnen zweier Monate ratifizirt werden solle.

---

*) Siehe 2. Band, Seite 309.

**) Je mehr man über die Frechheit dieser Uebereinkunft nachdenkt, um so mehr wundert man sich, daß sie die Zustimmung unserer Minister und die Unterschrift unseres Gesandten erlangen konnte. Man sieht es: was wir von der Mittelmäßigkeit des Herrn von Talleyrand gesagt haben, stützt sich auf die positivsten Beweise: denn diese Beweise sind offizielle Urkunden. Wir fordern die Vertheidiger des Herrn von Talleyrand auf, ein einziges unter den Protokollen der Londoner Konferenz zu nennen, das nicht in einem gegen Frankreich, und folglich gegen die Ideen der Zivilisation, welche Frankreich vertritt, offenbar feindseligen Geiste abgefaßt wäre. Wenn man sich also weigert, in dieser Reihe von Protokollen ein unbestreitbares Zeugniß für die Unfähigkeit des Mannes zu erblicken, der sich ihnen unterzogen oder sie angenommen hat, so muß man zugeben, daß Herr von Talleyrand sich gegen sein Land einer jener Verräthereien schuldig gemacht hat, welche, wenn auch nicht durch das Uebermaß der Niederträchtigkeit, doch wenigstens durch das Uebermaß der Unverschämtheit, die sie erfordern, unwahrscheinlich werden.

Der Vertrag der 24 Artikel gab in der belgischen Deputirtenkammer Anlaß zu den leidenschaftlichsten Debatten. Gleichwohl wurde er angenommen, wie man das Gesetz des Stärkeren annimmt. Auch war die Ratifikation Belgiens unbedingt und einfach. Eben so verhielt es sich mit den Ratifikationen Frankreichs und Englands; aber auf den förmlichen Befehl des Königs Wilhelm protestirten die holländischen Bevollmächtigten in London gegen die diktatorischen Beschlüsse der Konferenz.

In ihrer Note vom 14. Dezember 1831 warfen die holländischen Bevollmächtigten, die Herren Falck, Van Zuylen Van Nyevell, der Konferenz für's Erste vor, daß sie sich mit dem Aachener Protokoll*) in Opposition gesetzt habe. Dieses Protokoll habe erklärt, „daß, im Fall ein Kongreß von Souveränen oder Bevollmächtigten Gegenstände zum Zweck habe, welche sich speziell an die anderen Interessen Europa's knüpfen, dieser Kongreß nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt der Souveräne, persönlich oder durch ihre Bevollmächtigten daran Theil zu nehmen, stattfinden könne." Was nun die Konferenz gethan habe? Sie habe den Gesandten des Königs von Holland anfangs zur Theilnahme an den gemeinschaftlichen Berathungen zugelassen; dann und nach einigen Versammlungen habe sie auf einmal ihr System geändert, die Vertreter Hollands auf die Seite gedrückt und sich begnügt, schriftliche Mittheilungen von ihnen anzunehmen. Ob dies die im Aachener Protokoll festgesetzte Theilnahme sei? Sofort beklagten sich die holländischen Bevollmächtigten als über einen offenbaren Eingriff in die Unabhängigkeit ihres Souveräns, als über eine Verletzung des Völkerrechts, über gewisse Bestimmungen des Vertrags, welche auf nichts Geringeres abzielen, als Fremden das Aufsichtsrecht über einen holländischen Fluß zu geben, als fremde Unterthanen das Fischereirecht darauf ausüben zu lassen, als den Holländern wie eine zweifelhafte Sache das Recht zu bestätigen, auf ihren eigenen Flüssen Schifffahrt zu treiben u. s. w. Kurz und gut, die Unterzeichner der Protestation forderten den Lauf der Schelde von Antwerpen an zurück; wiesen die Theilnahme der Belgier an der Beschiffung der Gewässer zwischen der Schelde und dem Rhein ab; erklärten, der Theilung der Schulden nur unter der Bedingung einer Kapitalisirung beizutreten, und appellirten von dem Vertrage der 24 Artikel an denjenigen, der am 27. Januar 1831 die Grundlagen der Trennung festgesetzt habe.**)

Vom Gesichtspunkte der Regeln und Gesetze der Diplomatie aus war nichts billiger und gegründeter, als diese Protestation Hollands. Die Konferenz

*) Vom 15. November 1818.

**) Note der Herren Falck und Van Zuylen Van Nyevell, an die Konferenz gerichtet den 14. Dezember 1831.

antwortete darauf mit würdelosen Trugschlüssen.*) Was das Aachener Protokoll betreffe, behauptete sie, so „enthalte dasselbe nichts auf die Form der Berathungen Bezügliches": eine wahrhaft erbärmliche Spitzfindigkeit! Denn indem das fragliche Protokoll den betheiligten Souveränen das Recht beilegte, persönlich oder durch ihre Bevollmächtigten an den Kongressen Theil zu nehmen, hatte es offenbar die Absicht gehabt, kein Interesse ohne Bürgschaft zu lassen. Die Konferenz fügte hinzu, die 24 Artikel seien nur die Entwicklung der Grundlagen der Trennung. Auch hier wurde die Konferenz zur Verrätherin an der Wahrheit; denn zum Beispiel theilte der Vertrag der 24 Artikel Luxemburg zwischen Belgien und Holland vermittelst einer dem letzteren bewilligten Schadloshaltung durch Gebietszuwachs, während im Vertrag der Grundlagen der Trennung, Art. 2, ausdrücklich gesagt war: „Belgien wird aus allen übrigen Ländereien zusammen gebildet werden, die im Vertrag vom Jahre 1831 den Namen Königreich der Niederlande erhalten hatten, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, das in Folge anderer Rechtsansprüche den Fürsten des Hauses Nassau angehört, deshalb einen Theil des deutschen Bundes bildet und fortwährend bilden wird." Es ist wahr, daß der Artikel 4 den Fall vorhergesehen hatte, wo man, da beide Länder fremde, von ihnen unabhängige Besitzungen (des enclaves) in sich schlossen, zu geeigneten Vorkehrungen schreiten müßte, um ihren Gebieten den Charakter eines zusammenhängenden Ganzen zu sichern; aber da diese Vorkehrungen, deren Bedeutsamkeit übrigens nicht vorhergesehen worden war, zu einer durchgreifenden Ummodelung der angenommenen Grundlagen führten, was wollte also das heuchlerische Wort Entwicklung besagen, das die Konferenz den kräftigen Einwendungen des Königs Wilhelm entgegenstellte?**)

Wie dem auch sei, der nachdrucksvolle Widerstand dieses Fürsten hatte zur ersten Folge ein langes, unschlüssiges Bedenken von Seiten Rußlands, Preußens und Oesterreichs. Bis jetzt hatten die genannten drei Mächte mit England gemeinschaftliche Sache gemacht, weil für sie, wie für England, der im Hintergrund all dieser Verhandlungen verborgene Gedanke ein gegen Frank-

*) Antwort der Londoner Konferenz an die holländischen Bevollmächtigten, unterzeichnet von den Herren Esterhazy, Wessemberg, Talleyrand, Palmerston, Bülow, Lieven, Matuszewicz, und datirt vom 4. Januar 1832.

**) Wir haben in den historischen Dokumenten Nro. 5 die drei Verträge: der Grundlagen der Trennung, der 18 Artikel so wie der 24 Artikel zusammengestellt und verweisen den Leser auf diese kostbaren Urkunden. Er braucht die Texte nur einfach neben einander zu halten, um die Geschichte der Veränderungen, Intriguen und Anmaßungen dessen zu lesen, was man die Diplomatie nennt.

reich feindseliger Gedanke war. Aber um dem gemeinschaftlichen Hasse zu gehorchen, um uns im Norden genügende Hindernisse zu schaffen, hatte man theilweise die Interessen des Königs von Holland opfern, und zwar im Namen des revolutionären Prinzips opfern müssen. Ueber diesen Punkt nun begannen Rußland, Oesterreich und Preußen sich nothwendigerweise von Großbritannien zu trennen. Für die letztgenannte Macht war die Frage höchst einfach: sie bestand lediglich darin, Frankreich im Zaum zu halten. Für die drei andern dagegen war die Frage verwickelt: sie bestand darin, Frankreich im Zaume zu halten, ohne gleichwohl dem revolutionären Prinzip zu vollständig Recht zu geben, indem man erklärte, daß in Folge der Septembertage dieses durch die Verträge von 1815 erzeugte, durch das Prinzip der Legitimität geschützte und der unverletzlichen Familie der europäischen Monarchieen einverleibte holländische Königthum über Gebühr geschwächt würde.

Die Protestationen des Königs Wilhelm hatten daher für die Kabinette von St.-Petersburg, von Wien und von Berlin eine Bedeutung, eine Wichtigkeit, welche sie für das Kabinet von Saint-James nicht haben konnten. Daher die Verzögerung des Austausches der Ratifikationen von Seiten des Königs von Preußen so wie der Kaiser von Rußland und von Oesterreich. Treu dem Geiste der heiligen Allianz, hätten diese drei Souveräne gewünscht, daß der König Wilhelm sie durch gutwilliges Eingehen auf den Vertrag der 24 Artikel in den Stand setzte, sich gegen Frankreich in Positur zu stellen, wodurch ihnen zugleich die Nothwendigkeit erspart worden wäre, mit offener Brutalität die Gesetze der monarchischen Freimaurerei zu verletzen.

In dieser Verlegenheit schickte der Kaiser von Rußland den Grafen Alexis Orloff ins Haag mit dem Auftrag, vom König von Holland die gewünschte Einwilligung auszuwirken.

Als der Graf Orloff sah, daß alle seine Vorstellungen nichts fruchteten, verließ er das Haag und that Europa durch eine offizielle Erklärung kund, daß der Kaiser von Rußland nicht gewillt sei, sich bei der Anwendung von Zwangsmaßregeln zu betheiligen, welche zum Zweck hätten, den König der Niederlande durch Waffengewalt zur Unterzeichnung der 24 Artikel zu nöthigen; daß er aber in diesen Artikeln die einzigen Grundlagen enthalten glaube, auf welchen die Trennung Belgiens von Holland bewerkstelligt werden könne (mit Vorbehalt jedoch der in einem endlichen Vertrag zwischen den beiden Ländern zulässigen Abänderungen). Ferner erklärte der Graf Orloff im Namen seines Herrn, daß, im Fall die belgische Neutralität von Holland militärisch bedroht würde, der Kaiser von Rußland sich vorbehalte, mit seinen Verbündeten wegen Wiederherstellung dieser Neutralität und der Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens übereinzukommen.

Da Oesterreich und Preußen dieser Erklärung beigetreten waren, so bewerkstelligten ihre Bevollmächtigten den Austausch der Ratifikationen am 18. April, und die Bevollmächtigten Rußlands am 4. Mai. Man nahte dem endlichen Ausgang: doch rückte er nicht allzu schnell heran. Die Ratifikationen Preußens und Oesterreichs waren in der That nur unter dem Vorbehalt der Rechte des deutschen Bundes in Beziehung auf die Abtretung und den Austausch eines Theils vom Großherzogthum Luxemburg übergeben worden, und die Ratifikation Rußlands war nur eine theilweise, sie enthielt die Worte: „mit Vorbehalt der Abänderungen, welche in einem Endvergleich zwischen Holland und Belgien mit den Artikeln 9, 12 und 13 vorzunehmen sind."

Belgien hatte auf eine unbedingte und einfache Ratifikation von Seiten Rußlands gerechnet, und der belgische Bevollmächtigte war keineswegs berechtigt, eine theilweise Ratifikation anzunehmen. Gleichwohl that dies Herr Van de Weyer, welcher somit seine Vollmachten überschritt und sein Land in die Nothwendigkeit versetzte, sich entweder Ratifikationen unter Vorbehalten, die alles wieder in Frage zu stellen schienen, gefallen zu lassen, oder dieselben zurückzustellen auf die Gefahr hin, mit Oesterreich, Preußen, Rußland zu brechen und die belgische Nationalität unklugerweise auf's Spiel zu setzen.

Auch war die Entrüstung groß in Brüssel. Von allen Seiten ergoß man sich in Verwünschungen sowohl über die Diplomatie, welche Belgien schon seit so langer Zeit zu einem tödtlichen Provisorium verurtheilte, als über das belgische Ministerium, das die Zukunft des Landes in diese Schlangenwege verwickelte, und über die französische Regierung, deren ganze Kunst bis jetzt darin bestanden war, auf eine traurige Weise im Gefolge der Konferenz einherzukriechen. Die Erbitterung der Belgier war nur zu wohl begründet. Durch das unaufhörliche Schwanken der Diplomatie zwischen die Schande und das Verderben gestellt, sahen sie bereits ihre Industrie gelähmt, ihren Handel in seiner Quelle versiegt, ihren Kredit zu Grunde gerichtet, ihre Nationalität von jeder Laune, jeder Zufälligkeit abhängig gemacht. Ueberdies benutzten die Orangisten die aus so vielen peinlichen Ungewißheiten entstandenen Unordnungen, um die schwachen Gemüther in Versuchung zu führen, die Revolution zu verläumden und die Verantwortlichkeit für die immer mehr überhandnehmenden Uebel im Vaterlande auf das Prinzip der Empörung zu schieben. Die gewaltsame Wegführung des Herrn Thorn, eines Mitgliedes des belgischen Senats, durch eine verwegene Bande, und die Einkerkerung dieses Mannes in einem Gefängnisse von Luxemburg gaben den überall gährenden Leidenschaften eine weitere Nahrung. Von allen Punkten Belgiens erhob sich ein Schrei: „Man muß dem Ding ein Ende machen!"

Aber die Diplomatie hatte nichts, was sich mit dem Skandal ihrer Anmaßungen vergleichen ließe, als die Schmählichkeit ihrer Ohnmacht; denn sie

erhielt die Anarchie schwebend über diesem Europa, dessen Geschicke regeln zu wollen sie sich vermaß. Zu den aus Rußlands Vorbehalten erwachsenen Verwickelungen gesellten sich noch solche, deren Keim im Protokoll vom 4. Mai enthalten war, das auf der einen Seite erklärte, der Stand des Territorialbesitzes sei unwiderruflich festgesetzt, und auf der andern, es finden sich Schwierigkeiten vor, die eine neue Unterhandlung nothwendig machen. Der Vertrag vom 15. November 1831 war also nicht definitiv, weder in Betreff der Theilung der Schuld, noch in Beziehung auf die Belgien bewilligten Handelsvortheile: man erklärte dies durch eine Separatakte.

In einer Note vom 11. Mai sprach sich das belgische Ministerium folgendermaßen aus: „Wenn der König der Belgier sich geneigt zeigen könnte, Unterhandlungen über die Punkte zu eröffnen, welche sich hiefür eignen, so könnte dies nur geschehen, wenn man angefangen hätte, den Vertrag in allen den Theilen, welche nicht mehr Gegenstand des Streites sind, in Vollziehung zu bringen; dieser Anfang der Vollziehung würde mindestens in der Räumung des belgischen Gebiets bestehen; bis dahin wird Se. Majestät an keiner neuen Unterhandlung Theil nehmen.“ Der belgische Bevollmächtigte, Herr Van de Weyer, erhielt Befehl, diese Note der Konferenz vorzulegen; er that es nicht. Dies war das zweite Mal, daß er sich gegen die Pflichten seiner Stellung verfehlte, und man machte sich seltsame, argwöhnische Gedanken darüber. Gleichwohl verlor er seine Stelle als Bevollmächtigter nicht, aber der General Goblet wurde ihm beigegeben und reiste nach London ab.

So wie die Sachen standen, verlangte Belgien ganz einfach, das Prinzip der vorläufigen Räumung solle festgesetzt werden. Die Konferenz willigte anfangs darein und beschloß durch eine Note vom 11. Juni, daß die gegenseitige Räumung am 20. Juli zu bewerkstelligen sei; dann aber, als sie sah, daß die holländischen Bevollmächtigten in ihrer Haltung beharrten, hob sie ihren Beschluß stillschweigend wieder auf und erklärte am 11. Juli, „die Räumung habe fünfzehn Tage nach Austausch der Ratifikationen des neuen Vergleichs stattzufinden,“ womit sie also den im Anfang bestimmten Termin wieder fallen ließ.

Jetzt geschah es, daß Holland, ohne sich über das letzte Wort seiner Forderungen zu erklären, das Anerbieten machte, eine unmittelbare Unterhandlung mit Belgien zu eröffnen. Es hoffte, auf diese Art den Schein auf seine Seite zu bekommen, denn es war fest überzeugt, daß Belgien nicht so leicht wie die Konferenz auf die Bedingung der vorläufigen Räumung verzichten würde.

Folgendes waren also in diesem endlosen Gewirre platter Intriguen die gegenseitigen Stellungen:

Da die Territorialfrage gegen Frankreich entschieden war, so hielt die

Konferenz über diesen Punkt ihren schiedsrichterlichen Ausspruch fest; dagegen gab sie ihn über die beiden andern Punkte, den der Flußschifffahrt, sowie den der Schuld auf, und ließ es sich gefallen, wenn Belgien und Holland in diesen Beziehungen selbst mit einander ins Reine zu kommen suchten. Nun verlangte Holland, daß diese unmittelbaren Unterhandlungen sich vor der Räumung eröffnen sollten; Belgien wollte nur nach der Räumung davon hören. Da steckte der Knoten der Schwierigkeit.

Im Uebrigen lag es klar am Tage, daß Holland es bei seiner Anerbietung, unmittelbar mit Belgien zu unterhandeln, nicht ehrlich meinte. Es erwartete von Seiten der Belgier die Antwort: „Räumet unser Gebiet; bis dahin verwerfen wir jeden Vergleichsvorschlag;“ und in diesem Fall bekam es wieder einen Vorzug in den Augen der Konferenz, welche durch ihre Vorschläge vom 11. Juli das Prinzip der vorläufigen Räumung so wohlfeil dahingegeben hatte.

Die belgischen Diplomaten bemerkten die Schlinge und stellten der List gleichfalls List entgegen. Die Herren Van de Weyer und Goblet faßten im Einverständniß mit Lord Palmerston Vorschläge ab, welche sie der Konferenz mittheilten, und beschlossen, Holland eine Unterhandlung auf solchen Grundlagen anzubieten, von denen sie genau wußten, daß Wilhelm sie nicht annehmen würde. Somit bestand dieser ganze diplomatische Krieg in den Anstrengungen beider Parteien, einander gegenseitig das Unrecht einer Weigerung zuzuschieben. Denn auf diesen elenden Austausch von Betrügereien, auf diese Kreuzung schmählicher Ränke reduzirt sich in den Monarchien das Genie der Staatsmänner!

Dem sei wie ihm wolle, die belgische Politik hatte ein neues Ansehen gewonnen, da das Prinzip der vorläufigen Räumung scheinbar aufgegeben wurde. Herr von Meulenaere, der belgische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, trat aus Scham, nicht aus Ueberzeugung, von seinem Posten ab, und der General Goblet wurde berufen, um als erster Minister in Brüssel zu vollenden, was er als Bevollmächtigter in London begonnen hatte.

Auch zeigte am 20. September 1832 Herr Van de Weyer der Konferenz an, daß er bereit sei, in unmittelbare Unterhandlungen mit Holland zu treten, und daß er hiezu Vollmachten habe.

Beim Wort genommen, wich Holland zurück, wie man vorhergesehen hatte. In einem heftigen Manifest forderte der holländische Bevollmächtigte, Herr Van Zuylen Van Nyevell die Konferenz zur Unterzeichnung des Trennungsvertrags auf, und zwar auf den Grund der am 30. Juni und 25. Juli von Holland eingereichten Noten, die nichts anderes waren, als eine Wiederholung der hartnäckigen Forderungen des Königs Wilhelm mit unbedeutenden Aenderungen.

Die belgische Diplomatie hatte ihren Zweck erreicht, d. h. die Konferenz gegen Holland bewaffnet: eine schriftliche und mündliche Befragung, welche die Konferenz mit dem holländischen Bevollmächtigten vornahm, vollendete den Beweis, daß das Haager Kabinet die 24 Artikel sammt und sonders verwarf und selbst von jenen Territorialbestimmungen nichts wissen wollte, welche der antifranzösische Gedanke, der sie diktirt hatte, für die europäische Diplomatie so werthvoll machte.

Es handelte sich jetzt für die großen Mächte nur noch darum, Zwangsmaßregeln gegen Holland zu ergreifen.

Aber welcher Art sollten diese Maßregeln sein? Die Bevollmächtigten Oesterreichs, Preußens und Rußlands sprachen den Wunsch aus, den Stand der Dinge ihren Höfen vor Augen zu legen und ihnen vorzustellen, daß sie ihren Einfluß auf den König der Niederlande zum letzten Mal dahin versuchen sollten, ihn zu einer Versöhnung zu vermögen. Da jedoch bei der großen Entfernung, welche Wien und St.-Petersburg von London trennt, allzuviel Zeit verloren zu gehen drohte, so stellten dieselben Bevollmächtigten den Antrag, in diesem Punkte die Entscheidung des Berliner Kabinets als Norm gelten zu lassen. Im Grunde entschlossen sich Oesterreich, Preußen und Rußland nur ungern zur Anwendung von Zwangsmaßregeln und erklärten, jedenfalls nur pekuniären Maßregeln beitreten zu können. Aber Mittel dieser Art erschienen weder dem französischen, noch dem brittischen Bevollmächtigten genügend.

Das Protokoll vom 1. Oktober 1832 stellte diese Uneinigkeit klar ans Licht, und die Konferenz schloß ihre Arbeiten. Sie hatte mit Anmaßung begonnen und endete mit Anarchie.*)

Rußland, Preußen und Oesterreich hatten sich unumwunden geweigert, militärischen Maßregeln gegen den König von Holland beizutreten. Aber wenn sie sich nicht darauf einließen, ihn zu bekämpfen, so verpflichteten sie sich ebenso wenig, ihn zu unterstützen, und ließen somit Frankreich und England ein freies Feld für ihre Beschlüsse.

Nun hatten die zwei letztgenannten Mächte die Note vom 1. Oktober nicht abgewartet, um Wilhelm mit ihren Rüstungen zu bedrohen. Der Herzog von Orleans war nach Brüssel gereist, um sich mit dem König Leopold über den möglichen Einzug unsrer Truppen in Belgien zu verständigen. Eine französische Flotte versammelte sich in Cherbourg, eine englische in Spithead, und vom Ende Septembers an standen fünfzigtausend Franzosen unter den Befehlen

---

*) Unter dem Protokoll vom 1. Oktober liest man die Unterschrift des Herrn von Mareuil statt der des Herrn von Talleyrand. Dies kommt daher, daß Herr von Talleyrand dazumal in Paris war, wo seine Anwesenheit die Bildung des Ministeriums vom 11. Oktober beeinflussen mußte.

des Marschalls Gerard auf der nördlichen Grenze, bereit, auf's erste Zeichen sie zu überschreiten.

Belgien seinerseits hatte die Geduld verloren. In zwei Noten, wovon die eine Frankreich am 6. Oktober, die andere England am 8. desselben Monats zugestellt wurde, verlangte der General Goblet die Vollziehung des Vertrags der 24 Artikel auf dem Weg der Waffen.

Mittlerweile gelangte, wie wir erzählt haben, das Ministerium vom 11. Oktober ans Ruder. Wir haben gesagt, daß dieses Ministerium seinen Eintritt mit zwei großen Ergebnissen hatte einweihen wollen: mit der Verhaftung der Herzogin von Berry und der Einnahme der Zitadelle von Antwerpen, welche die Truppen des Königs Wilhelm besetzt hielten.

Da der Vertrag der 24 Artikel hauptsächlich gegen Frankreich gerichtet war, so kam es gewiß uns nicht zu, ihn mit bewaffneter Faust dem König von Holland aufzuzwingen. Von Frankreich verlangen, daß es mit seinem Golde, mit dem Blute seiner Kinder die Gesammtheit der gegen seine Ehre beschlossenen Maßregeln aufrecht erhalte, das hieß Europa das traurigste Schauspiel bereiten, welches ihm jemals gegeben worden ist. Aber für unsre Minister war es die Hauptsache, die Leute zu blenden, einer neuentstandenen Gewalt den Glanz einer großen Unternehmung zu verleihen. Im Grunde kannte beinahe Niemand in Frankreich den wahren Sinn des Vertrags der 24 Artikel. Das Ministerium konnte daher hoffen, daß eine Expedition nach Belgien die kriegerische Laune der französischen Nation befriedigen; daß man in diesem Zuge nur eine dem revolutionären Prinzip gebrachte Unterstützung, nur einen Beweis von Festigkeit und Entschiedenheit Seitens der Gewalt erblicken würde. Und diese Berechnung war unbestreitbar richtig. Denn da der Gang der Kabinette von Geheimniß umhüllt und die Verfügungen der Konferenz für die Masse des Volks ein todter Buchstabe waren, so erhitzte sich die öffentliche Meinung in Frankreich auf's Gerathewohl, und die Angriffe der Opposition verhallten klanglos.

Auf der andern Seite muß man anerkennen, daß es für Frankreich nicht ohne Interesse war, zu beweisen, daß der Friede seinen Muth nicht entnervt habe; daß es im Stande sei, eintretenden Falls heroische Erinnerungen ins Leben zurückzurufen; daß es mit einem Wort nicht aufgehört habe, ein Volk von Kriegern zu sein. So schmachvoll und sinnlos daher die beschlossene Expedition vom diplomatischen Gesichtspunkte aus war, so bot sie doch vom militärischen Gesichtspunkte aus einen ziemlich ansehnlichen Vortheil dar.

Dieser Vortheil erschien den Ministern vom 11. Oktober so groß, daß sie einen Augenblick an der Einwilligung der Engländer zweifelten. Herr von Talleyrand war von London zurückgekommen: man fragte ihn, ob eine Expedition gegen die Zitadelle von Antwerpen die Beistimmung des Kabinets

von Saint-James erhalten würde, im Fall Frankreich sich verpflichtete, die Besetzung des belgischen Gebiets durch seine Armee nicht über die nothwendige Zeit hinaus zu verlängern. Herr von Talleyrand gab die eigenthümliche und eben nicht ziemliche Antwort: „Wenn der Vertrag „Ludwig Philipp" unterzeichnet wäre, so würden die Engländer nicht beitreten: wenn er „von Broglie" unterzeichnet ist, so werden sie es thun."

Die Minister glaubten die diplomatische Ermächtigung des Kabinets von Saint-James nicht abwarten zu müssen, und es wurde beschlossen, daß die Expedition mit oder ohne Genehmigung der Engländer stattfinden solle. Aber bei dieser Nachricht konnte der König seine Unzufriedenheit nicht verbergen. England beleidigen, dazu vermochte er sich nicht zu entschließen, er, der seine ganze Politik in der Kunst der Behutsamkeit und der Zugeständnisse bestehen ließ. Er versuchte daher, seine Minister von der Maßregel, welche sie beschlossen hatten, abzubringen: da boten sie ihre Entlassung an. Der König schien nachzugeben; und dies erklärt die Truppenbewegung, die dazumal vorgenommen wurde, als noch kein Protokoll die Franzosen im Namen der Diplomatie ermächtigte, sich nach der Grenze zu begeben.

Aber die Hauptsache war nicht sowohl, ihr zu nahen, als sie zu überschreiten, und der Hof ermangelte nicht, der Ausführung dieses Zweckes Hindernisse aller Art in den Weg zu stellen. Denn das Kabinet von Saint-James wünschte um jeden Preis die Sache in die Länge zu ziehen, in der Hoffnung, die Franzosen würden, wenn sie die Belagerung von Antwerpen in einer vorgerückten Jahreszeit unternähmen, sich genöthigt sehen, dieselbe mit Schmach wieder aufzuheben. Solche verrätherische Absichten bargen sich unter dieser so hochgepriesenen englischen Allianz! Und man wußte es in den Tuilerien; man hatte dort erfahren, daß der Herzog von Wellington in mehreren Salons sich so weit vergessen hatte, zu äußern: „Es wird dem Marschall Gerard vor der Zitadelle von Antwerpen ergehen, wie es mir vor Burgos ergangen ist."

Auch glich nichts der Ungeduld des Marschalls Gerard. Aber vergebens beklagte er sich in seinem Hauptquartier Valenciennes bitter über eine Verzögerung, welche nicht länger währen könne, ohne unsre Armee zum Gelächter Europa's zu machen und uns den grausamsten Mißgeschicken auszusetzen; vergebens schrieb er dem Kriegsminister, das Lager wiederhalle von Gemurre; die Offiziere knirschen über ihre Unthätigkeit; die Soldaten, welche im Anfang ihre Abschiede ausgeschlagen, beginnen jetzt dieselben zu verlangen; ja selbst die Kriegszucht drohe Noth zu leiden durch die immer tiefer sich einwurzelnde Ueberzeugung, daß es nicht zum Gefechte kommen werde . . . . der Befehl zum Abmarsch erschien nicht. Denn mußte man nicht die Erlaubniß der Engländer auswirken? Und während dieser Zeit war der Staatsschatz auf dem besten Wege, sich

mit Schulden zu überhäufen, indem die unmittelbare Aussicht auf den Krieg beinahe so bedeutende Kosten nach sich zog, als der Krieg selbst. Auf der äußersten Grenze zusammengezogen, waren die Truppen hier mitten unter den Kantonnirungen der Artillerie und der Reiterei, welche viel Platz einnahmen, angehäuft, und der Theil des Reservekorps, welchen der Marschall Soult in das Norddepartement geschickt hatte, litt daselbst bereits unter den aus der Zusammendrängung allzu großer Massen erwachsenden Uebelständen, wie z. B. dem Aufschlagen der Lebensmittel. Ueberdies war die Witterung schlecht geworden, die Cholera wüthete im Lande, und die Gesundheit des Soldaten erheischte günstige Maßregeln. Die Corps verlangten eines ums andere die Bewilligung des Kriegsfußsoldes (allocations du pied de rassemblement), was ihnen im ganzen Umfang der 16. Militärdivision zugestanden werden mußte.

Längeres Warten mußte also zu gleicher Zeit Spott und Verderben bringen. Der Marschall Gerard, der ein ebenso guter Bürger als ein guter Feldherr ist, konnte sich diese Bedenklichkeiten nicht erklären; er war der Ansicht, da man einmal Holland den Krieg erklärt habe, so müsse man ihn rasch und ohne weitere Umstände beginnen. Nach seinem Dafürhalten war es besser, Breda und Bois-le-Duc anzugreifen, als sich mit der Belagerung der Zitadelle von Antwerpen und der Feste Lillo aufzuhalten. Mit Recht sagte er, wenn die Mächte, welche den Vertrag vom 15. November unterzeichnet haben, die Vollziehung desselben aufrichtig wünschen, so müssen sie auch gestatten, daß man behufs dieser Vollziehung kräftige und entscheidende Maßregeln ergreife. Dies war übrigens auch die Ansicht der Generale Saint-Cyr Nugues und Haro, zweier Offiziere von ausgezeichnetem Verdienst, welche sich schmerzlich nach kühnen Unternehmungen sehnten und gerne den Plan zu einem Einfall in Holland entworfen haben würden, wo es ihnen die größte Freude gewesen wäre, die Thaten Pichegru's zu erneuern.

Aber dies waren nicht die Pläne des Hofs der Tuilerien. Aus Gründen, die wir weiter unten erklären werden, verlangte er: 1) daß die Franzosen die Zitadelle von Antwerpen ohne Mitwirkung der Belgier belagern; 2) daß, im Fall unsre Armee einen Angriff von Seiten der Holländer abzuweisen hätte, es ihr nicht gestattet sein solle, dieselben bis auf ihr Gebiet zu verfolgen.

Der Marschall Gerard besaß zu viel Hochsinn und zu viel Einsicht, um Bedingungen solcher Art zu unterschreiben. In mehreren Briefen, die von der edelsten Gesinnung zeugen, machte er den König auf die Uebelstände der Rolle aufmerksam, welche man der französischen Armee aufnöthigen wolle. Statt aller Antwort erhielt er eine Einladung, nach Paris zu kommen, wo man in einer Unterredung von zwei Stunden die Sache weiter zu fördern hoffte, als durch einen langen Briefwechsel. Der Marschall Gerard verließ also sein Haupt-

quartier in Valenciennes und machte sich auf den Weg in die Hauptstadt. Sein fester Entschluß war, das Kommando niederzulegen, wenn er, im Fall eines Angriffs von Seiten der Holländer, verurtheilt wurde, ehrerbietig auf der Grenze ihres Gebiets anzuhalten. Man schickte, um ihn anders zu stimmen, Herrn von Argout und Herrn von Thiers zu ihm. Allein die Gewandtheit des letztern und seine überredungskräftige Schwatzhaftigkeit scheiterten an dem Willen des Marschalls, welchen der Adel seiner Gesinnung gegen solche Angriffe schützte.

Als am folgenden Tag der Rath sich versammelte, konnten sich die Minister ebensowenig entschließen, die Entlassung des Marschalls Gerard anzunehmen, als sich über die Forderungen der Diplomatie wegzusetzen. Man kam also dahin überein, daß man an den diplomatischen Anordnungen nichts ändern, und daß der Marschall dem Gesetze der Umstände gehorchen solle, es sich aber gefallen lassen müsse, wenn man ihn später verläugne. Herr seiner Entschlüsse, kehrte der Marschall in sein Hauptquartier zurück.

Am 22. Oktober wurde in einem zu London zwischen dem Fürsten von Talleyrand und Lord Palmerston abgeschlossenen Vergleich festgesetzt: „Daß die beiden Mächte — Frankreich und England — ihren übernommenen Verpflichtungen gemäß zur Vollziehung des Vertrags vom 15. November schreiten; daß die Räumung des Gebiets einen Anfang der Vollziehung bilden; daß die Regierungen von Belgien und Holland aufgefordert werden sollen, diese Räumung gegenseitig auf den 12. November zu bewerkstelligen; daß gegen diejenige der genannten Regierungen, welche am 2. November ihre Einwilligung nicht gegeben hätte, Gewalt gebraucht; daß namentlich im Fall einer Weigerung Hollands Beschlag auf die holländischen Schiffe gelegt werden, und daß am 15. November eine französische Armee in Belgien einziehen solle, um die Zitadelle von Antwerpen zu belagern."

Der König von Holland beantwortete, wie man nicht anders erwartete, die Aufforderung der beiden Mächte mit einer Weigerung, und am 4. November wurde diese Weigerung in Valenciennes bekannt. Man sollte also die Grenze überschreiten! Die Freude der Soldaten läßt sich nicht beschreiben. Der Marschall Gerard gab dem General Neigre Befehle, den Transport des Belagerungsgeräthes schleunigst zu besorgen und in Douai, in Lille, in Valenciennes die Befrachtung der Fahrzeuge zu bewerkstelligen, die unsere schwere Artillerie mit ihrer zahlreichen Munition weiter zu schaffen hatten; der General Haxo ließ einen verkleideten Offizier nach Antwerpen abgehen, mit dem Auftrage, die Zitadelle daselbst genau zu beaugenscheinigen; kurz, man betrieb von allen Seiten die Vorbereitungen mit großer Eile, und mit Begeisterung harrte die Armee der Stunde, da sie in Belgien einziehen dürfte.

Aber die Belagerung der Zitadelle von Antwerpen mußte unerwartete Schwierigkeiten aufregen. Ludwig Philipp bestand hartnäckig darauf, daß die Belgier von aller Mitwirkung bei der Belagerung ausgeschlossen werden sollten. Die Diplomatie verlangte es, und zwar hatte sie dazu folgende Beweggründe.

England wollte nicht, daß die Franzosen und die Belgier gemeinschaftlich und unter verbrüderten Fahnen föchten, damit Belgien nicht durch Neigung und Erkenntlichkeit auf seinen frühern Wunsch zurückkommen möchte, französisch zu werden. England wußte, daß, wenn die Belgier genöthigt würden, der Einnahme der Zitadelle von Antwerpen durch ein französisches Heer thatlos zuzusehen, sie diese Demüthigung uns niemals verzeihen könnten. Somit fand das Kabinet von Saint-James Mittel, uns selbst durch das Uebermaß unsers Edelmuths gehässig zu machen, und es schuf uns unversöhnliche Feinde in denjenigen, denen wir zu Hülfe zogen!

Was die Kabinette von St.-Petersburg, von Wien und von Berlin betrifft, so waren ihre Gründe verschiedener Art, obschon sie uns gegenüber ein nicht minder offenkundiges Gepräge des Mißtrauens und der Feindseligkeit trugen. Rußland, Oesterreich und Preußen konnten sich's nicht verhehlen, daß in dem Kampf zwischen Holland und Belgien letzteres das revolutionäre Prinzip vertrat, indem seine verjüngte Nationalität sich von den Septembertagen herschrieb. Wenn sie also duldeten, daß die Franzosen und die Belgier gemeinschaftlich das Schwert gegen den König von Holland zogen, so verkündeten sie damit der Welt klar und deutlich, daß das revolutionäre Prinzip obsiege; daß die moralische Macht der Julirevolution in der Waagschale der diplomatischen Berathungen schwerer ziehe, als das Prinzip des göttlichen Rechts, als die Verträge von Wien. Das militärische Bündniß der Franzosen und der Belgier war ein Todesstreich für die heilige Allianz, es war die Revolution von 1830, die mit ihrer Macht und Majestät den Schlag vertheidigte, welcher im September den Verträgen von 1815 versetzt worden war. Und eben das wollten Oesterreich, Rußland und Preußen nicht. Sie legten dem Kabinet der Tuilerien die Verpflichtung, den Belgiern zur Seite, in ihrem Lande und ohne sie zu kämpfen, deshalb auf, damit es sich klar herausstellen sollte, daß, wenn unsere Armee in's Feld ziehe, dies nicht in einem belgischen oder französischen, d. h. revolutionären Interesse geschehe, sondern im Gegentheil in einem diplomatischen und antifranzösischen Interesse! Unsere Armee zu nöthigen, blos als die Gendarmerie der Konferenz zu erscheinen und aufzutreten, das war der einzige Zweck der demüthigenden Unthätigkeit, zu welcher die Diplomatie die Belgier verurtheilte in einem Streit, der doch lediglich der ihrige war, und in welchem wir uns nur als ihre Verbündeten und ihre Freunde hätten zeigen sollen.

So arglistig dieser Plan war, so läßt es sich doch erklären, daß die Feinde Frankreichs ihn ausheckten; aber daß die französische Regierung mit ihrer ganzen Macht zum Gelingen von Berechnungen beigetragen hat, die so augenscheinlich gegen unsere Interessen und unsere Ehre gerichtet waren, das zu glauben, wird die Nachwelt ohne Zweifel Mühe haben. Wir selbst hätten ohne die schmerzlichen Enthüllungen, welche ein langes, hartnäckiges Forschen uns geliefert hat, solche Frevel niemals für möglich gehalten, und gewiß ist, daß Frankreich sie nicht geduldet haben würde ohne die Finsterniß, in welcher die Diplomatie die Schmach ihrer Ränke begrub.

Dazu kommt noch, daß nichts geeigneter war, den Erfolg der beabsichtigten Belagerung zu gefährden, als die Unthätigkeit, welche man den Belgiern aufnöthigte. Denn um die Besatzung der Zitadelle von Antwerpen zur rechten Zeit zu verstärken und mit den Mitteln zu versehen, den Franzosen einen langen Widerstand entgegenzusetzen, brauchten die Holländer blos den Scheldedamm bei der Veste Sainte-Marie und den von Blockersdick zu durchschneiden. Man wußte, daß dies ihr Plan war; daß sie, um ihn auszuführen, Schiffe, die mit Pioniergeräthschaften befrachtet waren, in Bereitschaft gesetzt hatten; und es war wahrscheinlich, daß dieses Unternehmen auf die Dämme beim ersten Lärm vom Anmarsch der Franzosen versucht würde. Auch hatte der belgische Kriegsminister, General Evain, seine Maßregeln in dieser Voraussicht getroffen. Es handelte sich darum, ob man dadurch, daß man die Belgier nöthigte, die Dämme friedlich durchschneiden zu lassen, dem Feinde, gegen den man heranzog, Vortheile sichern würde, die man ihm, wenn man die Belgier handeln ließ, so leicht rauben konnte. Was würde man außerdem thun, wenn, wie man voraussehen mußte, Belgien sich gegen die Rolle empörte, deren Schmach man ihm aufzulegen sich vermaß? Kraft welches Rechts ihm verbieten, selbst sein Gut zurückzufordern, mit eigener Wagniß und auf eigene Gefahr sein anmaßlich besetztes Gebiet wieder an sich zu ziehen? Und im Fall es sich weigerte, wahrhaft erniedrigende Bedingungen einzugehen, würde man es dann mit Waffengewalt dazu zwingen? Die Franzosen, die es als Bundesgenossen empfangen, würden sich also nunmehr in seine Feinde, in seine Unterdrücker verwandeln! Und was würde geschehen, wenn die große und die kleine Flotte Hollands ihre Feuer mit denen von Antwerpen vereinigten, und der General Chassé, als Kommandant der Zitadelle, sich's beigehen ließe, die Stadt zu beschießen? Durch welchen übermüthigen und frevelhaften Mißbrauch der Gewalt würde man die Belgier, wenn sie angegriffen wurden, hindern, sich zu vertheidigen? Würde man so weit gehen, zu Männern, die ein Schwert in der Hand hielten, zu sagen: „Man verwüstet eure Städte, man verbreitet Entsetzen unter euern Müttern und Weibern, man

sendet den Tod in eure zusammenstürzenden Häuser — gleichviel! Dies alles geht blos uns an!"

Und doch konnte der Beschluß, den man gefaßt hatte, die Belgier von allen unseren militärischen Operationen auszuschließen, zu solchen gehässigen und lächerlichen Folgen führen. Aber so gebot es die Diplomatie, und das Kabinet der Tuilerien wollte ihr um keinen Preis Trotz bieten oder sich ihr Mißfallen zuziehen.

Dem sei, wie ihm wolle, als die Nachricht von dem, was man im Schilde führte, sich in Belgien verbreitete, wurde die französische Regierung daselbst noch mehr, als die fremden Kabinette, Gegenstand grimmiger Verwünschungen. Von allen Seiten empörte man sich gegen eine Unterstützung, in welcher der Stolz einer werdenden Nationalität blos einen blutigen Schimpf erblickte. Die Einwohner, welche sich im vorhergehenden Jahre so zuvorkommend erboten hatten, die französischen Truppen zu beherbergen, ließen Bittschriften über Bittschriften abgehen, um Befreiung von der Last zu verlangen, womit die Verköstigung der Offiziere sie bedrohte, und ihre Einwendungen über diesen Punkt wurden so zahlreich, so dringend, so trotzig, daß der belgische Kriegsminister, General Evain, bald die Nothwendigkeit erkannte, sie zu berücksichtigen. Gleichwohl waren zwischen ihm und dem Intendanten der französischen Armee, Herrn Laneuville, am 18. Oktober Klauseln sehr bestimmten Inhalts festgesetzt worden. Vergebens! Das Uebelwollen der Einwohner that sich mit solchem Ungestüm, mit solcher Leidenschaftlichkeit kund, daß man genöthigt war, sich selbst seinen beleidigenden Ausbrüchen zu unterziehen. Um sich aus der Verlegenheit zu retten und das Auskommen der französischen Offiziere zu sichern, mußte Herr Laneuville dem Marschall Soult Ergänzungsgehalte für die Offiziere vorschlagen, wie man es in gleichem Falle bei den Expeditionen nach Spanien, nach Morea, nach Algier, nach Ancona gehalten hatte. Und doch war dies alles nur das Vorspiel zu den Hindernissen, welche der Unmuth des belgischen Volks den Franzosen erwecken sollte!

Der König Leopold selbst ärgerte sich im Stillen über die Ohnmacht, zu welcher man sein Heer herabwürdigte, und über die Gefahren, womit die diplomatischen Verfügungen seine noch so ungewisse Popularität umgaben. Was seine Minister betrifft, auf welchen die Verantwortlichkeit unmittelbarer lastete, so war ihr Groll noch bitterer. In verschiedenen Briefen, theils an den General Saint-Cyr Nugues, als Chef des französischen Generalstabs, theils an den General Haro, sprach sich der belgische Kriegsminister sehr bestimmt über die Unmöglichkeit aus, die Belgier unthätig zu lassen. Leopold führte in seiner Privatkorrespondenz mit Ludwig Philipp eine nahezu ähnliche Sprache. Und das Problem wurde immer unlösbarer.

Endlich entschloß sich die französische Regierung zu einigen Zugeständnissen. Man kam überein, daß die Belgier die Stadt Antwerpen durch eine Abtheilung von 6000 Mann besetzen, und daß man die Bewachung sowie die Vertheidigung sämmtlicher auf dem rechten Ufer aufgepflanzten Batterien ihnen allein anvertrauen solle. Aber dies war zu wenig für die belgische Regierung, welche nicht darein willigen konnte, daß man den Sturm auf die Zitadelle den Franzosen allein überlassen wollte.

Am 13. November, Morgens halb elf Uhr, brachte ein außerordentlicher Courier dem Marschall Gerard von Seiten des Marschalls Soult den Befehl, sich in aller Eile zu Leopold zu verfügen, um mit diesem Fürsten den Kriegsvertrag abzuschließen, welcher dem Einzug der Franzosen in Belgien vorangehen mußte. Zwei Tage später gingen die Herzoge von Orleans und von Nemours über die Grenze, und am 17. November, um ein Uhr, zogen sie an der Spitze des 20. leichten Infanterieregiments und des 1. Regiments Lanciers durch Brüssel.

Nach dem Artikel 2 des zwischen der belgischen Regierung und dem Marschall Gerard eingegangenen Vertrags mußten die belgischen Posten, welche in dem der Zitadelle gegenüberliegenden Theil der Stadt Antwerpen aufgestellt waren, gänzlich von unseren Truppen abgelöst werden. Gleichwohl erfuhr der Marschall Gerard im Augenblick, wo er nach Mecheln aufbrach, daß es sich darum handle, den Artikel 2 nicht zur Vollziehung zu bringen. Er begab sich sogleich zum König Leopold, stellte ihm vor, wie verdrießlich die aufgeregten Schwierigkeiten unter den gegebenen Umständen seien, versprach ihm, die wohlbegründete Empfindlichkeit der belgischen Armee zu schonen, und wirkte endlich nach langem, beharrlichem Zureden die Zusicherung aus, daß der Chef des belgischen Generalstabs, der General Desprez, am folgenden Tage nach Antwerpen abgehen solle, um daselbst die Formen der Ablösung festzusetzen. Aber noch war der Tag nicht verstrichen, als Leopold bereits seinen Entschluß zurückgenommen hatte. Seine Minister widersetzten sich auf's Entschiedenste dem Einzuge der französischen Armee in die Stadt Antwerpen und boten ihre Entlassung an, im Fall ihre Einwendungen nicht beachtet würden. Der Artikel 1 des Vertrags untersagte der französischen Armee die Besetzung jeder Festung in Belgien, und obgleich die Artikel 2 und 3 in sehr klaren Ausdrücken abgefaßt waren, so hielten sich die Minister Leopolds an den Artikel 1, welchen sie unehrlich auslegten, um sich der Gesammtheit der beschlossenen Maßregeln zu entziehen. In der Deputirtenkammer von einer furchtbaren Partei bedroht, suchten sie vielleicht nur einen volksthümlichen Grund, um ihrem Sturze eine gefällige Färbung zu geben. Aber in der Krisis, worin sich Belgien befand, ein neues Kabinet zu schaffen, war nichts Leichtes, und auf der einen Seite von

dem Marschall Gerard, auf der andern von seinen Ministern gedrängt, befand sich Leopold in der peinlichsten Angst.

Auf diese Art vervielfältigten sich in Folge der ungeraden, antifranzösischen Politik, welche das Kabinet der Tuilerien zu der seinigen gemacht hatte, die Hindernisse mit jedem Schritt, und das Schicksal der Expedition schien alle Augenblicke im Begriff, bloßgestellt zu werden.

In dieser Noth schickte der Marschall Gerard, als er Brüssel verließ, seinen Adjutanten, Herrn von Sercey, nach Paris, um vom Marschall Soult weitere Befehle zu holen und zu erfahren, ob er, falls die Belgier auf ihrer Weigerung beharren, ihre Posten mit offener Gewalt wegzunehmen habe. Die Franzosen standen wirklich in Gefahr, sich durch die hohe Weisheit des Herrn von Talleyrand und des Kabinets der Tuilerien zu dieser unglaublichen Gewaltthat veranlaßt zu sehen! Gewiß ist, daß trotz den Bemerkungen des Herrn von Latour-Maubourg das Verbot, die Franzosen in die Stadt Antwerpen ziehen zu lassen, von dem belgischen Ministerium förmlich ausgesprochen und dem General Saint-Cyr Nugues offiziell angekündigt wurde von dem General Evain. Was thun? Man antwortete dem Marschall Gerard aus Paris, er solle nöthigenfalls mit Nachdruck zu Werke gehen. Glücklicherweise wurde uns diese Ungerechtigkeit erlassen. Die Minister Leopolds hatten inzwischen ihre Ansprüche ein wenig herabgestimmt; der General Desprez war erschienen, um dem Marschall Gerard einen Vergleich vorzuschlagen, und in Folge einer sehr belebten Konferenz hatte der Oberst Buzen, als Platzkommandant von Antwerpen, mit dem General Saint-Cyr Nugues einen Kriegsvertrag abgeschlossen des Inhalts: 1) daß die Franzosen die Lünette von Montebello besetzen sollen, die ihnen zur Belagerung unentbehrlich war; 2) daß sie, um die erste Linie der Barrikaden vor dem Platz der Zitadelle zu besetzen, 500 Mann, die man alle vierundzwanzig Stunden ablösen werde, in die Stadt schicken können.

Solcher Art waren unsre ersten Berührungen mit unsern Bundesgenossen, die von diesem Augenblick an unsre geheimen, aber unversöhnlichen Feinde wurden. Englands Absichten hatten sich erfüllt!

Die Ergebnisse der unglückseligen Politik der Tuilerien lasteten bald genug schwer auf der französischen Armee. Man hätte sagen sollen, die Belgier machen sich's zur Aufgabe, die Expedition zum Scheitern zu bringen. Als er in den Bezirk von Antwerpen kam, bemerkte der Marschall Gerard, daß keine der Versprechungen des Generals Evain Wahrheit geworden war. Kein Magazin, keine Verproviantirungen. Kaum konnte man dem Bedürfniß der ersten Vertheilungen genügen. Die Bewohner verbargen ihre Lebensmittel, sei es nun, um dem französischen Heere zu schaden, oder weil man sie nur mit Empfangscheinen bezahlte, welche sie für werthlos hielten.

Menschen und Pferde liefen Gefahr Hungers zu sterben. Der Marschall Gerard sah sich genöthigt, die Division Achard, die Brigade des Prinzen und die des Generals Lawestine auszudehnen, die Division Jamin und die Brigade Simoneau bei Mecheln und Contik zurückzuhalten, und die Division Sebastiani nach Saint-Nicolas zu schicken, wo sich glücklicherweise einige Mittel vorfanden. Gleichwohl mußte man aus dieser peinlichen Lage zu kommen suchen Auf eine Mittheilung des Armeeintendanten schrieb der Marschall Gerard dem Gouverneur der Provinz Antwerpen, die am 18. Oktober festgesetzten Bedingungen seien von der belgischen Regierung nicht vollzogen worden; diese Nichtvollziehung könne furchtbare Folgen haben; das schlechtbegründete Mißtrauen der Einwohner bringe sowohl das Heer als die Provinz in Gefahr; bei diesem Stand der Dinge sei es also das Beste, durch jede Gemeinde an bezeichnete Punkte Lebensmittel abliefern zu lassen, welche baar und zu den durch die Klauseln vom 18. Oktober festgesetzten Preisen bezahlt werden sollen. Die vorgeschlagene Maßregel hatte den gewünschten Erfolg vollkommen. Aber es hatte sehr wenig gefehlt, so wäre den Franzosen keine andere Wahl geblieben, als entweder die schrecklichste Noth zu leiden, oder die Provinz als erobertes Land zu behandeln.

Wir haben uns über diese bis jetzt unbekannten Thatsachen umständlich verbreitet, weil sie beweisen, daß es der Politik des Kabinets der Tuilerien nicht blos an Würde und Größe, sondern zu gleicher Zeit an Gewandtheit und Vorausblick mangelte. Denn die geheime Feindschaft der Belgier, die Hindernisse, welche sie absichtlich um uns her schufen, die äußersten Maßregeln, wozu sie uns ohne Scheu zu treiben suchten, alles das war bei ihnen die Wirkung eines wohlbegründeten Unmuths, alles das entstand aus der ungerechten und beleidigenden Ausschließung, die unsre Regierung im Namen und im Interesse der Feinde Frankreichs über sie verfügte.

Am 29. November, Abends 8 Uhr, wurde der Laufgraben unter der Zitadelle von Antwerpen eröffnet. Mit der einsichtsvollen Lebhaftigkeit betrieben, welche den französischen Soldaten charakterisirt, hatte die Operation den glücklichsten Erfolg, und die Belagerten bekamen erst am folgenden Tag Kenntniß von unsern Arbeiten. Schon zur Zeit der Morgendämmerung schickte der Marschall Gerard den Obersten Auvray, zweiten Chef des Generalstabs, zu dem General Chassé, mit dem Befehl, dem Kommandanten der Zitadelle folgende Aufforderung zuzustellen:

An den General Chassé, Kommandanten der Zitadelle von Antwerpen.

„Herr General,

„Ich bin an der Spitze der französischen Armee vor der Zitadelle von Antwerpen angekommen, mit dem Auftrag meiner Regierung, die Vollziehung

des Vertrags vom 15. November 1831 zu verlangen, welcher Sr. Maj. dem König der Belgier den Besitz dieser Festung sowie der dazu gehörigen Forts auf beiden Ufern der Schelde verbürgt. Ich hoffe, Sie geneigt zu finden, die Gerechtigkeit dieser Forderung anzuerkennen. Sollte es sich gegen mein Erwarten anders verhalten, so bin ich beauftragt, Ihnen anzukündigen, daß ich die zu meiner Verfügung gestellten Mittel anwenden muß, um die Zitadelle von Antwerpen zu besetzen.

„Die Operationen der Belagerung werden auf die äußeren Fronten der Zitadelle gerichtet werden. Dies berechtigt mich zu hoffen, daß Sie, den Kriegsgesetzen und jederzeit beobachteten Gebräuchen gemäß, sich aller Feindseligkeiten gegen die Stadt enthalten werden. Ich lasse einen Theil derselben besetzen, blos in der Absicht, das zu verhindern, was sie dem Feuer Ihrer Artillerie aussetzen könnte. Eine Beschießung wäre eine nutzlose Barbarei und ein Unglück für den Handel aller Nationen.

„Wenn Sie trotz diesen Rücksichten auf die Stadt schießen, so werden Frankreich und England entsprechende Entschädigungen verlangen für die durch das Feuer der Zitadelle und der Forts, so wie der Kriegsschiffe, verursachten Verluste. Es ist Ihnen unmöglich, nicht selbst vorherzusehen, daß Sie in diesem Fall persönlich verantwortlich sein würden für die Verletzung eines von allen civilisirten Völkern beachteten Gebrauchs und alles daraus erwachsende Unglück.

„Ich erwarte Ihre Antwort und rechne darauf, daß es Ihnen genehm sein werde, sogleich mit mir in Unterhandlung zu treten, um mir die Zitadelle von Antwerpen nebst den dazu gehörigen Forts zuzustellen.

„Genehmigen Sie u. s. w."

Da der General Chassé zur Antwort gab, er sei entschlossen, sich zu vertheidigen, so begann die Belagerung. Der Eifer und die Munterkeit unserer Soldaten ließ nichts zu wünschen übrig. Allein wir hatten nicht blos den Feind zu bekämpfen, sondern auch die Jahrszeit, und die Engländer hatten richtig gerechnet. Man mußte den Laufgraben auf einem Boden eröffnen, der schon von Natur sehr feucht und überdies durch den vielen Regen gänzlich durchweicht war. An einzelnen Stellen watete man zwei Fuß tief im Kothe. Dieser Stand der Dinge erheischte ansehnliche Vorbereitungsarbeiten: der General Neigre ließ in Antwerpen 300 starke eichene Bohlen aufkaufen, die in Verbindung mit einer großen Anzahl Faschinen den Laufgraben zugänglicher machen mußten, und mit unerhörten Anstrengungen gelang es, in der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember sämmtliche Batterien, mit Ausnahme der Nummern 7 und 8, die sich auf der linken Seite befanden, mit den erforderlichen Geschützen zu montiren. Die für die beiden letztgenannten Batterien bestimmten Stücke konnten erst in der folgenden Nacht aufgeführt werden.

Ueberdies war man genöthigt, statt den gewöhnlichen Weg des Laufgrabens einzuschlagen, den Laufgraben selbst zu durchschneiden, aus der Parallele herauszugehen und die Geschütze unter dem Feuer der Zitadelle auf offenem Felde heranzuführen. Die Anwendung dieses Mittels war äußerst gefährlich, wurde aber nichtsdestoweniger mit vollkommenem Erfolge gekrönt, und die bewundernswürdigen Arbeiten, die unter der Leitung des Generals Neigre zur vollständigen Ausrüstung der Batterien ausgeführt wurden, bewiesen, daß man von der Einsicht und Thätigkeit der französischen Artilleristen alles erwarten kann.

Am 4. Dezember um elf Uhr begann das Feuer gegen die Zitadelle aus 82, später aus 104 Geschützen, wovon die Hälfte hohle Geschosse schleuderten. Die Holländer hatten die Annäherungswerke der Zitadelle schwach vertheidigt; aber am 4. Dezember wurde ihr Feuer weit lebhafter, als an den vorhergehenden Tagen, und nun begann von ihrer Seite jener hartnäckige Widerstand, der ihre Niederlage und unsern Triumph ehren sollte. In der Nacht vom 5. auf den 6. nahmen sie von dem nach der Stadt gerichteten Theil der Vorderseite ihrer Werke sämmtliche Geschütze weg, pflanzten dieselben vor der Bastion Toledo, sowie der Lünette Kiel auf, und ihr Feuer wurde immer mörderischer.

Auf der andern Seite ließ der General Chassé Antwerpen in beständiger Angst vor einer Beschießung schweben. Auch bot die Stadt den beklagenswerthesten Anblick dar. Ueberall Kanonen, Barrikaden, Bilder des Kriegs; überall namenloser Schreck. Die Einwohner fürchteten mit jedem Tag ihre Stadt in einen Schutthaufen verwandelt zu sehen, und diejenigen, die nicht in der Herzensangst eiligst abreisten, verbargen ihr Geld, ihre Meubles, ihre werthvollsten Habseligkeiten in den Kellern. Um einen Jammer zu verhüten, den man bevorstehend glaubte, berief sich der Marschall Gerard in seinen Briefen an den General Chassé bald auf die Gesetze des Kriegs, bald auf die Pflichten der Menschlichkeit und auf Beispiele aus der Geschichte; da er sich dazu verstehe, die Zitadelle blos von der Feldseite anzugreifen, so könne er gewiß mit Recht verlangen, daß die Zitadelle der Stadt schone. Aber der General Chassé verlangte, die Franzosen sollen selbst die äußeren Werke, sogar das Fort Montebello, nicht in den Bereich ihrer Operationen ziehen. Nun wäre durch die Bewilligung einer solchen Bedingung der Erfolg der Belagerung thörichterweise gefährdet worden. Deßhalb standen die Holländer nicht von ihrer Drohung ab, obgleich sie es nie wagten, dieselbe auszuführen. Wie hätten sie dies auch thun können, ohne gegen das allgemeine Kriegsrecht zu verstoßen? So viel liegt übrigens außer allem Zweifel, daß zwei oder drei Bomben auf Antwerpen genügt hätten, um das von der Diplomatie so mühsam errichtete Gerüste von Ränken über den Haufen zu werfen. Denn in diesem Fall wurde eine längere Unthätigkeit von Seiten der Belgier un-

möglich, und wenn sie ihre Anstrengungen mit den unsrigen vereinigten, so erhielt dadurch der Kampf geradezu das entgegengesetzte Gepräge von demjenigen, welches die diplomatischen Berechnungen ihm hatten geben wollen. Diese einfache Bemerkung kann zur richtigen Würdigung der Staatsmänner der Konferenz und ihres Mitschuldigen, des Herrn von Talleyrand, einen Beitrag liefern.

Wie dem auch sei, auf den äußeren Angriff beschränkt, begriff der Marschall Gerard, daß es unumgänglich nothwendig war, die Zitadelle dadurch zu isoliren, daß er ihr die Schelde verschloß. Der General Sebastiani besetzte die Dämme des linken Ufers der untern Schelde, und der General Achard das rechte Ufer. Die Franzosen rüsteten das Fort Sainte-Marie aus und begannen auch das Fort Saint-Philippe in Stand zu setzen, so daß sie mittelst desselben den Lauf des Flusses beherrschen konnten. Die holländische Flotte rückte heran, um die Operationen des Belagerungsheeres zu stören, und nach vergeblichen Aufforderungen begann eine Kanonade, die aber wirkungslos blieb, da unsre Posten durch die Dämme gedeckt waren. Am 8. Dezember erschienen von holländischer Seite eine Fregatte, eine Korvette und zwölf Kanonierschaluppen beim Fort Frederic, das eine Abtheilung des 22. besetzt hatte. Der Kapitän wurde sogleich aufgefordert, das Fort zu räumen, und da er sich weigerte, trafen die Holländer unter dem Schutze eines wohlgenährten Feuers Anstalten zur Landung. Aber diese Versuche wurden kräftig zurückgewiesen von vier Kompagnien des 22. Regiments. Die Ausrüstung des Forts Saint-Philippe ging glücklich von statten; zwei Mörser wurden als beständige Positionsgeschütze auf dem Fort Lacroix aufgepflanzt, das unaufhörlich vom Feuer der Flotte beunruhigt wurde, und der Marschall Gerard traf alle geeigneten Maßregeln, um die Zitadelle zu isoliren und den Durchstich der Dämme zu verhindern.

Zu gleicher Zeit nahten sich unsre Posten vom linken und vom rechten Ufer den Forts Liefkenshoek und Lillo; da aber diese Punkte sich in vollkommenem Vertheidigungszustand befanden und überdies in Folge künstlicher Ueberschwemmungen weithin von Wasser umgeben waren, über das nur ein schmaler Zugang führte, so konnte man weder an Belagerung noch an Ueberrumplung derselben denken.

Inzwischen wurden die Angriffe, welche die Franzosen gegen das Corps in der Zitadelle richteten, mit einem denkwürdigen Eifer ausgeführt. Unglücklicherweise verbreitete der Vollmond, der zwar eine trockenere Witterung brachte, in der Nacht zu viel Helle über Arbeiten, die nur einen kleinen Büchsenschuß vom Feinde entfernt waren. Ueberdies vertheidigte sich die Besatzung kräftig und überschüttete unsre Arbeiter mit einem Hagel von Kugeln, Granaten, gewöhnlichen Bomben und kleinen Bomben à la Cöhorn.

Aber das Feuer der französischen Batterien wurde mit solcher Beharrlichkeit und Bestimmtheit geleitet, daß die Holländer sich genöthigt sahen, in den Kasematten Schutz zu suchen. Bald fanden die Mittheilungen einer Bastion an die andere nur unter der Erde statt, und außer der zur Bedienung der Batterien durchaus nothwendigen Mannschaft sah man Niemand mehr im Innern der Zitadelle herumgehen.

Am 13. Dezember war die Belagerung bereits sehr weit gediehen. Die Fortschritte der Arbeiten des Geniecorps vor der Lünette Saint-Laurent hatten die Möglichkeit gegeben, auf der linken Fronte des Grabens eine Flöße anzubringen und den Minirer an der innern Böschung, in der Nähe des vorspringenden Winkels, anzuhängen. Die während der zwei ersten Nächte durch die äußerste Härte des Mauerwerks aufgehaltene Arbeit war mit Beharrlichkeit wieder begonnen worden und ihrem Ziele nahe. Das Feuer unserer Batterien, sowie das Kleingewehrfeuer wurden vom Morgen an unausgesetzt unterhalten, so daß sie die Aufmerksamkeit des Feindes beschäftigten, und der Maréchal-de-camp Georges, der mit dem 65. Infanterieregiment im Laufgraben war, wurde am Abend mit dem Angriff beauftragt. Das Geniecorps hatte drei neue Flößen erbaut, um sie mit der ersten in Verbindung zu setzen; und um eine Brücke zu bekommen, die im Augenblick der Explosion der Mine unsere Soldaten bis zur Bresche führte, hatte man angefangen, den Rest der Breite des Grabens mit Faschinen, die voll Steine waren, auszufüllen. Diese Arbeiten erforderten eine große Pünktlichkeit in Ausführung der einzelnen Theile: sie wurden erst sehr spät in der Nacht vollendet, und es stand zu befürchten, daß unsere Soldaten, nachdem sie in die Lünette gedrungen, nicht mehr Zeit haben möchten, sich unter dem Schutze der Finsterniß daselbst einen festen Halt zu verschaffen. Inzwischen hatte das Unternehmen unter der Leitung des Generals Haxo all' den Erfolg, welchen man von diesem gewandten Offizier zu erwarten berechtigt war. Am 14., Morgens fünf Uhr, sprang die Mine und öffnete den Franzosen eine sehr zugängliche Bresche. Der Oberstlieutenant Vaillant und der Genieoffizier Negrier erhielten Befehl, hinaufzusteigen und sie zu rekognosciren. Nach ihrer Rückkehr und auf ihren Bericht setzen sich drei Kompagnien Kerntruppen vom 65. Regiment in Bewegung; die zweite Grenadierkompagnie unter den Befehlen des Lieutenants Duverger, und die dritte Kompagnie Voltigeurs unter dem Kapitän Courant ziehen sich schweigend auf die Flößen und die Trümmer des Walls, während unter der Anführung des Tranchée-Adjutanten Carles vom 61. Regiment 25 Grenadiere, mit Leitern versehen, die Lünette von der rechten Fronte umgeben und auf die Kehle losschreiten, um die Barrière zu erklettern oder über sie hinwegzukommen. Zu gleicher Zeit bricht eine andere Kompagnie Voltigeurs,

die des Kapitäns Montigny, von der rechten Seite vor, um die Lünette gleichfalls an der Kehle anzugreifen und der Besatzung jeden Rückweg abzuschneiden. Man hat den Soldaten eingeschärft, nicht zu schießen: sie rücken mit gefälltem Bajonet voran, besetzen die Bresche und stürzen mit der größten Unerschrockenheit über die holländische Besatzung her, die, überrumpelt, umzingelt, nach kurzem Widerstande das Gewehr streckt. Einigen holländischen Soldaten gelingt es, zu entkommen, andere werden getödtet oder verwundet, sechszig werden gefangen genommen.

Dieser erste Unfall schlug den Muth der Belagerten nicht nieder, aber die Belagerungsarmee hatte von Anfang an ihren Sieg als eine Nothwendigkeit betrachtet, die sich von selbst verstehe. Gleichwohl waren die Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, bedeutend und verschiedener Art. Ein beinahe unaufhörlicher Regen störte die Arbeiten, und in der Nacht vom 17. auf den 18. strömte er in solchen Massen herab, daß unsere Laufgräben nur noch Kothbäche waren. Zu diesen Hindernissen, die sich vorhersehen ließen, gesellten sich andere, auf welche die Franzosen nicht wohl gefaßt sein konnten. Dreißig Mörser, die der König Leopold nebst der erforderlichen Bedienung angeboten, und fünftausend Bomben, die der General Evain gegen Berchem richten zu lassen sich anheischig gemacht, waren alles, was der gute Wille der belgischen Regierung dem Belagerungsheere eingetragen hatte. Nun war die ernstlichste Verlegenheit für die Armee der Mangel an Lebensmitteln und namentlich an Pferdefutter. In dieser Beziehung hegte der Marschall Gerard die lebhaftesten Besorgnisse. In einem dringenden Briefe bat er den König Leopold, zu befehlen, daß der belgische Lieferant ermächtigt werde, den Franzosen für den verabredeten Preis hundertundzwanzigtausend Rationen abzugeben, die er in seinen Magazinen hatte. Herr von Laneuville und der General Saint-Cyr Nugues schrieben in derselben Richtung an den General Evain. Statt aller Antwort äußerte dieser den Wunsch, man möchte das Ergebniß der durch den Intendanten vorzunehmenden Voranschläge abwarten. Diese Anschläge fanden wirklich statt, führten aber zu keinem Ziele, da die Anschlagskommission übermäßige Preise setzte. Was soll man mehr sagen? Der König Leopold verlangte dringend, daß ein Theil unserer Reiterei, der bei den Vorposten stand, über die Ruppel zurückberufen werden solle. In dieser Zumuthung lag nichts anderes, als daß unser Observationscorps sich schwächen solle in Gegenwart der holländischen Armee, deren Unbeweglichkeit vielleicht — man konnte es wohl befürchten — unselige Pläne verdeckte. Und doch wurden auf Befehl des Marschalls Soult die Wünsche des Königs Leopold befriedigt. Der General Gentil St. Alphonse, der in Grammont stand, mußte vor beendigtem Feldzuge seine Kürassierabtheilung nach Frankreich zurückführen. Nicht

als ob Leopold nicht die wohlwollendsten Gesinnungen für die Armee gehegt hätte, aber rings um ihn murrte unverholen der unversöhnliche Unmuth, welchen die ihnen gegenüber eben so tyrannische als beschimpfende Politik des Kabinets der Tuilerien im Gemüthe der Belgier hervorgerufen hatte. Zwar empfingen die Franzosen einzelne Beweise von Anhänglichkeit — in Antwerpen zum Beispiel erbot sich ein alter Militär, der unter unserer Fahne gefochten hatte, Herr von Retz, großmüthigerweise, sein Haus für die Verwundeten unserer Armee einzurichten — deßungeachtet bleibt es wahr, daß wir in Belgien sowohl diejenigen, die zu bekämpfen wir gekommen, als diejenigen, denen wir zu Hülfe gezogen waren, gegen uns hatten!

Dazu kam, daß der Marschall Soult in seiner Eigenschaft als Kriegsminister mehr als einmal sich nicht scheute, unseren Generalen Widerwärtigkeiten in den Weg zu legen, die keine Entschuldigung zuließen. In seinem Wunsche, alle gegen ihn gerichteten Angriffe niederzuschlagen, und die von den öffentlichen Blättern verbreiteten Irrthümer zu entkräften, beklagte er sich ohne Grund bald über die lakonische Kürze der Berichte, bald über die Langsamkeit der Operationen, oder öffnete er auch lügenhaften Darstellungen sein Ohr und setzte sich der Gefahr aus, Männer von unantastbarer Pflichttreue tief zu verletzen. So schickte er den General Gourgaud unter die Mauern von Antwerpen, um sich zu versichern, ob der General Neigre die nöthigen Pulvervorräthe besorgt habe. Die Korrespondenz des Generals Neigre ließ hierüber keinen Zweifel, und es wurde bewiesen, daß der Vorrath mehr als genügte. Mit Recht erbittert, bot der General Neigre im Anfang seine Entlassung an, gab jedoch den Vorstellungen des Oberbefehlshabers Gehör und blieb auf dem Ehrenposten, den er seit dem Anfange der Belagerung so würdig eingenommen hatte.

Inmitten so vieler Hindernisse und Plackereien entwickelte der Marschall Gerard eine bewundernswürdige Festigkeit und vollendete Klugheit; die Arbeiten gingen rasch von statten, und, mit der größten Sicherheit geleitet, hatte das Feuer der Franzosen das Innere der Zitadelle in einen ungeheuern Schutthaufen verwandelt. Schwer erkrankt, hatte sich der General Chassé der Besatzung beinahe nicht gezeigt: der General Favange war es, der die ganze Anstrengung der Belagerung aushielt. Aber der Augenblick war gekommen, wo man nachgeben mußte. Seit mehreren Tagen hatte das Ungemach der Garnison den höchsten Grad erreicht: da die Franzosen die Gräben der Zitadelle trocken gelegt hatten, so konnten sich die Holländer das nöthige Wasser nicht mehr verschaffen; zwei Brunnen, die ihnen blieben, wurden von den Bomben der Belagerer zerstört; alle Gebäude fielen in Trümmer; das mit Kasematten versehene Hospital drohte einzustürzen und sämmtliche Verwundete, welche man darin dem Tode streitig machte, in

seinem Sturze zu zermalmen; endlich fühlte die in den Poternen angehäufte Besatzung ihre Kräfte gänzlich erschöpft. Dies war, nach des Generals Chassé eigener Beschreibung, die Lage der holländischen Truppen, als die Franzosen sich zum Sturme rüsteten. Sie hatten in die linke Fläche der Bastion Nr. 2 eine ungeheure Bresche geschossen, welche beinahe die Hälfte des Grabens ausgefüllt hatte; Mannschaft und Material befand sich bereits im Graben, und um den Sturm ausführbar zu machen, brauchte man nur noch die Mine springen zu lassen — — Der General Chassé, der aus dem Ungestüm und Muth, welchen die Franzosen bisdahin entwickelt hatten, auf einen wüthenden, unwiderstehlichen Angriff schloß, schickte zwei Oberoffiziere ab, um in seinem Namen mit dem französischen Oberbefehlshaber zu unterhandeln. Nach lebhaften Debatten wurde eine Kapitulation abgeschlossen für die Räumung der Zitadelle von Antwerpen, sowie der dazu gehörenden Forts, und der Schwadronschef Lafontaine brachte diese Kapitulation nach Paris. Der Artikel 2 war folgendermaßen abgefaßt: „Die Besatzung ist kriegsgefangen, soll aber an die Grenze gebracht und daselbst sollen ihr ihre Waffen wieder zugestellt werden, sobald Se. Majestät der König von Holland die Uebergabe der Forts Lillo und Liefkenshoek angeordnet haben wird."

Am selben Tage, wo die Zitadelle von Antwerpen in die Gewalt der Franzosen fiel, wurde der Damm von Doel, welchen die Abtheilung des Generals Tiburce Sebastiani besetzt hielt, von der Garnison des Forts Liefkenshoek und dem holländischen Geschwader bedroht. Während dieses Geschwader den Fluß hinabschiffte und sich dem Damme gegenüber aufpflanzte, zogen mit Mannschaft und Artillerie beladene Barken von Liefkenshoek aus, näherten sich auf dem ausgetretenen Wasser und setzten die Landungstruppen auf dem Damme ab, in der Nähe des Punktes, wo er sich mit demjenigen vereinigt, durch welchen die Ueberschwemmung in Schranken gehalten wird. Die Holländer waren zu zweitausend Mann. Auf die ersten Flintenschüsse stürzen sich die Franzosen, die nicht mehr als sechshundert Mann zählten, von dem General Sebastiani in Person angeführt, auf den bedrohten Punkt, greifen den Feind mit dem Bajonett an, werfen ihn über den Haufen und rücken im Sturmschritt gegen den Damm. Zum Wanken gebracht durch diesen kräftigen Angriff, ziehen sich die Holländer in Unordnung auf ihre Fahrzeuge zurück. Vergebens deckt sie das Feuer eines zahlreichen Geschwaders; die einen fallen unter den Bajonetten unserer Soldaten, die anderen versuchen ihr Heil im Schwimmen und kommen in den Fluten um; die Glücklichsten ziehen sich in's Fort zurück, dessen Annäherungswerke durch ein Kartätschenfeuer vertheidigt werden. In diesem schnellen Gefecht, das unsere Stellung in Doel sicherte, und wo der General Tiburce Sebastiani sich ebensowohl durch Geistesgegenwart als durch Tapferkeit auszeichnete, hatten

die Franzosen blos sechzig Todte oder Verwundete gehabt. Sie hatten sich voll Begeisterung gezeigt und alle um die Wette gerufen: Vorwärts! Vorwärts! Die Freude der Bewohner des Dorfs war grenzenlos: sie eilten herbei, schlossen unsre Soldaten in die Arme und boten ihnen Branntwein und Brod an.

Die letzte Episode aus diesem Feldzug verdient erwähnt zu werden. Zwischen der Zitadelle von Antwerpen und der Tête-de-Flandres lag eine aus mehreren Kanonierschaluppen bestehende Flottille, mittelst welcher die beiden Theile der holländischen Besatzung ihre Verbindungen unterhielten. Als der General Chassé am 23. Morgens die Kapitulation vorschlug, hatte er sich Befehlshaber der Zitadelle von Antwerpen, der Tête-de-Flandres und des vor diesem Platze auf der Schelde stationirten niederländischen Geschwaders betitelt. Nun enthielt sein Entwurf einen Artikel des Inhalts, daß es der Flottille gestattet sein solle, sich den Fluß hinab zurückzuziehen. Dieser Artikel wurde in dem Gegenentwurf verworfen, und die Franzosen verlangten die Uebergabe der Flottille. Aber im Rathe der Vertheidiger wurde die Forderung der Sieger Gegenstand einer sehr lebhaften Erörterung. Der Kapitän Koopman, der die holländische Marine befehligte, verlangte, das Wort Flottille solle aus der Kapitulation gestrichen werden, und erklärte, da er keine Behörde anerkenne, die ihn zur Uebergabe zwingen dürfte, so werde er dem Feind schon zu entkommen oder zu sterben wissen. Wirklich verbrannte er noch in derselben Nacht einen Theil seiner Schiffe, und versuchte es, die übrigen der Wachsamkeit der Franzosen zu entziehen. Aber seine Bemühungen scheiterten: ein einziges Schiff kam durch, wurde aber bei Saint-Philippe gefangen genommen; die andern mußten nach der Zitadelle zurückfahren und wurden in den Grund gebohrt. Das Personal der holländischen Marine hatte sich in der Tête-de-Flandres eingeschlossen; als die Kapitulation in der Zitadelle vollzogen war, erklärte es, daß es sich unterwerfe. Aber der Marschall Gerard bedeutete dem Kapitän Koopman, daß er die Wohlthat einer von ihm selbst nicht anerkannten Kapitulation nicht anzusprechen habe. Die Seesoldaten wurden also ohne Waffen und Gepäck auf dem linken Ufer gelassen; man nahm den Offizieren den Degen ab, und der Kapitän Koopman sah sich als ein Gefangener behandelt, der sich auf Gnade und Ungnade ergeben habe.

Was den General Chassé und seine Soldaten betraf, so mußte ihr Schicksal den Bestimmungen der Kapitulation zufolge, von der Entscheidung des Königs Wilhelm wegen der Uebergabe der Forts Liefkenshoek und Lillo abhängen. Die Ungewißheit über diesen Punkt war nicht von langer Dauer. Der Kapitän Passy und Herr von Tallenay, Parlamentärs, die der Marschall Gerard an den König von Holland abgeordert, hatten nicht über die Grenze kommen

können, weil die Ortsbehörde es ihnen förmlich verwehrte. Nur der holländische Offizier, der sie begleitete, gelangte ins Haag. Aber Wilhelm hütete sich wohl, ein Zeichen von Muthlosigkeit zu geben: er sprach seine Zufriedenheit mit dem kraftvollen Widerstand des Generals Chassé aus, und weigerte sich mit Bestimmtheit, den Franzosen die zur Zitadelle gehörigen Forts zu übergeben.

Durch diese Weigerung wurde die Besatzung verurtheilt, in Gefangenschaft zu bleiben: man bot dem General Chassé und seinen Soldaten an, sie nach Holland zu entlassen und ihnen auf der Grenze ihre Waffen zurückzugeben, wenn sie sich verpflichten, gegen Frankreich und seine Verbündeten so lange nicht zu dienen, bis der zwischen Belgien und Holland obwaltende Streit zu Ende wäre. Der General Chassé antwortete in seinem und seiner Waffenbrüder Namen, er sei nicht ermächtigt, eine solche Verbindlichkeit einzugehen.

Das war diese Belagerung, eine der denkwürdigsten, deren die Geschichte Erwähnung thut. Die französischen Soldaten verdienten sich dabei, obgleich sie größtentheils einem Geschlechte angehörten, das noch nicht durch die Schule der Kriege gegangen war, Bewunderung durch ihren Feuereifer, ihre Kriegszucht, ihre Unerschrockenheit. Generale, Offiziere, Soldaten, alle thaten ihre Pflicht, ja noch mehr als ihre Pflicht, und mächtig unterstützt von den Generalen Saint-Cyr Nugues, Haro, Neigre, leistete der Marschall Gerard, auf dessen Schultern das ganze Unternehmen ruhte, seinem Lande einen unschätzbaren Dienst.

Der Herzog von Orleans hatte, wie man gesehen, das Heer begleitet, und stand wacker mit seiner eigenen Person ein. Der Marschall Soult hatte den unglücklichen Einfall, zu verlangen, daß man den muthmaßlichen Kronerben des gefährlichen Dienstes im Laufgraben enthebe und zum Observationscorps schicke; diesem Ansinnen widersetzte sich aber der Marschall Gerard mit der Erklärung, daß es einem Prinzen schlecht anstehe, die Gefahr zu fliehen, und der Herzog von Orleans wußte ihm großen Dank dafür.

Somit gab es Niemand im Heere, der seine Stelle nicht ausgefüllt hätte, und es blieb fortan in den Augen Europa's bewiesen, daß der Einbruch eines plumpen Handelsgeistes die auszeichnenden Merkmale unserer alten Nationalität noch nicht völlig verwischt hatte. Es blieb bewiesen, daß die Schlachten des Kaiserreichs die Quelle jenes edeln Blutes nicht ausgetrocknet hatten, das so oft und in so verschiedenen Zeiten für die unterdrückten Völker dahingeströmt. Denn es gereicht der französischen Nation zum ewigen Ruhm, inmitten des Schwankens der menschlichen Angelegenheiten beharrlich das Prinzip hingebender Aufopferung vertreten zu haben. Daß der furchtbare Beruf, welchen sie sich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab, in Europa einen andauernden Eindruck des Entsetzens hinter-

lassen hatte, ist begreiflich; und doch handelte sie nicht für sich allein, als sie, wüthend und erhaben, sich's zum Geschäft machte, an den Thronen zu rütteln und die allgemeine Freiheit zu predigen, ohne daß etwas im Stande war, sie aufzuhalten: weder der Bund sämmtlicher Monarchien, noch England, das seinen Reichthum und seinen Haß gegen uns erschöpfte, noch die ungestümsten Leidenschaften, welche über das ganze Weltall hin entfesselt wurden, noch endlich jene furchtbare Nothwendigkeit, die gemeinsame Wohlfahrt durch Anwendung von Gewaltmaßregeln und durch Siege zu erzielen!

Das hätten diejenigen nicht vergessen sollen, die nach der Julirevolution uns verderblicher Eroberungsgelüste beschuldigten; und eben das bewies, welche gehässige Heuchelei in jenem Mißtrauen der Diplomatie lag, dessen Schmach das Kabinet der Tuilerien im Feldzug von Antwerpen ohne Erröthen auf sich nahm. Denn, wenn die Belagerung der Zitadelle von Antwerpen vom militärischen Gesichtspunkte aus ein glorreiches Ereigniß war, so war sie dagegen in diplomatischer Beziehung blos eine grausame Täuschung. Sie hatte wirklich keinen andern Zweck, als uns selbst zum Triumph der Feindseligkeiten zu verwenden, deren Gegenstand wir waren; sie errichtete zwischen dem belgischen Volke und uns eine unübersteigbare Schranke; durch die Bedingungen, welche die Diplomatie uns auflegte, verlor sie jenes Ansehen eines revolutionären Feldzugs, welches ihr zu erhalten von so großer Wichtigkeit gewesen wäre; mit einem Worte, unter den Augen der preußischen Soldaten, welche unbeweglich längs der Maas standen, ausgeführt, machte sie die Krieger Frankreichs zu Werkzeugen eines ganz dynastischen Interesses und eines Gedankens, der sich auf 1815 zurückdatirte.

Die Konferenz mußte befriedigt werden! Fassen wir ihre Geschichte kurz zusammen.

Belgien hatte sich mit der gewaltigsten Anstrengung aller Kräfte von Holland getrennt. Es war dies mehr als ein Lebenszeichen des revolutionären Geistes, es war eine Schwächung der Bürgschaften, welche die europäischen Monarchien gegen Frankreich festgesetzt, als sie im Jahre 1815 das Königreich der Niederlande gebildet hatten. Sie verbündeten sich also abermals, getrieben von dem namenlosen Schreck, den wir ihnen einflößten, und der Zusammenkunftsort ihrer Bevollmächtigten war London, gleich als ob England durch die Tiefe seines Hasses diesen Vorzug verdient hätte.*) Eine unbegreifliche Sache! In diesem Bunde wurde Frankreich vertre-

*) Es gibt, wir wissen es wohl, in England eine Partei, die eine aufrichtige Achtung und ehrenwerthe Sympathien für unser Land hegt. Diese ist uns theuer und kann bei unsern Angriffen nicht gemeint sein. Unglücklicherweise ist England in seinen auswärtigen Beziehungen bis jetzt nur von den Tories oder den Whigs vertreten werden, systematischen Feinden Frankreichs und aller Völker.

ten, und vertreten von Herrn von Talleyrand. Die Berathungen begannen. Das Königreich der Niederlande wiederherzustellen konnte man nicht wohl versuchen, ohne der Julirevolution offen Hohn zu sprechen, und sie hatte die Welt zu gewaltig erschüttert, als daß man solche Herausforderungen hätte räthlich finden können. Die Diplomatie hatte also keine andere Sorge, als zwischen Belgien und Frankreich eine Kluft zu bilden. Die erste dieser beiden Nationen schien unwiderstehlich zur zweiten hingezogen durch die Gemeinsamkeit der Sitten, die Gleichheit der Sprache, den Einklang der Interessen, durch Religion und Erinnerungen: die Konferenz beeilte sich, Belgien für eine neutrale und unabhängige Nation zu erklären. Belgien zeigte sich Frankreich befreundet, so daß es sogar von einem französischen Prinzen regiert zu werden verlangte: die Konferenz forderte von Ludwig Philipp, daß er die seinem Sohne angebotene Krone ausschlug; und damit Frankreich an diesen Belgiern, deren Sympathien es besaß, nur unmächtige Bundesgenossen haben sollte, ließ sie sich's in den Protokollen vom 20. und 27. Januar 1831 angelegen sein, an die Trennung Belgiens von Holland Bedingungen zu knüpfen, welche Belgien zu Grunde richten mußten. Aber bald wurde die öffentliche Meinung in Brüssel uns ungünstig und beinahe feindselig, weil die Verweigerung des Herzogs von Nemours für die Belgier zugleich eine Beleidigung und ein Unglück war. England schlug jetzt Leopold vor. Er wurde von der französischen Regierung nicht beanstandet, von Belgien angenommen, und die Konferenz belohnte die Belgier für diesen Anfang des Hasses gegen uns damit, daß sie an die Stelle der gleichwohl für unwiderruflich erklärten Protokolle vom 20. und 27. Januar den Vertrag der 18 Artikel setzte, welcher geeignet war, Holland zu Grunde zu richten. Dadurch im höchsten Grade benachtheiligt, warf Wilhelm seinen Brüdern in der heiligen Allianz in kräftigen Ausdrücken die Unterstützung vor, welche sie dem durch die Septembertage eingesetzten revolutionären Prinzip geliehen; er that noch mehr, er zog das Schwert, überrumpelte Belgien und trat allein vor Europa als die Stütze der Sache der Könige. Jetzt sprachen der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen auf dem Londoner Kongreß zu Gunsten des monarchischen Prinzips einen Theil des Einflusses an, welchen England bisdahin, lediglich von seinem Abscheu gegen Frankreich geleitet, einzig und allein ausgeübt hatte. In Folge dieses Umstandes wurde der Vertrag der 24 Artikel an die Stelle des Vertrags der 18 Artikel gesetzt. Nun betrafen die Streitigkeiten zwischen Holland und Belgien drei Punkte: 1) die Abgrenzung des beiderseitigen Gebiets, 2) gewisse Schifffahrtsrechte und 3) die Theilung der Schuld. Die Schifffahrt und die Schuld waren blos belgische und holländische Fragen: die Konferenz forderte nach langen Debatten die beiden Parteien auf, ihre Streitsache durch eine unmittelbare

Unterhandlung beizulegen, und erkannte somit selbst ihre Inkompetenz an. Dagegen hütete sie sich wohl, dasselbe in Beziehung auf die Territorialfrage zu thun, welche sie schnell als für immer abgemacht erklärte, und zwar weil der Vertrag der 24 Artikel diese Frage in der ganz besondern Absicht, Frankreich zu beeinträchtigen, entschieden hatte.

Wäre das französische Volk blos ein Volk von Abenteurern ohne Treu und Glauben, wie ohne Gesetz, gewesen und werth, von der Menschheit in den Bann gethan zu werden, so hätten die andern Völker, indem sie sich gegen dasselbe verbündeten, gerecht und als Kosmopoliten gehandelt: man müßte sie darum loben. Europa geht mit eiligen Schritten einem Rechtszustand entgegen, wo alle für die Gesammtheit der Menschen wichtigen Angelegenheiten vor ein höchstes Tribunal, ein Amphiktyonengericht gebracht werden müssen. Nichts ist wünschenswerther und nichts wäre erhabener. Aber wo hatte die Konferenz zu London ihr Recht geholt? In der Gewalt des Schwertes. Was vertraten ihre Mitglieder? Eine hinfällige Zivilisation, eine Tochter der plumpsten Irrthümer und der barbarischsten Vorurtheile. Und was wollte sie aufrecht erhalten, diese Konferenz? Ein Werk allgemeiner Plünderung, das System der Wiener Verträge. Und gegen wen war sie bewaffnet? Gegen dasjenige Volk, von welchem der Anstoß zu allem Großen vorzugsweise ausgegangen ist, und das sich jederzeit durch seine Aufopferung für Völkerwohl ausgezeichnet hat. Die Art, wie sich die Konferenz in den Jahren 1831 und 1832 der Angelegenheiten Europa's bemeisterte, gehört somit zu den großartigsten Verbrechen, welche die Geschichte in ihr Register einzutragen hat. Welcher Partei die Freunde der Menschheit angehören mögen, sie müssen wissen, daß das Prinzip des Kosmopolitismus nur gewinnen kann bei der Befestigung und Vergrößerung der französischen Nationalität, die so wesentlich mittheilsamer und uneigennütziger Art ist. Die europäischen Monarchien, die in der Konferenz saßen, täuschten sich hierin nicht. Sie sehnten sich vor Ungeduld, uns unsere Kraft zu rauben, weil die Kraft Frankreichs für die Freiheit der Welt wichtig ist.

(Ende des dritten Bandes.)

Anhang.

Historische Dokumente.

Urtheilsspruch in der Sache der Prouvairesstraße. — Diplomatische Urkunden über die Einschreitung der Mächte in den Angelegenheiten der Romagna. — Rechenschaftsbericht der Oppositionsdeputirten. — Versetzung der Stadt Paris in Belagerungszustand. — Protokolle der Londoner Konferenz in Betreff Hollands und Belgiens.

Nro. 1.

Urtheil in der Sache der Prouvairesstraße,

ausgesprochen vom Assisengericht der Seine, in öffentlicher Sitzung vom 25. Juli 1832.

Um sieben Uhr treten die Herren Geschwornen zur Berathung zusammen. Man führt die Angeklagten ab und läßt den Sitzungssaal räumen.

Die Jury, die Tags zuvor um sieben Uhr Abends in den Berathungssaal getreten war, hat ihn heute früh um halb sechs Uhr verlassen. Die ganze Nacht hindurch war der Gerichtssaal von einer zahlreichen Menge angefüllt, bestehend aus den Verwandten, den Freunden der Angeklagten und der Mehrzahl der Zeugen.

Herr Callou, Sachwalter, welchen die Herren Geschwornen zu ihrem Präsidenten ernannt haben, verlas folgende Erklärung:

1ster Hauptanklagepunkt. — 1. Frage. Ist in den Jahren 1831 und 1832 zwischen mehreren Personen ein Beschluß verabredet und gefaßt worden, der zum Zweck hatte, die Regierung zu vernichten oder abzuändern, oder die Bürger zur Waffenergreifung gegen die königliche Gewalt aufzureizen und den Bürgerkrieg zu entzünden, indem man die Bürger veranlaßte, sich gegen einander zu bewaffnen?

Antwort. Ja, mit einer Majorität von mehr als sieben Stimmen.

2. Frage. Hat besagter Anschlag eine oder mehrere Handlungen zur Folge gehabt, die begangen oder begonnen wurden, um seine Ausführung vorzubereiten?

Antwort. Ja, mit einer Majorität von mehr als sieben Stimmen.

Die speziellen Fragen, welche sich auf die in diesem ersten Hauptan-

klagepunkt begriffenen Angeschuldigten beziehen, sind folgendermaßen entschieden worden:

Ja, Suzanne ist schuldig blos in der ersten Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Ja, Sainte-Croix Piégard ist schuldig in den beiden ersten Fragen. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Nein, Magret ist nicht schuldig.

Ja, Guerin ist schuldig blos in der ersten Frage.

Nein, Du Foussac ist nicht schuldig.

Ja, Fargues ist schuldig in der ersten Frage.

Ja, Buchard ist schuldig in der ersten Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Ja, Descloux ist schuldig in der ersten Frage.

Ja, Charbonnier de la Guesnerie ist schuldig in der ersten Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Nein, Gressier ist nicht schuldig.

Nein, Reiter ist nicht schuldig.

Ja, Gechter ist schuldig in der ersten Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Ja, Lebrun ist schuldig in der ersten Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Nein, Lemesle ist nicht schuldig.

Ja, Fizanne ist schuldig in beiden Fragen.

Ja, Poncelet ist schuldig in beiden Fragen.

Nein, Tillet ist nicht schuldig.

Ja, Chery ist schuldig blos in der ersten Frage.

Ja, Coudert ist schuldig in der ersten Frage.

Ja, Roger ist schuldig in der ersten Frage.

Ja, Lechat ist schuldig in der ersten Frage.

Ja, Mauger ist schuldig in der ersten Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Nein, Gillot ist nicht schuldig.

Ja, Darelhoffer ist schuldig in der ersten Frage.

Nein, Paoul ist nicht schuldig.

Ja, Patriarche ist schuldig in beiden Fragen.

Ja, Collet ist schuldig blos in der ersten Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Nein, Buffenoire ist nicht schuldig.

Ja, Collin Vater ist schuldig blos in der ersten Frage.

Nein, Panouillot ist nicht schuldig.

Nein, Bonneau ist nicht schuldig.

Nein, Collot ist nicht schuldig.

Nein, Bouvier ist nicht schuldig.

Ja, Boussclot ist schuldig in der ersten Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Ja, Fortier ist schuldig in beiden Fragen. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Nein, Delapujade ist nicht schuldig.

Ja, Dutillet ist schuldig in beiden Fragen.

Ja, Bacquier ist schuldig in der ersten Frage.

Nein, Verneuil ist nicht schuldig.

2ter Hauptanklagepunkt. — 43. Frage. — Ist ein Attentat, dessen Zweck war, die Regierung zu vernichten oder abzuändern, oder den Bürgerkrieg zu entzünden, indem man die Bürger veranlaßte, sich gegen einander zu bewaffnen, im Jahre 1832 ausgeführt worden?

Antwort. Nein, mit einer Majorität von mehr als sieben Stimmen.

44. Frage. Ist ein Attentat, dessen Zweck war, die Regierung zu vernichten oder abzuändern, oder den Bürgerkrieg zu entzünden, indem man die Bürger veranlaßte, sich gegen einander zu bewaffnen, im Jahre 1832 versuchsweise begangen worden?

Antwort. Ja, mit einer Majorität von mehr als sieben Stimmen.

Die speziellen Fragen, welche sich auf die in diesem zweiten Hauptanklagepunkt begriffenen Angeschuldigten beziehen, sind folgendermaßen entschieden worden:

Ja, Poncelet ist schuldig in der 44. Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Ja, Marliat ist schuldig in der 44. Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Ja, Dutertre ist schuldig in der 44. Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Ja, Dutillet ist schuldig in der 44. Frage. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

Nein, die Angeklagten Tillet, Götz, Romaneski, Maréchal, Billard, Coudert, Darelhoffer, Paoul, Patriarche, Collet, Lartigues, Panouillot, Bonneau, Collot, Boussclot, Dumoulier de la Brosse, Delapalme-Duborne, Prevot, Duchillon, von Tusseau, Lapujade und Lavaux sind nicht schuldig im zweiten Hauptanklagepunkt.

3ter Hauptanklagepunkt. — Sind die Angeklagten Sainte-Croix Piégard, Toutain, Guerin, Brunet-Dufoussac, Fargues, Buchard, Charbonnier, Gechter, Lebrun, Lemesle, Fizanne, Chery, Roger, Lechat, Mauger,

Gillot und Fortier schuldig, durch Geschenke, Versprechungen, Umtriebe die Urheber des in den Fragen 43 und 44 bezeichneten Attentats zu seiner Begehung aufgereizt zu haben?

Antwort. Nein, die Angeklagten sind nicht schuldig.

Sind dieselben Angeklagten schuldig, den Urhebern des bezeichneten Attentats die Waffen, Munitionen und andere Gegenstände, welche zu seiner Begehung dienten, geliefert zu haben mit dem Vorwissen, daß sie dazu dienen sollten?

Antwort. Nein, die Angeklagten sind nicht schuldig.

Sind dieselben Angeklagten schuldig, die Urheber dieses Attentats in den Handlungen, die es vorbereiteten und erleichterten, unterstützt zu haben?

Antwort. Nein, die Angeklagten sind nicht schuldig.

4ter Hauptanklagepunkt. — Ist Poncelet schuldig, im Jahre 1832 absichtlich einen Mord an der Person des Stadtserschanten Houel begangen zu haben?

Antwort. Ja, der Angeklagte ist schuldig. — Ja, es sind zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden.

126. und letzte Frage. Hat der vorerwähnte Mord das in den Fragen 43 und 44 bezeichnete Attentat begleitet?

Antwort. Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig.

Nach Verlesung dieser Fragen und Antworten ertheilt der Herr Präsident Befehl, die Angeklagten, in deren Betreff die Antwort der Geschwornen verneinend ausgefallen ist, einzuführen. Er erklärt die Individuen, deren Namen folgen, als freigesprochen von der Anklage, und befiehlt ihre alsbaldige Freigebung.

Freigesprochene Angeklagte: Megret, Brunet-Dufoussac, Reiter, Gressier, Lemesle, Tillet, Götz, Romaneski, Paoul, Gillot, Billard, Maréchal, Buffenoire, Lartigues, Panouillot, Bonneau, Collot, Bouvier, Dumoulier de la Brosse, Delapalme-Duborne, Prevot, Duchillon, Lapujade, Lavaux.

Die Verurtheilten werden eingeführt, und der Generalprokurator Franck-Carré verlangt in Beziehung auf Poncelet die Anwendung der Artikel 87, 88, 89, 91, 291, 304 und 463 des Strafgesetzbuchs; in Beziehung auf Roger die Anwendung der Artikel 56 und 89 desselben Gesetzbuchs; in Beziehung auf die anderen Angeklagten die Anwendung der Artikel 89 und 463 des Strafgesetzbuchs.

Die Advokaten Guillaumin und Fontaine führen aus, daß die von der Jury als erwiesen erklärten Thatsachen nicht der Anwendung des gegenwärtigen Strafgesetzbuchs verfallen.

Die Advokaten Hardy, Belval, Pinet, Battier, Wollis rufen die Nachsicht des Hofs zu Gunsten ihrer Klienten an, bei welchen nach der Erklärung der Geschwornen mildernde Umstände vorhanden.

Im Augenblick, wo der Advokat Fontaine sich erhebt, um seine Rechtsgründe vorzutragen, unterbricht ihn der Angeklagte Charbonnier de la Guesnerie und ruft ihm lebhaft zu: „Nein, nein, Herr Fontaine, keine Gnade, keine Nachsicht, ich will das nicht!"

Der Angeklagte Bacquier unterbricht gleichfalls den Advokaten Coutturier mit den Worten: „Keine Gnade! keine Nachsicht! Es ist mir eben so lieb, wenn ich zu zehn, als wenn ich zu sechs Jahren verurtheilt werde."

„Es kommt doch auf's Gleiche heraus," versetzt ein anderer Angeklagter; „dieser Zustand kann nicht lange währen."

Der Hof zieht sich zurück, um zu berathen. (Es ist acht Uhr.)

Nach einstündiger Berathung spricht er folgendes Urtheil:

Der Hof (folgen die angeführten Artikel):

Verurtheilt: Poncelet, Marliat, Dutertre, Dutillet, Patriarche und Fizanne zur Strafe der Deportation.

Verurtheilt: Sainte-Croix Piégard, Fortier, Toutain, Guerin, Fargues, Desclour, Chery, Coudert, Roger, Lechat, Daxelhoffer und Bacquier, jeden zu fünfjährigem Gefängniß und lebenslänglicher polizeilichen Aufsicht.

Verurtheilt: Charbonnier, Gechter, Lebrun und Collet, jeden zu zweijähriger Gefängnißstrafe, und stellt sie zwei Jahre lang unter die Aufsicht der hohen Polizei.

Verurtheilt: Suzanne, Buchard, Mauger, Collin Vater und Bousselot, jeden zu einjähriger Gefängnißstrafe und einjähriger Aufsicht.

Verurtheilt sie solidarisch in die Kosten.

Nro. 2.

Diplomatische Urkunden

über die Einschreitung der Mächte in den Angelegenheiten der Romagna.

Brief von Lord Seymour,

gerichtet an jeden der Gesandten, welche die politische Konferenz in Rom bilden.

Rom, 7. September.

„Der Unterzeichnete hat die Ehre, Ew. Exzellenz zu benachrichtigen, daß er von seinem Hofe Befehl erhalten hat, Rom zu verlassen und auf

seinen Posten in Florenz zurückzukehren. Der Unterzeichnete hat zugleich Befehl, Ew. Exzellenz die Gründe kurz zu erklären, welche die englische Regierung veranlaßt haben, ihn nach Rom zu schicken, sowie diejenigen, aus welchen er jetzt diese Stadt zu verlassen im Begriff steht.

„Die englische Regierung hat kein unmittelbares Interesse bei den Angelegenheiten der römischen Staaten, und sie hat nie daran gedacht, hier einzuschreiten. Sie wurde gleich anfangs von den Kabinetten Frankreichs und Oesterreichs eingeladen, an den Unterhandlungen in Rom Theil zu nehmen, und sie ließ sich durch die Vorstellungen dieser beiden Kabinette dazu bestimmen, in der Hoffnung, daß ihre guten Dienste, vereinigt mit den Bemühungen der genannten Kabinette, dazu beitragen könnten, eine friedliche Lösung der Mißhelligkeiten zwischen dem Papst und seinen Unterthanen herbeizuführen und auf diese Art Gefahren eines Kriegs in Europa zu beseitigen.

„Als später auch die Gesandten Preußens und Rußlands in Rom Theil an den Unterhandlungen nahmen, so entdeckten die Gesandten der fünf Mächte bald die Grundübel der römischen Verwaltung, und zeigten die geeigneten Mittel an, denselben abzuhelfen; im Mai 1831 übergaben sie der päpstlichen Regierung eine Denkschrift, Vorschläge zu Verbesserungen enthaltend, welche sie einstimmig als unumgänglich nothwendig für die dauernde Ruhe der römischen Staaten erklärten, und welche die englische Regierung auf Gerechtigkeit und Vernunft begründet fand.

„Mehr als vierzehn Monate sind verflossen seit der Einreichung dieser Denkschrift, und keine der darin anempfohlenen Maßregeln ist von der päpstlichen Regierung angenommen oder ausgeführt worden; selbst die vorbereiteten oder veröffentlichten Edikte, worin erklärt wird, daß der einen oder andern dieser Mahnungen Folge gegeben werden soll, weichen wesentlich von den in der Denkschrift bezeichneten Maßregeln ab. Die Folge dieses Standes der Dinge war, wie man erwarten mußte. Die päpstliche Regierung hat von allem, was sie zur Beschwichtigung der Unzufriedenheit hätte thun müssen, nichts gethan, sondern blos ihre Macht noch vergrößert durch die Täuschung der Hoffnungen, welche durch die in Rom eingeleiteten Unterhandlungen erweckt worden waren.

„Auf diese Art sind die Anstrengungen, womit die fünf Mächte seit mehr als einem Jahre die Ruhe in den römischen Staaten wieder herzustellen bestrebt waren, vergeblich gewesen; die Hoffnung, die Bevölkerung sich freiwillig der Macht des Souveräns unterwerfen zu sehen, ist so wenig gesichert, als sie es im Anfang der Unterhandlungen war. Der römische Hof scheint auf die dermalige Anwesenheit der fremden Truppen zu rechnen und auf die Mitwirkung, die er von einem Schweizer-Corps für die Aufrechterhaltung der Ordnung hofft. Aber die fremde Besetzung kann nicht

auf unbestimmte Zeit verlängert werden, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Schweizer-Corps, zu dessen Unterhaltung die finanziellen Mittel der päpstlichen Regierung hinreichen würden, stark genug wäre, um die unzufriedene Bevölkerung zu meistern. Wenn die Ruhe auch auf diese Art wieder hergestellt werden könnte, so könnte man nicht hoffen, daß sie von Dauer wäre; auch würde sie keineswegs die Absichten erfüllen, durch welche die englische Regierung sich bestimmen ließ, den Unterhandlungen beizutreten. Unter so bewandten Umständen hat der Unterzeichnete Befehl erhalten, zu erklären, daß die englische Regierung keine Hoffnung auf Erfolg mehr hat, und daß, da die Anwesenheit des Unterzeichneten in Rom zwecklos geworden, ihm der Befehl mitgetheilt worden ist, auf seinen Posten in Florenz zurückzukehren. Der Unterzeichnete hat überdies den Auftrag, das tiefe Bedauern seines Hofes darüber auszusprechen, daß er in einem Zeitraum von anderthalb Jahren nichts zur Wiederherstellung der Ruhe in Italien vermochte. Die englische Regierung sieht voraus, daß, wenn man auf dem gegenwärtigen Wege beharrt, neue Unruhen in den römischen Staaten ausbrechen werden, Unruhen ernsterer Art, deren vielfache Folgen in die Länge für den Frieden Europa's gefährlich werden können. Sollten diese Voraussichten unglücklicherweise in Erfüllung gehen, so wird England wenigstens von aller Verantwortlichkeit für das Unglück frei sein, welches aus der beharrlichen Nichtachtung der weisen und dringenden Rathschläge des englischen Kabinets entstehen wird.

„Der Unterzeichnete benutzt u. s. w.

„Unterzeichnet: **G. H. Seymour.**"

Brief des Fürsten von Metternich,

gerichtet an den englischen Gesandten in Wien und dem Lord Seymour zugestellt durch den österreichischen Gesandten, Grafen von Lützow.

„Der Unterzeichnete, Hof- und Staatskanzler Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, hat die Ehre, den Empfang der Note anzuzeigen, die er von dem Gesandten Sr. brittischen Majestät erhalten hat."

Hier spielt Herr von Metternich auf die schon bekannten Berathungen der Konferenz in Rom an und schließt folgendermaßen:

„Der heilige Vater hat blos zwei Hauptpunkte verweigert:

„1) Die Annahme des Prinzips der Volkswahl als Grundlage der Kommunal- und Provinzial-Versammlungen; 2) die Bildung eines aus Laien bestehenden Staatsraths, welcher dem heiligen Kollegium zur Seite gestellt, oder vielmehr seine Opposition bilden würde.

„Es kam gewiß weder Oesterreich, noch irgend einer andern Macht

zu, dem Papste Gesetze vorzuschreiben, zumal wenn es sich um Gegenstände handelte, welche außerhalb der Sphäre der administrativen Verbesserungen lagen, worüber es erlaubt war, Sr. Heiligkeit Rathschläge zu ertheilen; wenn es sich, mit einem Wort, darum handelte, eine neue Gewalt im Staate gründen zu wollen. Das österreichische Kabinet sah sich genöthigt, in diesem Punkte dem wohlbegründeten Widerstande des Papstes sowie den einstimmigen Protestationen der anderen italienischen Regierungen nachzugeben; diese letzteren, deren Institutionen das Prinzip der Volkswahl fremd ist, erblicken wirklich in solchen Zugeständnissen eine drohende Gefahr für die Sicherheit ihrer Staaten. Ueberdies hat es selbst durch die positivsten, der englischen Regierung mitgetheilten Thatsachen die tiefe Ueberzeugung gewonnen, daß die von den Mißvergnügten geforderten Zugeständnisse in ihren eigenen Augen blos Waffen sein würden, womit sie die Regierung selbst anzugreifen und zu vernichten beabsichtigten, indem sie unaufhörlich Unruhen in den Kirchenstaaten erweckten.

„Die Gesammtheit der vom heiligen Vater gegebenen Gesetze und Institutionen hat schon seit langer Zeit die feierliche und unzweideutige Beistimmung der in Rom residirenden Gesandten der Großmächte erhalten durch die Noten, welche sie am 12. Januar dieses Jahres dem Kardinal Staatssekretär übermachten in dem Augenblicke, wo die von Sr. Heiligkeit ergriffenen Maßregeln, um die widerspenstigen Provinzen zum Gehorsam zurückzurufen, ihnen angekündigt wurden. Die offiziellen Erlasse, die als Antwort auf die Kreisnote vom 11. Januar dienten, haben auf diese Art den Charakter wechselseitiger Verbindlichkeit erhalten. Wir werden der Gültigkeit solcher Dokumente nicht die des offiziellen Rathes entgegenstellen, welchen dieselben diplomatischen Personen in ihrer Denkschrift vom 21. Mai dem römischen Hofe ertheilt haben.

„Die Ereignisse, die darauf folgten, sind bekannt. Seit der Rückkehr der kaiserlichen Truppen in die Delegationen und der gewaltsamen Besetzung Ankona's durch die Franzosen hat das österreichische Kabinet die Richtigkeit der von der päpstlichen Regierung ausgesprochenen Ansicht schätzen gelernt, daß jedes neue Zugeständniß, welches sie den Forderungen ihrer unzufriedenen Unterthanen, oder den Anmuthungen einer fremden Nation auf diplomatischem Wege machen würde, ein Eingriff in die Unabhängigkeit des Souveräns wäre, welcher sich dasselbe scheinbar durch Waffengewalt entreißen ließe, und daß die Meuterer in dieser Thatsache, daß durch die bewaffnete Einschreitung der Fremden Zugeständnisse erlangt worden wären, einen Vorgang finden' könnten, um mittelst einer Appellation an dieselben Fremden noch mehr auszuwirken.

„Diese Anschauungsweise ist der französischen Regierung, sowie der

Digitized by Google

britischen offen mitgetheilt worden; man hat ihnen die Zugeständnisse, um welche es sich handelt, als gefährlich für das übrige Italien und als eine unversiegbare Quelle fortwährender Unruhen in dem Staate, wo sie zugelassen würden, dargestellt. Durchdrungen von dieser Ueberzeugung, hat der Kaiser es nicht mit seinem Gewissen vereinigen können, gegen den heiligen Vater eine andere Sprache zu führen.

„Aber zu gleicher Zeit hat Se. Kais. Maj. ohne Unterlaß den Papst auf's Dringendste aufgefordert, nicht blos die bereits veröffentlichten legislativen Bestimmungen vollständig auszuführen, sondern auch diesen Bestimmungen einen Charakter dauernder Festigkeit zu geben, der sie gegen die Gefahr künftiger Aenderungen schützen würde, ohne nützliche Vervollständigungen zu hindern. Die Beweise für die Besorgtheit des österreichischen Kabinets in diesem Punkt sind dem britischen Kabinet vor die Augen gelegt worden; aber das Interesse, welches Oesterreich dafür hegt, den Gründen zur Mißhelligkeit in diesen Staaten ein Ziel gesetzt zu sehen, hat sich nicht darauf beschränkt. Die ernstlichsten Mahnungen zur Einführung der bestmöglichen Ordnung der Dinge sind zu wiederholten Malen an die römische Regierung erlassen worden. Erfahrene und mit den Verhältnissen Italiens genau bekannte österreichische Beamte sind zu ihrer Verfügung gestellt worden, um ihr zur Einführung der geeigneten Verbesserungen in den schwierigen Umständen zu verhelfen, in welche sie durch die seit achtzehn Monaten andauernden Unruhen in einem großen Theil ihrer Provinzen versetzt ist.

„Dies ist die Art, wie Oestreich den Einfluß auszuüben versuchte, welchen der feste und uneigennützige Charakter seiner Regierung ihm auf den römischen Hof verschafft hat. Für sich selbst jede Gebietsvergrößerung verschmähend, fest entschlossen, im Verein mit ihren Verbündeten den Besitzstand auf der italienischen Halbinsel, sowie er durch die Verträge festgesetzt ist, und namentlich die Integrität des römischen Stuhls aufrecht zu erhalten, ohne einige seiner Provinzen auszunehmen, hegt Se. Kais. Maj. die Ueberzeugung, daß diejenigen, welche Zugeständnisse zur Abänderung der päpstlichen Form verlangen, keine andere Absicht haben, als sich gänzlich von der Macht des heiligen Stuhls zu befreien. Es geschieht also aus Rücksicht auf die Ruhe Italiens, wenn der Kaiser sich verpflichtet glaubt, die Unterstützung solcher Forderungen zu verweigern. Er gehorcht auf diese Art der Stimme seines Gewissens und dient in Wahrheit der Sache des allgemeinen Friedens, welcher der Gegenstand aller seiner Wünsche und seiner beständigen Sorge ist.

„Das österreichische Kabinet läßt den Absichten, welche die französische Regierung, geleitet durch die Gründe der Selbsterhaltung, in dieser Beziehung an den Tag legt, volle Gerechtigkeit widerfahren, und hofft, daß es immer leicht sein werde, sich zu verstehen und sich aller Schwierigkeiten

zu entledigen, welche im Lauf der Ereignisse hervortreten mögen. Es befürchtet durchaus keine ernstliche Verwicklung, die ihre Quelle in den Verwaltungsmaßregeln eines unabhängigen Staates haben könnte. Aber im Bewußtsein der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung gefällt sich der Kaiser in dem Glauben, daß er in allen Fällen Se. britische Majestät ebenso geneigt finden werde, wie er selbst ist, die unauflösbaren Bande der Freundschaft und Allianz festzuhalten, welche zwischen den beiden Monarchen bestehen, und deren Verbürgung für beide Theile in einer Gleichheit der Prinzipien, Ansichten und des Interesses liegt.

„Der Unterzeichnete ersucht den Gesandten, seine Antwort zur Kenntniß seines Hofes zu bringen.

„Unterzeichnet: Fürst von **Metternich.**"

Antwort des Lord Seymour an den Grafen Lützow.

„Der Unterzeichnete hat die Ehre, die Mittheilung Sr. Exzellenz des Herrn Ministers von Oesterreich zu empfangen. Er kannte bereits die Note des Herrn Fürsten von Metternich; da aber der Unterzeichnete vor Kurzem Befehl erhalten hat, Rom zu verlassen, so muß er daraus schließen, daß die Bemerkungen des Fürsten seiner Regierung nicht geeignet geschienen haben, ihre Ansichten über den Stand der römischen Angelegenheiten zu ändern. Der Unterzeichnete bleibt, seinen Instruktionen zufolge, bei der Ueberzeugung, daß seine Regierung die von dem Papst in der Verwaltung seiner Staaten eingeführten Verbesserungen nicht für genügend hält, um den Wünschen und Hoffnungen der Mächte, so wie sie 1831 ausgesprochen wurden, zu entsprechen. Die englische Regierung weiß recht gut, daß es unter den Unterthanen Sr. Heiligkeit Individuen gibt, welche der Partei angehören, von der Herr von Lützow spricht; aber diese Thatsache verhindert nicht, daß die Wünsche eines sehr vernünftigen Theils der römischen Bevölkerung in einem umfassenderen Maßstabe zum Vortheil für das Land befriedigt werden könnten.

„Man würde auf diese Art zu einer Spaltung unter den Unzufriedenen gelangen; während der eine Theil sich durch neue Bande an seinen Souverän geknüpft fühlte, würde der andere wegen der Ungerechtigkeit seiner Forderungen allen Einfluß verlieren. In dieser Ansicht hat die Regierung Sr. Majestät bis auf den heutigen Tag die Schwierigkeiten beizulegen gesucht, welche die Angelegenheiten der römischen Staaten noch immer verwickeln; aber obschon es keinem Zweifel unterliegt, daß sämmtliche Großmächte diese Absichten theilen, so scheint es doch, daß man über die geeigneten Mittel zur Erreichung des Zwecks nicht einverstanden ist. Die Zeit wird nicht ermangeln, die Falschheit oder Richtigkeit dieser Meinung über die Angelegenheiten der rö-

mischen Staaten darzuthun, und der Unterzeichnete kann den Herrn Grafen von Lützow versichern, daß es ihm die größte Freude machen wird, wenn seine Vorhersagungen nicht in Erfüllung gehen. Er ergreift überdies die letzte Gelegenheit, die er vielleicht haben wird, gegen Se. Exzellenz die Ueberzeugung auszusprechen, daß die Gefahren, auf welche er anspielen mußte, sich verringern werden, wenn man die in der Note Sr. Exz. angekündigten Verbesserungen kräftig und unumwunden handhabt.

„G. H. Seymour."

Nro. 3.

— 28. Mai 1832. —

Rechenschaftsbericht der Oppositionsdeputirten.

(Sitzung von 1831.)

An unsre Kommittenten.

Die unterzeichneten, dermalen in Paris anwesenden *) Abgeordneten, überzeugt von den Gefahren eines Systems, welches die Regierung immer mehr von der Revolution entfernt, der sie ihr Dasein verdankt, betrachten es bei der gegenwärtigen Lage Frankreichs als die gebieterischste ihrer Pflichten, ihren Kommittenten Rechenschaft abzulegen von ihren Grundsätzen und ihren Voten. Wenn es nicht in ihrer Macht gestanden hat, die Regierung zu den Bedingungen ihrer eigenen Erhaltung zurückzuführen, so steht es wenigstens in ihrer Macht, die Gefahren zu bezeichnen.

Unsere Revolution von 1830 ist verschieden beurtheilt worden. Die Einen haben blos einen Zwischenfall, eine Abänderung der Restauration darin erblickt und hieraus geschlossen, daß die Männer und die Prinzipien der Restauration die Prinzipien und die Männer der neuen Regierung sein müssen. Der Einfluß dieser Meinung hat sich in allen Phasen der langen und unergiebigen Sitzung, welche soeben zu Ende gegangen ist, wiedergefunden. Man hat ihn in den Debatten über die Zivilliste, über die Erblichkeit der Pairie, über die Organisation des Heeres wiedererkannt; er hat bei der Verhandlung über das Budget vorgewaltet; er leitet die Verwaltung des Reichs und regelt seine Haltung dem Ausland gegenüber.

---

*) Das Original des Rechenschaftsberichtes ist von 41 Deputirten unterzeichnet, die in Paris anwesend waren und sich versammelt hatten, um seine Abfassung zu besprechen.

Die Andern, und zu diesen gehören die Unterzeichneten, haben in der Julirevolution die definitive Gutheißung der von der großen Revolution von 1789 verkündeten Prinzipien und Rechte begrüßt. Diese Prinzipien und diese Rechte sind die breite und mächtige Grundlage, auf welcher sie den Thron zu errichten gewünscht hätten. Ihre Reden und ihre Abstimmungen waren beständig eine Folge dieses Gedankens.

Somit haben wir bei der Verhandlung über die Zivilliste geglaubt, daß das neue Königthum andere Bedingungen der Kraft und Existenz habe, als den Luxus und die Bestechung der alten Monarchien; daß es, stark durch seinen volksthümlichen Ursprung und die öffentliche Vernunft, nicht nöthig habe, die Einbildungskraft durch seinen Reichthum aufzuregen oder Anhänglichkeit zu erkaufen; in derselben Verhandlung, und als das Ministerium darauf bestand, den feudalen Ausdruck Unterthanen in unsre Sprache und in unser Staatsrecht wiedereinzuführen, haben wir protestiren müssen.

Die Debatten über die Konstitution der Pairie waren ein umfassendes Feld, wo die Anhänger der Lehren des gestürzten Königthums zugleich ihre Wünsche und Beschwerden kundthaten. Wenn man sie hört, so gibt es nichts Heiligeres, als die Vorrechte, welche vor der Revolution bestanden; ihren Behauptungen zufolge ist kein Staat, keine Gesellschaft möglich, ohne die Erblichkeit der Pairie. Es war dies ein Gedanke der Restauration.

Was uns betrifft, so haben wir, treu dem Prinzip der Gleichheit und Volkssouveränetät, den Wunsch Frankreichs zur Geltung gebracht, und die Erblichkeit ist abgeschafft worden.

Wir wollten mehr: wir verlangten, daß die gesetzgebende Gewalt, selbst in der andern Kammer, von einer Ernennung des Souveräns, d. h. der Nation, abstammen sollte. Wir wollten nicht, daß gewisse Pairs sagen könnten, sie seien legitimer, als der König. Nach unserm Dafürhalten mußte die Revolution ihre Gesetzgeber erwählen, wie sie ihre Richter hätte einsetzen sollen. Die Mehrzahl hat anders geurtheilt: Zeit und Erfahrung werden richten zwischen ihr und uns.

Das Heer ist der Gegenstand unserer lebhaften Sorgfalt gewesen. In Beziehung auf die Vergangenheit die Unbilden der Restauration wieder gut zu machen; es für die Zukunft den Feinden Frankreichs furchtbar zu machen, ohne daß die innere Freiheit von ihm bedroht werden könnte; das Avancement nicht der Gunst, sondern den Diensten zu sichern; den Unterricht in den Regimentern zu verbreiten; kurz, das Loos des Soldaten nach allen Richtungen zu verbessern, — das war unser Zweck. Der Vorschlag, die Grade und Dekorationen der hundert Tage anzuerkennen, genügte dem ersten dieser Wünsche, und er war von beiden Kammern angenommen worden. Es war die Sache einer legislativen Maßregel, eine Genugthuung festzusetzen, die

nicht blos einzelne wenige, sondern eine ganze Masse betraf. Ohne die königliche Genehmigung zu ertheilen oder zu verweigern, hat die Regierung eine Ordonnanz an die Stelle einer legislativen Maßregel gesetzt, somit die Initiative der Kammer nicht beachtet, die Regeln konstitutioneller Kompetenz und sogar die für die Verweigerung der Genehmigung bestehenden materiellen Formen verletzt. Wir haben protestiren müssen.

Zwei Systeme wurden für die Reorganisation des Heeres vorgeschlagen: das eine, welches eine mächtige Reserve verlangte, bestehend aus der Nationalgarde und den dienstfreien Soldaten, hätte die Möglichkeit gegeben, die numerische Stärke und die Kosten des stehenden Heeres zu vermindern; das andere dagegen ließ die mobile Nationalgarde ohne Organisation; es erheischte unnöthigerweise die Anwesenheit einer größern Anzahl Soldaten unter der Fahne.

Das erste, ökonomischere, der Verschmelzung der Nationalgarde und des Heeres günstigere System war das unsere. Das zweite hat die Majorität erhalten.

Das Budget schien alle Meinungen in Absichten der Sparsamkeit und der Erleichterung der Steuerpflichtigen vereinigen zu müssen.

Die Fortsetzer der Restauration haben alle Ausgaben gesetzlich, alle Steuern wohlbegründet gefunden, und als wäre es an dem schmerzlichen Gesetze der Nothwendigkeit nicht genug gewesen, haben sie sich's in ihren beleidigenden Theorien zur Aufgabe gemacht, die Uebertreibung der Auflage als eine Wohlthat darzustellen. Wir hätten gewünscht, daß die Revolution dem Volk ihre Dotation brächte. Fern von uns sei der Gedanke, Mittel schmälern zu wollen, welche die Vertheidigung des Landes nothwendig machen kann; aber eine sparsamere und einfachere Verwaltung, ein besseres Verhältniß bei gewissen Steuern, eine weniger plackerische Art des Einzugs würden die Last der öffentlichen Auflagen vermindern: dieselben würden billiger werden und weniger drückend für die arbeitenden Klassen.

Die Fragen der innern Verwaltung haben uns gleichfalls uneinig gefunden. So sehr und noch mehr als unsere Gegner wünschten, verlangten wir, daß allen Eingriffen in die öffentliche Ordnung gesteuert werde. Ueberzeugt, daß Sicherheit das erste Bedürfniß eines Volkes ist, dessen Existenz auf der Arbeit beruht, dachten wir, eine volksthümliche Regierung würde mehr Kraft gehabt haben, den Unruhen zuvorzukommen, und mehr Mäßigung, wenn es galt, sie zu unterdrücken. Die Regierung, die sich als so kraftvoll angekündigt, hat, ihrem eigenen Geständnisse zufolge, durch ihre Gewaltthätigkeiten blos den Widerstand auf allen Punkten des Landes organisirt und unter die treuesten Bevölkerungen Gährungsstoffe der Erbitterung und Unordnung geworfen.

Was das Personal der Administration betrifft, so war es nach dem Sturze einer Regierung, an welche sich natürlich eine gewisse Zahl von Existenzen knüpfte, leicht zu erkennen, wo sich die Feinde einer neuen Ordnung der Dinge finden würden. Die Regierung hat, getäuscht durch unselige Lehren und ungerechte Vorurtheile, nur in denjenigen Feinde erblickt, welche gefochten hatten, um sie zu gründen.

Ein Mitglied der Opposition hat gewünscht, daß Frankreich endlich erfahren möchte, ob seine Regierung sich scheue, unwiderruflich mit ihm die ganze Verantwortlichkeit der Julirevolution auf sich zu nehmen. Der Bricqueville'sche Antrag ist, nachdem er das erste Mal gescheitert war, in der letzten Sitzung auf's Neue vorgebracht worden. Er war gleichsam die Ahnung eines neuen Versuchs, der schon damals ausgesonnen wurde, und dessen Geheimniß die Gewalt, wenn man ihrem offiziellen Organ glaubt, bereits besaß. Gleichwohl hat man die ministerielle Partei alle ihre Anstrengungen vereinigen gesehen, um diesen Antrag zu entstellen, und selbst nach dem Beschluß der Kammer hat ein Uebelwollen seine Genehmigung aufgehalten, wie wenn diese unerklärliche Hinausziehung eine stillschweigende Protestation und ein Grund zur Freisprechung sein sollte. Dieses System der Schonung gefährdet den innern Frieden Frankreichs und veranlaßt die Aengstlichen, an einer Regierung zu zweifeln, die an sich selbst zu zweifeln scheint.

Die letzte Sitzung schien ganz besonders zur Verwirklichung der Versprechungen der Charte bestimmt zu sein. Die Kammern müssen die Munizipalgewalt in allen ihren Zweigen konstituiren, die Verantwortlichkeit der Minister sowie sämmtlicher Agenten der Gewalt, den Primärunterricht und die Freiheit des Unterrichts organisiren. Wir haben auf Erfüllung dieser Versprechungen gedrungen. Wir verlangten ein Munizipalsystem, welches die kleinen Angelegenheiten dezentralisirte, die großen vereinfachte, allenthalben die Elemente des politischen Lebens ausdehnte und wenigstens dem Städterecht die größtmögliche Anzahl Bürger beigesellte. Eine umfassende Organisation des Departements und der Gemeinde wäre in der That das gewaltigste Mittel zu Kraft, öffentlicher Ordnung und materiellem Wohlstand. Gesetzesentwürfe waren dem Ministerium so zu sagen entrissen worden durch die Forderungen der öffentlichen Meinung: sie sind in der Kammer durch einen geheimen Einfluß neutralisirt und endlich durch unbestimmte Vertagungen vernichtet worden. Dies waren unsere Wünsche in Beziehung auf die innere Politik: sie sind machtlos gewesen.

In den Beziehungen Frankreichs zum Ausland ist unser Banner noch das von 1789 gewesen: kein Krieg aus Ehrgeiz oder Eroberungssucht, aber im Innern vollständige Unabhängigkeit von allem fremden Einfluß. Mit

Schamröthe haben wir im Verlauf der Sitzung die Agenten der Regierung mehrere Male von der Furcht sprechen gehört, den auswärtigen Kabinetten zu mißfallen; wir glaubten, Frankreich wäre für immer von diesem demüthigenden Einflusse befreit: wir läugnen unser lebhaftes Mitgefühl für das Glück und die Freiheit der Völker nicht, aber wir haben nie die Anmaßung gehabt, dieselben unsern Einrichtungen unterwerfen zu wollen.

Nach dem Sturz einer durch die heilige Allianz auferlegten Dynastie mußte die Regierung mit Unruhe die Bewegungen der fremden Monarchen überwachen. Sie mußte ihnen vor allem nicht gestatten, ihre Macht auszudehnen und zu vergrößern.

Sie hatte es selbst anerkannt, als sie Frankreich die Absicht angekündigt hatte, Italien gegen Oesterreich zu unterstützen und die polnische Nationalität gegen Rußland zu schützen. Und gleichwohl hat sie, trotz ihren förmlichen Versprechungen, trotz den alten und neuen Interessen Frankreichs, Italien der Herrschaft Oesterreichs preisgegeben und Polen zu Grunde gehen lassen, dieses Polen, dem wir, trotz allem, was auf der Tribüne gesagt worden ist, zu Hülfe kommen konnten, und das zu retten unsere Pflicht war.

Man glaube nicht, daß eine gemessene und feste Sprache den Krieg herbeigeführt haben würde: wir glauben im Gegentheil, daß sie das einzige und sicherste Mittel war, den Frieden zu erhalten.

Um es kurz zusammenzufassen, Frieden nebst der Unabhängigkeit und Würde Frankreichs, Ordnung durch die Freiheit, unwandelbar treues Festhalten an dem Gedanken der Julirevolution, einem Gedanken der Nationalität, der Gerechtigkeit, der Ordnung, des Ruhmes und der Mäßigung, der Freiheit und der allgemeinen Zivilisation, einem glorreichen und reinen Gedanken, den wir so gerne wieder vorbringen, den alle unsere Abstimmungen getreulich ausgesprochen, den unsere Herzen niemals verrathen haben: dies war unsere politische Religion und wird es stets sein.

Es sei ferne von uns, unsere Gegner in ihren Gewaltthätigkeiten und ihren Verläumdungen nachzuahmen. Aber die Männer vom 13. März sollen uns sagen, ob eine einzige ihrer Versprechungen erfüllt worden ist.

Sie mußten alle Meinungen um den Thron vereinigen, und sie haben unselige Mißhelligkeiten zwischen hochsinnigen Männern gestiftet, welche durch die Liebe zur Freiheit und das Gefühl der Gefahr des Vaterlandes zusammengeführt waren.

Sie mußten die Revolution befestigen, und sie haben ihre natürlichen Stützen gebrochen durch die Auflösung der Nationalgarden der kriegerischsten und treuesten Städte.

Sie mußten die Freiheit der Presse, welche Frankreich gerettet hat, begünstigen, und sie haben dieselbe feindlich umstellt mit ihren Requisitorien, zu

Grunde gerichtet durch Auflagen, bestochen durch parteiische Befreiungen, niedergedrückt durch Geldstrafen.

Sie wußten, daß die unermeßliche Mehrheit der Nation und der Deputirtenkammer die Erblichkeit der Pairie abschaffen wollte, und sie haben den Willen der Nation und des Parlaments als schwärmerisch und thöricht bezeichnet.

Sie hatten erklärt, daß sie die gesetzliche Ordnung zur Herrschaft bringen würden, und es gibt kein Gesetz, dessen Anwendung sie nicht verkehrt oder verfälscht hätten; daß sie sich auf die Kammern stützen würden, und sie haben die Initiative derselben erdrückt; daß sie die Schuld Frankreichs gegen die geflüchteten Patrioten Polens, Italiens, Spaniens durch Gastfreundschaft bezahlen würden, und sie haben diese Gastfreundschaft gebrandmarkt durch die schmählichen Bedingungen, welche sie daran knüpften.

Sie verbürgten uns innere Sicherheit, und ohne Unterlaß ist dieselbe durch Aufstände, durch gewaltsame Konflikte zwischen den Bürgern und der Behörde, durch die immer frecheren Angriffe der gestürzten Regierung gestört worden.

Sie verkündeten uns eine allgemeine Entwaffnung, und sie haben uns so gründlich in ein unentwirrbares Labyrinth von diplomatischen Intriguen verstrickt, daß es ihnen selbst unmöglich ist, ein Ende dieses angstvollen Zustandes zu bezeichnen, der weder Frieden noch Krieg ist und der unsern Handel und unsere Industrie tödtet.

Endlich in welcher Lage läßt das System der Quasilegitimität Frankreich nach zweijähriger Erfahrung? Ist nicht von außen der Bund der Könige drohender als je? Wüthet nicht im Innern der Bürgerkrieg? Diese Soldaten, die auf unsern Grenzen stehen, diese Verschwörungen, diese Versuche, diese unaufhörlich sich erneuernden Unruhen im Westen und im Süden, werden sie nicht genügen, um der Regierung die Augen zu öffnen? Wird sie, bevor sie sich ausspricht, abwarten, bis unsere Departements in Flammen stehen, unsere Provinzen feindlich überzogen, Frankreichs Existenz gefährdet ist, und es sich blos noch dadurch retten kann, daß es seine Kinder und seine Schätze zugleich verschwendet?

Wir sprechen es mit einer schmerzlichen und tiefen Ueberzeugung aus: wenn dieses System länger währt, so werden sowohl die Julirevolution als Frankreich ihren Feinden in die Hände geliefert.

Die Restauration und die Revolution stehen vor uns; der alte Kampf, den wir beendet glaubten, beginnt auf's Neue. Die Regierung wähle; die zweideutige Stellung, welche sie angenommen hat, ist nicht haltbar. Sie gibt ihr weder die Kräfte der Restauration, welche unversöhnlich ist, noch die der Revolution, welche erbittert und mißtrauisch wird.

Das Frankreich von 1830 hat wie das von 1789 gedacht, daß das erbliche Königthum, von volksthümlichen Institutionen umgeben, nichts mit den Grundsätzen der Freiheit Unvereinbares habe. Möge daher die Juliregierung mit Vertrauen in die Bedingungen ihrer Existenz zurückkehren. Die ganze Welt weiß, welche Macht die französische Revolution denjenigen bringt, denen sie sich gibt; aber sie will, daß man sich ihr unwiderruflich, ohne Hintergedanken gebe.

Was uns betrifft, so sind wir vereint in derselben Treue gegen diese große und edle Sache, für welche Frankreich seit vierzig Jahren kämpft, und werden sie nicht verlassen, weder in ihren Erfolgen, noch in ihren Unfällen; wir haben ihr unser Leben geweiht und wir glauben an ihren Sieg.

Verzeichniß der Deputirten,

welche den Rechenschaftsbericht unterzeichnet haben.

HH. Allier (Hautes-Alpes).
Arago (Pyrenées-Orientales).
Audry von Puyraveau (Charente-Inferieure).
Auguis (Deux-Sèvres).
Bacot, Cesar (Indre-et-Loire).
Ballot (Orne).
Basterrèche (Landes).
Baudet-Dulary (Seine-et-Oise).
Baudet-Lafarge (Puy-de-Dome).
Bavour (Jura).
Beauséjour (Charente-Inferieure).
Berard (Seine-et-Oise).
Bernard (Cotes-du-Nord).
Bernard (Var).
Bertrand, General (Indre).
Beslay Sohn (Morbihan).
Bioche (Eure).
Blaque-Belair (Finistère).
Blondeau (Doubs).
Boudet (Tarn-et-Garonne).
Bousquet (Gard).
Boyer von Peireleau (Gard.)
Bricqueville (Manche).
Bryas, Marquis von (Gironde).
Cabanon (Seine-Inferieure).
Cabet (Cote-d'Or).

HH. Chaigneau (Vendee).
Charamaule (Herault).
Charlemagne (Indre).
Charpentier (Moselle).
Clauzel, Marschall Graf (Ardennes).
Clerc-Lasalle (Deux-Sèvres).
Cogez (Nord).
Colomès (Hautes-Pyrenées).
Ch. Comte (Sarthe).
Corcelles (Saone-et-Loire).
Cordier (Ain).
Cormenin (Ain).
Couderc (Rhone).
Coulmann (Bas-Rhin).
Couturier (Isère).
Demarçay, General (Vienne).
Desaix (Puy-de-Dome).
Dubois (Ardèche).
Dubois-Aymé (Isère).
Duchaffault, Graf (Vendee).
Ducluzeau (Dordogne).
Dulong (Eure).
Dupont (Eure).
Duréault (Saone-et-Loire.)
Duris-Dufresne (Indre).
Eschassériaux (Charente-Inferieure).

HH. Falgayrac (Tarn).
Faure (Hautes-Alpes).
Faure-Dère (Tarn-et-Garonne).
Fiot (Seine-et-Oise).
Galabert (Gers).
Garnier-Pagès (Isère).
Gauthier von Rumilly (Somme).
Gavaret (Gers).
Genot (Moselle).
Genoux (Haute-Saone).
Girardin (Charente).
Glais-Bizoin (Cotes-du-Nord).
Gouve de Nuncques, von (Pas-de-Calais.)
Grammont, von (Haute-Saone).
Gréa (Doubs).
Guillemaut (Saone-et-Loire).
Havin (Manche).
Herambault, von (Pas-de-Calais).
Hernoux (Cote-d'Or).
Jollivet (Ille-et-Vilaine).
Joly (Arriège).
Jousselin (Loiret).
Junyen (Vienne).
Köchlin (Haut-Rhin).
Laboissière (Vaucluse).
Lafayette, General (Seine-et-Marne).
Lafayette, Georges (Seine-et-Marne).
Laffitte, General (Arriège).
Laffitte, Jacques (Basses-Pyrenées).
Lamarque, General (Landes).
Larabit (Yonne).
Las-Cases Vater, Graf von (Seine).
Laurence (Landes).
Legendre (Eure).
Lenouvel (Calvados).
Leprovost (Cotes-du-Nord).

HH. Ludre, von (Meurthe).
Luminais (Loire-Inferieure).
Luneau (Vendee).
Mangin von Oins (Ille-et-Vilaine).
Marchal (Meurthe).
Marchegay (Vendee).
Mauguin (Cote-d'Or).
Meilheurat (Allier).
Mornay, Baron von (Ain).
Mornay, Marquis von (Oise).
Muntz (Bas-Rhin).
Nicod (Gironde).
Odilon-Barrot (Bas-Rhin).
Perin (Dordogne).
Perreau (Vendee).
Picot-Desormeaux (Sarthe).
Podenas, Baron von (Aude).
Portalis (Var).
Pourrat (Puy-de-Dome).
Raynaud (Allier).
Real, Felix (Isère).
Realier-Dumas (Rhone).
Reboul-Coste (Herault).
Renouvier (Herault).
Reynard (Bouches-du-Rhone).
Resynier (Haute-Vienne).
Robert (Ardennes).
Robineau (Laine-et-Loire).
Roget, Baron (Loiret).
Roussilhe (Cantal).
Salverte (Seine).
Sans (Haute-Garonne).
Saubat (Haute-Garonne).
Senné (Charente-Inferieure).
Subervic, General (Gers).
Taillandier (Nord).
Tardieu (Meurthe).
TeyssEire (Aude).
Teulon (Gard).

HH. Thevenin (Puy-de-Dome).
Thiard, Graf von (Saone-et-Loire).
Thouvenel (Meurthe).
Toupot v. Bevaux (Haute-Marne).
HH. Tracy, Victor (Allier).
Tribert (Deux-Sèvres).
Vidal (Herault).
Voyer von Argenson (Bas-Rhin).

Nro. 4.

Belagerungszustand von Paris.

Bericht an den König.

Sire!

Die Vorsicht der Regierung gebietet ihr, heute alle geeigneten Maßregeln anzunehmen, um auf immer der Wiederkehr ähnlicher Versuche vorzubeugen, wie seit gestern die Hauptstadt in Trauer versetzt haben; und durch eine kraftvolle Unterdrückung der gegenwärtigen Unruhen wird sie dieses Resultat erreichen.

Als Ew. Majestät heute die Reihen der hinter Ihnen her sich drängenden Bevölkerung durchschritten, da konnten Sie durch den so lebhaften Ausdruck ihrer Ergebenheit hindurch den ihres Vertrauens auf die Festigkeit der Gewalt entdecken, welche ebensowenig von den guten Franzosen lassen würde, als diese im gegebenen Fall von ihr gelassen haben.

Wo großherzige Bürger mit den wackersten Soldaten in thatkräftiger Anhänglichkeit und Unerschrockenheit wetteifern, da wäre es wirklich höchst unrecht von der Regierung, wenn sie nicht alle ihr zu Gebote stehenden Mittel entfaltete, um das Eigenthum derselben, ihre Industrie, ihre Familien, ihre Personen kräftig zu schützen, welche von den Fenstern der Stadt herab, deren Wohlstand ihr Werk ist, niederträchtiger Weise gemordet werden.

Es ist nicht genug, daß die materielle Gewalt heute auf allen Punkten den bewaffneten Aufruhr vernichtet hat, es muß auch eine allmälige moralische Gewalt den Geist der Empörung mit dem Interdikt belegen, indem sie durch schnelle Untersuchungen, durch rasches Zugreifen auf den Grund der Verschwörungen dringt, welche die verbündeten Parteien angezettelt haben.

Ich habe die Ehre, Ew. Majestät den Vorschlag zu machen, Paris in Belagerungsstand zu erklären.

Nach der Dämpfung der Unruhen durch die bewaffnete Macht hat man nicht nöthig, die Bevölkerung über die Dringlichkeit dieser Maßregel zu beruhigen, welche sie selbst zu allgemein gewünscht hat, als daß sie sich nicht über ihren wahren Charakter klar sein sollte. Sie hat eingesehen, daß es inmitten derselben Stadt, in welcher die Julirevolution entstanden ist und wo

sie triumphirt hat, von ungemeiner Wichtigkeit ist, dieselbe aufs Nachdrucksvollste gegen die Bemühungen der Meuterer zu vertheidigen, welche uns diese Revolution rauben oder eine andere sturm- und gefahrvolle an ihre Stelle setzen wollen. Man muß die Zukunft sichern, wie man die Gegenwart festgehalten hat, und zu diesem Behuf die ganze Strenge des Gesetzes aufbieten, wie man alle materiellen Hülfsmittel aufgeboten hat, um das Unglück der Lage sowie der Nothwendigkeiten, welche sie nach sich zog, nicht zu verlängern.

Der Zweck und die Wirkung des Belagerungszustandes wird für Paris sein: die öffentliche Gewalt aufmerksamer und thätiger zu machen, ohne übrigens, soweit nicht die Vorbereitungen oder die Ausführung der Verschwörung und des Aufruhrs ins Spiel kommen, im Mindesten etwas an der gewöhnlichen Jurisdiktion und dem üblichen Gang der Verwaltung zu ändern. Um mit einem Wort alles zu sagen, nur allein die Verschwörung soll in Paris in Belagerungszustand versetzt werden.

Im Uebrigen, Sire, wird hauptsächlich in Paris eine Maßregel dieser Art ihrem ganzen Wesen nach eine vorübergehende sein; wenige Tage werden ohne Zweifel einer thätigen Regierung genügen, um dieselbe vollkommen wirksam zu machen. Sie wird es sein; und diese schöne Hauptstadt wird im Juli 1832 die Ordnung zu erobern wissen, wie sie im Juli 1830 die Freiheit zu erobern gewußt hat!

Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht,

Sire,

Ew. Majestät

unterthänigster und gehorsamster Diener,

der Pair von Frankreich, Minister Staatssekretär des Innern, **Montalivet.**

Ordonnanz des Königs.

Ludwig Philipp, König der Franzosen,

Allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unsern Gruß.

In Betracht, daß die aufrührerischen Zusammenrottungen sich in der Hauptstadt bewaffnet gezeigt haben; daß ihr Dasein sich durch frevelhafte Versuche gegen das Staats- und Privateigenthum sowie durch Mordthaten an den Nationalgardisten, den Linientruppen, der Munizipalgarde und den Agenten der öffentlichen Gewalt bezeichnet hat;

Daß es von Wichtigkeit ist, durch rasche und kraftvolle Maßregeln die öffentliche Sicherheit gegen die Wiederkehr solcher Frevel zu schützen;

Auf den Bericht Unsers Ministers Staatssekretärs des Innern,

Haben Wir verordnet und verordnen wie folgt: Art. 1. Die Stadt Paris

ist in Belagerungszustand versetzt; doch wird dadurch an den Bestimmungen in Betracht des Kommandos und des Dienstes der Nationalgarde nichts geändert. 2. Unser Minister Staatssekretär im Departement des Kriegs und Unser Minister Staatssekretär im Departement des Innern sind mit der Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

Im Pallast der Tuilerien den 6. Juni 1832.

Der König: **Ludwig Philipp.**

Der Minister Staatssekretär des Innern,

Montalivet.

Bericht an den König.

Sire,

Mit Schmerz sehe ich mich verpflichtet, Ew. Majestät von den bedenklichen Unordnungen Bericht zu erstatten, welchen sich eine große Anzahl von Zöglingen der polytechnischen Schule hingegeben hat.

Diese jungen Leute, irregeführt durch beklagenswerthe Täuschungen und vergessend ihre Pflichten gegen den Staat, welcher mit großen Kosten zu ihrer Bildung beiträgt, und dem sie seiner Zeit in den verschiedenen öffentlichen Laufbahnen zu dienen bestimmt waren, haben die Schildwache vor der Schule überwältigt, um sich den Aufrührern anzuschließen; sie haben thätigen Antheil an den Handlungen der Empörung genommen, deren die Begünstiger der Anarchie sich schuldig gemacht haben; sie haben diejenigen ihrer Kameraden, die ihrer Pflicht treu geblieben sind, zu verleiten gesucht; sie sind zweimal hinter einander zurückgekommen, um sie zu verführen, und als das ihnen nicht gelang, haben sie thätlich die Absicht bewiesen, ihnen die Waffen der Schule zu entreißen, welche jedoch von diesen letztern Schülern standhaft und mit Ehre vertheidigt worden sind.

Da ich bei diesem Stand der Dinge nicht mehr für die Treue sämmtlicher Zöglinge der polytechnischen Schule gegen die Institutionen und den Thron, die durch unsere glorreiche Julirevolution gegründet worden sind, bürgen kann, so sehe ich mich mit Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt, Ew. Majestät die Entlassung dieser Schule vorzuschlagen. Aber ich erfülle zur gleichen Zeit eine Pflicht, indem ich das Wohlwollen des Königs für Zöglinge anspreche, welche die guten Gesinnungen, von denen sie beseelt sind, bewiesen haben.

Dies ist der Zweck des Ordonnanzentwurfs, welchen ich die Ehre habe Ew. Majestät zur Unterschrift vorzulegen.

Der Minister Staatssekretär des Kriegs:

Marschall Herzog von **Dalmatien.**

Ordonnanz des Königs.

Ludwig Philipp, König der Franzosen,

Allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unsern Gruß.

Nach dem Bericht, welcher Uns über die bedenklichen Unordnungen abgestattet worden ist, denen sich eine große Anzahl von Zöglingen der polytechnischen Schule hingegeben hat,

1) Indem sie die Schildwache vor der Schule überwältigten, um sich den Aufrührern anzuschließen, und Antheil an den Handlungen der Empörung nahmen, deren die Begünstiger der Anarchie sich schuldig gemacht haben;

2) Indem sie zweimal hinter einander zurückkamen, um die ihrer Pflicht treu gebliebenen Zöglinge zu verführen, und indem sie die Absicht an den Tag legten, ihnen die Waffen der Schule zu entreißen, welche indeß von diesen letztern Zöglingen standhaft und mit Ehre vertheidigt worden sind;

Auf den Bericht Unsers Ministers Staatssekretärs im Departement des Kriegs,

Haben Wir verordnet und verordnen, wie folgt:

Art. 1. Die Zöglinge der polytechnischen Schule sind verabschiedet und werden alsbald in ihre Familien zurücktreten.

Art. 2. Die polytechnische Schule wird sogleich reorganisirt werden.

Art. 3. Diejenigen Zöglinge der polytechnischen Schule, die ihrer Pflicht treu geblieben sind und die Waffen der Schule mit Ehre vertheidigt haben, werden einen Theil der reorganisirten Schule ausmachen und den Kern derselben bilden. Es wird für die Ergänzung der Schule durch neue Zulassungen gesorgt werden, die nach den Prüfungen dieses Jahres, gemäß den Gesetzen und Ordonnanzen, stattfinden werden.

Art. 4. Unser Minister Staatssekretär des Kriegs ist mit der Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

Gegeben zu Paris den 6. Juni 1832.

Der König: **Ludwig Philipp.**

Der Minister Staatssekretär des Kriegs:

Marschall Herzog von **Dalmatien.**

Bericht an den König.

Sire,

Die Absicht Ew. Majestät, als Sie dem Artilleriecorps der Nationalgarde von Paris seine dermalige Organisation gaben, war, den Glanz und die Kraft unserer Bürgermiliz zu vermehren. Ew. Majestät wollten auf diese Art Ihre Sorge für das bewundernswürdige Institut der National-

garde und Ihren Wunsch, dasselbe in allen seinen Theilen zu vervollkommnen, an den Tag legen. Ich habe selbst die Ehre gehabt, dem König die Mittel zur Ausführung vorzuschlagen, welche für geeignet erachtet wurden, um diesen Zweck zu erreichen.

Heute habe ich den Schmerz, Ew. Majestät anzukündigen, daß eine neuerliche Erfahrung mir bewiesen hat, daß man ohne Zweifel anders verfahren muß, um das gewünschte Resultat zu erlangen; denn ein ziemlich großer Theil des Artilleriecorps hat sich nicht in vollkommener Harmonie mit der ganzen Nationalgarde gezeigt, und diese Harmonie ist es, deren Wiederherstellung durch eine nothwendig gewordene Reorganisation ich Ew. Majestät vorschlagen möchte. In diese Reorganisation werden ohne Zweifel in erster Linie diejenigen Artilleristen aufgenommen werden, welche, zur Freude der Pariser Bevölkerung, die es sah, sich heute den Legionen angeschlossen haben, um die Anarchie zu bekämpfen und dadurch die Vergehungen gut zu machen, deren nähere Bezeichnung nicht in diesen Bericht gehört.

Demzufolge bitte ich Ew. Majestät, Ihre Zustimmung zur Auflösung des Artilleriecorps der Pariser Nationalgarde und zu seiner spätern Reorganisation gnädigst ertheilen zu wollen.

Ich bin mit Ehrfurcht,

Sire,

Ew Majestät

unterthänigster und gehorsamster Diener,

der Pair von Frankreich, Minister Staatssekretär des Innern: **Montalivet.**

Ordonnanz des Königs.

Ludwig Philipp, König der Franzosen,

Auf den Bericht Unsers Ministers Staatssekretärs im Departement des Innern,

Haben Wir verordnet und verordnen, wie folgt:

Art. 1. Das Artilleriecorps der Nationalgarde von Paris ist aufgelöst.

Art. 2. Es wird hernach zur Reorganisirung dieses Corps geschritten werden.

Art. 3. Unser Minister Staatssekretär im Departement des Innern ist mit der Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

Im Pallast der Tuilerien den 6. Juni 1832.

Der König: **Ludwig Philipp.**

Der Pair von Frankreich, Minister Staatssekretär im Departement des Innern: **Montalivet.**

Ordonnanzen des Königs.

Ludwig Philipp, König der Franzosen,

Allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unsern Gruß.

Auf den Bericht Unsers Ministers Staatssekretärs im Departement des Handels und der öffentlichen Arbeiten,

Nach Anhörung Unsers Staatsraths,

Haben Wir verordnet und verordnen:

Art. 1. Die königliche Thierarzneischule von Alfort ist aufgelöst. Unser Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten wird Uns seiner Zeit die Reorganisation derselben vorschlagen.

Art. 2. Unser Minister Staatssekretär im Departement des Handels und der öffentlichen Arbeiten ist mit der Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

Geschehen in Paris den 6. Juni 1832.

Der König: **Ludwig Philipp.**

Der Pair von Frankreich, Minister Staatssekretär des Handels und der öffentlichen Arbeiten:

Graf von **Argout.**

Ludwig Philipp, König der Franzosen,

Allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unsern Gruß.

Auf den Bericht Unsers Ministers Staatssekretärs im Departement des Innern,

Haben Wir verordnet und verordnen, wie folgt:

Art. 1. Herr Marchand, Maire des siebenten Bezirks von Paris, ist abgesetzt.

Art. 2. Unser Minister Staatssekretär im Departement des Innern ist mit der Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt.

Im Pallast der Tuilerien, den 6. Juni 1832.

Der König: **Ludwig Philipp.**

Der Pair von Frankreich, Minister Staatssekretär im Departement des Innern: **Montalivet.**

Nro. 5.

Protokolle der Londoner Konferenz.

Auszug

aus dem Protokoll Nr. 11 der am 20. Januar 1831 im Foreign-Office gehaltenen Konferenz.

Anwesend die Bevollmächtigten Oesterreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands.

„Die Bevollmächtigten der Höfe von Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland haben Kenntniß genommen von dem beigefügten, im Namen der provisorischen Regierung Belgiens an ihre Kommissäre in Brüssel gerichteten Schreiben, welches, gemäß dem Inhalt des Protokolls vom 9. Januar 1831, meldet, daß die belgischen Truppen, die bis in die Gegend von Mastricht vorgerückt waren, Befehl erhalten haben, sich alsbald zurückzuziehen und in Zukunft die Ursachen zu Feindseligkeiten zu vermeiden.

„Da sie Gelegenheit gehabt haben, sich durch die Erklärungen ihrer Kommissäre zu überzeugen, daß dieser Rückzug der belgischen Truppen zur Folge haben wird, dem Platze Mastricht die volle Kommunikationsfreiheit zu sichern, deren er genießen muß; da sie nicht zweifeln können, daß seinerseits Se. Majestät der König der Niederlande für die Vollziehung des Protokolls vom 9. Januar gesorgt hat; da sie überdies die nothwendigen Beschlüsse gefaßt haben für den Fall, daß die Bestimmungen dieses Protokolls verworfen oder verletzt würden, und da der Tag gekommen ist, wo die von den fünf Mächten beabsichtigte Einstellung der Feindseligkeiten vollständig stattgefunden haben muß, so sind die Bevollmächtigten zur Prüfung der Fragen geschritten, welche sie zu entscheiden hatten, um den Zweck ihres Protokolls vom 20. Dezember 1830 zu verwirklichen, um eine nützliche Anwendung der grundlegenden Prinzipien zu veranstalten, an welche diese Akte die künftige Unabhängigkeit Belgiens geknüpft hat, und um auf diese Art den allgemeinen Frieden zu befestigen, dessen Aufrechterhaltung das erste Interesse ausmacht, gleichwie sie den ersten Wunsch der zur Konferenz in London vereinigten Mächte bildet.

„In dieser Absicht haben es die Bevollmächtigten als unumgänglich nothwendig betrachtet, vor allem Grundlagen festzusetzen in Beziehung auf die Grenzen, welche fortan das holländische Gebiet von dem belgischen trennen sollen.

„Es waren ihnen über den letzten Punkt von beiden Seiten Vorschläge zugestellt worden. Nachdem sie dieselben reiflich erörtert, haben sie folgende Grundlagen unter sich verabredet:

„Art. 1. Die Grenzen Hollands begreifen alle Landstriche, Festungen, Städte und Ortschaften in sich, welche im Jahr 1790 der vormaligen Republik der vereinigten Provinzen der Niederlande gehörten.

„2. Belgien wird aus allen übrigen Gebieten bestehen, welche in dem Vertrag vom Jahre 1815 die Benennung: Königreich der Niederlande, erhalten hatten, mit Ausnahme des Großherzogthums Luxemburg, das in Folge eines andern Rechtsanspruches den Fürsten des Hauses Nassau gehört, deßhalb einen Theil des deutschen Bundes bildet und fortwährend bilden wird.

„3. Es versteht sich von selbst, daß die Bestimmungen der Artikel 108 bis 117 einschließlich der allgemeinen Wiener Kongreßakte in Beziehung auf die freie Beschiffung der schiffbaren Ströme und Flüsse auf die Flüsse und Ströme, welche das holländische und das belgische Gebiet durchziehen, ihre Anwendung finden.

„4. Da es nichtsdestoweniger aus den in Art. 1 und 2 festgesetzten Grundlagen hervorgehen würde, daß Holland und Belgien in ihren beiderseitigen Gebieten fremde, von ihnen unabhängige Ländertheile hätten, so werden durch die Bemühungen der fünf Höfe solche Austausche und Vergleiche zwischen den beiden Ländern veranstaltet werden, welche ihnen den beiderseitigen Vortheil, in ihren Besitzungen ein zusammenhängendes Ganze zu haben, sowie den Vortheil eines freien Verkehrs zwischen den in ihren Grenzen begriffenen Städten und Flüssen sichern würden.

„Nachdem diese ersten Artikel beschlossen worden, haben die Bevollmächtigten ihre Aufmerksamkeit auf die Mittel gerichtet, das Werk des Friedens zu befestigen, welchem die fünf Mächte eine thätige Sorgfalt gewidmet haben, und die Prinzipien, die ihre gemeinsame Politik leiten, in ihr wahres Licht zu stellen.

„Sie sind einstimmig der Ansicht, daß die fünf Mächte ihrem wohlverstandenen Interesse, ihrem Bunde, der Ruhe Europa's und der Erfüllung der in ihrem Protokoll vom 20. Dezember bezeichneten Absichten eine feierliche Kundgebung, einen schlagenden Beweis ihres festen Entschlusses schulden, in den auf Belgien bezüglichen Bestimmungen, sowie in allen Umständen, die sich noch einstellen können, keinerlei Gebietsvergrößerung, keinen ausschließlichen Einfluß, keinen vereinzelten Vortheil zu suchen und diesem Lande selbst, sowie allen Staaten, die es umgeben, die besten Bürgschaften der Ruhe und Sicherheit zu bieten. In Folge dieser Grundsätze, in diesen heilsamen Absichten, haben die Bevollmächtigten beschlossen, zu den obigen Artikeln die beifolgenden hinzuzufügen:

„5. Belgien wird in den Grenzen, wie sie gemäß den in den Artikeln 1, 2 und 4 des gegenwärtigen Protokolls bestimmten Grundlagen festgesetzt und vorgezeichnet sein werden, einen für immer neutralen Staat bilden.

Die fünf Mächte verbürgen ihm diese beständige Neutralität, wie auch die Integrität und Unverletzbarkeit seines Gebiets in den oben erwähnten Grenzen.

„6. Vermöge einer gerechten Gegenseitigkeit wird Belgien gehalten sein, diese selbe Neutralität gegen alle andern Staaten zu beobachten und weder ihrer innern, noch ihrer äußeren Ruhe irgend Eintrag zu thun.

„Für gleichlautende Abschrift:

„Unterzeichnet: **Ponsonby**."

Protokoll vom 19. Februar.

Anwesend die Bevollmächtigten Oesterreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands.

„Nachdem die Bevollmächtigten der Höfe von Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland sich versammelt, haben sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Deutungen gerichtet, welche dem Protokoll der Londoner Konferenz vom 20. Dezember 1830, sowie den hauptsächlichsten Verfügungen, die es zur Folge hatte, gegeben worden sind. Die Berathungen der Bevollmächtigten haben dieselben zu der einstimmigen Anerkennung geführt, daß sie es der Stellung der fünf Höfe, sowie der Sache des allgemeinen Friedens, die ihre eigene Sache und die Sache der europäischen Zivilisation ist, schuldig seien, hier an das große Prinzip des öffentlichen Rechts zu erinnern, wovon die Akten der Londoner Konferenz blos eine heilsame und beständige Anwendung dargeboten haben.

„Nach diesem Prinzip einer höheren Ordnung verlieren die Verträge ihre Macht nicht, was auch die Aenderungen sein mögen, welche in der inneren Organisation der Völker dazwischen kommen. Um die Anwendung zu beurtheilen, welche die fünf Höfe diesem selben Prinzip gegeben, um die Beschlüsse zu würdigen, welche sie in Beziehung auf Belgien gefaßt haben, genügt es, sich in die Epoche des Jahres 1814 zurückzuversetzen.

„Damals waren die belgischen Provinzen militärisch besetzt von Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland, und die Rechte, welche die genannten Mächte über dieselben ausübten, wurden vervollständigt durch die Verzichtleistung Frankreichs auf den Besitz eben dieser Provinzen. Aber die Verzichtleistung Frankreichs fand nicht zum Vortheil der besetzenden Mächte statt. Sie knüpfte sich an einen Gedanken höherer Art. Die Mächte, und Frankreich selbst, die damals in ihren Plänen mit Belgien ebenso uneigennützig waren, wie sie es noch heute sind, behielten sich die Verfügung über dasselbe und nicht die Souveränetät vor, einzig und allein in der Absicht, die belgischen Provinzen zur Herstellung eines richtigen Gleichgewichts in Europa und zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens mitwirken zu lassen. Diese Absicht war es, die bei ihren weiteren Verfügungen den Aus-

schlag gab; sie war es, die Belgien mit Holland vereinigte; sie war es, welche die Mächte veranlaßte, den Belgiern fortan die doppelte Wohlthat freier Institutionen und eines für sie an Reichthum und Entwicklung der Industrie fruchtbaren Handels zu sichern.

„Die Vereinigung Belgiens mit Holland nahm ein gewaltsames Ende. Offizielle Mittheilungen überzeugten die fünf Höfe bald, daß die ursprünglich bestimmten Mittel, um sie zu behaupten, nicht mehr im Stande wären, sie für den Augenblick wiederherzustellen, oder für die Folgezeit zu erhalten, und daß sie fortan, statt die Neigungen und das Glück beider Völker zu verschmelzen, blos Leidenschaften und Gehässigkeiten einander gegenüberführen würde, aus deren Zusammenstoß nur der Krieg mit all seinem Elend hervorgehen könnte. Es kam den Mächten nicht zu, über die Ursachen zu urtheilen, welche so eben die von ihnen geknüpften Bande zerrissen hatten. Aber als sie diese Bande zerrissen sahen, kam es ihnen zu, den Zweck, den sie sich bei Bildung derselben vorgesetzt hatten, noch immer festzuhalten; es kam ihnen zu, unter Begünstigung der neuen Verhältnisse die Ruhe Europa's zu sichern, zu deren Grundlagen die Vereinigung Belgiens mit Holland gehört hatte. Die Mächte wurden gebieterisch dazu aufgefordert. Sie hatten das Recht, und die Ereignisse legten ihnen die Pflicht auf, zu verhindern, daß die belgischen Provinzen, nachdem sie unabhängig geworden, der allgemeinen Sicherheit und dem europäischen Gleichgewicht Eintrag thun könnten.

„Diese Pflicht macht jede fremde Mitwirkung unnöthig. Um gemeinschaftlich zu handeln, brauchten die Mächte nur ihre Verträge zu Rathe zu ziehen, nur den Umfang der Gefahren zu bemessen, die aus ihrer Unthätigkeit oder Uneinigkeit entstehen mußten. Die Schritte der fünf Höfe, um die Einstellung des Kampfes zwischen Holland und Belgien herbeizuführen, und ihr fester Entschluß, jeder Maßregel von der einen wie von der andern Seite, die einen feindseligen Charakter hätte, ein Ende zu machen, waren die ersten Folgen der Uebereinstimmung ihrer Ansichten über den Werth und die Prinzipien der feierlichen Verträge, welche sie an einander knüpfen.

„Das Blutvergießen wurde eingestellt: Holland, Belgien und auch die benachbarten Staaten sind ihnen für diese Wohlthat gleich sehr zum Dank verpflichtet.

„Die zweite Anwendung derselben Grundsätze fand in dem Protokoll vom 20. Dezember 1830 statt.

„Neben der Auseinandersetzung der Beweggründe, wodurch die fünf Höfe sich bestimmen ließen, enthielt diese Akte den Vorbehalt der Pflichten, die Belgien noch immer gegen Europa hätte, während es seine Wünsche nach Trennung und Unabhängigkeit sich erfüllen sah.

„Jede Nation hat ihre besondern Rechte; aber Europa hat auch sein Recht: die gesellschaftliche Ordnung ist es, die ihm dasselbe gegeben hat.

„Belgien fand, als es unabhängig geworden war, die Verträge, welche Europa regieren, vorhanden und in Kraft; es mußte sie also in Ehren halten und konnte sie nicht verletzen. Indem es sie in Ehren hielt, vereinigte es sich mit dem Interesse und der Ruhe der großen Gemeinschaft der europäischen Staaten; wenn es sie verletzte, hätte es Verwirrung und Krieg herbeigeführt; die Mächte allein konnten dieses Unglück verhindern, und da sie es konnten, so mußten sie dem heilsamen Grundsatz Geltung verschaffen, daß die Ereignisse, die in Europa einen neuen Staat ins Dasein rufen, ihm ebensowenig das Recht geben, das allgemeine System, in welches er eintritt, zu ändern, als die in den Verhältnissen eines alten Staates plötzlich eintretenden Veränderungen diesen ermächtigen, sich seiner früheren Verpflichtungen enthoben zu glauben: — einem Grundsatz, den alle zivilisirten Völker haben; einem Grundsatz, der sich eben an das Prinzip knüpft, welchem zufolge die Staaten ihre Regierungen, und die unverjährbaren Verpflichtungen der Verträge diejenigen überleben, welche dieselben abschließen; einem Grundsatz endlich, den man nicht vergessen konnte, ohne einen Rückschritt der Zivilisation zu verursachen, die glücklicherweise ihre ersten Folgen und ihre ersten Bürgschaften in der Moral und der öffentlichen Treue hat.

„Das Protokoll vom 20. Dezember war der Ausdruck dieser Wahrheiten; es setzte fest: „Daß die Konferenz sich damit beschäftigen werde, die neuen Vergleiche zu erörtern und zu verabreden, die am geeignetsten seien, die künftige Unabhängigkeit Belgiens mit den Bestimmungen der Verträge, mit den Interessen und der Sicherheit der andern Staaten, so wie mit der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts in Einklang zu bringen."

„Die Mächte hatten auf diese Art das Ziel angezeigt, auf welches sie losschreiten mußten. Sie thaten dies, stark durch die Reinheit ihrer Absichten und ihre Unparteilichkeit. Während sie auf der einen Seite durch ihr Protokoll vom 18. Januar Forderungen zurückwiesen, die immer unzulässig sein werden, erwogen sie auf der andern mit der gewissenhaftesten Sorgfalt alle Meinungen, welche beiderseitig ausgesprochen, alle Ansprüche, welche von beiden Theilen geltend gemacht wurden. Aus dieser gründlichen Erörterung der verschiedenen, von den Bevollmächtigten Sr. Majestät des Königs der Niederlande und von den belgischen Kommissären gemachten Mittheilungen ging das definitive Protokoll vom 20. Januar 1831 hervor.

„Es war vorherzusehen, daß der erste Feuereifer einer werdenden Unabhängigkeit darauf ausgehen würde, die gerechten Schranken der Verträge und daraus hervorgehenden Verpflichtungen zu überschreiten. Gleichwohl konnten die fünf Höfe nicht zu Gunsten der Belgier das Recht gestatten, gegen

Holland oder andere Staaten erobernd aufzutreten. Aber genöthigt, Territorialfragen zu entscheiden, die in wesentlicher Beziehung zu ihren eigenen Verträgen und ihren eigenen Interessen standen, stellten die fünf Höfe Belgien gegenüber nur die Grundsätze auf, welche sie für sich selbst als ein unverbrüchliches Gesetz betrachteten. Sicherlich traten sie weder aus den Schranken der Gerechtigkeit und Billigkeit, noch aus den Regeln einer gesunden Politik, als sie die Grenzen, welche Belgien von Holland vor ihrer Vereinigung trennten, unparteiisch annahmen und den Belgiern nur das Recht anzugreifen verweigerten: dieses Recht haben sie verworfen, weil sie es für den Frieden und die gesellschaftliche Ordnung zerstörend glauben.

„Die Mächte hatten noch über andere Fragen zu berathen, die sich an ihre Verträge knüpften und folglich ohne ihre unmittelbare Mitwirkung keinen neuen Entschließungen unterworfen werden konnten.

„Nach dem Protokoll vom 20. Dezember mußten die Instruktionen und die Vollmachten, welche für die belgischen Kommissäre, die man nach London schicken würde, verlangt wurden, alle Gegenstände der Unterhandlung umfassen. Gleichwohl kamen diese Kommissäre ohne genügende Ermächtigung und über mehrere wichtige Punkte ohne die nöthigen Unterweisungen, und die Umstände gestatteten keinen Aufschub.

„Nichtsdestoweniger fertigten die Mächte durch das Protokoll vom 27. Januar auf der einen Seite blos die Aufzählung der sowohl dem belgischen als dem holländischen Gebiet anhängigen Lasten ab, und beschränkten sich auf der andern, Vergleiche vorzuschlagen, gegründet auf eine Gegenseitigkeit der Zugeständnisse, auf die Mittel, Belgien die Märkte zu erhalten, die am meisten zu seinem Reichthum beigetragen haben, und selbst auf die Offenkundigkeit der öffentlichen Budgets des Königreichs der Niederlande.

„Bei diesen Vergleichen wird die Vermittlung der Mächte immer in Anspruch genommen werden; denn ohne sie könnten weder die betheiligten Parteien zu einer Verständigung gelangen, noch die Bestimmungen, an welchen die fünf Höfe in den Jahren 1814 und 1815 unmittelbaren Antheil genommen haben, abgeändert werden.

„Die Zustimmung Sr. Majestät des Königs der Niederlande zu den Protokollen vom 20. und 27. Januar 1831 hat den Bemühungen der Londoner Konferenz entsprochen. Belgiens neue Art zu sein und seine Neutralität erhielten somit eine Bestätigung, deren sie nicht entrathen konnten. Es blieb der Konferenz nur noch übrig, ihre Beschlüsse in Beziehung auf die Protestation zu fassen, welche sich in Belgien gegen das erste dieser Protokolle erhoben, das um so wichtiger, weil grundlegend ist.

„Diese Protestation ruft für's Erste ein Rückkehrsrecht (droit de postliminie) an, das nur den unabhängigen Staaten zukommt, somit Belgien

nicht zukommen kann, indem dasselbe niemals zu diesen Staaten gezählt worden ist. Ferner erwähnt dieselbe Protestation Abtretungen, die einem dritten Reiche gemacht worden sind, und nicht Belgien, das dieselben nicht erlangt hat und sie nicht geltend machen kann.

„Die Nichtigkeit solcher Ansprüche liegt klar am Tage. Weit entfernt, dem Gebiet der ehemaligen belgischen Provinzen zu nahe zu treten, haben die Mächte blos die Integrität ihrer Nachbarstaaten ausgesprochen und festgehalten. Statt die Grenzen dieser Provinzen zu verengern, haben sie das Fürstenthum Lüttich, welches früher nicht zu ihnen gehörte, in dieselben aufgenommen.

„Im Uebrigen hat Belgien alles erhalten, was es wünschen konnte: Trennung von Holland, Unabhängigkeit, äußere Sicherheit, Bürgschaft für sein Gebiet und seine Neutralität, freie Beschiffung der Flüsse, die ihm zu seiner Ausfuhr dienen, und friedlichen Genuß seiner nationalen Freiheiten.

„Solcher Art sind die Bestimmungen, welchen die Protestation, von der es sich handelt, die offen ausgesprochene Absicht entgegensetzt, weder die Besitzungen noch die Rechte der angrenzenden Staaten heilig zu halten.

„Die Bevollmächtigten der fünf Höfe, in Betracht, daß solche Absichten Eroberung bezwecken, und mit den bestehenden Verträgen, mit dem Frieden Europa's, folglich auch mit der Neutralität und Unabhängigkeit Belgiens unvereinbar sind, erklären:

„1) Daß es, wie von Anfang an, ausgemacht bleibt, daß die durch das Protokoll vom 20. Januar 1831 beschlossenen Bestimmungen grundlegende und unwiderrufliche Bestimmungen sind;

„2) Daß die Unabhängigkeit Belgiens von den fünf Mächten blos unter den Bedingungen und in den Grenzen, welche aus den besagten Bestimmungen vom 20. Januar 1831 hervorgehen, anerkannt werden wird;

„3) Daß das Prinzip der Neutralität und Unverletzbarkeit des belgischen Gebiets, in den obenerwähnten Grenzen, in Kraft und für die fünf Mächte verbindend bleibt;

„4) Daß die fünf Mächte, ihren Versprechungen getreu, sich das volle Recht zuerkennen, zu erklären, daß der Souverän von Belgien durch seine persönliche Stellung dem Prinzip der Existenz von Belgien selbst entsprechen, der Sicherheit der andern Staaten Genüge leisten, ohne Beschränkung, wie Se. Majestät der König der Niederlande bei dem Protokoll vom 21. Juli 1814 gethan, alle im Protokoll vom 20. Januar 1831 enthaltenen Bestimmungen annehmen und sich verpflichten muß, den Belgiern den friedlichen Genuß derselben zu sichern;

„5) Daß, wenn diese erstern Bedingungen erfüllt sind, die fünf Mächte fortwährend freundschaftlich besorgt sein werden, die beiderseitige Annahme

und Vollziehung der andern, durch die Trennung Belgiens von Holland nothwendig gemachten Bestimmungen herbeizuführen;

„6) Daß die fünf Mächte das Recht anerkennen, kraft dessen die andern Staaten solche Maßregeln ergreifen würden, die sie für nothwendig erachteten, um in allen ihnen angehörenden Staaten, auf welche die obenerwähnte Protestation Ansprüche erhebt, und die außerhalb des als neutral erklärten belgischen Gebietes liegen, ihr gesetzliches Ansehen in Achtung zu erhalten oder wiederherzustellen;

„7) Daß, da Se. Majestät der König der Niederlande durch das Protokoll vom 18. Februar 1831 ohne Beschränkung den Bestimmungen in Betreff der Trennung Belgiens von Holland beigetreten ist, jede Unternehmung der belgischen Behörden auf das Gebiet, welches das Protokoll vom 20. Januar für holländisch erklärt hat, als eine Erneuerung des Kampfes betrachtet würde, welchem die fünf Mächte ein Ziel zu setzen beschlossen haben.

„Unterzeichnet: **Esterhazy, Wessemberg, Talleyrand, Palmerston, Bülow, Lieven, Matuszewicz.**"

Präliminarien eines Vertrags in achtzehn Artikeln,

aufgesetzt von der Konferenz in London.

An Herrn Lebeau in Brüssel.

London, den 26. Juni 1831.

„Mein Herr, wir haben die Ehre gehabt, den Brief vom 5. Juni zu empfangen, welchen die Herren Devaux und Nothomb uns von Ihnen zugestellt haben, und wir glauben, Ihnen als Antwort die beifolgenden Artikel zuschicken zu müssen, welche die Konferenz von London soeben beschlossen hat, um den beiden interessirten Parteien mitgetheilt zu werden.

„Die Konferenz wird diese Artikel als nichtvorhanden betrachten, wenn der belgische Kongreß sie ganz oder theilweise verwirft.

„Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung unsrer ausgezeichnetsten Hochachtung.

„Unterzeichnet: **Esterhazy, Wessemberg, Talleyrand, Palmerston, Bülow, Matuszewicz.**"

„Die Konferenz, von dem Wunsche beseelt, die Schwierigkeiten beizulegen, wodurch die Abschließung der belgischen Angelegenheiten noch aufgehalten wird, hat gedacht, daß die folgenden Artikel, welche die Präliminarien eines Friedensvertrags bilden würden, zu dem genannten Zwecke führen könnten. Sie hat daher beschlossen, dieselben den beiden Parteien vorzuschlagen:

„Art. 1. Die Grenzen Hollands werden alle Landstriche, Festungen, Städte und Ortschaften in sich schließen, welche im Jahr 1790 der vormaligen Republik der vereinigten Provinzen der Niederlande gehörten.

„2. Belgien wird aus allen übrigen Gebieten gebildet werden, welche in den Verträgen von 1815 die Benennung Königreich der Niederlande erhalten hatten.

„3. Die fünf Mächte werden sich dafür verwenden, daß der Statusquo im Großherzogthum Luxemburg beibehalten wird während des Verlaufs der abgesonderten Unterhandlung, welche der Souverän von Belgien mit dem König der Niederlande und dem deutschen Bunde in Betreff des besagten Großherzogthums eröffnen wird: einer ins Einzelne gehenden Unterhandlung über die Grenzfrage zwischen Holland und Belgien.

„Es versteht sich, daß die Festung Luxemburg ihren freien Verkehr mit Deutschland beibehalten wird.

„4. Wenn es bewiesen ist, daß die Republik der vereinigten Provinzen der Niederlande im Jahr 1790 die Souveränetät in der Stadt Mastricht nicht ausschließlich besaß, so werden die beiden Parteien auf Mittel denken, sich in dieser Beziehung zu einem passenden Vergleich zu verständigen.

„5. Da aus den durch die Art. 1 und 2 gesetzten Grundlagen hervorgehen würde, daß Holland und Belgien fremde, von ihnen unabhängige Besitzungen in ihren beiderseitigen Gebieten hätten, so werden zwischen Holland und Belgien auf gütlichem Wege Austausche stattfinden, wie sie beiden Theilen am besten zusagen.

„6. Die beiderseitige Räumung der Gebiete, Städte und Festungen wird unabhängig von den Bestimmungen in Betreff der Austausche stattfinden.

„7. Es versteht sich, daß die Verfügungen 108 bis 117, einschließlich, der allgemeinen Wiener Kongreßakte, betreffend die freie Beschiffung der schiffbaren Flüsse und Ströme, auf die Flüsse und Ströme Anwendung finden werden, welche sich durch das holländische und das belgische Gebiet ziehen.

„Die Vollziehung dieser Bestimmungen wird in der kürzestmöglichen Frist geregelt werden.

„Die Theilnahme Belgiens an der Rheinschifffahrt durch die zwischen diesem Flusse und der Schelde befindlichen Gewässer wird den Gegenstand einer abgesonderten Unterhandlung zwischen den betheiligten Parteien bilden, wobei die fünf Mächte ihre Verwendung anbieten werden.

„Der Gebrauch der Kanäle von Gent bis Terneuse und von Zuid-Wislemswart, die während der Existenz des Königreichs der Niederlande erbaut worden, wird den Bewohnern beider Länder zu Gebote stehen; es wird über diesen Gegenstand eine Verfügung erlassen werden.

„Das Abfließen der Gewässer von Flandern wird auf die passendste Art geregelt werden, um den Ueberschwemmungen vorzubeugen.

„8. In Vollziehung der obenangeführten Art. 1 und 2 werden sich holländische und belgische Abgrenzungskommissäre in der kürzestmöglichen Frist in der Stadt Mastricht versammeln und zur Abscheidung der Grenzen schreiten, welche Holland und Belgien trennen müssen, gemäß den in den Art. 1 und 2 zu diesem Behuf aufgestellten Grundsätzen.

„Diese selben Kommissäre werden sich mit den Austauschen beschäftigen, welche durch die kompetenten Behörden der beiden Länder in Folge des Art. 5 vorzunehmen sind.

„9. Belgien wird in den Grenzen, so wie sie gemäß den in gegenwärtigen Präliminarien aufgestellten Grundsätzen vorgezeichnet sein werden, einen für immer neutralen Staat bilden. Ohne sich in die innere Regierung Belgiens mischen zu wollen, verbürgen ihm die fünf Mächte diese beständige Neutralität, sowie die Integrität und Unverletzbarkeit seines Gebiets in den im gegenwärtigen Artikel erwähnten Grenzen.

„10. Kraft einer gerechten Gegenseitigkeit wird Belgien gehalten sein, diese selbe Neutralität gegen die andern Staaten zu beobachten und nichts gegen ihre innere oder äußere Ruhe zu unternehmen, wobei es immer das Recht behält, sich gegen jeden fremden Angriff zu vertheidigen.

„11. Der Hafen von Antwerpen wird, gemäß dem Art. 15 des Pariser Vertrags vom 30. Mai 1814, fortwährend blos ein Handelshafen sein.

„12. Die Theilung der Schulden wird in der Art stattfinden, daß auf jedes der beiden Länder die Gesammtheit der Schulden zurückfällt, welche ursprünglich, vor der Vereinigung, auf den verschiedenen Gebieten lasteten, aus welchen sie zusammengesetzt sind, und daß die gemeinschaftlich kontrahirten nach einem billigen Maßstab vertheilt werden.

„13. Liquidationskommissäre, die von beiden Seiten zu ernennen sind, werden alsbald zusammentreten. Der erste Zweck ihrer Versammlung wird sein, die Quote zu bestimmen, welche Belgien provisorisch und abgesehen von der Liquidation für die Abtragung eines Theils der Interessen der im vorhergehenden Artikel erwähnten Schulden zu bezahlen haben wird.

„14. Die Kriegsgefangenen werden von beiden Seiten, fünfzehn Tage nach Annahme dieser Artikel, zurückgegeben werden.

„15. Die in beiden Ländern auf Privatgüter gelegten Sequester werden alsbald aufgehoben werden.

„16. Kein Bewohner der von beiden Seiten geräumten Städte, Festungen und Landstriche wird wegen seines frühern politischen Benehmens in Untersuchung gezogen oder beunruhigt werden.

„17. Die fünf Mächte behalten sich vor, ihre Verwendung anzubieten, wenn dieselbe von den betheiligten Parteien in Anspruch genommen wird.

„18. Die gegenseitig angenommenen Artikel werden in einen Definitivvertrag verwandelt werden.

„Unterzeichnet: **Esterhazy, Talleyrand, Palmerston, Bülow, Matuszewicz.**

„Für gleichlautende Abschrift: Unterzeichnet: **Palmerston.**"

Definitivvertrag in 24 Artikeln, zwischen Holland und Belgien, beschlossen von der Konferenz in London.

Sendschreiben.

„Die unterzeichneten Bevollmächtigten Oesterreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Preußens und Rußlands, nach reiflicher Ueberlegung aller Mittheilungen, welche ihnen von dem belgischen Herrn Bevollmächtigten über die Mittel, einen Definitivvertrag in Betreff der Trennung Belgiens von Holland abzuschließen, gemacht worden sind, haben zu ihrem Bedauern in diesen Mittheilungen keine Annäherung gefunden zwischen den Ansichten und Wünschen der unmittelbar interessirten Parteien.

„Da sie gleichwohl Fragen, deren baldige Lösung ein Bedürfniß für Europa geworden ist, nicht länger im Ungewissen lassen konnten, sondern sie zu entscheiden gezwungen waren, wenn sie nicht das unberechenbare Unglück eines allgemeinen Kriegs daraus entstehen sehen wollten; da sie ferner über alle streitigen Punkte unterrichtet waren durch die Aufschlüsse, welche der belgische Herr Bevollmächtigte und die Herren Bevollmächtigten der Niederlande ihnen ertheilt, so haben die Unterzeichneten blos einer Pflicht Genüge gethan, deren sich ihre Höfe gegen sich selbst wie gegen die andern Staaten zu entledigen haben, und die bei allen Versuchen zu einer unmittelbaren Versöhnung zwischen Holland und Belgien unerfüllt geblieben ist; sie haben blos dem höchsten Gesetze eines europäischen Interesses ersten Ranges Geltung verschafft; sie haben blos einer innern gebieterischen Nothwendigkeit nachgegeben, indem sie die Bedingungen eines Endvergleichs festsetzten, welchen Europa, das den Frieden wünscht und seine Fortdauer zu verlangen berechtigt ist, seit einem Jahre vergebens in den von beiden Parteien gemachten, oder abwechselnd von der einen angenommenen und von der andern verworfenen Vorschlägen gesucht hat.

„Bei den Bedingungen, welche in den anfolgenden vierundzwanzig Artikeln enthalten sind, ist die Konferenz in London genöthigt gewesen, nur die Regeln der Billigkeit ins Auge zu fassen. Sie ist dem Eindruck des lebhaften Wunsches gefolgt, welcher sie beseelte, das Interesse mit den Rechten zu vereinbaren und

sowohl Holland als Belgien beiderseitige Vortheile, gute Grenzen, einen unbestreitbaren Stand des Territorialbesitzes, eine für beide Theile wohlthätige Handelsfreiheit und eine Schuldentheilung zu sichern, welche an die Stelle einer durchgängigen Gemeinsamkeit der Lasten wie der Vortheile treten und dieselben für die Zukunft trennen sollte, weniger nach allzu umständlichen Berechnungen, wozu selbst die Materialien nicht geliefert worden waren, weniger nach der Strenge der Vergleiche und Verträge, als der Absicht gemäß, die Lasten zu erleichtern und den Wohlstand beider Staaten zu fördern.

„Indem die Unterzeichneten den belgischen Herrn Bevollmächtigten einladen, die Artikel zu unterzeichnen, deren oben Erwähnung gethan ist, werden sie noch bemerken:

„1) Daß diese Artikel alle Kraft und Geltung eines feierlichen Vertrages zwischen der belgischen Regierung und den fünf Mächten haben;

„2) Daß die fünf Mächte die Vollziehung derselben verbürgen;

„3) Daß dieselben, wenn sie von beiden Parteien einmal angenommen sind, Wort für Wort in einen unmittelbaren Vertrag zwischen Belgien und Holland eingerückt werden sollen, welcher Vertrag außerdem blos Bestimmungen in Betreff des Friedens und der Freundschaft enthalten wird, die zwischen den beiden Ländern und ihren Souveränen stattfinden werden;

„4) Daß dieser Vertrag, nachdem er unter den Auspizien der Konferenz in London unterzeichnet worden ist, unter die förmliche Bürgschaft der fünf Mächte gestellt werden wird;

„5) Daß die fraglichen Artikel ein Ganzes bilden und keine Trennung zulassen;

„6) Daß sie endlich die endlichen und unwiderruflichen Beschlüsse der fünf Mächte enthalten, welche sich gemeinschaftlich dahin entschieden haben, die volle und gänzliche Annahme besagter Artikel durch die Gegenpartei, im Fall dieselbe sie verwerfen sollte, herbeizuführen.

„Die Unterzeichneten ergreifen diese Gelegenheit, dem belgischen Herrn Bevollmächtigten die Versicherung ihrer ausgezeichneten Hochachtung darzubringen.

„Unterzeichnet: **Esterhazy, Wessemberg, Talleyrand, Palmerston, Bülow, Lieven, Matuszewicz.**"

Text des Vertrages.

Art. 1. Das belgische Gebiet wird aus den Provinzen Südbrabant, Lüttich, Namur, Hennegau, Westflandern, Ostflandern, Antwerpen und Limburg bestehen, in der Art, wie dieselben einen Theil des im Jahre 1815 gegründeten vereinigten Königreichs der Niederlande gebildet haben, mit Ausnahme der im Artikel 4 bezeichneten Distrikte der Provinz Limburg.

Das belgische Gebiet wird außerdem den im Artikel 2 angezeigten Theil des Großherzogthums Luxemburg in sich begreifen.

Art. 2. Se. Majestät der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, willigt ein, daß im Großherzogthum Luxemburg die Grenzen des belgischen Gebiets so seien, wie sie hiemit beschrieben werden:

Von der französischen Grenze an, zwischen Rondange, das dem Großherzogthum Luxemburg bleiben, und Athus, das Belgien gehören wird, soll, nach der beigefügten Karte, eine Linie gezogen werden, die, indem sie Belgien die Straße von Arlon mit seinem Stadtbann und die Straße von Arlon nach Bastagne läßt, zwischen Mesanry, das auf dem belgischen Gebiete sein, und Clemency, das dem Großherzogthum Luxemburg bleiben wird, sich hinziehen soll, um nach Steinford zu führen, welcher Ort gleichfalls dem Großherzogthum bleiben wird. Von Steinford wird diese Linie in der Richtung von Eischen, Hecbus, Guirsch, Oberpalen, Grende, Nothomb, Pareth und Perlé bis nach Martelange verlängert werden: Hecbus, Guirsch, Grende, Nothomb und Pareth sollen Belgien angehören; und von Eischen, Oberpalen, Perlé und Martelange wird sich besagte Linie am Lauf der Sure hinab, deren Thalweg als Grenze zwischen den beiden Staaten dienen soll, bis gegenüber Tintange ziehen, von wo aus sie so direkt als möglich nach der gegenwärtigen Grenze des Bezirks Diekirch verlängert werden und zwischen Surrel, Harlange, Jauchemps, welche sie dem Großherzogthum Luxemburg lassen wird, und Houville, Iwarchems und Loutremange, welche einen Theil des belgischen Gebiets bilden werden, hinziehen soll; hierauf in der Umgegend von Doncols und von Soulez, welche dem Großherzogthum bleiben werden, die gegenwärtige Grenze des Bezirkes Diekirch berührend, wird die fragliche Linie der besagten Grenze folgen bis zu der des preußischen Gebiets. Alle Landstriche, Städte, Festungen und Ortschaften, welche westlich von dieser Linie liegen, werden Belgien gehören; und alle Landstriche, Städte, Festungen und Ortschaften, welche östlich von dieser selben Linie liegen, werden fortwährend dem Großherzogthum Luxemburg gehören.

Es versteht sich, daß die im Artikel 5 erwähnten Abgrenzungskommissäre, indem sie diese Linie vorzeichnen und so sehr wie möglich die oben mitgetheilte Beschreibung derselben so wie die Nachweisungen der, behufs größerer Klarheit, beigefügten Karte als Maßstab gelten lassen, auf die Oertlichkeiten und auf die Wünsche, die von beiden Seiten daraus erwachsen können, Rücksicht nehmen werden.

Art. 3. Se. Majestät der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, wird für die im vorhergehenden Artikel gemachten Abtretungen eine Entschädigung an Gebiet in der Provinz Limburg erhalten.

Art. 4. In Vollziehung des auf die Provinz Limburg bezüglichen

Theils vom Artikel 1 und in Folge der Abtretungen, welche Se. Majestät der König der Niederlande im Artikel 2 macht, wird besagte Majestät die Gebiete, deren Grenzen hierunten bezeichnet werden, sei es nun in der Eigenschaft eines Großherzogs von Luxemburg, oder so, daß sie Holland einverleibt werden, besitzen.

1) Auf dem rechten Maasufer werden den alten holländischen Besitzungen auf dem besagten Ufer in der Provinz Limburg die Bezirke dieser selben Provinz auf diesem selben Ufer beigefügt werden, die im Jahr 1790 den Generalstaaten nicht gehörten, so daß der gegenwärtige Theil von Limburg, der auf dem rechten Ufer der Maas liegt und zwischen diesem Fluß im Westen, der Grenze des preußischen Gebiets im Osten, der gegenwärtigen Grenze der Provinz Lüttich im Süden und dem holländischen Geldern im Norden eingeschlossen ist, fortan ganz Sr. Maj. dem König der Niederlande gehören wird, sei es nun in seiner Eigenschaft als Großherzog von Luxemburg, oder um Holland einverleibt zu werden.

2) Auf dem linken Maasufer wird, nach der hier beigefügten Karte, von dem südlichsten Punkt der holländischen Provinz Nordbrabant an eine Linie gezogen werden, welche sich bis an die Maas erstreckt, oberhalb Wessem, zwischen diesem Ort und Stevensweert, an dem Punkt, wo sich auf dem linken Ufer die Grenzen der gegenwärtigen Bezirke Ruremonde und Mastricht berühren, so daß Bergerot, Stamproy, Heer-Itteren, Ittervoord und Thorn mit ihren Weichbildern, sowie alle andern nördlich von dieser Linie gelegenen Ortschaften, einen Theil des holländischen Gebiets bilden werden.

Die alten holländischen Besitzungen in Limburg, auf dem linken Maasufer, werden Belgien gehören, mit Ausnahme von Mastricht, das mit einem Gebietsradius von 1200 Klaftern, von der äußeren Brustwehr der Festung auf besagtem Ufer dieses Flusses an, fortwährend mit vollem Oberherrlichkeits- und Eigenthumsrecht im Besitz Sr. Maj. des Königs der Niederlande bleiben wird.

Art. 5. Se. Maj. der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, wird sich mit dem deutschen Bunde und den Agnaten des Hauses Nassau über die Vollziehung der in den Artikeln 3 und 4 enthaltenen Bestimmungen, sowie über alle Vergleiche, welche die besagten Artikel nothwendig machen könnten, sei es nun mit den oben erwähnten Agnaten des Hauses Nassau, oder mit dem deutschen Bunde, verständigen.

Art. 6. Kraft der obigen Territorialbestimmungen entsagt jede der beiden Parteien gegenseitig für immer allen Ansprüchen auf die Landstriche, Städte, Festungen und Ortschaften, welche in den Grenzen der Besitzungen der andern Partei liegen, sowie dieselben in den Artikeln 1, 2 und 4 bezeichnet sind.

Die besagten Grenzen werden diesen selben Artikeln gemäß vorgezeichnet

Digitized by Google

werden von belgischen und holländischen Abgrenzungskommissären, welche sich so bald als möglich in der Stadt Mastricht versammeln werden.

Art. 7. Belgien, in den durch die Artikel 1, 2 und 4 angezeigten Grenzen, wird einen unabhängigen und für immer neutralen Staat bilden. Es wird gehalten sein, diese selbe Neutralität gegen alle andern Staaten zu beobachten.

Art. 8. Das Abfließen der Gewässer von Flandern wird zwischen Holland und Belgien abgemacht werden nach den Bestimmungen, welche in dieser Hinsicht im Artikel 6 des zwischen Sr. Maj. dem Kaiser von Deutschland und den Generalstaaten am 8. November 1783 abgeschlossenen Definitivvertrags festgesetzt worden sind, und dem besagten Artikel gemäß werden von beiden Theilen ernannte Kommissäre sich über die Vollziehung der Anordnungen, welche er ausspricht, verständigen.

Art. 9. Die Bestimmungen der Artikel 108 und 117, einschließlich, der allgemeinen Wiener Kongreßakte in Beziehung auf die freie Beschiffung der schiffbaren Flüsse und Ströme werden auf die schiffbaren Flüsse und Ströme angewandt werden, welche das belgische und das holländische Gebiet trennen, oder beide zugleich durchziehen.

Was insbesondere die Schifffahrt auf der Schelde betrifft, so wird es ausgemacht bleiben, daß das Lootsen und Abbaken, wie auch die Erhaltung des Fahrwassers der Schelde von Antwerpen abwärts, einer gemeinschaftlichen Aufsicht unterstellt, daß diese gemeinschaftliche Aufsicht durch von beiden Seiten hiezu ernannte Kommissäre geführt, daß mäßige Lootsungsgebühren durch gemeinschaftliche Uebereinkunft festgesetzt werden, und daß diese Gebühren für den holländischen wie für den belgischen Handel dieselben sein sollen. Auf gleiche Weise ist ausgemacht, daß die Beschiffung der Zwischenwasser zwischen der Schelde und dem Rhein, um von Antwerpen in den Rhein zu gelangen und umgekehrt, gegenseitig frei bleiben und nur mäßigen Zollgebühren unterworfen sein soll, welche provisorisch für den Handel beider Länder dieselben sein werden.

Kommissäre werden von beiden Seiten binnen Monatsfrist in Antwerpen zusammentreten, sowohl um den definitiven und bleibenden Betrag dieser Gebühren festzusetzen, als auch um über ein allgemeines Reglement für die Vollziehung der Bestimmungen des gegenwärtigen Artikels übereinzukommen und die Ausübung des Fischerrechts sowie des Fischhandels für den ganzen Umfang der Schelde, nach dem Maßstab einer vollkommenen Gegenseitigkeit zu Gunsten der Unterthanen beider Länder, in dasselbe einzuschließen.

Inzwischen, und bis das besagte Reglement beschlossen ist, wird die Beschiffung der obenerwähnten schiffbaren Flüsse und Ströme frei bleiben für den Handel beider Länder, welche in dieser Beziehung provisorisch die Tarife des am 31. März 1831 in Mainz für die freie Beschiffung des

Rheins unterzeichneten Vertrags, wie auch die andern Bestimmungen dieses Vertrags annehmen werden, so weit dieselben sich auf die schiffbaren Flüsse und Ströme anwenden lassen, welche das holländische und das belgische Gebiet trennen oder zugleich durchziehen.

Art. 10. Der Gebrauch der Kanäle, welche beide Länder zugleich durchziehen, wird für die Bewohner derselben fortwährend frei und gemeinschaftlich sein.

Es versteht sich, daß sie dieselben gegenseitig und unter denselben Bedingungen benützen; daß von beiden Seiten blos mäßige Gebühren auf die Beschiffung der Kanäle gesetzt werden.

Art. 11. Die Handelsverbindungen durch die Städte Mastricht und Sittard werden gänzlich frei bleiben und können unter keinem Vorwande beeinträchtigt werden.

Der Gebrauch der Straßen, welche sich durch diese zwei Städte ziehen und zu den Grenzen Deutschlands führen, wird nur der Bezahlung eines mäßigen Weggeldes zur Unterhaltung dieser Straßen unterworfen werden, so daß der Transithandel kein Hinderniß erleiden kann, und daß mittelst der oben erwähnten Gebühren diese Straßen immer in gutem Stande und geeignet zur Erleichterung dieses Handels unterhalten werden.

Art. 12. Im Fall, daß in Belgien eine neue Straße gebaut oder ein neuer Kanal gegraben würden, die gegenüber dem holländischen Kanton Sittard zu der Maas führten, dann wäre es Belgien erlaubt, von Holland, welches sich in dieser Voraussetzung nicht weigern würde, zu verlangen, daß besagte Straße oder besagter Kanal nach demselben Plane, ganz auf Kosten Belgiens, durch den Kanton Sittard hindurch bis an die Grenzen Deutschlands verlängert würden.

Diese Straße oder dieser Kanal, die nur zur Handelserleichterung dienen könnten, würden nach der Wahl Hollands gebaut werden entweder von Ingenieurs und Arbeitern, zu deren Verwendung im Kanton Sittard für diesen Zweck Belgien sich die Ermächtigung auswirkte, oder von Ingenieurs und Arbeitern, welche Holland liefern würde, und die auf Kosten Belgiens die beschlossenen Arbeiten ausführten, alles ohne irgend eine Last für Holland und unbeschadet seiner ausschließlichen Souveränetätsrechte auf das Gebiet, durch welches die fragliche Straße oder der Kanal zöge.

Die beiden Parteien würden durch gemeinschaftliche Uebereinkunft den Betrag und die Einnahmsweise der Weggelder festsetzen, die auf dieser selben Straße oder diesem selben Kanal zu erheben wären.

Art. 13. §. 1. Vom 1. Januar 1832 an wird Belgien in Folge der Theilung der Staatsschulden des vereinigten Königreichs der Niederlande mit einer Summe von acht Millionen viermalhunderttausend niederländischen Gulden als jährlichen Zinsen belastet bleiben, deren Kapitalien als Passiv-

rest von dem großen Buch in Amsterdam, oder von dem Passivrest des Staatsschatzes des vereinigten Königreichs der Niederlande auf den Passivrest des großen Buchs von Belgien übertragen werden sollen.

§. 2. Die in Folge des vorhergehenden Artikels, bis zum Betrag der Gesammtsumme von 8,400,000 niederländischen Gulden als jährlichen Zinsen, auf den Passivrest des großen Buchs von Belgien übergetragenen Kapitalien und eingeschriebenen Zinsen werden als Theil der belgischen Nationalschuld betrachtet werden, und Belgien verpflichtet sich, sowohl für die Gegenwart als für die Zukunft keinen Unterschied zwischen diesem Theile der Staatsschuld und irgend einer andern schon vorhandenen oder noch zu kontrahirenden belgischen Nationalschuld geltend zu machen.

§. 3. Die Bezahlung der obenerwähnten Summe von 8,400,000 niederländischen Gulden als jährlichen Zinsen wird regelmäßig, von Halbjahr zu Halbjahr, entweder in Brüssel oder in Antwerpen in baarem Gelde stattfinden, ohne daß sowohl für die Gegenwart als für die Zukunft ein Abzug irgend einer Art zulässig wäre.

§. 4. Mittelst Schaffung der besagten Summe von 8,400,000 Gulden als jährlichen Zinsen wird sich Belgien gegenüber von Holland jeder Verbindlichkeit für den Theilungsbetrag der Staatsschulden des vereinigten Königreichs der Niederlande enthoben finden.

§. 5. Von beiden Seiten ernannte Kommissäre werden binnen fünfzehn Tagen in der Stadt Utrecht zusammentreten, um zur Liquidation der für den Staatsschatz des vereinigten Königreichs der Niederlande bestimmten Fonds der Schuldentilgungskasse und der Bank von Brüssel zu schreiten. Es wird aus dieser Liquidation keine neue Last für Belgien erwachsen können, indem die Summe von 8,400,000 Gulden als jährlichen Zinsen seine sämmtlichen Passiva in sich schließt. Aber wenn sich aus der besagten Liquidation ein Aktivvermögen ergeben sollte, so werden Belgien und Holland dasselbe theilen nach Maßgabe der Steuern, welche jedes der beiden Länder während ihrer Vereinigung, den von den Ständen des vereinigten Königreichs der Niederlande verwilligten Budgets zufolge, bezahlt hat.

§. 6. In die Liquidation der Schuldentilgungskasse werden die Forderungen der Domänen, welche man domen los rentein nennt, mit einbegriffen; sie sind im gegenwärtigen Artikel nur zur Erinnerung angeführt.

§. 7. Die im §. 3 des gegenwärtigen Artikels erwähnten holländischen und belgischen Kommissäre, welche sich in der Stadt Utrecht zusammen einzufinden haben, werden außer der Liquidation, womit sie beauftragt sind, zur Uebertragung der Kapitalien und Zinsen schreiten, welche von der Theilungssumme der Staatsschulden des vereinigten Königreichs der Niederlande, bis zum Betrag von 8,400,000 Gulden als jährlichen Zinsen, Belgien zur

Last fallen müssen. Auch werden sie zur Auslieferung der Archive, Karten, Pläne und Urkunden aller Art schreiten, welche Belgien gehören oder seine Verwaltung betreffen.

Art. 14. Da Holland seit dem 1. November 1830 alle für die Gesammtheit der Staatsschulden des Königreichs der Niederlande nothwendigen Vorschüsse ausschließlich geleistet hat und dieselben auch noch für das am 1. Januar 1832 ablaufende Halbjahr leisten muß, so ist beschlossen worden, daß die besagten Vorschüsse, vom 1. November 1830 bis zum 1. Januar 1832 auf vierzehn Monate berechnet, im Verhältniß von 8,400,000 holländischen Gulden jährlichen Zinsen, womit Belgien belastet bleibt, dem holländischen Schatze drittelweise von dem belgischen Schatze zurückbezahlt werden sollen. Das erste Drittel dieser Zurückbezahlung wird von dem belgischen Schatze an den holländischen Schatz am 1. Januar 1832 entrichtet werden, das zweite am 1. April, und das dritte am 1. Juli desselben Jahres; von diesen zwei letzten Dritteln wird Holland ein auf fünf jährliche Procent berechneter Zins vergütet werden bis zur vollkommenen Abbezahlung an den obengedachten Verfallzeiten.

Art. 15. Der Hafen von Antwerpen wird, gemäß den Bestimmungen des Artikels 15 des Pariser Vertrags vom 30. Mai 1814, fortwährend nur ein Handelshafen sein.

Art. 16. Die Werke zum Nutzen des Staats oder einzelner Privaten, wie zum Beispiel Kanäle, Straßen oder andere ähnlicher Art, welche ganz oder theilweise auf Kosten des vereinigten Königreichs der Niederlande gebaut worden sind, werden nebst den daran geknüpften Vortheilen und Lasten dem Lande angehören, wo sie liegen. Es versteht sich von selbst, daß die zum Bau der Werke entlehnten und vorzugsweise hiefür verwendeten Kapitalien in die genannten Lasten mit einbegriffen werden, insofern sie noch nicht zurückbezahlt sind, und ohne daß die bereits geleisteten Zurückbezahlungen zu einer Liquidation veranlassen könnten.

Art. 17. Die Beschlagnahmen, welche in Belgien während der Unruhen, aus politischen Gründen über Vermögen und ererbte Besitzungen irgend einer Art verhängt worden sein sollten, werden unverzüglich aufgehoben, und der Genuß des besagten Vermögens und der besagten Besitzungen alsbald den rechtmäßigen Eigenthümern zurückerstattet werden.

Art. 18. In den beiden Ländern, deren Trennung in Folge der gegenwärtigen Artikel stattfindet, haben die Einwohner und Eigenthümer, wenn sie ihren Wohnsitz von einem Lande ins andere verlegen wollen, die Freiheit, zwei Jahre hindurch über ihre beweglichen oder unbeweglichen Besitzthümer, welcher Art sie nun immer sein mögen, zu verfügen, sie zu verkaufen und den Ertrag dieser Verkäufe, sei es nun in baarem Gelde oder in anderem

Werth, mitzunehmen ohne Hinderniß oder Bezahlung anderer Gebühren als derjenigen, welche gegenwärtig in beiden Ländern für Tausche und Uebertragungen üblich sind. Es versteht sich, daß für die Gegenwart und für die Zukunft auf den Genuß irgend eines Heimfalls- und Zurückziehungsrechtes gegenüber den Personen und Besitzthümern der Holländer in Belgien und der Belgier in Holland Verzicht geleistet ist.

Art 19. Die Eigenschaft eines gemischten Unterthanen wird in Beziehung auf das Besitzthum anerkannt und beibehalten werden.

Art. 20. Die Bestimmungen der Artikel 11 bis 21, einschließlich, des am 3. Mai 1815 zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossenen Vertrags, welcher einen integrirenden Theil der allgemeinen Wiener Kongreßakte bildet, Bestimmungen bezüglich auf die gemischten Eigenthümer, auf die Wahl des Wohnsitzes, wozu sie angehalten sind, auf die Rechte, welche sie als Unterthanen des einen oder andern Staates auszuüben haben, und auf die Nachbarschaftsverhältnisse bei den durch die Grenzen abgeschnittenen Besitzthümern, werden auf die Eigenthümer angewendet werden, welche sich in Holland, im Großherzogthum Luxemburg oder in Belgien in dem durch besagte Bestimmungen der Wiener Kongreßakte vorgesehenen Falle befinden.

Da die Heimfalls- und Zurückziehungsrechte von nun an zwischen Holland, dem Großherzogthum Luxemburg und Belgien abgeschafft sind, so versteht es sich, daß unter den obenerwähnten Bestimmungen diejenigen, welche sich auf die Heimfalls- und Zurückziehungsrechte beziehen würden, in den drei Ländern als null und nichtig angesehen sind.

Art. 21. Niemand in den Ländern, die ihre Herrschaft ändern, kann aus irgend einem Grunde unmittelbarer oder mittelbarer Theilnahme an den politischen Ereignissen in Untersuchung gezogen oder irgendwie beunruhigt werden.

Art. 22. Die Pensionen und Disponibilitäts-, Quieszenten- und Entlassungs-Gehalte werden in Zukunft von beiden Seiten allen Titularen, sowohl im Zivil als im Militär, welche gemäß den vor dem 1. November 1830 gültigen Gesetzen ein Recht darauf haben, ausbezahlt werden.

Es ist beschlossen, daß die obgesagten Pensionen und Gehalte der auf den Gebieten, welche heutzutage Belgien ausmachen, gebornen Titulare nach wie vor von dem belgischen Schatze, und die Pensionen und Gehalte der auf den Gebieten, welche heutzutage Holland ausmachen, gebornen Titulare von dem holländischen Schatze bezahlt werden müssen.

Art. 23. Alle Reklamationen der belgischen Unterthanen in Beziehung auf Institute, die ihnen eigenthümlich angehören, wie z. B. Wittwenfonds und die unter dem Namen Stiftungsfonds und Pensionskasse für Zivil und Militär bekannten Fonds werden von der gemischten Liquidationskommission,

von welcher im Artikel 13 die Rede ist, geprüft und nach dem Inhalt der Reglements, unter welchen diese Fonds oder Kassen stehen, entschieden werden.

Die geleisteten Kautionen, sowie die Einzahlungen, welche von den belgischen Rechnungsbeamten gemacht worden sind, die gerichtlich niedergelegten Gelder und sonstige Hinterlegungen werden gleichfalls ihren Eigenthümern auf Vorzeigung ihrer Rechtsansprüche zurückerstattet werden.

Wenn belgische Unterthanen von den sogenannten französischen Liquidationen her noch Einschreibungsgebühren geltend zu machen hätten, so werden diese Forderungen gleichfalls von besagter Kommission geprüft und liquidirt werden.

Art. 24. Sogleich nach Austausch der Ratifikationen des Vertrags, welcher zwischen den beiden Parteien stattzufinden hat, werden an die Kommandanten der beiderseitigen Truppen die nothwendigen Befehle abgesandt werden wegen Räumung der Landstriche, Städte, Festungen und Ortschaften, welche ihre Herrschaft verändern. Die bürgerlichen Behörden daselbst werden zu gleicher Zeit die nothwendigen Befehle erhalten zur Uebergabe dieser Landstriche, Städte, Festungen und Ortschaften an die Kommissäre, welche zu diesem Behuf von beiden Seiten ernannt sein werden. Diese Räumung und diese Uebergabe werden in der Art stattfinden, daß sie in Zeit von fünfzehn Tagen oder wo möglich noch früher beendigt sein können.

Unterzeichnet: **Esterhazy, Wessemberg, Talleyrand, Palmerston, Bülow, Lieven, Matuszewicz.**

(Ende der historischen Dokumente des dritten Bandes.)

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C008560557

Digitized by Google